Hausfrauen-Zeitung

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Einunddreißigster Jahrgang.

1895.

Inhaltsangabe der Hausfrauenzeitung, Jahrg. 1895.

Nr.

1. Erzählungen und Gedichte.

Wie Trudchen zu ihrem Mann kam. Erzählung von E. v. Schüz . . . 1, 2, 3
Die Millionenpfundnote von Mark Twain 4, 5, 6, 7
Aus Sturmesnoth, Gedicht . . . 7
Häuslichkeit, Gedicht . . . 8
Schwester Josephine. Roman von Carl Greg 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27
Frau? Erzählung von Strange Winter 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36
Aus großer Zeit. Gedicht . . . 30
Vorwärts. Gedicht . . . 31
Nein diese Fliegen. Erzählung von Frey . . . 32
Glauben Sie an Träume? . . . 32
Schlagfertiger Witz . . . 33
Krank. Von Marie Stona . . . 34
Der Dackl. Gedicht . . . 35
Zigeuner. Von Marie Stona . . . 37
Von der hohen Tatra. Von H. Baum . . . 37
Verloren. Erzählung . . . 38, 39, 40
Johanna Ambrosius . . . 39
Uebereilung . . . 40
Fünfzehn Minuten Aufenthalt . . . 41
Einquartirung. Erzählung von Arnold 42, 43, 44, 45, 46
Meeres- u. Herzensstürme. Von Carl Greg 47, 48, 49, 50, 51, 52

2. Erziehung.

Das Kind soll laut reden lernen . . . 18
Kinderunarten, ihre Beseitigung . . . 39
Das darfst Du nicht . . . 41
Nachsichtige Mutter . . . 46
Wassertrinken kleiner Kinder . . . 51

3. Gesundheit.

Citronen als Heilmittel gegen Gicht . . . 1
Nutzen des Aepfelessens . . . 1
Trinken beim Essen . . . 1
Gesunde Luft im Schlafzimmer . . . 3
Hautausschläge und deren Behandlung . . . 4
Zahl der Pulsschläge . . . 5
Wassergenuß . . . 10
Gegen grüne Tapeten . . . 12
Heilwirkung des Honigs . . . 14
Ist Gärtnern gesund? . . . 14
Hygienische Bedeutung des Sonnenlichtes . . . 19
Reines und unreines Blut . . . 20
Frau und Fahrrad . . . 21
Der Zorn vom hygienischen Standpunkt . . . 27
Temperatur des Mineralwassers . . . 27
Gesundheitspflege . . . 28
Platzfurcht . . . 30
Gesundes Trinken . . . 31
Verbrennen der Haut . . . 31
Automatischer Arzt . . . 31
Schlucken . . . 31
Schafmilch als Krankennahrung . . . 31
Turnen der Frauen . . . 46
Alter und Kälte . . . 48
Kindesalter und Alkohol . . . 48
Haarwasser . . . 48, 49
Nähmaschinenarbeit und Gesundheit . . . 51
Blutende Wunden . . . 51

4. Mode.

Neue Moden . . . 16, 38
Aus dem Reiche der Mode . . . 29
Seidensaison 1895 . . . 38

5. Obst- und Gartenbau.

Gartenarbeiten im Januar . . . 1
Immerblühender Goldlack . . . 2
Fuchsia Christoph Columbus . . . 2
Champignonzucht in Cementfässer . . . 3
Blumenzwiebeln zum Treiben . . . 3
Bespritzen der Stubengewächse . . . 3
Schutz gegen Hasenfraß . . . 4
Neues Geräth . . . 4
Gartenarbeiten im Februar . . . 5
Anlage von Mistbeeten . . . 6
Rebendüngung . . . 6
Kleine Gurkentreiberei . . . 7
Gartenarbeiten im März . . . 9
5 Pelargoniensorten . . . 9
Behandlung der Obstbäume beim Ausgraben . . . 9
Gartenarbeit im April . . . 13
Verjüngen der Gummibäume . . . 14
Wie macht man Baumwachs . . . 14
Schöne Hyacinthensorten . . . 14
Maltakartoffeln . . . 15
Faschinendrainage . . . 15
Künstliche Düngung der Obstbäume . . . 15
Frühjahrsarbeiten . . . 15
Waldschneeglöckchen . . . 15
Salat im Hausgarten . . . 15, 16, 17, 18, 19
Verspätetes Pflanzen . . . 18
Beerencultur am Spalier . . . 18
Gartenarbeit im Mai . . . 18
Gurkencultur . . . 19
Erbsenbestecken . . . 19
Etwas Praktisches . . . 19
Hühnerdünger . . . 19
Mistbeet und Rasen . . . 19
Schülerbeete . . . 19
Rasenmähmaschinen . . . 21
Spargelpflanze . . . 21
Russische Zwiebelvermehrung . . . 21
Schwämme am Obstbaum . . . 21
Gartenarbeit im Juni . . . 22
Virginische Kletterrose . . . 22
Brombeerencultur . . . 22
Zwerg-Iris . . . 22
Spargelpflanze . . . 25
Jäten und Hacken . . . 25
Amerikanisches Obst . . . 25
Gartenarbeit im Juli . . . 26
Schatten und Schutz . . . 26
Allerlei nützliche Garteninsecten . . . 27
Obstbäume . . . 27
Wasserrose . . . 27
Meischen im Kirschbaum . . . 27
Mund's Brausekanne . . . 27
Petersilie als Einfassung . . . 29
Schulgarten . . . 30
Abgeblühte Blumen . . . 30
Trockenheit und Obstbäume . . . 30
Kieswege . . . 30
Dörren von Obst . . . 30
Lieblingsblumen . . . 32
Wildlinge, Bewurzelung . . . 32
Ziersträuchercultur . . . 33
Hyacinthen . . . 33
Gartenarbeit im August . . . 34
Knollenbegonie . . . 35
Gartenarbeiten im September . . . 36
Madiges Obst . . . 37
Anleitung zum Spargelbau . . . 38
Treiben des Blumenkohls . . . 40
Mistbeecterde . . . 40
Gartenarbeit im October . . . 41
Hyacinthentöpfe . . . 41
Ueberwintern der Georgine . . . 41
Obstzüchter . . . 42
Frühlingsblumen im Winter . . . 42
Bepflanzung von Wegen mit Obst . . . 43
Stachelbeeren ohne Stacheln . . . 43
Obstverkauf . . . 43
Gartenarbeit im November . . . 44
Araucarien . . . 45
Schädlinge im Garten . . . 46
Gartenbuch für Anfänger . . . 46
Winterschutz im Garten . . . 47
Obstverwerthung . . . 48
Spätherbstarbeiten . . . 48
Gartenarbeit im December . . . 49

6. Land- und Hauswirthschaft.

Toilettenschwämme zu reinigen . . . 1
Nähmaschinen-Behandlung . . . 1
Vogelmilbenfalle . . . 2
Vernünftige Fütterung der Hühner . . . 2
Kiefers neuer Trichter . . . 3
Fensterputzen . . . 3
Streumittel für Geflügelställe . . . 3
Hühnercholera . . . 4
Luftdichter Fensterverschluß . . . 4
Teiche im Winter . . . 6
Scheere zum Schlachten des Geflügels . . . 6
Wirkliche Nutzhühnerzucht . . . 6, 10, 13, 14
Teichwirths Frühlingssorgen . . . 9
Behandlung des Hundes . . . 12
Behandlung des Schuhzeugs . . . 12, 13
Besetzung d. Teiche mit Aalen, Karpfen u. Krebsen 14
Staub zu verhüten . . . 15
Aufbewahrung des Mehles . . . 15
Schimmel im Keller . . . 15
Ungeziefer im Hühnerstalle . . . 16
Linoleum reinigen . . . 19
Salzsäure im Haushalt . . . 19
Tuberkulose der Hühner . . . 20
Hühnerläuse . . . 20
Magermilch zur Geflügelmast . . . 22
Versendung todter Fische . . . 22
Junges Gemüse . . . 25
Pflanzen für Bienen . . . 25
Conservirung von Gemüsen u. Früchten . . . 27
Winke für junge Hausfrauen . . . 28
Linoleum-Arbeiten . . . 30
Hutfedern reinigen . . . 30
Strohmatten reinigen . . . 30
Versengte Wäsche . . . 30
Alte Stiefel . . . 30
Eisschrank-Reinigung . . . 30
Frisches Schweinefleisch im ganzen Jahr . . . 31
Alter der Hühner . . . 32
Kleidungsstücke, wasserdichte . . . 32
Hühnerzucht . . . 33
Hartgewordene Pinsel . . . 33
Einbaumleiter . . . 34
Glanzstärke . . . 34
Conservirung von Trauben . . . 34
Versendung von Rebhühnern . . . 35
Ideal-Einmachgläser . . . 35
Gemüsevorbereitung . . . 35
Frische Hühnereier . . . 36
Hühnerkrankheiten . . . 36
Versand von Obst . . . 38
Fliegengift . . . 38
Kindergarderobe . . . 39
Obstverpacken . . . 39
Mälzereien . . . 40
Obstfaß . . . 41
Obstverkauf . . . 43
Wildversand nach Berlin . . . 44
Mast- und Brutmaschinen . . . 45
Gute Küche . . . 45
Gänseschlachten . . . 46
Fleischgift-Hautgout . . . 46
Großes Schweineschlachten . . . 47
Taubenzucht . . . 47
Rost . . . 47
Ratten und Mäuse . . . 47
Jagdwild als Reisegepäck . . . 47
Tödten der Aale . . . 47
Eierschalen . . . 47
Futter für Jagdhunde . . . 47
Seehundsschinken . . . 48
Schlachten der Fische . . . 48
Endivien den bitteren Geschmack zu nehmen . . . 51
Brennwerth der Hölzer . . . 51

7. Koch- und Backrecepte.

Weiße Bohnensuppe . . . 1
Salat von eingelegten Gurken . . . 1
Chrysanthemum-Salat . . . 2
Wilde Ente . . . 3
Kalbszungen . . . 3
Wels . . . 3
Schinken in Burgunder . . . 4
Rehkoteletten . . . 4
Gebackenes Eis . . . 4
Ochsenschwanzsuppe . . . 4
Schwedischer Salat . . . 5
Hotch-Potch . . . 5
Cervelatwurst . . . 5
Erbsensuppe mit Schweinsohren . . . 12
Polnische Karpfen . . . 12
Hammelkarree mit Reis . . . 13
Poupiettes von Heringen . . . 13
Leberreis . . . 14
Hammelkarree mit Gemüse . . . 14
Krambambuli . . . 15
Salzburger Nockerln . . . 16
Jungenragout . . . 19
Steinbutte . . . 19
Reis mit Pilzen . . . 20
Cardi mit Mark . . . 20
Marseiller Suppe . . . 20
Spargelragout . . . 21
Rhabarber-Kaltschale . . . 21
Rhabarber-Reis . . . 21
Gebratenes Spanferkel . . . 22
Grünkernsuppe . . . 25
Hammelkoteletten . . . 25
Grüne Erbsen . . . 25
Suppe mit Spargelpüree . . . 26
Hammelrücken mit Portwein . . . 26
Aepfel- und Stachelbeertorte . . . 26
Stachelbeersaft . . . 26
Erdbeeren einmachen . . . 26
Kohlrabi . . . 27
Stachelbeer-Auflauf . . . 27
Stachelbeeren, einmachen . . . 27
Gebackene Hühner . . . 28
Schleie mit saurer Sahne . . . 28
National-Kochbuch . . . 28
Muscatnüsse . . . 28
Erdbeergelee . . . 29
Krebsschwänze mit Reis . . . 29
Suppe Julienne . . . 30
Junge mit Gurken . . . 30
Kohlrabi . . . 30
Schweinefilets mit Oliven . . . 31
Kohlrabi . . . 31
Hollunderbeeren, Verwendung . . . 33
Bouillon mit Spargel . . . 33
Lendenbraten . . . 33
Kaisergemüse . . . 33
Gurkenrecepte . . . 34, 35, 36
Mürber Teig . . . 34
Schleie . . . 35
Melonen . . . 36
Quitten . . . 36
Perlzwiebeln . . . 36
Seezunge . . . 36
Taubenpastete . . . 36
Champignons . . . 37
Senfbirnen . . . 39
Heidelbeerwein . . . 41
Brombeeren, Einmachen . . . 41
Scharlotten . . . 41
Tomaten . . . 41
Seezunge . . . 42
Ebereschen . . . 42
Pfirsich . . . 42
Kressensamen . . . 42
Quittengelee . . . 42
Hasenklein . . . 44
Heringskartoffeln . . . 45
Rosenkohl mit Zunge . . . 45
Welschkohl mit Rebhuhn . . . 46
Hirschrecepte . . . 48
Heringspastete . . . 48
Kräutersauce . . . 48
Gänseklein . . . 48
Hammelfleisch . . . 48
Gänseleber . . . 48
Taubensuppe . . . 49
Weihnachtsgebäcke . . . 51

8. Belehrendes und Unterhaltendes.

Kometenschicksale . . . 1
Der gemüthliche Schläfinger . . . 1
Destillirte Metalle . . . 1
Schreibmaschinen . . . 2
Geschichtliche Fleckenreinigung . . . 3
Nationalglückwunsch für Bismarck . . . 4
An unsere Mitschwestern vom Lande . . . 4, 5
Herkunft der Pflanzenwelt im Riesengebirge . . . 4, 5
Der Kauz . . . 5
Leben der Insecten . . . 6
Verschlagene Vögel auf der See . . . 6
Decnstschien für ene Köksch . . . 6
Namen einzuprägen . . . 6
Kleiderordnungen . . . 7, 9
Aufruf des Thierschutzvereins . . . 10
Vorurtheile . . . 10
Edelsteine . . . 12
Stütze der Hausfrau . . . 12
Ein berühmter Schneider . . . 12
Sind Frauen wirklich das schwache Geschlecht . . . 13
Culinarisches . . . 13
Wie können wir sparen . . . 13
Rosenöl . . . 14
Leuchtende Schminken . . . 15
Maltakartoffelschwindel . . . 15
Mädchenbibliothek Freia . . . 16
Schnecken, Schneckenvertilgung . . . 16, 17
Die Eiszeit . . . 17
Erbschaft . . . 18
Maß zu halten ist gut . . . 18
Altdeutsche Speisekarte . . . 20
Erziehung der Mädchen im alten Rom . . . 21
Von der Hamburger Wasserkante . . . 21
Amerikana . . . 21
Einheimische Giftschlangen . . . 22
Alles schon dagewesen . . . 25
1900 kein Schaltjahr . . . 25
Amerikanisches Obst . . . 25
Junges Gemüse . . . 25
Der längste Tag . . . 26
Garteninsecten, nützliche . . . 27
Geheimniß des Hauses . . . 28
Krieg und Sieg 1870.71 . . . 28
Fabrikation der Wachsperlen . . . 28
Ueber Muskatnüsse . . . 28
Nationales Kochbuch . . . 28
Dippes Samenkulturen in Quedlinburg . . . 29
Schreiben und Malen mit dem Munde . . . 30
Erfindung des Fingerhutes . . . 31
Höhe der Wolken . . . 31
Kuckuck im Bachstelzennest . . . 31
Lieblingsblumen . . . 32
Fertigwerden . . . 32
Der reichste Fürst . . . 35
Giftpilze . . . 35
Segen der vier Wände . . . 36
Alkohol und Co. . . . 38
Große und kleine Ferienkinder . . . 39
Sprüche in Molkereien . . . 39
Abreise der Schwalben . . . 41
Poesie der Steinkohle . . . 42
Zukunft der Erde . . . 43, 44
Das Haar . . . 43
Frauenkalender . . . 44
Gartenmoden . . . 45
Geschichte der Kochkunst . . . 45, 46
Erziehung der Bauerntöchter . . . 46
Leben der Wasserinsecten . . . 46
Fischreichthum der Nordsee . . . 46
Zum 3. Gebot . . . 48
Helgoland . . . 49
Schont die Fledermaus . . . 49
Angenehmes Wintervergnügen . . . 49
Thierleben in nordischen Meeren . . . 51
Verdeutschung in der Gärtnerei . . . 51
Aepfelnamen . . . 51

Breslau, 4. Januar 1895. Neunter Jahrgang. — № 1.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Wie Trudchen zu ihrem Manne kam.

Erzählung von Elisabeth v. Schütz.

[Nachdruck verboten.]

Reges Treiben herrschte auf dem Hauptbahnhof von Dresden Es war die Saison für Reiselustige. Jeder, der es irgendwie ermöglichen konnte, begab sich auf die Wanderschaft, um Sommerfrischen, Bäder oder sonstige Erholungsstätten aufzusuchen.

Der augenblicklich auf dem Perron haltende Tagesschnellzug schien bereits ziemlich stark besetzt und noch strömte das Publikum, sich stoßend und puffend, von allen Seiten herbei. Dazwischen suchten sich Kofferträger und Postbeamte mit ihren gelben Karren, laut rufend, Bahn zu brechen.

Inmitten der Menge kamen zwei jugenliche Mädchengestalten daher, denen ein widerwillig folgendes Dachshündchen zeitweis das Vorwärtskommen noch erschwerte. Dasselbe ließ sich ein Stück Weges vermittelst eines Lederriemens vorwärts ziehen, dann aber blieb es stehen und wollte trotz strenger oder liebevoller Zurufe der jungen Damen nicht weiter gehen.

Endlich beschloß die eine derselben, kurzen Prozeß zu machen und nahm das Thierchen, trotzdem sie schon mit einer eleganten Reisetasche, Blumen ꝛc. beladen war, auf die Arme.

„So ists recht", meinte die andere bei diesem Verfahren, „sonst kommen wir durch Waldmanns Eigensinn gar nicht ans Ziel und der Zug dampft dir schließlich vor der Nase davon! Ach, liebste Trude, — fast wünschte ich es, daß es so käme" — setzte sie hinzu, „denn der Abschied von dir wird mir doch ganz unmenschlich schwer!"

„Ja, Rosi", erwiderte die also Angeredete, „mir geht es gerade wie dir. „Die Wochen bei euch waren aber auch mehr wie reizend und ich werde bei Tante und Onkel ordentliches Heimweh nach euch lieben Menschen empfinden!"

„Nun, hoffentlich kommst du bald wieder," gab Rosi zurück, „und dann amüsire dich nur unterwegs möglichst gut, suche dir nette Reisegesellschaft aus. Da sind wir ja — „Damenkupee" nimmt sicher keinen Hund auf — „Nichtraucher" schon eher — bitte Schaffner, wo finden wir Platz?"

Rosi schien mit ihrer Behauptung recht zu haben, denn ein finster blickendes Frauenantlitz schaute bereits zum Fenster des Damenkupees heraus und eine zankende Stimme rief: „Ich protestire gegen Hundegesellschaft ein- für allemal!" Trude aber sah rathlos vor sich hin, indem sie zu der Freundin sagte: „Mama hat mir geschrieben, ich sollte immer Frauenkupee fahren und von meinem Waldmann, den mir dein guter Vater geschenkt, will ich mich nicht trennen, was soll ich nun thun?"

„Da werden Sie wohl ins Hundekupee spazieren müssen", meinte schmunzelnd der Schaffner, der die letzte Bemerkung gehört. Man sah ihm jedoch an, es war nicht ernst gemeint, die beiden hübschen Mädchengesichter verfehlten ihre Wirkung nicht, nur einen kleinen Schreck wollte er den jungen Damen einjagen. „Oder ein anderer Vorschlag", setzte er hinzu, „die beiden Herren hier im „Nichtraucher" werden wohl, denke ich, nichts dagegen haben, wenn solch angenehme Gesellschaft dazu kommt, und nehmen den kleinen Köter gewiß mit in Kauf!"

„Große Ehre", meinte der zunächst des Fensters sitzende Herr, der den ganzen Vorgang mit sichtlichem Interesse beobachtet hatte, während der andere durch seine Zeitungslektüre in Anspruch genommen schien. Fragend schauten Trudens blaue Augen die Freundin an und sich mit ihr etwas von dem Kupee entfernend, sagte sie: „Rosi, was räthst du mir? Soll ich Mama ein Mal ungehorsam sein, um mich nicht von dem netten Waldmännchen zu trennen?"

„Natürlich steigst du hier ein", gab diese resolut zurück. „Du thust ganz einfach, als wärest du verheirathet — nichts leichter als das — du kehrst deinen breiten Ring um, daß man den blauen Stein nicht sieht, und ich gebe dir Grüße an den Gatten mit, nebenbei ein herrlicher Spaß! Als Frau aber hast du ganz andere Rechte und wirst ganz anders respectirt."

„Richtig, so wird's gemacht, das ist ein kapitaler Einfall," rief jetzt die muntere Trude, der die Lebenslust aus den Schelmenaugen schaute und deren Bedenken bei dem Vorschlage der Freundin schwanden. „Ich werde dir berichten, wie ich meine Rolle als Frau ausführte!"

„Aber nun muß die Schwatzerei ein Ende haben, meine Damen", unterbrach der Schaffner jetzt die beiden Mädchen in ihrer Unterhaltung, „nun schnell herein, mein Fräulein, mit sammt dem Teckel!"

„So leb' mir wohl, meine Herzens-Rosi", sagte Trude, indem sie die Freundin umarmte, um dann in das Kupee zu steigen, „und danke auch deinen lieben Eltern noch tausend Mal für alle Güte!"

„Und du grüße auch deinen Gatten, das vergiß ja nicht!" rief Rosi mit möglichst erhobener Stimme in das Kupee hinein, „er soll dir bald wieder Urlaub geben!"

Jetzt ein Zuschlagen der Thüre, ein Nicken und Winken und langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Trude aber schaute zum Fenster hinaus, so lange sie Rosi noch sehen konnte.

Waldmann — des Reisens ungewohnt — begann durchdringende, winselnde Klagetöne auszustoßen, und mahnte seine junge Herrin an ihren noch unerzogenen, kleinen Reisegefährten. Erschrocken wandte sie sich vom Fenster weg und versuchte, das Dachshündchen durch Streicheln und Zureden zu beruhigen — aber alles umsonst — sein Winseln ging sogar in lautes Heulen über.

Trudchen sah ihren beiden Mitreisenden jetzt zum ersten Male ins Auge, gleichsam prüfend, ob sie auf Nachsicht rechnen dürfe für die doch wenig angenehmen Laute, die ihr Waldmann ausstieß. — Dann, in der Ueberzeugung, keine Fehlbitte zu thun, sagte sie mit der ihr eigenen freundlichen Anmuth, die ja so bestechlich wirkt: „Ich bitte die Herren, zu verzeihen, daß mein Hund solche Ungelegenheiten bereitet, ich will auf der nächsten Station versuchen, in ein vielleicht leeres Kupee zu steigen — denn", setzte sie mit reizender Natürlichkeit hinzu: „in den Hundezwinger kann ich das niedliche Thier nicht bringen."

„Durchaus keine Ursache, sich zu beunruhigen, gnädige Frau," beeilte sich der, dem jungen Mädchen schräg gegenüber sitzende Herr zu erwidern, „ich bin selbst Hundeliebhaber und bitte dringend, auf mich keinerlei Rücksicht zu nehmen. Der kleine Neuling auf Reisen wird sich schon in das Unabänderliche finden."

Dankbar blickten Trudchen's Augen den freundlich Redenden an, um sich dann fragend dem eifrig Lesenden zuzuwenden. Dieser schaute in die Höhe und sagte in gebrochenem Deutsch: „Is mich egal, ob kleine Vieh mitfahrt, besser als kleine Kind! Ik steigen auch in ein halbe Stund' aus, also Madame keine Angst vor mich haben."

Trudchen konnte ein Lächeln über die komische Redeweise des Ausländers nicht unterdrücken, aber die Hauptsache blieb, er war auch ein nachsichtiger Reisegefährte. So athmete sie erleichtert auf und drückte beiden Herren ihren Dank aus. — Dem Dachs wurde ein behagliches Plätzchen auf dem Plaid zurecht gemacht, dann entnahm sie ihrem eleganten Reisetäschchen ein fein gebundenes Buch, in der Absicht zu lesen.

Jetzt, da sie sich ruhiger fühlte, gedachte sie wieder des Vorschlages ihrer Freundin Rosi und lachte im Innern darüber, daß jener Herr da drüben, der übrigens ein sehr ansprechendes Aeußere besaß, sie wirklich als Frau anredete. Das war doch ein herrlicher Spaß, und nun mußte sie ihn auch in dem Glauben erhalten, daß sie verheirathet sei. — Zu diesem Zwecke streifte sie ihren wildledernen Handschuh von der Hand ab und siehe da, der gefällige Türkis war bereits nach innen gedreht, so daß man nur den breiten goldenen Reif des Ringes sah. Das geschah alles wie absichtslos und Trudchens feines weißes Händchen hielt jetzt den rothen Einband von Wolf's „Recht der Hagestolze" vor die Augen, um sich in dies schöne Werk zu vertiefen.

Der Fremde aber vertiefte sich indeß in sein fesselndes Gegenüber. Er beschaute die kastanienbraunen, gelockten Haare, die weiße Stirn mit den fein gezeichneten Augenbrauen und das ganze liebreizende, jugendfrische Antlitz mit großem Wohlgefallen. „Und wenn sie erst die dunkelblauen Augen aufschlägt, dann ist sie geradezu gefährlich hübsch", sagte er sich im Innern und zugleich beschlich ihn ein Gefühl des Bedauerns, daß ein so junges Geschöpf schon die Fesseln der Ehe tragen mußte.

Walter Horstmar war bisher ein Feind der Ehe überhaupt, er liebte seine Bücher, seine Wissenschaft über alles und hatte Damengesellschaft fast grundsätzlich gemieden, damit keine dieser „fühllosen Larven", denen man in der Welt begegnete, jemals versuchen könnte, ihn in ihre Bande zu ziehen.

Trudchen fühlt wohl den langen, forschenden Blick ihres gegenüber auf sich ruhen oder war sie durch etwas anderes von ihrer Lectüre abgezogen, empfand vielleicht das Verlangen, sich zu unterhalten — kurz, sie legte das Buch bei Seite und ihr Blick begegnete sich mit dem von Walter Horstmar.

Die geistig belebten Züge des ungefähr 35jährigen Mannes waren zugleich ungemein vertrauenerweckend und das junge Mädchen dachte unwillkürlich: „Eine bessere Reisegesellschaft hättest du sicher nicht finden können; ich muß Rosi von ihm schreiben — wenn er nur noch eine Weile mit mir zusammen führe!"

„Gnädige Frau haben da ein vielgelesenes Buch", begann jetzt der Herr die Unterhaltung, „und finden dasselbe gewiß auch so anziehend, wie all die vielen Anhänger der Wolff'schen Schriften?"

„Reizend, herrlich ist es", beeilte sich Trude voller Enthusiasmus zu entgegnen, der bei der erwähnten Anrede „gnädige Frau" das Blut gewaltig in die zarte Wange stieg, „und Sie theilen doch gewiß meinen Geschmack?"

„Ich muß zu meiner Schade gestehen, daß ich das Buch noch nicht gelesen", nahm Horstmar das Wort, „nicht etwa aus Oppositionsgeist, sondern weil ich mich selten, fast nie zu einer Romanlectüre herbeilasse, lieber in meinen alten, staubigen Folianten forsche." Und als Trudchen's Blauaugen ihn erstaunt ob solch' gelehrten Sinnes betrachteten, setzte er hinzu: „Und bei diesem Buch, gnädige Frau, leiten mich vielleicht noch andere Gründe, es nicht erst zu lesen. Nennen Sie es Vorurtheile, aber ich glaube in diesen Blättern eine Geißelung der „Hagestolze", also meines eigenen Standes zu finden!"

„Also unverheirathet", dachte Trudchen, „meine Reisebekanntschaft beginnt mich — eigentlich — noch mehr zu fesseln. Ich kann doch der Rosi viel hübscher berichten, wenn es sich um einen interessanten Hagestolz, anstatt um einen Ehemann handelt."

Und in ihrer frischen, natürlichen Art und Weise, die dem Hagestolz ungemein gefiel, sagte sie: „Ach, Sie glauben nicht, wie gerade der Held anziehend geschildert ist, man muß ihn lieb haben! Zuletzt wird er allerdings, was Ihnen vielleicht nicht gefällt, von seinen Vorurtheilen bekehrt und es endet mit einer glücklichen Verlobung. Sie müssen das Buch wirklich lesen!"

Das kam alles so unbefangen heraus, so im Bewußtsein, daß er sie, ja für eine Frau hielte, denn freilich, als junges Mädchen durfte sie doch kaum so frei heraus über Verlobung u. s. w. sprechen, da gab es immer enge Schranken der Unterhaltung!

„Ich will versprechen, das von Ihnen so warm empfohlene Buch zu lesen", gab Horstmar jetzt zurück, „aber ob ich Ihnen so unbedingt beistimme, das frägt sich doch noch. Sie, meine Gnädigste, urtheilen vom Standpunkt einer glücklich Verheiratheten, ich von dem eines der Ehe Abgeneigten, und finde die Lösung, d. h. den bezwungenen Hagestolz, gewiß nicht so anziehend!"

So sprechend, dachte er im Innern: „Dies anmuthige Wesen könnte mich fast meinen bisherigen Grundsätzen untreu machen, wenn — sie nicht bereits versagt wäre!"

Trude aber, in einer kleinen Anwandlung von Streitsucht entgegnete: „Sie können doch kaum wissen, ob ich die Ehe für ein unbedingtes Glück halte. Wie oft wird Jemand durch die Angehörigen oder durch sonstige Verhältnisse hineingetrieben — ich allerdings würde —"

Erschrocken hielt sie hier inne — beinahe wäre sie aus der Rolle gefallen und hätte sich lächerlich gemacht, indem sie gerade offenbaren wollte, daß sie selbst sich niemals zu einer Ehe würde treiben lassen! Ihre Komödie wäre dann verrathen gewesen, und diese mußte doch, wohl oder übel, nun consequent bis zur Trennung von ihrem Reisegefährten durchgeführt werden.

Dankbar war sie daher für eine Unterbrechung der immerhin in gefährliche Bahnen einlenkenden Unterhaltung. Der andere Herr verließ nämlich das Kupee, indem er, sich höflich verbeugend, sagte: „Ik wünschen gute Reise vor Madame und kleine Vieh, was sich jetzt Ruhe hat! Empfehle mir."

Trudchen dankte freundlich und schaute dann auf das buntbewegte Treiben, welches auf dem Perron herrschte, hinaus. Dort wurden die verschiedensten Eßwaaren feilgeboten und einer der zudringlichen Verkäufer rief, zu Walter Hostmar gewandt: „Kaufen für Frau Gemahlin die schönen Früchte zur Erfrischung!" Dieser wies den Mann mit einer Handbewegung fort, nahm aber Gelegenheit, bei einem kleinen Blumenmädchen einen Strauß köstlicher vielfarbiger Rosen zu erstehen, um denselben seiner anmuthigen Reisegefährtin zu überreichen. Das junge Mädchen nahm den Strauß sichtlich erfreut mit herzlichem Dank entgegen und verbarg ihre sich mehrende Verlegenheit, indem sie dem lange vergessenen Waldmann ihre Aufmerksamkeit zuwandte.

Die Kupeethüre wurde geschlossen, der Zug setzte sich wieder langsam in Bewegung und die beiden befanden sich im tête-à-tête.

„Wenn Mama das wüßte," dachte Trudchen, „daß ich mit einem Herrn solo reise — oh, sie würde schelten! Aber was hilfts — es mußte so sein und eigentlich konnte es kaum hübscher kommen, als es gegenwärtig war. Wie er wohl heißen mag? Wohin er wohl fährt" — also fragte sie sich im Innern und fühlte, daß der Reisegefährte ihr entschiedenes Interesse einflößte. Dieser, als hätte er Trudchens Fragen und Wünsche errathen, zog eine Brieftasche hervor, und derselben eine Visitenkarte entnehmend, überreichte er sie dem jungen Mädchen mit den Worten: „Verzeihen, gnädige Frau, daß ich bisher versäumte, mich Ihnen vorzustellen und rechnen Sie diese Zerstreutheit einem Hagestolz nicht zu streng an."

Dankend nahm Trude die Karte entgegen und las: „Professor Walter Horstmar" und schaute darauf fast ehrfurchtsvoll in die Höhe, indem sie entgegnete: „Schon Professor! Ich habe immer gedacht, die Professoren müßten alt und sonderbar sein — aber das trifft doch bei Ihnen ganz und gar nicht zu!" „Ach, wenn ich blos noch wüßte, wo er her ist!" dachte sie dabei.

Horstmar aber, den das natürliche frische Wesen seiner Reisegefährtin immer mehr anzog, fühlte lebhaft den Wunsch in sich aufsteigen, ihren Namen zu erfahren und sagte, seinen Gedanken Worte leihend: „Und ist es unbescheiden, wenn ich mir auch Ihren Namen erbitte, gnädige Frau?"

Jetzt bemächtigte sich Trudchens eine entsetzliche Verlegenheit. Was sollte sie nun sagen? Ihren wirklichen Namen, Gertrud von Willmers, durfte sie ihm nicht nennen, man konnte nie wissen, was daraus entstand und lächerlich wollte sie sich diesem Mann gegenüber nicht machen, um keinen Preis! Da fiel ihr in ihrer gänzlichen Rathlosigkeit ein, wie wäre es, wenn sie ihm die Visitenkarte der Tante Schmidt einhändigte, welche diese ihr neulich aus vorsorglicher Liebe geschickt, damit man, falls ein Eisenbahnunglück

passirte, gleich Bescheid wüßte, an welche Adresse die Mittheilung zu richten sei. Ihre Tante würde voraussichtlich nie mit dem interessanten Professor in Berührung kommen, Schmidt war außerdem ein Name, der fast überall in mehrerrn Exemplaren vertreten, — sie mußte sich als „Frau Regierungsrath Schmidt" einführen, das war der beste Ausweg aus diesem Dilemma.

(Fortsetzung folgt.)

Kometenschicksale.*)

Das Leben des Tages ruht, Dunkel deckt die Welt. Da richtet der Astronom in einsamer Stille das entfernungkürzende Glas nach dem Firmamente. Er sucht dort alte Bekannte. Er will wieder und wieder messen und bestimmen, wo sie stehen, damit in alle Zukunft spätere Geschlechter mit immer größerer Genauigkeit da oben ein Netz bekannter Sterne finden mögen, deren Oerter ihnen so wenig fremd sind, wie die Straßen und Plätze der Heimathstadt.

Langsam, in gemessenem Tacte rinnt die Zeit dahin; Stern auf Stern erscheint an den einzelnen Fäden, deren ein ganzes System zur Ermöglichung genauester Bestimmungen in der Bildebene des Fernrohrs ausgespannt ist. Sie sind dem Forscher vertraut, alle die kleinen Lichtpunkte und Scheibchen, die da wieder an ihm vorbeiziehen. Doch plötzlich, ganz weit da hinten, draußen in der fernsten Tiefe des Alls ein schwaches Glimmen!

Wie ein zartes Lichtwölkchen schwebt es dort, noch kaum erkennbar. Noch so undeutlich, daß die Feststellung seines Ortes am Himmel durch Messung der Abstände von bekannten Sternen große Schwierigkeit macht. Nie ist an jener Stelle dies Wölkchen gesehen worden. Heute hat's der Forscher zum ersten Male da erblickt. Und morgen schon findet er es nicht mehr am selben Orte. Es hat sich weiter bewegt. Ein Komet ist entdeckt.

Aus fernen Himmelsräumen kommt er herabgestiegen, die so weit ab von uns liegen, daß in ihre Nacht kein menschliches Auge, auch nicht mit der stärksten Sehwaffe, jemals dringen wird. Auf weiter Bahn, deren Ursprung sich unserer Erkenntniß ebenfalls immer entziehen wird, eilt er durch das All. Und wenn er dann zum ersten Male als ein schwaches bleiches Fünkchen im Fernrohr erschienen ist, so ist das ein Zeichen, daß sein Weg nun nach der Gegend unseres Sonnensystems gerichtet ist. Dieser Weg kann ihm zum Todeswege werden.

Denn mächtige Gewalten harren hier seiner. Wenn er erst jenen Weg beschritten, dann zieht ihn vor Allem die Königin unserer Tage in den Kreis der Weltkörper, die sie in ewigem Umschwunge erhält. Aber wenn dann, unter dem Einfluß dieser gewaltigen Centralkraft, der Komet in das System eingetreten ist und sich anschickt, eine Bahn zu wandeln, die ihn um die Sonne herumführt, da muß er noch eine Gegend passiren, in der eine Kraft thront, die geradezu seine Existenz als Individuum zu zerstören vermag, wenn er ihr zu sehr naht.

Das ist das System des Planeten Jupiter mit seinen fünf Monden. Dieser größte und mächtigste Planet unseres Systems ist dem Kometen gegenüber in der That ebenso gefährlich, wie jene sagenhaften Polypengestalten des Alterthums es waren für Schiff und Schiffer. Kommt ein Komet auf seiner Wanderung in den engeren Wirkungsbereich des Jupiter, so wird durch die dann übermächtige Anziehung jenes Planeten die Bahn des Kometen oft so geändert, daß die Rechnungen, die man auf Beobachtungen des Kometen vor seiner Jupiternähe gründet, zu ganz wesentlich anderen Resultaten führen können, als diejenigen, denen Beobachtungen aus der Zeit nach der Jupiternähe zu Grunde liegen. Es kann dann geradezu scheinen, als ob man es mit zwei verschiedenen Körpern zu thun habe.

Im Jahre 1767 ging ein Komet, der nach seinem Entdecker als der Lexell'sche bezeichnet wird, durch das Jupitersystem hindurch. Dadurch erlitt seine Bahn so radicale Aenderungen, daß z. B seine Umlaufszeit um die Sonne, die vorher 48 Jahre betragen hatte, auf 5½ Jahre herabgemindert wurde. Und wiederum, im Jahre 1779, wurde der Komet auf seiner Wanderung in nächster Nähe am Jupiter vorbeigeführt, seine Bahn aufs Neue stark verändert, und seine Umlaufszeit um die Sonne wurde nun zu etwa 16 Jahren gefunden.

Dies Beispiel wird genügen, um eine Vorstellung von der Macht des Jupiter über die Kometen zu geben. Und es wird nun Niemanden in große Verwunderung setzen können, wenn wir sagen, daß jener Planet auch geradezu Kometen zertrümmern könne. In der That wird eine so außerordentliche Kraft auf Gebilde aus so außerordentlich wenig dichter Materie unter Umständen zerstörend einwirken müssen.

Wir haben es ja erlebt im Jahre 1889, wie, fast vor den Augen des Beobachters, ein von Brooks entdeckter Komet sich zunächst in drei Theile spaltete, die dann eigene Bahnen zogen!

Welche Schwierigkeiten erwachsen für den Astronomen, der die Verfolgung von Kometen zu seinem besonderen Studium gemacht hat. Er darf nicht die oft übermäßige Mühe und Arbeit scheuen, die Bahn eines Kometen Punkt für Punkt durch Jahrzehnte hindurch rechnerisch zu verfolgen, wenn er einigermaßen sich die Hoffnung erhalten will, den Kometen nach einem längeren Zeitraum wiederzufinden. Und doch ist all diese Arbeit oft noch vergeblich! Ein anderer Komet ist durch die mächtige Anziehung des Jupiter in die Bahn des früheren gezwungen worden, so daß weit früher, als wir erwarteten, in jener Bahn ein Komet erscheint. War die Rechnung falsch? Giebt es unerkannte Kräfte im All, die nicht immer wirkend, plötzlich einen Kometen antreiben, schneller auf seinem Pfade dahinzueilen?

Die erstere Frage drängt sich dem erstaunten Gemüthe vielleicht immer zunächst auf in solchen Fällen. Die letztere lauert immer im Hintergrunde, wenn irgend etwas in der Natur nicht ganz erklärlich erscheint. Der Forscher wird sie zwar nie aufwerfen. Denn das ist eben das „Exacte" an den exacten Wissenschaften, daß es ihr oberstes Princip ist, stets zu streben, alle Erscheinungen immer nur aus bekannten Kräften und Gründen, und durch bekannte Wirkungsweisen jener Kräfte zu erklären; nicht aber die Räthsel der Welt lösen zu wollen durch beliebige Annahme von Kräften und Gründen, die anders geartet und anders wirkend sind, als diejenigen, die wir wahrnehmen und erkennen.

Als nun die immer mehr vorschreitende Forschung gefunden hatte, daß oft nicht nur zwischen zwei, sondern zwischen mehreren Kometenbahnen ganz überraschende Aehnlichkeiten stattfanden, so daß man zunächst „glauben" konnte, daß alle diese Bahnen einem und demselben Himmelskörper angehörten, da ergab sich die Nothwendigkeit, ein Mittel zu finden, durch dessen Anwendung man mit möglichst großer Wahrscheinlichkeit entscheiden könne, ob solche Kometen, die gleiche oder nahezu gleiche Bahnen durchlaufen, auch wirklich identisch seien.

Einer der bedeutendsten Astronomen der Gegenwart, Herr F. Tisserand zu Paris, hat nun in ganz einfacher Weise — das Ei des Kolumbus! — ein Entscheidungsmittel oder Kriterium für die Lösung der Frage nach der Identität zweier Kometen gegeben.

Aus einer geistvollen mathematischen Untersuchung zeigt er uns nämlich, daß zwei Kometen nur dann identisch sein können, wenn sie in der Nähe des Jupiter, oder genauer: beim Eintritt in und Austritt aus dieses Planeten engerem Wirkungsbereich sich mit gleicher Geschwindigkeit um den Planeten bewegen.

Da diese Geschwindigkeiten sich aber sehr leicht berechnen lassen, so ist der Forschung nunmehr ein weites Feld erschlossen, das die interessantesten Ausblicke eröffnet. Und wie ganz anders wird auch der Laie einen Kometen ansehen, von dem wir ihm sagen können, daß er schon früher herabgeschaut habe auf die Glanzzeit des alten Roms, daß die kaum christlich gewordene Menschheit des großen Frankenreichs vor ihm gezittert, und daß endlich zu der Zeit, da der große Religionskampf unser Vaterland durchwüthete, der geängstete Bürger nach ihm als einer Zuchtruthe des Himmels ausgeschaut habe.

In der That führt uns die exacte Untersuchung der Identität zweier Kometen oft in weite Vergangenheit zurück.

Schon weiter oben habe ich den Kometen von Lexell angeführt. Der amerikanische Astronom Chandler hatte schon vor einigen Jahren die Vermuthung ausgesprochen, daß der fünfte Komet von 1889, den Brooks, ebenfalls in Amerika, entdeckt hat, mit jenem Lexell'schen Kometen identisch sein möchte. Eine neuere Untersuchung des französischen Gelehrten Schulhof macht in der That diesen Zusammenhang sehr wahrscheinlich, so daß wir von späteren Rechnungen, die das ganze Beobachtungsmaterial umfassen, wohl eine definitive Bestätigung erwarten dürfen.

Aber es scheint auch, als ob ein im Jahre 1886 von Finlay entdeckter Komet ebenfalls mit dem berühmten Lexell'schen Kometen in nahem Zusammenhange stehe; und endlich werden wir einen im Jahre 1485 erschienenen Kometen höchst wahrscheinlich nur als ein früheres Auftreten des mehrfach genannten Kometen anzusehen haben, so daß wir also hier eine Gruppe von vier Kometen vor uns haben, die in irgend einem engeren Zusammenhang stehen,

Solcher Gruppen ließen sich noch mehrere anführen. Da es sich dabei aber um teleskopische Kometen handelt, die dem Leser nicht bekannt sind, so sei davon abgesehen.

Nur eins sei noch erwähnt. Ich habe oben an die Theilung des Brooks'schen Kometen im Jahre 1889 erinnert. Es ist nicht das erste Mal gewesen, als wir damals Zeuge einer solchen Zerstörung eines Himmelskörpers wurden. Im Jahre 1826 entdeckte der Oesterreicher Biela einen Kometen, der bald als periodisch von einer Umlaufszeit von 6¾ Jahren erkannt wurde. Ungünstige Stellung zur Sonne und Erde ermöglichten seine Beobachtung allerdings erst bei seiner dritten Wiederkehr, zu Ende des Jahres 1845. Im November und December zeigte er nichts Auffallendes. Da, im Januar 1846, nahm man merkwürdige Vorgänge an dem Kometen wahr, die mit dessen Zerfall in zwei Kometen von ungleichem Glanze endeten. Nie ist der Komet als solcher wiedergesehen worden. Im November 1872 hätte er wiedererscheinen sollen, und seine Stellung war für Beobachtungen außerordentlich günstig. Nichtsdestoweniger konnte der Komet trotz eifrigen Suchens nicht gefunden werden. Aber am 27. November jenes Jahres ereignete sich jener großartige Sternschnuppenfall, dessen sich die Leser erinnern werden.

Damit war sichtbar geworden, wovon die Astronomen schon vorher überzeugt gewesen waren. Der Komet Biela war aus der Reihe der Einzelwesen verschwunden. Er hat sich aufgelöst. Und als Ueberbleibsel von ihm kreist jetzt in seiner Bahn ein mächtiger Sternschnuppenschwarm, der in längeren Perioden die Erdbahn kreuzt und zur Erscheinung kommt.

Was aber das Interessanteste ist, das ist die aus der Untersuchung Schulhofs hervorgehende große Wahrscheinlichkeit, daß die Katastrophe, deren Zeuge wir bei dem Biela'schen Kometen wurden, nicht die erste war, die jener Körper erlebt. Es ist nämlich kaum ein Zweifel möglich, daß der im Jahre 1873 von Coggia entdeckte Komet nicht einst mit dem Biela'schen vereint gewesen sei. Beide würden dann also Trümmer eines und desselben großen Kometen der Vorzeit sein. Der eine Theil hat sein Einzeldasein schon beendet. Der andere, der Komet Coggia, geht dieser Auflösung noch entgegen.

Und das ist der Fall bei allen periodischen Kometen. Alle kommen sie einmal in den gefährlichen Machtbereich des Jupiter, der die leichte Kometenmasse jedesmal bei ihrer Annäherung ein wenig auflockert, bis dann das Ende, die Zerstörung eintritt.

Dazu kommen dann freilich noch innere Vorgänge in dem Kometen, die auf Spaltung und Zerfall hinarbeiten. In der That besitzt eine große Anzahl der gewöhnlichen teleskopischen Kometen ein eigenthümlich granulirtes Aussehen, das ohne Zweifel auf einen beginnenden derartigen Theilungsproceß hindeutet.

*) Aus „Plaudergänge im Weltall" von Harry Gravelius.

Der gemittliche Schläfinger.

Finf Biehm — 's is ock ne Lumperei,
Die wirst De wull no übrig hoan —
Fix, fix und greif' ei's Täschel nei —
Und schoaff Der da Kalender*) oan, —
Der is Der schläsch mit Strunk und Stiel,
Gemittlich is a, woarm vu Herzen —
Und macht Der Surgen woas und Schmerzen,
Do hat a'n' Medecin derfür:
A brengt Der lust'ge Stückel viel
Und mit da Schnokeln, mit da Scherzen
Kurirt a olle Wiehthoat Dir.
A Dukter is's — die Dukterei
Is billig und o gutt derbei —
Finf Biehm — s'is anne Lumperei —
Fix, fix und greif' ei's Täschel nei.

*) Mit diesem freundlichen Zuspruch empfiehlt Max Heinzel seinen originellen Kalender „der gemittliche Schläfinger", Verlag von Heege, Schweidnitz.

Destillirte Metalle.

Es war längst bekannt, daß **Silber** verdunstbar ist. Man hat nun gefunden, daß bei Anwendung von einem elektrischen Bogen und unter dessen großartiger Hitze das Silber in wenigen Augenblicken zu vollständigem Kochen gebracht werden kann und leicht in einen passenden Condensator überdestillirt, indem es sich in dem Condensationsrohre in Form von Kügelchen niederschlägt, die eine Größe zwischen kleinen Schrotkörnern und solchen von mikroskopischer Beschaffenheit haben.

Platin schmilzt in wenigen Minuten, fängt auch bald nachher zu verdunsten an und condensirt sich als glänzende, kleine Kugeln und feiner Staub.

Aluminium destillirt sehr schnell und condensirt sich als graues, mit Kügelchen gemischtes Pulver von glänzendem, metallischen Schimmer. — **Zinn** destillirt ebenso mit Leichtigkeit und enthält das condensirte Product gewöhnlich in beträchtlichem Verhältniß sonderbare, faserige Bestandtheile des Metalles.

Von **Gold** ist die Destillation in dem elektrischen Ofen besonders interessant. Eine Masse Rauch von heller gelblich-grüner Farbe wird an den Elektroden-Oeffnungen ausgeworfen und das Metall setzt sich im Condensator in Form eines Pulvers von schönem Glanze ab. Das Pulver besteht aus genau regelmäßigen Kügelchen, welche — unter dem Mikroskop betrachtet — die gewöhnliche gelbe Goldfarbe zu reflectiren scheinen. Auf der unteren Seite des Ofendeckels werden drei verschiedene ringförmige Niederschläge bemerkt, wovon der innere aus gelben Kügelchen von beträchtlicher Größe besteht, mit metallischem Niederschlag ringsherum von kleineren Kügelchen in einer Größe, welche eine durchsichtige Färbung reflectiren und außerhalb desselben befindet sich ein ringförmiges Sublimat von dunkler Purpurfarbe.

Mangan ist merkwürdig verdunstbar; eine Quantität von 400 Gramm verdunstet vollständig in 10 Minuten.

Eisen ist ebenfalls rasch destillirt und ergiebt einen grauen Niederschlag, unter welchem sich zahlreiche kleine Theilchen mit glänzender Oberfläche befinden.

Auch **Kupfer** destillirt in ähnlicher Weise und giebt metallische Kügelchen.

Ja, man hat es weit gebracht,
Die Luft, die hat man fest gemacht,
Aus Gold und Silber blauen Dunst —
Wie groß ist doch der Menschen Kunst!

Die Citrone als Heilmittel gegen Gicht.

Daß die Citrone als Heilmittel gegen Gicht empfohlen wird, ist eine vielleicht mancher Hausfrau bereits bekannte Thatsache. Es unterliegt indessen auch keinem Zweifel, daß sie gegen manche andere Uebel mit Vortheil angewendet werden kann. Gegen Würmer und Hautkrankheiten ist der regelmäßige Genuß der Kranken und Gesunden gleich angenehmen Limonade (aus frischen Citronen, nicht etwa aus Citronenessenz bereitet!) von erprobter Wirkung und schadet auf keinen Fall. Gegen Stein-, Leberleiden und Gelbsucht soll sie von großem, wohlthätigen Einfluß sein. Gegen Scorbut ist sie eines der besten Mittel. Die Matrosen, die dieser Krankheit am meisten ausgesetzt sind, bedienen sich des mehr oder weniger verdünnten Citronensaftes gern und viel als Vorbeugungsmittel gegen die drohende und für die bereits vorhandene Plage. Frostbeulen werden durch Auflegen von Citronenscheiben erfolgreich behandelt. Hühneraugen erweichen sich durch dasselbe Verfahren in einer Nacht so vollständig, daß sie am anderen Morgen mit der größten Leichtigkeit abgekratzt und herausgehoben werden können. Warzen, die häßlichen Schmarotzer der Haut, sollen einem längeren Behandeln mit Citronensäure weichen. Gegen Schuppen auf der Kopfhaut soll durch kräftiges Einreiben mit Citrone ein des Sieges vollkommen sicherer Krieg geführt werden. Die Citrone, der man noch manche andere Heilkraft beimißt, ist also im guten Sinne des Wortes unbestritten fast ein Universalmittel.

Der Nutzen des Aepselessens.

Ueber den Nutzen des Aepselessens spricht sich Herr Dr. Stötzer in Bötzow wie folgt aus: „Der Apfelgenuß, besonders unmittelbar vor dem Schlafengehen, ist ein bewährtes Mittel zur Förderung der Gesundheit. Der Apfel liefert nicht nur eine vorzügliche Nahrung, er ist zugleich eines der hervorragendsten diätetischen Mittel. Derselbe enthält mehr Phosphorsäure in leicht verdaulicher Verbindung, als irgend ein anderes pflanzliches Erzeugniß der Erde. Sein Genuß, besonders unmittelbar vor dem Schlafen, 1. wirkt vortheilhaft auf das Gehirn, 2. regt die Leber an, 3. bewirkt, wenn regelmäßig vor dem Schlafengehen genossen, einen ruhigen Schlaf, 4. desinficirt die Gerüche der Mundhöhle, 5. bindet die überschüssigen Säuren des Magens, 6. paralisirt hämorrhoidale Störungen, 7. befördert die secretirende Thätigkeit der Nieren, 8. hindert somit die Steinbildung, 9. schützt ferner gegen Verdauungsbeschwerden und 10. gegen Halskrankheiten."

Ueber das Trinken beim Essen.

Mir war, schreibt ein Leser des „Schweiz. Volksarztes", das Weintrinken bei Tische verleidet, und da bekanntlich das Trinken kalten Wassers beim Essen der Verdauung hinderlich ist, indem es den Magen erkältet und den Mageninhalt für das erste Stadium der Verdauung zu sehr verdünnt, und ich doch bei dem Essen Durst verspürte, so rieth mir meine Tochter — die es mit Erfolg schon längere Zeit thut — nach jedem Gang nur einen Schluck lauwarmes (blutwarmes) Wasser zu trinken, was gar nicht eklig ist, im Gegentheil gut schmeckt. Dieses lauwarme Wasser convenirt mir sehr und seither beobachte ich, daß meine Verdauung viel leichter vor sich geht und keine Beschwerden verursacht. Aber wenn brunnenkaltes Wasser und Wein beim Essen der Verdauung hinderlich sind, wie viel mehr muß eisgekühltes Wasser, Bier und Wein — wie es jetzt an den Hoteltischen allgemein üblich ist — die Verdauung beeinträchtigen, indem dadurch der Magen arg durchkältet wird. Ohne Warmhaltung des Magens keine normale Verdauung. — Kein Wunder, daß Magenleiden so allgemein herrschen wie nie zuvor, und daß Zahnleiden durch das unvernünftige Trinken eisgekühlten Weines, Bieres und Wassers ebenfalls allgemein herrschen, und in Folge dessen auch die Zahnärzte sich wie Pilze vermehrt haben.

Gartenarbeiten im Januar.

Im **Blumengarten** ist in diesem Monat nicht viel vorzunehmen; bei günstiger Witterung sind die Erdmagazine umzuarbeiten und zu vervollständigen. Nach Thauwetter sehe man bei feineren Ziersträuchern und Zierpflanzen nach, ob sie von Frost gehoben sind. Ist dies der Fall, so drücke man sie wieder fest und bedecke die Wurzeln mit Erde. Bäume und Sträucher sind auszuputzen, zu beschneiden und, wenn nöthig, zu düngen. Alle Arten Blumenzwiebeln, Treibsträucher, Maiblumen u. s. w. sind zum Treiben einzustellen. Aussaaten von Farren und Gloxinien sind zu machen, Blumensamen ist zu reinigen und zur Aussaat vorzubereiten. Gartengeräthe sind auszubessern, Etiketten, Blumenstäbe und Senkhäkchen anzufertigen.

Im **Obstgarten** werden manche Arbeiten wegen der Festtage im vergangenen Monat liegen geblieben sein, welche bei günstiger Witterung jetzt ausgeführt werden können. Man unterwerfe seine Obstbäume einer nochmaligen genauen Prüfung, schneide zunächst alles dürre, überflüssige oder schlecht gestellte Holz aus, damit das Fruchtholz genügend Sonne und Luft bekommt, wodurch die kommenden Früchte größer, schöner und auch wohlschmeckender werden. Die Baumstämme besichtige man genau, kratze die Eierschwämme des Schwammspinners sorgfältig ab und verbrenne sie; zusammengesponnene Blätter in der Baumkrone, sowie die Eiringe an den jungen Zweigen sind heraus zu schneiden und ebenfalls zu verbrennen. — Stehen die Bäume zu nahe aneinander, so haue man die kränklichen und krüppeligen heraus, damit die andern mehr Raum zu ihrer Entwickelung bekommen. Für Neupflanzungen hebe man die Pflanzlöcher aus, damit die Erde durch Frost und Schnee zersetzt und dadurch besser wird. — Die der Nahrung bedürftigen Bäume dünge man mit Jauche oder nehme 3 Theile Superphosphat und 2 Theile schwefelsaures Kali, löse diese in 50 Theilen Wasser auf und gieße es in die in der Kronentraufe vorher gebohrten oder gegrabenen Löcher. Mit der Winterveredelung kann begonnen werden. Nachdem die Wildlinge an den Wurzeln gestutzt worden sind, werden sie kurz über dem Wurzelhalse veredelt. Nach der Veredelung werden die Baumpflanzen etikettirt, sortenweise in einem kühlen Keller in Sand eingeschlagen und angegossen; hier bleiben sie bis April, worauf sie in die Baumschule gepflanzt werden. Ungünstige Witterung benutze man, um Baumpfähle anzufertigen und die Werkzeuge in Stand zu setzen.

Im **Gemüsegarten** kann bei offenem Boden mit dem Rijolen, Düngen und Umgraben auf rauhe Furche fortgefahren werden. Von Frost gehobene Erdbeerpflanzen u. s. w. drücke man behutsam an und umgebe sie mit verrottetem Dünger oder Composterde. Die in Gruben oder Beeten aufbewahrten Winter- und Samengemüse sind bei warmer Witterung zu lüften und von faulen Blättern zu reinigen. Für Carotten, Blumenkohl, Salat und Radieschen können die ersten Mistbeete angelegt werden; man nehme hierzu frischen Pferdemist und mache auch gute Umschläge.

Kochrezepte.

Weiße Bohnensuppe.

2—2½ Stunden. 10 Personen. Ein halbes Kilo weiße Bohnen quellt man am Abend vor dem Gebrauch in Wasser ein, gießt dasselbe am Morgen ab, kocht die Bohnen mit Wasser und einem Stück Butter weich, und rührt sie durch ein Sieb. Inzwischen hat man in einer kleinen Casserole kleingeschnittenen Sellerie, Mohrrüben, Petersilienwurzeln, Porree, nebst einem Bündchen Petersilie, Majoran und Thymian in Wasser weich gekocht, hiermit verrührt man die durchgeschlagenen Bohnen, giebt so viel von Liebig's Fleischextract bereitete Bouillon wie erforderlich hinzu, macht die Suppe mit etwas Schwitzmehl seimig, läßt sie noch ½ Stunde kochen und richtet sie mit gerösteten Semmel-Croutons an.

Salat von eingelegten Gurken.

¼ Stunde. 10 Personen. Eingelegte Salz- und Pfeffergurken geben, geschält und in feine Scheiben geschnitten, mit Oel, gestoßenem Pfeffer, wenn erforderlich noch mit etwas Essig angerührt, einen sehr guten Salat, der namentlich zum Rindfleisch schmeckt.

Hauswirthschaft.

Toilettenschwämme zu reinigen.

Man wäscht die Schwämme gut in warmem Wasser, drückt sie gehörig aus und wäscht sie dann so lange mit Citronensaft, bis sie weiß und geschmeidig sind; hierauf werden sie in reinem Wasser gespült und getrocknet. Wird diese Reinigung von Zeit zu Zeit wiederholt, werden die Schwämme nie mehr so glitscherig, auch muß man dieselben gleich nach dem Gebrauche auswaschen und zum Trocknen aufhängen.

Die Behandlung der Nähmaschine.

Das Einölen der Nähmaschine (was wenigstens alle vier Wochen geschehen sollte) geschieht oft auf ganz verkehrte Weise, nämlich mit Petroleum. Man nehme dazu nur feinstes Maschinenöl und verfahre hierbei wie folgt: Zunächst entfernt man das Schiffchen aus der Maschine und nimmt den Treibriemen ab. Alsdann gießt man mittels eines kleinen Oelkännchens reinstes Petroleum in die Oellöcher, sowie an alle reibenden Theile der Maschine. Diese wird dann einigemal vor- und rückwärts getreten. Petroleum besitz nämlich eine lösende und reinigende Kraft, das alte, dick und harzig gewordene Oel aufzuweichen. Nach einigen Minuten werden sämmtliche geölte Theile sorgfältig mit einem trockenen und reinen Lappen abgerieben, damit alles Petroleum vollständig entfernt wird. Nun erst geschieht das richtige Einölen mit Maschinenöl, das auch viel mehr Fettgehalt besitzt als das Petroleum. Der Treibriemen kann, nachdem man ihn von allem Unreinen und Harzigen befreit, leicht mit Petroleum eingerieben und sammt dem Schiffchen an Ort und Stelle gebracht werden.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 11. Januar 1895. Neunter Jahrgang. — № 2.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Wie Trudchen zu ihrem Manne kam.

Erzählung von Elisabeth v. Schüz.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Nachdem sie also, um Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen, ihr Ledertäschchen eine Weile durchsucht, überreichte sie Horstmar die in Frage stehende Karte, auf welcher überdies — daran hatte sie in ihrer Eile freilich nicht gedacht — Wohnort, Straße und Hausnummer, alles in vorsorglicher Weise vorgemerkt war.

Sichtlich erfreut nahm Horstmar von der Adresse Kenntniß und wandte sich Trudchen mit den Worten zu: „Welch' glücklicher Zufall — ich bin vor einigen Tagen an die Universität nach Leipzig berufen und heute auf dem Wege dorthin. Somit fahren wir demselben Ziel entgegen und ich darf vielleicht hoffen, daß sich unsere Wege in Leipzig noch einmal kreuzen!"

Wie froh hätte diese Nachricht das junge Mädchen gestimmt, wäre sie nicht durch Uebermuth in diese Comödie der Täuschungen hinein gerathen! War sie nicht entsetzlich blamirt, wenn Horstmar einen Besuch bei der Regierungsräthin Schmidt machte und statt ihrer das gute, alte Tantchen als Hausherrin vorfand? Ja, er würde sie mitleidig betrachten, wenn er ihren „Backfischstreich" entdeckte. — „Man soll doch niemals lügen", dachte sie und unwillkürlich fiel ihr ein Sprüchlein aus der Kinderzeit ein, das hieß: „Lügen haben kurze Beine." Ja, wahrlich, weit kam man mit diesen kurzen Beinen nicht, man blieb damit stecken, wie Figura zeigte.

Sie konnte nun nicht, wie es sich gehört hätte, ihren freundlichen Reisegefährten auffordern, sie zu besuchen, sondern mußte den Schein der Unhöflichkeit auf sich fallen lassen. Stockend erwiderte sie daher in sichtlicher Verwirrung: „Es ist ja sehr schön, daß unser Reiseziel das gleiche; gewiß wird es Ihnen in Leipzig gut gefallen, da es doch so viel bietet!"

Und nun ließ sie sich auf eine Unterhaltung über Concerte und Theater ein, was man ja in der kunstsinnigen Stadt alles auf's beste genießen könnte.

Horstmar aber dachte: „Das arme Kind ist gewiß unglücklich verheirathet und hat einen griesgrämigen alten Regierungsrath — wahrscheinlich außer Dienst — zum Mann, der ihr aus Eifersucht keine Herrenbesuche gestattet! Sonst würde sie mich doch sicherlich auffordern, in ihr Haus zu kommen. Das sind die Folgen, wenn man solch' junges Ding in die Ehe treibt — aber es ist ja die Manie fast aller Eltern, ihre Töchter als halbe Kinder unter die Haube zu bringen — unerhörte Dummheit!"

Also philosophirte Horstmar im Innern und sein sonst so freundliches Antlitz trug unwillkürlich einen ernsten Ausdruck des Bedauerns. Die Unterhaltung aber gerieth ins Stocken. — Schon näherte man sich Leipzig, die Billets wurden vom Schaffner abgenommen und Trudchen dachte jetzt voller Angst an den Moment der Ankunft, wo ihr dicker Onkel Schmidt sie sicherlich auf der Bahn abholen und sie vor versammeltem Publikum umarmen würde!

Sie hing ja sehr an dem guten, alten Onkel mit dem biederen Herzen, aber von Horstmar womöglich für seine Frau gehalten zu werden, das war denn doch niederschmetternd! Sie konnte dem Verhängniß nun nicht mehr entgehen, da half keine Reue. Immer noch besser als ihm einzugestehen, daß sie ihn angeführt und sich fälschlich als Frau ausgegeben hatte, das mußte einem so bedeutenden Mann, wie es dieser Professor war, zu einfältig erscheinen. — Ja, noch mehr, er würde denken: daß sie zu denen gehörte, die nicht früh genug Frau werden konnten und daß sie sich deshalb für eine ausgab!

Und plötzlich erschien ihr Rosi's „herrlicher Einfall" als die größte aller Dummheiten, die sie bisher begangen. Horstmar nahm jetzt seine Reise-Effecten zusammen, Trudchen desgleichen, indem sie den schönen Rosenstrauß mit besonderer Sorgfalt behandelte, damit die duftigen Blüthen ja keinen Schaden litten. Waldmann wurde aus seiner zusammengerollten Stellung aufgerüttelt und nun — nun nahte der Abschied — und der gefürchtete Empfang zugleich! Der Zug fuhr in die Bahnhofshalle ein und Horstmar, sich höflich verneigend, fragte: „Darf ich Ihnen vielleicht behülflich sein, Ihren kleinen Hund heraus zu expediren, oder irgendwie meine Dienste anbieten?" worauf das junge Mädchen hastig einfiel, denn sie wollte ihn doch durchaus von dem Onkel fern halten: „Danke herzlich — aber ich werde sicherlich abgeholt, so daß ich Ihre Güte nicht in Anspruch zu nehmen brauche!"

So sprechend reichte sie ihm auch schon die Hand, um ihn gewissermaßen zu verabschieden und suchte dies gut zu machen, indem sie hinzusetzte: „Ich danke Ihnen auch noch für alle Freundlichkeit und — habe mich sehr gut unterhalten. Möchte es Ihnen in Leipzig recht wohl gefallen!" — So weit war Trudchen gekommen, als der Zug hielt, die Thüren aufgerissen wurden und das geräuschvolle Treiben eines großen Bahnhofes die Beiden umfing.

„Empfehle mich, gnädige Frau," klang es von Horstmar's Lippen und seine Augen ruhten einen Moment in denen seiner Reisegefährtin, als wollten sie noch einen Abschiedsblick erhaschen. Und die leuchtenden Blauaugen verweigerten ihn nicht!

Der Professor wurde jetzt von einem ihn erwartenden Freunde in Anspruch genommen, der ihm fröhlich ein „Willkommen in der Musenstadt" entgegen rief.

Zu gleicher Zeit gewahrte Trudchen, wie sie richtig combinirt, die runde Gestalt des Onkel Schmidt — ihres Pseudo-Gatten — auf sich zukommen. Und weiter — sie wurde dunkelroth vor Scham — schlangen sich die Arme des dicken Onkels um ihren Hals und ein Willkommskuß wurde ihr auf beide Wangen gedrückt! Da half kein Widerstreben, das war so Sitte aus der guten alten Zeit. Als der Onkel sie eben auf die linke Wange küßte, da schielte sie mit dem rechten Auge seitwärts und wirklich — ach, es war schrecklich — drehte Horstmar sich noch einmal mit einem eigenthümlichen Blick nach ihr um — was mochte er wohl denken? Der Onkel Regierungsrath sprach indeß jetzt auf Trudchen sehr lebhaft ein, so daß ihr nicht viel Zeit zum Denken blieb.

Als sie aber am Abend dieses ereignißreichen Tages in ihr hübsches Logirzimmer trat und sich allein sah, da machten sich ihre Reiseeindrücke wieder geltend und sie gestand sich, daß der Professor eine große Rolle bei denselben spielte.

Was aber nützte ihr wohl die nette Bekanntschaft? Sie hatte sich ja ein Wiedersehen mit ihm verscherzt, und wenn auch die Sache erst nach ihrer Abreise von Leipzig an den Tag kam, daß sie eine falsche Rolle gespielt, so mußte er für alle Fälle eine recht wunderbare Meinung von ihr fassen — das aber war ihr schrecklich!

„Ja, böser kleiner Waldmann", sprach sie endlich zu ihrem Dachshündchen, welches längst im Reich der Träume weilte, „du bist an allem Schuld, wärest du nicht gewesen, ich wäre Mama nicht ungehorsam geworden, sondern hätte mich sittsam in's Damen-Kupee gesetzt! Freilich", dachte sie weiter, „dann wäre ich voraussichtlich überhaupt nie mit Walter Horstmar zusammen gekommen — und das wäre auch schade gewesen!"

Kurz, Trudchen war sich nicht klar, ob sie Waldmann, der der Vermittler ihrer Reisebekanntschaft gewesen, ob sie ihm zürnen oder ihm Dank wissen sollte.

Jedenfalls wurden Horstmar's Rosen nochmals mit frischem Wasser besprengt, seine Karte nochmals gelesen und Trudchens letzte Gedanken galten heut dem „Professor", dessen Bild sich auch in ihre Träume drängte.

Wie aber stand es indeß mit Horstmar? Auch bei ihm kehrten die Gedanken immer wieder zu jener jugendfrischen, lieblichen Erscheinung zurück, welche ihm so lebhaftes Interesse einflößte, wie vordem noch kein weibliches Wesen. Daneben tauchte stets auf's Neue das feiste Gesicht und die untersetzte Gestalt des alten Mannes vor ihm auf und es wollte ihn bedünken, als sei es fast unerlaubt, daß dieser sich das reizende Geschöpf als Lebensgefährtin angeeignet. Zum ersten Mal regte sich im Herzen des Hagestolzen der Wunsch: „Könntest du „Sie" dein eigen nennen" — aber ein hartes „unmöglich" tönte ihm zurück.

Trotzdem wollte er wenigstens ihren Geschmack bezüglich des „Helden", den ihr junges Herz sich erträumt, kennen lernen. Daß es der alte Regierungsrath nicht sein konnte, das war ja klar, also — Wolf's „Hagestolz", von dem sie gesagt, man müsse ihn lieb haben, dessen Bekanntschaft mußte er machen. Zu diesem Zweck ging Horstmar noch am selbigen Abend in eine Buchhandlung, um jenes Werk zu erstehen, und vertiefte sich dermaßen hinein, daß er bis spät in die Nacht kein Ende fand. Nach und nach begann des „Hagestolz" Erscheinung ihm ähnlich zu werden und die, die ihn zur Liebe bekehrt, trug — seiner Reisegefährtin Züge!

In diesen Träumen war Trudchen frei und er durfte um sie werben — die blauen Augen und rothen Lippen aber verkündeten ihm ein freudiges „Ja".

Beim Morgen-Sonnenschein jedoch kam die rauhe Wirklichkeit dem Träumer auf's Neue zum Bewußtsein. „Dann müßte „Sie" ja erst Wittwe werden, wenn der Traum zur Wahrheit würde", sagte er sich, und fast regte sich der Wunsch in ihm, ach, daß es so käme! Den nächsten Tag fühlte Horstmar das unabweisliche Bedürfniß, die Wohnung des Regierungsrath Schmidt wenigstens von außen kennen zu lernen.

Er mußte doch sehen, wo das Heim seiner anmuthigen Reisegefährtin sich befand und wie es ausschaute. Das freilich ließ nichts zu wünschen übrig. Wie ein Schmuckkästchen so blank und sauber präsentirte sich die reizende Villa mit wohlgepflegtem Garten hinter dem eleganten gußeisernen Gitter, an dessen Thor ein großes Messingschild mit deutlichen Buchstaben „Schmidt, Regierungsrath" verkündete.

„Das Haus sieht entschieden nach Wohlstand aus", dachte Horstmar, „also Geld hat sie wenigstens, die arme Kleine, aber wenn auch, was nützt ihr das mit der Zugabe eines so alten Mannes? Natürlich nahm sie ihn „um Geldeswillen", was tausend jungen Mädchen die Sinne bethört. Prüfend schaute er jetzt nach den Fenstern hinüber, er hätte die junge Frau doch gar zu gern gesehen. Da entdeckte er — nicht sie selbst, aber etwas, das ihn doch mit einem Gefühl der Freude erfüllte. Seine Rosen von gestern standen in einer Vase hinter den Spiegelscheiben und daneben lag der kleine Dachshund, welcher sich seinen schwarzen Pelz behaglich von der Sonne durchwärmen ließ. „Sonst schaut alles recht leer aus — der dicke Gemahl ist gewiß nicht zu Haus — vielleicht doch noch nicht außer Dienst, sondern auf der Regierung mit Akten beschäftigt." Diesem Gedanken folgte der weitere: „Ob ich mich doch vielleicht erkundige, wie ihr die Reise bekommen? Eigentlich gehört es sich, Visite zu machen, wenn man sich so gut unterhalten hat und freuen wird sie sich doch, wenn sie eine Abwechslung hat!"

Ein paar mal ging Horstmar noch überlegend auf und ab, dann zog er energisch an der Hausglocke.

„Frau Regierungsrath Schmidt vielleicht zu sprechen?" fragte er das ihm öffnende Dienstmädchen.

„Weiß nicht genau, ob Frau Räthin noch da oder bereits ausgegangen sind, will schnell nachsehen, wen darf ich melden?" beeilte sich das Mädchen zu sagen. Horstmar gab seine Karte und blieb in ziemlicher Spannung zurück — wahrhaftig, dem „Hagestolz" schlug das Herz vor Erwartung.

Einige Minuten vergingen, da hörte er eine Männerstimme zu dem Mädchen sagen: „Professor Horstmar — kenne den Herrn nicht — meine Frau will er besuchen? Ei was tausend, macht denn die heimliche Bekanntschaften hinter meinem Rücken — nun, da wird er mich mit in den Kauf nehmen müssen. Führen Sie den Herrn ins gute Zimmer, Jette — ich ließe bitten — komme gleich — will mich nur noch meiner Pantoffeln entledigen."

Dem Professor ward es indeß beklommen zu Muthe bei der Aussicht, daß er, anstatt seiner reizenden Reisegefährtin, deren ihm von vornherein unsympathischen Gatten gegenübertreten sollte. Aber nun konnte er nicht mehr zurück, ohne sich lächerlich zu machen.

Das Mädchen nöthigte ihn mit dem Bescheid in das gute Zimmer, der Herr Professor möchten näher treten und sich ein Weilchen gedulden. Es war ein großer, hübscher Raum, in den er geführt wurde und Horstmar betrachtete ihn mit gewisser Neugierde, fühlte sich aber durch die darin ausgesprochene Prunksucht nicht angenehm berührt.

Die Einrichtung paßte so gar nicht zu der ihm vorschwebenden Frauengestalt, die er sich nur inmitten lichter, mit blumenbestreuten Stoffen bekleideter Möbel, umgeben von Blattpflanzen und blühenden Blumen, vorstellen konnte. Diese grellrothen Plüschsophas und Stühle, die großen goldrahmigen Spiegel mochten wohl den Geschmack des reichen Gatten kennzeichnen.

Unwillkürlich malte er sich aus, welches Heim er ihr wohl gegründet hätte — da ward er durch sich nahende wuchtige Schritte aus seinen Gedanken aufgeschreckt, der Regierungsrath trat ein.

Eine komische Figur stellte derselbe vor, aber keineswegs eine abschreckende, das mußte Horstmar sich trotz aller Vorurtheile dennoch eingestehen. Das breite Gesicht mit den, durch dicke Backen fast verschwindend kleinen blauen Augen, trug einen so gutmüthigen, jovialen Ausdruck, daß man sich trotz der unschönen Züge davon angezogen fühlte. Obgleich sich diese Thatsache nicht wegleugnen ließ — so war er als Gatte einer so liebreizenden Erscheinung doch Karikatur — das stand fest.

(Schluß folgt.)

Schreibe mit der Schreibmaschine.

Ueber die Schreibmaschine plaudert Kleinpetz im „N. W. Tagebl.": Manche Leute, die meine Handschrift lesen müssen, beklagten sich öfters über deren schwierige Lesbarkeit, so daß ich mich endlich veranlaßt sah, eine Schreibmaschine zu kaufen. So nebenbei that ich es auch, weil ein solches Ding ungemein modern aussieht. Eine Schreibmaschine darf in keinem hochmodernen Schreibzimmer fehlen; sie krönt den Zimmertelegraphen, das Telephon und die elektrische Glühlampe. Der Mann, der mir die Maschine verkaufte, betheuerte, daß man mit ihr nach kurzer Uebung weit schneller schreiben könne als mit der Feder, zudem auch unübertroffen deutlich. — Das war mir schon recht. Die Schreibmaschine hatte eine Art Claviatur, auf welcher der Verkäufer ein wenig herumtrommelte und mir dann ein Blättchen reichte, das in sauberen Antiqua-Lettern meinen Namen und eine kritische Bemerkung über das Wetter zeigte. Hierauf erklärte er mir den Mechanismus und unterrichtete mich eine Zeit lang im „Maschinschreiben"; das Uebrige — meinte er — müsse die Uebung machen. Ich übte mich, daß die Maschine förmlich zu rauchen begann und ein Berg von Maculatur anwuchs. Sogar die Nächte nahm ich zu Hülfe, bis die Partei unter mir das Dienstmädchen herauf sandte mit dem Ersuchen, doch nicht länger die nächtliche Ruhe durch den Lärm meiner Nähmaschine zu stören. Ich ließ zurück sagen, daß mir Niemand verbieten könne, in der Stille der Nacht meine Gedanken niederzuschreiben, und Anderes thäte ich nicht. Endlich glaubte ich soweit zu sein, um den ersten Maschinenbrief wagen zu dürfen, und zwar richtete ich ihn an meinen Freund Hans, der aus den etwa noch vorkommenden Fehlern gewiß kein Aufhebens machen würde. Ich schrieb also: „Lieber Has — nein, lies Hanf — soll heißen Haus — richtig Hans! Diesen Beef schreye ich mit der Ma-schiene, die mit Flitzesschnelle arbeitelt. Du klaubst gar nicht, was mieß (lies: was mit) ihr für Arbeizzeit erspart wird — — —

ich Dich vielmals als Dein unabänderlicher Feund und Bruder K." — Zu diesem Briefe brauchte ich, genau gerechnet, 2 Stunden 47 Minuten. Jetzt fehlte nur noch die Adresse. Ich beschloß, auch diese mit der Maschine zu schreiben und begann: „Sr. Hohlgeboren". Diese verd — — Schreibfehler! Weg damit — einen neuen Umschlag in die Maschine. — Offenbar war ich, um die Sache gut zu machen, allzu sehr befangen, denn nun trommelte ich heraus: „St. Wohlgeschnoren." Dann wieder: „Sm. Kohlbegoren", bis mir nach einer weiteren halben Stunde nichts übrig blieb, als die Adresse mit eigener Hand zu schreiben. Nun, aller Anfang ist schwer, es wird bei fleißiger Uebung schon besser gehen, dachte ich, und ließ die Schreibmaschine in mein Bureau schaffen, um jeden freien Augenblick darauf zu spielen. Kühn gemacht durch einige nicht übel gelungene Briefe, nach Art des vorigen, ließ ich mich durch meine Hoffart verleiten, das Concept eines Feuilletons über die zu Neujahr erfolgende Einziehung der Zwanzigkreuzer- und Vierkreuzerstücke gleich auf der Schreibmaschine zu entwerfen. Das war mein Unglück; denn ich brachte blos Folgendes zu Stande: „Der 'ezte Wanziger. So lautet der Kitel einer Gesangsgosse des alten Nikola, die einst viel bewatscht (lies: bekatscht) wurde. Nieder werden die letzten Danziger von der Staatsguldengasse eingewogen und ebenso die sogenannten Puerthaler — soll heißen: Schusterthaler — sekte (nein: rekte) Vierkreuzerstücke. Sie hinken hinein in den unerersindlichen Schund der Zeit — wir werden immer (das n fehlt) ihres Gleichen sehen in unserem Vatersande. Anstatt ihrer stümpert (lies: klimpert) in unseren Geldbösen die Fehlerwährung, zu 1000 — eine Null gehört fort — auf eine Silberbohne, die ihrerseits benanntlich einen falben Gulden werth ist. O schöne, kalte Zeit, wohin bist Du entbunden! Wir haben zwar seit der Valutawegnullirung die Goldzährung, aber — — —" So weit war ich in ungefähr viereinhalb Stunden gekommen. Es ist furchtbar schwer, bei etwas zähen Einfällen flüssig auf der Schreibmaschine zu spielen. Da kam leider auch der Metteur aus der Druckerei und meinte, indem er mir das obige erste Blatt vom „letzten Zwanziger" zeigte, da sei ein furchtbar verstümmeltes Telegramm, man wisse nicht einmal, wo es aufgegeben worden ist. Ich verhüllte meine Schreibmaschine und schrieb nicht weiter. Feiner empfindende Leser werden dies begreifen und entschuldigen. — Stimmungssache! . . .

Immer blühender Goldlack und Fuchsie „Christoph Columbus."

R. Betten-Frankfurt a. d. O.

Im Frühjahre des verflossenen Jahres erhielt der „Prakt. Rathgeber" aus der Provinz Sachsen eine Anfrage nach einem Goldlack, welcher das ganze Jahr hindurch blühe und gerade deswegen so angenehm sei. Der Goldlack wäre ehedem von dem Vater des Fragestellers vor einer Reihe von Jahren gezogen worden, sei aber abhanden gekommen und sollte nun — wenn möglich — wieder angeschafft werden. Zu derselben Zeit etwa bot Kaiser in Nordhausen Samen von immerblühendem Goldlack an, und dieser hatte ihn wieder von der bekannten französischen Gärtnerei Vilmorin Andrieux in Paris bezogen. Von ihr wird er als Pariser, immerblühender Goldlack in den Handel gebracht und als solcher jetzt auch in der Neuheiten-Liste unserer meisten deutschen Preis-Verzeichnisse geführt. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß der Pariser Goldlack jener in der Frage berührte Goldlack ist und nur von Frankreich jetzt nach Deutschland zurückkehrt. Dies setzt seinen Werth zwar nicht herab, es ist nur ein Beweis dafür, wie wir gute, deutsche Sachen, welche in Vergessenheit gerathen sind, oft als Neuheiten vom Auslande wiederbekommen. Ich sagte: „gute alte Sachen." Wenn der immer blühende Goldlack nicht wirklich sehr gut wäre und für jeden, der Goldlack überhaupt liebt, begehrenswerth ist, würde ich mir die lange Vorrede, welche die Aufmerksamkeit mehr auf ihn lenken soll, erspart haben.

Im Versuchsgarten hat der immer blühende Goldlack seinem Namen alle Ehre gemacht. — Im März ausgesäet, fing er bereits im Juli an zu blühen, trieb aus jedem Zweige Blüthen, und dies waren deshalb nicht wenig, weil sich die Pflanzen sehr buschig bildeten und vom Boden an reichlich Verzweigungen getrieben hatten. Die beinahe verblüthen Stiele wurden abgeschnitten, damit sie keinen Samen ansetzten und die Pflanze schwächten. Aus den Stumpfen bildeten sich bald neue Triebe, die nach vier Wochen wieder in voller Blüthe standen. So hat das Beet steten Flor gezeigt, und selbst die einzelne Pflanze ist eigentlich seit dem Beginn der Blüthe nie ohne Blumen gewesen. Noch jetzt unter dem Schnee kann man vereinzelt Blumen herausholen, und in Töpfe gesetzte Exemplare blühen ruhig weiter.

Man hat dem immer blühenden Goldlack zum Vorwurf gemacht, daß er zum größten Theile hellgelbe, weniger die beliebteren dunkelsammtigen Blumen bringe. Nun, nichts ist gleich vollkommen. Da sich aber Stauden mit dunklen Blüthen finden, so werden auch kaum einige Jahre vergehen, bis Neuzüchtungen dem Geschmacke vollauf Rechnung getragen haben und dieser Tadel verschwinden muß.

Man denke sich aber so ein Beet mit Goldlack, dessen Pflanzen durch späte Aussaat etwas zurückgehalten, im Herbst mit der ersten Blüthe beginnen und nun durch billige Schutzvorrichtungen zum Weiterblühen angehalten werden. Giebt das nicht herrliches Material für den Winter?

Ferner denke man sich in die Lage des Gartenfreundes, der verschiedene immer blühende Goldlackpflanzen in seinem Garten gehabt hat und sie im Herbst in Töpfe pflanzt und im kühlen Zimmer ihre Blüthen entwickeln läßt. Wird er nicht davon entzückt sein?

Man schlage schließlich auch den Blüthenreichthum im Sommer nicht zu gering an. — Der Duft des Goldlacks scheint zwar bei großer Hitze etwas zu leiden und nicht so stark hervorzutreten. Aber in die Stube gebracht, haben die Blüthen doch hinreichend Duft, um bald das ganze Zimmer damit zu füllen; und Goldlackduft, der in den Stunden sengendster Sonnengluth uns an die Zeiten des Frühlings erinnert, wie lieblich ist er und wie gern haben wir ihn gerade dann!

Die Fuchsie „Christoph Columbus" ist schon seit zwei Jahren im Versuchsgarten; ihre Blüthe hat viele Aehnlichkeit mit der rühmlichst bekannten Fuchsie „Frau Emma Töpfer." Aber die Blumenblätter sind nicht weiß, sondern leicht rosa angehaucht; dadurch unterscheidet sie sich von der Fuchsie „Frau Emma Töpfer" in erster Linie. Außerdem sind die Blüthen bei guter Cultur etwas größer, und was das Wichtigste ist, der Wuchs von der Fuchsie „Christoph Columbus" ist viel robuster und kräftiger als der von der Fuchsie „Frau Emma Töpfer" und dadurch wird sie sich bei sonst etwa gleichen Eigenschaften mit der Rivalin bald beliebt machen. — Im Versuchsgarten hat die Fuchsie „Christoph Columbus" — im Topfe und ausgepflanzt in Kästen — sich entwickeln können. Sie hat in beiden Fällen große Blüthenwilligkeit gezeigt und besonders im Herbste voller Blumen und Knospen gehangen. Wenn die ausgepflanzten Exemplare mit Ballen herausgehoben und in Töpfe gepflanzt wurden, so haben sich im kalten Mistbeete dieselben auch sehr gut entwickelt, so lange harter Frost nicht völliges Einpacken des Kastens nöthig machte. — Zur Wintertreiberei im Gewächshause und im Zimmer eignet sich die Fuchsie „Christoph Columbus" deshalb scheinbar ganz ausgezeichnet und dürfte dazu besonders empfohlen werden. (Prakt. Rathg.)

Eine Vogelmilbenfalle.

Wir waren von altersher gewöhnt, die Vogelmilbenplage als ein Uebel anzusehen, gegen welches „kein Kraut gewachsen" sei, denn wenn es auch an klugen Rathschlägen und allerhand Mittelchen zur Bekämpfung derselben niemals gefehlt hat, so wußte doch der Vogelfreund aus eigener Erfahrung, daß im günstigsten Falle vielleicht eine vorübergehende Milderung, keineswegs aber eine totale Beseitigung der Plage erzielt werden würde. Die winzige Milbe, mit bloßem Auge kaum sichtbar, weiß sich gegen jede Verfolgung sehr geschickt zu schützen. Man mag den geplagten Vogel noch so gründlich reinigen, ihn mit milbenmordenden Substanzen noch so sehr bespritzen und einreiben: die Milbe wird in dem dichten Gefieder an schwer erreichbaren Stellen immer ein sicheres Versteck finden. Tagsüber halten sich diese Schmarotzer bekanntlich zumeist in den geheimsten und verborgensten Ecken und Winkeln des Käfigs, in den Ritzen der Sprunghölzer und Sitzstangen verborgen und erst wenn das Dunkel und die Stille der Nacht hereingebrochen, fallen sie in großen Massen über ihre Opfer her, sättigen sich stundenlang am Blut derselben und suchen erst mit eintretender Tageshelle ihre Schlupfwinkel wieder auf. Nur der Fachmann, der das lichtscheue, verderbliche Treiben der Milbe vielfach zu beobachten Gelegenheit hatte, nur der wirkliche Vogelfreund, der Mitgefühl besitzt für die Leiden der gefiederten Welt, konnte sich dazu verstehen, Zeit und Mühe auf die Erfindung eines Mittels zu verwenden, dessen Bewährung im Voraus nichts weniger als gesichert erschien.

Herr Gustav Voss in Köln hat eine Milbenfalle erfunden und sich patentiren lassen. Der „Voss'sche Milbenfänger" besteht aus zwei ungleichen Metallhülsen. In die kleinere Hülse wird das Käfig-Sprungholz, resp. die Geflügelsitzstange gesteckt und dieselbe alsdann in die größere Hülse — den eigentlichen Milbenfänger — eingeschoben, so daß die einzelnen Theile zu einem Ganzen vereinigt sind und jetzt nur noch die Befestigung im Käfig, resp. in den Geflügelställen erübrigt, welche sich in bequemster Weise bewerkstelligen läßt. Gestützt auf die langjährige Beobachtung des Erfinders, daß die Milben nach verrichteter Arbeit sich an den Sprunghölzern und Sitzstangen entlang in ihre Schlupfwinkel zurückziehen, ist in dem Milbenfänger selbst ein sicherer und warmer Schlupfwinkel dargeboten. Die größere Metallhülse — der Milbenfänger — ist vielfach durchlocht, damit die Milben in das Innere der Hülse einkriechen. Hier befindet sich eine Wattepolsterung, die mit einer zur Tödtung der Milben entsprechend präparirten, völlig geruchlosen und für Ziervögel und Geflügel absolut unschädlichen Substanz imprägnirt ist. — Schreiber dieses hat mit dem Milbenfänger sehr gründliche Versuche angestellt und war von den Resultaten auf's Höchste überrascht. Er fand 12 Tage nach Anbringung des Milbenfängers im Vogelkäfig Tausende Schmarotzer leblos in der Metallhülse vor und er kann nach diesen, selbst ermittelten und nach gleichen von anderer Seite bestätigten Resultaten nicht den geringsten Zweifel hegen, daß der „Voss'sche Milbenfänger" seine Aufgabe voll erfüllen wird. Bei dem geringen Preise desselben: 25 Pfg. pro Stück für Amseln, Staare, Drosseln, Sittiche und andere Vögel dieser Größe und 50 Pfg. pro Stück für Hühner, Tauben u. s. w. ist die Anschaffung Jedermann ermöglicht. Jean Bungartz, Thiermaler.

Vernünftige Fütterung der Haushühner.

Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus haben wir die Ernährung des Geflügels, ganz ebenso wie seine Beherbergung, zu betrachten; den obwaltenden Verhältnissen entsprechend, und nicht etwa allenthalben in übereinstimmender Weise, müssen wir sie besorgen. Allerdings giebt es aber gewisse Regeln, die als allgemein giltig anzusehen sind und die wir zunächst überblicken wollen.

Vor allem soll man es nicht vergessen, daß das Huhn durchaus Allesfresser ist und daß es dementsprechend auch mannigfaltige Nahrung, wie bereits mehrfach erörtert ist, empfangen muß. Gleichviel in welcher Weise, immer aber ist für das Huhn Körnerfutter, Fleischfutter, Grünfutter und mineralisches Futter gleichzeitig erforderlich. Hühner gedeihen am besten dort, wo sie die Möglichkeit haben, sich die verschiedensten Nahrungsstoffe ganz nach Bedürfniß selber suchen zu können. Auf dem Lande, wo die Hühner selbst beim geringsten Käthner gleicher Weise wie in der großen Wirthschaft eines Ritterguts die erwähnte Gelegenheit haben, läßt sich erklärlicher Weise eine genau zutreffende Berechnung dessen, was ihre Ernährung kostet, von vornherein gar nicht geben; es kommt doch eben darauf an, ob die Hühner vom Hofe aus auch vor die Scheunen, in die Baumgärten, auf Wege, Triften, im Herbst auf die Stoppelfelder u. a. gelangen können, in welchem Verhältniß ihre Anzahl zu der Masse der Abfälle aller Art steht, und ob sie bei diesen an Hunden, Schweinen und anderen Hausthieren Mitbewerber haben oder nicht. Aber auch auf dem geschlossenen Hofe oder im abgegrenzten Raume überhaupt ist die Aufstellung einer genauen Kostberechnung wirklich recht schwer, denn das Ergebniß derselben hängt doch eben von den mannigfaltigsten Verhältnissen ab; zunächst davon, welche Hühnerrace wir haben, ferner wie in der betreffenden Gegend die Preise für die verschiedenen Futtermittel stehen, ferner welches Getreide wir als Körnerfutter, welche Stoffe als Fleischnahrung, und welche anderen Dinge wir zur Hühnerfütterung benutzen wollen. Natürlich kann ich also eine genaue Berechnung hier nicht aufstellen, aber ich will doch winigstens einige sachliche Bemerkungen in Betreff der Futtergabe, welche das Huhn nothwendiger Weise erhalten muß, anfügen. Man hat festgestellt, daß ein Huhn, welches keinerlei Futter selber suchen kann und auch nicht anderweitige Zugaben empfängt, an Körnerfutter — am besten Gerste, Weizen und zeitweise auch Hafer — etwa 65—75 g, im Durchschnitt also 70 g täglich bedarf. Selbstverständlich kann die angeführte Futtergabe nur als Durchschnitt im allgemeinen gelten, jedenfalls ist indessen zu beachten, daß man doch niemals weniger als ein Viertel der Körner, selbst bei reichlichster Gabe von allen anderen Stoffen gewähren darf; also für jedes Huhn, von welchem man eine tüchtige Eierleistung verlangt, täglich allermindestens 17—18 g an Gerste oder dergleichen. Am besten thut man nun daran, wenn man von dieser Körnergabe je nach der Jahreszeit und den obwaltenden Verhältnissen, bei kältester Witterung am meisten, bei heißem Wetter am wenigsten, wechselnd zwischen einem Viertel, der Hälfte bis zu Dreivierteln dareicht und das Fehlende stets durch Zugabe von Speiseabfällen, Fleisch, Grünfutter u. a. reichlich ersetzt.

Am schwierigsten und kostspieligsten ist die Ernährung dort, wo die Hühner im beschränkten und abgegrenzten Raum und so gehalten werden müssen, daß sie sich gar keine Nahrung selber suchen können. Durchaus verkehrt würde es sein, wollte man sie hier zeitweise ausschließlich oder auch nur vorwiegend mit Körnerfutter, insbesondere mit schwerer Gerste, Weizen, Mais, wohl gar Hülsenfrüchten u. dergl. füttern; eben solch' Mißgriff wäre es aber auch, wenn sie für eine andere Frist blos die Abfälle aus der Küche, und seien diese noch so reichlich, erhalten sollten ohne jede Körnerzugabe. Aber selbst bei zweckmäßiger Fütterung mit Körnern und Fleischabfällen zugleich darf wiederum das Grünkraut und eine Zugabe von mineralischen Stoffen ebenfalls nicht fehlen.

Als die erforderliche Fleischzugabe hat man im Laufe der Zeit gar mancherlei Dinge empfohlen, und obwohl dies oder das wunderlich genug erscheint, so sei doch hier ein Ueberblick derselben gegeben. Zunächst sollten Würmergruben angelegt werden, also Gruben, in denen man mit todten Thieren oder allerlei Fleischabfällen gewissermaßen künstlich Fliegenlarven oder massenhaft züchten wollte; einerseits aber ist eine solche Anlage mit großen Beschwerden, insbesondere hinsichtlich des Gestankes und der ungesunden Ausdünstung überhaupt, verbunden und anderseits ist das Ergebniß immerhin nur für eine kleine Anzahl von Hühnern ausreichend. Sodann wurde Fleischfütterung für die Hühner dringend empfohlen, und zwar die Gabe von geringwerthigem Fleisch, allerlei Abfällen, auch wohl Pferdefleisch u. a. Man hatte die Bedeutung dieser Fütterung förmlich bis ins Ungeheuerliche übertrieben und behauptet, daß die Hühnerzucht dabei einen unermeßlich hohen Ertrag bringen könne. Aber die zu reichliche Fütterung mit rohem Fleisch bekommt den Hühnern leicht übel, bringt allerlei Krankheiten, auch nehmen die Eier davon bald einen widrigen Geschmack an und schließlich bewirkt das Fleisch, wenn nicht verständiger Weise Körner- und Krautfutter zugleich gegeben wird, doch keinenfalls eine erhöhte Fruchtbarkeit. Angesichts der Gefahr, Seuchen hervorzurufen und selbst die menschliche Gesundheit zu gefährden, sollte man rohes Fleisch, insbesondere in größerer Masse, den Hühnern niemals geben. Wer einen zahlreichen Geflügelstand hat, darf dagegen auch vorzugsweise Pferdefleisch, aber nur im gekochten Zustande und unter gleichzeitiger zweckmäßiger Fütterung mit pflanzlichen Nahrungsstoffen reichen — insbesondere dort, wo solches Fleisch zu mäßigem Preise in guter Beschaffenheit zu erlangen ist, und wo auch die für seine Zubereitung erforderliche Arbeit nicht zu schwer ins Gewicht fällt.

Als ein vortreffliches Futtermittel, vornehmlich bei der Hühnerzucht im Kleinen, also in der Großstadt, aber auch in kleineren Städten und selbst auf dem Lande, darf der Hundekuchen gelten, welchen man zu recht mäßigem Preise kauft, der keinerlei gesundheitsschädliche Stoffe enthält, wohl aber, in der Vermischung von Fleischabgängen (aus der Fabrik des bekannten Liebig'schen Fleischextracts) mit Weizen- oder anderem Getreidemehl, als gesund, nahrhaft und wohlfeil zugleich sich ergiebt. Am besten erachte ich es, wenn man den Hundekuchen an sich, etwa in haselnußgroße Stücke zerschlagen und in wenig Wasser erweicht, den Hühnern vorsetzt. Will man ihn als Mehl darreichen, wie er gleichfalls im Handel vorkommt, so muß man ihn mit gekochten Kartoffeln zusammenstampfen oder mit Weizenkleie und Wasser zum Brei anmachen, kurz und gut als Weichfutter reichen. Darunter kann man sodann auch Maikäferschrot, Heuschreckenschrot, Garnelenschrot u. a. mit Vortheil verfüttern. Die schädlichen Insecten läßt man möglichst massenhaft einsammeln, verabreicht sie den Hühnern zunächst frisch, soweit diese sie fressen wollen, tödtet dann die übrigen, indem man sie in dichte Säcke fest einschnürt schnell in heißes Wasser taucht oder durch starke Hitze im Backofen, trocknet sie scharf aus und läßt sie dann durch ein grobmaschiges Drahtsieb reiben. Das erhaltne grobe Schrot muß in gut ausgetrockneten und dicht verkorkten Glasflaschen am trocknen Ort aufbewahrt werden. Alle Hühnervölker fressen dasselbe gern und es ist ihnen zuträglich.

Vor den im Handel vorkommenden, oder in den Zeitschriften für Geflügelzucht ausgebotenen künstlichen Futtermitteln, verschiedenen Fleischpulvern, Fleischmehlen, Fleischgries, Knorpelpulvern, Universalfuttermehlen u. a. m. kann ich, sagt Ruß, dessen Buch „das Huhn" wir diese Mittheilungen entnehmen, nur warnen, denn dieselben haben, mindestens für die Geflügelzucht des Landmanns und der Hausfrau, keine Bedeutung. Namentlich aber wolle man sich vor dem Kauf solcher Dinge, wenn sie aus England kommen, hüten, denn man weiß doch nicht, was sie enthalten und ob sie dem Geflügel wirklich zuträglich sind; in jedem Fall aber sind sie unverhältnißmäßig theuer. Aehnliches Bewenden hat es übrigens auch mit den verschiedenen mineralischen Futterstoffen, welche ausgeboten werden, wie Futterknochenerde, phosphorsaurer Kalk, Salzziegel u. a.; jedenfalls dürfen wir dergleichen wenigstens als überflüssig ansehen, denn die weiterhin von mir zum Gebrauch vorgeschlagenen Kalkstoffe sind für die land- und hauswirthschaftliche Hühnerzucht wirklich völlig ausreichend. Dringend warnen muß ich sodann vor zu reichlicher Fütterung mit Salz; es ist durchaus genug, wenn man den Hühnern über die Kartoffeln, den Hundekuchen oder die Speisereste etwa so viel Salz streut, wie dasselbe für die menschliche Gesundheit ausreichend und zuträglich ist. Erhalten sie mehr, so muß man befürchten, daß insbesondere die Legehennen davon erkranken. Ich glaube es im Lauf der Jahre mit Bestimmtheit festgestellt zu haben, daß nistende Weibchen der verschiedensten Stubenvogelarten, welche zuviel Sepia (den sehr reichlich Seesalz enthaltenden thierischen Kalk) gefressen, an Legenoth erkrankt waren, und ähnliches will man auch schon bei Hennen auf dem Geflügelhof in Folge von zu starker Salzfütterung erfahren haben.

Im übrigen bin ich kein Freund des Weich-, Misch- und Matschfutters für das Geflügel. Nichts ist meines Erachtens schlimmer, als wenn man die Tischabfälle, übriggebliebene Kartoffeln, allerlei Gemüse, Brot, Fleisch, Knochen zusammen kocht, wie es leider oft genug hier und da geschieht, wohl gar mit dünner Brühe, und dann mit Kleie, Mehl, Brot u. a. zum mehr oder minder steifen Brei zusammen mischt. Zunächst ist dies Beginnen schon insofern eine Verschwendung, als die bereits gar gekochten Nahrungsmittel durch weitres Kochen doch nur an Nahrungswerth verlieren können. Außerdem wird man immer sehen, daß solcher Brei vom Geflügel ungern angenommen wird; ferner läßt es sich nicht verhindern, daß derselbe überaus leicht in Säuerung und Fäulniß übergeht. Bei den Hühnern (wie auch bei den Hunden) kann man immer bemerken, daß sie dann am besten fressen, wenn man ihnen jeden Futterstoff für sich gesondert darreicht, so die Küchenabfälle auf sauberm Geschirr, das Körnerfutter auf einer sorgfältig reingekehrten Stelle des Fußbodens gestreut, den erweichten Hundekuchen und ebenso gekochtes Fleisch oder dergleichen, jedes für sich in einem besondern Gefäß, schließlich auch das Grünfutter und zwar Gras und allerlei Kraut aus dem Garten (selbstverständlich nachdem giftige Gewächse wie Nachtschatten, Bilsenkraut, Schierling u. drgl., welche bekanntlich überall an Rainen, auf Schutthaufen u. a. wachsen, sorgsam ausgelesen sind), ferner Abfälle von Kohl, Rüben, Salat und allerlei anderen Küchengewächsen, etwas kleingeschnitten, wiederum an einer andern Stelle. Diese Anweisungen gelten natürlich vornehmlich für die Geflügelzucht in der Großstadt, wo die Hühner keine Gelgenheit zum weiten Auslauf haben.

Bei freier Bewegung ist es ja nicht nothwendig, daß man den Hühnern noch besonders Kalk darreiche; sie finden dann allenthalben kalkhaltige Stoffe genug und zwar theils von thierischer, theils von mineralischer Beschaffenheit. Auf dem geschlossenen Hof aber ist eine solche Zugabe doch durchaus nothwendig. Zunächst lasse man es ihnen niemals an trocknem, grobkörnigem Sand oder feinem Grant fehlen, denn einerseits finden sie in demselben kalkhaltige Bestandtheile und andrerseits sind ihnen die Sandkörner zur Verdauung nothwendig. Hin und wieder ein Stück Kalk von einer alten Wand, kleingeklopft und auf den Sand oder in eine Ecke gestreut, ist sodann ebenfalls eine wahre Wohlthat für sie. Ferner sammle man sorgfältig alle Eierschalen, welche der Verbrauch im Haushalt ergiebt, lasse sie noch möglichst frisch im Mörser zum feinen Schrot zerstampfen und mische dieses unter die gekochten Kartoffeln oder irgendwelches andre weiche Futter. Austernschalen, wo solche in Massen fast kostenlos zu erlangen sind, bilden vortrefflichen thierischen Kalk zur Fütterung für das Geflügel, wenn sie nämlich auf Kohlen ausgeglüht worden und zu Pulver zerfallen sind. Kann man schließlich irgendwo an einem Landsee u. a. ganz kleine Schnecken massenhaft erlangen, so bilden diese ein vortreffliches Hühnerfutter, denn sie gewähren Kalk- und Fleischnahrung zugleich. — Hühner im engen Raume, wo sie nicht ausreichende Bewegung haben, gedeihen um so weniger gut, wenn man ihnen viel und schweres Körnerfutter gewährt; im Gegensatz dazu sollte man aber auch nicht das geringwerthige Getreide, Abfall aus den Scheunen u. s. w., welches als sogen. billiges Hühnerfutter in den Sämereihandlungen, Vorkostgeschäften, auf den Ausstellungen u. s. w. käuflich ist, bieten. Die leichten Körner von Weizen, Gerste, Hafer u. a. würden ja an sich gut sein, aber darunter sind massenhafte Unkrautsämereien vorhanden, welche die Hühner entweder gar nicht fressen mögen oder die ihnen — wie die Körner der giftigen Kornrade, Wolfsmilch, Trespen, Lolch u. s. w. — verderblich werden können. Da ist es immerhin am besten, wenn man nur gutes, schweres Getreide zum Hühnerfutter kauft.

Wer Freude am Gedeihen seines Geflügels haben und guten Nutzertrag von ihm gewinnen will, darf vor allem kein Langschläfer sein. Das frühzeitig zur Ruhe gehende Geflügel wird bekanntlich auch sehr frühzeitig munter, und wenn die Hühner dann viele Stunden lang, etwa von 5 oder 6 Uhr Abends an, wohl gar bis 8 oder 9 Uhr Morgens hungern müssen, so ist das nicht allein eine arge Thierquälerei, sondern auch eine Schädigung der Körperkraft der Thiere; wer also beides vermeiden will, wolle so früh wie möglich füttern, und zwar gebe er dann zunächst nur eine, oder je nach der Anzahl der Hühner einige Hände voll Körner, so daß auf jeden Kopf kaum zehn bis fünfzehn Stück der letzteren kommen. Dann werden ihnen die Küchenabfälle vom vorigen Tage — bei heißem Wetter ist jedoch darauf zu achten, daß dieselben noch nicht sauer geworden sind — vorgesetzt, so daß sie so viel davon fressen, wie sie wollen. Später wird ihnen das Kraut aus dem Garten oder der Abfall vom Gemüse aus der Küche vorgeworfen. Dann bekommen sie wieder Küchenabfälle, und wenn diese nicht ausreichen, Zugabe von Hundekuchen oder dergleichen. Zum Abend schließlich, wenn die Hühner zur Ruhe gehen wollen, ruft man sie noch, mals zusammen, indem man ihnen einige Hände voll Körnerfutter hinstreut, und zwar reichlicher, wenn sie noch sehr hungerig sind, geringer falls sie bereits gesättigt sich zeigen. Von allem Futter gebe man stets nur so viel als gerade aufgefressen wird; was etwa übrig bleibt, entferne man sogleich, lasse es nicht etwa liegen oder sauer werden, in Verderbniß übergehen u. s. w. Eine Hauptbedingung zum Wohlgedeihen alles Geflügels ist, daß man recht oft und immer nur wenig Futter darreiche.

Das vorstehend Gesagte gilt in betreff der Hühner im abgegrenzten Raume; aber auch auf dem Lande, wo die Hühner freie Bewegung haben, streut man ihnen Morgens früh gleichfalls einige Körner hin, die übrigen Gaben spendet man hier dann nur dem Verhältniß gemäß, in welchem sie sich Nahrung selber suchen können, also je nach der Jahreszeit und je nach der Oertlichkeit. Auch hier lockt man sie am Abend noch mit einer Hand voll Leckerbissen zusammen. Bei der ganzen Fütterung muß man übrigens nicht allein die jeweiligen obwaltenden Verhältnisse, sondern auch den Wechsel der Jahreszeit berücksichtigen. Für die ländlichen Hühner ist die Körnerzugabe zur Zeit der Getreidereife — wenn das Korn eingefahren wird, oder wenn das Geflügel auf die Stoppeln laufen kann — selbstverständlich kein besonderer Leckerbissen; dann lockt man sie vielmehr mit etwas Fleischabfällen vom Tisch und namentlich auch mit dem schwach erweichten Hundekuchen an. — Den Hühnern auf dem geschlossenen Hofe pflegt als Leckerbissen nur immer von Zeit zu Zeit ein ganz neuer Futterstoff, den sie bis dahin noch nicht erhalten hatten, zu gelten; für alle ist eine Hand voll Hanfkörner, die man ihnen zumal im Frühjahr spendet, eine große Leckerei, ebenso auch Hirse und dergl.

Obwohl bewährte Geflügelwirthe die Fütterung mit heißen Kartoffeln als unschädlich bezeichnen und als zuträglich befürworten, so kann ich nach meiner Ueberzeugung doch nur warnend abrathen, weil heißes Futter unnatürlich ist und daher schädlich sein muß; man sollte die Kartoffeln u. s. w. doch nur so warm geben, wie sie für uns Menschen angenehm und zuträglich sind.

Chrysanthemum-Salat

ist die neueste Errungenschaft, die wir dem fernen Japan zu verdanken haben. Der Salat schmeckt zwar abscheulich, aber in Japan ist er hochmodern, weil er mit der — Galanterie gegen das schönere Geschlecht zusammenhängt. Nach dem Braten bringen die zur Mahlzeit geladenen Gäste der Herrin des Hauses die großen japanischen Blumen; sie zerpflückt diese sorgsam, legt die Blüthen in die Salatschüssel und würzt sie eigenhändig mit Salz, Pfeffer, Essig und Oel; darauf gießt sie über das Ganze ein großes Glas Wein, am besten alten Madeira. Die Blumen müssen dann noch gut durchgerührt werden — und der fin de siècle-Salat ist fertig. — Toller ist es doch eigentlich noch, eine Bouillon mit Goldstaub anstatt mit Parmesankäse zu bestreuen, wie man das jetzt häufig bei feinen Diners in Europa, dieser Halbinsel von Asien, erleben kann. Soupe fin de siècle nennt man das. Sonst kannte man diesen Unsinn nur im Danziger Goldwasser, vermuthlich auch die Erfindung einer sehr wenig berühmten Zeit — Schaumgold ist übrigens ein sehr billiges Vergnügen!

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 18. Januar 1895. Neunter Jahrgang. — № 3.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Wie Trudchen zu ihrem Manne kam.

Erzählung von Elisabeth v. Schütz.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

„Gehorsamer Diener, Herr Professor! Freue mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, die ich meiner Frau verdanke," begann der Regierungsrath die Unterhaltung, indeß Horstmar mit einer formellen Verbeugung, seine Betrachtungen anstellte. — „Schade, daß sie gerade ausgegangen! Alle Wetter, wer hätte das gedacht, daß meine Alte Herrenbekanntschaften hinter meinem Rücken anspinnt — kapitaler Spaß. Deshalb — ehrlich gesagt — wollte ich Sie kennen lernen, denn ich wittere einen gemeinsam geplanten Verrath — in Vereinsangelegenheiten — so finden Sie also statt der Frau den Mann! Uebrigens, mein werther Herr Professor, wenn diese letzte Vermuthung nicht zutrifft," fuhr er fort, bevor noch Horstmar eine Entgegnung anbringen konnte, „so möchte ich denken, Sie befinden sich in einem Irrthum, denn Schmidt ist ein weitverbreiteter Name und Verwechslungen sind nicht ausgeschlossen. Wo in aller Welt sollten Sie meine Frau denn kennen gelernt haben, wenn nicht — wie schon angedeutet — in ihren Suppenvereinen, Wohlthätigkeits-Kränzchen oder derartigen Versammlungen, die mir zuwider sind! Sie müssen wissen, ich bin ein Feind alles Vereinswesens, und gebe lieber persönlich den Armen, da kommen Sie bei meiner Frau schön an, unter drei solcher Vereine wöchentlich thut sie 's nicht — einziger Streitpunkt in unserer Ehe, die sonst mustergültig genannt werden kann! Heute ist sie natürlich auch zu einem Wohlthätigkeitsbazar gegangen und das Kind, die Trude, hat sie mitgeschleppt, so daß Sie mich allein finden. Aber ich komme wohl ins Schwatzen," unterbrach er hier seinen Redefluß — „ich bin jedoch froh, mir 'mal Luft machen zu können über den Unfug der Vereine und mit einem vernünftigen Manne, der Sie — verehrter Herr Professor — mir zu sein scheinen, ist es mir lieb, darüber zu sprechen — na, was meinen Sie?" —

„Ganz Ihrer Ansicht," entgegnete Horstmar, um den Regierungsrath zu befriedigen, der durch Widerspruch entschieden zu einer langen Debatte gereizt würde, zu welcher der Professor keine Lust verspürte. Er hatte augenblicklich nur den einen Wunsch, sich möglichst bald wieder empfehlen zu können, um die junge Frau nicht zum ersten Male in Gegenwart des Gatten wieder zu sehen.

Die ganze Sachlage begann ihm nachgerade auch räthselhaft zu erscheinen und Alles, was der Regierungsrath über seine Frau und die im ganzen „mustergültige" Ehe sprach, klang ihm unglaublich! „Das Kind," so dachte er, „hatte sie mit zu dem Bazar geschleppt, — das klang doch auch höchst wunderbar! Dies junge Wesen, was er kennen gelernt, konnte doch unmöglich ein Kind haben, was man schon mit auf Bazare schleppte?

Um jenes Räthsel zu ergründen, wagte Horstmar jetzt kühn die allerdings etwas wunderbare Frage: „Frau Gemahlin hat schon Familie?" —

„Schon Familie" — wiederholte Schmidt, indem ein humoristischer Zug sich über sein breites Antlitz lagerte. „Na, das ist mir aber eine etwas wunderbare Frage, mein Gutester! Nein, leider haben wir noch keine Familie und es ist wohl auch keine Aussicht mehr vorhanden, daß sich der Name Schmidt unserer Linie fortpflanzt! Uebrigens, mein bester Herr," setzte er hinzu, „entweder Sie sind sehr kurios, — Verzeihung für diese offenen Worte — oder Sie befinden sich, wie gesagt, in einem derben Irrthum betreffs meiner besseren Hälfte. Kommen wir also zum Kernpunkt unserer Unterhaltung; — wo und wann haben Sie meine Frau kennen gelernt?"

„Dies zu sagen, war schon längst meine Absicht," nahm Horstmar jetzt das Wort, „doch wurden wir durch Vereinswesen, Bazare und dergl. vom „Kernpunkt" abgehalten. — Ich hatte gestern unterwegs die Ehre, die Bekanntschaft der Frau Regierungsräthin Schmidt zu machen und wollte mich heut —"

„Unterwegs," fiel der lebhafte, alte Herr ein, „das ist ein weiter Spielraum, da meine Frau sich sehr viel unterwegs befindet, — also —"

Hier wurde die Unterhaltung der beiden Herren durch lautes Winseln und Kratzen an der Thür unterbrochen und der Regierungsrath ließ „Waldmann" mit einer kleinen Verwünschung auf den „ungezogenen Köter", herein.

Dieser sprang, sichtlich erfreut, an Horstmar in die Höhe, welcher sich mit einem Lächeln zu dem Dachshündchen herunter beugte, indem er sagte: „Dieser kleine Teckel war der Vermittler der Bekanntschaft mit Ihrer Frau Gemahlin — ein Irrthum scheint demnach nicht vorzuliegen —"

„Ja, wen meinen Sie denn eigentlich, mein bester Herr," — rief jetzt Schmidt, indem er in ein homerisches Gelächter ausbrach. „Wir befinden uns noch immer in Mißverständnissen; dieser unnütze Köter gehört nicht meiner Frau, wohl aber meiner Nichte, die ihn gestern unerlaubter Weise bei uns eingeschmuggelt hat! Sie meinen wohl also überhaupt meine Nichte und dieser galt Ihr Besuch — allerdings eine komische Verwechslung, die ich mir vorläufig noch nicht erklären kann. Daher auch das Erstaunen, als Sie annahmen, meine Frau habe Familie! — Nur eins möchte ich nun doch vor Allem wissen: Was veranlaßte Sie, die Trude, das achtzehnjährige Ding, für meine Frau zu halten? — Etwa, weil ich mir erlaubte, ihr auf dem Bahnhof zwei verwandtschaftliche Küsse aufzudrücken! Nun machen wir 'mal einen Schluß mit dieser Komödie der Irrungen; — was hat das Blitzmädel denn für eine heillose Verwechslung angerichtet?" —

Horstmar, dem die verschiedenartigsten Gedanken in buntem Gewirr durch den Kopf gingen, bei denen die Freude ob der Entdeckung, daß „Sie" frei, natürlich die Oberhand hatte, wollte eben das Faktum mit der Visitenkarte enthüllen, als Trude mit dem ganzen Liebreiz ihrer Erscheinung, plötzlich wie hingezaubert, im Thürrahmen stand. Ein weißes Sommergewand umschloß ihre schlanke Gestalt und ein großer italienischer Strohhut, mit Heckenrosen garnirt, beschattete das reizende Antlitz, welches jetzt dunkle Röthe überzog.

Hinter ihr stand eine ältere Dame mit grauem Scheitel, die einen recht würdigen Eindruck machte — die wahre Regierungsräthin Schmidt. Beide Damen hatten die letzten Worte der Unterhaltung bereits mitangehört und Tante Schmidt sah fragend von ihrem Gatten nach der stattlichen Erscheinung des interessanten Fremden herüber, um endlich sichtlich betroffen ihre Nichte zu betrachten.

„Na, wirds nun bald mit der Erklärung, Trude" — polterte der Onkel hervor „unter welchem Rang und Namen hast Du Dich gestern bei diesem ehrenwerthen Herrn Professor eingeführt? Gestehe es, Du hast unseren ehrlichen Namen zu einer Intrigue, einem Fastnachtsscherz in den Hundstagen gebraucht?"

Trudchen aber wünschte jetzt, daß eine Versenkung sich in dem Zimmer befände, vermittelst deren sie sich allen Beobachtungen, allen Fragen, durch plötzliches Verschwinden hätte entziehen können! Da dies sich aber nicht bewerkstelligen ließ, mußte sie wohl oder übel reden.

„Ja Onkel", stammelte sie in lieblicher Verwirrung, „ich habe mich allerdings für die Tante ausgegeben, weil — weil ich — meines Waldmann's wegen — anstatt in das Damenkupee, mich zu den Herren setzen mußte, und —"

„Was, wegen des Köters hast Du den ehrlichen Namen meiner Frau mißbraucht — das wird ja immer verwickelter", schaltete der Onkel humoristisch ein, „Geschick zum Advocaten, das heißt zum Vertheidigungszustand zeigst Du allerdings nicht, Kleine — Dein Bericht klingt ziemlich unklar — na, nun weiter im Text!"

„Mutterchen hatte mir nämlich streng befohlen", fuhr Trudchen fort, „ich solle nur im Damenkupee reisen, nun wollte man aber dort mein Hundchen nicht aufnehmen; ich wußte nicht recht, was beginnen. Die Herren waren toleranter, erlaubten, daß ich meinen Hund mitnahm. Ich schwankte noch, da kam meine Freundin Rosi auf den Einfall, ich sollte mich als Frau ausgeben, weil man als solche andere Rechte auf Reisen hätte und mehr respectirt würde. Sie rief mir, um dies zu bewerkstelligen, Grüße für meinen Mann im Abfahren laut und vernehmlich zu. Ich mußte nun die kleine, von ihr angezettelte Komödie der Irrungen weiter durchführen, die mir eigentlich auch Spaß machte", setzte Trudchen in reizender Natürlichkeit hinzu. „Schließlich bestraft sich aber jede Lüge und ich kam in eine recht verlegene Situation! — Professor Horstmar stellte sich mir vor und bat um meinen Namen — ja, was sollte ich nun machen; sollte ich ihm meinen Mädchennamen sagen, so konnte die Lüge vielleicht an den Tag kommen und — bei diesem Gedanken schämte ich mich meiner Thorheit! Daß er das gleiche Reiseziel hatte, wie ich, wußte ich nicht und da — gab ich ihm Tantes Visitenkarte, die so schlimme Verwirrung anrichtete! Nun wißt ihr Alles" — schloß das junge Mädchen, „und ich habe wegen meines falschen Spiels um Verzeihung zu bitten, ganz besonders Sie, Herr Professor", wandte sie sich in sichtlicher Befangenheit dem Letzteren zu, „daß ich mir solch thörichten Spaß Ihnen gegenüber erlaubte! Sie müssen mit Recht eine wunderbare Meinung von mir gefaßt haben."

„Nein, ganz und gar nicht, mein gnädiges Fräulein", beeilte sich dieser zu sagen, „ich liebe den Frohsinn trotz meiner ernsten Wissenschaft, und warum soll man sich in so jungen Jahren nicht einen Scherz machen! Ich werde mich oft und mit Freuden des Zusammentreffens mit der „Frau Regierungsräthin" erinnern!"

Horstmar's sprechende Züge aber hatten bei Lösung der kleinen Komödie nach und nach einen so glücklichen Ausdruck angenommen, daß Onkel und Tante Schmidt wohl sahen, hier handelte es sich um mehr als eine flüchtige Reisebekanntschaft. Ueber das joviale Gesicht des alten Herrn verbreitete sich ein schlaues Lächeln, als er zu seiner Gattin gewandt, sagte: „Na, Alte, ich glaube die Rolle der „Frau Regierungsräthin" ist hiermit zu Ende und der Herr Professor wird sich lieber mit „Fräulein Trudchen von Willmers" unterhalten, der sein Besuch gilt! Wir treten also unseren Rückzug an und hoffen, der Herr Professor beehrt das Haus Schmidt noch manches Mal, um sich nach dem Ergehen der falschen „Frau Regierungsräthin" zu erkundigen!"

Also sprechend, schüttelte der alte Herr die Rechte des Professors herzhaft, indem er hinzufügte: „Wir sprechen später über die „Vereine" noch weiter, nicht wahr, werthester Herr?"

„Ganz zu Ihren Diensten", erwiederte dieser und verneigte sich höflich vor dem alten Ehepaar.

Als sich aber die Thür geschlossen, wandte er sich Trudchen zu, welche kaum wagte, ihre Blauaugen aufzuschlagen, aus Angst, dieselben könnten zu Verräthern werden.

„Und nun, gnädiges Fräulein", hob er an, „habe ich noch um Verzeihung zu bitten, daß ich gleich heut mir die Freiheit nahm, Sie aufzusuchen! Ich hatte das Bedürfniß, zu erfahren, wie es Ihnen geht — Sie wiederzusehen — zugleich wollte ich Ihnen mein Urtheil über das von Ihnen so warm empfohlene Buch sagen —"

„Ach das „Recht der Hagestolze"", fiel sie ihm ins Wort, „nun nicht wahr, ich habe nicht zu viel gesagt?"

„Nein, ganz gewiß nicht", entgegnete Horstmar, „noch nie hat ein Buch mich so gefesselt, wie dieses, und zugleich war es mir wichtig, die Gestalt des Helden kennen zu lernen — ja, wer ihm gliche!" setzte er hinzu, indeß seine Augen sich fragend auf Trudchen richteten. „Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich ihm jemals ähnlich werden könnte?"

Trudchen dachte jetzt im Augenblick nicht daran, daß sie von jenem Helden, dem „Hagestolz" gestern gesagt, „man müßte ihn lieb haben", und so antwortete sie lebhaft, aus innerster Ueberzeugung heraus: „Sie gleichen ihm schon, sind ganz der „Hagestolz".

„Und möchte mich gleich ihm bekehren lassen", unterbrach Horstmar das junge Mädchen, „wenn Sie mir dabei helfen können, gnädiges Fräulein! Wollen Sie Ihre gestrige Rolle als „Frau" weiter führen und sich künftig Frau — Professor Horstmar nennen — wollen Sie, dann würden Sie mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen!"

Trudchen schlug ihre strahlenden Augen jetzt voll zu ihm auf und diese verkündeten so deutlich ein „Ja" — daß eine andere Bestätigung kaum nöthig gewesen, die Lippen aber sprachen: „Oh, wenn Sie mich, die Sie als Reisegefährtin von einer recht thörichten Seite kennen lernten, wirklich zur Lebensgefährtin haben wollen, so sage ich aus vollem Herzen: Ja! Und daß ich's nur gestehe" fuhr sie in ihrer anmuthigen Natürlichkeit fort, „Sie haben mir gleich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß mein einziger Wunsch war — Sie wiederzusehen — und dann wollte ich mich in einem besseren Lichte zeigen —"

„Trudchen, mein theures Trudchen", fiel Horstmar hier ein, indem er die schlanke Gestalt des jungen Mädchens an sich zog, um einen Kuß auf die rosigen Lippen zu drücken, „was machst Du mich glücklich! Du hast den „Hagestolz", der bisher nur seine Wissenschaft liebte, in einigen Stunden kurzen Beisammenseins bezwungen und ich sage aus wahrer Ueberzeugung jetzt, das ist die rechte Liebe, wo Sehen und Lieben eins sind —"

„Oh, über die Weisheit eines Professors geht doch nichts", mit diesen Worten platzte Onkel Schmidt in alle Liebesseligkeit hinein „und Du Trude hast Dir ja schnell einen Nachfolger des Regierungsraths gesucht — na, da komme ich mit meinen grünen Gläsern und meinem „Schloß Johannisberger" gerade zurecht — unser Brautpaar soll leben — komm Alte, hilf mir schreien!"

Die Tante wandte jedoch bedenklich ein: „Aber sollten nicht Trudchens Eltern erst um ihre Einwilligung gefragt werden?"

„Ach was, dazu ist es ja schon zu spät, das mußt Du doch einsehen, Frau! Dem Biedermann werden die Eltern auch ihr Kind nicht verweigern, freuen sich sicher über die gute Partie! Ich aber, als Pseudogatte dieses losen Mädchens, habe mir auch Rechte erworben — ich gebe meinen Segen und — übernehme die Ausstattung der „Frau Professor".

Also sprach Onkel Schmidt; indem er jetzt auch Horstmar einen verwandschaftlichen Kuß auf die Wange drückte.

An Trudchens Eltern wurde telegraphirt: „Kommt morgen her zu Eurer glücklichen Trude, die seit heute Braut des Professor Horstmar. Eure Verzeihung wegen verkürzten Verfahrens erbittet."

Die Liebesseligkeit eines Brautpaars zu schildern ist eine gewagte Sache, denn sie bleibt meist hinter der Wirklichkeit zurück, deshalb verzichten wir darauf und theilen hier nur Trudchens Brief mit, welchen diese den selbigen Abend noch an ihre Freundin schrieb: „Geliebte Rosi! Unsere Komödie ist zur Wahrheit geworden — die Details hörst Du nächstens — heute nur so viel, daß ich mich mit meinem Reisegefährten, Professor Walter Horstmar, verlobte und das glücklichste Menschenkind auf der Welt bin! Mein „Waldmann" wäre eigentlich, streng genommen, der Heirathsvermittler, denn ohne ihn wäre ich sittsam ins Damenkupee gestiegen und hätte meinen Walter wohl niemals kennen gelernt. Wie wunderbar fügt sich doch Alles im Leben und die geringfügigsten Ursachen führen oft zu wichtigen Ereignissen! Was ist binnen vierundzwanzig Stunden aus Deiner Trude geworden — eine Frau Professor in spe, die ihrer Rosi bald ein ähnliches glückliches Loos wünscht!"

Geschichtliche Fleckenreinigung.

Verehrte Frau!

Da bin ich endlich, verehrte Frau, und schicke mich an, das Versprechen, das ich Ihnen in unserer gemeinschaftlichen, wie ich hoffe, in ihren Nachwirkungen auch für Sie gottgesegneten Sommerfrische gegeben habe, einzulösen. Sie lächelten ungläubig, als ich mich anheischig machte, eine „geschichtliche Rettung" zu vollziehen, an einer der Bestverläumdeten Ihres Geschlechts, an einer Hausfrau und Mutter, deren Namen nicht nur seit Jahrhunderten dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben, sondern die — schrecklich zu sagen — für das Urbild jedes Weibes gilt, wie es nicht sein sollte. Xanthippe heißt das unschuldige Opfer einer parteiischen Geschichtsklitterung. Gestatten Sie, daß ich mit einem Stück kritischer Fleckseife das berüchtigte Frauenzimmer weiß zu waschen versuche. Ich bin von jeher ein bischen litterarischer Maulwurf gewesen, und wenn Damen, wie Cleopatra*), Messalina, Aspasia, Katharina II. geschichtlich „gerettet" wurden, so sehe ich nicht ein, warum die Wohlthat einer gründlichen Rehabilitation unserer Xanthippe versagt bleiben soll. Sie hat dieselbe nicht weniger nöthig. — In dem längst zur Makulatur geworfenen A B C-Büchlein, durch das ich eingeweiht werden sollte in die schwere Kunst es Lesens, war dem Buchstaben X ganz besondere Ehre angethan. Ob dem pädagogischen Verfasser der Fibel das X als „unbekannte Größe" der Bevorzugung werth erschien, durch ein Bildchen illustrirt zu werden, oder ob er uns den türkenfäbligen Gesellen in recht dauerhafter Weise hat einprägen wollen, bleibe dahingestellt. Thatsache ist, daß neben dem colorirten X das schöne Sprüchlein paradirte:

„Xanthippe war ein böses Weib;
Das Zanken war ihr Zeitvertreib!"

Unser Lehrer, ein zwar lammfrommer, aber unpraktischer und — wie die Fama behauptete — nicht gerade glücklich verheiratheter Mensch, benutzte dann die Gelegenheit regelmäßig, um uns des Weiteren zu erzählen: Xanthippe sei das Weib eines gewaltigen griechischen Weltweisen, eines gewissen Sokrates gewesen, und schilderte uns die Bosheiten der klassischen „Hexe" in so anschaulicher Weise, daß es uns mit Bezug auf das selbsteigene eheliche Martyrium des Magisters tief hätte blicken lassen, wenn wir — siebenjährige Bengel — überhaupt eines „tieferen Blickes" fähig gewesen wären. Xanthippe blieb für die A B C-Helden nun selbstverständlich der Inbegriff aller weiblichen Scheußlichkeiten! Nun habe ich später aber selbst etwas über die Sache nachgedacht, angeregt durch ein höchst gelassen ausgesprochenes großes Wort meiner Patin: „Es ist kein „Schleck", die Frau eines berühmten Mannes zu sein," klagte einst die eheliche Genossin unseres, mit allerhand Aemtern und Aemtlein überreich gesegneten Vice-Gemeindeammanns. Das geflügelte Wort gab mir zu denken, und da ich aus dem Nachlasse meines Großvaters gerade verschiedene werthvolle alte Schmöker, unter anderem auch eine kleine Biographie des Sokrates gefunden hatte, beschloß ich, dem Lebenslauf des Philosophen sammt „vielgeläuterter Ehehälfte" etwas „auf die Eisen" zu gehen. Was ich gefunden habe, verehrte Frau — le voilà! Fürchten Sie sich nicht, meinen Deductionen zu folgen, griechisch brauchen Sie nicht zu können — ich kann es selbst auch nicht! — Erstens: Punkto Häßlichkeit. Da scheint es mir durchaus unglaubwürdig, daß Sokrates, der als junger Mann in seinen Freistunden drei Grazien herausbildhauerte, also mit der Schönheit gewissermaßen auf „Du und Du" stand, sich eine häßliche Lebensgefährtin erwählt haben sollte. Jedenfalls war sie aber viel jünger als er, denn als sie von ihrem 72jährigen Mann vor seinem Tode Abschied nahm, trug sie ein kleines Kind auf dem Arme! Sie mochte sich also den Vierzigern nähern; sagen wir, um galant zu sein, sie war 33; und Sie werden mir zugeben, verehrte Frau, daß nur die krasseste geschichtsklitternde Bosheit von einer alten Frau reden kann! Xanthippe habe ihr Hauswesen vernachlässigt und dem Sokrates überhaupt das Familienleben verleidet! — so sagt die Fama. Ich bin anderer Meinung. Unwiderlegbar fällt die Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse ihm selbst zur Last. Hat der Wolkenwandler je ein Amt oder eine gut salarirte Stelle bekleidet? Hat er nicht seine philosophischen Unterweisungen mit souverainer Verachtung der Collegiengelder entweder gratis gegeben oder die Stunden nur theilweise aufgeschrieben? Ist solche mißverstandene Coulanz nicht höchlichst zu verdammen, und die Frage erlaubt: wie weit die Frauen der heutigen Philosophie-Docenten mit ihrem Haushaltungsgeld kämen, wenn die Herren sich gleiche Lässigkeit zu schulden kommen ließen? — Der athenienfische College hat eben ein Bummelleben geführt; die Peripatetik war ihm Lebensbedürfniß; auf Straßen und öffentlichen Plätzen hielt er die Leute am Rockknopf fest und fragte sie aus über Gedanken, die ihm selbst nicht einmal zum klaren Bewußtsein gekommen waren. Der Mann hatte die sehr unrentable Manie, seine Wissenschaft ins Volk hinaus zu tragen; bis er zum Mittagessen heimkam, wurde es in der Regel dreiviertel auf zwei. Was kümmerte es ihn, daß Weib und Kind warteten und die Suppe kalt wurde? Würden Sie, Verehrteste, die Sie doch — nach einem verbürgten Gerücht — ein Engel sind an Liebe und Sanftmuth, sich solche Vernachlässigung stillschweigend gefallen lassen? Ein Glück ist's, ein wahres Glück, sage ich, daß bei den Trägern der Wissenschaft unserer Tage solche Unpünktlichkeit nicht mehr vorkommt! Sokrates scheint überhaupt ein kurioser Heiliger gewesen zu sein. Erzählt nicht sein Schüler Plato, daß er einst von einem Gastmahl zwar bei angehendem Morgen aufgebrochen, aber, weil er weiterer „Anregung" bedurfte, noch in eine athenienfische Kneipe — wohl so ein vorweg genommenes Wiener Café — gegangen sei? Nun tritt uns der Mann und Philosoph dadurch ja menschlich näher, aber, ist's bei solchem Gebahren verwunderlich, daß, wenn er sich „gelegentlich" wieder nach Weib und Kind umsah — dieselben in nicht sehr gehobener Stimmung waren? Und daß so häufige Mitschleppen irgend eines in der Straße aufgefischten Gastes zum Mittagessen, die Zumuthung der Bewirthung aus dem Stegreif? Sie heißen Hulda, verehrte Frau, nicht Xanthippe, aber auch Sie würden sich derartiges nicht gefallen lassen! — Aber es kommt noch besser! Mein Schmöker beweist urkundlich, daß Sokrates einst, trotz der mißbilligenden ehegesponslichen Seitenblicke, vor Weib und Kind einen griechischen Tanz, so eine Art Menuett aufführte! Nun möchte ich doch die Hausfrau sehen, die zu solchen Narrentänzen nicht den Takt schlüge, so ihr das entsprechende Werkzeug gerade zur Hand läge! Ich irre wohl kaum, wenn ich die berühmt gewordene Episode vom Waschzuber, die seit Jahrhunderten ihr anekdotenhaftes Dasein fristet, auch auf ein solches Vorkommniß zurückführe. „Nun kommt nach dem Donnerwetter noch der Regen", soll der nasse Philosoph gespottet haben, als ihn die Gattin nicht unerheblich eingeweicht hatte; aber ist diese Procedur der erregten, vielleicht von der bekannten Wäschelaune angekränkelten Gattin übel zu nehmen? Im Gegentheil, Verehrteste, ganz im Gegentheil! Wenn die Episode historisch ist, dann vindizire ich meiner vielgeschmähten Klientin — Sie mögen mich immerhin „advokatus diaboli" heißen — das Verdienst, eine Vorläuferin der naturgemäßen Heilkünstler à la Sebastian Kneipp gewesen zu sein! — Die Vorwürfe, die meiner Klientin gemacht werden, sind überhaupt zum allergrößten Theile nicht etwa in den historischen Arbeiten der Zeitgenossen zu finden, — bewahre — sie fußen im Gegentheil auf der Geschichtsklitterung einiger Lästermäuler des 14. Jahrhunderts. Nun frage ich aber, verehrte Frau, ist anzunehmen, daß die schriftstellernden Freunde des Sokrates, die Mitlebenden also, sich für ihre Leitartikel einen solch' interessanten Stoff hätten entgehen lassen, wenn überhaupt etwas Wahres d'ran gewesen wäre? Nie und nimmer! Die Zeitungsschreiber damaliger Zeit waren nicht weniger erpicht auf interessante „on-dits", als es ihre Herren Collegen des 19. Jahrhunderts sind, und da in der Rubrik „Verschiedenes" der athenienfischen Tagesblätter der sokratischen Zeit absolut nichts über Xanthippe zu lesen ist, so ist die Annahme erlaubt, sie habe sich eben eines Lebenswandels befleißigt, der auch zum kleinsten medisancelichen Zeitungs-Artikelchen durchaus keinen Anlaß gab. — Im Uebrigen liefert mir ja Sokrates selbst einiges recht schätzbares Material zur Rechtfertigung seiner verleumdeten besseren Hälfte. Erinnert er nicht den älteren Sohn Lamproklos, der sich von der Mutter zurückgesetzt glaubte, daran: „daß er ihr doch viel zu danken habe?" (Muß ja wohl einer jener lichten Momente gewesen sein, die auch im Leben des tiefgründigsten Philosophen sporadisch in die Erscheinung treten.) — Er selbst war freilich weder dankbar noch rücksichtsvoll. Mit gleich gestimmten Collegen peripatetisch schwärmend und schwelgend in hohen Gedanken, war er zu Hause still und verdrossen. Keinen Finger hat er gerührt, um das geistige Niveau seiner Lebensgefährtin zu heben; er war ein Surremus, so was die heutige Zeit treffend nennt: „ein Gassenlächler" und „Hausfrächler", und die vielgepriesene klassische Seelengröße hat mit dem modernen Egoismus manches unphilosophischen Ehemannes eine ganz verzweifelte Aehnlichkeit. Wollen wir rekapituliren, verehrte Frau? Es sei! Wir sagen also: Xanthippe alt und häßlich? Nicht erwiesen! Xanthippe zänkisch? Fabel! Xanthippe eine schlechte Haushälterin und gewissenlose Mutter? Brandschwarze Verleumdung! Sie war nichts mehr und nichts weniger als: „die Frau eines berühmten Mannes!" — Was ich damit sagen will? Ein Gleichniß, ein banales zwar, möge es verdeutlichen. Es ist ein bekannter Kunstgriff messebesuchender Raritätenbesitzer, auf den Zuschauer Contraste wirken zu lassen. Ein Riese wird noch einmal so groß erscheinen, wenn ein Zwerg bei ihm steht. Ein solches Manöverchen scheinen mir die Lobredner des alten Sokrates in Scene gesetzt zu haben. Das Bild der Frau mußte ein möglichst abschreckendes sein, auf daß das Conterfei des Mannes und „edlen Dulders" um so strahlender erschiene. — Was als Klatschsucht und Geschwätzigkeit gegeißelt wurde, mag lediglich ein etwas stark entwickelter Mittheilungstrieb gewesen sein — — meinen Sie nicht, werthe Frau? Davon, daß die praktische Genossin ihrem Wolkenwandler von Mann alle die kleinen Kümmernisse, Sorgen und Häkeleien der Alltäglichkeit mit liebender Hand abnahm, auf daß er trotz seiner Seelengröße nicht zu Falle kam — davon freilich künden die zeitgenössischen Lobredner des Geisteshelden nichts! „Es ist kein „Schleck", die Frau eines berühmten Mannes zu sein", meinte das scharfsinnige Weib aus dem Volke — — — sie hat wohl den Nagel auf den Kopf getroffen! Sehr oft baut sich die sogen. Berühmtheit auf, auf den Trümmern des häuslichen Glückes; die Weltgeschichte aber schreitet über dieselben — will sagen, über die mißachteten Frauen — stillschweigend zur Tagesordnung! Beweise? Sokrates und seine Xanthippe, Napoleon und Josephine, Numa Roumestan und Gemahlin, und weiter mit grazie ad infinitum! — Und nun, Punktum! Die geschichtliche Rettung nach berühmten Mustern ist vollzogen. Die moralische Entrüstung, in die ich mich hineingeschrieben habe, bitte ich auf das Conto meines guten Herzens zu setzen. Am nöthigen Scharfsinn habe ich es nicht fehlen lassen und danke Ihnen im Geiste für das freundliche Lächeln, das Sie für meine literarische Maulwurfsarbeit zweifelsohne noch übrig haben.

(Schweiz. Familienbl.)

*) Adolf Stahr, Fanni Lehwald's Gatte hat so viele antike Damen, von nicht ganz zweifelloser Makellosigkeit, rein gewaschen, daß man ihn nach dem zu seiner Zeit berühmten Erfinder des Broenner'schen Fleckwasser's, den „Broenner der Vergangenheit" nannte. — Die Red.

Gesunde Luft im Schlafzimmer.

Das Schlafen bei offenen Fenstern ist im Volke höchst unrechter Weise in Verruf gekommen und gilt als gefährlich, sowie überhaupt die Nachtluft als schädlich. Die Luftströmungen zur Nachtzeit sind aber nur in denjenigen Gegenden nachtheilig, in welchen Sumpfboden besteht, dessen krankmachende Aushauchungen sich gerade zur Nachtzeit in die Luft erheben. In Gegenden mit trockenem Boden, auf Bergen und in den höheren Stockwerken der Häuser ist umgekehrt die Nachtluft reiner und gesunder, als die Luft des Tages. Um durch offene Fenster während der Schlafzeit sich diese Luft zuzuführen, verfahre man so: Wer neben seinem Schlafzimmer über ein während der Nacht unbewohntes Zimmer verfügt, der öffne die Verbindungsthüre zwischen beiden Zimmern und lasse je nach der Kälte der Jahreszeit im anderen Zimmer nur einen der oberen Fensterflügel oder zwei, oder in den heißen Sommermonaten sämmtliche obere und untere Fensterflügel offen stehen. Wer dagegen nur ein Schlafzimmer ohne Nebenräume hat, der öffne einen der oberen (von seinem Bette möglichst entfernten) Fensterflügel so weit, daß der Querriegel zwischen Fenster und Fensterrahmen eingeschoben wird, oder klemme einen Korkstopfen zwischen beide fest und binde mittelst einer Schnur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Nachtzeit sich nicht bewegen kann und nur eine gleichmäßige Spalte offen bleibt. Hierauf lasse man die Fensterrollen nieder. Dann wird während der ganzen Nacht ein Ausgleich der Luft und der Temperatur stattfinden; man wird in kühler reiner Luft viel erquickender schlafen und sich am anderen Tage weit mehr gestärkt fühlen, als im geschlossenen, mit schlechter Luft gefüllten Raume. Ebenso wird jeder an seiner Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit den Vortheil der zur Sommerszeit geöffneten oberen Fenster spüren. Die Oeffnung der oberen Fensterflügel gewährt noch den Vortheil, daß nicht nur die Luft des Zimmers sich schneller reinigt, sondern, daß man auch weniger unangenehmen Zugwind zu befürchten hat. Vor Zugwind braucht man sich nicht zu erschrecken, wenn man nicht erhitzt ist. Derselbe ist nicht krankmachend und wird gesunden, nicht verweichlichten Personen keineswegs so schädlich, als die schlechte Luft des zugfreien Zimmers. Die Aengstlichkeit vor Zugwind ist grundloser Weise verbreitet und bei den meisten Personen geradezu lächerlich.

Prof. Dr. Reklam.

Champignonzucht in Cementfässern.

Obergärtner H. Amelung-Berlin.

Am 29. November v. J. hatte ich im Verein zur Beförderung des Gartenbaues über meine neue Methode, Champignons zu ziehen, einen Vortrag gehalten. Aus dem Vortrag ist Verschiedenes in die Tageszeitungen gelangt und habe ich in Folge der Zeitungsnotizen eine Menge Anfragen erhalten. Auch an die Redaction des praktischen Rathgebers gelangten Fragen über meine Culturmethode und entspreche ich gern dem Wunsche der Redaction, mein Verfahren mitzutheilen:

Daß in Deutschland die rationelle Champignonzucht noch im Argen liegt, ist bekannt. Es sind in den letzten 15 Jahren zwar viele größere Züchtereien eingerichtet, doch nach kurzer Zeit sind viele davon wieder eingegangen, da sie keine Resultate gaben. Theilweise lag dieses daran, daß die Räume schlecht gewählt waren, in den meisten Fällen hatten aber die Züchter zu wenig praktische Erfahrungen. Aber auch da, wo die Champignons nur für Privatzwecke gezogen werden, hapert es noch häufig mit den Erfolgen. Der arme Gärtner soll unter allen Verhältnissen Pilze ziehen, obgleich schon unter günstigen Bedingungen seine ganze Aufmerksamkeit erforderlich ist, sich in das Wesen der Cultur hineinzudenken.

Seit 10 Jahren habe ich nun auf eigene Faust, mit eigenen Kosten Versuche angestellt und das Resultat ist, daß ich mir eine eigene Methode geschaffen habe. Diese Methode besteht darin, daß ich den Champignon in Cementfässern ziehe. Ich schicke voraus, daß sich dazu nur Räume (Keller oder Stall) eignen, die nicht zu naß sind und mindestens eine Temperatur von 6 Gr. Wärme haben. Heizung würde ich nur da gelten lassen, wo die Heizung dazu dienen soll (besonders bei Großbetrieben) die übermäßige Feuchtigkeit zu vermindern. Im übrigen erziele ich die nöthige Wärme (als Zusatz zu den 6 Gr. R.) dadurch, daß ich die Cementfässer in langen, warmen Pferdemist packe. Auch die Zwischenräume der Fässer werden mit Mist ausgestopft.

Vortheile der Zucht des Champignons in Cementfässern: 1. spare ich die theuren Stellagen, da ich bis vier Faßreihen übereinander in Verband schichten kann; 2. kann ich die Wärme und Feuchtigkeit besser regeln, als bei dem Beetsystem; 3. kommt der kalkhaltige Cement, der sich noch in den Ritzen der Fässer befindet, den Pilzen zu gute.

Die Einrichtung nach meiner Methode geschieht folgendermaßen: Die Cementfässer, welche ich zu verhältnißmäßig billigem Preise auf allen größeren Bauten kaufen kann, werden von den hindernden Nägeln befreit und vorn an der offenen Seite mit einem 15 cm breiten Brettchen vernagelt. Die Fässer werden 20 cm hoch (in wagerechter Lage) mit strohfreiem Pferdedung, welcher sich auf einem Haufen 3—5 Tage erhitzt haben muß, gefüllt, und wie oben erwähnt eingepackt. Hierauf beginnt das Einlegen der Brut (Pilzmycel), welche etwa 5 cm hoch mit gleichem Dung bedeckt wird, worauf das Beet festgedrückt wird. Der Mist muß sich bei der Einlage der Brut zwar fettig, aber nicht naß anfühlen; besser etwas trocken als zu naß, da er sich im ersteren Falle leicht nach und nach anfeuchten läßt. Die Oeffnung der Fässer ist mit einem Tuch 2c. zu verhängen. Nach etwa drei Wochen ist das Beet mit einer 5 cm hohen Schicht lehmiger Landerde zu bedecken, die aber schon einige Tage der Kellerwärme ausgesetzt gewesen sein muß. Am Tage nachher wird die Erde mit lauwarmem Wasser angebraust (pro Faß 1½ Liter) und wieder einen Tag später recht festgeklatscht. Nach Verlauf weiterer drei Wochen werden die ersten Pilze zum Vorschein kommen und besteht die Kunst, recht viele Pilze zu ernten darin, das Beet indirect mäßig feucht zu erhalten. Dieses erreicht man dadurch, daß die Wände der Fässer alle zwei Tage in- und auswendig bespritzt werden. Es soll mithin nur einmal gründlich gegossen werden. Eine feuchtwarme Luft ist den Pilzen dienlich.

(Pr. Nthg.)

Blumenzwiebeln nach dem Treiben.

Ueber die Behandlung getriebener Blumenzwiebeln nach dem Verblühen theilt Herr Schmidt nach der „Erf. Ill. Gartenztg." folgendes mit. Die weitaus meisten Zwiebelgewächse lieben nur bis zu ihrem Blühen ein sich steigerndes reichliches Begießen, sind aber dann mehr trocken als feucht zu halten. Gänzlich und auf einmal soll man ihnen das Wasser aber nicht entziehen, sondern nur allmählich. Die zum Treiben benutzten Hyazinthen, Tulpen, Tazetten u. s. w. werden durch das Treiben sehr geschwächt, sodaß sie für den kommenden Winterflor nicht wieder zu gebrauchen sind. Die abgetriebenen Zwiebeln können aber zur Freilandcultur noch benutzt werden, blühen jedoch auch hier nicht wieder so schön, wie zum erstenmale, doch immerhin stehen sie im Garten noch hübsch und erhalten sich hier noch viele Jahre. Wer aber keinen Garten hat und die abgetriebenen, verblühten Zwiebeln nicht wegwerfen, sondern diese nochmals für den Winterflor benützen möchte, der kann selbige immerhin im Spätsommer oder Herbst nochmals in Töpfe pflanzen. Der Blüthenflor wird zwar ärmlich ausfallen, man kann aber von solchen Zwiebeln 3—6 Stück in je einen Topf pflanzen, womit man erreicht, daß die Töpfe trotz der schwächlichen Blumen nicht so ärmlich und leer, sondern noch ganz hübsch erscheinen. Nach dem Verblühen sind aber solche zweimal getriebene Zwiebeln wegzuwerfen, denn selbige sind nun so geschwächt, daß sie selbst für die Freilandcultur nichts mehr werth sind.

Bespritzen der Stubengewächse mit Wasser.

Das zum Gießen oder Spritzen von Stubengewächsen bestimmte Wasser soll im Winter mindestens eine Durchschnittswärme von 15—25 Grad aufweisen, eher wärmer als kälter sein. Am wenigsten darf man Topferde mit eiskaltem Wasser gießen. Als beste Gießzeit wären für im sonnigen Zimmer untergebrachte Pflanzen die späteren Vormittagsstunden, für mehr im Schatten placirte Gewächse, wie für alle Arten von Stubenculturen im Winter der frühe Nachmittag auszuwählen. Damit das nicht im Topfe nach unten sickernde Wasser, welches schließlich durch das Topfabzugsloch nach außen tritt, Fensterbretter, Möbel, die unterhalb der Fenster befindlichen Wandtheile u. s. w. benässe und mit den in ihm gelösten Erdbestandtheilchen beschmutze, giebt man den Blumentöpfen die bekannten glattgebrannten Thonuntersetzer. Hat sich in letzteren Topfwasser angesammelt, muß es baldigst ausgegossen werden: bleibt es längere Zeit hindurch in solchen, hilft es die Pflanzenerde übernaß und sauer machen. In derart stagnirender Topfbodennässe ersticken, vornehmlich in Folge Sauerstoffmangels, nach und nach sämmtliche Wurzeln des betreffenden Gewächses und sterben ab.

Kiefers neuer praktischer Trichter.

Beim Abfüllen von Wein, Bier, Spirituosen, Oelen 2c. auf Flaschen, Krüge und andere Gefäße unter Benutzung gewöhnlicher Trichter zeigen sich bekanntlich immer neu beklagte Mißstände, die um so empfindlicher wirken, als sie oft den Verlust bedeutender Quantitäten der umzufüllenden Flüssigkeiten im Gefolge haben, zumal, wenn die Handhabung von ungeübten Personen und an nicht günstig erleuchteten Orten besorgt wird. Der neue Trichter, den die Firma S. Kiefer in Worms a. Rh., Kämmererstraße 70, Fabrik patentirter Neuheiten, anfertigt, erscheint geeignet, alle die angedeuteten Mißstände gründlich zu beseitigen. Er ist in hochfeiner Ausführung ganz aus dauerhaft vernickeltem Kupfer gearbeitet. Die Vorzüge sind kurz folgende: Kein Tropfen geht beim Abfüllen verloren. Die zu füllende Flasche kann nie überlaufen. Jede Flasche füllt sich selbstthätig, und wird gleichmäßig voll, was durch einfaches Verschieben des Stopfen beliebig zu reguliren ist. Größte Zeitersparniß und leichteste Handhabung bei nie versagender Construction. Vermöge seiner Vorzüge erweckte der Trichter auf den Fachausstellungen zu Darmstadt, Mainz, Stuttgart und Frankfurt a. M. das Aufsehen aller Interessenten und wurde jedes Mal prämiirt. Versendet wird der Trichter direkt gegen Nachnahme oder Voreinsendung von 3,50 Mk. pro Stück excl. Porto.

Neuerung im Einpökeln von Fleisch.

Zum Einpökeln von Fleisch benutzt man in neuerer Zeit nach Mittheilung der „Colonialw.-Ztg." vielfach sogenannte Schnellpökelapparate. Bei denselben wird die Salzlake in ein das Fleisch enthaltendes Gefäß mit Hilfe einer Druckpumpe hineingepreßt, um unter der Einwirkung des Druckes das Fleisch wirksamer und in einer viel kürzeren Zeit zu durchdringen, als es bei dem uralten Verfahren des wochenlangen Einlegens in die Pökelflüssigkeit möglich war. Noch schneller und wirksamer geht die Durchdringung des Fleisches mit der Lake vor sich, wenn vor dem Einpressen der letzteren das Gefäß mit dem Fleisch luftleer gemacht wird; die Lake braucht dann nicht erst die Luft aus den Poren zu verdrängen. — Bei dem von P. Ruppert in Crimmitschau vorgeschlagenen Schnellpökelapparat (D. R.-G.-M. Nr. 26 464) wird das Gefäß durch dieselbe Pumpe luftleer gemacht, durch welche auch die Salzlake eingepreßt wird. Die Pumpe kann zu diesem Zweck durch mit einander verbundene Dreiweghähne derart eingestellt werden, daß sie zunächst saugend und alsdann drückend wirkt.

Fensterputzen.

Das Fensterputzen, welches sowohl den Hausfrauen als dem dienenden Personal so manche Noth verursacht, einmal wegen der dabei entstehenden Gefahr des Verunglückens am Körper, was beseitigt und verhütet werden kann durch die am Fenster anzubringende Sicherheitsleiter oder durch den um den Leib geschnallten Schutzgürtel und andere in neuerer Zeit gemachte Erfindungen, die leider noch zu wenig angewendet werden, als auch wegen des zum Putzen selbst zu benutzenden Stoffes, findet für das letztere das beste Mittel in Anwendung von Spiritus: Man nimmt dazu den ganz ordinären (denaturirten) Spiritus, befeuchte damit einen Schwamm und putzt mit diesem die Scheiben. Während der abgewischte Schmutz mit dem sonst üblichen Wasser sich verband, geschieht dies mit dem Spiritus nicht, jener sinkt vielmehr zu Boden, so daß der Spiritus nicht getrübt wird. Noch ein weiterer Vortheil ist, daß Scheiben auf diese Art mit Schwamm und weichem Leder abgerieben, nicht frieren.

Streumittel für den Geflügelstall.

Man muß vor Allem sein Augenmerk darauf richten, daß die Streu ein wirksames Mittel gegen Ungeziefer ist. Daher wendet man Torfmull mit Asche vermischt an. Als anderes Mittel wird gebrauchte und getrocknete Gerberlohe empfohlen, die aber auch mit einem anderen Stoff vermischt einzustreuen ist. Ein drittes Mittel besteht in ausgekochtem und getrocknetem Kaffeeabsud, der als Pulver oder mit Torfmull vermischt eingestreut wird. Derselbe hat eine vorzügliche antiseptische Wirkung und zeigt sich gegen manche Geflügelkrankheiten von guter Wirkung.

Kochrezepte.

Wilde Ente mit Heringssauce. 2½ Stunden. 10 Personen. Man rupft zwei wilde Enten, wäscht sie, nachdem sie ausgenommen sind, und steckt in jede einen Hering, an dem man Kopf und Schwanz abschneidet, die Gräten entfernt, um sie so in Butter halb gar zu braten. Inzwischen röstet man vier gehäufte Theelöffel Mehl und zwei Zwiebeln — fein gewiegt — in Butter, rührt dies mit Bouillon von Fleisch-Extract glatt, giebt etwas gestoßenes Gewürz, Pfeffer, einige Citronenscheiben, einen Löffel Capern, Muscatnuß, den aus den Enten genommenen und gewiegten Hering, ebenso die Lebern und etwas Schwarzbrod hinzu, läßt Alles gut aufkochen und thut die Wildenten in diese Sauce, in der sie vollends weich braten müssen. Auf einer Bratenschüssel angerichtet und gut tranchirt, umgiebt man sie mit kleinen gebratenen Kartoffeln.

Kalbs- oder Fray Bentos-Zungen mit Tomaten-Sauce. 1½—2 Stunden. 10 Personen. Fünf Kalbszungen werden weich gekocht und je nach ihrer Größe der Länge nach in 2—3 Scheiben geschnitten. Bedient man sich der gepökelten Fray Bentos-Zunge, so wird diese in ihrem Sud heiß gemacht und ebenfalls in möglichst gleichmäßige, ansehnliche Schrägstreifen geschnitten. Für die Sauce bereitet man von 2Löffeln Butter, eben so viel Mehl eine gelbliche Schwitze, verkocht diese mit Bouillon und giebt dann das Mark von 5—6 durch ein feines Sieb geschlagenen, zuvor geschälten Tomaten, eine Prise Zucker und eine Spitze Cayennepfeffer hinein. Die Sauce muß dickseimig, von hochrother Farbe sein und, über die Zungen gegossen, geleeartig an diesen haften bleiben.

Wels mit feinen Kräutern. ½ Stunde. 10 Personen. Der Wels, nach dem Stör der größte unserer Stromfische, ist fett und wohlschmeckend, doch ist das Fleisch junger Thiere am besten. Man schneidet den in bekannter Art vorbereiteten Fisch in Scheiben (2 Kilo), wälzt diese in Mehl und legt sie in eine Casserole, in die man feines Olivenöl und eben solche gewiegte Kräuter that, fügt außerdem Salz, Pfeffer und etwas Wasser hinzu, in dem man einen halben Theelöffel voll Fleischextract auflöste; in einer Viertelstunde wird der zugedeckt gedünstete Fisch gar sein, man hebt ihn aus der Brühe, schärft sie mit einigen fein gewiegten Sardellen, zieht sie mit zwei Eigelben ab und giebt sie, über den Wels gegossen, mit diesem auf den Tisch.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 25. Januar 1895. Neunter Jahrgang. — № 4.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Die Millionen-Pfundnote.

Von **Mark Twain.***) [Nachdruck verboten.]

Mit siebenundzwanzig Jahren bekleidete ich in San Francisco eine Stelle auf dem Comptoir eines Minenmaklers und hatte mir dabei eine gründliche Kenntniß dieses Geschäftszweiges nach allen Richtungen erworben. Ich stand allein auf der Welt und nannte nichts mein Eigen als meinen gesunden Verstand und einen fleckenlosen Ruf; doch hatten sich diese beiden Güter mir bisher als kräftige Stützen auf meinem Wege zum Glück erwiesen, und so schaute ich frohen Muthes in die Zukunft.

An den Sonnabenden hatte ich den Nachmittag für mich und brachte diese freie Zeit meist auf dem Wasser zu, indem ich mich in einem kleinen Segelboot in der Bucht herum tummelte. Dabei wagte ich mich eines Tages zu weit hinaus, so daß ich in die offene See getrieben wurde. Schon brach die Nacht herein und meine letzte Hoffnung begann zu schwinden, als mich eine kleine Brigg, die auf ihrem Wege nach London vorübersegelte, an Bord nahm.

Sie hatte eine lange, stürmische Fahrt, und ich mußte das Reisegeld als gemeiner Matrose abverdienen. In zerlumpten, abgeschabten Kleidern stieg ich in London ans Land, einen einzigen Dollar in der Tasche. Diese Summe verschaffte mir Nahrung und Obdach für die nächsten 24 Stunden. Die folgenden 24 dagegen verbrachte ich ohne diese schätzenswerthen irdischen Güter.

Müde und hungrig schleppte ich mich am folgenden Morgen — es mochte etwa 10 Uhr sein — am Portland-Place vorüber, als ein Kind, das an der Hand seiner Wärterin des Weges kam, eine köstliche große Birne, die es eben erst angebissen hatte, in den Rinnstein fallen ließ. Ich machte natürlich sofort Halt und heftete meinen begehrlichen Blick auf diesen schmutztriefenden Schatz. Der Mund wässerte mir, mein Magen bäumte sich, jede Faser an mir lechzte danach. Aber so oft ich Miene machte, nach der Birne zu greifen, jedesmal bemerkte das Auge eines Vorübergehenden mein Vorhaben; natürlich richtete ich mich dann stets wieder kerzengrade auf und nahm eine gleichgültige Miene an, als hätte ich überhaupt niemals im Entferntesten an diese Birne gedacht. So ging es immer und immer wieder, und ich konnte derselben nicht habhaft werden. Bereits hatte meine Verzweiflung einen solchen Grad erreicht, daß ich allem Schamgefühl zum Trotz im Begriffe stand, die Birne ganz offen aufzuheben, als hinter mir ein Fenster aufging und ein Herr die Worte an mich richtete:

„Bitte, kommen Sie herein.“

Ein reich galonnirter Lakai ließ mich ein und führte mich in ein kostbar eingerichtetes Zimmer, in welchem zwei ältliche Herren saßen. Nachdem sie den Diener weggeschickt, forderten sie mich auf, Platz zu nehmen. Sie waren eben erst mit ihrem Frühstück fertig geworden, und der Anblick der Ueberreste desselben ging fast über meine Kräfte. Ich vermochte kaum meine fünf Sinne zusammenzuhalten, während ich diese Herrlichkeiten da vor mir stehen sah; da man mich jedoch nicht aufforderte, davon zu kosten, so mußte ich mich eben in meine üble Lage fügen so gut es ging. Der Vorgang, der sich hier kurz zuvor abgespielt hatte, blieb mir selbst zwar noch geraume Zeit völlig unbekannt, dem Leser dagegen will ich ihn gleich jetzt mittheilen. Die beiden Brüder hatten am Tage vorher einen ziemlich heftigen Disput gehabt, den sie ganz nach Landessitte schließlich in Form einer Wette beilegten.

Man erinnert sich vielleicht, daß die Bank von England seiner Zeit einmal bei Gelegenheit eines Geschäfts, das die Regierung mit einer auswärtigen Macht abschloß, eigens nur zu diesem Zwecke zwei Noten von je einer Million Pfund Sterling ausgab. Aus irgend einem Grunde war nur die eine der beiden Noten hierbei gebraucht und dann entwerthet worden, während die andere noch in den Gewölben der Bank lag. Nun waren die beiden Brüder im Laufe des Gesprächs ganz zufällig auf die Erörterung der Frage verfallen, wie es wohl einem durchaus ehrlichen und gescheiten Fremden ergehen würde, der in London auftauchte, ohne daselbst einen Menschen zu kennen, zugleich ohne allen weiteren Geldbesitz außer dieser Millionenbanknote und endlich ohne die Möglichkeit, sich über deren Erwerb auszuweisen. Bruder A. behauptete, der Betreffende müsse einfach Hungers sterben, während Bruder B. durchaus entgegengesetzter Meinung war. Bruder A. machte geltend, derselbe könnte ja die Note weder bei der Bank noch sonst wo anbringen, ohne auf der Stelle festgenommen zu werden. In dieser Weise stritten sie so lange hin und her, bis Bruder B. sich schließlich bereit erklärte, zwanzigtausend Pfund darauf zu wetten, daß der Fremde dreißig Tage lang unfehlbar von der Millionennote leben könne, und zwar ohne ins Gefängniß zu kommen. Bruder A. nahm die Wette an, worauf Bruder B. sich ohne Verzug nach der Bank begab und die Note kaufte. Echt englisch, wie man sieht: geradenwegs forsch auf's Ziel los! Er ließ sodann von einem seiner Angestellten einen Brief in schöner Rundschrift dazu ausfertigen, und nun warteten die beiden Brüder am Fenster einen ganzen Tag lang auf einen Vorübergehenden, der darnach aussähe, als käme bei ihm das inhaltschwere Schriftstück in die richtigen Hände.

Es kamen viele ehrliche Gesichter vorbei, die aber nicht gescheit genug aussahen; eben so viele, bei denen das Umgekehrte der Fall war, viele wiederum, bei denen Beides zutraf; aber diese waren dann entweder nicht arm genug, oder — wo auch dieses stimmte — doch keine Fremden. Stets hatte die Sache irgend einen Haken, bis ich auftauchte. Bei mir hatten Beide sofort den Eindruck, daß sämmtliche Erfordernisse in vollem Umfange erfüllt seien; die Wahl war demnach einstimmig auf mich gefallen, und da saß ich nun und harrte der Eröffnung, wozu man mich eigentlich hereingerufen habe. Zuvörderst hatte ich ein eingehendes Examen über meine persönlichen Verhältnisse zu bestehen, in Folge dessen sie bald genug mit meiner ganzen Geschichte bekannt waren; das Ergebniß ging dahin, ich sei ganz der richtige Mann für ihr Vorhaben. Ich erwiderte, das sei mir höchst erfreulich, ich bitte, mir nur sagen zu wollen, worin dieses bestehe. Hierauf überreichte mir der eine der Beiden einen verschlossenen Briefumschlag mit dem Bemerken, darinnen sei die Erklärung enthalten. Ich wollte den Umschlag ohne Weiteres öffnen, allein dies ließ er nicht zu; ich solle ihn nur mit nach Hause nehmen, den Inhalt aufmerksam ansehen und dann mit vollem Bedacht und ruhiger Ueberlegung handeln. — Einigermaßen verdutzt, meinte ich, es wäre mir doch lieber, wenn die Sache etwas genauer erörtert werden könnte, sie ließen sich jedoch nicht darauf ein; so verabschiedete ich mich denn, tief gekränkt über den schlechten Scherz, den man sich offenbar mit mir erlaubt hatte, und voll Grimm über meine dermalige Lage, in der ich mir nun diesen Schimpf von so reichen und mächtigen Leuten ganz ruhig mußte gefallen lassen. —

Die Birne hätte ich jetzt unfehlbar aufgehoben und vor aller Welt verzehrt, aber nun war sie nicht mehr da. Also auch darum hatte mich die unselige Geschichte gebracht! Diese Vorstellung war nicht eben dazu angethan, mich sanfter gegenüber den beiden alten Herren zu stimmen. Sobald ich aus der Sehweite des Hauses war, öffnete ich den Umschlag. Ich erblickte eine Banknote! — Nun erschienen mir die Herren natürlich auf einmal in ganz anderem Lichte. Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, schob ich den Brief sammt dem Gelde in die Westentasche und lief spornstreichs nach der nächsten billigen Speisewirthschaft. Nun, wie ich da einhieb, das mußte man sehen! Als schließlich nichts mehr in mich hineinging, nahm ich die Note aus der Tasche und faltete sie auseinander. Beim ersten Blicke darauf wäre ich beinahe in Ohnmacht gefallen. Fünf Millionen Dollars! Mir wirbelte der Kopf bei der bloßen Vorstellung.

Eine volle Minute dauerte es gewiß, bis ich aus der Betäubung — in welche mich der Anblick der Note versetzte — heraus und wieder ordentlich zu mir kam. Das Erste, was mir nun ins Auge fiel, war der Wirth. Wie versteinert stand er da, starr den Blick auf die Banknote gerichtet. Es sah aus, als sei er vor lauter Verzückung nicht mehr im Stande, ein Glied zu rühren. — Augenblicklich aber hatte ich den Entschluß gefaßt, der bei dieser Sachlage der einzig vernünftige war: Ich streckte ihm die Note hin und sagte dabei in ganz unbefangenem Tone:

„Bitte, wollen Sie mir herausgeben.“

Diese Anrede gab ihm sein geistiges Gleichgewicht wieder. Er erschöpfte sich in Entschuldigungen, daß er nicht im Stande sei, die Note zu wechseln, und wollte sie um keinen Preis annehmen. Nur anschauen wollte er sie, immer wieder anschauen; es war, als könnte er sich nicht satt daran sehen; vor ihrer Berührung dagegen scheute er zurück, als wäre es ein geweihter Gegenstand, viel zu heilig für die Hände eines Sterblichen.

„Es thut mir leid, wenn ich Ihnen Mühe mache,“ begann ich wieder, „allein ich muß darauf beharren, daß Sie mir auf die Note herausgeben, ich habe kein Geld sonst.“

„Das macht ganz und gar nichts“, versetzte er, „ich lasse diese unbedeutende Zeche ganz gern bis zum nächsten Male stehen.“ — Ich erwiderte, es könne lange dauern, bis ich wieder bei ihm vorbeikomme; allein er versicherte abermals, das habe nichts auf sich, er könne wohl warten; ich könne überhaupt zu jeder Zeit bei ihm haben, was ich wolle, und den Betrag dafür stehen lassen, so lange es mir beliebe. Ich werde doch nicht von ihm glauben, daß er einem so reichen Herrn — wie ich — blos deshalb kein Vertrauen schenke, weil er ein lustiger Kauz sei, der zum Ulk gerne in geringer Kleidung unter die Leute gehe. — Unterdessen hatten sich weitere Gäste eingefunden; auch jetzt gab er mir noch durch Zeichen zu verstehen, ich solle das Ungethüm doch nur wieder einstecken, und als ich dann fortging, machte er einen Bückling um den anderen hinter mir drein, bis zur Thür. Ich machte mich schnurstracks wieder auf den Weg nach der Wohnung des Brüderpaares, um sie von der vorgekommenen Verwechslung in Kenntniß zu setzen, bevor ich durch polizeiliche Nachforschungen hierzu veranlaßt würde. Es war mir gar nicht recht wohl bei der Sache, ja, ich hatte eigentlich ganz gehörig Angst, obwohl mich natürlich durchaus keine Schuld treffen konnte. Aber ich kannte die Welt und wußte nur zu wohl, daß, wenn Jemand aus Versehen einem Bettler statt einer Einpfundnote eine Millionen-Banknote giebt, er unfehlbar in eine gräßliche Wuth auf den armen Teufel geräth, anstatt sich für seine Kurzsichtigkeit nach Gebühr an die eigene Nase zu fassen. Als ich in die Nähe des Hauses kam, begann sich meine Aufregung etwas zu legen, denn da war Alles still und ruhig — offenbar war der Streich noch nicht entdeckt worden. Ich klingelte. Derselbe Bediente wie das erste Mal erschien wieder. Ich fragte nach den beiden Herren.

„Sie sind fort“, erwiderte er in dem hochmüthigen, kalten Ton, den seinesgleichen meist an sich haben.

„Fort? Wohin?“

„Verreist.“

„In welcher Richtung denn?“

„Wahrscheinlich nach dem Continent.“

„Dem Continent?“

„Ja wohl.“

„Welchen Weg haben sie denn eingeschlagen?“

Kann ich nicht sagen.“

„Wann kommen sie denn zurück?“

„In einem Monat, so wie sie sagten.“

„In einem Monat! Ach, das ist ja schrecklich! Geben Sie mir doch nur irgend einen noch so entfernten Anhaltspunkt, wie ich ihnen ein Wort zukommen lassen kann. Es ist von der allerhöchsten Wichtigkeit.“

„Kann ich wirklich nicht. Ich habe keine Ahnung, wohin sie gereist sind.“

„Dann muß ich irgend einen Angehörigen der Familie sprechen.“

„Die Familie ist ebenfalls fort, auf Reisen schon seit Monaten — in Aegypten, Indien glaube ich.“

„Mann, es ist ein ungeheures Versehen vorgekommen. Noch vor Nacht kommen die Herren gewiß zurück. Wollen Sie ihnen dann sagen, ich sei dagewesen und werde so lange immer wieder kommen, bis die Sache in Ordnung sei. Sie dürften also ganz unbesorgt sein.“

„Ich will es ihnen sagen, falls sie zurückkommen, aber ich erwarte sie nicht zurück. Sie sagten, daß Sie schon in einer Stunde wieder erscheinen würden, um nachzufragen. Ich solle Ihnen nur sagen, es sei Alles in Ordnung, sie würden schon zur rechten Zeit zurück sein und Sie erwarten.“

Nun mußte ich also mein Vorhaben aufgeben und wieder fortgehen. Dieses unergründliche Räthsel! Mir war, als müßte ich den Verstand darüber verlieren. Sie würden „zu rechter Zeit zurück sein.“ Was konnte das zu bedeuten haben? O, in dem Briefe würde ich vielleicht Aufklärung darüber finden. Den hatte ich ganz vergessen. Ich zog ihn aus der Tasche und las ihn, er lautete:

„Gescheit und ehrlich sind Sie, das sieht man Ihnen am Gesichte an. Wie wir weiter annehmen dürfen, sind Sie außerdem mittellos und fremd. Inliegend finden Sie einen Geldbetrag, der zu einem unverzinslichen Darlehen für Sie auf die Dauer von dreißig Tagen bestimmt ist. Nach Ablauf dieser Zeit sprechen Sie wieder hier vor. Ich habe eine Wette auf Sie gemacht. Gewinne ich sie, so sollen Sie jede beliebige Stellung erhalten, die ich zu vergeben habe — d. h. vorausgesetzt natürlich, daß solche Ihrer bisherigen Thätigkeit entspricht und daß sie die Fähigkeit besitzen, sie auszufüllen.“

Keine Unterschrift, keine Adresse, kein Datum.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Erzählung des amerikanischen Humoristen, welche die Macht des todten Kapitals in ergötzlicher Weise behandelt, erscheint in der soeben fertig gewordenen neuen Auflage des Skizzenbuchs Mark Twains (Verlag von Robert Lutz, Stuttgart). Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die in dem genannten Verlag erschienene Sammlung der humoristischen Schriften Mark Twains in sechs Bänden aufmerksam. Red.

National-Glückwunsch für den Fürsten Bismarck.

Zum 80. Geburtstage unseres Altreichskanzlers am 1. April 1895 will die deutsche Reichsfechtschule durch Veranstaltung eines allgemeinen National-Glückwunsches an den Fürsten Bismarck einen originellen schönen Gedanken zur Ausführung bringen. Sie hat zu diesem Zweck eine, von dem Historienmaler E. Döpler künstlerisch reich ausgeschmückte, an den Fürsten adressirte Festpostkarte herstellen lassen, welche von dem genannten Wohlthätigkeitsverein für 10 Pf. erhältlich ist.

Auf der Schriftseite dieser Karte ist der allgemeine Glückwunsch in den Worten vorgedruckt: „In Alldeutschlands Jubelgruß und Glückwunsch zu Ew. Durchlaucht 80. Geburtstag stimmt freudig und ehrfurchtsvoll ein . . . . . .“, hier soll jeder Gratulant mit Namen, Stand und Adresse unterschreiben. — Die deutsche Reichsfechtschule hofft auf diese Weise eine Ehrung zu Stande zu bringen, wie sie in dieser Großartigkeit und Unmittelbarkeit wohl noch keinem Sterblichen zu Theil geworden ist — Um aber neben der Huldigung, die allen patriotischen Deutschen aus dem Herzen kommen wird, der Veranstaltung noch einen besonders tiefen, sittlichen Inhalt zu geben, soll ein Theil des Erlöses aus dem Verkauf der National-Glückwunschkarten dem zu erbauenden neuen Reichswaisenhause überwiesen werden.

Die Reichsfechtschule hat sich mit allen deutschen Vereinen in Verbindung gesetzt und rechnet darauf, daß in erster Reihe diese durch kräftige Förderung des Absatzes der Karten an dem patriotischen Werke mitarbeiten, des Weiteren aber alle Verehrer des großen Staatsmannes im Familien- und Freundeskreise Gratulanten anwerben werden. Die Karten kosten, wie schon gesagt, pro Stück 10 Pf. und werden von 10 Stück ab von der deutschen Reichsfechtschule, Berlin W, im Französischen Dom, Jedermann auf Verlangen zugesandt, bei vorheriger Einsendung des Be-

trages portofrei. Der Versand der Karten beginnt in Kurzem. Da in den letzten Wochen vor dem Geburtstage ein enormer Andrang zu erwarten steht, und die Bestellungen der Reihe nach erledigt werden, so wird, wer seine Karten mit Bestimmtheit pünktlich erhalten will, gut daran thun, schon jetzt die gewünschte Anzahl zu bestellen.

Wir wünschen dem schönen Werke ein volles Gelingen zur Freude des großen Einsiedlers von Friedrichsruh und zum Besten des wohlthätigen nationalen Zweckes.

An unsere Mitschwestern vom Lande.

Bei dem allerorten sich regenden Bemühen für das Wohlergehen unserer arbeitenden Mitbevölkerung möchte ich auf einen Punkt hinweisen, der, abgesehen von einzelnen rühmlichen Ausnahmen, an vielen Orten noch der Fürsorge und der Bethätigung werkthätiger Nächstenliebe harrt.

Sieh freundliche Gutsfrau, die Kinder Eurer Arbeiter, wie sie den ganzen Tag auf der Dorfstraße umherlagern, verwahrlost und unsauber, das Kleine Kindermagd und Hüter des ganz Kleinen, aber eines so obhutbedürftig wie das andere. Vater und Mutter sind „auf Arbeit", das tägliche Brot zu verdienen, die älteren Geschwister in der Schule, die kleine Schaar sich selbst und ihren jeweiligen Gelüsten überlassen. Wehe dem Obstbäumchen, das eine Frucht im Bereiche greifbarer Möglichkeit zeigt, du hast vielleicht ihrer Reife mit Spannung entgegengesehen, es ist die erste Frucht des jungen Baumes, nun muß sie sammt dem Ast in die kleine räuberische Faust. Wehe der jungen Geflügelherde, die ein thatendurstiger Bube zur Zielscheibe seiner Steinwürfe ausersehen; nicht das erbost angstvolle Gekreisch der Entenmutter, nicht die breite Fläche des Dorfteichs entzieht sie der Gefahr und betrübt constatirt am Abend die zählende Hausfrau das Fehlen eines ihrer Lieblinge, ein gebrochenes Flügelchen, ein nachschleppendes Beinchen, natürlich mit grimmigem strafekündendem Blick auf die muthmaßlichen Unheilstifter.

Schau dich unter deinen Leuten um, verehrte Gutsfrau, gewiß findest du eine Matrone, die schwerer Arbeit unfähig, auf einem Garten, einem Platze, oder bei schlechtem Wetter in einer leeren Gesindestube die Kinder unter Aufsicht nehmen könnte.

An jedem Unfug verhindert und zugleich vor mancherlei Gefahren bewahrt wäre die kleine Schaar.

Aber nicht den Dank ihrer Eltern erwarte, du würdest nicht auf deine Rechnung kommen. Die Zweckmäßigkeit allein leite dich. Theil zu haben an der Erziehung der künftigen Generation, ist das nicht hochlohnend und hochwichtig? Ph. S.

Die Hautausschläge und deren Behandlung.

Nach einem Vortrage des Pfarr. Kneipp.

Wenn man in einem Hause ein halbes Jahr lang keine Reinigung vornehmen würde, wie viel Staub und Schmutz möchte sich in demselben vorfinden! — So geht es auch in unserer Natur. Wie viel Staub und schlechte Luft athmen wir ein; wie viel schlechte Kost genießen wir, die nicht verbraucht werden kann und auch viele unreine Stoffe in das Blut bringt! Eine schwache Natur ist nicht im stande, diese Stoffe hinaus zu befördern; diese legen sich in allen Winkeln der Natur an, zerstören oft manche Theile ganz, andere machen sie schadhaft. Daß schlechte Luft besonders auf die Lungen verderblich wirkt, beweisen uns die Fabrikarbeiter, die den größten Theil ihres Lebens in den staubigen, dumpfen Fabrikräumen zubringen und auch meistens zu Hause — besonders in den Großstädten — kleine, feuchte, schlecht gelüftete Wohnungen haben; gerade aus ihrer Mitte sterben die meisten an Lungentuberkulose.

Oft tritt ein Kampf ein zwischen den in der Natur bereits angehäuften und den neueindringenden Krankheitsstoffen. — Im Frühling bekommen die Kinder oft die Masern, Friesel oder den Scharlach. Die Natur ist nun bestrebt, die den Winter über angesammelten schlechten Stoffe abzustoßen. Auch Erwachsene bekommen oft im Frühling einen größeren oder kleineren Ausschlag und sind nachher viel gesünder, als früher. Durch diese kleinen Geschwüre ist eben der Krankheitsstoff ausgeleitet worden.

Was soll man also bei solchen Krankheiten thun? Nichts anderes als die Natur in ihrem Bestreben unterstützen, daß sie den Krankheitsstoff so bald als möglich aus dem Körper befördert. Dies geschieht am besten durch ein in Salzwasser oder Heublumenabsud getauchtes Hemd. Man kann aber auch Waschungen vornehmen. Durch letztere werden die Poren geöffnet. Bei Wiederholung derselben tritt reichlicher Schweiß ein, welcher die schlechten Stoffe mit fortnimmt und wegwäscht. Was Friesel und Scharlach im kleinen, das sind die Blattern oder die Pocken im großen; die Ursache bleibt ganz dieselbe.

Wie es aber Blattern und Ausschlag nach außen giebt, so können sich dieselben auch auf die inneren Theile schlagen und dann werden alle diese Krankheiten erst gefährlich; darum müssen wir doppelt darnach trachten, den Krankheitsstoff energisch nach außen zu leiten. Alle diese Krankheiten sind von großer Hitze oder vom Fieber begleitet, und da können wir nur mit dem Wasser löschen. Die Hitze greift sonst um sich und verbrennt und verwüstet viel.

Es kommt auch vor, daß bei Scharlach durch allopathische Behandlung die Krankheitsstoffe nicht ausgeleitet werden, sondern im Innern ihr Zerstörungswerk fortsetzen. In solchen Fällen tritt Wassersucht ein, oder die schlechten Stoffe schlagen sich auf die Lunge, sowie auf die Augen oder Ohren. — Viele sind schon in Folge des Scharlachs taub oder blind geworden.

Wie verderblich wirkte in den letzten Jahren die Influenza bei denen, die vielleicht schon einen kleinen Schaden am Körper hatten! Wie viele können sich von dieser Krankheit gar nicht mehr erholen! Für alle diese Fälle ist das Wasser der Helfer in der Noth. Es stärkt die Natur, löst die Krankheitsstoffe auf und leitet dieselben schnell und sicher aus. Man wäscht sich in allen diesen Krankheiten, so oft die Hitze wieder kommt, oder man kann auch schnell ein Halbbad von zwei Secunden nehmen und gleichzeitig den Oberkörper flüchtig abwaschen. — Wenn die Hitze einen höheren Grad erreicht, thun die Wickel vortreffliche Dienste. Nach Innen soll man bei großer Hitze nur Kühlendes geben. Den Fehler, den fast alle Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen machen, den Patienten zum Essen zu überreden, sollte man vor Allem vermeiden. Man gebe dem Kranken in diesem Zustande nichts zu essen, bis er es selbst verlangt. Der Magen ist nicht im stande, etwas zu verdauen, daher die Appetitlosigkeit. Solche aufgezwungene Kost bleibt im Magen liegen, verdirbt und macht dem Kranken viel Beschwerden. Ueberhaupt gebe man dem Kranken nie eine Kost, die er nicht vertragen kann. — Der Durst ist bei so'chen Kranken sehr groß, oft gar nicht zu stillen. Man sei aber vorsichtig und gebe ja nie zu viel auf einmal, sondern nur in ganz kleinen Portionen, denn diese löschen den Durst viel früher, als wenn viel eingenommen wird. Ein bis zwei Löffel voll genügen; man gebe dieselben aber jede halbe Stunde. — Das frische, kalte Wasser, in so kleinen Portionen gegeben, wirkt am besten. Man kann mit dem Wasser aber auch noch etwas verbinden, das kühlt und zugleich auch nahrhaft ist. Die Fruchtsäfte sind da vorzüglich, besonders der Holundersaft. Milch mit Honig gekocht giebt ebenfalls ein kühlendes Getränk. Die Milch ist wie ein kühlendes Pflaster für den Magen, doch soll sie stets gekocht werden. Auch Milch mit Fenchel gesotten ist sehr gut. Honig in Wasser gekocht, giebt ebenfalls ein gutes und erfrischendes Getränk. Man gebe aber von all diesen nie zu viel, sondern öfters; jede Stunde ein bis zwei Löffel voll. Der Wechsel von allen diesen Getränken wirkt nur vortheilhaft, weil den Kranken ein und dasselbe Getränk — öfters gereicht — leicht anekelt. — Dem Kranken in der Reconvalescenz Fleischbrühe zu geben, ist nicht rathsam. Die Fleischbrühe hat wenig Nährwerth; auch sind in derselben oft alle die schlechten Stoffe, die im Fleische oder in den Knochen waren, enthalten. Was uns die Fleischbrühe angenehm macht, das ist vor allem die Wärme, sowie der Geschmack der Wurzeln und Gewürze, die damit gekocht werden. Kalte Brühe von Fleisch und Knochen, die ohne jede Zuthat gekocht wurde, wird jedermann unschmackhaft finden; anstatt Fleischbrühe gebe man Brotsuppe. (Schwarzes Brot wird in Schnitten geschnitten, auf einem erhitzten Bleche gebäht oder geröstet, bis es fast ganz braun geworden ist. Auf diese braunen Schnittchen gießt man nun sprudelndes Wasser, deckt das Gefäß gut zu und läßt es dann einige Minuten stehen. Es giebt dann eine schöne, braungefärbte Brühe, die man dem Kranken löffelweise giebt. Sie besitzt einen großen Nährwerth und bewirkt keine Gase. Ist der Patient schon etwas in der Besserung voran, dann gebe man ihm auch das Brot. Man läßt auch die Suppe einige Zeit kochen, damit sich das Brot verkocht und die Suppe dicker wird. Ebenso ist die Suppe von gebranntem Mehle gut für Reconvalescenten. Diese Suppen haben alle gute Stoffe, die im Getreide enthalten sind und stärken darum die heruntergekommene Natur außerordentlich.

In solcher Weise behandelte Kranke werden sich schnell erholen und die so sehr gefürchteten Folgen, die solche Krankheiten bei medicinischer Behandlung oft haben, werden nicht eintreten.

Ueber die Herkunft der Pflanzenwelt des Riesengebirges.

Von E. Fiek.

Wir sind auf einer der Hochflächen des Riesengebirges im dichten Nebel vom Wege abgekommen, und weil wir ihn zu unserer Linken vermuthen, schlagen wir diese Richtung ein. Als das uns umhüllende weißliche Gewölk sich jedoch etwas verzieht, glauben wir den verlorenen Pfad alsbald auf der rechten Seite zu erkennen. Wir wenden uns dorthin, aber der schnell wieder vorüberhuschende dichtere Nebel verhüllt von Neuem den Blick nach dem gefunden geglaubten Ziele. Leichtere Wolkenballen folgen den dichteren, diese werden von anderen abgelöst — das Spiel wechselt unaufhörlich. Der Boden, anfangs trocken und von starrem, kurzem, graugrünem Grase dicht überzogen, wird feuchter, der Fuß versinkt im weichen nassen Moose, Wasser benetzt ihn, bald bis an die Knöchel dringend. Wasser blinkt auch zwischen den steifen Seggen und Simsen hindurch — schwarz von dem darunter befindlichen Sumpfe. Kleinere und größere Wasserflächen vorn zur Seite zwingen uns, die Richtung wiederum zu verändern. Wir umgehen die bedenkliche Partie — wie wir schon wiederholt dichte Knieholzbüsche umgangen haben —, wieder finden wir trockenere Stellen — doch ein paar Schritte und von neuem werden wir durch Moortümpel und Sumpfstellen in unserem Vordringen gehemmt. Ist der Weg wirklich noch der richtige? Haben wir die angenommene Richtung nach dem verlorenen Fußsteige immer noch inne? Wir wissen es nicht. — Wenn nur für kurze Zeit der Nebel wiche, wir würden uns wohl zurecht finden; aber wenn wir einen Augenblick die Hoffnung hegen können, bald wieder blauen Himmel über uns zu erblicken oder gewisse bekannte Punkte in der Ferne wahrzunehmen, so ist sie im nächsten wieder geschwunden. Dennoch hoffend, endlich wieder festen, sicheren Grund zu gewinnen oder unseren alten Weg zu treffen, werden die Moorflächen und Wasserpfützen durch Springen von einem Graspolster zum anderen zu überwinden gesucht.

Da — plötzlich — mitten im Moor — wird das Auge durch eine Anzahl weißer, die niederen Knieholzsträucher umgebender Sterne gebannt — wir beugen uns herab und erkennen große, weiße Blüthen. Einzeln sitzen sie am Ende eines winzigen, im Moose eingesenkten Stengleins, das nur ein bis zwei anfangs dütenförmig eingerollte rundliche Blätter trägt. Das Pflänzchen, mit diesen hell leuchtenden Blüthen ist die Multebeere (Rubus Chamaemorus), eine Brombeerart, die freilich mit dem allbekannten derbbestachelten Sträuchern dieser Sippe nichts gemein zu haben scheint, indessen ebenso gestaltete Früchte wie diese zeitigt. Letzteres geschieht im hohen Riesengebirge allerdings recht selten, weil ein von der Witterung besonders bevorzugter Juni dazu gehört, wie er den Sudeten zur Blüthezeit unserer Pflanze gewöhnlich nicht zu Theil wird. Die Geschlechter sind bei ihr nämlich auf verschiedene Individuen vertheilt, die Befruchtung daher nur durch den Besuch von Insecten möglich, welche, von den verhältnißmäßig großen Blüthen angelockt, den abgestreiften Blüthenstaub der männlichen auf die Narben der weiblichen Pflanze übertragen. — Die Multebeere ist ein nordisches Gewächs; in Scandinavien und Rußland bis Sibirien und Nordamerika nicht selten hat sie dort ihre eigentliche Heimath und bei uns nur die südlichste Station ihrer Verbreitung. Wir fühlen uns in diesem Augenblicke inmitten des weiten Moores vom Riesengebirge weit entrückt; Schilderungen der sibirischen Tundra, der hochnordischen Sumpfebenen werden in uns lebendig, denn nicht nur das gefundene Pflänzchen weist darauf hin, auch die ganze uns umgebende Scenerie bietet mannigfache Anklänge an die unendlichen öden Flächen des fernen Nordens.

Wir blicken wieder um uns — vielleicht können wir noch weitere Vertreter nordischer Pflanzenwelt entdecken. Und siehe — bald gewahrt das spähende Auge solche; auf den trockneren Moorstellen eine graugrüne, steife, starre Segge (Carex rigida) in großer Anzahl, weiterhin an den von den moorigen Hochflächen sich herabsenkenden Hängen, an von Wasser überrieselten Orten noch eine und die andere Art dieser Gattung (C. sparsiflora) und sogar eine Weide mit schön glänzenden, freudiggrünen, unterseits matt blaugrünen Blättern (Salix bicolor). An den von so vielen lieblichen Kindern Floras umsäumten Rinnsalen gesellt sich dann zu dem holden, goldgelben Veilchen, den kleinen, rosenfarbenen Weidenröschen, der stahlblauen Sweertie, der düsteren, in dunkles Violett getauchten Bartschie, dem schlanken, zierlichen Alpen-Wollgrase und anderen ein weiterer nordischer Gast: das Sudeten-Läusekraut (Pedicularis sudetica). Man erschrecke nicht vor dem wenig ästhetischen Namen; dieses purpurblütige Kräutlein mit den feinen fiedertheiligen Blättern ist ein gar sauberes, niedliches Gewächs; sein Vorkommen in unserem Gebirge aber von ganz besonderer Bedeutung, weil es hier — weit, weit weg von der Urheimath — auf einem ganz isolirten Vorposten sein Dasein zu behaupten hat. Es ließ nicht, wie die Multebeere, die Seggen und die zweifarbige Weide, bei der Wanderung nach dem Süden hier und da Genossen zurück — nein, Europa diesseits des Polarkreises weist keinen solchen auf, denn erst im äußersten Nordosten gegen den Ural, im Samojedenlande und auf Nowaja-Semlja finden wir es wieder. Ja, der eigentliche Verbreitungsbezirk liegt sogar noch viel weiter gegen den Osten; im arktischen und östlichen Sibirien bis Kamschatka und zur Behringstraße, im arktischen Nordamerika.

Unser Hochgebirgsmoor beherbergt aber außer den genannten Blüthen-Pflanzen noch andere aus dem hohen Norden stammende Bewohner, welche im Riesengebirge die südliche Grenze ihrer Verbreitung erreichen. Aufmerksames Forschen wird uns bald genug auch in der zierlichen Familie der Moose manche dieser Vertreter zeigen (Dichelyma falcatum u. s. w.), die hier in Sumpf und Wasser fröhlich gedeihen, wie die Mehrzahl der Gewächse nordischen Ursprungs. Sind doch diese Wohnplätze in physikalischer Beziehung mit den entsprechenden Oertlichkeiten im Norden gewiß am meisten oder völlig übereinstimmend und deshalb ganz geeignet, dessen Vegetation auch im Riesengebirge zu erhalten, weshalb der Leser zunächst dahin geführt wurde. Anders gestalten sich jedoch die Lebensbedingungen dort und hier für die Bewohner der trockneren grasigen Stellen, der Geröllabhänge und Felsen. Außer einem Habichtskraut, dessen Verbreitung vorläufig noch nicht ganz sicher festgestellt ist, und einigen niederen Flechten, ist daher nur eine Art hiervon vorhanden, die außer im Riesengebirge erst wieder in den Gebirgen des nördlichsten Europas und in Sibirien auftritt. Diese Art — den Schnee-Steinbrech (Saxifraga nivalis) — finden wir einzig nur in der nach Norden gerichteten kleinen Schneegrube, an den steil abstürzenden Basalt-Felsen, welche hier den Granit durchbrochen haben; merkwürdig genug, eine Stelle, die außerdem von einer Reihe alpiner, in den Sudeten allein hier vorkommender Pflanzen anderer Herkunft besiedelt ist.

Das Auftreten der letzteren in der Schneegrube giebt Veranlassung, uns auch mit ihnen zu beschäftigen. Haben wir es bisher mit Gewächsen aus dem Norden zu thun gehabt, deren Zahl sich noch weiter erhöhen würde, wenn man diejenigen hinzurechnete, welche — wie die Zwergbirke — unser Gebiet nach Süden nur wenig überschreiten, so zeigt die Untersuchung, daß wir den Ursprung einer viel größeren Reihe von Pflanzen südlich von Schlesien suchen müssen. Neben reichlich 50 Species, deren Verbreitung im Riesengebirge und in seinen Vorbergen die directe Nordgrenze erreicht, giebt es auch einige, die aus südwestlich von hier gelegenen Gegenden stammen, während andere dem Südosten angehören und wohl aus den Karpathen zu uns gekommen sein mögen. Diese letzteren, die in weit größerer Anzahl im östlichen Sudetenzuge vorhanden, sind in ihrem Hauptvertreter, der verbreiteten schlesischen Weide (Salix silesiaca), sowie in einigen Habichtskräutern (Hieracium nigritum, Wimmeri) und mehreren selteneren Formen (Arabis sudetica, Crocus banaticus) bis zum westlichen Theile der Sudeten vorgedrungen, finden sich aber nicht in den Alpen. — Dieses mächtige Gebirgssystem hat jedoch das bei Weitem größte Contingent zur Pflanzenwelt des Riesengebirges gestellt.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mittheilungen aus dem Garten.

Schutz gegen Hasen, oder wie man's nicht machen soll.

Während des Winters scheinen die Hasen es gerade auf unsere Apfelbäume abgesehen zu haben, und selbst bei offenem Wetter haben wir bisweilen Verluste zu beklagen an jungen Stämmen, die inmitten der schönstbestellten Krauskohlfelder stehen. Im Herbst 1891 pflanzte ein Landmann einer oberhalb Bonn gelegenen Ortschaft 45 Apfelbäume auf ein im Felde gelegenes, offenes Grundstück. Da er keinerlei Schutzmaßregeln anwendete, wurden im Winter sämmtliche Stämmchen mehr oder weniger von Hasen benagt. Im Frühjahr 1892 trieben fünf nicht aus. Bei allen anderen wurden die Wundflächen vorschriftsmäßig geglättet und mit Baummörtel verstrichen, und bis zum Herbste waren fast alle schön wieder vernarbt. Doch nun sollte Freund Lampe im folgenden Winter nicht wieder denselben Schaden anrichten; dafür mußte denn doch gesorgt werden — und jetzt machte der kluge Mann einen Geniestreich: Er nahm Steinkohlentheer, frisch und scharf aus der Gasfabrik, und bestrich damit die Stämme, daß sie schön schwarz glänzten und den Hasen gründlich der Appetit verging. Und siehe, — im folgenden Frühjahr konnte er schmunzelnd constatiren, daß auch nicht ein einziger Hase die lackirte Rinde benagt hatte. Als aber die Frühlingssonne in der Natur alles zu neuem Leben weckte, wollten viele der Getheerten noch immer nicht aufwachen, und die wenigen, die im Laufe des Sommers ein dürftiges Laub entwickelten, schienen auch nicht mehr viel versprochen zu haben, denn heute ist die ganze Anlage sammt und sonders verschwunden; sie ist als Brennholz in den Holzstall gewandert. Hätte der superkluge Mann die Bäume mit Dornen eingebunden, oder in Ermangelung dieser etwa 1 Meter hoch mit Drahtgeflecht umgeben, welches er mit einigen Stiften an den Pfahl befestigte, so könnte er sich heute noch seiner Anlage erfreuen und vielleicht schon im nächsten Jahre die ersten Früchte ernten.

Ein Geräth, welches sich zum Reinigen vermooster Rasenflächen sehr gut bewährt hat, ist ein Rechen (Harke), den ich mir selbst anfertigte. Das Gestell ist von Holz, die Ecken etwas abgerundet. Die Zinken werden von Drahtnägeln, welche 11 cm lang sind, gebildet. Damit die Nägel, welche von oben, durch von unten vorgebohrte Löcher eingeschlagen werden, nicht zurück können, wird eine Leiste aufgenagelt und viermal mit Draht festgebunden. Die Nägel stehen am besten, wenn sie $2^1/_2$ cm von einanderstehen. Ein weiterer Abstand hat sich bei meinem ersten Versuch nicht bewährt. Die Nägel müssen etwas schief stehen, wie bei jedem guten anderen Rechen. Der Bogen ist Hasel. (Prakt. Rthg.)

Ueber die Entstehungsursache der Hühnercholera.

Dr. Ott-Gemünd.

Auf einem kleinen Bauerngut gingen binnen wenigen Tagen mehrere Gänse und Hühner unter denselben Symptomen ein. Die Gänse waren in einem Bach gewesen, der an einem Dünger- und Komposthaufen in der Nähe vorbeifließt. Die Obduction einer Gans ergab die Hühnercholera. Ott untersuchte nun den Bach, der den Gänsen als Badeplatz diente. Er füllte ein Ekmarchsches Doppelschälchen zur Hälfte mit Nähragar, der mit dem Wasser des Baches inficirt wurde, setzte dasselbe in ein Gefäß mit eingeschliffenem Glasstöpsel, in welches Pyrogallussäure und entsprechende Menge Kalilauge eingebracht waren, und zwar so viel, daß nicht aller Sauerstoff von der Pyrogallussäure absorbirt werden konnte. Daß Gefäß wurde dann mit Paraffin verschlossen und bei $37^1/_2$ Gr. in den Brutschrank gestellt. Es gingen dabei nur wenige Colonien auf, und diese bestanden aus den virulenten Hühnercholerabacillen. Der Bach war also als die Quelle der Infection nachzuweisen. Diese Bacillen ließen sich auch in dem oberhalb des Badeplatzes gelegenen Theile des Baches nachweisen. Nach den Versuchen Küpper und Gaffkys ist dargethan, daß diese Bacillen sich im Wasser virulent erhalten und wachsen können. Es ist möglich, daß die Keime aus dem Komposthaufen in den Bach gespült worden sind, da sie ja mit den Bacillen der Kaninchensepticämie, die in fauligem Blut 2c. häufig gefunden werden, identisch sind. Es erhellt hieraus, wie sehr die Verunreinigung des Wassers durch Abfälle aller Art die Entstehung der Hühnercholera fördern können. (Thierärztl. Wchschr.)

Kochrezepte.

Schinken in Burgunder. 10 Personen. $2^1/_2$ Stunden. Ein zarter, wenig geräucherter Schinken von einem jungen Schwein, wird über Nacht in reichlichem Wasser gewässert, sauber geputzt, mit kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt und muß ungefähr drei Stunden an einer heißen Stelle mehr ziehen als kochen, um vollständig weich zu werden. Dann nimmt man ihn aus dem Sud, entfernt die Schwarte, sowie das zu reichliche Fett, legt ihn in eine passende Pfanne und übergießt ihn mit $1^1/_2$ l von Fleischextract hergestellter Bouillon, einer Flasche Burgunder, fügt einen Eßlöffel voll Zucker, einige Gewürznelken hinzu und dünstet den Schinken unter fleißigem Begießen so lange, bis er sich schön braun glacirt. Auf einer großen Schüssel angerichtet und in feine Scheiben tranchirt, umgiebt man ihn nach Belieben mit verschiedenen Gemüsen, Beignets von Kartoffeln und Kastanien, oder nur mit letzteren. Den Fond verkocht man mit brauner Coulis, fügt ein Glas Madeira hinzu und schmeckt die Sauce mit ein wenig Citronensaft ab.

Reh-Coteletten mit Maronen-Puree. 10 Personen. Bereitungszeit 1 Stunde. Aus einem gut abgelegenen Rehrücken, oder dem dicken Fleischmuskel einer eben solchen Keule, werden etwa 15 fingerdicke Schrägstreifen geschnitten, die man mit der flachen Seite des Hackmessers leicht klopft, mit feinen Speckfäden spickt, salzt und in zerlassener Butter über raschem Feuer auf beiden Seiten steif brät. Nun gießt man die Butter ab, füllt einige Löffel voll Fleischgelee über und schwenkt die Coteletten so lange auf dem Feuer, bis sie glacirt sind. Für das Maronen-Puree, das mit den Coteletten garnirt wird, brüht man etwa $1^1/_2$ kg roh geschälte Kastanien, die in kräftiger Fleischbrühe langsam weich gedämpft, durch ein Sieb gestrichen, mit einem halben Theelöffel voll Fleischextract, einem Stück Butter, einer Prise Zucker und einer kleinen Messerspitze weißen Pfeffer auf dem Feuer glatt gerührt und recht heiß angerichtet werden.

Gebackenes Eis. 10 Personen. $2^1/_2$ Stunden. Das Weiße von 7 Eiern wird zu steifem Schnee geschlagen und mit 200 g Puderzucker vermischt. Die Hälfte hiervon giebt man in eine tiefe Schüssel, die Hitze vertragen kann, läßt sie im Ofen hellgelb backen und dann verkühlen. Inzwischen bereitet man ein Gefrorenes von Vanille, füllt dies, so bald es steif ist und etwa 10 Minuten vor dem Gebrauch, auf die gebackene Eierschaummasse und bedeckt es mit der zurückgelassenen Hälfte derselben. Mit Puderzucker überstreut, glacirt man das Ganze mit einer glühenden Schaufel, bis sich eine goldgelbe Kruste gebildet hat und giebt nun das Gefrorene, mit eingemachten, abgetropften Früchten garnirt, sofort zur Tafel.

Hauswirthschaft.

Luftdichter Fensterverschluß.

Man macht von gutem Oelkitt lange Rollen von der Stärke eines Bleistiftes bis eines kleinen Fingers je nach Beschaffenheit der Fensterrahmen, legt sie in den Falz aller vier Seiten des aufgehenden Flügels und schließt dann denselben mit schwachem Druck. Es wird damit der Oelkitt dergestalt zwischen beide Rahmen gepreßt, daß dem Luftzug jeder Durchgang gesperrt ist. Damit aber das Fenster auch geöffnet werden kann, ohne den gewonnenen dichten Schluß zu verlieren, bestreicht man vor der Manipulation denjenigen Falz, in welchem der Kitt haften bleiben soll, mit Leinölfirniß und bestäubt die Seite der Rolle, welche sich beim Schließen des Flügels zwar an den anderen Rahmen fest anlegen, aber nicht ankleben soll, mit trockener Schlemmkreide. Zum Ueberfluß kann man mit dieser auch noch die Theile des anderen Rahmens bestäuben, welche beim Schließen des Fensters von dem Kitt berührt werden. Läßt man das Fenster einige Tage geschlossen, so wird die Kittausfüllung an dem mit Firniß bestrichenen Rahmen festsitzen, von dem anderen dagegen beim Oeffnen sich leicht ablösen und für die Folge den Zweck vollständig und dauerhaft erfüllen.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 2. Februar 1895. Neunter Jahrgang. — № 5.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Die Millionen-Pfundnote.

Von **Mark Twain.** [Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Nun, da steckte ich einmal in einer netten Klemme. Der Leser kennt ja die Vorgeschichte des Falles, ich selbst dagegen hatte keine Ahnung davon. Für mich hatte das Ganze lediglich ein unergründliches, dunkles Räthsel. Ich hatte nicht die entfernteste Vorstellung, um was es sich bei der Sache handelte und ob es dabei gut oder schlecht mit mir gemeint war. In einer öffentlichen Anlage ließ ich mich auf eine Bank nieder, um hier die Sache gründlich zu überdenken und mich über mein ferneres Verhalten schlüssig zu machen.

Nach Verlauf einer Stunde hatte bei mir an der Hand meiner Erwägungen die folgende Auffassung endgiltig Gestalt gewonnen. Ob es die beiden Herren gut mit mir meinen oder schlecht, ist eine Frage, die ich nicht zu ergründen vermag — also ruhig zusehen! Es handelt sich dabei um einen Scherz, eine Idee oder ein Experiment irgend welcher Art, worüber ich eben so wenig ins Klare kommen kann — also wiederum ruhig zusehen. Man ist auf mich eine Wette eingegangen, deren Gegenstand ich unmöglich zu errathen im Stande bin — also abermals ruhig zusehen. Damit wären die unfaßbaren Größen abgethan; die übrigen in Betracht kommenden Factoren sind dagegen sämmtlich greifbarer, reeller Art und lassen sich ganz genau zum Voraus bestimmen und berechnen. Wenn ich bei der Bank von England darum nachsuche, die Note dem Eigenthümer auf Rechnung zu stellen, so wird man allerdings meinem Antrage nachkommen, denn dort kennt man ja seinen Namen, wenn auch ich ihn nicht weiß; aber dann wird man mich weiter fragen, wie ich in Besitz der Note komme; und sage ich darauf die Wahrheit, so sperrt man mich selbstverständlich in ein Irrenhaus, lüge ich dagegen, so erhalte ich Quartier in Numero Sicher. Genau ebenso würde es mir ergehen, falls ich versuchen wollte, die Note irgendwo sonst einzulösen oder Geld darauf aufzunehmen. Ich muß diese unerträgliche Last mit mir herumschleppen, bis jene Herren zurückkommen, ob ich will oder nicht. Sie ist ohne allen Werth für mich, so werthlos, wie eine Hand voll Asche, und doch muß ich sie auf's Sorgfältigste behüten und bewahren, während ich dabei auf fremde Mildthätigkeit angewiesen bin, um mein Leben zu fristen. Nicht einmal verschenken könnte ich die Note, wenn ich wollte; denn kein ehrlicher Bürger, ja selbst nicht der gemeinste Straßenräuber würde sie annehmen oder um Alles in der Welt das Geringste damit zu thun haben wollen. Das Bruderpaar ist in jedem Falle vollkommen gedeckt — selbst wenn ich die Note verliere oder verbrenne; denn im ersten Falle brauchen sie nur Zahlungssperre zu veranlassen, im zweiten dagegen ersetzt ihnen die Bank den vollen Werth. Ich dagegen muß inzwischen einen ganzen Monat voll unerhörter Qualen durchmachen, ohne im Geringsten Entgelt oder Lohn dafür zu erhalten — wofern ich nicht jene Wette gewinnen helfe, sie mag sich nun beziehen worauf sie wolle, und dafür die mir zugesagte Stellung erhalte. Ja freilich, wenn ich die bekäme! — So große Herren haben oft Pöstchen zu vergeben, nach denen man sich die Finger leckt.

Von dem Gedanken an diesen Posten konnte ich mich nun nicht mehr losreißen. Ich begann mich mit hochfliegenden Hoffnungen zu tragen. Zweifelsohne war ein glänzendes Gehalt damit verbunden, das mit nächstem Monat beginnen mußte, und damit war ich ja dann wieder völlig flott. Diese frohen Aussichten versetzten mich rasch in eine sehr gehobene Stimmung, obwohl ich vorläufig noch immer ziellos in den Straßen umherirrte. Als ich an einem Kleiderladen vorbeikam, erfaßte mich das sehnlichste Verlangen, meine Lumpen abzuwerfen und mich wieder einmal anständig zu kleiden. Konnte ich mir das leisten? Nein, denn ich besaß wohl eine Millionenpfundnote, aber sonst nichts auf der Welt. So zwang ich mich denn, an dem Laden vorüberzugehen. Aber bald stand ich wieder davor. Die Versuchung war zu grausam; gewiß sechs Mal ging ich bis an den Laden hin und wieder fort, während ich heldenmüthig gegen sie ankämpfte. Aber schließlich gab ich mich überwunden — ich konnte nicht anders. Ich fragte nach einem verschnittenen Anzug, der ihnen vielleicht liegen geblieben sei. Der Bedienstete, an den ich mich gewendet hatte, nickte nur stumm einem andern zu. Als ich auf diesen zuging, wies er mich in gleicher Weise an einen dritten, der mir nun zurief:

„Werde Sie sogleich bedienen!"

Ich wartete, bis er mit seinem augenblicklichen Geschäfte fertig war, dann führte er mich in ein Hinterzimmer, wo er aus einem ganzen Haufen verschnittener Anzüge den schlechtesten für mich herausfuchte. Ich zog ihn an. Er paßte nicht, war auch durchaus nicht hübsch, dagegen war er völlig neu und somit für mich höchst begehrenswerth, ich hatte also nichts an ihm auszusetzen und bemerkte dann in etwas unsicherem Tone:

„Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie einige Tage auf den Betrag warten könnten. Ich habe kein kleines Geld bei mir."

Der Kerl nahm eine unverschämt spöttische Miene an und erwiderte:

„Ach, wirklich! — Nun, das habe ich mir gleich gedacht. Herren, wie Sie, haben gewöhnlich nur große Scheine in der Tasche."

Aergerlich über diese Unverschämtheit, versetzte ich:

„Lieber Freund, Sie müssen Jemand, den Sie nicht kennen, nicht immer nach den Kleidern beurtheilen, die er trägt; ich bin wirklich sehr wohl im Stande, den Anzug zu bezahlen. Ich wollte Ihnen nur die Mühe ersparen, eine große Note zu wechseln."

Darauf milderte er seinen Ton ein wenig und erwiderte, immer noch ziemlich von oben herab:

„Ich wollte Ihnen ja nicht zu nahe treten; aber wenn wir uns denn doch einmal gegenseitig die Meinung sagen, so finde ich es nicht gerade am Platze, daß Sie sich daran zu zweifeln erlauben, ob wir auf eine Banknote, die Sie bei sich tragen, auch herausgeben können. Wir geben auf jede heraus."

„O, das ist etwas Anderes; dann bitte ich um Verzeihung," erwiderte ich und reichte ihm die Note hinüber.

Mit einem Lächeln nahm er sie entgegen, mit jener Art von Lächeln, die das ganze Gesicht mit einem System von Falten, Runzeln und Schlangenlinien überzieht, wie die Ringe auf einer Wasserfläche, wenn man einen Stein hineingeworfen hat. — Als er aber nun den Blick auf die Note gleiten ließ, wurde dieses Lächeln plötzlich zu Stein und nahm eine graugelbe Farbe an, so daß es aussah wie die Lavastücke, die man zu wellenförmig gewundenen Gebilden erstarrt an den Abhängen des Vesuvs findet. Das war das erste Mal in meinem Leben, daß vor meinen Augen ein Lächeln so vollkommen unverändert stehen blieb. Immer noch stand der Mensch — die Note in der Hand — mit demselben Ausdruck da, bis endlich der Prinzipal herbeigeeilt kam, um zu sehen, was denn los sei.

„Nun, was giebt's?" fragte er. „Was ist los? Wo fehlt's?"

„Es giebt gar nichts," versetzte ich, „ich warte nur auf mein Kleingeld."

„So geben Sie ihm doch heraus, White; frisch, vorwärts!"

„Herausgeben!" rief der Commis, der nun auch wieder zum Leben erwachte, „das ist gleich gesagt; sehen Sie nur erst die Note einmal an!"

Der Prinzipal warf einen Blick darauf, dann pfiff er in vielsagender Weise halblaut durch die Zähne und machte sich über den Haufen verschnittener Anzüge her, indem er sie fortwährend von einer Seite zur andern warf. Dabei machte er seiner Aufregung durch folgendes Selstgespräch Luft:

„Einem excentrischen Millionär einen solch' unsagbar scheußlichen Anzug zu verkaufen! White ist ein Narr, ein geborener Narr. Immerfort macht er solche Streiche. So oft ein Millionär in den Laden kommt, treibt er ihn mir wieder hinaus, weil er es in seinem ganzen Leben noch nicht so weit gebracht hat, daß er einen Millionär von einem Bettler zu unterscheiden im Stande ist."

„So, da habe ich, was ich suchte," wandte er sich nun an mich. „Bitte, legen Sie doch das Zeug da wieder ab und werfen Sie es ins Feuer. Thun Sie mir den Gefallen und ziehen Sie dafür dieses Hemd an und diesen Anzug hier. Das ist das einzig Richtige, das einzig Wahre — einfach und doch reich, wahrhaft fürstlich und doch nicht im Mindesten auffallend. — Wurde für eine ausländische Fürstlichkeit eigens angefertigt; der Besteller konnte es aber dann nicht brauchen und mußte einen Traueranzug dafür nehmen, weil man meinte, seine Mutter liege im Sterben — und dann starb sie erst recht nicht. Aber, das ist ja Nebensache, es geht eben nicht immer, wie wir eh, eh — das heißt wie man — — Da! die Hosen sind ganz recht, und sitzen Ihnen wunderbar. Jetzt die Weste; aha, ebenfalls vorzüglich! Jetzt den Rock — Guter Gott, schauen Sie nur her, großartig, unübertrefflich! Das Vollkommenste, was je aus meinem Geschäfte hervorgegangen ist."

Ich konnte nun nicht umhin, meiner Befriedigung Ausdruck zu geben.

„O gewiß, gewiß. Für einen fertigen Anzug paßt er ja ganz gut, das muß ich selber sagen."

„Aber warten Sie nur, was wir Ihnen erst nach Maß liefern werden. Vorwärts White, Buch und Feder, aber rasch!" — Dann fing er an: „Beinlänge 32", und so fort.

Ehe ich eine Silbe dagegen vorzubringen vermochte, hatte er mir das Maß zu Gesellschaftsanzügen, Morgenanzügen und allem Möglichen sonst genommen. Als ich endlich zu Wort kommen konnte, sagte ich:

„Aber, mein werther Herr, ich kann das Alles unmöglich bestellen, wenn Sie nicht mit der Bezahlung auf unbestimmte Zeit warten, oder die Note wechseln können."

„Auf unbestimmte Zeit! Das will ja gar nichts heißen, gar nichts. In alle Ewigkeit — so müssen Sie sagen. White, lassen Sie die Sachen schleunigst anfertigen und dem Herrn dann unverzüglich in die Wohnung schicken. Die kleineren Kunden mögen warten. Notiren Sie die Adresse des Herrn."

„Ich bin eben im Umzug begriffen; ich komme dann wieder herüber und gebe Ihnen meine neue Adresse", warf ich ein.

„Ganz schön, ganz schön. Nur einen Augenblick, bitte, dann werde ich Sie zur Thür geleiten. So, hier — habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen!"

Nun, so mußte es ja wohl kommen, nicht wahr? Auf dem allernatürlichsten Wege war ich dahin gelangt, daß ich überall einfach verlangte, was ich haben wollte, und dann beim Bezahlen mit meiner Millionennote vorrückte. Noch bevor eine Woche um war, wohnte ich kostbar eingerichtet im größten Luxus und von allen Bequemlichkeiten umgeben in einem theuren Privathotel in Hannover-Square. Hier nahm ich auch das Diner ein, zum Frühstück dagegen suchte ich regelmäßig die kleine Speisewirthschaft auf, in der mir meine Millionennote zu meinem ersten Mahl verholfen hatte. Diese Wirthschaft gelangte durch mich zu ungeahnter Blüthe. Allenthalben sprach man davon, daß der fremde Kauz, der die Millionen nur so in der Westentasche herumtrage, ihr seine Gönnerschaft zuwende. Dies genügte, um aus dem armseligen, elenden Ding, das mit Mühe sein Dasein fristete, ein berühmtes, stets überfülltes Lokal zu machen. In seiner Dankbarkeit drängte mir der Wirth ein Darlehn nach dem andern auf und ließ schlechterdings keine Weigerung gelten, so daß ich trotz meiner Bettelarmuth im Gelde schwamm und ein wahres Herrenleben führte. Dabei sagte ich mir wohl, daß ich einem unvermeidlichen Krach entgegengehe; aber nun war es einmal so weit gekommen und jetzt hieß es eben, mit dem Strome schwimmen oder untergehen. Man sieht, ohne dieses Vorgefühl eines drohenden Unheils würde meine Lage einfach lächerlich erschienen sein; aber so erhielt sie dadurch eine sehr ernste, nüchterne Seite, ja gradezu einen tragischen Zug. Nachts im Finstern drängte sich dieses Gefühl besonders in den Vordergrund, warnend und drohend, so daß ich mich seufzend auf meinem Lager herumwarf und nur mit Mühe Schlaf finden konnte. Aber im frohen Schimmer des Tageslichtes war dieser tragische Zug allemal sehr bald wieder verflogen und dann schwebte ich in höheren Regionen und wiegte mich in einem wahren Taumel, in einem förmlichen Rausche des Glücks.

Und das war auch ganz natürlich; war ich doch zu einer der Merkwürdigkeiten der größten Stadt der Welt geworden. Das war mir denn zu Kopfe gestiegen, und zwar nicht etwa nur so ein klein wenig, sondern ganz gehörig. Keine Zeitung im ganzen Vereinigten Königreich konnte man mehr zur Hand nehmen, ohne auf einen oder mehrere Artikel über den „Mann mit der Million in der Westentasche" und auf Berichte über das Neueste, was er gesagt und gethan, zu stoßen. Zuerst waren diese Notizen am Fuße der Personalnachrichten erschienen, bald aber kam ich über die Ritter, dann über die Baronets und so immer höher hinauf, je berühmter ich wurde, bis ich schließlich den höchsten für mich möglichen Ehrenplatz einnahm, auf dem mir nur noch Prinzen von königlichem Geblüt vorgingen. Aber, wohl gemerkt, das war noch kein wahrer Ruhm, was ich bis jetzt besaß, nur Berühmtheit; da kam ein Knalleffekt, der mit einem Schlage das vergängliche Blech der Berühmtheit in das gediegene Gold des Ruhmes verwandelte: im „Punch" erschien eine Caricatur von mir. Ja, jetzt war ich ein gemachter Mann, jetzt war mir mein Rang gesichert. Witze durfte man nun wohl noch über mich machen, aber nur ganz respektvolle, keine spöttischen oder rohen mehr. Man konnte über mich lächeln, auslachen dagegen durfte man mich nicht mehr. Diese Zeiten waren vorüber. Der „Punch" bildete mich ab, wie ich ganz in Lumpen gehüllt mit einem wohlgenährten Protzen um den Londoner Tower würfelte. Nun, man kann sich einbilden, wie das auf einen jungen Menschen wirken mußte, um den sich bisher kein Mensch gekümmert hatte, wenn er sah, daß er kein Wort mehr sagen konnte, ohne daß es aufgeschnappt und von allen Lippen wiederholt wurde; wenn er überall, wo er sich sehen ließ, die Bemerkungen von Mund zu Mund fliegen hörte: „da geht er", „das ist er"; wenn er sein Frühstück nicht einnehmen konnte, ohne dabei von einer gaffenden Zuschauermenge umlagert zu werden, und sich in keiner Opernloge zeigen durfte, ohne augenblicklich einem Kreuzfeuer von tausend Gläsern ausgesetzt zu sein. Kurz und gut — ich schaukelte mich den ganzen Tag auf einem wahren Ocean von Ruhm.

Ich hatte sogar meinen zerlumpten Anzug behalten und ging ab und zu mit ihm aus, um das Vergnügen wieder einmal durchzukosten, mich beim Einkauf irgend einer Kleinigkeit beleidigen zu lassen und dann den Unverschämten mit meiner Millionennote niederzuschmettern. Aber lange konnte ich das nicht fortführen. Aus den illustrirten Zeitungen war meine Erscheinung so allgemein bekannt, daß ich mich in diesem Aufzuge stets augenblicklich erkannt und von einer Menschenmenge verfolgt sah, und sobald ich Miene machte, etwas kaufen zu wollen, bot mir der Geschäftsinhaber seinen ganzen Laden auf Credit an, noch ehe ich dazu kommen konnte, meine Note auf ihn los zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu dem Aufruf „an unsere Mitschwestern vom Lande".

Wenn man die Frage liest „Theil zu haben an der Erziehung der künftigen Generation, ist das nicht hochlohnend und hochwichtig?" so wird man unwillkürlich mit einem „Ja" antworten. Nur muß derjenige, der eine so hohe Aufgabe für das Menschen-

geschlecht übernimmt, sich von einer Zweckmäßigkeit leiten lassen, die auf alles das, was in Betracht gezogen werden muß, Rücksicht nimmt und sich vor allem bewußt sein, wohin die künftige Generation will. Dies ist auf den ersten Moment eine schwierige Frage und doch, so schwer sie auch erscheint, nicht so schwer zu beantworten. Die künftige Generation wird hoffentlich an die körperliche Gewandheit, an die geistigen Fähigkeiten größere Anforderungen stellen. Sie muß dies thun, wenn das deutsche Volk ein starkes bleiben will, denn die Nachbarvölker erstarken und machen dem Können und der Arbeit Concurrenz, die Wissenschaft und Technik haben große Fortschritte gemacht, sodaß sie an jeden Einzelnen hohe Anforderungen stellen werden. Nun möchte ich auf die Worte „nicht den Dank ihrer Eltern erwarte" antworten, daß es nöthig ist, daß wenigstens die Kinder Dank schuldig werden müssen, wenn sie ihn auch nicht abstatten.

Wer lehren will, muß das Lehren verstehen und wer das Lehren versteht, wird die Fröhlichkeit des Lernenden nicht zerstören. — Aber mit einer Ermuthigung will ich schließen, nämlich daß nirgends wo wahre Pfleger die Worte in Wahrheit mehr verdienen „es ist Lohn, der reichlich lohnt". v. E.

Die Zahl der Pulsschläge und Athemzüge des Menschen.

Die Zahl der Pulsschläge im gesunden Zustande des Menschen beträgt:

Bei Neugeborenen in der Mitte . . .	120.
Im 1. Monat bis zu Ende des 1. Jahres	120—130.
Im 2. Jahre in der Minute . . .	90—115.
" 3. " " " . . .	80—100.
" 7. " " " . . .	72—90.
" 12. " " " . . .	70.
In der Reife " " . . .	80—85.
Im Mannesalter " " . . .	70—75.
" Greisenalter " " . . .	60—65.

Die Zahl der Pulse vermehrt sich auch bei Gesunden durch Körper-Bewegung, sowie während der Verdauung. Durch erstere wird auch die Athmung beschleunigt, welche im Mittel folgende Verhältnisse zeigt:

Bei Neugeborenen in der Minute	44.
Im Alter von 1—5 Jahren in der Minute	26.
" " " 15—20 " " " "	20.
" mittleren Lebensalter " " "	16.

Bei Frauen erhöhen sich diese Mittelwerthe um einige Ziffern, wenn sie sich schnüren.

Der Kauz.

Ich habe schon viele Raubvögel gefangen gehalten, habe Weihen und Bussarde gezähmt, Baumfalken und Thurmfalken als frei ausfliegende freundliche Gefährten lieb gewonnen, muß aber doch bekennen, daß ich als Zimmergenossen die Eulenarten in ihrer Gesammtheit den Tagraubvögeln vorziehe, weil sie klüger und gewandter, findiger und accomodationsfähiger sind und weil sie in ihrem Thun und Treiben mehr Eigenthümlichkeiten bieten. Wie aber bei den Tagraubvögeln die Aufzucht und Zähmung einzelner Arten (Habicht z. B.) weit schwieriger gelingt, wie die anderer (Baumfalke z. B.), so lassen sich auch von den Eulenarten verschiedene nur schwer ganz und bleibend zahm machen, wie z. B. die Waldohreule, Schuhu u. s. w., und andere wieder leicht wie die Zwergohreule, Schleiereule, Sperlingseule. Am leichtesten aber läßt es sich bei unserem Waldkauz bewerkstelligen, der sich überdies noch dadurch auszeichnet, daß er eine harte Natur hat und sich nicht leicht schädlichen Einflüssen beugt. Man kann die Jungen ohne größere Schwierigkeit zur Aufzucht in die Stube nehmen, wenn sie schon etwas flugfähig sind, obwohl es etwas besser geht, wenn sie jünger sind — etwa in dem Alter, in welchem die Schwungfedern bis über die Hälfte durch die Hülsen gebrochen sind. Anfänglich füttert man täglich etwa dreimal und nie so viel auf einmal, daß man den Vormagen (Kropf) vorstehen sieht, und zwar immer recht klein geschnittene Stückchen von frischen Mäusen, oder wenn diese fehlen, von Kaninchen, Rinderherz, Pferdefleisch oder von irgend welchem Geflügel, indem man täglich wenigstens einmal gepulverte Eierschale oder ganz fein gestoßene, poröse Knochenmasse aufstreut. Sobald die Thiere flugfähig geworden, erhalten sie nur zweimal täglich, und zwar schon größere Bissen. Mäuse und deren Verwandte bleiben die naturgemäße Nahrung und Pferdefleisch ist das beste und angenehmste Ersatzfutter. Nur muß von nun ab jeder Bissen in Haare oder Federn gewickelt sein, damit die Thiere Gewölle bilden können. Alle acht Tage wird einen halben oder einen ganzen Tag lang Fasttag gehalten. Trinkwasser brauchen sie nicht; wohl aber ist es gut, wenn man sie von Zeit zu Zeit ein wenig mit Wasser einspritzt, jedoch nur so, daß die Federn nicht kleben. Sehr wichtig für die vollkommene und bleibende Zähmung ist es, daß man sie nicht reißen läßt, das heißt, daß man ihnen nie große Stücke vorlegt, die sie mit dem Fang festhalten und zerstückeln müssen; man füttert sie stets, indem man sie auf die Faust nimmt und mit kleinen Stückchen aus der Hand ätzt. So erzogen, sind die Waldkäuze liebenswürdige Gesellen, die sich an den Menschen auffällig innig anschließen, und sich mit ihrem Herrn durch Töne und Gebärden ganz gut zu unterhalten wissen. Sie lassen sich gern auf die Faust nehmen und umhertragen, wobei sie sich sorgfältig in Acht nehmen, durch zu kräftiges Zugreifen mit den scharfen Fängen der Hand weh zu thun. Sie spielen gern mit dem vorgehaltenen Finger, ohne dabei wirklich zu beißen, ganz wie es junge Hunde, Katzen und Marder thun. Auf der Hand oder auf dem Arme sitzend, schmiegen sie sich gern an die Brust oder an das Gesicht und den Kopf an, wie sie draußen im Freileben sich an den Baumstamm andrücken. Die Waldkäuze (sowie die meisten anderen Eulen) liebkosen sich gegenseitig ganz in der Art, wie wir es bei Tauben und Papageien sehnen. Sie krauen sich gegenseitig mit dem Schnabel am Hinterkopf und Hals. Meine zahmen Waldkäuze liebkosen ihren Herrn, wozu sich sonst nur die höchst potencirten unter unseren Hausthieren aufschwingen; sie setzen sich mir auf die Schulter, oder fliegen, wenn ich Mittagsruhe halte, auf die Sophalehne und krauen mich mit zärtlichem Gesicht und blinzelnden, verdrehten Augen im Haar. In einem leeren Taubenschlag aufgezogen, lassen sie sich ohne irgend welche Schwierigkeit, falls sie nicht allzusehr gestört sind, an das Aus- und Einfliegen gewöhnen, und bleiben daselbst wohnen, so lange es nicht sehr an Mäusen gebricht. Einem Männchen, welches ich noch besitze, beschloß ich, ein Weibchen zuzugesellen, hielt beide aber vorsichtshalber im Anfange der Horstzeit noch getrennt, obgleich die Klagelieder des Männchens hätten „Steine erweichen" können. Endlich brachte ich es zum Weibchen in eine geräumige, passend ausgestattete Kammer. Mit den wunderlichsten Grimassen näherte sich der Kauz demselben, ward aber, als er zu nahe kam, mit einem so derben Fanghieb begrüßt, daß er bestürzt zurückwich und zu mir kam, sich Hilfe suchend an mich schmiegte und nun fortgesetzt mit bittendem Blick abwechselnd mich und die spröde Gesellin ansah. Dies trieb er fast eine Woche lang. Es machte genau den Eindruck, wie wenn ein Hund seinen Herrn wegen eines abseits liegenden Gegenstandes, sei dies eine unerreichbare Katze oder ein Leckerbissen oder sonst etwas ihm Wichtiges, um Hilfe bittet.

Ueber die Herkunft der Pflanzenwelt des Riesengebirges.

Von E. Fiek.

(Schluß.)

Wir begrüßen in den Kindern der Alpenflora zunächst das liebliche, zum Emblem des R.-G.-V. erkorene Habmichlieb (Primula minima) und den bekannten Teufelsbart (Anemone alpina), ferner das Berghähnlein (A. narcissiflora), das großblüthige gelbe Veilchen (Viola lutea), das Gold-Fingerkraut (Potentilla aurea), die Bergnelkenwurz (Geum montanum), die alpine Rose (Rosa alpina), die Felsen-Johannisbeere (Ribes petraeum), ein paar Steinbreche (Saxifraga moschata, S. bryoides), unsern prächtigen Enzian (Gentiana asclepiadea), den Mannschild (Androsace obtusifolia), den Allermannsharnisch (Allium Victoriale) und zahlreiche andere. Auch die Mehrzahl der hohen Stauden, welche die Hochgebirgsschluchten erfüllen und den Bächen abwärts das Geleit geben, sind uns von den Alpen gesendet, haben sich aber nicht weiter nördlich ausgebreitet; ebenso noch die edle Tanne, welche die rauhen Gebirge Schottlands, Norwegens, Schwedens und Finnlands scheut und endlich das Knieholz. Dieser zähe, wahrhaft alpine Strauch, unter dessen Schutze wir zuerst die Multebeere antrafen, welcher bei seiner Widerstandsfähigkeit gegen große Schneelasten und hohe Kältegrade wohl auch den Stürmen des Nordens Trotz bieten könnte, hat seine Wanderung von den Karpathen aus, wo er in größter Massenhaftigkeit die felsigen Hänge überzieht und aus den Alpen, die er mehr zerstreut bewohnt, hier beendet. Auffallend genug sind aber Zeugen dieser Wanderung in den östlichen Sudeten nicht zurückgeblieben, da sowohl dem schlesisch-mährischen Gesenke, wie dem Glatzer Schneegebirge die Zwergkiefer fehlt.

Andere Pflanzen aus südlichen Gegenden, speciell aus den Alpen, haben über das Riesengebirge hinaus ihre Wanderungen gegen Norden fortgesetzt und sind bis nach Skandinavien gedrungen, um dort eine mehr oder weniger große Ausbreitung zu erreichen; mehr als ein halbes Hundert Hochgebirgsarten zählen wir, welche die Sudeten auf diese Weise mit der nordischen Halbinsel gemein haben, während uns diese durch eine viel größere Anzahl rein nordischer oder den Alpen gemeinsamer Gewächse überlegen ist.

Alle die angeführten Thatsachen bieten dem sinnenden Naturfreunde reichen Stoff, in die sich ihm aufdrängenden Räthsel sich zu vertiefen. Wie kommt der Schnee-Steinbrech aus dem fernen Skandinavien allein auf die Felsen der Schneegrube, die Multebeere auf die weiße, Elb- und Pantschewiese? Welchen Ursachen ist das isolirte Auftreten des Sudeten-Läusekrautes zuzuschreiben, so viele Hunderte von Meilen von der eigentlichen Heimath der Pflanzen entfernt? Was hinderte die Weiterwanderung des Knieholzes und so vieler anderer Pflanzen? Wie mögen die Wanderungen stattgefunden haben? Warum vereinigen sich im Riesengebirge so zahlreiche Pflanzenformen aus dem Norden, Osten und Süden? Diese und andere Fragen haben die Forscher, unter denen Hooker, Grisebach, Christ und v. Uechtritz besonders hervorgehoben zu werden verdienen, seit längerer Zeit beschäftigt und wir wollen versuchen, das Ergebniß ihrer Untersuchungen hier darzulegen.

Zu diesem Zweck müssen wir auf frühere, wenn auch nicht zu weit entlegene geologische Perioden zurückgehen. Die paläontologischen Funde aus der verhältnismäßig jungen Tertiärzeit haben dargethan, daß sich seit der beendigten Bildung der unmittelbar vorhergegangenen Kreideformation eine Aenderung in dem bis dahin tropischen oder subtropischen Klima des jetzigen Europas vollzog. — Es wurde allmählich kühler und kühler, doch war selbst gegen Ende der Tertiärzeit immer noch eine Flora vorhanden, wie wir sie heute in den wärmeren Klimaten vorfinden. Während der dann folgenden Diluvialzeit jedoch muß die Abkühlung des größten Theiles von Europa so weit vorgeschritten gewesen sein, daß eine förmliche Eisperiode eintrat, in welcher sich Gletscher von ungeheurer Ausdehnung bildeten, wie wir sie jetzt etwa noch in den antarktischen Gegenden kennen. Zu dieser Zeit war unser Erdtheil vielleicht zu zwei Dritteln vom Meere bedeckt, aus dessen Fluthen nur die schon bei Beginn des Diluviums völlig ausgebildet gewesenen Gebirgsländer als Festland herausragten, ein Meer, das sich bis tief nach Schlesien hinein erstreckte und dessen Südküste theilweise von den Sudeten und Karpathen gebildet wurde. Wir wissen, daß dieses „Diluvialmeer" von Skandinavien bis ins Hirschberger Thal reichte, daß seine Wässer auch das europäische Rußland, jedoch nicht das nördliche Asien bedeckten; dieses nicht, weil es keine Anzeichen dafür aufweist, weil dort weder erratische Blöcke noch Moränen vorhanden sind. Während im nördlichen und mittleren Europa durch die verhältnißmäßig schnell eingetretene Abkühlung sich Gletscher und hohe, das Pflanzenleben vernichtende Kältegrade ausbildeten, hatte dort sich noch vielfach die Vegetation aus der Tertiärzeit erhalten; die Pflanzen konnten wegen des minder kühlen Klimas sich weiter entwickeln, den sich verändernden Verhältnissen anpassen und sich überall dahin ausbreiten, wo die Umstände es gestatteten und sie im Kampfe ums Dasein die Oberhand behielten. Das gebirgige Nordasien muß daher als die Urheimath der nordisch-alpinen Flora betrachtet werden, in der sie noch heute ihr Zahlen- und Massencentrum hat.

Sind — wie wir gesehen haben — die arktischen und nordischen Gewächse des Riesengebirges (wie auch der Alpen) vorzugsweise Erzeugnisse feuchter Orte, so kann gewiß auf die Vermittelung des Wassers zu ihrer weiten Verbreitung geschlossen werden; das Meer aber wird diese Vermittelung von Küste zu Küste übernommen haben. Da nun das Diluvial-Meer die Ufer Nordasiens und Skandinaviens bespülte, so landete zweifellos die von dort ausgehende Pflanzenwelt zumeist an den letzteren, als dem zunächst gelegenen Lande. Aber auch in Mittel-Europa mußte das Feld zur Besiedelung mit der Zeit frei geworden sein, weil in Folge des eingetretenen kälteren Klimas die aus der Tertiärzeit zurückgebliebene Flora theils ausgestorben, theils nach dem Süden zurückgewichen war; die aus den kühleren Regionen Sibiriens einwandernden Pflanzen konnten daher um so leichter von dem damaligen Festlande: den Karpathen, Sudeten und den übrigen Hochgebirgen Besitz ergreifen. Sie gelangten wohl zum großen Theile auf dem Umwege über Skandinavien nach den südlichen Küsten, nämlich so weit sie den drei Gebieten gemeinsam sind, aber ein anderer Theil der echt arctischen (cirkumpolaren) Arten hat Skandinavien nie berührt und es fehlen dort manche, zugleich in den Hochgebirgen Mittel-Europas auftretende ganz, oder sind nur auf die äußerste Nordspitze der Halbinsel beschränkt. Ebenso hat ein weiterer Theil der aus dem nördlichen Asien ausstrahlenden Pflanzenformen, welcher nicht zu den eigentlich arktischen zu rechnen ist, seinen Weg nach den Karpathen, Sudeten und Alpen direct genommen. Gewichtige Thatsachen sprechen dafür, daß es sich hierbei nicht um eine einfache Theorie handelt. — Zahlreicher als in den Sudeten finden sich in den Karpathen, namentlich in Siebenbürgen, noch heute Pflanzen, welche dem ganzen übrigen Europa fehlen; diese, sowie andere in Skandinavien fehlende und in den mitteleuropäischen Hochgebirgen verbreitete Spezies kommen erst wieder in Sibirien — zum Theil bereits vom Ural an — vor, wie die Zirbelkiefer und das dort sogar in zwei Rassen auftretende Edelweiß. Wieder andere Typen dieser Gruppe zeigen noch gegenwärtig die Spuren ihrer Wanderung, wenigstens strichweise in tieferen Lagen und niederen Breiten Osteuropas durch dauernde Wohnsitze, so das Berghähnlein (Anemone narcissiflora), das in den Sudeten und der Tatra noch alpin, bereits in Ostgalizien, Podolien und Volhynien als Steppenpflanze wie in den dem Altai vorgelagerten Ebenen erscheint, der hohe Rittersporn (Delphinium elatum), der sibirische Pippau (Crepis sibirica) u. s. w. Die Nieswurz (Veratrum Lobelianum), noch in Mittelschlesien auf die Gebirge beschränkt, ist schon in Oberschlesien in der Ebene ziemlich verbreitet und reicht dann ununterbrochen durch Galizien, Polen, Rußland bis Sibirien.

Da unter ähnlichen Umständen die europäischen Gebirge selbstverständlich einen gegenseitigen Umtausch ihrer Vegetabilien zuließen, so wurde Skandinavien auch umgekehrt vielfach von südlichen alpinen Gewächsen besiedelt, die zum Theil ihren Weg über die Sudeten nahmen. Die heutige Pflanzenwelt der letzteren repräsentirt somit eine Mischflora, die aber der der Alpen und namentlich der Karpathen weit näher steht als der skandinavischen, weil — wie gesagt — viele südliche Typen hier ihren Wanderungsabschluß fanden. Die vorhandenen zahlreichen Relicte deuten uns für diese Wanderungen von Süden nach Norden und umgekehrt die Wege an. Die Sudeten und besonders das Riesengebirge haben jedenfalls als eine Art Brücke gedient, über die einerseits die Alpenvegetation bis zum Norden vordrang, soweit sie nicht hier zurückblieb, und über die andererseits die Pflanzen des Nordens bis zu den Alpen gelangten, zum Theil aber schon hier Halt machten.

Wie freilich die Wanderungen stattfanden und welcher Transportmittel sich die Pflanzen dabei bedienten, ist für viele Fälle schwierig nachzuweisen. Es ist möglich, daß mancher Keim und mancher Same mit den Felsblöcken der von den Gletschern herabgeführten Moränen nach entlegenen Ländern geschafft wurde, in der Hauptsache aber werden wohl Meeresströmungen die Vermittelung übernommen haben, namentlich als mit der Zeit wieder ein wärmeres Klima für Nord- und Mittel-Europa eintrat.

Ist es nun auch in den meisten Fällen nicht schwer, die Herkunft unserer Gebirgspflanzen nachzuweisen, wobei vielleicht mitunter die Frage offen bleibt, ob wir sie von der Bezugsquelle direct oder indirect erhalten haben, so bleibt doch immer noch ein kleiner Rest, bei dem von einer solchen nicht gesprochen werden kann, weil dessen Vertreter nirgends anders aufgefunden worden sind. Für diese müssen wir mithin das Riesengebirge selbst als Ursprungsort, als ihren Schöpfungsherd, annehmen. Es sind diese endemischen Arten fast nur Glieder der Gattung Habichtskraut (Hieracium iseranum, glandulosodentatum, chlorocephalum, bohemicum, pediculare, Engleri, albinum, Riphaeum), die sich ähnlich wie in Skandinavien wohl erst in jüngeren Zeiten von wenigen älteren Typen abgezweigt haben mögen; außerdem eine bisher nur an einer Stelle gefundene Weide (Salix Daphneola), ein Veilchen (Viola porphyrea) und eine in den südlichen Thälern oft reichlich vorkommende Art Pestwurz (Petasites Kablikianus), falls diese letzte nicht auch — was erst weitere Forschungen lehren werden — zu den sibirischen Arten zu rechnen ist, die im Riesengebirge einen isolirten Vorposten besitzen.

Zeitschrift d. Riesengebirgsvereins.

Gartenarbeiten im Februar.

Im **Blumengarten** kann man, wenn die Witterung mild und der Boden gehörig abgetrocknet ist, anfangen die Blumenbeete vorzurichten. Verschiedene schwer verpflanzbare Annuellen, z. B. Rittersporn, Mohn, Collinsien, Clarkien, Reseda, Kalliopsis ꝛc. können an die bestimmte Stelle ausgesäet werden. Anemonen und Ranunkeln können bei günstiger Witterung gelegt werden, bedürfen aber noch einer Bedeckung. Kaiserkronen und Feuerlilien, die zum Treiben bestimmt sind, setzt man zu Anfang des Monats auf, die Blumen entwickeln sich dann in kurzer Zeit. Primel- und Aurikelsamen säet man jetzt in flache Kästen, welche mit guter Erde vorher gefüllt worden sind. Ende dieses Monats sind Mistbeete zur Aussaat von Sommergewächsen wie Astern, Sommer- und Winterlevkoj ꝛc. anzulegen, man muß sie aber mit einem sehr guten Umschlage versehen. Die Laub- oder Düngerdecke auf den Blumenzwiebelbeeten lüfte man bei milder Witterung.

In den Gewächshäusern müssen die Topfpflanzen stets gut gereinigt, aber nur mäßig begossen und bei warmer Witterung fleißig gelüftet werden.

Im **Obstgarten** sollte nun bei günstiger Witterung zunächst mit dem Beschneiden der Beerenobststräucher begonnen werden. Bei den Stachelbeersträuchern müssen alle sich kreuzenden, schlecht gestellten Zweige entfernt werden. Die kräftigen, im vorigen Sommer gewachsenen Triebe müssen 1/3 gekürzt und die aus der Wurzel oder dem Wurzelhalse ausgetriebenen Schosse ganz weggeschnitten werden. Alle Sträucher sind von Moos und Flechten zu reinigen, zu verjüngen und kräftig zu düngen. Johannisbeersträucher müssen ebenfalls gedüngt und beschnitten werden. Alles mit Moos bedeckte Holz schneide man heraus; auch entferne man die oberen Theile der Zweige, an denen sich kleine Bohrlöcher vorfinden, dadurch werden die in denselben lebenden Larven des Johannisbeer-Glasflüglers getödtet. Stecklinge von Johannis- und Stachelbeersträuchern können nun geschnitten werden; man verwendet hierzu am besten kräftige, vorjährige Triebe, schneidet sie ca. 25 cm lang und steckt sie bei offener Witterung auf gut gelockerte Beete in Reihen so tief schräg ein, daß nur das oberste Auge frei bleibt. Bei ungünstiger Witterung bewahrt man die geschnittenen Stecklinge an einer freien Stelle im Freien so lange auf bis der Boden gehörig abgetrocknet ist. Die vorjährigen Triebe der Himbeer- und Brombeerhalbsträucher müssen etwas gekürzt und alles trockene Holz entfernt werden. Erlaubt es die Witterung, so sollte auch hier zwischen den Reihen Dünger untergegraben werden.

Mit dem Beschneiden junger Hochstämme, Pyramiden- und Spalierbäume fange man an; man beginne zunächst mit Kirschen und Pflaumen und lasse die Kernobstbäume bis zuletzt. Der Schnitt richtet sich stets nach dem Wuchs des Baumes; starkwüchsige schneidet man länger, d. h. man kürzt die Leitzweige etwa 1/2, während schwachwüchsige bis zur Hälfte und darüber gekürzt werden müssen, um die Kronenäste zu kräftigen. Die Seitenzweige schneidet man auf 3—6 Augen resp. Knospen zurück, und die schlecht gestellten, nach dem Innern der Krone wachsenden entfernt man ganz. Bei älteren Bäumen schneidet man alle Aeste weg, welche sich kreuzen oder bereiben, zu dicht stehen oder zu tief herabhängen, sowie alle Wasserschosse und das dürre Holz. Die zu entfernenden Aeste sind glatt am Entstehungspunkte wegzuschneiden; Stümpfe dürfen nicht stehen bleiben, weil diese nicht überwallen, sondern vertrocknen und kernfaul werden.

In der **Baumschule** sind die ein- und mehjährigen Veredelungen zurückzuschneiden. Vom Leitzweige entfernt man gewöhnlich 1/3 seiner Länge und läßt 2/3 stehen. Die seitlichen Nebenzweige bleiben stehen, werden nur auf 4—6 Knospen gekürzt, um das Dickenwachsthum des Stammes zu unterstützen. Die vorjährigen Oculaten werden 10—15 cm über dem Edelauge weggeschnitten; an diese Zapfen soll später der sich entwickelnde Edeltrieb angebunden werden.

Im **Gemüsegarten** grabe man bei milder Witterung das Land, welches für frühes, langsam keimendes Gemüse bestimmt ist, sorgfältig um und säe Petersilie, Spinat, Körbel, Möhren, Schwarzwurzel u. s. w. und die ersten Früherbsen. Schnittlauch kann bei geeignetem Wetter verpflanzt werden. Die im Freien in Gruben oder in Haufen überwinterten Gemüse müssen gelüftet, wenn nöthig abgedeckt, und die im Keller eingeschlagenen geputzt, vor Fäulniß geschützt und mäßig begossen werden. Mistbeete zur Anzucht von Setzpflanzen wie Sellerie, Blumenkohl, Wirsing, Kopfkohl, Kohlrabi u. s. w. sind anzulegen; auch solche zur Anzucht von Frühgemüse, Carotten, Blumenkohl, Salat, Radies u. s. w.

Kochrezepte.

Ochsenschwanz-Suppe. 10 Personen. Bereitungszeit drei Stunden. Zwei frische, große Ochsenschwänze werden gewaschen, in 2 Ctm. lange Stücke geschnitten, eine Viertelstunde in siedendem Wasser gekocht, in frischem Wasser abgekühlt, abgetropft und getrocknet. Hierauf legt man sie mit einigen rohen Schinkenscheiben, zwei Zwiebeln, Mohrrüben, Porree, Sellerie, einem Kräuterbündel, einem Lorbeerblatt, Pfefferkörnern und Salz in eine Casserole, gießt 1 1/2 Ltr. mit Fleischextract bereitete Brühe, 1/2 Ltr. Weißwein hinzu, bringt das Fleisch langsam zum Kochen, schäumt es und läßt es zugedeckt so lange ziehen, bis es weich ist. Nun nimmt man die Schwänze heraus, seiht die Brühe durch, entfettet sie, gießt noch so viel der oben angeführten Bouillon hinzu als man bedarf, ebenso zwei Gläser Madeira, giebt das Fleisch wieder hinein, schärft die Suppe mit einer Messerspitze Cayennepfeffer und richtet sie an.

Schwedischer Salat. 10 Personen. 1/2 Stunde. Ein fein marinirter Hering wird in ganz kleine Würfel geschnitten, ebenso schneidet man je eine Untertasse voll gebratenen Rindfleisches, gekochter Kartoffeln, rother Rüben, Aepfel, vier gewässerte und beputzte Sardellen, einen Eßlöffel Pfeffergurken, eben so viel Capern, zwei hartgekochte, gehackte Eier, Estragon und Kerbel hinzufügend. Alle diese genannten Bestandtheile mischt man mit Oel und Essig, Salz, Pfeffer und einem halben Theelöffel voll aufgelösten Fleischextracts.

Hotch-potch. 10 Personen. 3 1/2 Stunden. 1 Kilo recht saftiges, mageres Rindfleisch wird in etwa 5 Ctm. große, viereckige Stücke geschnitten, nebst einigen Stücken fetten Rindfleisches und ein paar Kalbsknochen in eine Casserole gelegt und mit 2 1/2 Liter Wasser übergossen, zum Kochen gebracht. Sobald man gut abgeschäumt hat, fügt man einen Löffel Salz, zwei große in Scheiben geschnittene Mohrrüben, zwei Zwiebeln, zwei Rüben, Blumenkohl und Sellerie hinzu, legt einen fest schließenden Deckel auf und läßt alles langsam drei Stunden kochen. Inzwischen bereitet man aus 60 Gr. Butter und einem Kochlöffel Mehl eine braune Mehlschwitze, verkocht diese mit einem Theil der Brühe, würzt sie mit Ketschup,*) einem halben Theelöffel voll Fleischextract und schüttet sie wieder in die Casserole zurück. Nachdem alles noch einmal aufgekocht hat, fügt man Salz und Pfeffer hinzu und legt bei dem Anrichten das Fleisch in die Mitte der Gemüse.

Cervelatwurst. Um gute, wohlschmeckende Wurst zu erhalten, muß man nur Fleisch von jungen, schnell und gut gemästeten Thieren verwenden; Fleisch vom Rippenstück eignet sich am besten. Eine Mischung von Schweine- und Rindfleisch giebt eine dauerhafte Wurst, welche kräftig und nicht übermäßig fett ist. Das Fleisch wird entweder fein geschabt oder durch eine Fleischhackmaschine getrieben, alle Sehnen entfernt und dann nochmals mit einem scharfen Wiegemesser so lange durchgängelt, bis es so fein wie Creme ist. 5 Kilogr. geschabtes Schweine-, 2 Kilogr. geschabtes Rindfleisch und ebenso viel ungeräucherter, frisch geschabter Speck werden gut durcheinander gearbeitet, dann 200 Gramm fein gestoßenes trockenes Salz, 32 Gramm ganze weiße Pfefferkörner und 8 Gramm fein gestoßener Salpeter dazu gegeben und die Masse eine Viertelstunde lang geknetet, wobei der ausgetretene Fleischsaft immer wieder darunter gemengt wird. Wenn der Wurstteig auf diese Weise recht gut verbunden ist, streicht man ihn durch ein Sieb, damit alle etwa noch vorhandenen Sehnen zurückbleiben; wenn diese nicht entfernt werden, läßt sich die Wurst nicht in feine Scheiben schneiden. Schon vorher hat man gute, mittelstarke Rindsdärme in lauwarmem Wasser aufgeweicht und in Salzwasser gespült; diese werden nun zwischen reinen weißen Tüchern möglichst trocken gedrückt und in so lange Stücke geschnitten, als man die Würste haben will. Nachdem der Darm an einem Ende zugebunden ist, streift man das andere Ende auf die Röhre einer Wurstspritze oder auf ein Wursthorn und füllt den gut durchgearbeiteten Teig in die Därme.

*) Pilzextract.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 8. Februar 1895. Neunter Jahrgang. — № 5.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Die Millionen-Pfundnote.

Von **Mark Twain.** [Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Etwa zehn Tage, nachdem ich zu dieser Berühmtheit gelangt war, dachte ich daran, meiner patriotischen Pflicht nachzukommen, in dem ich dem amerikanischen Gesandten meine Aufwartung machte. Er empfing mich mit dem meinem Falle angemessenen Entzücken, machte mir Vorwürfe, daß ich die Erfüllung dieser meiner Pflicht so lange habe anstehen lassen und erklärte mir, nur dadurch könne ich mir seine Vergebung erkaufen, daß ich bei einer am Abend in seinem Hause stattfindenden Gesellschaft den Platz eines durch Krankheit verhinderten Gastes einnehme. Ich sagte zu, und wir kamen allmählich tiefer ins Gespräch. Dabei stellte sich heran, daß er mit meinem Vater auf einer Schulbank gesessen und später mit ihm im Yale College studirt und bis zu meines Vaters Tode einige Freundschaft mit ihm unterhalten hatte. So lud er mich denn ein, jede freie Stunde in seinem Hause zu verbringen, was ich natürlich mit Freuden annahm, es war mir vom höchsten Werthe. Bei Eintritt des Krachs war er doch vielleicht im Stande, mich vor gänzlichem Untergange zu bewahren. Ich konnte mir zwar nicht recht vorstellen, wie das zugehen sollte; allein ich dachte, er würde schon vielleicht einen Weg dazu finden. Für eine Generalbeichte, die ich ihm zu Anfang meines entsetzlichen hiesigen Daseins ohne Weiteres abgelegt hätte, war es bereits zu spät. Nein, das konnte ich nicht mehr riskiren, ich steckte schon zu tief drinnen; das heißt wenigstens so tief, daß es nicht gerathen schien, einem Bekannten so neuen Datums genauere Mittheilungen darüber zu machen, wenn sich auch in meinen eigenen Augen die Sache noch nicht so hoffnungslos ausnahm. Denn bei meiner ganzen Borgwirthschaft hielt ich mich höchst sorgfältig innerhalb der Grenzen meiner Mittel — das heißt meines zukünftigen Gehaltes. Bestimmt wissen konnte ich ja natürlich nicht, wie viel es betragen würde, aber eine genügende Grundlage für annähernde Schätzung war doch dadurch gegeben, daß mir der alte Herr die freie Wahl unter sämmtlichen Stellungen lassen wollte, die er zu vergeben hätte, vorausgesetzt, daß ich dazu befähigt wäre — und das war doch sicher der Fall, darüber hegte ich keinen Zweifel. Die Wette machte mir auch weiter keine Sorge; in dem Punkte hatte ich stets Glück gehabt. Nun, ich schätzte also mein Gehalt auf sechshundert bis tausend Pfund im Jahre; sagen wir sechshundert für's erste Jahr und dann so Jahr für Jahr mehr, bis ich es durch meine Leistungen auf tausend Pfund gebracht hätte. Meine Schulden erreichten bis jetzt nur die Höhe meines ersten Jahresgehaltes. Von allen Seiten hatte man mir Geld angeboten, allein ich hatte diese Darlehen meistens unter irgend einem Vorwande zurückgewiesen; so beliefen sich meine daher stammenden Schulden auf nicht mehr als dreihundert Pfund, während ich die anderen dreihundert zur Bestreitung meines Unterhaltes und zu Einkäufen gebraucht hatte. Mit dem Gehalt des zweiten Jahres hoffte ich nun bei der nöthigen Vorsicht und Sparsamkeit vollends bis zum Ende des Monats zu reichen, und daran wollte ich es gewiß nicht fehlen lassen. War dann der Monat erst herum und meine Gönner von der Reise zurück, dann war ja Alles wieder im schönsten Gleise; dann gedachte ich einfach Anweisungen auf die beiden ersten Jahresgehalte unter meine Gläubiger zu vertheilen und mich tüchtig an die Arbeit zu machen.

Es war eine sehr angenehme Tischgesellschaft von vierzehn Personen: Herzog und Herzogin von S. mit Tochter, Earl und Countess N., Viscount C., Lord und Lady G., einige Menschenkinder beiderlei Geschlechts ohne Rang und Titel, der Gesandte nebst Gemahlin und Tochter, sowie eine zu Besuch bei der letzteren befindliche junge Engländerin von zweiundzwanzig Jahren, Namens Portia Langham, in die ich mich im Laufe von zwei Minuten bereits verliebt hatte, ebenso wie sie sich in mich — was ich bemerken konnte, ohne eine Brille dazu nöthig zu haben. Dann war noch ein Gast da — ein Amerikaner — doch ich eile meiner Erzählung etwas voraus. Während die Gesellschaft noch in sehnsüchtiger Erwartung des Mahles im Salon beisammen saß und die Zuspätkommenden mit kalter Verachtung musterte, meldete der Diener: „Mr. Lloyd Hastings.“

Dieser neue Gast faßte, sobald die Förmlichkeiten der Begrüßung vorüber waren, mich ins Auge und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu; in dem Augenblick aber, wo er die meinige fassen und freundschaftlichst schütteln wollte, stockte er plötzlich und sagte mit verlegener Miene:

„Ich bitte sehr um Verzeihung, ich glaubte Sie zu kennen.“

„Nun, Du kennst mich auch, alter Junge.“

„Nein! Bist Du der — das —“

„Das große Westentaschenthier? Jawohl, gewiß. Du darfst mich getrost bei meinem Spottnamen nennen, ich bin schon daran gewöhnt.“

„Na, na, na, diese Ueberaschung! Ein oder zwei Mal war mir Dein Name in Verbindung mit dieser Bezeichnung zu Gesicht gekommen, aber es kam mir dabei nie in den Sinn, daß Du der fragliche Henry Adams sein könntest. Es ist doch noch kein halbes Jahr her, daß Du in St. Francisko auf Hopkin's Comptoir gebüffelt, und um Dir einen Nebenverdienst zu verschaffen, ganze Nächte lang mit mir an der Ordnung und Richtigstellung der Bücher und Geschäfts-Berichte der Gould- und Curry-Extension-Gruben gearbeitet hast. Und jetzt soll ich mir vorstellen, daß Du hier in London als vielfacher Millionär und als colossale Berühmtheit herumläufst! Es ist ja das reinste Märchen aus „Tausend und eine Nacht.“ — Mensch, ich kann es gar nicht fassen, nicht begreifen; laß mich nur erst wieder etwas zu mir kommen.“

„Wahrhaftig, Lloyd, es geht mir kein Haar besser, als Dir. Es ist mir selbst unfaßlich.“

„Bei Gott, wirklich ganz unerhört! — Heute ist es gerade drei Monate her, daß wir zusammen nach dem Miners-Restaurant gingen.“ —

„Nein, nach dem What-Cheer.“

„Richtig, jawohl, nach dem What-Cheer. Da ließen wir uns um zwei Uhr Morgens ein Cotelett und eine Tasse Kaffee geben, nachdem wir sechs Stunden zusammen über den Büchern der Extension geschwitzt hatten. Damals wollte ich Dich überreden, mit mir nach London zu kommen und machte mich verbindlich, Dir Urlaub auszubitten und Dich völlig frei zu halten, versprach Dir auch noch etwas extra für den Fall, daß es mir gelänge, die Cuxe an den Mann zu bringen. Aber, da wolltest Du nichts von der Sache wissen. Du meintest: dabei komme doch nichts heraus, und Du könntest doch nicht auf's Ungewisse Deine schöne Stellung aufgeben, um dann vielleicht nach Jahr und Tag wieder von vorne anfangen zu müssen. — Und nun bist Du doch hier. Welch' eine merkwürdige Geschichte ist das doch! — Was hat Dich denn hierher verschlagen, und wodurch in aller Welt hast Du dich so kolossal heraufgebracht?“

„Ach, das kam ganz zufällig. Es ist eine lange Geschichte — ein ganzer Roman kann man sagen. Ich erzähle Dir Alles, aber nicht jetzt.“

„Wann denn?“

„Ende dieses Monats.“

„Das sind ja noch über vierzehn Tage. Das heißt doch, der menschlichen Neugierde zuviel zumuthen. Sage lieber, in einer Woche.“

„Das geht nicht. Den Grund wirst Du schon noch erfahren. Nun, wie steht es denn mit den Geschäften?“

Mit einem Mal war der heitere Ausdruck in seinen Mienen wie weggeblasen, und mit einem Seufzer erwiderte er: „Du hattest ganz recht mit Deiner Prophezeiung, ganz recht. Wäre ich doch nicht hierher gekommen. Ich mag gar nicht davon reden.“

„Doch, doch. Wenn wir hier fertig sind, mußt Du mit mir nach Hause kommen und mir Alles erzählen.“

„Wie, darf ich? Ist das Dein Ernst?“ Dabei wurden ihm die Augen feucht.

„Jawohl, ich will die ganze Geschichte hören, Wort für Wort.“

„Ach, wie beglückt bin ich, daß ich endlich wieder bei einem menschlichen Wesen in Blick und Wort einem Interesse für meine Angelegenheiten begegnen darf nach Allem, was ich durchgemacht habe. Lieber Gott! Auf den Knien möchte ich Dir dafür danken!“

Mit einem warmen Druck meiner Hand sprang er auf und sah in fröhlichster Stimmung der Mahlzeit entgegen — aus der jedoch nichts wurde. Nein, es ging wie es stets geht bei der verkehrten, widerwärtigen englischen Sitte — man war nicht im Stande, sich über die Rangordnung zu einigen und so gab es keine Mahlzeit. Wenn ein Engländer zum Diner eingeladen wird, so ißt er sich jedesmal vorher zu Hause satt, ein Fremder dagegen, der von keiner Seite gewarnt wird, geht ahnungslos in die Falle. Diesmal freilich kam Niemand zu Schaden, wir hatten alle bereits zu Hause gespeist, dem einzigen Neuling unter uns, Hastings, hatte der Gesandte gleich bei der Einladung gesagt, daß er getreu dem Landesbrauche für ein Gastmahl keine Vorsorge habe treffen lassen. Trotzdem setzte man sich nun, um den Schein zu wahren, ein jeder Herr mit einer Dame am Arm, nach dem Speisesaal in Bewegung; allein dabei ging der Streit bereits an. Der Herzog beanspruchte den Vortritt sowie den Platz oben an der Tafel, indem er einem Gesandten, der nur ein Volk, nicht einen Monarchen vertrete, an Rang vorgehe. Dem gegenüber machte ich meine Rechte geltend, ohne einen Fußbreit nachzugeben. Die Zeitungen wiesen mir im Personalbericht den Platz vor allen Herzögen an, die nicht dem königlichen Hause angehörten, demnach sei es ganz in der Ordnung, daß mir vor diesem Herzog der Vorrang gebühre. Mit allem Hin- und Herreden, worin wir unser Mögliches leisteten, kam die Sache natürlich nicht zum Austrag. Endlich war mein Gegner so unbedachtsam, Geburt und Ahnen ins Feld zu führen: da übertrumpfte ich ihn jedoch mit dem Hinweis darauf, daß ich, wie schon mein Name zeige, in gerader Linie von Adam abstamme, während aus dem seinigen zusammen mit seiner normännischen Abkunft klar hervorgehe, daß er nur in der Seitenlinie mit dem Stammvater des Menschengeschlechts verwandt sei. So bewegte sich denn der Zug nach dem Salon zurück, wo wir gruppenweise herumstehend eine bescheidene Erfrischung — bestehend in einem Teller voll Sardinen und ein paar Erdbeeren — einnahmen. Dabei wurde es mit der Heiligkeit der Rangordnung etwas weniger streng genommen; die beiden Höchststehenden loosten miteinander, indem sie ein Geldstück in die Luft warfen. Der Gewinner machte sich darauf zuerst über seine Erdbeeren her, während der Verlierende den Schilling einsteckte. So ging es dann weiter bei allen nach der Reihe. Nach der Erfrischung brachte man Spieltische und wir spielten sämmtlich Cribbage, um sechs Pence die Partie. In England spielt man nämlich niemals zum bloßen Vergnügen. Man will durchaus gewinnen oder verlieren — ob das eine oder das andere, ist gleichgiltig — sonst verzichtet man lieber ganz.

Der Abend verfloß allerliebst, wenigstens uns Beiden, Miß Langham und mir. Ich war so bezaubert von dem holden Geschöpf, daß ich nicht im Stande war, meine Trümpfe zu zählen, wenn es über zwei Sequenzen hinausging; und wenn ich einen Stich gemacht hatte, übersah ich es jedesmal und fing wieder an auszuspielen, so daß ich eine Partie um die andere verloren hätte, wäre es meiner Partnerin nicht genau ebenso gegangen. So war es ganz natürlich, daß keiner von uns Beiden herauskam, das fiel uns aber nicht im Mindesten auf, wir wußten nur, daß wir glücklich waren, und weiter wollten wir auch nichts wissen und hatten nur den Wunsch, in diesem Gefühl nicht gestört zu sein.

Ich erklärte ihr sogar — wirklich in allem Ernste — ich erklärte ihr, daß ich sie liebe, und sie — nun sie wurde wohl roth bis unter die Haare, hatte aber nichts dagegen — und sagte dies auch. O, es war der schönste Abend meines Lebens. Jedesmal, so oft ich ansagte, oder meine Trümpfe zählte, fügte ich als Postscript bei: „Gott, wie reizend Sie sind!“ oder etwas Aehnliches, wofür sie mir dann bei denselben Gelegenheiten ihrerseits Empfangsbestätigung ertheilte, indem sie zum Schluß anhängte: „Finden Sie das wirklich?“ Und dabei ließ sie einen so süßen, schelmischen Blick unter ihren langen Wimpern hervor auf mich blitzen. O, es war wirklich zu — herrlich!

Ich benahm mich übrigens vollständig offen und ehrlich dem Mädchen gegenüber. Ich sagte ihr, daß ich nichts auf der Welt im Besitz habe, als eben die eine Millionennote, von der sie schon so viel gehört habe und daß selbst diese nicht mein Eigenthum sei. Dies erregte ihre Neugier, und daraufhin erzählte ich ihr halblaut die ganze Geschichte frisch von der Leber weg. Sie wollte sich darüber fast todtlachen. Was sie dabei in aller Welt so lächerlich fand, war mir ein Räthsel, aber so war es nun einmal. Jede halbe Minute erregte irgend ein Umstand ihre Lachlust aufs Neue, so daß ich ihr wieder anderthalb Minuten Zeit zum Athemschöpfen lassen mußte. Sie lachte sich buchstäblich lahm; noch nie war mir so etwas vorgekommen. Daß eine traurige Geschichte — eine Geschichte, die von nichts Anderem handelt als von den Leiden, Kümmernissen und Sorgen eines Menschen — eine solche Wirkung hervorbrachte, war doch unerhört. Und doch hatte ich sie nur um so lieber dafür, daß sie so heiter zu sein wußte, wo eigentlich gar kein Grund zur Heiterkeit vorlag; sah es doch ganz darnach aus, als könnte ich eine derartige Frau demnächst recht nothwendig brauchen. Ich eröffnete ihr natürlich, daß wir wohl ein paar Jahre werden warten müssen, bis ich in Genuß meines Gehaltes käme; hieraus machte sie sich aber nichts und ermahnte mich nur zur größten Sparsamkeit, damit nicht auch noch mein drittes Jahresgehalt angegriffen werden müsse. Dann wurde sie auf einmal besorgt und meinte, ob wir mit unsren Vermuthungen über den Betrag meines ersten Jahresgehalts nicht doch am Ende die Rechnung ohne den Wirth machten.

Diese nur zu wohl begründete Bemerkung brachte zwar mein Vertrauen in die Zukunft einigermaßen ins Wanken, dafür gab sie mir aber auch einen guten, praktischen Gedanken ein, den ich sofort frischweg aussprach: „Portia, mein Schatz, würde es Dir etwas ausmachen, mich zu den alten Herren zu begleiten, wenn ich mich ihnen wieder vorstellen muß?“

Sie erschrak ein wenig, sagte aber: „N—un, wenn meine Begleitung dazu beitragen kann, Dir Muth zu machen. Aber ist es denn auch ganz passend, was meinst Du?“

„Das wohl schwerlich, oder eigentlich sicherlich nicht; aber sieh, es hängt so unendlich viel davon ab, daß —“

„Dann gehe ich unter allen Umständen mit, ob passend oder nicht!“ erwiderte sie mit edler Begeisterung, die ihr herrlich stand. „O, der Gedanke macht mich so glücklich, etwas für Dich thun zu können.“

„Etwas, mein Herz? Alles thust Du ganz allein. Du bist so schön, so lieblich, so bezaubernd, daß, wenn ich Dich zur Seite habe, die guten alten Herrn uns ohne Widerrede jedes beliebige Gehalt bewilligen müssen, und sollten sie darüber zu Bettlern werden.“

Ha, nun mußte man sehen, wie ihr das Blut voll in die Wangen strömte und ihre Augen in Glück erstrahlten!

„Du böser Schmeichler! Das ist ja Alles nicht wahr, was Du da sagst, aber mit gehe ich doch. Vielleicht wird es Dir bei der Gelegenheit klar, daß andere Leute mich mit anderen Augen betrachten als Du.“

(Schluß folgt.)

Winterleben der Insecten.

Wenn der Winter sein schneeiges Leichentuch über Feld und Flur ausbreitet, so werden zwar zahllose thierische Individuen darunter zum ewigen Schlaf begraben, aber viele andere verfallen nur vorübergehend in einen erstarrenden Schlaf und werden von den ersten warmen Sonnenstrahlen wieder wach geküßt, denn keine einzige Gattung darf ihren gänzlichen Untergang finden. Noch andere beweisen sogar eine so energische Lebenszähigkeit und Widerstandskraft gegen die Kälte, daß sie fast ohne jede Erstarrung den Winter überdauern. Merkwürdiger Weise sind hierbei in großer Zahl grade jene kleinen Lebewesen, die Insecten, vertreten, welche im Sommer theils durch ihres Körpers Pracht, wie die Schmetterlinge, als lebende, schwebende Blumen unser Auge erfreuen, theils als zudringliche Schmarotzer, wie die Mücken und Fliegen, uns allenthalben behelligen und belästigen. Gewiß höchst wunderbar ist es, daß Insectenlarven, von denen so manche kaum einen Millimeter Länge haben, so viel Lebenskraft besitzen, daß sie die ganze kalte Periode unbeschadet überleben. Der Entwicklungszustand freilich, in welchem die Insecten überwintern, ist ein sehr verschiedener. Die meisten ausgewachsenen Thiere lernen nur des Sommers Freuden kennen, und sterben, sobald der erste rauhe Sturm die Blätter von den Bäumen schüttelt, schnell dahin; aber ihre Nachkommenschaft harret im Ei- oder Larvenzustande, in geschützten Winkeln sicher verwahrt, des kommenden Frühlings. Jedoch giebt es auch zahlreiche vollkommene Insecten, welche, freilich uns mehr zu Leid als zu Freud, nie ganz unserer Behausung fehlen und auch draußen in der Natur sich einem aufmerksamen Beobachter oft zeigen. So finden wir in den Küchen oder Wohnzimmern, welche längere Zeit kalt stehen, immer noch einige von unseren treuesten Stubengenossen, den Fliegen. Diese sind aber im Winter viel zudringlicher und unangenehmer als im Sommer; denn fast stets halb erstarrt fliegen sie oft genug direkt in die heißen Speisen hinein, oder sitzen auf unserer warmen Nase so fest, daß ein einfaches Schütteln des Kopfes sie nicht zu verjagen vermag. Auch viele intimere und intimste Schmarotzer führen bekanntlich ihr stechendes und beißendes Dasein leider im Winter ruhig weiter. Die Parasiten der Säugethiere sind vielfach als Puppen an den Haaren ihrer Wirthe, z. B. der Schafe und Hirsche, fest anklebend zu finden, und die auf Vögeln lebenden Arten bleiben im Winter meist in den Nestern derselben als Puppen liegen. Da nun viele dieser Vögel, wie die Schwalben, ihre alten Nester wieder aufsuchen, so finden auch die oft nicht zum Fliegen fähigen Parasiten im Frühling regelmäßig wieder ihren Tisch gedeckt.

Treten wir an einem klaren Wintertage in ein unbewohntes Zimmer, so kann sich uns leicht der liebliche Anblick darbieten, daß wir am sonnenbeschienenen Fenster einen Schmetterling, meist Fuchs oder Pfauenauge, lustig umherflattern sehen. Kommen aber trübe, kalte Tage, so müssen wir oft lange suchen, ehe wir diesen Wintergast in irgend einer dunklen Ecke oder am Zweige einer Topfpflanze wiederfinden. Solche an milden Wintertagen erscheinende und am Sonnenschein sich labende Schmetterlinge werden gewöhnlich für erfreuliche Vorboten eines nahen Frühlings gehalten, jedoch mit Unrecht. Ungefähr 100 Arten, also beinahe der 30. Theil aller Schmetterlingsarten Deutschlands, pflegen sich im Spätherbst aus ihren Puppen zu entwickeln und den Winter an verborgenen Orten zu verbringen, um dann im Frühjahr — für die Fortpflanzung sorgend — ihre Eier an den frischgrünenden Nahrungspflanzen der Raupen abzusetzen. Von den Tagschmetterlingen sind dies hauptsächlich: Fuchs, Pfauenauge, Trauermantel, C-Vogel, und von den Nachtschmetterlingen: mehrere Eulen, Wickler und Motten. Ja, es giebt sogar einige, welche als echte Winter-Insecten bezeichnet werden können, wie der Frostspanner. Und treten wir erst hinaus und schauen unter die Dachrinnen und überhängenden Dächer, oder lösen die lockere Rinde der Bäume ab, so finden wir noch weit mehr überwinternde Schmetterlings-Puppen, -Raupen und -Eier. Für Garten-Besitzer ist dabei besonders bemerkenswerth, daß die Baumweißlinge, der ebenso schädlichen Kohlweißlinge würdige Gattungsgenossen, sich als junge Raupen zwischen den Blättern für den Winter einspinnen und die sogen. Raupennester bilden; daher ist die gänzliche Vernichtung solcher Blätterballen von großer Wichtigkeit.

Aber auch in den Bächen und Teichen lebt und webt es trotz Frost und Eisdecke. Da finden sich, bald ruhig im Schlamme eingewühlt, bald munter sogar unter dem Eise herumschwimmend, die schlechtweg als Wasserkäfer bekannten Palpicornier und Dyticiden. Und entfernt man das Eis, so erscheint alsbald der Taumel- oder Drehkäfer, welcher sogleich auf der Wasserfläche seine silbernen Bogen zu ziehen beginnt. Aber wir wollen noch mehr Lebendiges sehen und nehmen deshalb einen größeren Stein behutsam aus dem Wasser heraus. Da erblicken wir eine Menge kleiner Röhrchen fest angeklebt, welche in höchst eigenthümlicher Weise aus Steinchen, Schnecken und Holzstückchen erbaut sind. Drücken wir eine solche Röhre ein wenig mit den Fingern zusammen, so schaut — allerdings unfreiwillig — an dem Ende ein häßliches Köpfchen hervor: das ist die Larve der Eintagsfliege.

Auch die Luft wird an milden Wintertagen durch einige Mückenarten belebt, z. B. Trichocera hiemalis, welche dann im Sonnenschein ihre Tänze aufführen. — Von den verhaßten Stechmücken dagegen pflegen nur die Weibchen so große Ausdauer zu besitzen, daß ein zur Erhaltung der Gattung vollauf genügender Theil den Winter übersteht. Da nun die von diesen Weibchen im Frühling erstehenden neuen Generationen sich erst als Larven allmählich entwickeln müssen, so erklärt sich daraus die erfreuliche Thatsache, daß wir wenigstens bis zum Hochsommer vor diesen blutgierigen Schmarotzern im allgemeinen Ruhe haben.

Manchmal kommt es auch vor, daß sich ein Frühlingsbote in seinem Zeitsinne irrt und schon an sonnigen Wintertagen aus dem geschützten Quartier hervorkriecht. Namentlich geht es dem Maikäfer häufig so. Bekanntlich lebt dessen Larve, der sogen. Engerling, zum großen Leidwesen der Gärtner mehrere Jahre in der Erde. Die eigentliche Verpuppung fällt in den Spätsommer; der Käfer entwickelt sich dann im Herbst und verbleibt als solcher in seiner tiefgelegenen Erdhöhle noch ungefähr bis zum Mai des folgenden Jahres, wird aber bisweilen durch warme Witterung schon früher an die Oberfläche gelockt.

Sehr interessant ist das winterliche Thun und Treiben aller geselligen und nestbauenden Insecten, welche entweder direct ihre Jungen aufziehen und wie die Vögel füttern, oder für sie das Futter eintragen und aufspeichern. — Einen größeren Schutz gegen die Kälte haben diese Thierchen schon durch ihre Anhäufung, wodurch sie sich gleichsam gegenseitig erwärmen. Es ist nun selbstverständlich, daß diejenigen Arten, welche ihre Jungen mit Blüthenstaub oder mit anderen Insecten selbst aufziehen, somit beständig aus dem Neste ausfliegen und Futter einsammeln müssen, dieses nicht im Winter ausführen können. Daher fällt deren Entwickelungsperiode stets in die warme Jahreszeit. Soll ein solches Staatswesen den Winter überdauern, so haben die vollkommenen Thiere für sich selbst genug zu sorgen und müssen größere Mengen von Honig aufspeichern, um im Winter davon leben zu können. Deshalb erhält sich auch in unseren Gegenden nur die Honigbiene; von den übrigen Arten aber gehen alle vollkommenen Thiere zu Grunde. Bei den Wespen, welche kein Futter für die kalte Jahreszeit eintragen, sondern mit sorglosem Sinne nur stets der Gegenwart leben, sterben im Spätherbst alle Arbeiter und Männchen ab, und es überwintern nur die Weibchen im Zustande des Winterschlafes im Neste oder an anderen geschützten Orten. In Folge dessen ist bei den Wespen die Individuenzahl im Frühjahre sehr gering und wächst erst gegen den Herbst hin, weshalb wir auch zu Anfang des Sommers noch ruhig im Garten speisen können, ohne von diesen lästigen Insecten behelligt zu werden.

Ein sehr merkwürdiges Leben führen die Ameisen im Winter. In ihrem Baue befinden sich während der kalten Jahreszeit: Weibchen, Arbeiter, und oft auch Eier und Larven, aber keine Männchen, da diese im Sommer gleich nach dem Hochzeitsausfluge sterben. Als Nahrung suchen sich jene nun entweder alle möglichen thierischen Abfälle oder sie leben auf Kosten ihrer Gäste, der sogen. Ameisenfreunde. Zu diesen gehören namentlich die Blattläuse, welche gewaltsam herbeigeschleppt werden und dann als „Melkkühe" bei ihnen leben müssen. Die Ameisen suchen nämlich diese durch Streicheln mit den Fühlern und durch Zwicken mit den Kiefern zum Ausspritzen einer Flüssigkeit zu bewegen, die sie dann begierig auflecken. Auch einige kleine gelbbraune Käferchen aus der Gruppe der Keulenkäfer beherbergen sie gern, um aus den Haarbüscheln ihrer Flügel eine abgesonderte Flüssigkeit zu saugen. Treten sehr kalte Tage ein, dann drängen sich alle Bewohner des Staates zu einem dichten Ballen zusammen und verfallen in Erstarrung; aber sobald es wieder etwas milder wird, erscheinen die Ameisen in Haus und Heide als beunruhigende Gesellen.

Nun giebt es noch mehrere Arten von Insecten, welche für Kälte fast gar nicht empfindlich sind. So leben die Poduren oder Springschwänze den ganzen Winter hindurch unter Steinen oder Moos oft in zahlreicher und munterer Gesellschaft. Von denjenigen Thierchen, welche am liebsten die Schneedecke zu ihren Spaziergängen wählen und mit ihren langen Beinen gravitätisch über die von der Sonne beschienenen eisigen Gefilde schreiten, kapseln sich manche — wie der Gletschergast (Boreus hiemalis), — gerade während der trockenen Sommerszeit als Larven ein und führen also eine Lebensweise, welche derjenigen der anderen Insecten vollständig entgegengesetzt ist.

So bietet sich auch im Winter dem aufmerksamen Beobachter das Leben und Weben der niedersten Thierwelt dar. An düsteren, eisigen Tagen zwar erscheint Alles todt und erstarrt; aber wenn der Sonne glitzernde Strahlen auch nur für einige Stunden Eis und Schnee siegreich durchdringen, dann regt und belebt es sich drinnen und draußen, ein sichtbares Zeichen der steten Gewißheit des kommenden Frühlings!

H. Fröhlich.

Verschlagene Vögel auf hoher See.

Im Frühling und Herbst, zur Zeit, wenn die Strich- und Zugvögel ihre Wanderungen ausführen, herrschen an der Westküste Mitteleuropas oft lange anhaltende Ostwinde, durch welche viele Vögel auf's Meer getrieben werden. Ermattet lassen sie sich häufig auf Schiffen nieder, denn sie vermögen dann augenscheinlich nicht den Weg zum Lande gegen den Wind wieder zurückzulegen. Die „Annalen der Hydrogr. u. Maritim. Meteorol.", denen wir diese Notiz entnehmen, führen zum Beweise einige beglaubigte Beispiele an: Ein Tauben-Habicht, der einmal während einer längeren Periode steifen Ostwindes an Bord eines auf den Außengründen vor dem Canal kreuzenden Schiffes gefangen wurde und nach mehrstündiger Gefangenschaft entkam, schlug dann zwar sofort die Richtung nach dem Lande, dem Winde grade entgegen, ein, kehrte aber nach mehreren Stunden, vor dem Winde fliegend, zum Schiffe zurück, wo er zum zweiten Male erhascht wurde. Unter den Vögeln, die sich so verirren und durch den Wind sich vom Lande abtreiben lassen, scheinen Strich- und Strandvögel, aber selten echte Zugvögel vertreten zu sein, was bei der wunderbaren Ortskunde, welche die Zugvögel bezüglich ihrer Zugstraßen haben, erklärlich erscheint. Pflegen doch manche Zugvögel sehr weite Strecken über das Meer regelmäßig zurückzulegen. So erscheinen auf den hawaiischen Inseln z. B. im Spätherbst stets Wildenten, von denen die dortigen Bewohner wohl mit Recht vermuthen, daß sie von der weiter als 2000 Seemeilen entfernten Westküste Nordamerikas stammen. Vögel, die man auf dem Lande sonst verhältnißmäßig selten antrifft, lassen sich oft ermattet auf die Schiffe nieder. In einem Falle flogen im Monat October Hunderte von Goldhähnchen an Bord eines deutschen, im englischen Canal segelnden Schiffes, Alle derart ermattet, daß sie nach wenigen Stunden starben. Dieses Vorkommen war um so auffallender, weil hier Land in Sicht war. Die große Masse der nach See verschlagenen Vögel besteht indessen aus den verschiedenen Finkenarten, aus Staaren, Lerchen u. s. w.; Sperlinge trifft man nicht an, sie sind wohl zu gewitzigt und fliegen sehr selten so hoch, um sich verschlagen zu lassen. Ueber das Antreffen vereinzelter Rauchschwalben berichten nicht selten Schiffe, die sich im nordatlandischen Ocean, südwestlich von den Cap Verdy-Inseln befinden. Auch in dem Madagascar benachbarten Meere wurden sie mehrfach beobachtet. — Ueber einen recht lehrreichen Fall des Antreffens von Landvögeln auf See berichtet auch Capitän Kühlken vom Bremer Schiff „Johannes". Als dieses Schiff sich am 19. October 1889 in der Nähe von 45 Grad nördl. Breite und 45 Grad westlicher Länge befand, hatte es dort einen schweren Sturm zu überstehen, indem der Wind nach vorhergehender kurzer Stille von West-Süd-West nach Nord-West umsprang. Das Schiff stand damals ganz nahe am Mittelpuntte eines Niederdruckgebietes, das von West nach Ost zog. Zur Zeit der Windstille ließen sich dann plötzlich viele Landvögel — unter denen sich auch zwei Habichte und zwei Reiher befanden — auf das Schiff nieder. Neufundland, das nächste Land, war zur Zeit etwa 450 Seemeilen von dem Schiffe entfernt, die Ostküste der Union aber, von woher der Luftwirbel diese Vögel wahrscheinlich mit fortgerissen hatte, war mehr als 1000 Seemeilen entfernt.

Anlage von Mistbeeten.

Die Mistbeete, welche früher ausschließlich nur im Gartenbetriebe Verwendung fanden, werden in letzter Zeit auch in der Landwirthschaft gebraucht. Dort, wo es sich um feldmäßigen Anbau von Frühgemüse handelt, bei der Rübenvermehrung durch Stecklinge, sind Mistbeete fast unentbehrlich; sehr zweckmäßig erweisen sie sich auch bei der Tabakcultur, Stecklingsvermehrung von Sträuchern ꝛc.

Die ersten Monate des Jahres sind jene Periode, in welcher die Anlage der Mistbeete stattfindet, wo dieselben auch bestellt werden, damit sie das erforderliche Pflanzenmaterial mit dem eintretenden Frühling abgeben können.

Man unterscheidet warme und laue Mistbeete. Erstere kommen bei der Landwirthschaft weniger in Betracht, sie dienen meist gärtnerischen Zwecken. Die Letzteren hingegen, welche weniger hohe Wärmegrade, vielmehr aber eine lange andauernde Wärme erzeugen und gleichmäßig erhalten sollen, sind für den Landwirth die zweckentsprechendsten.

Zur Anlage der Mistbeete wird ein Ort gewählt, welcher dem Witterungswechsel, scharfen Winden und Schneewehen nicht ausgesetzt ist. Die Grube macht man zu einer Zeit, wo die Erde offen, d. h. nicht hart gefroren ist, sie soll stets nach allen Seiten hin größer sein, als der Aufsatzrahmen, auf dem die Fenster liegen.

Ein Ausmauern oder Verschalen mit Brettern ist sehr unzweckmäßig, in seltenen Fällen nur werden Mäuse oder Maulwürfe durch diese Vorkehrungen abgehalten, hingegen der Abfluß übermäßiger Feuchtigkeit zum Schaden der Pflanzen verhindert. Den Zweck des Abhaltens bezeichneter Schädlinge erreicht man auch, wenn man Boden und Wände der Grube mit entsprechend engmaschigem Drahtgewebe belegt, welches gegenwärtig ungemein billig zu erstehen ist und dessen Dauerhaftigkeit man durch mehrmaliges Anstreichen mit heißem Theer verlängern kann.

Die Mistbeetgrube stelle man in einer Tiefe von 1—1¼ m Tiefe, etwa 1½ m Breite und beliebiger Länge her. Der darauf gehörige Rahmen sei aber blos 1 m breit und soll stets gut in der Mitte des gefüllten Mistbeetes aufgesetzt sein, so daß auf allen Seiten 25 cm der Grubenbreite unbedeckt bleiben.

Zum Füllen der warmen Beete wird am besten Pferdemist verwendet. Derselbe muß, partienweise aufgetragen, überall sehr gleichmäßig vertheilt und fest eingetreten werden. Die Grube wird bis obenhin angefüllt, worauf dann die Erdlage kommt. Die warmen Mistbeete dürfen nicht gleich bestellt werden, sondern erst, bis die erste Gährung des Düngers (Brandhitze) vorüber ist.

Die kalten — eigentlich halbwarmen Beete — stellt man her, indem man statt Pferdemist Sägespäne, ausgelaugte Gerberlohe oder Baumblätter verwendet. Indessen können auch andere Materialien verwendet werden, z. B. Scheuerabfälle, welche aus Pflanzenstoffen bestehen, brandige, zur Verfütterung nicht taugliche Spreu, Kleehülsenstaub, Gerstegrannen, Mohnköpfetrümmer, wie selbe bei Maschinendrusch oder der Häckselbank-Entkörnung abfallen und andere Abfälle, die zur Verfütterung nicht taugen.

Diese Materialien bringe man trocken ein, und zwar in folgender Weise: Zu unterst kommt eine 15 cm starke Lage Pferdedünger, darauf 40 cm des Materials, welches sehr fest zusammengetreten wird, dann abermals Pferdedünger (höchstens 10 cm), dann wieder das Material. Hauptsache bleibt stets das feste Einstampfen, und wenn dieses genügend geschehen ist, so wird das Ganze mit so viel Wasser übergossen, daß der ganze Grubeninhalt durchfeuchtet erscheint. Will man eine rascher eintretende Wärme, nehme man statt Wasser Düngerjauche.

Diese Mistbeete erzeugen keine hohen Wärmegrade, sie halten aber ziemlich lange und haben noch den Vorzug, daß sie weniger Ungeziefer anziehen.

Das Auflegen des Mistbeetkastens erfolgt sofort nach der vorübergegangenen ersten Hitze. Dieser Kasten wird ringsum mit Erde umlegt und wenn man später das kälter werdende Beet „heizen" will, wird die Erde beseitigt und an ihre Stelle Pferdemist gegeben. (Oesterr. ldw. Wchbl.)

Rebendüngungsversuche.

Auf dem 34 ha Reben, 10 ha Obst- und Spargelanlagen und 46 ha Ackerland umfassenden Obst- und Weingut Liebfrauenthal in Rheinhessen sind unter Mitwirkung des Verkaufssyndicates der Kaliwerke Leopoldshall zu Staßfurt in den letzten Jahren interessante Düngungsversuche durchgeführt worden, welche als Beitrag für die Bewirthschaftung des leichten Sandbodens Beachtung auch außerhalb der Winzerkreise verdienen. Die darüber veröffentlichte Broschüre versendet das Verkaufssyndicat der Kaliwerke zu Leopoldshall-Staßfurt unentgeltlich. Lierke präcisirt die bis jetzt erhaltenen Versuchsergebnisse folgendermaßen: „1. Ohne Dünger ist die ganze Entwickelung des Weinstockes mangelhaft; namentlich bleibt der Holztrieb weit hinter dem der gedüngten Stöcke zurück, die verhältnißmäßig kleinen Blätter sterben zeitig ab, von einer Ausbildung der wenigen Trauben kann keine Rede sein. 2. Mit Stickstoff und Phosphorsäure gedüngte Reben zeigen in Belaubung und Holztrieb eine wesentlich bessere Entwickelung. Gescheine sind wohl mehr vorhanden, kommen aber nicht zu befriedigender Größe und Beschaffenheit, weil das für die Ausbildung der Trauben und die Erzeugung eines zuckerreichen und säurearmen Mostes unentbehrliche Kali fehlt. Ebenso macht sich der Kalimangel im schwachen und spät ausreifenden Holze bemerkbar. 3. Phosphorsäure und Kali wirken günstig auf Reife und sonstige Beschaffenheit der Trauben. In Folge Stickstoffmangels fehlt es jedoch an Blättern zur Erzeugung befriedigender Mengen Holz und namentlich Trauben. 4. Stickstoff und Kali fördern die gesammte Entwickelung der Reben und bewirken bei reichem Holz und Blattwuchs große Traubenernten, für deren völlige Reife und gute Mostbeschaffenheit aber die nöthige Phosphorsäure fehlt. 5. Die volle Düngung mit Kali, Stickstoff und Phosphorsäure ist allein im Stande, die Rebe mit allen den Pflanzennährstoffen zu versehen, durch deren Hilfe sie bei sonst sorgsamer Pflege und günstiger Witterung die lohnendsten Erträge bringt.

Teiche im Winter.

Die Teiche erfordern den ganzen Winter hindurch eine unausgesetzte Aufsicht. Sie sind bedeutend aufmerksamer zu beobachten als im Sommer; denn wenn bei offenem Wasser ein heimlicher Diebstahl leichter ist, so kann bei Vorhandensein der Eisdecke der Fischstand in Gesammtheit, entweder durch Habsucht, Bosheit oder Nachlässigkeit leicht zu Grunde gehen. Diejenigen Teiche, welche keinen ununterbrochenen Zu- und Abfluß des Wassers haben, müssen mit Wuhnen (Eislöchern) versehen werden, damit das Wasser mit der Luft hinlänglich in Berührung kommt. Diese Wuhnen schlage man nie über dem Fischlager, sondern abseits desselben und lege stets mehrere an, und zwar im Verhältnisse zum Fischbesatz und zur Wassermenge. — Große, tiefe Teiche, die einen recht geringen Besatz haben, braucht man gar nicht zu öffnen, wenn die Eisdecke nicht zu lange liegt. Bei der Anlegung der Wuhnen ist es gut, die herausgeschlagenen Eisschollen unter die Eisdecke einzuschieben, nachher mit einer Pferdetränkebutte Wasser heraus zu schöpfen und in das offene Loch zu schütten, welche Procedur man einige Male wiederholt. Die Wuhnen müssen jeden Tag aufmerksam beobachtet werden, ob sich in ihnen nicht Wasser-Insecten oder gar Fische zeigen; dieses wären schlimme Vorzeichen, daß die Fische im Begriffe sind, ihr Lager zu verlassen. In einem solchen Falle entleise man sofort eine größere Teichfläche, und zwar in langen, etwa ¾ Meter breiten Streifen, auf 6 bis 10 Meter Entfernung. — Wenn die Fische wirklich aufstehen und mildes Wetter nicht eintritt, müssen sie sofort mittelst Hamen ausgefischt und entweder verkauft oder im Fischbehälter überwintert werden. Vor zwei- und vierfüßigen Dieben sind die Winterhaltungen gut zu verwahren. Die Fischdiebe haben Mittel ausfindig gemacht, um die Fischlager aufzustöbern und die an die offenen Eislöcher kommenden Fische sind dann leicht zu fangen. Eines der beliebtesten und ganz sicher wirkenden Mittel ist das Einschutten von ungelöschtem Kalk direct ins Lager. Der löschende Kalk treibt die Fische unfehlbar an die Wuhnen und sie kehren dann unter keiner Bedingung in das Lager zurück. Großes Unheil können auch die Fischottern anrichten, von deren Vorhandensein man oftmals gar keine Ahnung hat, weshalb eine sorgsame Beobachtung der offenen Stellen am Teiche erforderlich ist. Zumeist genügt schon ein Benetzen des Eises um die Wuhnen mit menschlichem Urin, um diese schädlichen Gäste abzuhalten, freilich ist es besser, dieselben entweder in geeigneten Eisen zu fangen oder auf Anstand abzuschießen. Eine Vorsicht, welche nie unterlassen werden sollte, besteht auch darin, bei Eintritt des Thauwetters die Eisdecke an der Dammseite auszuhacken oder loszuschneiden, wozu besonders die Eissägen sehr geeignet erscheinen. Man kann annehmen, daß 99 pCt. der vorkommenden Dammbrüche aus der Ursache geschehen, weil dieselben beim Heben des Eises gelockert worden sind. Unter jeder Bedingung halte man aber die Teichständer sowie etwaige Fischbehälter vom Eise frei. Die Arbeit ist im Verhältniß zu dem möglichen Schaden viel zu gering. Schließlich sei noch bemerkt, daß zur Zeit, wo die Eisdecke fest ist, und begangen sowie befahren werden kann, die beste Gelegenheit eintritt, um Schilf und andere Wassergräser zu schneiden. Diese Arbeit entfällt in Wirthschaften, wo diese Materialien zwecks Futtergewinnung im Sommer oder Herbst vermittelst Plätten oder Kähne gewonnen wurden, andernfalls ist es aber angezeigt, dieselbe auch im Winter vorzunehmen. — Daß die Wasserzuflüsse einer Aufmerksamkeit bedürfen, um nicht durch Vereisung eine andere Richtung — die oft großen Schaden herbeiführt — einzuschlagen, ist wohl nicht nothwendig zu erwähnen.

Mästung des Geflügels unter Beigabe von Holzkohle.

Die „Deutsche Hausfrau" schreibt: Vier Truthühner wurden in einem Stalle mit Mehl, gekochten Kartoffeln und Hafer gefüttert. Vier andere derselben Zucht erhielten in einem anderen Stalle, worin zerbröckelte Holzkohle ausgestreut war, die gleiche Nahrung, jedoch war den Kartoffeln fein gepulverte Holzkohle beigemengt. Bei der Schlachtung der acht Hühner am gleichen Tage zeigte sich, daß die letzteren um 1½ Pfund schwerer, fettreicher und wohlschmeckender waren. Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß man an vielen Orten dem Gänsefutter kleine Mengen gröblich zerstoßener Holzkohle beimischt, indem man die Erfahrung gemacht hat, daß das Fleisch der Gänse dadurch weit zarter und wohlschmeckender wird, und daß selbst das Fleisch der mit Oelkuchen gefütterten Gänse den üblen Geruch und Geschmack verliert. Es scheint demnach wünschenswerth, daß man auch bei der Mästung anderer Thiere, namentlich der Enten (und auch Schweine), von dem Holzkohlenpulver Gebrauch mache.

Scheere zum Schlachten des Geflügels.

Kürzlich ist, wie Dr. J. Schanz in Berlin mittheilt, ein Apparat geschaffen worden, der dem zu schlachtenden Geflügel jegliche Schmerzen erspart und einen plötzlich eintretenden Tod herbeiführt. Der Apparat hat die Gestalt einer Scheere und besteht aus zwei Hebeln, die um einen Schraubenbolzen drehbar sind. Die kürzeren Schenkel der Hebel sind derartig ausgebildet, daß sie den Hals des zu tödtenden Thieres kreisförmig umfassen, und zwar ist an dem einen Schenkel ein keilförmiges Messer angebracht, das beim Gebrauch der Scheere dem Thiere die tödtliche Wunde beibringt.

Namen einzuprägen.

In einer Schule sah ich in dem geräumigen Corridor, der von den Kindern bei Regenwetter als Tummelplatz während der Pausen benutzt wurde, einen schwarzen Kasten stehen, in welchem 2—3 Glasfläschchen mit Blumen unserer heimischen Flora sich befanden und an dem Kasten waren mit Kreide die Namen angeschrieben. Die Kinder, denen es Freude machte, von zeitigem Frühjahre an Pflanzen zu besorgen, lernten auf diese Weise, wie mir die Lehrer mittheilten, spielend die Namen unserer Flora und prägten sich dieselben viel fester ein, wenn sie sie täglich lesen, als wenn sie sich nur in den wenigen botanischen Stunden damit beschäftigen. In gewissen Zeiträumen wurden die Pflanzen durch neue ersetzt. In ähnlicher Weise kann man Obstsortenkenntniß erwerben. Man verschafft sich einige Früchte, die zuverlässig richtig sind, und prägt sich deren Aussehen ein durch tägliches Betrachten. Erst wenn man diese Sorten gründlich kennt, geht man zu neuen über. (Prakt. Rathg.)

Deenstschien för ene Kökſch.

Anna Fulpelz heet en Johr — weniger 11 Monaten bi mi as Kökſch in'n Deenſt stahn un ſik in düſſe Tied

flietig — an de Husdöhr,
genögſam — bi de Arbeit,
ſorgſam — för ſik ſülbſt,
geſcheut — in'n Utreden,
fründlich — gegen Herrn,
tru — ehren Leevhebber un
ehrlich — wenn alles verſlaten wier,
wieſt.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 15. Februar 1895. Neunter Jahrgang. — № 7.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Die Millionen-Pfundnote.

Von **Mark Twain.** [Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Hegte ich nun noch Zweifel? War mein Vertrauen noch erschüttert? Es wird wohl genügen, wenn ich sage, daß ich bei mir selbst in aller Stille mein Gehalt unverzüglich auf zwölfhundert Pfund im Jahr erhöhte. Ich sagte ihr aber davon nichts; das sparte ich mir zu einer Ueberraschung für später auf.

Auf dem ganzen Weg nach meiner Wohnung schwebte ich in höheren Regionen und hörte kein Wort von Allem, was Hastings an mich hinsprach. Erst als wir daheim anlangten und Hastings beim Eintritt in meinen Salon sich in begeisterten Lobsprüchen auf meine reiche und bequeme Einrichtung erging, kam ich wieder zu mir.

„Jetzt laß mich nur einen Augenblick hier stehen bleiben“, rief er, damit ich mich satt sehen kann! Guter Gott, das ist ja ein Palast, der reinste Palast! Und da fehlt nichts, was sich nur erdenken läßt, bis zum behaglichen Kaminfeuer und bereitstehenden Abendbrot. Henry, hier kommt man nicht nur zum Bewußtsein, wie reich Du bist, nein, hier fühle ich auch im tiefsten Innern, wie arm und elend ich bin, wie geschlagen, gebrochen, vernichtet!“

Hols der Henker! Seine Worte wirkten auf mich wie ein kaltes Sturzbad. Mit einem Schlage war ich völlig ernüchtert und zu dem Bewußtsein erwacht, daß ich auf einem Vulcan stehe, der jeden Augenblick bersten konnte. Ich hatte ja nicht gewußt, oder hatte mir vielmehr kurze Zeit selbst nicht eingestehen wollen, daß Alles nur ein Traum sei; aber jetzt — guter Himmel! Tief in Schulden, ohne einen Heller Geld, eines holden Mädchens Lebensglück an mein Schicksal geknüpft und dabei nichts vor mir als die Aussicht auf ein Gehalt, die sich vielleicht — ach nein, gewiß — nie verwirklichen sollte. O, ich bin rettungslos verloren! —

„Henry, was bei Deinem Einkommen jeden Tag nur so nebenbei abfällt, würde —“

„Ach, mein tägliches Einkommen! Da steht ein heißer Punsch, damit vertreibe Dir die trüben Gedanken. Prosit! Oder nein, warte, Du bist hungrig; komm, setze Dich und —“

„Nein, keinen Bissen, ich bringe nichts mehr herunter; ich kann schon ein paar Tage lang nichts mehr essen. Aber trinken will ich mit Dir, bis ich nicht mehr stehen kann. Komm!“ —

„Da thue ich mit, so lang Du willst! Also frisch dran! Nun, Lloyd, laß jetzt Deine Geschichte vom Stapel, während ich den Punsch braue.“

„Meine Geschichte? Wie? Noch einmal?“

„Noch einmal? Wie meinst Du das?“

„Nun, ich meine, ob Du die Geschichte zum zweitenmale von vorne anhören willst?“

„Ob ich sie zum zweitenmale von vorne anhören will? Na, das ist wirklich ein toller Spaß. Halt, trinke nichts mehr, Du kannst nichts mehr brauchen.“

„Na, schau mal, Henry, Du machst mir Angst. Habe ich Dir denn nicht auf dem Weg hierher die ganze Geschichte erzählt?“

„Du?“ — „Ja, ich.“

„Ich lasse mich hängen, wenn ich ein Wort gehört habe.“

„Henry, das ist über den Spaß. Du beunruhigst mich. Was hast Du dort bei dem Gesandten zu Dir genommen?“

Nun ging mir auf einmal ein wunderbares Licht auf, ich faßte mir ein Herz und gestand ihm frei und offen: „Das herzigste Mädel auf der Welt habe ich dort — erobert!“

In ungestümer Freude stürzte er nun auf mich los und wir schüttelten uns die Hände, bis sie uns wehe thaten. Darüber, daß ich von seiner Erzählung, die unsern ganzen anderthalb Stunden dauernden Heimweg ausfüllte, nicht das geringste vernommen hatte, sagte er kein Wort. Vielmehr setzte er sich ruhig hin und erzählte mit all der Gutmüthigkeit und Geduld, die ihm stets eigen waren, die ganze Geschichte noch einmal von vorne.

Kurz zusammengefaßt lief sie darauf hinaus Er war im Auftrag der Besitzer der Gould- und Curry-Extension-Gruben nach London gekommen, um die Antheile zu veräußern, und es sollte dabei Alles, was er über eine Million Dollars erlösen würde, ihm verbleiben. In der Hoffnung, dabei ein vortreffliches Geschäft zu machen, hatte er sich keine Mühe verdrießen, kein ehrliches Mittel unversucht gelassen und fast seinen letzten eigenen Heller daran gesetzt, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, einen einzigen Capitalisten zum Anbeißen zu bewegen, und mit dem Ende des Monats lief seine Berechtigung ab. Mit einem Worte: er war zu Grunde gerichtet. Am Schlusse sprang er auf und rief:

„Henry, Du kannst mich retten! Du allein auf dem ganzen Erdenrund! Wirst Du mich retten? Oder wirst Du mich nicht retten?“

„Sage mir nur, wie ich das machen soll. Erkläre Dich, mein Junge.“

„Nimm mir mein Verkaufsrecht ab und zahle mir dafür eine Million und die Heimreise. Bitte, bitte, sage nicht nein!“

Es war wirklich nicht mehr auszuhalten. Eben stand ich auf dem Punkte, mit dem Bekenntniß herauszuplatzen: „Lloyd, ich bin ja selbst ein Bettler — ohne einen Pfennig Geld und stecke dazu noch in Schulden.“ Aber da leuchtete plötzlich ein herrlicher Gedanke blitzähnlich in meinem Kopfe auf. Ich biß die Zähne zusammen und bezwang mich, bis ich so kalt war, wie ein Großcapitalist. Dann sagte ich mit vollkommen geschäftsmäßiger Ruhe: „Ich will Dich retten Lloyd.“

„Dann bin ich schon gerettet; Gott segne Dich ewig dafür! Wenn ich je —“

„Laß mich ausreden, Lloyd. Ich will Dich retten, aber nicht so, wie Du meinst. Denn nach all den Mühen und Opfern, die Du es Dich hast kosten lassen, wäre das nicht anständig an Dir gehandelt. Ich brauche keine Minenantheile; an einem Weltplatz wie London kann ich mein Geld auch ohne dies umtreiben, es ist ja bis jetzt auch gegangen. Nein, wir machen die Sachen folgendermaßen. Ich kenne ja natürlich dieses Bergwerk ganz genau; ich weiß, welch ein ungeheurer Werth darin steckt und kann dies auf Verlangen Jedem eidlich bekräftigen. Du sollst im Lauf der nächsten vierzehn Tage für baare drei Millionen Antheilscheine verkaufen, indem Du von meinem Namen unbeschränkten Gebrauch machst, und dann theilen wir den Gewinn — halb und halb.“

Lloyd gerieth darüber so außer sich vor Freude, daß er wie toll heruntanzte und mir meine ganze Einrichtung kurz und klein geschlagen haben würde, hätte ich ihm nicht schließlich ein Bein gestellt und ihn an Händen und Füßen gebunden. Noch, wie er so dalag, rief er ganz beseligt aus: „Ich darf Deinen Namen gebrauchen! Deinen Namen — stelle Dir nur vor, Mensch; in Schaaren kommen sie ja ganz sicher gelaufen, diese reichen Londoner, und prügeln sich um die Antheile! Ich bin ein gemachter Mann, geborgen für alle Zeit, in meinem ganzen Leben vergesse ich Dir das nicht!“

Keine vierundzwanzig Stunden dauerte es, so war die Sache bereits in ganz London herum gekommen. Ich hatte Tag für Tag nichts zu thun, als zu Hause zu sitzen und all den Leuten, die bei mir erschienen, zu sagen: „Jawohl, ich habe ihm gestattet sich auf mich zu beziehen. Ich kenne ihn und kenne das Bergwerk. Er selbst verdient volles Vertrauen und die Antheile sind weit mehr werth, als er dafür verlangt.“

Inzwischen verbrachte ich alle meine Abende bei dem Gesandten mit Portia zu. Von dem Bergwerk sagte ich ihr keine Silbe, das sparte ich mir zu ihrer späteren Ueberraschung auf. Wir sprachen immer nur von unserer Liebe und vom Gehalt, bald von dem Einen, bald von dem Andern, manchmal auch von Beidem untereinander. Und dann, guter Gott, das Interesse, das Frau und Tochter des Gesandten an unserer Angelegenheit nahmen und die endlosen Listen und Schlauheiten, die sie ersannen, um uns vor Störungen zu schützen und den Gesandten nicht hinter die Sache kommen zu lassen — ach, es war wirklich allerliebst von den Beiden!

Als der Monat schließlich um war, besaß ich ein Guthaben von einer Million Dollars bei der London- und Countybank, und Hastings stand ebenso. In ausgesuchtester Toilette fuhr ich an Portland-Place vorbei. Als ich mich an dem Aussehen der Wohnung überzeugt hatte, daß meine Vögel wieder zu Neste geflogen sein mußten, holte ich meinen Schatz bei dem Gesandten ab und fuhr mit ihr wieder nach Portland-Place. Während der ganzen Fahrt bildete das Gehalt den Gegenstand unserer eifrigsten Erörterungen. Die Besorgniß, in die sie sich dabei hineinredete, ließ sie so reizend erscheinen, daß es kaum mehr auszuhalten war.

„Mein Herzchen,“ sagte ich zu ihr, „so wie Du eben aussiehst, wäre es ein Verbrechen, einen Pfennig weniger als dreitausend Pfund im Jahre zu verlangen.“

„Henry, Henry, Du richtest uns noch zu Grunde,“ erwiderte sie.

„Sei unbesorgt, mache nur, daß Du so aussiehst und verlasse Dich auf mich. Ich will die Sache schon fertig bringen.“

Es war so weit gekommen, daß ich auf dem ganzen Wege ihr Muth zusprechen mußte. Sie selbst redete noch fortwährend auf mich ein:

„O, bedenke doch, daß wir, wenn wir zu viel verlangen, vielleicht gar nichts bekommen; und was soll dann aus uns werden, wenn wir nicht wissen, womit wir unseren Unterhalt verdienen wollen?“

Es war wieder derselbe Diener, der uns einließ, und da waren sie auch wieder, die beiden alten Herren. Natürlich waren sie höchlich überrascht über das holde Geschöpf an meiner Seite, ich erklärte jedoch:

„Sie dürfen keinen Anstoß daran nehmen, meine Herren, es ist meine zukünftige Lebensgefährtin. Darauf stellte ich ihr die Herren mit ihren Namen vor. Diese zeigten sich hierüber gar nicht erstaunt; sie dachten sich vermuthlich, daß ich so gescheit gewesen sein würde, im Adreßbuch nachzuschlagen. Sie forderten uns auf, Platz zu nehmen und behandelten mich mit der größten Höflichkeit, gaben sich auch alle Mühe, meiner Begleiterin durch freundlichen Zuspruch über ihre Verlegenheit hinweg zu helfen. Endlich sagte ich:

„Meine Herren, ich komme nun, um Ihnen Bericht zu erstatten.“

„Das ist uns sehr angenehm,“ erwiderte mein Gönner, „dann können wir ja nunmehr die Wette zwischen mir und meinem Bruder Abel zur Entscheidung bringen. Falls Sie für mich gewonnen haben, dürfen Sie sich jede beliebige Stellung wählen, die ich zu vergeben habe. — Sind Sie noch im Besitze der Millionen-Pfundnote?“

„Hier ist sie.“ Damit überreichte ich sie ihm.

„Gewonnen!“ rief er und gab seinem Bruder einen Klapps auf den Rücken. „Nun, was sagst Du denn jetzt, Bruder?“

„Ich sage: er hat es überlebt und ich habe zwanzigtausend Pfund verloren. Ich hätte es niemals geglaubt!“

„Ich habe noch mehr zu berichten,“ fuhr ich fort, „und zwar ziemlich viel. Ich bitte, mir demnächst eine Stunde bestimmen zu wollen, um Ihnen meine Erlebnisse während dieses ganzen Monats des Genaueren zu schildern. Sie dürfen sich darauf verlassen, es lohnt sich, den Bericht anzuhören. Inzwischen wollen Sie gefälligst dies hier in Augenschein nehmen.“

„Was, Mensch, einen Depositenschein über 200 000 Pfund? Gehört das Ihnen?“

„Gehört mir. Das ist die Frucht des weisen Gebrauchs, den ich von dem kleinen Darlehen gemacht habe, das Sie mir gütigst gewährten. Und dieser Gebrauch bestand lediglich darin, daß ich von Zeit zu Zeit einen kleinen Einkauf machte und beim Bezahlen jedes Mal die Banknote zum Wechseln hingab.“

„Mensch, das ist ja äußerst merkwürdig, ganz unglaublich!“

„Und doch verhält es sich so; ich werde Ihnen den Beweis liefern. Sie brauchen mir durchaus nicht auf mein bloßes Wort zu glauben.“

Nun war aber die Reihe des Erstaunens an Portia gekommen und mit weit geöffneten Augen fragte sie:

„Henry, gehört dieses Geld wirklich Dir? Hast Du mir die Unwahrheit gesagt?“

„Das habe ich allerdings, mein Liebchen. Aber ich weiß gewiß, Du bist mir darum nicht böse.“

„Sei dessen nur nicht gar so sicher,“ schmollte sie. „Es war recht abscheulich von Dir, mich so hinter's Licht zu führen.“

„Ach, das hast Du ja ganz gewiß bald vergessen, lieber Schatz. Es war ja auch nur ein schlechter Spaß, weißt Du. — Komm, wir wollen uns jetzt verabschieden.“

„Aber, so warten Sie doch; wegen des Postens. Sie wissen ja. Ich muß Ihnen doch den Posten geben,“ warf mein Gönner ein.

„Ach,“ erwiderte ich, „ich danke Ihnen tausend Mal, aber ich brauche wirklich keinen.“

„Aber ich hätte Ihnen den allerbesten gegeben, den ich zu vergeben habe.“

„Ich danke Ihnen nochmals von ganzem Herzen, aber auch diesen brauche ich nicht.“

„Henry, ich schäme mich für Dich; Du zeigst dem guten Herrn nicht die Hälfte von all' dem Dank, den Du ihm schuldig bist. — Darf ich es an Deiner Statt thun?“

„Freilich darfst Du's, mein Liebchen, wenn Du es besser machen kannst. Ich bin nur wirklich begierig, wie Du das anfangen willst.“

Sie ging zu meinem Gönner hin, schlang ihren Arm um seinen Hals und gab ihm einen Kuß mitten auf den Mund. Dabei wußten sich die beiden alten Herren vor Lachen kaum zu fassen, während ich selbst begreiflicher Weise vor Erstaunen wie versteinert dastand, bis Portia schließlich sagte:

„Papa, er hat gesagt, von all' den Posten, die Du zu vergeben hast, wollte er keinen einzigen annehmen, und das thut mir so weh, gerade als ob —“

„Wie, lieber Schatz, dies ist Dein Papa?“

„Jawohl, mein Stiefpapa, und zwar der allerbeste, den es auf der ganzen Welt giebt. Nicht war, nun begreifst Du, warum ich bei dem Gesandten so lachen mußte, als Du — ohne mein Verhältniß zu Papa und Onkel Abel zu kennen, — mir die Sorgen und Nöthen geschildert hast, in die ihr Einfall Dich versetzt hatte.“

Natürlich sprach ich jetzt ohne Umschweife, ganz wie mir ums Herz war.

Ach, mein liebster, bester Herr,“ sagte ich, „ich muß meine Erklärung zurücknehmen. Eine Stellung haben Sie doch zu vergeben, die ich gar gerne haben möchte.“

„Welche ist das?“

„Die Stelle eines Schwiegersohnes.“

„Wohl, wohl. Aber wenn Sie noch nie in dieser Eigenschaft Dienste geleistet haben, so sind Sie auch nicht im Stande, das Zeugniß darüber beizubringen, daß in unserem Abkommen zur Bedingung gemacht ist, und so —“

„Machen Sie den Versuch mit mir, ich bitte Sie inständigst! Nur so dreißig bis vierzig Jahre lang probiren Sie es mit mir, und wenn dann —“

„Nun ja, gut denn; das ist ja gar nicht viel verlangt. So nehmen Sie sie eben mit.“

Ob wir Beide glücklich waren? — Keine Sprache besitzt Worte genug, um es auszudrücken. Und das Geschwätz und das Vergnügen in ganz London, als nach einigen Tagen alle meine Erlebnisse mit der Banknote während des ganzen Monats, nebst der Wendung, die die Sache zuletzt noch genommen, bekannt wurden!“

Portia's Papa gab nun die liebe, gastliche Note der Bank zurück und ließ sich den Betrag auszahlen. Die Bank setzte sie dann außer Cours und verehrte sie ihm, worauf er seinerseits uns ein Hochzeitsgeschenk damit machte. Seither hängt sie unter Glas und Rahmen im Allerheiligsten unseres Heims. Denn ihr verdanke ich den Besitz meiner Portia. Wäre diese Note nicht gewesen, ich hätte nicht in London bleiben können, hätte mich dem Gesandten nicht vorgestellt und wäre niemals mit ihr zusammengetroffen. — Deshalb sage ich immer: „Jawohl, sie lautet klar und deutlich auf eine Million Pfund, und doch war es während der ganzen Zeit ihrer Gültigkeit nur einmal möglich, einen einzigen Gegenstand dafür zu kaufen, und auch dieser wurde dabei mindestens zehnfach unter seinem Werthe bezahlt!"

Aus Sturmes Noth.

Eiskalt die Nacht, am Nordseestrand
Wüthet ein Sturm über See und Sand.
Die Brandung donnert, die Wogen rolln,
Wie Himmel und Meer mit einander grolln.
Die Fischer im Dorf, von Sorgen erfüllt,
Hören es, wie die Windsbraut brüllt,
Die wuchtig über die Dünen fegt,
Wildgrimmig auf Giebel und Dächer schlägt.
Nun dröhnt bei des Morgens Dämmerschein
Ein Kanonenschuß in das Tosen hinein.
Ein Schiff in Noth! da springen sie auf
Alte wie Junge zum Strand im Lauf
Und sehen gescheitert, fest auf dem Riff
Ein unabbringlich verlorenes Schiff.
Das Rettungsboot klar! hinein und fort,
Wenn's menschenmöglich zum Schreckensort!
Doch wo ist Harro? Der Führer fehlt,
Der Alle mit seinem Muth beseelt
Im nächsten Dorf blieb er zu Nacht,
Hat auch wohl statt zu schlafen gewacht.
Sie können nicht warten, dort gähnt das Grab
Seeleuten wie sie, — so stoßen sie ab.

Sie legen sich in die Riemen mit Macht,
Die Dollen ächzen, die Planke kracht,
Die Wellen schwingen und schleudern das Boot,
Sturzseen bringen's in grausige Noth,
Daß denen am Strande das Herz erbebt,
So haben noch keinen Nordwest sie erlebt.
Doch die auf dem Wasser, in Stürmen erprobt,
Trotz bieten sie Allem, was wider sie tobt,
Sie steuern dem Schiffe näher und nah,
Und endlich, endlich sind sie nun da,
Von denen als Retter mit Jubel begrüßt,
Denen das Leben schien eingebüßt.
Das Deck überschwemmt schon, versunken das Gut,
Die Masten nur steh'n noch in steigender Fluth,
Dran klammern sich die Verschlagnen und harrn,
Daß ihnen die Glieder in Kälte starrn.
Die Fischer bergen sie Mann für Mann,
Nur Einen Niemand noch retten kann,
Er selber kann sich nicht regen mehr
Und das Boot ist voll, ist schon zu schwer,
Liegt schon zu tief in den brechenden Wellen,
Fort müssen sie ohne den armen Gesellen.
Er sieht sie scheiden mit thränendem Blick,
Ohne Hoffnung besiegelt sein traurig Geschick.
Nun rückwärts an Land! es braust und stürmt,
Daß Woge sich über Woge thürmt.
Der Himmel ist schwarz, die See ist weiß
Vom wirbelnden Schaum; es perlt der Schweiß
Auf all den Gesichtern, wetterbraun,
Die um sich Tod und Verderben schau'n.
Doch Keiner verzagt und Keiner erschlafft,
Sie kämpfen sich durch mit Riesenkraft;
Und wie das Boot aus der Brandung fliegt,
Da sind sie am Land und haben gesiegt.

Da ist auch Harro; sein erstes Wort:
„Habt ihr sie Alle?" „Nein, Einer blieb dort,
Er hing zu hoch, in den obersten Raa'n,
Wir konnten ihm nicht mit Rettung nah'n."
„So holen wir ihn," spricht er in Ruh.
„Unmöglich, Harro! Der Sturm nimmt zu,
Wir kommen nicht ab, wir kommen nicht an,
Wir müssen preisgeben den einen Mann."
So meinen sie Alle, doch Harro spricht:
„An Bord! 's ist unsere heilige Pflicht!
Wer hilft?" Sie schweigen. „So fahr' ich allein!"
Da tritt auf ihn zu sein Mütterlein:
„Harro, Dein Vater blieb d'raußen in See,
Und nimmer verwind' ich das bittere Weh;
Auch Uwe, Dein Bruder, mein Jüngster, fuhr aus
Und kommt nie wieder, nie wieder nach Haus,
Der brave Junge! ich hatt' ihn so lieb,
Gott weiß, wo die Fluth auf den Sand ihn trieb!
Nun willst auch Du noch —" „Mutter, ich muß!
Und käm' ich aus Wetter und Wogenguß
Wie Uwe, Dein Liebling, nicht wieder zu Land.
Wir stehen Alle in Gottes Hand."
Sie hält ihn, sie bittet, sie weint und fleht,
Daß er nicht, ihr letzter Hort noch, geht:
„Denk' an mich, Deine Mutter! ich alte Frau —"
„Ja, Mutter, weißt Du denn so genau,
Ob der auf dem Wrack dort, todesmatt,
Nicht auch daheim eine Mutter noch hat?"
Er springt ins Boot, vier Mann ihm nach,
Für solchen Seegang zu wenig, zu schwach,
Doch fahren sie los und versuchen ihr Glück.
Dreimal wirft sie die Brandung zurück,
Dann sind sie hinüber; bald hoch und steil
Saust auf den Kamm, bald wie ein Pfeil
Schießt tief ins Wellenthal der Bug
Des tapfern Boots auf seinem Zug,
Verfolgt von den Blicken der Bangenden hier,
Athemlos spähen sie starr und stier.

Die Fünf gelangen zu Wrack und Mast,
Noch hängt im Tauwerk oben der Gast.
Harro nun entert die Wanten empor.
Holt selbst ihn herunter, der fast erfror.
Doch er lebt, und sie rudern mit ihm zurück, —
Das Schwerste vom schweren Wagestück.

Sie kommen! im Boote, von Gischt umblinkt,
Erhebt sich Harro am Steuer und winkt,
Und ehe der Kiel berührt den Grund,
Legt er zum Rufe die Hand an den Mund
Und schreit mit markerschütterndem Ton:
„Mutter, ich bring' ihn! 's ist Uwe, Dein Sohn!"

Julius Wolff.

Ueber Kleiderordnungen.

Von O. Hohnstein.

Wenn wir heute in dem Genusse einer großen persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit auf die im Mittelalter und noch über dasselbe hinaus geltende Bevormundung des Volkes seitens der Fürsten und Rathscollegien der Städte blicken, so zucken wir wohl mit ironischem und bedauerndem Lächeln die Achseln über jene uns so fern liegenden, längst überwundenen Zustände des finsteren Mittelalters, welchen Beinamen auch heute noch die große Menge jener Zeit in völliger Verkennung der wirklichen Bedeutung derselben beilegen.

Wohl hat man mit jener Bezeichnung Recht, wenn man nur die damals hauptsächlich geltenden Factoren des Staatslebens, das immer mehr sinkende Kaiserthum, die durch Ländertheilungen geschwächte Fürstenmacht, das absterbende Feudalwesen und die entartete Hierarchie in den Kreis der Betrachtung zieht. — Wenn man aber erwägt, daß das in dieser Zeit durch Gewerbe und Handel mehr und mehr aufblühende Bürgerthum eine gleich wichtige, gleich bedeutungsvolle Grundlage des Volks- und Staatslebens bildet, so erscheinen die letzten Jahrhunderte des Mittelalters als eine Zeit gewaltigsten Umschwunges, völliger Neugestaltungen und hoher, auf späte Zeit nachwirkender Blüthe.

Es ist die Zeit, in der es einem großen Theile des Volkes gelingt, sich aus dem Zustande der Hörigkeit zur bürgerlichen Freiheit — die die Grundlage aller städtischen Gemeinwesen bildet — empor zu schwingen; es ist die Zeit, in der eine Reihe blühender Städte entstehen oder zu größerer Macht gelangen; die Zeit, in der zuerst einzelne Gemeinwesen sich zu Bündnissen vereinigen, die — im Anfang örtlich beschränkt — bald auf immer weitere Kreise sich ausdehnen und immer höhere Bedeutung gewinnen, stark und mächtig genug, um die gleichen Interessen der einzelnen Glieder gegen die feindlichen Gewalten, die Fürsten und den Adel, mit aller Kraft zu vertheidigen und zu behaupten; die Zeit, in der Gewerbe und Handel einen ungeahnten Aufschwung nahmen und der Bürgerstand zu immer höherem Ansehen, zu immer größerer Machtentfaltung sich erhebt; die Zeit, in der folgenreiche Erfindungen auf wirthschaftlichem und geistigem Gebiete, sowie neue und wichtige Entdeckungen in bisher unbekannten Ländern und Erdtheilen gemacht werden; die Zeit endlich, in der die Kunst und das Kunstgewerbe auf's Herrlichste erblühen und die Wissenschaft zu neuem, frischem Leben erwacht.

Indessen nahm eine solche Entwickelung nur einen langsamen Verlauf und die herrschenden Elemente suchten ihre frühere Macht und ihr bisheriges Ansehen so lange als möglich zu erhalten, wodurch jene immer wiederkehrenden Kämpfe und Aufstände in den Städten entstanden, bis allmählich eine Ausgleichung zwischen den einzelnen Ständen stattfand.

Es war deshalb ganz natürlich, daß manche Gesetze und Verordnungen, die theils auf dem Unterschiede der einzelnen Volksklassen beruhten, theils aber auch dem allgemeinen Wohle zu dienen bestimmt waren, auch nach dem Ausgleiche noch längere Zeit sich erhielten. Waren doch auch in der That viele derselben in jenen Tagen von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wenn der Rath einer Handelsstadt über alle Gegenstände des Handels, sowohl über fremde als auch einheimische Erzeugnisse, die Oberaufsicht führte, wenn er die Preise für Brot und Bier festsetzte, wenn seine Beamten — die Marktmeister — die Waaren auf ihre Güte prüften und die schlechten oder gefälschten verwarfen, wenn vereidigte Makler oder „Underkoper" den Handel zwischen den Bürgern und den Fremden überwachten und die gesetzlichen Zeugen waren, in deren Beisein allein gültige Geschäfte abgeschlossen werden durften, wenn der Rath öffentliche Waagen — wie es noch auf dem Fischmarkte zu Lübeck der Fall ist, — und geaichte Ellen zum Nachwiegen und Nachmessen an den Rathhäusern anbringen ließ, um die Käufer vor Uebervortheilung zu schützen, und wenn er geschworene Messer für Korn, Holz, Kohlen u. dergl. anstellte, um die Bürger vor etwaigem Betruge zu bewahren, so trug eine solche strenge Aufsicht des Rathes wesentlich dazu bei, den guten Namen der Stadt in der Handelswelt zu erhalten und die Handelsbeziehungen zu fördern.

Mag auch mancher in unseren Tagen über eine solche Bevormundung den Kopf schütteln. — Thatsache ist es, daß sich immer mehr gewichtige Stimmen gegen eine allzu große Freiheit im Handel und Gewerbe erheben, und daß die Bestrebungen, durch Wiedereinführung der alten Innungen, wenn auch in beschränktem und verbessertem Maße, diese übermäßige Freiheit zu beschränken, immer mehr Anklang finden. — Und wenn wir den heute herrschenden außerordentlichen Luxus bei Hochzeiten und Gesellschaften betrachten, wenn uns bei jedem Schritte — den wir auf der Straße machen — das Gigerlthum in seiner ganzen Ausgeburt vor Augen tritt, so kommt gewiß manchem unwillkürlich der Gedanke, daß bestimmte Verordnungen gegen solche Verschwendung und Ausartung auch heute noch nicht gänzlich zu verwerfen wären. Was Wunder also, daß in jenen früheren Zeiten solche Gesetze — die zwar die persönliche Freiheit nicht unwesentlich beschränkten, aber doch das Wohl und das Beste des Volkes beabsichtigten — in allen Städten und Ländern allgemeine Geltung hatten. Unter diesen Gesetzen nun nahmen die Kleiderordnungen eine hervorragende Stelle ein.

Seitdem durch die Kreuzzüge der Handel zwischen dem Morgen- und Abendlande zu neuem Leben erwacht war, und in den deutschen Städten in Folge dessen ein immer größerer Reichthum sich aufgehäuft hatte, begann auch allmählich der Luxus mehr und mehr überhand zu nehmen. Vor allem zeigte sich das zunächst in der Kleidung. An Stelle der einfachen leinenen und wollenen Gewänder, die noch bis tief in das Mittelalter hinein die Hausfrau selbst anzufertigen pflegte, treten jetzt Kleider aus theueren, ausländischen Stoffen: Pfellel, Baldakin, Purpur, Zindal u. a., die noch dazu oft genug mit Gold- und Silberfäden durchwoben und mit kostbarem Pelzwerk verbrämt, ja selbst mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren. — Gegen solchen übertriebenen Aufwand eiferten schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die „Kleiderordnungen", die fast in allen Städten, in denen durch Handel und Gewerbethätigkeit eine größere Wohlhabenheit eingekehrt war, von den Rathscollegien erlassen wurden.

In der kurz vor 1350 geschriebenen Sammlung von Stadtgesetzen der Stadt Braunschweig finden wir hier zuerst einzelne Vorschriften über die Kleidung der Bürger und Bürgerinnen. In diesem Erlasse befiehlt der Rath, daß keine Jungfrau oder Frau von dieser Zeit an auf ihren Kleidern Borten tragen sollte, die mehr als einen Verding (eine Viertel Mark, die Mark zu 30 Schillingen à 12 Pfg.) kosteten, bei 2 Mk. Strafe, daß kein Mann und keine Frau Gold, Silber und Perlen auf ihren Gewändern anbringen sollten bei 5 Mk. Strafe, und daß kein Bürger bei gleicher Strafe mit Seide genähte Kleider, noch auch verzierte Schuhe tragen sollte bei Strafe von 5 Schillingen. Nur Kinder unter acht Jahren waren von diesen Verboten ausgesch'ossen, eine Bestimmung, die auch in die erweiterte Sammlung von Stadtgesetzen aus der Zeit um 1380 aufgenommen ist, woraus wir wohl schließen dürfen, daß damals — wie auch heute noch — die Eitelkeit der Mütter, ihre Kinder möglichst elegent und reich zu kleiden, eine allgemein verbreitete war, und daß der Rath sich scheute, durch allzu harte Gesetze gegen die Kleidung der Kleinen den Unwillen der Frauen zu erregen.

Wir sehen, es sind nur ganz wenige Vorschriften, die in dieser ersten Kleiderordnung vom Jahre 1349 enthalten sind. Aber nur ungefähr 30 Jahre später wurden nicht nur die erwähnten Gesetze abermals erlassen, sondern auch noch erweitert und durch andere ergänzt.

Während aber in der ersten Sammlung Vermögen, Einkommen und Stand noch gar nicht in Betracht gezogen worden sind, finden wir in dieser erweiterten Sammlung schon einzelne Bestimmungen, die diese Punkte berücksichtigen. Da heißt es, daß keine Frau, die nicht wenigstens eine Rente von 10 Mk. jährlich zu verzehren habe, auf mehr denn zwei Mänteln Borten tragen solle, die mit Arbeit und allem Zubehör höchstens eine löthige Mark kosten dürften, bei einer Strafe von 1 Mark, während eine Frau, die weniger Einkommen besäße, zwar auch zwei Mäntel mit solchen verzieren dürfe, jedoch nur mit einem Aufwande von einer halben Mark, und daß eine Jungfrau nur einen Mantel mit Borten besetzen dürfe, deren Kosten eine halbe Mark nicht übersteigen sollten. Ferner bestimmt dieser Erlaß, daß keine Jungfrau oder Frau an den Sonntagen Kapuzen, die mit Arbeit und allem, was dazu gehört, mehr als eine Mark kosten, tragen solle; an Wochentagen aber nur solche, die auf einen Verding zu stehen kommen, und daß der Mann, dessen Frau zwei Oberkleider habe, wenigstens 30 Mark schossen müsse, daß aber Dienstmädchen keine Oberkleider tragen dürfen, thun sie es aber dennoch, so soll ihr Herr oder ihre Frau sie von Stund an aus dem Dienste entlassen bei Strafe von 2 Mk. Zwar ist es den Frauen gestattet, Tanzröcke zu tragen, von denen einer auch mit Gold, Silber oder Perlen, oder womit sie sonst wollen, besetzt sein darf, aber nur unter der Bedingung, daß alles, was auf den Rock kommt, nicht mehr als eine löthige Mark kostet; auch soll der Kopfputz einer Frau nicht höher als auf eine Mark zu stehen kommen bei Strafe von einer Mark. — Dagegen ist es den Bürgerinnen verboten, Gürtel zu tragen, widrigenfalls sie sogar 3 Mark Strafe bezahlen müssen. Ist aber eine Frau oder auch Jungfrau zu höherem Alter gekommen, so darf sie keinen Rock oder halben Rock von Gold, Sammet oder Seide tragen bei zwei Mark Buße.

(Schluß folgt.)

Eine kleine Gurkentreiberei.

R. Krowas.

In der zweiten Hälfte des Februar machen wir uns einen Mistbeetkasten zurecht. Der Kasten ist fertig. Die Fenster passen auch und hier auf diesen Platz soll er hinkommen. Hier scheint die Sonne vom Morgen bis zum Abend. Hier ist er auch vor den trockenen, kalten Winden geschützt. Die Erde graben wir 50 cm tief heraus, in der Breite und Länge dem Kasten entsprechend. Nun wird der Kasten hineingestellt, die obere nach Norden zeigende Kante etwas höher als die untere, sodaß die Glasfläche nach Süden neigt. Dann packen wir den Kasten ganz voll mit Pferdedünger und Laub; gleichzeitig muß aber auch rings um den Kasten herum Pferdedünger gelegt werden. Ist das besorgt, so kommen Fenster darauf, die mit Strohmatten und Brettern bedeckt werden. Nach 5—8 Tagen, je nach der Witterung, wird der Dünger im Kasten tüchtig brennen, ich stecke dann zwischen Kasten und Fenster ein Stückchen Latte, damit die Dünste abziehen können. Nachdem das Dunsten im Kasten nachgelassen hat, nehme ich die Fenster ab, trete den Dünger inwendig und gleichzeitig den um den Kasten gelegten gehörig fest, gebe, wenn nöthig, noch Dünger in oder um den Kasten und bringe 15—20 cm Gurkenerde hinein: meine Komposterde ist noch zu frisch, Mistbeeterde, Rasenerde besitze ich nicht, ich nehme daher gute, lockere Gartenerde.

Nach weiteren 2—3 Tagen wird die Erde mit dem Spaten umgestochen, gut abgeharkt und 7 Reihen gezogen. Die oberen und unteren drei Reihen werden mit Salat bepflanzt, die mittelste ist für die Gurkensamen bestimmt, und werden 1—2 Korn gelegt, von 50 zu 50 cm Entfernung. Aber Samen von Treibgurken nehmen, nicht Landgurken. Landgurken tragen zwar auch im Kasten, auch unsere Klettergurke trägt sehr schön, doch hat sie wie die übrigen Freilandgurken unter Glas den Fehler, daß die Früchte sich nur wenige Tage grün halten und zubald reif werden. Durch die bedeutend größeren und zartfleischigeren Früchte der Treibgurken werden wir einen viel größeren Nutzen haben.

Eine Sorte ist vollständig genügend für dies Jahr. Nehmen wir Roas Treibgurke, befriedigt sie nicht, so kommt nächstes Jahr eine andere Sorte, vielleicht Duke of Edinburgh daran. Bei Anpflanzung beider habe ich die Sorten bald nicht mehr rein.

Meine jungen Gurkenpflanzen werde ich bei Zeiten etwas an Luft und Sonne gewöhnen, sie werden dadurch gedrungener, widerstandsfähiger und bekommen nicht so leicht Ungeziefer. Gießen werde ich erst immer dann, wenn die Erde im Kasten trocken ist. Aufpassen ist hier die Hauptsache, namentlich in der ersten Zeit, später sollen meine Gurken viel Wasser und alle Wochen einen tüchtigen Dungguß bekommen, natürlich gebe ich ihnen auch viel Luft, und sollten dann die Ranken im Kasten nicht mehr genügend Platz haben, so schlage ich in die vier Ecken des Kastens je einen Pfahl, der über den Kastenrad einen Fuß hinaussteht, verbinde die oberen und die unteren beiden Pfähle durch aufgenagelte Latten und lege die Fenster wieder darauf; dann werden meine Gurken erst recht wuchern und mir meine Mühe durch ihre großen Früchte lohnen. (Pr. Rathg.)

Wirkliche Nutz-Hühnerzucht.

I.

In Anbetracht dessen, daß wir in den Bestrebungen der thatsächlich praktischen Geflügelzucht doch jedenfalls von Liebhaberei und Sport völlig absehen müssen, habe ich, so schreibt Dr. Carl Nuß in seinem empfehlenswerthen neuesten Buch über „Das Huhn als Nutzgeflügel", schon vor vielen Jahren den Weg der **Veredelung des einheimischen Landhuhns** vorgeschlagen. An und für sich sind unsere Landhühner, gleichviel, wo wir sie auch betrachten mögen, in Nord und Süd, West und Ost, übereinstimmend, durch Inzucht, üble Mischzucht, Verwahrlosung u. s. w. so verkommen, daß sie auch bei sorgsamster Verpflegung keinen ausreichenden Ertrag zu liefern vermögen; selbst sachverständige andauernde Anstrengungen haben das deutsche Landhuhn an sich noch nirgends zur Veredelung geführt. Darum hat man es versucht, dasselbe durch Vermischung mit geeigneten fremden Racen zu veredeln und dieses Verfahren hat große Erfolge gebracht. Mit Rücksicht darauf, daß derartige Kreuzungen immer am besten einschlagen, je näher die betreffenden Thierarten, bezl. Racen einander verwandt sind, hatte ich vornehmlich das italienische Landhuhn zur Verdelung des deutschen empfohlen; Andere haben Spanier, Hamburger, Houdan, die übrigen französische Racen u. a. m. benutzt, und in fast allen Fällen hat sich ein erwünschter Erfolg ergeben. Freilich muß jede derartige Kreuzung mit Verständniß ausgeführt werden. Nichts wäre verkehrter, als wenn man auf einem Geflügelhof (wie es wohl zuweilen geschieht) mancherlei verschiedenartige, ungleiche Hühnerracen bunt untereinander laufen lassen, immer neue hinzukaufen und die Gestaltung des jungen Lebens ohne züchterisches Verständniß dem blinden Zufall überlassen wollte. Da würde der ganze Schwarm in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu noch schlechterm Zeug entarten, als es das ursprüngliche Landhuhn ist. Bringt man dagegen Hähne von einer für die Verhältnisse passenden Race, also z. B., wie ich es in Westpreußen und der Provinz Posen gethan, von Italienern, zu den Landhennen, entfernt sorgfältig die bisher vorhandenen Hähne, züchtet nun Michlinge, führt in jedem Frühjahr oder doch alle zwei Jahre zur Weiterzucht wieder neue Hähne von derselben (aber keinenfalls von einer andern, neuen) Race hinzu und zieht so also bei mehrmaliger Wiederholung dieses Verfahrens einen Stamm veredelter, in Deutschland völlig eingebürgter Landhühner heran, so kann man von diesen einen außerordentlich hohen Ertrag erzielen. Das bisherige matte Landhuhn, welches in der That die begründete Veranlassung zu allem Vorurtheil gegen die Geflügelzucht gegeben hatte, erweist sich sodann also als veredeltes Landhuhn, gewährt eine beachtenswerthe Ausbeute und erscheint der Hausfrau binnen kürzester Frist als ein wahres Kleinod.

Um das hingestellte Ziel erreichen zu können, müssen wir uns vor allem dahin entscheiden, ob wir Legehühner oder Fleischhühner züchten wollen. Beide Leistungen gleicherweise können wir von einem Hühnerschlag keinenfalls erwarten. Wenn diesem Ausspruch mit Nachdruck die Einwendung entgegengestellt werden kann, daß man trotzdem hier und da auch von manchen Racen, welche als Fleischhühner vortrefflich sind, so vornehmlich von den französischen Hühnern, vorzüglichen Eierertrag erreichen kann, so habe ich zu erwidern, daß dies allerdings unter dem günstigen Klima in Frankreich, nicht aber bei uns für die Dauer der Fall ist. Möge Jemand behaupten, was er wolle: Italiener, Spanier und die verwandten Hühner nebst den daraus gezüchteten Mischlingen sind nicht für den Fleischertrag tauglich und die Versuche, sie daraufhin zu züchten, sind sämmtlich gescheitert. Im Gegensatz dazu und doch im naturgemäßen Zusammenhang steht es, daß die französischen Hühner u. a. nebst ihren Mischlingen bei uns fast nur zum Fleischertrag nutzbar gemacht werden können; ihre Fruchtbarkeit im Eierlegen wird mit jeder Generation geringer. Die Beschaffung der Hühner, aus welchen wir unsern Schlag erzüchten wollen, erscheint aber nicht allein an sich von den oben dargelegten Gesichtspunkten aus schwierig, sondern ganz besonders hinsichtlich der für solche Zucht geeigneten Hennen. Zuvörderst freilich müssen wir diese letzteren so nehmen, wie die Gegend, in der wir leben, sie eben aufzuweisen hat; aber folgende Gesichtspunkte dürfen wir doch keinenfalls außer Acht lassen. Vor allem suchen wir zu ergründen, von welcher Abkunft der Hühnerschlag, den wir vor uns haben, ist. Die mehr oder minder gelbliche Färbung der Eier verräth asiatisches Blut, auffallend große, reinweiße Eier beim Landhuhn deuten auf früher stattgehabte Vermischung mit dem Spanier Huhn oder dem Italiener Huhn, auch vielleicht mit einer von den französischen Racen hin. Näheres ergiebt nun die sorgfältige Vergleichung von Hahn und Henne mit den bei der Race, welche man vermuthet, angeführten Kennzeichen. Dementsprechend wählen wir die Hennen von dem Landhuhnschlag, welcher uns zugänglich ist, aus. Für Heranzüchtung von Legehühnern, also durch Veredelung mit dem Spanier- oder Italiener-Hahn u. a. nehmen wir die mittelgroßen, selbst kleinen Hennen mit einfachen, meist überhängendem Kamm, welche reinweiße Eier legen. Zur Fleischhühnerzucht wählen wir die größeren bis allergrößten Hennen, deren Kämme die bezeichnenden Merkmale der französischen Racen mehr oder minder deutlich erkennen lassen oder auch die Hennen, welche gelbliche Eier legen und an den stark entwickelten Schenkeln, sowie schon in der ganzen Gestalt die asiatische Abkunft verrathen. Soweit es irgendmöglich ist, vermeide man es, diese Landhühner, die also immer bereits Mischlinge sind, noch weiter mit einer ganz fremden Race zu kreuzen. Mit vollem Nachdruck spreche ich es hier aus, daß ich eigentlich ein entschiedner Feind der, wenn ich so sagen darf, experimentellen Zucht durch Kreuzung bin. Um auf dem Wege der letztern etwas Tüchtiges zu erreichen, wirklich lohnende Erfolge zu erlangen, dazu bedarf es außer unerschöpflicher Geduld und Ausdauer auch außerordentlicher Kenntnisse und insbesondere langjähriger Erfahrung. Hier aber dürfen und müssen wir entschieden von allen derartigen Versuchen absehen, ja uns durchaus vor ihnen hüten; im Gegentheil also — selbst in dieser Veredelung des Landhuhns müssen wir möglichst reine Zucht zu erlangen suchen.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 22. Februar 1895. Neunter Jahrgang. — № 8.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

I. [Nachdruck verboten. D. S. G.]

„Herrlicher Sonnenuntergang! Sieh nur, wie . . .“

„Meinetwegen! Ich dächte, wir bleiben bei der Sache.“

„Hm . . . wie Du wünschst . . .“

„Ich berechne eben, wie viel ich Dir augenblicklich geben kann, Du sollst binnen Kurzem das Uebrige haben. Aber ich rathe Dir doch, in Zukunft vernünftiger zu sein!“

„Bravo, alter Kerl, bist doch so schlimm nicht, wie Du thust. Als ob Du das Leben nicht kenntest und wüßtest nicht, was es kostet! Schönen guten Abend, Sagern!“

Der also Angeredete, ein kleiner, nicht mehr junger Herr kommt auf die beiden Sprechenden zu.

„Guten Abend,“ giebt er mit leichtem Kopfneigen zurück. „Süperber Abend! Sehen Sie nur, wie die Sonne in's Meer sinkt, als sei es nicht das kalte Fluthenbett, sondern die Arme des Geliebten, die sich ihr öffnen. Doch gehen wir weiter, ich fürchte hier sentimental zu werden.“

„Sie, Graf, haha! Sie könnten aber vielleicht irgend eine neue Wagner-Scenerie entwerfen. Man muß mit Nutzen reisen.“

„Ach,“ macht Sagern, „schweigen Sie mir davon! Hier will auch ich mein gequältes Dasein vergessen, will womöglich versuchen, noch einmal jung zu sein! Wissen Sie nicht etwas Lustiges, etwas Neues? Das Strand- und Hotelleben fängt an monoton zu werden. Barmer I, Barmer II, ist keinem von Ihnen thatendurstig zu Muthe?“

„Durchaus nicht“, erwidert Barmer I.

„Hm!“ Sagern zieht die Brauen in die Höhe. „Drückt Sie irgend eine Sorge? Was, Barönchen?“ wendet er sich an den jüngeren der Brüder.

Dieser lacht. Es ist ein warmes, gesundes Lachen. „Mich nicht mehr“ — er deutet auf den Aelteren, „ihn vielleicht ein wenig noch.“

„Ah, glaube zu verstehen. Hans Jochen ist der beste der Brüder, wollte, ich hätte auch so einen gehabt! — Kann mir übrigens denken, wie es kam in dem ungarischen Neste. Möchte dort nicht begraben sein! Ein Jammer um einen so flotten Kerl wie Sie!“

Unter diesen Worten hatte sich die Wolke gelichtet, die auf der Stirn des älteren der Brüder lag. „Es scheint mir nicht, als hätten wir Grund ihn zu beklagen“, sagt er, den Blick mit einer Art väterlicher Bewunderung auf die schlanke Gestalt seines jüngeren Bruders heftend. „Schade, Alfred, daß Du Dich hier nicht ein einziges Mal in Deiner Uniform präsentirst.“

„Nun, das fehlte auch noch,“ ruft Sagern, „ich fürchte doch, daß schon manche Schöne allzutief in die blauen Kinderaugen geblickt hat, doch lassen Sie sich das nur ruhig gefallen — in späteren Jahren wird man nicht mehr so verwöhnt. Nicht wahr, Barmer?“

Der Aeltere sagt: „Hm — ja!“ und reckt seine untersetzte Gestalt. Dann läßt er den struppigen blonden Vollbart durch seine Finger gleiten. „Wird man nicht mehr so verwöhnt,“ wiederholt er, „das ist wahr und doch ist der eigentliche und einzige Zweck meiner Badereise, mir eine Frau zu suchen — eine Frau, die mir gefällt, der ich gefalle, die . . .“

„Eine Frau,“ fällt Sagern ein, „eine Frau“ — und er lacht, daß er sich die Seiten halten muß. „Sie wollen Dönkirch eine Herrin geben! Sapristi, Baron, das ist eine kapitale Idee, schade nur, daß Ihnen dieselbe nicht schon eine handvoll Jährchen früher kam. Fanden Sie denn keine unter den Töchtern des Landes? Wie muß sie sein, die Auserwählte — die Glückliche? Blond — brünett — feurig — madonnenhaft — gut deutsch — international? Reden Sie, Freund — ich werde Ihnen suchen helfen.“

„Ist nicht nöthig, danke. Jetzt habe ich nur die eine Bitte, sprechen wir leiser, denn wir sind nicht allein hier. Dort geht die Gräfin Donitz mit ihrer Tochter und die Alte sieht wohl aus, als seien ihre Hörorgane in bester Ordnung.“

„Ach, das ist also die Donitz,“ sagt Sagern. „Habe schon viel von der Tochter gehört und sie mir eigentlich anders vorgestellt.“

„Ich finde, daß sie gut aussieht — was man so sagt, angenehm,“ meint der ältere Barmer.

„Angenehm finde ich sie nicht,“ sagt Alfred, sie durch sein Monocle ungenirt beobachtend, „schon etwas in die Saat geschossen, dazu rothe Haare, und“ . . .

„Natürlich, Barönchen, nichts für Sie,“ lacht Sagern. „Viel zu solider Geschmack. Wie steht es denn um die Damenwelt in X.?“

„Damen giebt es dort gar keine!“

„Das ist schlimm. — Hören Sie, petit baron, auch Sie sollten sich hier eine Frau suchen — Scherz beiseite. Sie sind allerdings noch jung — sehr jung, aber das Sprichwort kennen Sie doch. Ja, sehen Sie nur nicht so versteinert aus, ich meine es gut mit Ihnen und verzeihen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß Sie einen Fehler haben, einen liebenswürdigen, aber gefährlichen Fehler: Sie sind leichtsinnig. Und meinetwegen seien Sie es, mit dem brüderlichen Vermögen im Hintergrunde läßt sich schon manche Thorheiten begehen. Vor einem nur möchte ich Sie warnen: nehmen Sie Ihr Herz in Acht! Es giebt viele Unannehmlichkeiten im Leben, die sich beseitigen lassen, von einer Frau, die Sie in einem schwachen Moment zur Baronin Barmer machen, befreit Sie jedoch so leicht Niemand.“

„Graf!“ Alfred richtet sich zu seiner ganzen schlanken Höhe auf. Der ganze Hochmuth des Ungeprüften malt sich auf seinem hübschen Gesicht.

„Nur nicht so groß,“ fährt Sagern fort, seinen jungen Freund auf die Schulter klopfend; „es ist Alles schon dagewesen. Aber mein Vorschlag, Ihnen beiden zu Ihrem Glücke zu verhelfen, scheint keinen Anklang zu finden, ich mache daher einen näher liegenden, minder gefährlichen: soupiren wir. Wir müssen doch auf die zukünftige Herrin von Dönkirch ein Glas Sekt trinken.“

Es wurde Abend. Leichter Nebel sank herab und ließ den Horizont verschwimmen. — Der Mond ging auf und zog einen langen, silbernen Streifen über das Meer. Vor dem Restaurant waren noch viele Kurgäste versammelt, nahmen ihr Abendbrot ein und hörten der Musik zu. An einem Tisch, der ziemlich für sich allein stand, saßen unsere drei Bekannte. Das Souper war beendet; es war sehr gut gewesen und hatte Leib und Seele wieder frisch gemacht. Barmer I schlug ein Bein über das andere und blies den Rauch seiner Havanna in die Luft. Graf Sagern erzählte von Reisen, die er gemacht hatte, und von dem schwierigen Posten eines Theater-Intendanten, den er einnahm. — Die dritte Flasche Röderer war soeben gebracht worden.

Alfred betheiligte sich kaum an der Unterhaltung. Er sah auf das Meer hinaus mit fast schwermüthigem Blick, seine Brauen, schon beinahe zusammengewachsen, traten vollständig aneinander, sein gewöhnlich etwas blasses Gesicht bedeckte eine leichte Röthe, die ihm sehr gut stand.

„Alfred, was giebt Dir zu denken?“ rief ihn sein Bruder an. „Du bist wie unser seliger Vater war, den der erste Tropfen Wein trübsinnig stimmte. Bei mir bewirkt er das Gegentheil. Er verjüngt mich, er reizt mich zu Thaten. Bei Gott, Graf, jetzt könnte ich irgend etwas ausführen, seilbst einen dummen Streich! Aber Sie wissen natürlich nichts in Vorschlag zu bringen!“

„O, es ist genug, wenn Sie sich eine Frau nehmen!“

„Erlauben Sie, das gehört nicht hierher,“ versetzte Baron Barmer nicht ohne einen Zug von Verletztheit auf seinem gutmüthigen, unschönen Gesicht.

Man schwieg und blickte auf das Meer.

Ein einziges Segelboot hatte sich noch immer auf den Wellen geschaukelt, allmählig war es näher gekommen; nun legte es an. Zwei Damen stiegen aus. Die eine ging vorsichtig über das Brett, das an den Strand führte, und gebrauchte Hand und Schulter des Schiffers, die andere stieg auf den Rand der „Schlupp“, raffte ihr Kleid zusammen und war mit einem Sprung an der Seite der Vorangehenden. Dann reichte sie dieser den Arm und führte sie durch den tiefen Sand dem Restaurant zu.

„Ah, da sind ja die Donitze wieder,“ flüsterte Sagern und griff nach seinem Kneifer. „Nein, schön ist sie nicht, die Comteß, häßlich auch nicht, und nicht mehr jung, aber eine Dame von Welt, wie es scheint. Machten Sie schon Ihre Bekanntschaft?“ fragte er den älteren Barmer.

„Ich ließ mich den Damen neulich auf der Promenade vorstellen. Die Comteß gefiel mir wohl, schien recht liebenswürdig.“

„Schien mir nicht,“ sagte Alfred, doch seine Bemerkung blieb unbeachtet.

„Mir ist nun ein Gedanke gekommen,“ fuhr Hans Jochen der ältere fort. „Da — da, wie gesagt, ich mich nach einer Frau umsehe, ob nicht sie die Rechte für mich wäre . . .“

„Die Donitz!“ Graf Sagern zog die Brauen in die Höhe, seine scharfgeschnittenen Züge verschärften sich — wie immer — wenn er über etwas nachdachte. Um seine schmalen, bartlosen Lippen zuckte es in harmlosem Spott. „Eine Frau für Sie! Nehmen Sie mir's nicht übel, ich unterschätze Sie wahrlich nicht, Baron, aber Sie kennen die Comteß schlecht. — Die Großen der Geburt und der Börse sollen sich allerorten um ihre Hand beworben haben und alle hat sie ausgeschlagen. Es ist immer viel Aufhebens von ihr gemacht worden und jener Nimbus, der — mit Vornehmheit vereint — unwiderstehlich macht — umgiebt sie, der großen Reichthums.“

„Ich wüßte nicht, woher die Donitze reich seien sollten,“ sagte Barmer trocken. „Im übrigen haben die Mädchen in der Jugend oft allerhand Raupen im Kopfe und kommen doch später zur Vernunft. Um aber auf jenen goldenen Hintergrund zurück zu kommen: ging nicht ein Donitz — ein Bruder der Comteß — wegen vollständigen Mangels desselben um die Ecke?“

„Nun, ganz so war's wohl nicht! Allerdings, der junge Mann hatte zu viel gebraucht und ging nach Californien, wo ein Bruder der Gräfin — ein Engländer von Geburt — großartige Goldminen besitzt. Vielfacher Millionär soll dieser sein und die beiden einzigen Kinder seiner Schwester sind seine Erben.“

„Pah, auf solchen Reichthum gebe ich nicht so viel!“ Und er ließ einige Finger seiner kurzen, dicken Rechten ein Schnippchen schlagen.

„Das ist Ihre Sache, fragen Sie wo Sie wollen, alle Welt wird Ihnen sagen, daß die Comteß eine Millionen-Erbin sei. Mag sie nun darauf pochen, was weiß ich, ahne ebenso wenig, welche Zukunftspläne sie im Schilde führt. Sie jedoch — und ich gehe die höchste Wette ein — Sie, Barmer nimmt sie nicht!“

Dieser leerte sein Glas, setzte es auf den Tisch, so heftig, daß der Fuß abbrach, und streckte dann Sagern die Hand hin. „Gut, Graf, auch ich gehe die Wette ein, die höchste, die Sie wollen, schlagen Sie ein, Comteß Donitz wird meine Frau!“

Sagern lachte und legte seine Hand in die Hans Jochen's.

„Wetten,“ sagte er, „auf was? Ich wüßte in diesem Augenblick nichts, was würdig und hoch genug wäre. Könnten wir es nicht anders machen? Wem fällt etwas ein? — Niemandem? — Nun, so soll der, welcher verliert, dem Anderen, wenn es Noth thut, einmal einen Dienst leisten. Angenommen?“

„Angenommen! Alfred schlag durch! Gräfin Donitz wird meine Frau. Nun, was zögerst Du noch?“

„Sie, sie gefällt mir nicht. Ueberlege doch . . .“

„Ach, behalte Deine Weisheit für Dich und schlage durch!“

Baron Barmer hat seine Wette gewonnen. Die schöne Welt des Seebades hat ihn viel im Gefolge der Gräfin Donitz gesehen und diese soll sich über alles Erwarten zugänglich und durchaus nicht launisch gezeigt haben.

Der gute Barmer, der sich bislang nur für Landwirthschaft und Viehzucht interessirt hat, führt eine Frau heim, eine verwöhnte, anspruchsvolle Frau! Er ist sich selbst nicht recht klar, warum er gerade diese gewählt hat, jedenfalls aber ist er auf zwei Dinge stolz: erstens auf eben diese Wahl und zweitens auf seine gewonnene Wette.

Graf Sagern zerbricht sich noch nicht weiter den Kopf, wie diese zu bezahlen sei. Es mag schon einmal ein Tag kommen, an dem sein Freund seines Dienstes bedarf. Barmer, denkt er, und die Donitz! Er zuckt die Achseln. Aber was geht's ihn an! — Ehe er abreist, klopft er Alfred auf die Schulter und sagt noch einmal: „En vedette, Barönchen!“

Dieser wirft den Kopf zurück und wieder wie vor wenigen Wochen malt sich der verletzte Stolz auf seinen Zügen.

Da kennt Graf Sagern Alfred Barmer doch warlich schlecht.

II.

Jahre vergingen und Alfred Barmer stand nach wie vor in dem ungarischen Nest, that seinen Dienst, that, was die andern thaten, und langweilte sich. Er war noch hübscher geworden, noch stattlicher und alle Welt verzog ihn. „Ich nähm' die Komteß Stasi, Alfred, wenn ich in Deiner Stell wäre“, sagte ihm eines Tages einer seiner Kameraden. „Merktest Du's denn nicht, auf der letzten Jagd, wie gern sie Dich hat?“ Ob er es merkte! — Aber er schüttelte den Kopf und schwieg.

„Du thust's nicht unter einer Prinzeß, das ist's halt eben!“

Darauf lachte Alfred gezwungen und während er das Gespräch auf anderes brachte, tauchte eine Gestalt vor ihm auf, schön und schlank, jung und lebensfrisch — ein Mädchen in der Tracht des Volkes, Maria, die Tochter des Bauern Samögyi. Auf einer Kirchmeß war's, wo er sie zuerst gesehen hatte, wo ihn ihre Augen so mächtig anzogen. Allmählich, sich selber kaum bewußt, war er hineingerathen in den Irrgarten der Liebe, jetzt fand er den Rückweg nicht mehr.

O, wenn er an die Kämpfe denkt, die er ausgefochten hat mit sich! — Endlich war es ruhig geworden in ihm, sein Kopf schwieg, sein Hochmuth lag gebrochen der triumphirenden Liebe zu Füßen. Nur dann, wenn er zufällig an die Seinigen daheim dachte, zuckte er zusammen wie unter einem Messerstich.

Aber sein Entschluß war gefaßt, Mariszka Samögyi und keine andere sollte sein Weib werden. Es sei ihm gleich, was die Welt dazu sage, belog er sich und mit dem Optimismus sanguinischer Naturen, die zum ersten Male lieben, malte er sich die Zukunft aus.

Daß Marias Vater Einsprache thun und ihm die Hand seiner Tochter verweigern könne, kam ihm gar nicht in den Sinn. Was wußte er von dem Stolz und dem Starrsinn eines Magyaren, der jahraus, jahrein still und arbeitssam auf seinem Hofe wirthschaftete, auf den Erwerb bedacht war, und doch nur einen Lebenszweck kannte, die Zukunft seines einzigen Kindes, seiner Tochter zu sichern.

„Wie viel schöner ist die Maria in letzter Zeit geworden,“ sagte Stanislaus eines Abends zu seiner Frau. Diese aber schüttelte den Kopf und meinte, sie sei anders als sonst, und sie werde nicht klug aus ihr.

Auch Anderen war die Veränderung aufgefallen, die mit Maria vorgegangen, und die Burschen fragten hie und da, warum die Zigeuner-Mariszka nie mehr zum Tanze komme.

Im Dorfe ward des Stanislaus Tochter schlichtweg die Zigeuner-Mariszka genannt, nicht weil sie so braun war, und so schlank wie ein Juhasmädchen, sondern weil sie sich gar gut stand mit den Tatern, die ihr Lager im nahen Walde hatten.

Wenn sie zu ihnen kam auf ihrem Pony, dann legten die Weiber wohl Decken auf die Erde, damit sie bequem sitze, die Männer spielten ihr ihre besten Weisen vor, Sarolta, die Zigeunermutter, von der man sagte, daß sie zaubern und wahrsagen könne, gab ihr manchen guten Rath und kochte ihr Kräuterthee für die Mutter, die an Gicht litt, und ihr vierzehnjähriger Großsohn Geisa, wildschön wie es eben nur ein Juhasbursch sein kann, fütterte ihr Pony, suchte ihr Waldbeeren und sagte ihr, daß er sie anbete.

Mutter Sarolta war es auch, die allein es wußte, daß Maria liebte, liebte mit dem ganzen Ungestüm ihres Stammes und daß diese Liebe ihr Verderben sein werde, wenn sie die Kraft nicht fände, von ihr zu lassen.

Aber Maria fand die Kraft nicht.

Er, Baron Barmer, der hübsche, junge Husarenoffizier, der so stolz aussah wie ein Fürst und so treu wie ein Kosak, wollte sie zu seinem Weibe machen, sie, das Bauernmädchen, in der weißgetünchten Stube ihres Vaterhauses und im Walde aufgewachsen, sie, die nichts besaß als ihr hübsches Gesicht und ihren ehrlichen Namen.

Daß die Liebe nicht allein die Macht in Händen habe, die Welt zu regieren, daß sie nicht gekränkt, nicht beschränkt, nicht versteckt werden dürfe, daß sie frei leben müsse, um bestehen und gedeihen zu können, das bedachten Maria und Alfred nicht und nur eine war da, die das für sie bedachte — Mutter Sarolta nämlich. Aber was nützten ihre Worte den armen, jungen, irrenden Menschenkindern.

So kam denn jener unselige Tag, an dem nur einer Verstand hatte, der schlichte Bauer Nikolas Samögyi, an dem er weder Alfred hörte, der hoch und theuer gelobte, Maria, falls er sie zum Weibe erhielte, glücklich zu machen und in Ehren zu halten sein ganzes Leben lang, an dem er aber auch seiner Tochter Thränen nicht sah und mit einem eisernen „Nein“ ihr heißes Flehen zurückwies.

Und jener andere folgte, jener trübe Novembertag, an dem, Gott verzeih es ihr, Maria heimlich das Vaterhaus verließ und dem Geliebten in die düstere kleine Kirche eines entlegenen Dorfes folgte, wo ein Geistlicher sie vereinte fürs Leben.

Wie ward es Maria so bang, als sie des Priesters Worte hörte, die hohl und dumpf von den leeren Wänden wiederhallten. Der Wind spielte unheimliche Lieder im Glockenthurm, rüttelte an den morschen Fensterrahmen und ließ die Kerzen flattern.

Und Alfred? Er hörte nicht viel von dem, was der Geistliche sprach, wie ein Träumender stand er da. Erst als Marias braune harte Finger eiskalt in seiner weißen fieberheißen Hand lagen, besann er sich auf sich selbst.

Die Feier war beendet, Alfred raffte sich auf, bereit, den Kampf aufzunehmen, den er selbst heraufbeschworen. Und wer sagte denn, daß es ein Kampf sein werde? Die Aufregung und die schlechte Luft hatten ihn nervös gemacht. Schnell führte er Maria hinaus, Maria, welche die Sonntagskleider eines magyarischen Bauernmädchens trug und nun eine Baronin Barmer war.

(Fortsetzung folgt.)

Häuslichkeit.

Wenn ich ein junges Mädchen wär',
Mein Erstes wäre das:
Ich nähme Strickbaumwolle her
Und strickt ohn' Unterlaß.
Ich ließe das Pianospiel,
Das nur ist Ohrentrug,
Geklimpert wird ja viel zu viel,
Gestrickt doch nie genug.

Wenn ich ein junges Mädchen wär',
Mein Zweites wäre das:
Ich controlirte etwas mehr
Die Wäscherin am Faß.
Ich stellte, wenn die Waschzeit ist,
Romanlectüre ein;
Mit spannenden Romanen liest
Man nicht die Wäsche rein.

Wenn ich ein junges Mädchen wär',
Mein Liebstes wäre das:
Ich ging zur Köchin in die Lehr'
Und kochte selber 'was!
Der Hausfrau ziemt es sicherlich,
Wenn sie gut kochen kann.
Und könnt' ich dies, bekäme ich
Auch sicher einen Mann.

Wir bitten um Indemnität dafür, daß der „Hausfrau" heute nur eine Seite gewidmet ist, die Berichte der vielfachen Bundesversammlungen konnten nur dadurch im „Landwirth" Platz finden, daß die Hausfrau sich, wie das ja immer in der Welt ist, in selbstloser Weise aufopferte.

Die Redaction.

Aus Schlesien.

Jahressitzung des Centralcollegiums.

Nachtrag zur Tagesordnung für die am 25. Febr., Vorm. 10 Uhr, im hiesigen Ständehause beginnende ord. Jahressitzung des Centralcolleg.

25. **Eisenbahnfrachtsätze für Futter- und Düngemittel.** Verein Frankenstein beantragt: „Centralcollegium wolle den Vorstand ersuchen, an maßgebender Stelle darauf hinzuwirken, daß in den Eisenbahngütertarif nachstehende Ausnahmebestimmung im Interesse der heimischen Landwirthschaft Aufnahme finden möge:

Für die Beförderung von Futtermitteln, künstlichen Düngemittel und Saatgetreide aller Art, welche in Säcken verpackt, von Landwirthen (nach ortsbehördlicher Bescheinigung) ausschließl. für den eigenen Wirthschaftsgebrauch bezogen werden, ist auch schon bei Quantitäten von mindestens 1000 (allenfalls 2000) kg der Tarif zu Grunde zu legen, wie er zur Zeit erst in dem Falle gewährt wird, wenn „ganze Waggonladungen" zum Bezuge bezw. zur Beförderung gelangen."

Begründung. Erfahrungsgemäß und unschwer nachweisbar sind nur wenig Landwirthe in der Lage, von oben bezeichneten landw. Bedarfsartikeln ganze Eisenbahnladungen zu beziehen. Von dem bestehenden Gunsttarif werden also auch nur wenig Landwirthe im Verhältniß zu den vielen in Frage kommenden Gebrauch machen und eine Minderheit den Vortheil direkten Bezuges genießen können; das Gros wird bez. dieser gangbarsten aller Bedarfartikel in landw. Betrieben dem vertheuernden Zwischenhandel verfallen bleiben. Ja selbst in Kreisen, wo Vereine zum gemeinschaftlichen Bezuge derselben existiren, wird immer nur eine kleine Anzahl von Mitgliedern thatsächlich von dem corporativen Einkaufswege Gebrauch machen, weil über den richtigen Zeitpunkt derartiger Ankäufe stets verschiedene Meinungen vorhanden sein werden. Bei Saatgetreide sind aus wirthschaftlichen Gründen gemeinschaftliche Bezüge so gut wie ausgeschlossen. Aber grade für Saatgetreide wäre ein billigerer Frachtsatz bei kleineren Quantitäten von der größten Bedeutung, weil bei den gegenwärtigen landw. Calamitäten vermehrter Samenwechsel erforderlich, ja fast nöthig erscheint.

Uebrigens dürfte die Staatseisenbahn-Verwaltung bei Einführung der erstrebten Ausnahme-Tarife und trotz derselben durchaus keinen Verlust erleiden; im Gegentheil, sie würde durch den dann bestimmt zu erwartenden gesteigerten Frachtverkehr in diesen viel begehrten Wirthschaftsartikeln — insbesondere in Saatgetreide! — die Fracht-Einnahmen gesteigert sehen. In eisenbahntechnischer Beziehung soll hierzu nicht unerwähnt bleiben, daß die Güterwagen bei der gedachten Verpackung jener Artikel doch immer voll und ganz ausgenützt werden können, weil sie — mindestens doch mit Bezug auf Saatgetreide und Futtermittel — ohne alle Bedenken eine Verbindung mit anderen Stückgütern zuläßt.

26. **Teichwirthschaftliche Versuchsstation zu Trachenberg.**

Der Schlesische Fischerei-Verein beantragt:

„Centralcollegium wolle als Beihülfe zu der in diesem Jahre in Trachenberg zu gründenden teichwirthschaftlichen Versuchsstation auf fünf Jahre eine jährliche Beihülfe von 600 Mk. bewilligen."

Begründung:

Zu den lohnendsten landwirthschaftlichen Nebengewerben kann in Schlesien die Fischzucht gehören. Es ist daher den Landwirthen zu empfehlen, diesem Zweige eine größere Beachtung und Sorgfalt, als bisher, zuzuwenden. — Seit etwa 10 Jahren sind neue, rationelle teichwirthschaftliche Methoden an mehreren Orten eingeführt worden, und heute ist Schlesien derjenige Gau in Deutschland, welcher die meisten und bestbewirthschafteten Teiche aufweisen kann. Vieles bleibt aber auch bei uns noch zu thun übrig. Zunächst giebt es noch Teiche genug, die — nach den alten, unrationellen Methoden bewirthschaftet, — nichts einbringen und deren Besitzern nur zum Aergerniß gereichen. Ferner sind noch viele ertragslose, wüste Ländereien vorhanden und ebenso ein in schlechtes Ackerland oder sauere Wiesen umgewandeltes Land, das der Teichwirthschaft wieder zugeführt werden sollte. Endlich sind aber auch die neuen rationellen, teichwirthschaftlichen Methoden in vieler Beziehung einer Verbesserung fähig, zuweilen sogar sehr bedürftig. Auch die neuere Teichwirthaft ist immer noch eine extensive; eine intensive kann sie erst werden, wenn eine auf viele und sorgfältige, streng wissenschaftliche Versuche und Untersuchungen gestützte Grundlage vorhanden sein wird. Eine solche zu schaffen, wird der Schlesische Fischerei-Verein sich angelegen sein lassen, und zwar, indem er als der erste, eine teichwirthschaftliche Versuchs- und Beobachtungsstation, verbunden mit Lehrcursen in der Fischzucht und Teichwirthschaft ins Leben ruft. Dieselbe soll im Frühjahr d. J. in Trachenberg errichtet und unter die Leitung des Schriftführers des Schlesischen Fischerei-Vereins, des Herrn Dr. Walter, gestellt werden. — Se. Durchlaucht der Fürst Hatzfeldt hat Areal und Anlage von 20 kleinen Versuchsteichen, die Errichtung eines Arbeitshauses und eine pecuniäre Beihülfe zugesagt. Ebenso haben der Minister für Landwirthschaft und der Schlesische Fischerei-Verein Subventionen in Aussicht gestellt.

Der Arbeitsplan der Station ist folgender:

1. Es soll das Demonstrationsmaterial für eine innerhalb der nächsten Jahre zu gründende teichwirthschaftliche Lehranstalt gesammelt werden, die jährlich zwei vierwöchentliche Curse abhalten wird.

2. Es sollen sorgfältige praktische Versuche zur Hebung des Fischertrages in den Teichen angestellt werden, und zwar:

a) Versuche mit Erzeugung der natürlichen Fischnahrung mittels Düngung und Beackerung des Bodens und Düngung des Wassers;

b) Versuche mit directer Fütterung.

3. Es sollen Beobachtungen und Untersuchungen über die naturwissenschaftliche Basis der Teichwirthschaft angestellt werden.

In erster Linie sind hier zu berücksichtigen:

a) die natürliche Nahrung der Nutzfische;

b) die natürlichen Feinde der Nutzfische;

c) die Krankheiten der Nutzfische.

Berichterstatter: Herr Graf Fred von Frankenberg-Tillowitz.

27. **Branntweinsteuergesetz.**

Verein Groß-Strehlitz beantragt:

„Centralcollegium wolle beschließen, bei dem hohen Bundesrath und Reichstag dahin vorstellig zu werden, daß bei Erlaß eines neuen Branntweinsteuergesetzes eine Bestimmung in das Gesetz aufgenommen wird, wonach behufs gerechterer Vertheilung des Contingents eine Neucontingentirung sämmtlicher Brennereien, und zwar unter besserer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Brennereien gegenüber den gewerblichen, und unter Anwendung einheitlicher wirthschaftlicher Grundsätze für erstere, sowie unter Mitwirkung von Sachverständigen, wie solche bisher schon thätig waren, zu erfolgen hat."

Berichterstatter: Herr Rittergutsbesitzer Madelung-Sacrau.

28. **Königliche Kreiskassen.**

Verein Sagan-Sprottau beantragt:

„Centralcollegium wolle beschließen, den Vorstand zu ersuchen, an maßgebender Stelle dahin vorstellig zu werden, daß von einer Aufhebung der Königlichen Kreiskassen in einer Anzahl kleinerer Städte definitiv Abstand genommen werde."

Berichterstatter: Major a. D. Graf von Stosch-Hartau.

Schlesischer Fischereiverein.

Mittwoch den 27. Februar findet im großen Saale der Chr. Hansenschen Weinhandlung, Schweidnitzerstraße 16/18, die erste diesjährige **Hauptversammlung** des Schlesischen Fischereivereins, Vormittags 10½ Uhr statt. Tagesordnung: Geschäftliche Mittheilungen durch den Vorsitzenden. — Aufnahme neuer Mitglieder. — Vortrag der Vereinsrechnung durch die beiden Rechnungsrevisoren Herrn Reg.-Rath Frank-Breslau, Herrn Generalsecretär Dr. Kutzleb-Breslau. Die Referenten werden beantragen: „Hauptversammlung wolle dem früheren Schatzmeister und Schriftführer des Vereins, Herrn Freiherrn W. von Gaertner für die Rechnung des Jahres 1893 Entlastung ertheilen". — Wahlen des Schatzmeisters, des Schriftführers, von drei Delegirten zu den Sitzungen des Centralvereins, von zwei Revisoren der Jahresrechnung pro 1895. — Berathung und Feststellung des Haushaltungsplans pro 1895. — Geschäftsbericht des Schriftführers. — Ueber die Möglichkeit einer biologischen Bonitirung von Teichen (mit Demonstrationen). Referent Herr Dr. E. Walter. Der Vortrag handelt über die natürliche Fischnahrung in Teichen und über eine Methode der Messung dieser natürlichen Nahrung. Discussion und Anfragen sind besonders erwünscht. — Freie Besprechungen.

Die Rothviehzucht im Kreise Neisse.

Die im Kreise Neisse vom Jahre 1889 ab von den Rusticalen betriebene Rothviehzucht, welche durch die Errichtung von Stierhaltungsgenossenschaften wesentlich gefördert worden ist, hat sich im Jahre 1894 weiter entwickelt. Die im Vorjahre bestehenden Genossenschaften sind bis auf eine, welche sich inzwischen aufgelöst hat, ihrer Aufgabe, zur Verbesserung der bäuerlichen Rindviehzucht beizutragen, treu geblieben. Es werden in diesen Genossenschaften, wie bisher, nur Rothviehstiere, welche entweder den Stammherden entnommen waren oder aus den besseren Zuchten anderer Genossenschaften stammen, zur Fortzucht benutzt und nach Möglichkeit diesen Stieren nur die besten, in erster Reihe rothen Kühe zugeführt. Diejenigen Mitglieder der Neisser Genossenschaften, welche bei der Fortzüchtung immer auf eine geeignete Auswahl der zu paarenden Thiere ihr Augenmerk gerichtet hatten, haben auch jetzt im Laufe der Zeit einen recht guten Rothviehstamm herangezüchtet und können jetzt schon einzelne recht gute Thiere zu Zuchtzwecken abgeben. Aus den Ställen der Genossen verschwinden jetzt mehr und mehr die „Schwarzschecken", es findet, wenn auch langsam, ein Ausgleich in der Haarfarbe und den Körperformen statt; in vielen Ställen, wo früher der „Mischmasch" vorherrschend war, wird jetzt nur Rothvieh angetroffen, nachdem die alten Kühe anderer Racen und Kreuzungsproducte ausgemerzt worden sind.

Zur Zeit bestehen im Verbande der Stierhaltungsgenossenschaften des Kreises Neisse 16 Genossenschaften, von denen eine sich im Grottkauer Kreis befindet. Diese Genossenschaften haben ihren Sitz in den Orten Niemertsheide, Poln.-Wette, Grunau, Neunz, Kaundorf, Lindewiese, Oppersdorf, Wiesau, Köppering, Dürr-Kamitz, Winsdorf, Langendorf, Woitz, Bischofswalde, Heinzendorf und Mogwitz. Im abgelaufenen Jahr beschäftigten sich 418 Landwirthe mit der Zucht des „Schlesischen Rothviehs"; es werden für 16 Stiere 1229 Kühe pro Jahr angemeldet und vom 10. December 1893 bis 10. December 1894 1106 Kühe gedeckt. Da in einigen Genossenschaften zeitweilig Sprungstiere fehlten oder Stiere einige Zeit vor dem Verkauf nicht benutzt werden konnten, werden nicht alle angemeldeten Kühe zur Zucht verwendet.

Die aufgestellten Stiere wurden aus den Stammherden des Frankenstein-Münsterberger und Nimptscher Kreises, so weit sie nicht Züchtungen der Genossenschaften waren, bezogen. Da in den Stammherden oft ein Mangel an sprungfähigen Stieren vorhanden war, mußten einige Genossenschaften ihren Bedarf aus anderen Ställen decken. Besonders hervorheben wollen wir, daß im vergangenen Jahr vielfach Verkäufe von Zuchtstieren an andere Genossenschaften außerhalb des Verbandes und an einzelne Landwirthe stattgefunden haben. Die Nachfrage nach jungen Stieren war zeitweilig größer als das Angebot. Gegenwärtig sind aber wieder einzelne Genossenschaften in der Lage, Sprungstiere abgeben zu können. (Anfragen sind an den Director Strauch-Neisse zu richten.) Klagen über geringwerthige Nachzucht, wie sie vereinzelt in den ersten Jahren laut wurden, sind jetzt nirgends geführt worden, man spricht sich sogar sehr befriedigend über die Züchtung aus.

Wie aus der nachfolgenden Tabelle ersichtlich ist, werden die Genossenschaftstiere meist sehr in Anspruch genommen; den Stationen zu Lindewiese, Grunau und Oppersdorf wurden je über 100 Kühe zugeführt. Es sind nicht nur Kühe von Genossen zur Rothviehzüchtung verwendet worden, sondern es sind auch Thiere von Nichtmitgliedern, die aber ein doppeltes Sprunggeld zu entrichten haben, von Stationsthieren gedeckt worden. Die besseren Kuhkälber wurden entweder selbst zur Zucht benützt oder an andere Landwirthe zur Aufzucht verkauft. Männliche und weibliche Nachkommen der Genossenschaftstiere befinden sich daher in fast allen Orten des Kreises, auch von Landwirthen des Leobschützer Kreises sind schon Zuchtstiere angekauft worden.

Nachstehende Tabelle giebt über die Thätigkeit der einzelnen Genossenschaften, über die Zahl der Mitglieder und die Zahl der gekörten Kühe 2c. weitere Auskunft.

Sitz der Genossenschaft	Zahl der Genossen	Zahl d. angemeld. Kühe	Vom 10. Dec. 1893 b. 10. Dec. 94 gedeckt	Alter der Bullen
1. Niemertsheide	12	61	46	2 J. 8 M.
2. Lindewiese	37	94	110	3 " 6 "
3. Wiesau	52	98	82	3 " 0 "
4. Neunz	16	58	58	2 " 0 "
5. Heinzendorf	19	74	21	2 " 1 "
6. Kaundorf	21	74	64	3 " 0 "
7. Dürr-Kamitz	17	80	63	2 " 0 "
8. Langendorf	26	77	54	2 J. 3 M.
9. Bischofswalde	26	67	69	1 " 9 "
10. Grunau	30	93	122	2 " 6 "
11. Woitz	24	58	55	3 " 0 "
12. Köppering	34	202	119	3 " 0 "
13. Oppersdorf	30	65	70	3 " 1 "
14. Poln.-Wette	28	89	68	2 " 5 "
15. Winsdorf	20	60	37	(?)
16. Mogwitz	26	73	63	3 " 0 "

S. **Neisse-Grottkau,** 15. Februar. [**Vereinsbericht.**] Nach Erledigung der eingegangenen Schriftstücke, Annahme der bekannten Petitionen um Einbringung eines neuen Zuckersteuergesetzes, Wiedereinführung der Staffeltarife 2c. erhielt Herr Landwirthschaftslehrer Klocke das Wort zu einem höchst interessanten Experimentalvortrag über „Die Vorgänge bei der Ernährung der Pflanzen". Der Vortragende wußte durch seine Ausführungen, welche die neuesten Resultate der pflanzenphysiologischen Forschungen enthielten, die zahlreiche Versammlung in dankenswerthester Weise anzuregen und zu belehren. Der lebhafte Beifall aller Anwesenden legte Zeugniß ab, daß Herr Klocke durch Form und Inhalt seiner Gabe die allseitigste Anerkennung gefunden hat. — Nach Schluß der Sitzung fand ein gemeinsames Essen statt.

Leobschütz, 18. Febr. [**Vereinssitzung.**] Am 16. Februar hielt der Leobschützer Kreisverein unter dem Vorsitz des Herrn Kreisdeputirten Spiller-Leisnitz eine Versammlung ab. Nach Erledigung der bekannten Petitionen (Siehe Nr. 15 des „Landwirth") erhielt Herr Rentier Luft das Wort zu seinem Vortrage „über die Bedeutung der Doppelwährung für die Landwirthschaft". Der Vortrag fand großen Beifall. Hierauf wurde Herr Kreisthierarzt Knauff als Mitglied in die Stutenschaucommission gewählt. Zur Entlastung des Herrn Vorsitzenden wurde als Decernent für die Bullenstationen des Vereins Herr Stadtrath Böhm gewählt. Sämmtliche Zuschriften, betreffend die Bullenstationen sind nunmehr an Herrn Stadtrath Böhm in Leobschütz zu richten.

Fragen und Antworten.

(Weitere Anfragen und Antworten von allgemeinem Interesse sind ans dem Leserkreise stets erwünscht. Die Einsendungen von Anfragen, deren Abdruck ohne Namensnennung und unentgeltlich erfolgt, müssen von der Erklärung begleitet sein, daß der Fragesteller Abonnent des „Landwirth" ist. Anonyme Einsendungen finden keine Berücksichtigung.)

Fragen.

32. **Rothkleeeinsaat in gedrillte Winterung.** Ist es rathsam und praktisch, Rothklee in gedrillte Wintersaaten auf mittelstarkem, nicht zusammenfließendem (lockerem) Boden zu drillen; sind zu dieser Saat besondere Auswurfräder nöthig (zu feinen Sämereien); wie viel Klee incl. Gras sind pro Morgen nöthig; kann man den gleichzeitig mit Gras zusammengemischten Klee aussäen; soll die Reihenentfernung dicht oder breit sein; wie und wann ist es rathsam die Saat auszusäen? V.

33. **Feldeinrichtung.** Auf einem 400 Morgen großen Vorwerk von mittelstarkem Boden, welches seit 3 Jahren intensiv bewirthschaftet wird, auf welchem 40 Kühe das ganze Jahr im Stall stehen (Milch zur Molkerei geliefert), 12 Arbeitspferde, 50 Schweine gehalten werden, habe ich nachstehende Fruchtfolge, welche ich aber für fehlerhaft halte, vorgefunden; in Folge der in der Zukunft vorhergesehenen niedrigen Zuckerrübenpreise und in Folge des vorausgesetzten Strohmangels, welcher bei dieser Fruchtfolge immer stattfinden muß, beabsichtige ich, dieselbe zu ändern. Bitte gef. die hochgeehrten Fachgenossen, nachstehende projektirte Fruchtfolge zu kritisiren oder eine andere mehr zutreffende angeben zu wollen. Erwähne dabei daß auch meine projektirte Fruchtfolge fehlerhaft sein kann, doch finde ich bei 7 Schlägen à 57 Morgen keinen anderen Ausweg. Bisherige Fruchtfolge: 1. Klee 1jährig, 2. Winterung Stalld., 3. Winterung Superph., 4. Zuckerrüben Stalld., 5. Zuckerrüben und Kartoffeln, 6. Gemenge Stalld., 7. Winterung Superph. — Projektirte Fruchtfolge: 1. Klee 1jährig, 2. Winterung Stalld., 3. Zuckerrüben künstl. Düng., 4. Gemenge Stalld., 5. ½ Weizen ½ Roggen, 6. ½ Roggen ½ Kartoffeln Stalld., 7. ½ Gerste Stalldg. ½ Hafer künstl. Düng. G.

Marktberichte.

Preise der Cerealien zu Breslau vom 19. Februar 1895.

Festsetzung der städtischen Markt-Notirungs-Commission.

	gute		mittlere		geringe Waare.	
	höchst.	niedr.	höchst.	niedr.	höchst.	niedr.
	M ₰	M ₰	M ₰	M ₰	M ₰	M ₰
Weizen, weißer	13 80	13 50	13 30	12 80	12 50	13 —
dito gelber	13 70	13 30	13 10	12 60	12 30	11 90
Roggen	11 20	11 10	11 —	10 90	10 80	10 60
Gerste	13 80	13 —	12 —	10 50	9 70	8 50
Hafer	11 30	11 —	10 60	10 40	10 10	9 80
Erbsen	13 50	12 50	12 —	11 50	11 —	9 50

20. Februar						21. Februar					
13 80	13 50	13 30	12 80	12 50	12 —	13 80	13 50	13 30	12 80	12 50	12 —
13 70	13 40	13 20	12 70	12 40	12 90	13 70	13 40	13 20	12 70	12 40	11 90
11 20	11 10	11 —	10 90	10 80	10 60	11 10	11 —	10 90	10 80	10 70	10 50
13 80	13 —	12 —	10 50	9 10	8 50	13 80	13 —	12 —	10 50	9 70	8 50
11 30	11 —	10 60	10 40	10 10	9 80	11 30	11 —	10 60	10 40	10 10	9 80
13 50	12 50	12 —	11 50	11 —	9 50	13 50	12 50	12 —	11 50	11 —	9 50

Festsetzungen der Handelskammer-Commission.

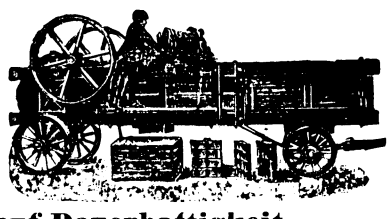
per 100 Kilogramm	feine		mittlere		ger. Waare	
Raps	18	20	17	60	16	60
Winterrübsen	17	70	17	—	16	70
Sommerrübsen	—	—	—	—	—	—
Dotter	—	—	—	—	—	—
Schlaglein	—	—	—	—	—	—
Hanfsaat	—	—	—	—	—	—

Telegraphische Depeschen des „Landwirth".

(T. D.) **Stettin,** 21. Februar. [**Productenbörse.**] Weizen per 1000 Kilo. Fester. April-Mai 137,00. Mai-Juni 138,00. — Roggen per 1000 Kilogr. Behauptet. April-Mai 116,50. Mai-Juni 117,25 — Spiritus per 10 000 Liter-pCt. Loco mit 50 Mark verst. —,—. Loco mit 70 Mark verst. 31,40. Februar —,—. April-Mai —,—.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Herm. Laass & Co.,
Maschinenfabrik und Eisengiesserei,
Magdeburg-Neustadt.
Specialabtheilung für den Bau von
Heu- und Stroh-pressen
allerersten Ranges
zum Dampf-, Göpel- und Handbetrieb,



unübertroffen in Bezug auf Dauerhaftigkeit, Leistungsfähigkeit und vollkommenste Bauart.
Eigenes Deutsches Fabrikat in verschiedenen Constructionen.
Tägliche Leistung 300—500 Ctr. Gewicht pro Ballen 1—2 Ctr.
Die Strohpressen zum Dampfbetrieb können an die Dampfdreschmaschine angehängt und durch eine 8- oder 10pferdige Lokomobile zusammen betrieben werden. [252—5
Beschreibungen und Preislisten stehen zu Diensten.

Großes, intensiv bewirthschaftetes Rübengut sucht einen intelligenten, pflichtgetreuen **Assistenten,** der als solcher einige Jahre in renommirten Wirthschaften thätig war u. seine Befähig. durch beste Zeugn. nachweisen kann. Nur solche wollen sich unt. Ang. der Confess., der absolv. Schulen u. Gehaltsanspr. u. **W. 18** Exped. d. „Landw." melden.

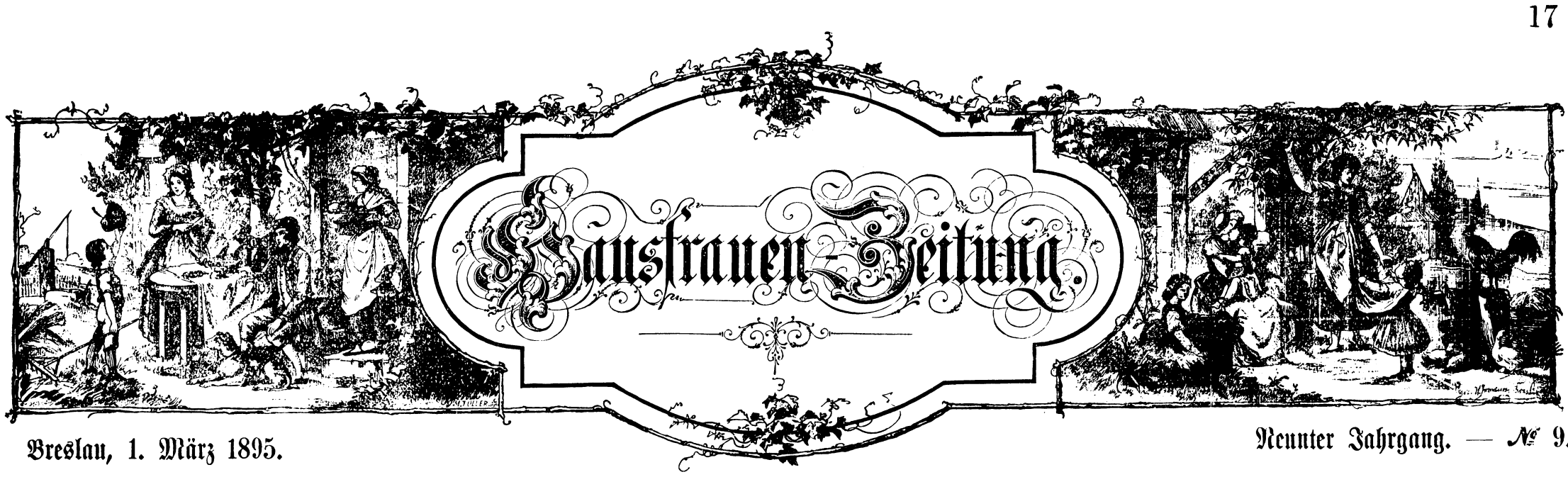
Herrschaft Schräbsdorf, Kreis Frankenstein in Schles., offerirt **seidefreien**
Schlesischen Rothklee.

Die Fürstliche Domaine Klein-Peterwitz bei Prausnitz verkauft aus ihrer ausgesucht schönen Ostfriesischen Stammheerde im Mutterleibe importirte rothscheckige Bullen-Kälber. [258—60

Alle Pflanzen
zur Anlage von Forsten und Hecken 2c. (viele Erlen u. Kiefern) sehr schön und billig, Preisverzeichniß kostenfrei empfehlen [x
J. Heins' Söhne, Halstenbek (Holstein).

Anbei eine Sonder-Beilage der Verlagsbuchhandlung von Paul Parey, Berlin, betreffend Forst- und Jagdlitteratur.

Im Verlage von **Wilh. Gottl. Korn** in **Breslau** ist erschienen:
Wirthschafts-Kalender
für
den schlesischen Landwirth
1895
nebst Beilage:
Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens für das Wirthschaftsjahr.
2. Jahrgang.
Herausgegeben vom landwirthschaftlichen Centralverein für Schlesien.
Unter Mitwirkung von Gutsbesitzer **Buhl**-Frömsdorf, Gutsbesitzer **Grützner**-Reinschdorf, Gutsbesitzer **Kromeier**-Opperau, Generalsekretär Dr. **Kutzleb**-Breslau, Oekonomierath **Rieger**-Breslau, Dr. **Scheffler**-Breslau, Rittergutsbesitzer **Scheller**-Borganie, Gutsbesitzer **Seidel**-Sarnau, Winterschuldirektor **Strauch**-Neisse, Rittergutsbesitzer **von Wallenberg-Pachaly**-Schmolz,
bearbeitet von
Professor **Dr. Wohltmann.**
Inhalt: I. Theil: Kalender und Kassabuch.
II. " Wirthschaftsregister.
III. " Inventur und Vermögensnachweis.
Dauerhaft gebunden mit Molesquinrücken und Tasche.
Preis einzeln 1,30 Mk. (in Partien billiger).



Breslau, 1. März 1895. Neunter Jahrgang. — № 9.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

III.

In der Nähe seiner Garnison hatte Alfred ein Häuschen gemiethet und es mit Liebe, Geschmack und bescheidenem Luxus ausgestattet. Dort wohnte Maria.

So oft es seine Zeit erlaubte, ritt er, die Neckereien seiner Kameraden nicht achtend, zu ihr hinaus, bemühte sich, ihr die Sitten seiner Welt beizubringen, ihr fremde Sprachen und noch manches andere zu lehren und fand an ihr eine fleißige, hingebende, jedoch eine schwerlernende Schülerin.

Ob sie glücklich sei, fragte sich Maria, indem sie in ihren hübschen kleinen Räumen scheu um sich blickte und sich die erdenklichste Mühe gab, ihre Lection zu lernen. Sie wußte nicht, ob sie glücklich sei, wußte nur, daß ihr Herz immer heftig schlug, wenn er auf seinem schönen Pferde in das Gartenthor einbog, und daß sie jedesmal einen schneidenden Schmerz empfand, wenn er Abschied nahm und sie allein in dem einsamen Häuschen ließ, in dem die eigentlichen Besitzer, ein kinderloses Ehepaar, das ihre Bedienung übernommen hatte, einige Souterrainzimmer bewohnte und für die Sicherheit sorgte.

Sah er in Maria's Augen, so war er gewiß, daß er sie liebte, und daß er mit Niemand auf der Welt tauschen möchte; war er aber fern von ihr, so beschlich ihn wieder jenes eigenthümliche Gefühl der Angst und der Reue, das ihm am Altar fast die Besinnung geraubt hatte.

Es verdroß ihn einigermaßen, daß er bei ihrer Erziehung auf Schwierigkeiten stieß, an die er vorher nicht gedacht hatte. Daß sie auch noch gar nicht zu werden begann, wie die Frauen seiner Welt! Ein Jahr, hatte er gemeint, werde ausreichen, um sie für seine Sphären heranzubilden. Nach Ablauf dieser Frist wollte er mit ihr hervortreten und er war gewiß gewesen, daß man sie schön und eigenartig finden, ja ihn wohl gar um sein Glück beneiden werde.

Schon war über ein halbes Jahr verflossen und Maria hatte an Urwüchsigkeit und Unwissenheit noch wenig eingebüßt, aber die Unbefangenheit, die sie so gut kleidete, hatte sie verloren und ihre Liebe zu Alfred war mit Furcht und einem immer stärker werdenden Groll gegen seine Welt untermischt.

Und als er dann eines Tages nach kurzem herzlichen Abschied von ihr, auf ein paar Tage, wie er sagte, nach dem Salzkammergut zur Gemsjagd reiste, da schleppten sich ihr die Stunden langsamer denn je dahin und die Sehnsucht nach dem verlassenen Vaterhaus ließ ihr keine Ruhe.

Wochen zogen ins Land, Alfred schrieb nicht, kehrte auch nicht zurück. Maria verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihm und vor Angst und Sorge; sie weinte, bis ihre Thränen versiegt waren, und hörte Frau Irrensky's, ihrer Hauswirthin, spitzige Redensarten über die Unzuverlässigkeit junger Herren schweigend an. Sie wußte, daß sie ihn verloren habe, und glaubte doch an ihn, wußte, daß er ihr Verderben war, und liebte ihn dennoch.

Es wurde Spätherbst. Der Wind peitschte kahle Weinranken gegen die Scheiben, die Maria's Kämmerchen erhellten. Es regnete nicht, aber es tropfte beständig von den Aesten und Dachrinnen und die Welt war mit einem grauen Wolkenzelt überspannt.

Maria lag in Betten, die blau gewürfelte Leinwand überzog. Die hübschen Möbel waren aus ihrem Zimmer verschwunden, einfaches Geräth füllte es nothdürftig aus. — In einem Kasten, nah ihrem Bette, sah aus dicken Kissen ein winziger Kinderkopf hervor.

„Die Kleine schläft“, sagte Frau Irrensky, die ins Zimmer getreten war.

Maria seufzte, drehte den Kopf der Wand zu und schloß die Augen.

„Nun, seien Sie nur nicht so traurig“, fuhr die Frau fort, „jedenfalls müssen Sie erst ganz gesund wieder sein, ehe wir Sie fortlassen. Aber verdenken können Sie es uns nicht, daß wir Ihnen kündigten und zum Ersatz für das Miethsgeld, das wir nicht erhielten, die Möbel verkauften. Wir haben wenig genug dafür bekommen. — Wenn wir nur den Namen von . . . von . . . dem jungen Herrn wüßten! Nur auf sein ehrliches Gesicht haben wir vertraut, wir und Sie, und nun hat er uns schändlich zum Besten gehabt. Sie wissen ja seinen Namen und wissen, woher er ist Warum forschen Sie ihm nicht nach?“

Maria stöhnte und die Alte ging brummend hinaus. Sie hatte wohl Mitleid mit dem verlassenen jungen Geschöpf, aber helfen konnte sie nicht. Ihre Hausbewohnerin büßte den begangenen Fehltritt, daß es ihr übel gehen werde, hätte ihr jeder vernünftige Mensch voraussagen können.

Während die Dämmerung zunahm, das Kind weiter schlief und Maria dalag, versunken in dumpfem Schmerz, trieb der Wind ein schmutziges Zeitungsblatt, das dem darauf befindlichen Datum nach schon einige Wochen alt sein mußte, an ihrem Hause vorbei. In dem Blatte stand: „Wir entnehmen der S.-Zeitung, daß Baron Alfred Barmer, Lieutenant im X.-Husarenregiment, auf folgende traurige Weise um's Leben kam.

„Von der Gemsjagd, der er mit seinem Freunde, dem Grafen Augsheim, auf dem Watzmann oblag, heimkehrend, fuhr er, selbst die Zügel führend, durch Salzburg. Am Gisela-Kai kommt ihm ein mit Fremden besetzter Landauer, dessen Pferde flüchtig sind, entgegen. Die mit Fuhrwerken und Fußgängern eng besetzte Straße macht ein Ausbiegen unmöglich. Die Pferde rennen in einander, einer der das Jagdbreak ziehenden Füchse, von fremder Deichsel in die Brust gestoßen, stürzt todt zu Boden. Baron Barmer ward vom Bock geschleudert und erhielt eine schwere Kopfwunde. Nach wenigen Stunden machte der Tod seinem hoffnungsvollen Leben ein Ende. Seine Leiche wurde nach Dönkirch, dem Gute seines Bruders in Norddeutschland, überführt. Weit und breit erregt der bedauerliche Unfall die regste Theilnahme.“

IV.

Weiter, wetter, nur noch eine kleine Strecke — so, nun ist des Vaters Haus erreicht. O, wie kalt war's, wie schrie das Kind und wie schwer war's. Im Kopf ists ihr wirr und im Herzen todtbange. Warum war die Liebe so mächtig, warum war sie so falsch? Nein, sie war nicht falsch und Alfred auch nicht. Er wird wiederkommen, gewiß, nur Geduld —

Ja Geduld! Das Dorf liegt hinter ihr, hinter ihr das Vaterhaus mit seiner weißgetünchten Stube, aus der das Glück verschwunden war mit ihr. Noch hörte sie des Vaters Worte: „Ich kenne die Landstreicherin nicht! Geh — geh zu dem, um deswillen Du Sünde und Schande auf Dich ludest.“

Sie ging ja schon, aber wohin nun?

So furchtbar hatte sie sich die Heimkehr doch nicht gedacht. Wo mochte denn nur die Mutter sein? Ihr Platz war leer. Und wie alt sah der Vater aus, wie geschwollen waren die Adern auf seiner Stirn, wie heiß flammte die Röthe über sein Gesicht! War sie denn das, was er sie nannte: eine Landstreicherin? Sie blieb stehen, sie besann sich. Eine Baronin Barmer war sie, und unheimlich auflachend irrte sie weiter.

Alles, was sie erlebt hatte, wirbelte in bunten Bildern durch ihr krankes Hirn und zwischen all den Schrecknissen sah sie Alfred, strahlend und schön, wie er vor einem Jahre war, und er flüsterte ihr zu: „Komm mit, wir wollen glücklich sein!“

„Nein, ich will nicht, geh, geh!“ rief sie und ihre Stimme drang durch die kahlen Bäume hindurch tief in den Wald hinein. Sie floh vor ihm, aber er kam ihr nach auf schnellem Pferde. Auch Andere verfolgten sie, deutlich hörte sie Schritte. Sie sah sich um — o Gott, was war das? Dicht hinter ihr gewahrte sie eine Gestalt im langen weißen Gewande. Sie trug ein Licht in der einen, weißgelbe Blumen in der anderen Hand. „O Mutter, Mutter!“ schrie sie. Da wehte ein Windstoß das Licht aus und die Gestalt verschwand. Sie athmete auf. Sie lauschte, aber sie hörte nichts als das Wimmern des Kindes in ihren Armen. Dann schlug sie rechts einen Fußweg ein, den die Dunkelheit fast unkenntlich machte.

„Den findet Niemand“, dachte sie und eilte vorwärts.

Es dunkelte schon stark und die Bäume verschwammen in einander; diesem und jenem knickte der Wind einen morschen Zweig ab. Es war Sterbezeit im Walde.

Nach langer rastloser Wanderung hielt sie plötzlich inne, fast unfähig, sich noch länger aufrecht zu halten. Wie ein gehetztes Wild spähte sie hilflos umher und plötzlich sah sie einen Lichtstrahl durch das Tannendickicht.

„Sarolta“, rief sie, „Sarolta!“ und wenige Sekunden später pochte sie an die Thür einer Hütte.

„Wer da?“ tönte es mürrisch von innen.

„Macht auf“, schrie sie mit letzter Kraftanstrengung. Da drehte sich der Schlüssel langsam im Schloß und ein uraltes Weib steckte sein braunes Raubvogelantlitz durch die Thürritze.

„Wer da?“ wiederholte dieselbe Stimme.

„Ich, Maria!“ Sie stieß die Thür auf und lag zu Saroltas Füßen.

Die Augen der Alten waren starr auf sie gerichtet. „Mariszka!“ rief sie, „Mariszka Samögyi, was willst Du bei mir?“

„Bei Euch sterben“, klang es flehend zurück, „jagt mich nicht fort! Krank und elend, von meinem Gatten verlassen, verstoßen von meinem Vater, so irr' ich in der Welt umher. O Sarolta, nehmt mich auf, mich und mein Kind! Doch still — sie kommen doch nicht — pst — die Anderen mein' ich, die mich verfolgen. Macht Fenster und Thüren zu und stopft Erde in die Ritzen, denn Geister können überall hindurch! Daß mich die kalten Todtenhände nur nicht packen —!“

Ihr Kopf sank neben Saroltas Knie.

„Sie ist irre“, murmelte diese, ihr das Kind aus den Armen nehmend.

Da öffnete sich die Thür wieder, die Knieende wandte entsetzt den Kopf um, ihre zitternden Arme streckten sich nach Sarolta aus. „Sie kommen“, schrie sie.

„Schweig still, Maria, es ist der Geisa, der heimkehrt. Tritt ein, Junge, und mach die Thür rasch hinter Dir zu, damit die Kälte nicht eindringt.“

Der Knabe blieb auf der Schwelle stehen und starrte auf die knieende Gestalt, die ihm den Rücken zuwandte.

„Sie ist's doch nicht“, murmelte er, „meine Königin, meine Mariszka!“ Zaudernd näherte er sich, doch die Alte schob ihn zurück. „Geh, gaff die Leute nicht an, sondern iß Deinen Brei und verhalte Dich ruhig!“

Der Knabe that schweigend, wie ihm geheißen. Vor wenigen Minuten noch hatte er einen nicht geringen Hunger verspürt, jetzt war dieser verschwunden. Seine Blicke verschlangen das junge Weib, das die Großmutter auf frische Streu nach der Feuerstätte bettete.

„Ja, sie ist es“, dachte er und wußte nicht, was er denken sollte.

Es wurde still in der Hütte. Das Reisig brannte aus und die Kohlen verglommen. Maria schloß die Augen und die Alte versorgte das Kind mit Milch und Wasser. Nach einer Weile winkte sie Geisa zu sich. „Junge,“ flüsterte sie, „es ist alles so gekommen, wie ich es sagte!“

„Was, Großmutter?“

„Ach, Du weißt es nicht! Ist auch nicht nöthig, Du wirst es noch früh genug erfahren, wie schlecht die Menschen sind! Wenn sie nun morgen erwacht, so frage sie nicht, woher sie kommt, sprich überhaupt nicht von ihren Angelegenheiten, hörst Du? Sei freundlich mit ihr, denn sie ist krank,“ und die Alte machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Kopfe, „solche Kranke müssen besonders behandelt sein. Und jetzt leg' Dich schlafen.“

Der Knabe ging und die Alte murmelte: „Ich hab's gewußt, daß es so enden würde. S' ist schad' um sie, schad' um sie . . .“

V.

Rings tiefer Schnee! — Durch den Flecken S . . . ritt ein Husaren-Offizier, bog in Stanislas Samögyi's Hof ein und stand wenige Minuten darauf in der weiß getünchten Stube.

„Was wünschen Sie?“ herrschte ihn der Bauer an.

„Mein Name ist Graf Augsheim,“ sprach der Offizier leicht grüßend, „und der Ihre Stanislas Samögyi, nicht wahr?“

„Ganz recht, und nun nochmals, was wünschen Sie?“

„Ich möchte Ihre Tochter sprechen, die Baronin Barmer.“

Auf Samögyi's Stirn schwollen die Adern an.

„Ich habe keine Tochter,“ stieß er hervor.

Ein Ausdruck des Staunens legte sich auf das vornehme, offene Gesicht des Offiziers. „Sonderbar,“ sagte er. „Ich war in der Wohnung der Baronin Barmer in der kleinen Vorstadt von X. Dort hieß es, sie sei schon vor Wochen ausgezogen und ich solle mich nur an Sie — Ihren Vater — wenden. Sollte Ihre Tochter gestorben sein?“

„Was weiß ich,“ rief Samögyi aus. Fragen Sie den, mit dem Sie bei Nacht und Nebel auf und davon ging. Das Band zwischen ihr und mir ist zerrissen — für immer, hören Sie?“

„Wen soll ich fragen?“ staunte der Offizier.

„Nun, den Schurk . . ., den deutschen Baron, den . . . den . . .“

Graf Augsheim's Stirne verfinsterte sich. „Hüten Sie sich, weiter zu sprechen,“ rief er. „Der, welchen Sie meinen, zählt unter die Todten, und ich dächte, diese sollte man ehren. Eine Stunde vor seinem Ende machte er mich zum Mitwisser seiner geheimen Ehe und gab mir seinen Trauschein mit der Bitte, Ihnen denselben auszuhändigen. Er wünschte, daß ich mich persönlich dieses Auftrages entledigen solle, verschiedene dringende Geschäfte hielten mich in Wien, und so ist es mir auch heute erst möglich, der Ueberbringer des Scheines und der letzten Grüße des Verstorbenen zu sein.“

Samögyi's Gesicht war bleich geworden, zitternd ergriff er eine Stuhllehne.

„Geben Sie mir das Papier,“ stammelte er, „so — ich danke Ihnen — nun wären wir fertig — fertig — hören Sie“ —

Die Thür hatte sich noch nicht hinter dem Fremden geschlossen, als der Bauer Samögyi stöhnend auf den nächsten Stuhl sank.

VI.

Die Zigeunerhütte im Walde war vollends eingeschneit. Sarolta kochte das Mittagsmahl und Geisa stand am Fenster und ließ das Kind auf seinen Armen tanzen. Maria sah theilnahmslos durch die kleinen blinden Scheiben, auf die schneebeladenen Tannen. Sie war fast noch bleicher und magerer geworden und die Augen hatten ihren unstäten Ausdruck nicht verloren.

„Seid einmal still,“ rief Geisa plötzlich und bedachte nicht, daß nur er es war, der Geräusch machte. „Ich meine, ich höre Hufschlag.“

Maria sah gleichgültig hinaus. Jetzt wurde das Geräusch lauter und etwas Buntes schimmerte durch die Bäume. Die Kranke mußte es gesehen haben, eine jähe Blutwelle gab ihrem Gesichte eine ungewohnte Röthe, ihre Augen leuchteten, sie fühlte ihren Herzschlag stocken.

„Ein Husar, Mariszka!“ schrie Geisa, „seht doch, seht . . .“

Diese sah nur das Pferd, die bunte, schillernde Uniform. Es wankte alles vor ihren Augen — der Reiter, die Tannen und die Hütte.

„Alfred, Du kommst,“ schrie sie, „ich hab's gewußt! Alfred!“ Dann brach sie zusammen. Sarolta, die herbeistürzte, hielt eine Sterbende in den Armen.

Eine Stunde später lag auf dem Strohlager in der Zigeunerhütte die Leiche der Baronin Barmer. Ein Lächeln schwebte auf ihren farblosen Lippen.

In den schwarzen Augen des Juhasknaben, der neben der Todten kniete, schimmerten Thränen. Seine Lippen murmelten Gebete, von denen er selbst wenig verstand, die aber das Seelenheil der Verstorbenen fördern sollten.

Das Kind schlief ruhig auf harten Kissen und ahnte nichts von Erdennoth und Todesgrauen . . .

Mutter Sarolta aber pochte mit ihrem Krückstock an die Thür, die im Samögyi'schen Hause in die Wohnstube führte. Sie wartete das „Herein!“ nicht ab, unaufgefordert hinkte sie hinein.

Am Tische saß der Bauer, den Kopf in die Hand gestützt. Sie schritt auf ihn zu.

„Kennt Ihr das Juhasweib, die Sarolta Gyilöga, he?“

Der Mann sah sie verwundert an.

„Nun, ich aber kenne Euch,“ fuhr sie fort. „Ihr habt Eure Tochter ausgestoßen, und ich nahm sie auf. Will mich nicht damit rühmen, komme nur Euch zu melden, daß sie gestorben ist! Ihr erbebt! Gönnt ihr die Ruhe, denn ihr ist wohler als zuvor. — Ihr weint! Nun ja, sie war Euer Kind. Sie hat nicht recht gegen Euch gehandelt und auch Ihr habt ihr Unrecht gethan, der Tod löscht das alles aus!“

Samögyi strich mit zitternder Hand über die Stirn. „Ich habe sie lieb gehabt,“ murmelte er „darum . . . darum . . .“

Wenige Minuten später schritt er neben dem Tatarenweibe einher. Es dämmerte schon, als sie die Hütte erreichten. Die Alte öffnete die Thür. Ein mattes Licht schien ihnen entgegen.

Die Alte ging voran, schob den Knaben, der immer noch neben der Leiche kniete, zur Seite und führte den Bauern an dessen Stelle. Dieser schloß die Augen und faltete die Hände. — Dann vermochte er sich nicht mehr zu halten. Ein Zittern schüttelte seine Gestalt. „Mariszka, mein Kind!“ schrie er auf. „Mit dem Groll gegen mich im Herzen bist Du gestorben und klagst mich nun im Jenseits bei dem Allmächtigen an! O, Gott, mein Gott, vergieb mir!“

Sarolta fühlte Mitleid mit dem gebrochenen Manne, schweigend nahm sie den Säugling und hielt ihn ihm hin.

„Hier ist ihre Tochter,“ flüsterte sie.

Stanislas nahm ihr die Kleine aus den Armen und legte seine Hände auf die in einander gefalteten Finger der Verstorbenenen. „Mariszka,“ flüsterte er, „es soll fortan mein Kind sein!“

VII.

Stanislas Samögyi hat sein Wort gehalten. Josa, Maria's Tochter, ist ihm so lieb gewesen, wie sein eigen Fleisch und Blut.

Weil ihr einst so sehr von ihm gehaßter Vater der evangelischen Kirche angehörte, ließ er sie im protestantischen Glauben taufen und erziehen. — Für sie sei das besser, meinte er, denn man wisse immerhin nicht, ob sie nicht doch noch einmal in ihres Vaters Familie verschläge. Voraus zu sehen sei es nicht, zu wünschen noch weniger, aber es könne doch sein.

Und es geschah!

Stanislas starb an den Blattern, die derzeit in der Landschaft hausten, und so mußte man denn für die zehnjährige Josa die Blicke nach jenem stolzen norddeutschen Schlosse richten.

Wie mochte Baron Barmer gestaunt, gewettert, wie seine Gattin geseufzt und geklagt haben, als ein wildfremder, ungarischer Bauer — ein Verwandter der Samögyi's — eines Tages bei ihnen erschien und ihnen von der Existenz einer rechtmäßigen Nichte erzählte, ihnen den Trauschein des jungen Baron Barmer und den Taufschein seines Kindes zeigte, und sie von ihrer Pflicht — dieses Kind bei sich aufzunehmen — zu überzeugen wußte.

Und als er dann von seiner Mission zurückkehrte, da sagte Kathinka, die treue, alte Seele, die dem Hausstand seit Frau Samögyi's Tode vorstand: „Höre, Josa, es muß geschieden sein, es ist nicht anders. Nimm Abschied von dem Stückchen Erde, das Dir bislang eine Heimath war und Dein eigen ist, und geh' mit Gott!“

Josa schüttelte darauf den Kopf wie in Trotz und Unwillen und einige Tage später verließ sie die Heimath, nicht weinend — nach Kinderart, — sondern trockenen Auges, klar denkend und empfindend, wie eine Erwachsene.

Und dann war sie in Dönkirch! — Welch' überwältigenden Eindruck machte ihr die vornehme Großartigkeit, in die sie sich nun plötzlich versetzt sah! (Fortsetzung folgt.)

Werth der Zeit.

Jean Paul hat seiner Zeit in das Stammbuch des jungen Walther von Goethe, des Enkels des großen Dichters, in sentimental-geistreicher Weise folgende Worte eingetragen:

Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser stirbt er.

Als der kernhafte und kerngesunde Großvater diese Eintragung las, mag er wohl den Kopf geschüttelt haben; denn er beeilte sich, die Wirkung dieser Zeilen abzuschwächen, indem er aus dem Stegreif mit seinen großen, schwungvollen Schriftzügen darunter schrieb:

„Ihrer sechszig hat die Stunde,
Ueber tausend hat der Tag.
Söhnchen, merke dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!“

Ueber Kleiderordnungen.

Von O. Hohnstein.

(Fortsetzung.)

Auffallend könnte es erscheinen, daß diese Verordnung gar keine Bestimmungen über die Kleidung der Männer enthält. Aber wenn wir bedenken, daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Tracht der Männer im Großen und Ganzen noch sehr einfach war, und daß die Eitelkeit mehr dem weiblichen Geschlechte innewohnt und bei ihm leichter zum Ausdruck kommt, so ist diese Thatsache ganz begreiflich. Daß aber der Rath der mehr und mehr wachsenden Wohlhabenheit seiner Bürger, sowie der Putzsucht der Frauen in diesem Erlasse bereits Rechnung getragen, erkennen wir daraus, daß — während in der ersten Sammlung überhaupt verboten war, die Kleider mit Gold, Silber oder Perlen zu verzieren — dies in der zweiten, wenigstens in beschränktem Maße, den Frauen gestattet wird.

Wiederum etwa ein Menschenalter später, finden sich in den in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts geschriebenen Stadtgesetzen neue Verordnungen über die Kleidung, jedoch abermals nur für Frauen. Zunächst wird in denselben verboten, daß Frauen und Jungfrauen solche Tücher, die mit goldenen oder grünroth- und blau-seidenen Streifen verziert sind, tragen sollen bei Strafe von 1 Mk. für jede Uebertretung. — Sodann aber werden für bestimmte Kleidungsstücke und Geschmeide die Preise festgesetzt, über die hinaus Niemand gehen darf. Für einen Mantel oder Rock soll nicht mehr als zehn Pfund, für den Kopfputz oder Kranz höchstens fünf Pfund, für eine Spange nicht mehr als zehn Gulden und für ein Kopftuch mit Geschmeide und Verzierung nicht mehr als dreißig Schillinge aufgewandt werden. — Will eine Jungfrau oder Frau Ringe oder Bogen auf dem Kopfputze oder dem Kranze tragen, so sollen diese ihren Eltern, ihrem Manne oder ihr selbst eigen sein. Auch sollen die Frauen und Jungfrauen keine Mäntel oder Röcke tragen, die so lang sind, daß sie beim Gehen auf der Erde nachschleifen.

Daß in Braunschweig erst um diese Zeit zum erstenmale eine solche Bestimmung über die Form der Kleidung getroffen wird, muß uns in der That Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß schon 200 Jahre früher in Mainz die Frauen beim Kirchgange gern eine lange Schleppe hinter sich herzogen, was die dortigen Prediger veranlaßte, öffentlich gegen diesen „Pfauenschweif" zu eifern, indem sie behaupteten, „dies sei der Tanzplatz der Teufelchen, und Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedurft hätten, sie wohl mit etwas der Art versehen haben." Freilich hatte sich der Handel in den süddeutschen Städten viel früher als im Norden unseres Vaterlandes zu immer größerer Bedeutung entwickelt und eine mehr und mehr zunehmende Wohlhabenheit veranlaßt, sodaß solche Verordnungen schon im 13. Jahrh. dort nöthig waren, während bei uns erst gegen Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts der Handel einen immer bedeutenderen Aufschwung nahm.

Seit dieser Zeit aber, und besonders seitdem sich die Stadt von der schweren Verhansung, die sie in Folge der großen Schicht des Jahres 1374 betroffen, erholt hatte, blühte Braunschweig als Vorort des sächsischen Städtebundes und als Quartierstadt des Lübischen Drittels der Hansa immer mehr auf. Gewerbe und Handel entwickelsten sich im reichsten Maße, nach Brügge und Gent, nach London und Bergen, ja selbst nach Nowgorod zogen alljährlich braunschweigische Kaufherren, und vielfach finden wir in diesen Comptoiren der Hansa Aelterleute aus braunschweigischen Geschlechtern, ein Beweis, daß der Handel der Stadt in jenen Zeiten ein außerordentlich bedeutender war. In Folge dessen nahm auch der Reichthum der Stadt mehr und mehr zu, und Luxus und Verschwendung bürgerten sich allmählich unter den Bewohnern derselben ein. Aber erst etwa hundert Jahre nach den zuletzt erwähnten Bestimmungen wurde eine neue Kleiderordnung seitens des Rathes der Stadt erlassen.

In dem Echtedinge vom Jahre 1532 beklagt sich der Rath über den Hochmuth der Frauen, der sich schon seit längerer Zeit besonders in der Sucht, kostbares Geschmeide zu tragen, offenbare, und bestimmt, daß dieselben hinfort bei einer Strafe von 2 Mark außer einer goldenen oder silbernen Halskette, deren Preis aber 30 Goldgulden nicht übersteigen dürfe, nur noch einen Schmuck von Perlen, Gold oder Silber zum Werthe von höchstens 5 Mark Pfennige an ihrem Halse tragen sollen, vergoldete Ketten aber überhaupt nicht angelegt werden dürfen. Auch sollen die Frauen fortab keine mit Perlen besetzte Brusttücher oder dergl. Röcke tragen, und weder sie, noch auch die Männer sollen ihre Mäntel oder Röcke mit Sammet besetzen außer den Bürgermeistern, die solches zu Ehren der Stadt thun dürfen. Dagegen ist es den Frauen und Jungfrauen gestattet, sich mit sammetnen oder mit Sammet verzierten Brusttüchern und Kragen zu schmücken, sowie seidene Borten, die aber nicht mehr als 2 Mark kosten sollen, zum Besatze zu verwenden. Querketten, Mäntel mit Spangen, Geschmeide und kostbarem Futter, sowie mit Bändern geschmückte Röcke zu tragen, wird verboten. Zwar ist es den Frauen erlaubt, Spangen oder Armbänder zu tragen, doch dürfen sie stets nur eine derselben, die nicht mehr als 25 rheinische Gulden an Werth haben soll, anlegen. Ebenso dürfen die Jungfrauen keine Kränze aufsetzen, die mehr als drei Mark kosten und die mit mehr als einer Spange verziert sind. Wer diese Verbote nicht beachtet, soll für jede einzelne Uebertretung mit einem Pfunde neuer Pfennige bestraft werden.

In dieser Kleiderordnung vom Jahre 1532 also wird nun auch wieder, wenn auch nur in einer ganz kurzen Bemerkung, der Tracht der Männer gedacht, wobei zu beachten ist, daß den Bürgermeistern ein besonderes Vorrecht eingeräumt wird, obgleich sonst von Standesunterschieden noch keine Rede ist. Auch werden hier zuerst die losen Frauen erwähnt, denen jede auffallende und kostbare Kleidung auf der Straße verboten ist, während, wie es scheint, ihnen dieselbe in ihren Häusern gestattet war.

Indessen artete in der folgenden Zeit der Aufwand in der Kleidung immer mehr aus, jeder Unterschied in Bezug auf das Vermögen verschwand, und Arme und Reiche wetteiferten mit einander in möglichster Pracht und Kostbarkeit der Gewänder und Zierrathen. Deshalb sahen sich die Rathscollegien der Städte genöthigt, von Zeit zu Zeit wieder neue Gesetze gegen solchen Luxus zu erlassen, die freilich durchaus nicht immer den gehofften Erfolg hatten. Auch der Rath von Braunschweig gab im Februar 1573 eine neue Kleiderordnung, welche bei Wolfgang Kircher in Magdeburg gedruckt worden, heraus.

Im Eingange zu derselben beklagt er sich bitter über die Hoffahrt in der Kleidung, die so hoch gestiegen und überhand genommen, daß der liebe Gott unzweifelhaft darüber erzürnt und die Bürgerschaft in großen Schaden und Verlust an ihrer Wohlfahrt und Vermögen gerathen sei, so daß der Rath nicht länger es mit Geduld ansehen könne, sondern Gott zu Ehren und Wohlgefallen, der Gemeinde aber zu Nutz und Frommen die nachstehenden Bestimmungen erlassen habe, von denen er erwarte, daß sie stets fest und unverbrüchlich gehalten würden.

Zum ersten Male finden sich in dieser Kleiderordnung, abweichend von den früheren, Vorschriften, die einen Unterschied zwischen den einzelnen Ständen und dem Einkommen der Bewohner machen. Sie unterscheidet sechs Klassen. Der ersten gehören die Bürgermeister, Syndici, Doctoren, Licentiaten, Kämmerer, Rathsherren, promovirten Magister und Secretäre an, der zweiten die Bürger, die zu den Geschlechtern zählen und goldene Ringe tragen, aber nicht in den Rath gewählt, jedoch ziemlich vermögend sind, der dritten die, welche dem Stande der weißen Ringe angehören, der vierten die Bürger, welche ziemlich wohlhabend sind und ihren Töchtern einen Brautschatz von wenigstens 200 Gulden mitgeben, der fünften die, welche nicht wohlhabend sind und ihre Töchter mit weniger als 200 Gulden aussteuern, und der sechsten die Dienstmägde. Außerdem enthält diese Ordnung noch Vorschriften über die Kleidung der Manns- und Frauenspersonen, Junggesellen und Jungfrauen insgemein. Selbstverständlich ist auch in ihr auf jede Uebertretung eine höhere oder geringere Geldstrafe gesetzt.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle die einzelnen Bestimmungen dieser Kleiderordnung genau aufführen wollten; es mag deshalb genügen, nur die besonders charakteristischen kurz herauszugreifen. Während es den Männern, die der ersten Klasse angehören, gestattet ist, Kleider mit Marder-, Wolfs-, Fuchs- und anderem edlen Pelzwerk verbrämt und mit Sammet besetzt zu tragen, sollen die der zweiten Klasse ihre Kleidungsstücke nur mit Wolfs-, Fuchs- und anderem geringerem Pelzwerke verzieren, keine goldenen, silbernen und sammtnen Posamenterien tragen und zu ihren Gewändern höchstens eine Elle Sammet als Besatz verwenden. Die Frauen aus dem Stande der goldenen Ringe dürfen am Halse einen Schmuck bis zu sechszig rheinischen Goldgulden an Werth, aber kein Perlenhalsband, noch auch mehr als eine goldene Kette auf einmal tragen, mit Ausnahme der Frauen, der Bürgermeister, Syndici, Doctoren und Licentiaten, die unverheiratheten Töchter aber nur einen Schmuck, der die Hälfte des oben erwähnten Preises nicht übersteigen soll. Ober- und Unterröcke von Damast, Atlas und Seide werden verboten, dagegen Kragen von Damast, Sammet und Seide gestattet, wenn nicht mehr als drei Viertel Ellen dazu verwandt werden. Auch werden Perlen, goldene Spangen, Corallenschnüre an einem Arme, vergoldete und silberne Rosengürtel, Beutel mit silbernen Knöpfen und silbernen Messerscheiden, alles bis zu einem fest bestimmten Preise, zu tragen erlaubt. Diese Vorschriften gelten auch für die Frauen und Töchter des Stadtsuperintendenten und Coadjutors. Die Frauen aus dem Stande der silbernen Ringe sollen auch zwar goldenen Schmuck haben dürfen, jedoch nur bis zu einem Werthe von höchstens dreißig Mark, während ihre Töchter nur eine silberne Kette anlegen dürfen. Ihnen ist es verboten, seidene Gewänder zu tragen, mehr als eine halbe Elle Sammet zum Besatze zu verwenden, Perlenkränze von mehr als vier Thaler Werth und silbervergoldete Rosengürtel von mehr als sechszehn Loth Schwere zu gebrauchen. Dagegen dürfen die Frauen aus der vierten Klasse nur silberne Ketten anlegen, ihre Kleidungsstücke, außer dem Kragen, nicht mit Sammet besetzen, nur silberne, nicht vergoldete Gürtel, keine Perlenkränze und kein Gold an den Corallenschnüren tragen während den Frauen aus der fünften Klasse silberne Keten ohne Gehänge von nur sechs ‚Loth Schwere, Kleider von Wollenstoff ohne allen Sammetbesatz und leichte silberne Rosengürtel, den Dienstmägden aber überhaupt kein Schmuck gestattet ist.

Von den allgemeinen Bestimmungen mag noch erwähnt werden, daß niemand außer den Rathsherrn und den ihnen gleichgeachteten, vorher aufgezählten Personen ein Sammetbarret aufsetzen, daß nur Hosen von Leder oder Tuch, welche mit höchstens sechs bis acht Ellen wollenem Zeuge gefüttert werden, getragen werden dürfen, daß aber die „schändlichen, langen" Pluderhosen, die Verzierungen der Hüte mit goldenem oder silbernem Schmuck, die seidene Ausnähung der Kleider und dergleichen verboten sind. Unbenommen aber soll es jedem, Mann oder Frau, sein, geringere Kleidung und Geschmeide zu tragen, als ihm nach seinem Stande erlaubt ist, ein Wunsch, der gewiß mit seltenen Ausnahmen unerfüllt geblieben ist.

Dann wie wenig solche Vorschriften fruchteten, erkennen wir daraus, daß nur sechs Jahre später der Rath sich veranlaßt sah, wiederum eine Kleiderordnung zu erlassen, die, von der vorigen zwar nur wenig abweichend, dennoch in diesen Veränderungen deutlich erkennen läßt, wie der Rath genöthigt war, dem immer mehr zunehmenden Luxus Zugeständnisse zu machen, indem er gestattete, daß die Frauen forthin werthvolleres Geschmeide als früher trugen, die Männer aber von nun ab bis zu zwölf Ellen Unterfutter zu ihren Hosen verwendeten und die Bürger aus dem Stande der silbernen Ringe gleich den Rathsgeschlechtern sammetne Barrets aufsetzten, und indem er eine immer mildere Praxis in Bezug auf die Strafen für die Uebertretung der bisherigen Bestimmungen ausübte. (Schluß folgt.)

Des Teichwirthes Frühlingssorgen.*)

Einen harten Winter hat uns der Anfang des Jahres 1895 gebracht und es ist noch nicht abzusehen, wann er von uns weichen wird. Da dürfte wohl nicht ganz grundlos so manchen Teichwirth die Sorge um seine Ueberwinterungs-Bestände beschleichen: ob sie gut überwintern werden? — In tiefen Behältern und Teichen mit stark durchfließendem Wasser hat es wohl keine Noth, aber die Himmelteiche werden nach Abgang des Eises empfindliche Verluste erkennen lassen. Dazu kommt, daß der vergangene Sommer — wie aus vielen Berichten hervorgeht — recht wenig ergiebige Ernten an Setzlingen der Sommerlaicher aufzuweisen hat, und daß voraussichtlich im Frühjahr gute Setzfische sehr knapp sein werden und infolge dessen hoch im Preise. Nach vorliegenden Berichten sind bei den meisten größeren Producenten die Vorräthe ausverkauft; es hat sich die Gepflogenheit herausgebildet, Setzlinge sehr frühzeitig zu bestellen, weil es schon mehrmals vorgekommen ist, daß in der eigentlichen Versandtzeit März-April keine Setzlinge mehr aufzutreiben waren.

Es tritt also zu Ausgang des Winters stets an den Teichwirth die Frage heran: wie er seine Teiche besetzen soll. Der größere Züchter hat dafür einen bestimmten Plan, nach welchem er arbeitet, der kleinere Teichwirth arbeitet meistens noch ins Blaue hinein, ohne ein bestimmtes Ziel, und das ist ein Fehler. Der Besitzer auch nur eines Teiches muß sich ein Ziel stecken, nach welchem er strebt; dann allein kann er sich nur vervollkommnen. Und erreicht er sein Ziel im ersten Jahre nicht, so wird er doch seine Erfahrungen und Beobachtungen soweit vervollkommnen, daß er im zweiten oder dritten Jahre sein Ziel erreicht; dann aber mit Sicherheit, weil er Ursachen und Wirkungen erkannt hat und damit rechnend weiter arbeiten kann.

Angenommen, es besitzt ein Züchter nur einen Teich, welcher im Winter trocken gelegt ist; oder er besitzt eine Wiese, auf welcher durch Stauung des Wassers ein Teich hergestellt werden soll, so muß er sich sagen, der Teich ist so und so groß, nehmen wir an 1 Hektar. Diese Fläche würde bei Verpachtung oder in Eigenregie als Wiese oder Ackerland 150 Mk.(?Red.) Reinertrag bringen; wir wollen aber und müssen einen Reinertrag von 300 Mk. pro Jahr herauswirthschaften, was ist dabei zu thun? Beantworten wir diese Frage durch Karpfenzucht, so müssen wir erst einmal ermitteln, welche Ertragsfähigkeit ein gut behandelter und belegener Teich an sich selbst besitzt. Da nun erfahrungsgemäß ein Gewichtszuwachs von 300 Pfund pro Hektar als Normalertrag zu rechnen ist, was einem Brutto-Ertrage — das Pfd. zu 60 Pfg. gerechnet — von 180 Mk. gleichkäme, also zu wenig.

Wir müssen deshalb die Ertragsfähigkeit des Teiches zu steigern suchen, in erster Linie durch geeignete Wahl des Besatzes; wir müssen Satzkarpfen kaufen aus einer Hand, von der wir wissen oder annehmen können, daß wir eine schnellwüchsige, mit Sachverständniß aufgezogene Rasse erhalten, dann müssen wir ein günstiges Alter wählen und das wäre der zweisommrige Karpfen, denn diese können wir bis zum Herbst zu kleiner Verkaufswaare heranbringen und verkaufen und kommen dadurch in die Lage, unsern Teich im Herbst behufs Verjüngung und Kräftigung stets trocken legen zu können und ersparen uns auch Winterverluste. Um nun einen Reinertrag von 300 Mk. aus dem Hektar Teich heraus zu wirthschaften, müssen wir, zu 60 Pfg. das Pfund gerechnet, 500 Pfd. Karpfenzuwachs erlangen und dementsprechend 500 Stück zweisommrige Karpfen einsetzen. Ist der Teich erster Qualität, so haben wir nur wenig nachzuhelfen und erreichen den Zuwachs ohne Mühe; in jedem Falle haben wir es aber in der Hand, die Ertragsfähigkeit eines jeden Teiches zu steigern. Der wichtigste Punkt ist die Wassertemperatur. — Besitzt der Teich einen zu starken Zufluß, welcher den Teich kältet, so müssen wir versuchen, denselben vor dem Eintritt abzuleiten und dürfen nur so viel Zuflußwasser benutzen, als erforderlich ist ein gleichmäßiges Niveau zu halten. Können wir durch Höherstauung Wiesenländer überfluthen, so ist dies ein großer Vortheil gegenüber steilen, nackten Ufern; können wir grasbewachsene Teichränder mit Jauche oder Stalldünger kräftigen, so trägt dies ebenfalls zur Ertragserhöhung wesentlich bei.

Um aber unser Ziel sicher zu erreichen, schreiten wir wenigstens zur vorläufig theilweisen Fütterung, und zwar einer solchen, welche keine Geldopfer erfordert; wir erreichen große Vortheile, wenn wir namentlich im zeitigen Frühjahr, wenn der Karpfen zu fressen beginnt, ihm den Tisch decken. Es steht uns hier in erster Linie Stalldünger von Mastvieh am leichtesten zu Gebote. Excremente von Schweinen, Rindvieh und Pferden, welche noch ein großes Quantum unverdauter Nährstoffe enthalten und welche gerade jetzt volle Ausnutzung erlangen, weil die Entwickelung der Teichfauna mangels Sonnenwärme noch zu gering ist, so daß der Karpfen ohne diese Beihülfe eigentlich darben müßte. Später können wir uns große Quantitäten Froschlaich und Maden verschaffen; für letztere stellen wir einen Kasten mit Rostboden über Wasser und werfen dahinein alle erreichbaren, madenbildenden Stoffe, welche der Haushalt bietet: Fleischabfälle aller Art, Kadaver u. s. w. So haben wir den Teich gut versorgt und die Witterung — ein warmer, gewitterreicher Sommer — muß das Uebrige thun. Zeigt sich dennoch im Herbst, daß die Karpfenernte nicht ganz den Erwartungen entspricht, so muß im kommenden Jahre das Defizit durch entsprechende directe Fütterung beseitigt werden. Bevor wir aber die directe Fütterung der Karpfen besprechen, wollen wir noch auf die Nebenerträge des Teiches zu sprechen kommen, welche uns einen Extragewinn bringen sollen. Es handelt sich da um die Beisatzfische, von denen in erster Linie die Schleie in Betracht kommt; sie ist ein Schlammfisch und sucht ihre Nahrung auch im Schlamm und thut dem Karpfen, welcher seine Nahrung hauptsächlich an den Rändern und der Oberfläche sucht, wenig Abbruch; bringt aber dem Teichwirth erhebliche Erträge. Zweisommrig eingesetzt, kann sie schon im Herbst als Portionsfisch mit verkauft werden und hat einen noch höheren Pfundpreis als der Karpfen. — Zu 500 Karpfen setzt man am besten 300 Schleien. Als dritten Beisatzfisch können wir noch 50 bis 75 Stück Regenbogen-Forellen einsetzen; sie nähren sich von kleinen, mit dem Zuflußwasser in den Teich kommenden werthlosen Fischchen, von Fröschen und größeren Insecten. Unwiderlegliche Beobachtungen haben voriges Jahr ergeben, daß fingerlange im Frühjahr in Karpfenteichen beigegebene Regenbogenforellen es bis zum Herbst zu einem Gewicht von 400—450 Gramm gebracht haben, ein gewiß sehr gutes Resultat.

Als vierten Beisatzfisch empfehlen wir den Aal, zwar nicht Jedermanns Liebling, wegen seiner Fähigkeit, sich im Herbst beim Abfischen unsichtbar zu machen, trotzdem ein lohnender Fisch, wenn sich der Teichwirth nur die Mühe nehmen will, geeignete Fangvorrichtungen zu beschaffen. Wir behandeln seine Lebensweise und Cultur in besonderen Abhandlungen und wollen hier nur auf ihn hinweisen.

Ob ein Teich richtig bestellt ist, so daß er seine ihm angedachten Erträge zu leisten vermag, muß dem Gefühl des Züchters überlassen bleiben; das muß Jeder selbst beobachten und beurtheilen können, nachdem die Erfordernisse und Grundbedingungen der Ertragsfähigkeit bekannt gegeben sind. Es sind eben „des Teichwirthes Frühjahrssorgen" nach dieser Richtung hin seine Pflicht zu thun, dann bleibt der Segen und der anderen Producten gegenüber fast mühelos erworbene Gewinn nicht aus.

*) Aus dem Correspondenzblatt für Fischzüchter. Harburg-Elbe.

Gartenarbeiten im März.

Das Frühjahr läßt lange auf sich warten und viele der Arbeiten, welche bereits für den Februar anempfohlen waren, werden nunmehr erst im März ihre Erledigung finden.

Gemüsegarten. Wer leichten Boden in warmer Lage hat, muß an frühzeitige Bestellung seines Gartens um so mehr denken, damit den Sämereien die Winterfeuchtigkeit zu Gute komme und darf nicht warten, bis die bei uns sich fast regelmäßig einstellenden Ostwinde, verbunden mit Sonnenschein, das Land allzusehr austrocknen. Sobald also nun das Land eine Bearbeitung zuläßt, säe man Schnitt- und Wurzelpetersilie, Spinat, Kerbel, Radies, Rettig, Mairüben, Karotten, lege frühe Erbsen, wie allerfrüheste Mai-, Kentish Invicta, Carters first crop, Daniel O'Rourke, Wilhelm I. u. a. m., und große Bohnen, pflanze Schalotten und Steckzwiebeln. Die Erdbeerbeete werden mit der Hacke aufgelockert, nicht gegraben, weil man dadurch zu leicht lange Wurzeln verletzen würde. Kurzer Dung kann mit untergehackt werden, den langen, strohigen Dünger breite man wieder um die Pflanzen aus. Neue Anlagen von Erdbeeren können gemacht werden. Das Land dazu muß tief gegraben und sehr stark, am besten mit Kuhdünger, gedüngt werden. Wer Erdbeeren im Frühling pflanzen will, sollte das Land schon im Herbst dazu vorbereiten. Rhabarber, Schnittlauch, Sauerampfer, sowie Gewürzkräuter, wie Lavendel, Thymian, Estragon, Melisse ꝛc. können getheilt und verpflanzt werden. Spargelbeete werden gegraben. Neu angelegte, noch nicht in Nutzung gekommene Spargelbeete werden nach dem Umgraben und Planiren mit einer Schicht kurzen Mistes belegt und dann ca. 8 cm hoch mit Erde bedeckt. Von der zweiten Hälfte des Monats kann man Weiß- und Rothkohl, Rosenkohl, Kohlrabi über der Erde auf zubereitete Beete mit nahrhafter Erde, jedoch ohne frischen Dünger, im Freien aussäen. Man säe nicht zu dicht und verziehe die Pflanzen bei zu dichtem Stand, um sie recht kräftig heranzuziehen. Sollten die Mistbeete nicht schon bestellt sein, so geschehe es nun so bald wie möglich. Frühe Kartoffeln (Monatskartoffeln oder frühe rothe Kartoffeln, wie Early Rose, Maikönigin) können gegen Ende des Monats gepflanzt werden. Das Kraut derselben ist später gegen Nachtfröste durch loses Stroh, besser noch durch Rohr- oder Strohmatten zu schützen.

Obstgarten. Das Ausputzen und Reinigen älterer Obstbäume, das Beschneiden der Zwerg- und Spalierbäume muß fortgesetzt und beendet werden. Das Pflanzen der Obstbäume ist so zeitig wie möglich vorzunehmen. Regel ist, auf leichtem, durchlässigem Boden im Herbst, auf schwerem im Frühling zu pflanzen. Will man ältere Aepfel- und Birnbäume umpfropfen, so müssen jetzt schon die betreffenden Aeste abgesägt werden. Man spüre den Raupeneiern nach, um sie zu vernichten.

Blumengarten. Zur Ausschmückung des Blumengartens sorge man jetzt für Anzucht von Pflanzen. In ein lauwarmes Mistbeet, angelegt von Pferdedünger und Laub oder Laub allein, säe man zunächst Levcoyen, Phlox Drummondi, Dianthus chinensis, Löwenmaul, Lobelia Erinus (hübsche, blaue Einfassungs- oder Teppichbeetpflanze), Pyrethrum parthenium aureum, gelblaubig, wie vorige zu verwenden. Zu einer späteren Aussaat wähle man Astern, Petunien, Perilla, Ricinus, Mais, und für noch spätere Scabiosa, Senecio elegans fl. pl., Zinnia, Tropaeolum und Tagetes. Zur Aussaat in Töpfe, die man ins Gewächshaus oder Zimmer stellt, eignen sich außer obigen Maurandia, Cineraria maritima, Cobaea scandens, Lobelia cardinalis, Cuphea platycentra. Anemonen und Ranunkeln werden jetzt gelegt. Sträucher zum Treiben im Gewächshaus oder Zimmer, wie Rosen, Deutzien, Syringen, werden jetzt eingetopft. Die Rosen werden ihres winterlichen Schutzes entkleidet. Sollten sie unter ihrer Schutzdecke schon in Trieb gerathen sein, so ist es gut, sie nicht mit einem Mal, sondern nach und nach blos zu legen. Das Beschneiden der Rosen ist vorzunehmen. Buxbaum zu Einfassungen ist einzupflanzen, aber noch nicht zu beschneiden, dieses geschieht erst später, wenn keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind. Zu Einfassungen benutzte Stauden können jetzt zertheilt und umgepflanzt werden, Blumenbeete und Rabatten setze man in Stand für solche Sommerblumen, die ein Umpflanzen nicht vertragen, wie Reseda, Lupinen, Ritterspron, Eschscholtzia, Nemophila u. a. m. Zimmerpflanzen können jetzt verpflanzt oder nach Entfernung der oberen alte Erde mit neuer versehen werden.

Fünf bewährte Pelargoniensorten, welche die weiteste Verbreitung verdienen.

Rother-Groß-Rosenburg.

1. Henry Jacoby, anerkannt beste in blutroth. Der echte Jacoby hat an den zwei oberen Petalen je einen scharlach-feuerfarbigen, großen Punkt (Auge). — 2. West-Brigthon Gem. Der Werth dieser Sorte ist noch immer nicht genügend gewürdigt. Erstens niedrig, dann sehr reichblühend, zweitens gestreiftes Holz und Blattstiele, gelblich-grüner Grund und dunkle Striche; drittens im Zonale hat das Blatt einen matten, gelblichen Fleck. Wir besitzen in West-Brigthon Gem eine ganz eigenartige Sorte, die fast allein dasteht. Wenn ich mich nicht irre, hat Herr Kaiser-Leipzig-Lindenau in Miß Tourtle Surprise das gefüllte West-Brigthon Gem. Miß Tourtle Surprise ist auch so gezeichnet in Stengel- und Blattheilen, hat kostbare Füllung und extra scharlach-purpurrothe Farbe. — 3. Ducheſſe of Cars (einf.), majestätisch großer Bau der Pflanze, enorme Dolden, milchweiß, ohne sich im Verblühen zu ändern. Stamm-Mutter vieler weißen Neuheiten, jedoch ist sie fast noch nicht erreicht. — 4. Nydia (gefüllt), weiß und rosa Mitte, große Blumen, extra. — 5. Souvenir de Mirande (einf.), herrlichste Sorte; mehr für Töpfe und hinter Glas, dann aber packend prachtvoll. Sie erhielt 1888 in Paris (Ausstellung) den ersten Preis; sie verdient ihn auch. Unter Glas färbt sich die mittelgroße Blume; innen großes, weißes Auge, Rand purpur-, auch kirschroth. Der Wuchs ist elegant; glattes Holz, Vielblüher, sehr häufig auch Winterblüher. Im Freien färbt sich die Blume sehr um, hat oft verwaschene, häßlich lilaweiße Farbe und nimmt eine furchtbare Breite ein. — Ich rathe nur zur Topfcultur. (Prakt. Rathg.)

Behandlung der Obstbäume beim Ausgraben.

Es ist nichts Seltenes, daß ganze Reihen Obstbäume in der Baumschule ausgegraben werden. Die einzelnen Bäume bleiben dann längere Zeit der Sonne und dem Winde ausgesetzt, liegen, wodurch die kleineren, schwächeren Wurzeln ihr Leben einbüßen müssen. Es ist der Mühe werth und man sichert sich auch ein besseres Anwachsen, wenn die Wurzelkrone sofort nach dem Ausgraben in eine Mischung von Lehm und Kuhdung getaucht wird. Sollen die Obstbäume einen längeren Transport durchmachen, so empfiehlt es sich, daß gleich nach dem Ausgraben der Bäume angefeuchtetes Moos zwischen die einzelnen Wurzeln gelegt wird. Da das Moos sehr bald festklebt zwischen den Wurzeln, können die Bäume hin- und herbewegt werden, ohne daß das Moos verloren geht. Beim Pflanzen wird es entfernt. Wer solche Wurzelbehandlung aus entfernten Baumschulen wünscht, theilt der Baumschule den Wunsch bei der Bestellung mit. (Prakt. Rathg.)

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 8. März 1895. Neunter Jahrgang. — № 10.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Im Schlosse war es still und kühl. Fräulein Heinrichs, die Gouvernante des Hauses, hielt sie an der Hand, stieg mit ihr die Terrazzostufen hinauf und führte sie in die Halle, in der die Familie versammelt war.

Ihre Tante, eine zarte, blasse Frau, sah sie hinter der langstieligen Lorgnette scharf an und sagte Fräulein Heinrichs etwas in einer Sprache, die Josa nicht verstand.

Baron Barmer, dessen kräftige Gestalt ein derbes Lodenwams bekleidete, durchmaß mit großen Schritten das Zimmer, räusperte sich, streckte Josa die Rechte hin und sagte mit barschem, aber nicht unfreundlichem Tone: „Willkommen. Sei immer brav, dann wirst Du es nicht schlecht bei uns haben. So — nun sag' Deiner Cousine: guten Tag. Das ist sie. Komm, Editha, Ihr seid in einem Alter; und das ist Joachim, mein ältester, und hier Wolf, mein jüngster Sohn.“

Die Kinder begrüßten sie. Editha, zierlich wie eine Puppe, mit rothbraunem Haar, das auf das weiße Kleid in zwei schweren Flechten herabfiel, und Wolf, ihr um einige Jahre älterer Bruder — ein schöner Bursche, übermüthig und verwöhnt aussehend — lachten einander an. Zuletzt näherte sich ihr Joachim; er mochte sechzehn Jahre alt sein, war blaß und schlank, hatte regelmäßige Züge und dunkle, tief liegende Augen. Er reichte Josepha die Hand und lachte dabei nicht, wie seine Geschwister es thaten.

Von den Wänden sah eine ganze Schaar wunderlich gemalter Gestalten auf sie herab; ein Mann mit gerader Haltung und prächtigem, silberbesetzten Anzug, ähnlich dem der Männer auf den Bildern, trat ein, maß sie mit hochmüthig neugierigem Blicke und setzte ein Brett auf den Tisch, auf dem Erfrischungen standen. Darauf forderte man sie auf, sich zu setzen, und von eben diesen Dingen, die der geputzte hochmüthige Mann gebracht hatte, zu essen; aber die Bissen blieben ihr im Halse stecken. Sie fror trotz ihres dicken Wollkleides, und draußen war es doch so heiß gewesen.

Einige Stunden darauf war Josa allein in ihrem Zimmer. Die Fenster waren geöffnet, schwüler Blumenduft drang zu ihr ein. — Die Baumkronen rauschten im Winde und der niedergeschraubte Springbrunnen murmelte eintönig. Der Mond hing am Himmel wie eine Medaille und warf einen langen Silberstreifen in Josa's Zimmer. Der Goldton der Ledertapeten, die dieses bekleideten, leuchtete matt und die seidenen Vorhänge bewegten sich knisternd.

Ein mächtiges Heimweh hatte sie erfaßt und sie weinte leise vor sich hin. Wie ein goldener Käfig erschien ihr das Zimmer und sie sehnte sich ins Freie. Aber wie wollte sie hinaus? Ueber die Fensterbank hinwegspähend, sah sie, daß ihr Zimmer nicht hoch lag. Sie besann sich einen Moment und kletterte dann rasch und geschickt wie eine Eichkatze am Weinspalier hinab. Nun rannte sie davon über den kiesbestreuten Weg, über den Rasen unter den Bäumen, wohl eine halbe Stunde lang. Dann kam sie an eine Lichtung, dort stand ein Haus, Epheu umrankt, mit einem goldenen Kreuz auf seiner Giebelfront. Die Leute, die dort wohnen, müssen alle schon schlafen, denn es war dunkel bei ihnen, dachte sie, einen Augenblick rastend. — Der Nachtwind durchwehte ihre Kleider. Sie fror und eine plötzliche Bangigkeit durchfuhr sie. — Schnell, nur schnell zurück! Aber wie? — Sie hatte nicht auf den Weg geachtet. Sie irrte hin und her, ihre Angst wuchs und benahm ihr die Kräfte. Es mußte schon eine Weile her sein, seit sie an dem stillen Hause stand. Sie ging, das Gebüsch nicht scheuend, wieder eine Strecke vor. Der Mond diente ihr als Leuchte. Da — was war das? — Blinkte dort nicht ein Licht durch die Bäume, verschwand und tauchte wieder auf?! — Ja, Gottlob! Sie ging ihm nach, sie erreichte das Ende des Waldes, eilte über den Rasen, über den Kiesweg und stand endlich wieder vor dem Schlosse, das in seiner düsteren Hoheit dalag.

Leise näherte sie sich dem Weinspalier und war gewiß, daß es ihr Zimmer sei, aus dem der Lichtschein hervordrang. Sonderbar — sie hatte es doch dunkel verlassen! Ein neuer Schrecken machte sie erbeben. Ihre Flucht war also entdeckt worden! Zitternd erkletterte sie die Fensterbank. Ein Schatten huschte an der ihr gegenüberliegenden Wand entlang und das Licht erlosch.

Jetzt stand sie in der Nische und sah, Dank des hellen Mondscheins, daß statt der golddurchäderten Blumen, die die Wände des ihr angewiesenen Zimmers zierten, hier Bücher, nichts als Bücher waren.

Was half das Staunen, das Besinnen! Sie stieg den Tritt hinunter, der Boden war glatt wie Eis und weiße, nackte Figuren hoben sich gespenstisch von dem dunklen Hintergrunde ab. Josa trat vorsichtig einige Schritte vor, stutzte und stieß einen Schrei aus.

„Still, um Gotteswillen still“, sagte eine weiche, tiefe Stimme, „wenn uns Jemand hört, geht es uns übel! Josa, wo kommst Du her?“

Ein Knabe, der auf einer Fensterbank saß, legte das Buch, indem er gelesen hatte, zur Seite, drückte den noch glimmenden Docht der neben ihm stehenden Kerze aus und kam auf Josa zu. Diese athmete auf.

„Bist Du nicht mein Vetter“, sprach sie leise, „derselbe, der vorher nicht lachte, als er mich begrüßte? Du wirst es niemandem sagen, daß ich hier bin, nicht wahr?“

Joachim sah die Kleine forschend an. „Sag, wo kommst Du her?“ fragte er noch einmal.

Wieder that ihr seine weiche Stimme wohl.

„Es war so eng in meinem Zimmer“, seufzte sie. „Ich konnte nicht anders, ich mußte hinaus. Ich bin hin und her geirrt, bis ich endlich das Schloß wiederfand und habe dann dies Zimmer für das meine gehalten.“

Des Knaben Züge überflog ein mitleidig spöttisches Lächeln.

„Armes Kind“, flüsterte er.

„Was thust Du denn hier?“ fragte sie, sich verwundert in dem großen, matt von Mondschein erhellten Raume umsehend.

„Ich!“ — Joachim erfaßte des Kindes Hand. „Wir wollen uns gegenseitig nicht verrathen, hörst Du“, sagte er. „Was ich hier thue, verstehst Du nicht. Schlimmes ist es nicht, gewiß nicht.“

„Schlimm war es doch auch nicht, daß ich in den Garten ging.“

„Aber sehr unvorsichtig! Denk doch, wenn Du nicht wieder nach Haus gefunden hättest!“

„Dann wäre ich im Walde geblieben, oder ich hätte so lange am Thor des stillen kleinen Hauses dort“ — sie deutete mit der Hand nach dem Park — gerüttelt, bis man es mir geöffnet hätte.“

„Welches meinst Du?“

„Ich sah nur das eine mit dem goldenen Kreuze darauf! Wer wohnt dort?“

„Die Todten, Kind!“

„Die begräbt man bei uns auf dem Friedhof. Jene sind wohl schon auferstanden und das Haus dort gehört zum Himmel?“

„Nein, es gehört der Erde an und die drin wohnen, sind Staub und Asche.“

„Wann stehen sie denn auf?“

„Wie kann ich's wissen?“

„Glaubst Du, daß keiner einst vergessen wird, keiner, auch der Großvater nicht?“

„Armes Kind“, sagte er noch einmal, anstatt zu antworten.

„Warum nennst Du mich arm?“

„Weil Du nach Dingen fragst, die Dich nichts angehen. Thu's nicht, hörst Du, thu' was man von Dir fordert, nimm was man Dir giebt, um weiteres kümmere Dich nicht, dann wirst Du's gut haben im Leben.“

Josa verstand ihn nicht. Sie blickte ihn eine Weile an, dann sagte sie: „Und hast Du nicht alles, was Du willst und brauchst, und doch siehst Du nicht aus, als hättest Du's gut. Es ist fast, als seist Du hier fremd wie ich?“

Der Gefragte hob den Kopf ein wenig.

„Ich bin meines Vaters ältester Sohn!“ entgegnete er.

Es entstand eine Pause und Josa sah umher. Nach einer Weile wandte sie den Blick wieder ihrem Vetter zu. Wie seltsam sah er aus! Seine Zähne gruben sich in die Unterlippe und seine Brust hob und senkte sich rasch.

Zaghaft that sie einen Schritt vor. „Hab' ich Dir etwas gethan?“ fragte sie scheu. Sie erhielt keine Antwort. Joachim schien ihre Gegenwart vergessen zu haben. Rasch und abgebrochen kam es von seinen Lippen: „Der Sohn meines Vaters, sein Aeltester und dennoch nicht glücklich! — Was ist denn Glück? — Kleider, Schuhe, Haus und Hof, Essen und Trinken? Nein! Das Alles gehört zum Leben, auf das Mehr oder Minder kommt es, meine ich, nicht an! Aber — streben nach dem, was einem als Höchstes vorschwebt, das muß es sein, das Glück! Seine Gaben und Kräfte verwenden und endlich es erreichen, das heißersehnte, hochgesteckte Ziel!“

Josa verstand kein Wort.

„Kennst Du die Bücher alle? fragte sie, sein Schweigen benutzend.

Der Knabe war wieder ruhig wie zuvor.

„Ich kenne nur wenige . . . leider,“ entgegnete er kurz.

„Aber Du liest wohl gern und Du könntest doch immerfort lesen. Du brauchst nicht zu arbeiten, denn Du wirst ein reicher Mann. Du bist ja der Erbe von . . .“

„Von Dönkirch,“ ergänzte Joachim, „und eben deshalb darf ich es nicht. Wir alle müssen uns dem Schicksal beugen und vielen wird's leicht — wohl ihnen! — Mir aber wird es schwer — sehr schwer — und ob ich's kann, das fragt sich!“ Er strich sich das dunkle, gelockte Haar aus der Stirn.

„Vergiß, was ich sagte, hörst Du,“ fuhr er fort. „Denk an nichts mehr und sage keinem je etwas von unserer nächtlichen Begegnung. Jetzt komm, ich werde Dich zu Deinem Zimmer führen.“

Dort angelangt, gab er ihr die Hand.

„Gute Nacht, Josa,“ sagte er und dann war sie allein.

VII.

Und nun begann für Josa ein Leben, das sich zum größten Theil in der Schulstube abspielte, ein Leben, reich an Kränkungen von Seiten ihrer Tante, die nie mit ihren Manieren, von Seiten des Herrn Obmann und Fräulein Heinrichs, der beiden lehrenden Elemente, die nie mit ihren Leistungen, und von Seiten Hanne's, der alten Kinderfrau des Hauses, die nie mit ihrem Betragen im allgemeinen zufrieden war. Der Onkel gönnte ihr hier und da ein derb-gutmüthiges Wort, bekümmerte sich aber sonst wenig um sie. Ihn nahmen die Geschäfte seiner ausgedehnten, vielverzweigten Wirthschaft vollauf in Anspruch. Nicht selten war er verstimmt und dann spöttelte er wohl in rücksichtsloser Gereiztheit über einen Bruder oder Onkel seiner Frau, der in Amerika reich geworden und verschollen sein sollte und den diese vergebens zu beerben hoffte.

Bei der Baronin riefen derlei Bemerkungen stets die übelste Laune hervor, die sich noch verstärkte, wenn ihr Gemahl verschiedener Bauten wegen von Geldmangel und Einschränkungen sprach. Nach Art aller schwachen Naturen, die dem Uebel nicht in's Auge sehen mögen, suchte sie nach Kräften, sich das Unangenehme fern zu halten. Gegen die Mängel ihrer Kinder stellte sie sich blind, und so machten diese ungehinderte Fortschritte; eines nur gab es, gegen das selbst sie sich nicht verschließen konnte: es war die Sorge um Joachim.

„Ach, wäre er doch anders!“ so seufzten in allen Tonarten Baron Barmer, seine Gattin und Herr Obmann. Was sollte denn aus Dönkirch werden, wenn Joachim es sich einfallen ließe, zu philosophiren, zu dichten, und was dergleichen Unfug mehr war!

Nicht selten kam es zu Scenen zwischen Vater und Sohn. Dieser hatte ihn, da er durchaus Interesse für Landwirthschaft gewinnen sollte, mit der Führung eines Wirthschaftsbuches betraut. Joachim unterzog sich dieser Aufgabe mit möglichster Pflichttreue, dennoch war es ihm passirt, daß er eines Tages Falsches eingetragen hatte.

Sein Vater ließ ihn rufen.

„Was hast Du da wieder gemacht?“ herrschte er ihn an. — „Woran denkst Du nur immer — was? Von den Pflichten, die Dein demnächstiger Beruf mit sich bringt, hast Du keine Ahnung, lebst in den Tag hinein und glaubst . . .“

„Vater! Du thust mir Unrecht!“ Joachim's dunkle Augen leuchteten finster.

„Unterbrich mich nicht“, fuhr dieser fort. „Ich habe Dir noch mehr zu sagen. Nächte lang, hör' ich, sitzest Du auf und stöberst in Gott weiß was für Folianten umher. Das kann so nicht bleiben; wir müssen eine Aenderung treffen. Sage einmal, wie möchtest Du eigentlich, daß sich Deine Zukunft gestalte?“

Baron Barmer steckte die Hände tief in seine Joppentaschen und zog die Brauen in die Höhe.

Es glitt etwas wie Freude über seines Sohnes feingeschnittene Züge, die das ernste Gesicht um ein paar Jahre verjüngte.

„Was ich wohl möchte?“ rief er „In die Welt, in die weite Welt möchte ich.“

„So, hm.“ Baron Barmer legte seine Pfeife auf den Schreibtisch. „Dein Lebelang nichts thun, das sieht Dir ähnlich.“

„Du mißverstehst mich, Vater. Ich möchte im Gegentheil arbeiten und es zu etwas bringen. Höre nur.“

„Ich mag nichts hören.“

„Ich denke, Du wolltest meine Wünsche wissen,“ beharrte Joachim.

„Bah, Wünsche? Nun ja, dann nenne sie, — werden närrisch genug sein. Junge, wenn Du doch andere Dinge im Kopfe hättest, Dummheiten meinetwegen, denn die gehören zu uns, möchte sagen: wie der Dorn zum Rosenbusch. „Tolle Barmers“ haben wir immer geheißen, Jahrhunderte lang; sie Alle“, — und er machte eine Handbewegung auf eine Reihe an der Wand hängender Bilder, Gestalten in Rüstungen, in Hof- und Schäfer-Trachten — „sie alle haben ihre Streiche gemacht — doch waren sie tüchtige, ehrenhafte Leute allesammt — Du aber, Du machst sicherlich nie einen dummen Streich, das heißt einen, wo Schneid dahinter steckt. Du lebst Dein Leben für Dich, nicht mit uns in unserem Interesse, und was bürgt mir dafür, daß Du nicht dereinst von dem guten, alten Stamm abfällst, wie eine wurmstichige frühreife Frucht, Niemand nützlich und sich selbst zur Unlust! Weiß Gott, mein Sohn, die Sorge macht mich alt, wie ein Alp liegt sie auf mir, auf Deiner Mutter, auf uns allen.“ Und Baron Barmer schlug heftig auf das mißbrauchte Wirthschaftsbuch.

„Vater,“ begann darauf Joachim, die Hände auf des Barons Arme legend und seine leuchtenden Augen in kindlichem Zutrauen auf dessen geröthetes Gesicht richtend: „Du mußt, Du sollst mich hören — jetzt! Ich passe nicht zum Landwirth — leider, so gar nicht. So wenig ich mich über die glänzendste Ernte glücklich preisen könnte, so wenig vermöchte ich mich über eine Mißernte zu grämen. Für Vieh interessire ich mich nicht, kaum für Pferde; ich reite schlecht und ohne Passion, und auf der Jagd spiele ich, wie Du selbst am besten weißt, die kläglichste Rolle. Was bleibt mir noch? — Ich bin gewiß, Wolf würde den Platz, der mir von Gott bestimmt ist, einst besser ausfüllen. Wenn der nur immer jagen, fischen, reiten und im Felde umherstreifen kann! Er macht vielleicht auch noch einmal einen Streich mit Schneid darin; kurz, er ist ein Barmer vom Scheitel bis zur Zehe und weil er nun von Natur mit allen Eigenschaften und Liebhabereien eines solchen ausgestattet ist, so mache ihn zum Erben von Dönkirch und mich . . .“

„Joachim!“

Baron Barmer stieß die Hände seines Sohnes fort und trat einen Schritt zurück. Schlimmeres hätte ihm sein Aeltester nicht sagen können! Er begriff noch nicht ganz, allmählich erst wurde es ihm klar, daß hier wieder einer war, der sein Erstgeburtsrecht in die Schanze zu schlagen bereit war und nicht einmal ein Linsengericht dafür verlangte! Oder hielt er mit der Forderung noch zurück?

Der breiten Brust Baron Barmer's entrangen sich tiefe Athemzüge, es dauerte lange, ehe er Worte fand.

„Joachim“, wiederholte er endlich. Seine Stimme klang wie ferner Donner und auf seiner Stirn zuckte es wie Wetterleuchten. „Und das wagst Du mir zu sagen, Deinem Vater! So also steht es mit Dir! — Doch nun möchte ich Dich auch weiter hören,“ fuhr er nach einer Pause in erkünstelter Ruhe fort. „Ich wüßte doch gern, ob Du Dir als Schulmeister oder Scribent Dein Brot zu verdienen gedenkst.“

Joachim hatte sich weder durch den Zorn, noch durch den Spott seines Vaters einschüchtern lassen.

„Gieb mir dereinst so viel, wie Deinem zweiten Sohne zukommt, laß mich studiren und schicke mich in die Welt; dann hast Du genug für mich gethan, dann laß mich weiter sorgen.“

„Und was willst Du dann?“ stieß der Baron hervor.

„Dann will ich das Leben großer Denker und Dichter und ihre Werke studiren, ihren Fußstapfen folgen, oder meinetwegen mir neue Pfade suchen, will die gereiften Gedanken, die jetzt unreif durch meinen Kopf schwirren, der Menschheit darbringen, daß sie dereinst sagen soll: Dieser hat mit seinen Pfunden treu geschafft. Setzen sie noch einen Dank hinzu, so hätte ich übergenug. Laß einen Würdigeren nach Dir Deine Felder bauen, mich aber laß denken, dichten . . .“

Joachim schwieg. Seine Augen strahlten und seine Wangen bedeckte der Purpur jugendlicher Begeisterung.

Baron Barmer starrte ihn an. Es war kein Kind mehr, das vor ihm stand und kindischen Unsinn ausschwatzte, es war ein Jüngling, der seine kühnsten, glühendsten Wünsche offenbarte. Aber sie fielen auf ein hartes Feld!

„Noch ist es Zeit,“ dachte Baron Barmer, „noch lassen sich die verrückten Ideen austreiben! Doch es muß gleich geschehen, ehe der Eigensinn zum Willen heranwächst. Und dann selbst — biegen oder brechen!“

Joachim, seinen ältesten Sohn, todt zu sehen — der Gedanke wäre ihm furchtbar gewesen, noch furchtbarer aber wäre ihm der, ihn in die Welt hinaus zu schicken, einem vornehmen Vagabunden gleich, der nichts ist, aus dem nichts wird, als im günstigsten Falle ein Dichter. Wozu war er denn der Vater? An ihm war es, ein Machtwort zu sprechen und den jungen Phantasten in die rechten Bahnen zu lenken.

„Nun hast Du wohl genug gesagt,“ begann er von neuem, „nun sollst Du meine Pläne hören. Michaelis kommst Du nach X. auf das Gymnasium und hast Du dieses absolvirt, so studirst Du Landwirthschaft, kommst hernach hierher zurück und thust Deine Pflicht an meiner Seite. — Die Bibliothek hast Du zum letzten Male betreten, sie wird verschlossen. Obmann revidirt Deine Bücher und läßt Dir nur die, welche zu Deinen Studien erforderlich sind. Von morgen an schläft er bei Dir, damit das Nachtwachen ein Ende hat. In X. wird Herr Gerdes, mein früherer Verwalter, zu dem ich Dich in Pension gebe, dann weiter sorgen. Er ist ein verständiger Mann und wird meinen Wünschen auf das Genaueste nachkommen. „So“ — Baron Barmer holte Athem und fuhr sich mit den Fingern durch das Haar — „nun wären wir fertig. — Zum Teufel auch, habe schon viel zu viel Worte verloren, hätte längst kurzen Prozeß machen sollen.“

Die Röthe auf Joachims Wangen war der gewöhnlichen, bleichen Farbe gewichen und seine Augen leuchteten nicht mehr.

„Gut“, sagte er, als sein Vater schwieg, ich will versuchen, so zu werden, wie Du willst, aber ich fürchte, es wird vergeblich sein.“

„Larifari, vergeblich! Das wird sich finden! Jetzt zu Bett, gute Nacht.“

Und Joachim ging, langsam, geräuschlos . . .

„Hat der dumme Junge mir einmal wieder den Kopf warm gemacht“, seufzte der Baron. „Ein verwünschtes Pathos hat er, will ihm aber schon 'ne andere Sprache lehren, das soll er sehen!“

Unter diesen selbsttröstenden Worten setzte er sich an den Schreibtisch, steckte sich eine Pfeife an und corrigirte den Fehler in Joachims Wirthschaftsbuch.

Eines Tages war Markt in Fahrberg, dem benachbarten Städtchen. Die Kinder, in Begleitung des Hauslehrers und der Gouvernante, waren hingefahren worden und schwatzten Abends zu Hause von ihren kleinen Erlebnissen. Das Theater, in dem sie einen Act der „Räuber“ gesehen, erfreute sich dabei der häufigsten Erwähnung.

„Nun, wie war es denn in dem Musenstall?“ fragte Baron Barmer Joachim. Die begeisterte Schilderung seiner beiden Jüngsten flößte ihm doch in Anbetracht der Fahrberger Marktverhältnisse Mißtrauen ein.

„Ich war nicht dort,“ war Joachims Entgegnung.

„Warum nicht? Ich denke, Du schwärmst für die Schauspielerei.“

Joachims Augen leuchteten auf.

„Für die gute — ja!“

„ Gute — bah! — Thut der Junge, als hätte er schon Gott weiß was gesehen.“

„Nein, nichts, gar nichts sah ich“, rief Joachim, „und eben deshalb steht die Schauspielerkunst so groß vor meiner Seele. Der Tempel der Künste ist mir geheiligt, ist für mich wie mit einem Glorienschein umwoben. Dort werden die Worte unserer größten Denker gesprochen, die edelsten Thaten, die je in Wirklichkeit geschahen oder die sich eine hochfliegende Phantasie ersann, spielen sich vor unseren Augen ab, uns zum Exempel! Mich zieht es hin zu den Brettern — nicht um mein Glück auf ihnen zu versuchen — dazu besitze ich die Fähigkeit nicht, sondern nur zu begreifen, zu lernen und, wie ich Dir schon sagte, um dereinst selbst niederzuschreiben, was meine Seele erfüllt!“

Joachim schwieg. Eine mächtige Begeisterung flammte aus seinen Augen.

Und wunderbar — Baron Barmer rührte sich nicht. Er schalt nicht, stampfte nicht mit dem Fuße, spottete nicht. Es dauerte lange, ehe er ein Lebenszeichen von sich gab, die pathetische Rede übte diesmal eine Art lähmender Wirkung über ihn. Endlich fuhr er mit der Hand über die Stirn. Sie war naß von Schweiß. Er blickte seinen Sohn an, als wollte er ihn durchbohren und sagte dumpf: „Geh, wenn Du willst — und wohin Du willst, ich stehe Dir nicht im Wege. Ich wollte .... ja bei Gott ich wollte, Du wärst mein Sohn nicht!“

Dann stand er auf und auch jetzt warf er nichts um, stieß an nichts — machte die Thür sachte auf und wieder hinter sich zu.

Frau von Barmer preßte die Hände an die Stirn. „Das grade heute bei meinem Kopfschmerz“, seufzte sie mit erlöschender Stimme.

Dann verließ auch sie das Zimmer, Wolf und Edith folgten ihr.

Joachim aber stand da, unbeweglich, ein verblüffter, erschreckender Entschluß.

„Ach, hätte er es nicht gesagt“, flüsterte er. „Möglich, daß er es nicht ganz so gemeint hat, doch nun ist es heraus. Ich wollte, Du wärst mein Sohn nicht“, „ich werde sie nicht wieder vergessen können, die schrecklichen Worte“, stöhnte er, die Hände an den Schläfen. „Hätte er getobt — geflucht — es würde nichts schaden, es würde vorüber gegangen sein. Doch er war ruhig — und Ruhe ist nicht gut bei ihm. O!“ . . . Dann zuckte das junge Haupt zurück. „Wohlan denn, mein Vater, der Wunsch mag Dir eines Tages in Erfüllung gehen und dann, verzeihe mir Gott! . .“

Nach diesen letzten lautgesprochenen Worten legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er sah zur Seite. Josa stand neben ihm und sah ihn unter ihren dunklen, zusammengewachsenen Brauen aus großen treuherzigen blauen Augen an.

„Lieber Joachim“, flüsterte er.

„Laß mich“, sagte er rauh, schob ihre Hand von sich und ging.

Josa sah ihm nach und weinte.

IX.

Nach einiger Zeit traf Baron Barmer die projektirte Aenderung. Er entließ den Hauslehrer, schickte Joachim auf das Gymnasium in X. und Wolf in ein Kadettencorps.

Dann athmete er auf und seine Frau that es mit ihm. Edith verlangte oft nach ihren Brüdern, besonders nach Joachim, für den sie eine Art Verehrung hegte, und schloß sich, vielleicht in Ermangelung eines anderen, an Josa an.

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf und Bitte an alle guten Menschen.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, die in Deutschland noch üblichen Massenthierquälereien, die oft nur aus Gedankenlosigkeit und Gewohnheit verübt werden, zu bekämpfen. Durch eine ausgedehnte Propaganda suchen wir auf die sittlichen Anschauungen wie auf die Gesetzgebung zu wirken, um endlich zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, welche Rohheit und Erbarmungslosigkeit in der aus einer sittenrohen Zeit stammenden Auffassung liegt, daß der Mensch seine geistige Ueberlegenheit dazu benutzen dürfe, der Peiniger anderer wehrloser Geschöpfe zu sein. Zur Lösung dieser Aufgabe suchen wir Mitarbeiter im ganzen Deutschen Reich Wir wenden uns um Unterstützung an alle guten Menschen, die nicht kalten Herzens an die grausamen Qualen denken können, welche durch Menschenhand Millionen armer Geschöpfe erleiden müssen, denen gleich uns die Fähigkeit angeboren ist, den Schmerz zu empfinden. Wir wenden uns auch an alle Jene, denen die Erziehung des Volkes obliegt, — die Einfluß auf die Gesetzgebung haben, — die durch ihre Stellung Autorität besitzen, um rohe Sitten, öffentliche Schäden zu beseitigen. Mögen sie uns helfen, milden Sinn, Erbarmen mit allen fühlenden Wesen in die Herzen zu pflanzen und die Massenthierquälereien zu beseitigen, die eine Schule der Verrohung sind für unser Volk: das martervolle Tödten der Schlachtthiere ohne vorherige Betäubung, den Vogelfang mittelst Schlingen, den Fischfang mittelst Legangeln, das Abschneiden der Froschkeulen ohne gleichzeitige Tödtung der Thierchen, die Thierquälerei beim Transport, bei der Arbeit der Zugthiere u. s. w. Wie die bisherigen Erfolge unserer Propaganda in der Frage der Schlachtreform gezeigt, kann Abhilfe getroffen werden. In vielen Bezirken, Provinzen und in einigen Staaten des deutschen Reichs sind nun schon Verordnungen erlassen worden, welche die Betäubung der Schlachtthiere vor dem Abstechen anordnen, Auf diesem Wege müssen wir weiter gehen. Welcher gute Mensch wird seine Mithilfe versagen, wenn man ihm zeigt, wie er zur Abschaffung der bisherigen Massenthierquälereien beitragen kann? Und so richten wir die dringende Bitte an Alle, die mit uns die unschuldig leidenden Thiere wie die Verrohung der Menschen beklagen, uns in unserer schweren humanitären Aufgabe zu unterstützen und unserem Vereine beizutreten. Die Beitrittserklärungen (Minimaljahresbeitrag 1 Mk.) bitten wir zu richten an die Geschäftsstelle des Berliner Thierschutzvereins, H. Beringer, Berlin SW, Königgrätzerstraße 108.

Der Vorstand des Berliner Thierschutzvereins
(zur Bekämpfung der Massenthierquälereien im deutschen Reich).
Prof. Werner Schuch, 1. Vors. — Reg.-Rath Dr. Schanze, 2. Vors. — H. Beringer, Tel.-Insp. a. D., Geschäftsleiter.

Ein Vorurtheil.

Vorurtheile und vorgefaßte schiefe Meinungen giebts gar viele im menschlichen Leben. Einer der letzteren begegnen wir auf Schritt und Tritt: sie gipfelt darin, daß mit dem Eintritt des reiferen weiblichen Alters es nicht mehr nöthig sei, dem äußeren „Ich“ die Aufmerksamkeit zu widmen, die dasselbe in den Jahren der Jugend in Anspruch nimmt. Hast Du, liebe Leserin, noch nie bemerkt, wie viele Angehörige der weiblichen und männlichen jeunesse dorée unserer Tage höhnisch lächeln und geringschätzig die Achseln zucken, wenn sie bei älteren Leuten das Bestreben wahrnehmen, entweder der Mode einige Concessionen einzuräumen oder in Gebahren und Haltung vergessen zu machen, daß die Tage der Jugend dahin sind und der Zenith des Lebens überschritten ist? Hast Du vielleicht nicht selbst wenig liebliche Glossen gemacht dazu und zwischen den Zähnen etwas von „Tempi passati“ gemurmelt? Gewiß — wer hätte sich nicht schon bei solchen Regungen erwischen lassen — aber — ob's recht war, das ist eine andere Frage, eine Frage, der wir ein bischen auf den Leib rücken wollen!

Daß es Thorheit ist, wenn ältere Leute im äußeren Gebahren mit der Jugend Schritt halten wollen, ist ohne weiteres zuzugeben: das krampfhafte Bemühen nach dieser Richtung hin ist Koketterie und verfällt verdienterweise dem Fluch der Lächerlichkeit. Etwas anderes aber, und damit durchaus nicht in einen Tiegel zu werfen, ist das verständige, bewußte und nicht aufdringlich in die Erscheinung tretende Streben älterer Leute, uns die Zahl der Jahre vergessen zu machen. Jünger aussehen als man ist, so lange es irgend möglich bleibt, soll das nicht erlaubt, soll das in erster Linie nicht beim weiblichen Geschlecht statthaft sein, so lange der Natur und guten Sitte nicht Zwang angethan wird? Wir meinen sogar, die Frau hat die Verpflichtung, möglichst lang „schön“ sein zu wollen und die Jugend, die ohnehin schnell genug schwindet, nicht allzuschnell preis zu geben. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten — nicht für sich allein blüht sie, wohl aber der Umgebung zum herzlichen Wohlgefallen!“

Die Umgebung! Doch wohl für die Familie! Wohl ist's an vielen Orten Mode, daß beim Heranwachsen der Töchter die Mama sich gewissermaßen auf das „Altentheil“ zurückzieht und es auch etwa ausspricht, die Zeit des sich Schmückens und Jugendlichseins sei nun vorüber, und was derlei Resignationliches mehr ist — aber, täuscht Euch nicht, Ihr vor der Zeit zur Abdankung geneigte Mütter: am Wege, der vom jugendlichen ins sogenannte bestandene Alter hinübergeführt, steht eine Warnungstafel. „Man hüte sich vor dem Sichgehenlassen“, steht darauf; und wer allzufrüh sich dem laisser aller und den Bequemlichkeiten des Alters überantwortet, sich vom Erscheinen in der Welt, von dem dadurch auferlegten gesellschaftlichen Zwang befreien will, der könnte weiter geführt werden, als es ihm selbst lieb ist! Die Gesellschaft, in der wir leben, die Pflichten der Convenienz und des Anstandes, so lästig sie uns manchmal scheinen, haben entschieden das Gute, daß sie uns zwingen, acht zu geben auf uns selbst; unsere Gewohnheiten, unsere Lebensführung, Toilette und äußere Erscheinung stehen im Banne und unter Controle derselben. Haben wir Anlage zur Indolenz, Neigung zum Matronenhaften, sind wir Candidaten oder Candidatinnen einer behäbigen „Altersversorgung“, so ist es doppelt rathsam, sich dem Umgang mit jüngeren Elementen nicht zu entziehen, auf daß ein Schimmer der Jugendlichkeit auch uns noch holdselig verkläre! Ja — das frühzeitige Altwerden, das freiwillige Altwerden im Geiste, meinen wir, hat manchen häuslichen Streit, manchen Mißklang im heimischen Familienconcert auf dem Gewissen. Der Mann, der sich in späteren Jahren allzusehr „gehen läßt“, die Frau, die sich kaum mehr Mühe nimmt, adrett, frisch, liebenswürdig, begehrenswerth zu erscheinen, dieweil „sie vielleicht bald Großmutter wird“ — welch ein unerquickliches Bild baut sich da auf; wie müssen die Illusionen, deren wir Menschenkinder nun einmal nicht entrathen können, schwinden, und wie öde und aller äußeren Zierde baar erscheint uns das gefürchtete Alter, das wir, weil wir nicht verstehen wollten, länger jung zu sein, viel zu früh heraufbeschworen?

Du verstehst mich, liebe Leserin! Fern sei es von uns, der Koketterie und dem Bemühen das Wort zu reden, durch die Boudoirkünsteleien einer raffinirten Kosmetik die entschwindende Jugend festhalten zu wollen; — wohl aber möchten wir warnen davor, dem Stand der Matronen beizutreten, ehe und bevor sich „die Zeit erfüllet hat!“ Und die da prangen in der Fülle und Schönheit der Jugend und vielleicht das Näschen rümpfen, wenn wir der zur Rüste gehenden milden Herbstessonne noch ein „Verweile doch, du bist zu schön“, zurufen — sie mögen es hören:

Mein schönes Mädchen habe acht,
Daß dir nach zwanzig Lenzen
Noch froh wie heut' die Lippe lacht,
Stirn' klar und Augen glänzen.
Es ist der Schönheit Prob' und Krone,
Auch schön zu sein noch als Matrone!

(Schweiz. Familienbl.)

Einige Winke über den naturgemäßen Wassergenuß.

Wie von jedem Factor der naturgemäßen Lebens- und Heilweise ein vernünftiger Gebrauch gemacht werden muß, sollen nicht böse Folgen eintreten, so auch beim Wassertrinken. Vorab dürfte als Regel gelten, den Magen niemals mit Wasser zu überladen, denn dasselbe will ja auch verdaut werden. Ein Glas frisches Wasser beim Frühaufstehen gleich nach dem gewohnten Mundbade schluckweise in 3 bis 10 Minuten getrunken, ist eine sehr empfehlenswerthe, weil gesunde Gewohnheit, denn hierdurch wird die Schleimhaut des Magens, die sich von der Abendverdauung her und durch die Nachtruhe in einem congestiven Zustande befindet, wohlthätig gekühlt. Außerdem werden die Nerven belebt, die erschlafften Gefäße zur Aufsaugung bethätigt, zumal es dem Blute am Morgen nach dem Schlafe an Wasser fehlt, da Schweiß und Absonderungen während der Nacht ihren Fortgang nehmen. Endlich werden dadurch die freien Säuren und Gährungsreste, die noch etwa im Magen sind, verdünnt und abgeführt.

Die Temperatur des Trinkwassers sei nicht zu kalt, aber auch selbstverständlich nicht zu warm, denn bei letzterem ist das eigentlich erfrischende Element, die Kohlensäure, dieser Hauptfactor der gesundheitlichen Wirkung, verloren gegangen. Eine Wärme von etwa 10 bis 12 Gr. R. erscheint am angemessensten. — Wasser unter 6 Gr. R. ist wegen seiner heftig reizenden Wirkung auf Mundhöhle, Schlund und Magen nicht mehr als Trinkwasser zu gebrauchen. — Dann sei das Wasser rein und klar. Am reinsten von organischen Bestandtheilen, von Farbe krystallklar und am reichsten an Kohlensäure ist das Quellwasser, welches deshalb angenehm erfrischend schmeckt und das wahre Trinkwasser ist, namentlich, wenn es aus Granit hervorbricht.

Ueber das Wassertrinken bei Tisch gehen die Ansichten — auch unter den Naturheilkundigen — sehr auseinander. Während Dr. Schindler in Gräfenberg dem Wassertrinken beim Essen sehr das Wort redet und Philo vom Walde in Neisse bis zu drei Gläser bei Tisch zu sich nimmt — mit der Versicherung, daß es ihm sehr gut bekomme, theilen vor allem Dr. med. Böhm aus Wiesenbad und Pfarrer Kneipp diesen Standpunkt nicht. Auch wir müssen uns gegen das Wassertrinken beim Essen erklären. Zunächst kühlt das Wasser die Magenschleimhaut zu sehr ab und beschränkt dadurch die Absonderung des Magensaftes. Dann wird die etwa abgesonderte geringe Menge Magensaft durch das hinzukommende Wasserquantum erheblich verdünnt, die chemische Magenthätigkeit gestört und somit die ganze Magenverdauung außerordentlich geschwächt. Wer bei Tisch genöthigt ist, zu trinken, sei es nun Wasser oder sonst ein Getränk, wie Wein oder Bier dessen Magenverdauung ist eben nicht normal, vorausgesetzt, daß nicht etwa scharf gewürzte Speisen das Bedürfniß zum Trinken hervorrufen. Uebrigens führen wir auch in unseren Speisen ein hinreichendes Wasserquantum ein, namentlich bei Obst- und Gemüsegenuß. Dagegen wird der Genuß von frischem Wasser etwa zwei bis drei Stunden nach Tisch sehr wohlthätig wirken, indem die durch das erste Stadium der Verdauung hindurch gegangenen Speisen nunmehr durch das Wasser noch besser gelöst und für die bevorstehende Auffaugung im Magen oder Darm in wirksamster Weise vorbereitet werden. — Ebenso ist das öftere schluckweise Trinken reinen, frischen Wassers den Tag über allen Gesunden, besonders aber den verdauungsschwachen Kranken mit schlechtem Stuhlgange bestens zu empfehlen, da es, wie dies auch schon Pfarrer Kneipp betont, eine normale Leibesöffnung nach und nach herbeiführt.

Was das Trinken kalten Wassers bei erhitztem Körper anbelangt, so sind auch hier die Meinungen getheilt. Philo vom Walde spricht von einem „Vorurtheil“, mit dem aufgeräumt werden müsse, und Dr. P. Niemeyer verweist die üblen Folgen des in Rede stehenden „kalten Trunkes“ in das Reich der Fabel. Andere vertreten und begründen den entgegengesetzten Standpunkt. Wir sind der Meinung, daß das hastige Trinken großer Quantitäten kalten Wassers bei erhitztem und erregtem Körper unmöglich die Gesundheit vortheilhaft beeinflussen kann, denn kaltes hastiges Trinken bei erhitztem Körper ruft mit Naturnothwendigkeit einen Druck, eine Blutstauung hervor, die sich bis zum Gehirn fortpflanzt. Das Gebiet der Unterleibsgefäße ist allerdings sehr geräumig; aber das kalte Wasser kältet durch die Magenwände hindurch nicht nur die feinen Magenarterien, sondern auch die zahlreichen andern Gefäße, welche in der Nähe liegen, so die der Leber, Milz, des Zwerchfelles u. a. m. Diese Gefäße verengern sich durch den intensiven Kältereiz plötzlich, und es entsteht Blutdruck in den Lungen und im Gehirn mit den naheliegenden und durch die Erfahrung leider oft genug bestätigten weitern lebensbedrohenden Folgen eines Lungen- oder Gehirnschlagflusses. Wir können uns in eine weitere Besprechung dieser Sache nicht einlassen, bemerken aber, daß wir Thatsachen, als die bekanntlich besten Beweise für unsere Behauptung anzuführen in der Lage sind. Das langsame Trinken eines kleinen Glases Wasser abends nach dem Mundbade vor dem Schlafengehen ist zu empfehlen und unter allen Umständen der höchst verwerflichen Gewohnheit mancher Menschen, kurz vor Schlafengehen Bier, Wein, Cognak u. drgl. als Schlaftrunk zu genießen, weit vorzuziehen. Man wird sich eines ruhigen, erquickenden Schlafes erfreuen und am Morgen neu gestärkt erwachen. Das kalte Wasser, bis zum Gefrierpunkte abgekühlt, wird mit Fruchtsaft versetzt, als Eis genossen, besonders als Dessert nach starken erhitzenden Mahlzeiten. Wir verwerfen diese unsinnige Gewohnheit der vornehmeren Stände mit aller Entschiedenheit. Das Eis schadet den Zähnen und dem Magen ganz außerordentlich und kann Katarrhe und höchst gefährliche Zustände zur Folge haben. Auch die Verwendung von Eis in Krankheitsfällen, äußerlich als Eisbeutel, Eisumschläge, innerlich als Verschlucken kleiner Eisstücke ist sehr verwerflich. Die Naturheilmethode kann alle diese Gewaltmittel gut entbehren und kommt mit kühlen Compressen, Trinken frischen Wassers u. s. w. entschieden erfolgreicher zum Ziele.

Schließlich wiederholen und betonen wir nochmals: Das Wasser ist das Normalgetränk des Organismus; alle künstlichen und combinirten Getränke sind in gesundheitlicher Beziehung nur verunreinigtes Wasser und können nie und nimmer den Werth des reinen, frischen Wassers ersetzen.

(A. d. Hausdoctor.)

Wirkliche Nutz-Hühnerzucht.

II.

Merkmale guter Zuchthühner. Hennen mit großer hängender Haube, ebenso die mit belatschten, d. h. befiederten Füßen, sind für die Nutzgeflügelzucht zu vermeiden; die Ursachen, um derenwillen diese untauglich erscheinen, sind oft bereits angegeben worden. Im Uebrigen ist sorgsam auf Folgendes beim Ankauf zu achten: Kamm und Glocken (letztere fälschlich auch Bart genannt), müssen während der Legezeit kräftig roth aussehen; sind diese nackten Theile blaß und fahl, so ist die Henne bleichsüchtig und sicherlich keine fleißige Legerin. Die Ohrenscheibe muß rein-weiß oder je nach der Rasse kräftig roth, dagegen darf sie nicht fahl, matt oder nußfarbig aussehen. Das Gefieder muß glatt und reinlich, namentlich am Hinter- und Unterleib nicht schmutzig und hier, wie auch an allen anderen Theilen, nicht struppig sein. Die Brust muß voll, der Rasse entsprechend fleischig, jedoch nicht wie mit Fett belegt erscheinen; am wenigsten darf der Brustknochen spitz hervorstehen. Der Unterleib darf weder eingefallen, runzelig und schlaff, noch mit dicker Fettlage umhüllt, das Kreuz muß breit und kräftig, der Hinterkörper überhaupt breit, voll und gedrungen sich zeigen. — Der Schnabel darf nicht verkümmert, verbogen, an der Spitze zersplittert oder sonstwie mißgestaltet, die Füße müssen vollständig und in gutem Zustande, auch nicht mit großen harten Schuppen, keinenfalls aber mit Schinn oder gar Schorf bedeckt sein, selbstverständlich nicht hier und da Beulen, kleine Geschwülste (erfroren) oder gar Wunden haben. Das Huhn darf kein verbogenes Brustbein haben, noch weniger ein solches Rückgrat; der Schwanz darf nicht nach einer Seite hängen. — Alle Bewegungen müssen schnell und kräftig, nicht matt und mühselig ausgeführt werden. — Zu alte Hühner, die man an den Füßen, den langen und spitzen Sporen, den großen und harten Schuppen, dem faltigen, runzeligen, mißfarbigen Gesicht, wohl auch mit übermäßig großen, nicht mehr schönen rothen Ohrlappen erkennt, kaufe man nicht.

Wenn Landhennen in der angegebenen guten Beschaffenheit oder Abkömmlinge von einer entsprechenden Rasse am Wohnorte des Züchters nicht zu erlangen sein sollten, sondern anderweitig angekauft werden müssen, so wolle man vor allem die Warnung beherzigen, daß es bei dieser Zucht unter allen Umständen zu vermeiden ist, die Hennen aus einer entfernten Gegend herschicken zu lassen. Nichts wäre verkehrter, denn dadurch würde ja das Hauptziel: die Verbesserung des fest im heimischen Boden wurzelnden Stammes durch ein fremdes edles Reis — wenn ich dies Bild brauchen darf — von vornherein völlig verrückt und der Erfolg verdorben werden. Nicht die Hähne allein, sondern auch die Hennen müßten sich dann ja erst akklimatisiren.

Beim Ankauf der Hähne für unsere Nutzhühnerzucht ist gleichfalls Vorsicht und Sorgsamkeit nothwendig. — Ein guter Zuchthahn muß vor allem kerngesund sein, kräftig und wohlgenährt, aber nicht fett erscheinen; lebhaft rothen Kamm und gleiche Glocken, klare, feurigblickende Augen, ein volles sauberes Gefieder und keinerlei körperlichen Makel haben. — Schnabel und Füße müssen bei ihm wie bei der Henne von tadelloser Beschaffenheit sein. Die Rassenkennzeichen, soweit sie den Körperbau anbetreffen, müssen durchaus vorhanden sein; hinsichtlich der Färbung aber brauchte man eigentlich kein Gewicht darauf legen, daß sie stimme; freilich bedeutet die abweichende Färbung meistens einen Rückschlag und daher ist es allerdings besser, daß man für die Nutzgeflügelzucht nur einen, auch in dieser Beziehung, d. h. also in jeder Hinsicht tadellosen Hahn anschaffe. Mit Rücksicht darauf, daß der Preis bei der geringsten Abweichung in der Farbe schon außerordentlich viel geringer ist, liegt die Versuchung immerhin gar nahe, daß der Züchter den Hahn entnehme, welcher ja in seinen Augen keinen Makel hat. Beziehen wir ihn von fernher, also einen Italiener wirklich aus Italien, einen Spanier — freilich nicht aus Spanien — wohl aber in bester Beschaffenheit durch einen großen Geflügelhändler, vielleicht aus England, die französischen Hähne aus Frankreich oder Belgien u. s. w., so droht uns immer die Gefahr, daß wir einerseits von unreellen Verkäufern sowohl hinsichtlich des Preises, als auch in der Beschaffenheit arg übervortheilt werden, oder daß wir andererseits mit den neuen Ankömmlingen gefährliche Krankheiten auf unseren Geflügelhof einschleppen. Kaufen wir dagegen von einem einheimischen Züchter oder einem Händler, so bedarf es wiederum großer Vorsicht, denn im Handel und Wandel mit lebenden Thieren kommt bekanntlich nur zu häufig geplante sowie unabsichtliche Uebervortheilung vor. Die Hühnerzüchter wollen also immer die Mahnung beherzigen, daß sie auch die Hähne und diese vielmehr mit Recht — weil sie doch eben von größter Bedeutung sind — nur aus zuverlässiger Hand entnehmen dürfen.

In diesem Sinne verweise ich an die Geflügelzüchter-Vereine, deren überaus erfreuliche regsame Thätigkeit volle Anerkennung verdient. Mit Vertrauen wollen sich die Herren Landwirthe, insbesondere aber die Hausfrauen in Stadt und Land, an den Vorstand des nächsten Vereins für Geflügelzucht — gleichviel welchen Namen derselbe trägt — wenden. Hier liegt ja die größte und schönste Aufgabe aller unserer Geflügelzucht-Bestrebungen vor, nämlich die, daß der Sport der Nutzgeflügelzucht zu Hülfe kommt, indem er von seinem Reichthum ihr bereitwillig abgebe, ganz unentgeltlich oder doch zu mäßigen Preisen. Man wolle eben die Thatsache nicht vergessen, daß die hohen Sportpreise des Geflügels doch eine der Hauptursachen sind, welche der jetzigen Geflügelzucht — wie sie allenthalben bei uns betrieben wird — vornehmlich den praktischen Boden rauben und sie nur als Sport und Luxus betrachten lassen. Allerdings muß ich auch hervorheben, und es geschieht in der That mit großer Freude, daß es doch bereits recht viele Geflügelzüchter giebt — Mitglieder der Vereine — welche sich ein Vergnügen daraus machen, gutes und nutzbares Geflügel, junge Hühner oder Bruteier an die Landleute kostenlos oder sehr billig abzugeben.

Von einem guten Legehuhn müssen wir folgende Eigenschaften verlangen:

Erstens soll dasselbe eine möglichst reiche Anzahl von Eiern im Laufe des Jahres legen. Die Zahlen, welche die Geflügelwirthe bei den verschiedenen Hühner-Rassen als Ertrag angeben, schwanken ungemein, und ich habe mich daher bemüht, bei jeder Rasse immer eine thatsächlich richtige Durchschnittszahl festzustellen.

Zweitens soll das Huhn recht große Eier legen und auch in dieser Hinsicht ließ ich es mir angelegen sein, stets eine stichhaltige Durchschnittsangabe des Gewichts aufzustellen. In anbetracht dessen, daß das kleine und wohl gar zugleich nahrungsarme Hühnerei uns in mehrfacher Hinsicht Schaden bringt, haben wir alle Ursache dazu, den Rassen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche bei verhältnißmäßig kleinem Körperumfang und geringem Futterverbrauch recht große und schwere Eier legen.

Drittens muß das Nutzhuhn, welches wir als das ergiebigste anerkennen, vornehmlich dann Eier bringen, wenn diese im übrigen am knappsten und infolge dessen am theuersten sind, also in den Wintermonaten. In der Schilderung der Rassen habe ich daher selbstverständlich auch immer auf diese Eigenthümlichkeit besondere Rücksicht genommen.

Viertens muß das betreffende Huhn kräftig und ausdauernd sein und selbst in nordischen Breiten sich gut erhalten lassen, ohne zu kränkeln oder im Legen aufzuhören. Zugleich muß sich seine Nachzucht als so lebensfähig ergeben, daß sie auch die Beschwerden unseres rauhen Klimas gut ertragen kann und sich selbst bei ungünstiger Witterung ohne große Verluste aufziehen läßt. Hierher gehören vor allem die Hühner, welche schnell heranwachsen und sich bald befiedern, ohne lange nackt umherzulaufen.

Fünftens muß das Nutzhuhn genügsam in der Ernährung sein, so daß es sich überall, wo sich irgend die Gelegenheit dazu bietet, den größten Theil des Jahres hindurch die Nahrung fast ausschließlich selbst beschaffen kann und nur in der rauhesten Zeit eine größere Futterzugabe verlangen darf. Bei diesem Punkte ist übrigens zu bemerken, daß derselbe sich allerdings nur dort als zutreffend ergeben kann, wo die Hühner weiten, freien Auslauf auf Höfen, in Viehställen, vor den Scheunen und wenn möglich auch auf Stoppelfeldern, Wiesen, Triften u. a. haben. Wo ihnen solcher Vortheil nicht gewährt werden kann, müssen sie natürlich zu jeder Zeit entsprechend mit Futter versorgt werden

Da sich nun aber erklärlicherweise alle diese Anforderungen in betreff der Nutzbarkeit bei ein und derselben Rasse nicht leicht erreichen lassen, sondern die eine mehr Vortheil in dieser, die andere in jener Hinsicht gewährt, so müssen wir eben dahin streben, uns ein Huhn heranzuzüchten, welches den Bedingungen voller Nutzbarkeit wenigstens soweit als irgend möglich genügen kann.

Anforderungen an das Fleischhuhn: Vor allem muß es einen wohlgestalteten, vollen Körper haben; es sollte immer so viel als irgend möglich der beim Dorkinghuhn angegebenen, gleichfalls viereckigen Gestalt gleichen. Volle Brust ist ein Haupterforderniß; weniger vortheilhaft sind volle Schenkel. Es muß aber nicht allein reichliches, sondern auch zartes, kurzfaseriges, saftiges und rein weißes Fleisch haben; ebenso darf das Fett nicht gelb, sondern es muß auch rein weiß aussehen. Ein gutes Fleischhuhn muß sich ferner leicht mästbar zeigen, es muß also gefräßig und unverdrossen, nicht wählerisch und makelig im Futter sein. Schließlich ergiebt sich als Erforderniß, daß die Küchel früh reif, mithin zeitig mästbar werden.

Weder mit der Eigenthümlichkeit als Legehuhn, noch mit der als Fleischhuhn läßt sich aber die Eigenschaft einer guten Brüterin und sorgsamen Führerin der Küchel vereint erwarten. Wer also einerseits Legehühner oder andererseits Masthühner züchten will, muß sodann auch immer darauf bedacht sein, daß er neben den Hennen, welche für sein Ziel bestmöglichst tauglich sind, auch einige andere besitze, die lediglich als Brüterinnen Dienste leisten sollen. — In einem besonderen Abschnitt werden wir von diesem Gesichtspunkte aus Brüterinnen oder Glucken hier betrachten müssen und dann werde ich auch meine Meinung in betreff der Brutmaschinen und künstlichen Glucken aussprechen.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 15. März 1895. Neunter Jahrgang. — № 11.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. L. S. G.]

(Fortsetzung.)

Josa blieb aber vorläufig eckig, ungewandt und verschlossen wie zuvor und mußte manchen scharfen Tadel über sich ergehen lassen. Was konnte sie denn dafür, daß sie nicht so anmuthig und so gewandt war, wie ihre Cousine? Die Kinder in ihrem Heimathsdorf waren auch nicht anders als sie.

Monate vergingen, in ihrer Eintönigkeit nur dann und wann durch einen Besuch der Gutsnachbarn unterbrochen. Erzen's, die auf Haidbruch, Dönkirch am nächsten, wohnten, kamen am häufigsten und brachten immer Leben mit. Baronin Marianne, eine korpulente Blondine mit gutmüthigfreundlichem Ausdruck auf dem hübschen runden Gesicht, verstand es sogar, Frau von Barmer wenigstens für kurze Zeit aufzufrischen. Bertha, ihre Tochter und ihr einziges Kind, war überaus gutgeartet und wohlerzogen, außerdem mit Edith gleich im Alter und somit Frau von Barmer ein sehr zusagender Verkehr für diese.

Herr von Erzen, eine vornehme, alternde Null, die Sinn für Kunst, eine unbegrenzte Baupassion und nicht die geringste Einsicht in Geldangelegenheiten besaß, hatte sich mit Baron Barmer seit Kurzem an einem bautechnischen Unternehmen, das schwindelerregende Einkünfte verhieß, betheiligt. Von diesen Einkünften und von noch einigen anderen fragwürdigen Erwerbsquellen beabsichtigte Erzen, der sein Wohnhaus nicht mehr für standesgemäß hielt, über kurz oder lang ein Schloß zu bauen. Ein jeder fand im Hinblick auf das massive zweistöckige Haus, an dem noch kein Stein bröcklich war, diese Idee eigentlich unverantwortlich, und Baron Barmer hatte es sich zur Aufgabe gestellt, seinen Freund von derselben abzubringen.

Eines Abends, Erzen's waren eben vom Hofe gefahren und Barmer erholte sich von einer langen Vernunftsrede, die er seinem Gutsnachbar in Betreff des projektirten Baues abermals gehalten hatte — brachte ein Diener einen Brief von Joachim. Der Baron erbrach ihn, las einige Zeilen und stutzte. Ein Zittern durchlief ihn und seine Augen traten aus ihren Höhlen. Er las weiter und sank erbleichend auf den nächsten Stuhl. Sich gewaltsam aufraffend trug er dann mit tonloser Stimme Folgendes vor:

„Lebt wohl, Alle, Alle! Ich gehe und ob ich je wieder zu Euch komme, vermag ich nicht zu sagen Sucht mich nicht, es würde vergebens sein; Ihr fändet mich gewiß nicht. Ich werde nicht verhungern, denn Clemens Scheideck, der Schüler, mit dem ich hier zusammen wohne und der mit mir das Weite sucht, ist elternlos und hat etwas eigenes Geld. Sobald ich kann, gebe ich ihm wieder, was ich ihm schulde. Du, mein Vater, hast mir gesagt: Ich wollte, Du wärst mein Sohn nicht. Vielleicht meintest Du das in einem besonderen Sinne, doch — ich bemühe mich vergebens, etwas anderes als nur die nackte, traurige Wahrheit daraus zu verstehen, habe ich mich doch leider Deiner Liebe niemals werth gemacht. Für das mir von der Vorsehung zuertheilte Loos tauge ich nicht — wohlan, ich werfe es fort — ich nehme den Kampf mit dem Leben auf, ich will arbeiten, mich durchdringen oder — untergehen. Du, Wolfgang, tritt an meine Stelle und mache gut, was ich verschulde. Vergebt, schreibe ich nicht. Für das, was ich thue, giebt es kein Vergeben. Ich habe mit mir gekämpft, Gott weiß es! Nun ists vorbei. Sagt meinetwegen: Das Böse habe gesiegt — mag sein, fast glaube ich es selbst. Aber es zieht mich etwas in die Welt mit geheimnißvoller, unwiderstehlicher Macht, der ich willenlos folgen muß.

Hinter dem Pfluge hergehen, anschreiben, rechnen — kann ich nicht. Nur einmal ist uns zu leben vergönnt, warum sollen wir nicht in der kurzen Spanne Zeit, die uns gehört, unseren Wünschen und Fähigkeiten gemäß beschäftigt sein?

Nochmals, lebt wohl, Alle, Alle. Leb wohl, Dönkirch! Joachim."

Baron Barmer ließ den Brief zu Boden fallen, zitterte und schwieg. Unter lähmender Stille vergingen die nächsten Minuten.

Der Mensch braucht Zeit, um Ungeheures in sich aufzunehmen.

X.

Acht Jahre sind seitdem verflossen.

Obgleich es zu Ausgang März ist, behauptet der Winter noch immer das Feld und deckt mit hohem Schnee die sich nach dem nahenden Frühling sehnende Erde.

Edith Barmer steht am Fenster und betrachtet durch die bunten Glasscheiben, die ihr Zimmer erhellen, das winterliche Bild.

Große Scheite brennen im Kamin, und die hellodernden Flammen werfen röthliche Reflexe auf das seltsame Gemach, das einem Alterthumssammler, der mit einem guten Geldbeutel Kunstsinn und Geschmack vereint, Ehre gemacht hätte. Es ist, als habe eine kunstverständige Hand an Altem und Werthvollem, was sie nur finden konnte, zu einem geschmackvollen Ensemble gestaltet, gleichsam sich selber dadurch einen Rahmen gebend. Und was ist hier nicht alles beisammen! Gobelins, Lederpressung, vergoldete Schnitzereien, holländische Schalen, Krüge aller Arten, Majoliken, Alt-Meißener Figuren; Kupferstiche, kleine Gemälde nach Watteau und anderen Meistern und ein Original von Correggio. Dann Truhen und Stühle, streng altdeutsch, ein Tischchen, so zopfig wie möglich, und ein steifer Empireschrank neben ihm. Hier und da ein schwellendes Möbel des Orients, und Shawls, reich, bunt, golddurchwirkt, an „Tausend und eine Nacht" erinnernd und dazwischen, versöhnend, verbindend, Palmen und Blumen und wieder Blumen —

Eine der hohen dunklen Thüren knarrt in ihren Angeln und Edith fährt herum.

„Mein Gott, Josa", ruft sie, „wo warst Du nur so lange? Bei der kranken Lisette wohl wieder einmal! Bist wohl ganz erfroren? Jetzt setz' Dich und erzähl mir etwas, Du glaubst nicht, wie ich mich langweile!"

Josa schiebt den Sessel zur Seite, rückt sich einen Stuhl heran und greift nach ihrem Arbeitskorbe.

„Ach, wenn Du doch nicht so grauenhaft fleißig wärst!" seufzt Edith, läßt sich in einen der Sessel fallen und sammelt am Boden liegende Geranienblüthen. Der große Spiegel ihr gegenüber wirft ihr Bild wieder, das sich von dem seltsamen Wirrwarr um sie her eigenartig reizvoll abhebt.

Sie ist nicht hübsch, doch sie besitzt eines jener feinen Gesichter, deren Züge man über dem Ausdruck vergißt. Ihre Gestalt ist mittelgroß und entbehrt noch jeglicher Fülle, aber ihre Bewegungen, selbst die lebhaftesten, kennzeichnet eine einfache, natürliche Anmuth. Edith versteht es, sich zu kleiden, oder richtiger, ihre Mutter versteht es für sie. Weiß ist, vielleicht aus Rücksicht für ihr reiches braunrothes Haar, ihre Lieblingsfarbe.

Ihre Cousine besitzt keinerlei Aehnlichkeit mit ihr. Sie ist groß und schlank, ihr Anzug, meist dunkel, ist nach ihrem Geschmack; man merkt, Frau von Barmer bekümmert sich nicht darum. Ihre Bewegungen sind ruhig, sie schwebt nicht, sie geht mit elastischen, festen Schritten, sie versteht es nicht, in einem Fauteuil graciöse Stellungen einzunehmen, sie schiebt die Füße nicht vor, sie läßt die Hände nicht müßig im Schoße ruhen. Ihre Züge sind regelmäßig und edel geformt. Ihre Augen, von dunklem Stahlblau, erscheinen wohl noch ernster durch die über der Nase zusammentretenden schwarzen Brauen.

„Würde sie gar eine Schönheit werden?" so fragte sich erst obenhin, dann aber mit ängstlicher Gründlichkeit die Baronin Barmer. Nun, die klassischen Züge allein thun's nicht, tröstete sie sich. Wer wird in unserer Gesellschaft ein Mädchen schön finden, das zufällig eine gerade Nase und große graublaue Augen besitzt, dem aber Anmuth, Haltung und Geist fehlen?

Aber demungeachtet hielt es Frau von Barmer doch für gerathen, Josa so viel wie möglich zu verstecken oder sie nur hier und da als Folie für Edith zu benutzen, und mit geheimer Genugthuung bemerkte sie, wie sehr diese durch Naivetät und Lebhaftigkeit gefiel, während man ihr über die Nichte noch nie ein anerkennendes Wort gesagt hatte.

Arme Josa!

Acht Jahre lebte sie nun schon in dieser vornehmen Umgebung und doch hatte es diese noch nicht vermocht, die Sehnsucht nach dem einfachen Hause im fernen Ungarn in ihr zu ersticken. Unter mancherlei Kränkungen und mit dem Gefühl des Geduldetseins war sie herangewachsen, um dann jenes Leben in sich und für sich zu führen, das Leben der Zurückgesetzten.

Sie arbeitete jetzt ohne aufzusehen und Edith that nichts. Die Blüthenblätter waren aufgelesen und zerzupft und lagen auf ihrem weißen Wollkleide. Sie gähnte und spielte mit den Quasten des Sessels.

„Erzähl' mir doch etwas," seufzte sie. „Du bist so langweilig."

Da drang Schellengeläute vom Hofe herauf und Edith eilte an's Fenster.

„Wolf's Schlitten," rief sie, „er sitzt d'rin, aber Rehrmann fährt. Wie sonderbar! Er hält sich ganz krumm und hat den Pelz über die Ohren gezogen! — Ob er Erzen's nicht zu Hause angetroffen hat, ob ihm etwas fehlt? . . ."

Es dauerte nicht lange, so hörte man Schritte auf dem Corridor. — Dann öffnete sich die Thür und auf Peter, Barmer's Jäger, gestützt trat Wolf ein. Seine schlanke Gestalt war gebeugt und sein schönes Gesicht zeigte eine auffallende Blässe.

Was befehlen der Herr Lieutenant noch?" fragte Peter.

„Laß, laß, Niemand kann mir helfen, geh' nur," sagte Wolf, sich auf eine Ottomane werfend.

Peter that, wie ihm geheißen. Edith stand auf und näherte sich eilig dem Bruder.

„Um alles in der Welt, was ist Dir?" fragte sie, „Du siehst ja so komisch aus."

„Schön komisch!" rief Wolf gereizt. „Eine heitere Urlaubsunterhaltung." Er lachte herb auf, warf die Pelzmütze ab und deutete auf seine Stirn.

Edith sprang herzu.

„Wolf, was hast Du angefangen? Du blutest! Und Deine Finger sind ja wie zerquetscht!"

„Ich bitte Dich, sei still! Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. — Donner . . . . es thut nur schändlich weh! Gieb mir Dein Taschentuch, meines ist schon ganz blutig. Bitte, sieh nur nicht so verstört aus, das kann ich nicht sehen. Ein Glück, daß Mama heute ihre Migräne hat, sie konnte es sich nicht passender einrichten. — Und Papa ist in Fahrberg! Auch gut! Hilf mir doch den Pelz ausziehen und nimm das harte Kissen fort und gieb ein weicheres. Aber schnell, bitte schnell!"

„Ja, warte nur, gleich," rief Edith und wußte nicht, wo beginnen.

Josa hatte ihre Arbeit in den Korb gelegt. Jetzt stand sie auf, wechselte die Kissen und half Wolf sich seines Pelzes entledigen.

„Hol' mir Wasser," bat er.

Sie ging und kam nach wenigen Minuten mit einer Schale und leinenen Tüchern wieder. Schweigend reinigte und kühlte sie dann die Wunden und verband sie nach Kräften.

Darauf erschien Peter, vertauschte Wolf's Stiefeln mit gewärmten Pantoffeln und empfing von Josa den Befehl, den Arzt zu rufen.

„Liegst Du jetzt gut?" fragte sie, noch einmal alles überblickend.

„O — ja — ich danke."

Er seufzte wie erleichtert. „So, und nun möchte ich nur Ruhe haben. Du bleibst wohl bei mir, Edith?"

Josa ging.

„Was ist denn eigentlich geschehen? Erzähl' doch einmal," sagte Edith nach kurzem Schweigen.

„Was geschehen ist? Ach, Du weißt's noch nicht. Nun, Besonderes war's nicht. Frau von Erzen und Bertha waren nicht zu Hause und mit dem Alten einige Stunden im tête-à-tête zu verbringen, lockte mich nicht. So fuhr ich denn erst zum neuen Schloß, das ja fast fertig und wahrhaft prachtvoll ist, und verfolgte dann zum Zeitvertreib den Weg nach Rungenau. Bei einer Biegung kommt Baron Hamfelde — ebenfalls im Schlitten — mir entgegen, die „Cigarrette" scheut, macht einige riesige Sätze, der Schlitten wird hin und her geschleudert und ich komme mit einem Baumstamme unfreiwillig in Berührung. Die Zügel waren meinen Händen entfallen und die Sache würde vielleicht noch ein gefährliches Ende genommen haben, wenn nicht Hamfelde den Gaul zum Stehen gebracht hätte."

„Saß Frau von Hamfelde mit im Schlitten?"

„Hab' ich nicht gesehen. — Lege mir die Kissen ein wenig höher, so."

„Ach sag' doch, wie war er denn?"

„Hamfelde? Kennst Du ihn denn noch nicht?"

„Ob ich ihn kenne? Bewahre! Er ist ja erst kurze Zeit hier! Ihn zu sehen ist jetzt mein Hauptwunsch."

„Ein sehr kindischer, in der That," spottete Wolf.

„Tante Marianne hat oft von ihm erzählt. Er hat viele dumme Streiche gemacht, nicht wahr? — Bitte, Wolf, erzähl' mir von ihm. Wie sieht er denn aus?"

„Nun, nicht schlecht, man sieht ihm freilich an, daß er Streiche gemacht hat. Wie lange er es wohl bei uns aushält, — er, den Nizza und Trouville schon gelangweilt haben."

„Ich freue mich, daß er hier ist, denn er bringt gewiß Leben in unsere einschläfernde Stille," bemerkte Edith.

„Darauf mache Dir keine Hoffnung! Der ist nur hier, um seinen Finanzen aufzuhelfen."

„Ich dächte, das hätte er bereits durch eine reiche Partie gethan."

Wolfgang zuckte die Achseln; der Gegenstand ihrer Unterhaltung hatte sie beide — so jung wie sie waren — für einige Augenblicke die üblen Folgen des Vorfalles vergessen lassen. Naturgemäß kehrten sie Wolf zuerst wieder ins Gedächtniß zurück.

„Jetzt möchte ich aber schlafen, mein Kopf schmerzt mich," sagte er nervös.

„Gleich, gleich — sage nur noch, kennst Du seine Frau?"

„Nein."

„Hast Du nie von ihr gehört?"

„O, doch, genug."

„Was denn?"

„Manches! Aber nicht alles, was ich höre, eignet sich für Deine achtzehnjährigen Ohren."

„Ach, Wolf, erzähl' mir doch, was Du von ihr weißt!"

„Quälgeist! 's ist nichts Besonderes, was ich weiß. Sie lebte in Nizza, und Gott weiß wo. Sie war Wittwe, Hamfelde gehörte zu ihren Verehrern und sie beglückte ihn mit ihrer Hand und einem Millionenvermögen. Ob nun letzteres in Wirklichkeit oder nur dem Gerede nach existirt, kann ich Dir nicht sagen! Ihre Einnahmen sollen von überseeischen Unternehmungen abhängen und Du weißt selbst, wie unberechenbar diese sind. Außer Onkel Victor's Todtenschein, den wir vor einigen Jahren erhielten, hat doch auch kein Lebenszeichen, kein einziges Körnchen Gold jemals den Weg zu den Seinen gefunden. So, nun laß mich aber in Ruhe."

Kaum hatte er die Augen geschlossen, als Frau von Barmer, von Hanne über das Geschehene unterrichtet, in einen Schlafrock gehüllt, in's Zimmer schwebte.

Mit einem Schwall von Klagen und Fragen trat sie an Wolf's Lager, befühlte seinen Puls und gab seinem Kopfe eine andere Lage.

Dem Kranken schien ihre Anwesenheit nicht eben wohl zu thun, denn er stöhnte lauter und öfter als zuvor. Er mußte den Unfall noch einmal erzählen und Edith quälte ihn mit neuen Fragen.

Dann erschien der Arzt.

„Sie kommen wie gerufen," empfing ihn Frau von Barmer.

„Ich wurde gerufen," war die Entgegnung des Eintretenden, eines älteren Mannes, der lange Jahre schon sich der Praxis in Dönkirch zu erfreuen hatte.

„Wer schickte denn zu Herrn Hormann?" fragte Frau von Barmer.

„Es wird Josa gewesen sein."

„Josa, welche Eigenmächtigkeit, wie konnte sie Sie so ohne weiteres belästigen?"

„Sie that gut daran, gnädige Frau," schnitt der Doctor alles Fernere ab, putzte die goldberänderte Brille und untersuchte noch einmal. „Die Wunden haben übrigens nichts auf sich, denn Knochen sind nicht verletzt," sagte er darauf. „Der Kopf ist etwas erschüttert, das ist natürlich. Ich werde zwei Tincturen verschreiben, mit der einen wird die Hand gekühlt, und in die andere tauchen Sie Läppchen, die auf die Stirn gelegt werden. In einer Woche hoffe ich, wird alles wieder gut sein. Betrachten Sie sich vollständig als Kranker," fuhr er, sich direct an Wolf wendend, fort, „und wundern Sie sich nicht, wenn Sie etwas Fieber bekommen, Sie sterben darum noch nicht."

Die letzten Worte waren mehr für die Mutter des Patienten, als für diesen selbst bestimmt.

„Es soll immer Jemand bei Ihnen sein, aber sprechen dürfen Sie nicht viel. Ruhe ist die Hauptsache."

Dann griff er nach Hut und Stock — er war immer sehr eilig und kein Freund überflüssiger Worte und empfahl sich.

Als sich die Thür hinter dem rundlichen gedrungenen Manne mit dem klugen, aber gewöhnlichen Gesicht geschlossen hatte, seufzte Wolf tief auf und beklagte von neuem seinen zerstörten Urlaub. Dann fügte er sich nach Art aller Menschen, die nicht völlig krank sind, mit ziemlichem Widerwillen in sein Loos und war mit dem Quantum Geduld, das jungen Herren zu Gebote steht, bald zu Ende. Seit er mit verbundenem Kopf und umwickelter Hand auf dem Divan in Edith's Zimmer, oft mit, oft ohne Schmerzen, dalag, stand eigentlich ganz Dönkirch auf dem Kopf und obgleich sich ein jeder bemühte, ihm Erleichterung oder Zerstreuung zu verschaffen, so war seine Pflege doch nur schlecht.

Der Arzt hatte gewünscht, daß in den ersten Nächten Jemand bei ihm wachen solle, und so wurde Hanne mit diesem Amte betraut.

Von der Wichtigkeit desselben überzeugt, saß sie am Bette des Patienten und meinte durch pünktliches Erneuern der Umschläge ihre Pflicht genugsam zu erfüllen.

Daß sie durch den Husten, den sie sich recht zur Unzeit zugezogen, den Kranken um den ihm so nothwendigen Schlaf brachte, kam ihr und anderen gar nicht in den Sinn.

Tags über theilten sich Mutter und Schwester in seine Pflege. Erstere sprach beständig neue Befürchtungen aus und ließ alle erdenklichen Erfrischungen bereiten. Letztere klagte nicht, belästigte den Bruder aber durch allzu lebhafte Conversation, schleppte Bücher und Bilder herbei und trug ihm allerhand volksthümliche Lieder vor, die er in gesunden Tagen mit Vorliebe von ihr gehört hatte. Zuerst fand sie das Pflegen gar nicht so unbequem, bald jedoch erkannte sie es als eine undankbare Aufgabe. Wolf, der sonst so liebenswürdige Wolf, war auch in einer unerhört reizbaren Stimmung. Dazu hatte Edith das Unglück, eines Nachmittags, als es schon dämmerte, die Arzneien zu verwechseln. Das konnte doch dem Besten passiren! Und wie stellte er sich an! Als er noch so recht im Aechzen und Stöhnen über seine von neuem schmerzende Stirnwunde war, erschien Peter und meldete Baron Hamfelde.

„Der fehlt auch noch," rief Wolf, „sagen Sie ihm, ich sei zu elend, ich könne ihn nicht sehen."

„Aber, Wolf, das geht doch nicht," rief Edith, die in dem Besuch eine willkommene Zerstreung für ihren Bruder und auch wohl für sich selbst sah.

„Nun, meinetwegen," seufzte Wolf in völliger Resignation, „führen Sie ihn herein."

Edith that, als wolle sie sich entfernen.

„Nein, bleib'," bat ihr Bruder. „Ich kann die Kosten der Unterhaltung nicht allein tragen." Dann richtete er sich ein wenig auf und streckte dem Eintretenden seine Rechte entgegen.

Dieser, ein großer, schlanker Mann mit schönen, scheinbar früh gealterten Zügen, tadellos in Haltung und Anzug, bedauerte in herzlich klingenden und gewandten Worten, die Ursache des Unfalls gewesen zu sein. Dann entschuldigte er sich, heute in solch unceremonöser Form Dönkirch zum ersten mal zu betreten. In nächster Zeit werde er mit seiner Frau seine Antrittsbesuche auf den Gütern machen, zu denen ihm bisher noch die Zeit gefehlt habe. Man dürfe das Angenehme sich erst gestatten, wenn die Fatalitäten, die eine Uebersiedelung aufs Land mit sich brächten, glücklich überstanden seien, fügte er hinzu. Im Begriff, sich einen Fauteuil heranzuziehen, bemerkte er erst Edith. Sie stand unter Correggios spielendem Zigeunerknaben und eine Palme streckte ihre großen Blätter wie schirmend über sie hin. Mist fast gespenstischer Helle hob sich ihr weißes Kleid von dem Dunkel hinter ihr ab. (Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

durch diesen Pilz zu erbringen, — im Gegentheil muß der Umstand, daß die Saumfurchen eines Feldes, an dessen Grenze im Vorjahre schwere Erkrankungen an Herzfäule vorgekommen, mit weniger kranken Rüben bestanden waren, als auf dem übrigen Theil des Feldes standen, allermindestens zu einem starken Zweifel an die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Ansteckung berechtigen, und wenn eine monatelange Berührung — wie ich von einer solchen mit dem Eckendorfer Samenträger Ihnen berichtete — nicht zur Ansteckung führt, so ist das doch gewiß auch nichts weniger als ein Beweis für die Uebertragung der Krankheit durch Ansteckung. Wie will Frank es ferner erklären, daß inmitten schwer erkrankter Felder die auf Drainsträngen und an den Wasserfurchen stehenden Rüben völlig gesund bleiben? weshalb in Mulden der erkrankten Felder wenig oder nichts von der Krankheit zu sehen ist? weshalb in feuchter Lage und in nassen Jahrgängen keine Krankheit entsteht? Vanha ist auf Grund seiner Untersuchungen auch der Meinung, daß ein Pilz die Herzfäule unmöglich verursachen kann; er hat in den kranken Rüben keinen parasitischen Pilz, wohl aber neben einer großen Menge anderer Würmer drei Arten Tylenchus gefunden, die mit demselben Recht oder Unrecht als Erreger hätten angenommen werden können, — vielleicht auch später als Fäulnißbewohner erkannt werden werden. Nun kommt noch Eines hinzu, was mich völlig stutzig machte. Frank hat mir seiner Zeit geschrieben, daß die verhältnißmäßig recht kranken Rüben, welche ich ihm am 2. August 1893 sandte: „. . . ein sicheres Resultat darüber, ob der neue Rübenpilz, Phoma betae, bei Ihnen die Ursache ist, noch nicht ergeben, weil wahrscheinlich der Pilz in noch zu jugendlichem Zustande war, obgleich seine Anwesenheit sich als wahrscheinlich erwies", — er sagt in den „Blättern für Zuckerrübenbau", Nr. 1, 1895: „. . . Das Mycelium, welches bei allen diesen Pilzen ziemlich gleichmäßig erscheint und zur Erkennung des Pilzes nicht benützt werden kann" — während er in den Gelben Heften, März 1894, von dem „für Phoma charakteristischen Mycelium, welches aus septirten Fäden besteht, die auch innerhalb der Zellen wachsen" spricht. Wer Pilzmycele nur einmal hat wuchern sehen, weiß, daß von solchen Schmarotzern am 18. Juli befallene Pflanzen am 2. August schon sehr bedeutend mit Mycel hätten durchzogen sein müssen; es ist deshalb gänzlich unerfindlich, weshalb am 2. August das „aus septirten Fäden bestehende", innerhalb der Zellen wachsende, für Phoma charakteristische Mycelium nur als „wahrscheinlich" vorhanden zu bezeichnen war, noch nicht mit Bestimmtheit erkannt werden konnte. Ferner ist mir aufgefallen, daß Hollrung in den Gelben Heften October-November 1893 sagt, der fragliche Pilz sei „von Haus aus Saprophyt", Fäulnißbewohner, — ja daß Frank selber in den Gelben Heften März 1894, Seite 163, sagt, daß „dieser Pilz auch rein saprophyt sich zu entwickeln vermag" und weiter im Octoberheft 1894, daß der Pilz „. . . unter normalen Verhältnissen nicht schädlich ist, indem er dann nur saprophyt an den Stielen der alten, von selbst absterbenden Unterblätter wächst und fructificirt. Trockene Witterungsverhältnisse und trockene Lagen verschärfen den Angriff des Pilzes ungemein; er nimmt dann einen parasitären, perniciösen Charakter an, zerstört die Herzblätter und den Rübenkörper." Es ist mir dies aufgefallen, weil ich bisher glaubte, ein niederer Pilz sei entweder Parasit (Schmarotzer) oder Saprophyt, — und dementsprechend könne, nach Allem was ich bisher beobachtete, von einem Parasiten nicht die Rede sein, wohl aber habe man es hier mit einem Fäulnißbewohner zu thun. Auch kann ich mir nicht vorstellen, in welcher Weise dieser Angriff des Saprophyten erfolgen soll, dessen Pycniden die Sporen im Spätsommer (nach Frank) in Unmassen in den Ackerboden setzen. Erklärlich wäre es ja, daß auch die in Rede stehenden Sporen bei großer Trockenheit durch die Bewegung der Luft auf die Blätter der Rübe geführt werden, — allein wenn sie erst im Spätsommer erscheinen, wie ist es dann möglich, daß sie ihre neue parasitäre Thätigkeit schon ganz zu Anfang des Sommers begonnen haben können? wie ich denn am 18. Juli eine sichtbar erkrankte Rübe fand, welche Rübe doch mindestens schon mehrere Tage vorher hätte müssen angegriffen gewesen sein? — Nun die Entscheidung muß den Gelehrten überlassen bleiben (vielleicht kommt bald Klarheit, denn, wie mir Altmeister Kühn schrieb, war er mit Untersuchungen beschäftigt, die augenblicklich abgeschlossen sein dürften), ich glaube aber doch, aus dem Angeführten Widersprüche constatiren zu können, die nicht vorkommen dürfen, wenn man so entschieden auftritt, wie Frank mit seinem „neuen Rübenpilz Phoma betae". Ein Widerspruch ist auch in Frank's Ausführungen zu finden, wenn er das eine Mal in den Gelben Heften, März 1894, sagt: „Immerhin ist es räthlich, wenn kranke Pflanzen nur vereinzelt sich finden sollten, sie möglichst bald vom Acker zu entfernen, um nicht neue Sporen in den Boden gelangen zu lassen. Bei allgemeinem Befall ist das Mittel natürlich ausgeschlossen." Das andere Mal, auf meine in den „Blättern für Zuckerrübenbau", Nr. 24, 1894, gethane Aeußerung: „Aber nicht ein Praktiker wird es ermöglichen, der Frank'schen Empfehlung nachzukommen, Blätter und Köpfe vollständig vom Felde zu entfernen, die Rüben an einem anderen Ort als auf dem Felde abzuschneiden", in Heft 1, 1895, der „Blätter für Zuckerrübenbau" sagt er: „Uebrigens möchte ich mir an der ernstlichen Unausführbarkeit dieser Maßregel einen bescheidenen Zweifel erlauben." Wenn derartige Widersprüche vorkommen, ist man zu Zweifeln sehr wohl berechtigt, und allermindestens ist es nicht erwiesen, daß jede ausgesprochene Behauptung genügend begründet ist, im vorliegenden Falle die Phomageschichte. Dagegen ersuche ich Sie, m. H., meine neu aufgestellte Hypothese betrachten zu wollen; sie wird außer von meinen eigenen Beobachtungen, von allen anderweitig bekannt gewordenen Wahrnehmungen Anderer unterstützt, so u. A. von denen des Dr. Hollrung. Auch Frank selber sagte wiederholt, so beispielsw. im „Landw." Nr. 87 von 1894: „Es kann nach den übereinstimmenden Beobachtungen in den verschiedensten Gegenden, wo die Rübenseuche sich gezeigt hat, auf das Bestimmteste an der Hoffnung festgehalten werden, daß bei genügenden Feuchtigkeitsverhälnissen der Witterung und des Bodens Phomae betae für die Rübenpflanze ungefährlich ist." Nun hat mir, dem Praktiker, bei Aufstellung meiner Hypothese fern gelegen, eine wissenschaftliche Begründung derselben zu liefern, Sie aber, m. H., haben das Recht von mir zu verlangen, daß ich Sie mit allem dem bekannt mache, was dafür spricht, während ich dabei eine angenehme Pflicht erfülle. Nun habe ich bereits in einem Aufsatz in den „Blättern für Zuckerrübenbau" Nr. 2 d. J. Folgendes gesagt: „Auch handelt es sich nicht um eine Phantasmagorie, sondern ernste Gelehrte sind der Ansicht, daß es sich verlohnt zu versuchen, auf experimentellem Wege Bestätigung meiner Anschauung zu gewinnen, daß sie Vieles für sich habe, speziell vom physiologischen Standpunke, oder stimmen meiner Ansicht bei, oder sind gleichfalls der Ansicht, daß fraglicher Pilz der Erreger nicht sei." Heute aber kann ich Ihnen mehr bieten; eine allererste Autorität, Director K. Briem in Wien, sagt über meine Hypothese in einem Aufsatz in der Wiener landw. Ztg. vom 20. Febr. d. J.: „Wir sind der festen Ueberzeugung, daß er seine Hypothese auf Grund des heutigen physiologischen Wissens in sehr vielen Fällen hätte vertheidigen und begründen können. Gerade das vor Kurzem erschienene Werk „Die Krankheiten der Pflanzen von Dr. A. B. Frank" bestätigt Kiehls Ansicht sehr beweiskräftig. Frank schreibt: „Die Pflanze erkrankt nicht blos, wenn ihr zu wenig Nahrung zur Verfügung steht, sondern sie kann auch beschädigt werden durch ein Zuviel der Nährstoffe, oder wenn die Concentration der ihr dargebotenen Nährstofflösung eine zu starke ist." Er fährt dann fort: „Der unmittelbare Einfluß starker concentrirter Lösungen auf lebende Zellen ist, wie die Physiologie lehrt, der, daß der Turgor der Zelle (der hydrostatische Druck im Innern der lebenden Zelle) vermindert wird, indem die sog. Plasmolyse eintritt, d. h. es zieht sich das Protoplasma in Folge von Wasserverlust von der Innenseite der Zellhaut zurück, weil in Folge von Diosmose ein Theil des wässerigen Zellsaftes aus der Zelle austritt." — Dr. Frank sagt dann weiter, daß ein schwächerer Grad von Plasmolyse wieder ausgeglichen werden kann, sobald die Einwirkung der betreffenden Lösung aufhört. Uebereinstimmend damit ist die Beobachtung Kiehls in der Praxis, da er beobachtete, daß die Rübe bei Zuführung von Wasser gesundet, so lange sie noch nicht zu schwer erkrankt ist. Hält aber dieser Zustand der einzelnen Rübenzellen an, so ändert sich der Zellsaft; vor allem vermindert sich sein Säuregehalt, er wird dadurch abnormal und kann eine Brutstätte für Bakterien und ein passendes Medium für Pilze (Herzfäule) werden. Ja noch mehr: Die Physiologie lehrt uns, daß die Nährstoffaufnahme hauptsächlich in den feinen Haarwurzeln dadurch ermöglicht wird, daß dieselben eine organische Säure ausscheiden. Ist nun der Zellinhalt durch Trockenheit oder zu concentrirte Nährstofflösung verändert, d. h. reagirt er nicht mehr normal sauer, sondern zeigt sich sogar neutral, so ist auch die normale Nahrungsaufnahme gestört." Bezüglich desjenigen Theiles der Hypothese, welche besagt: „wobei der Stickstoff sich abweichend verhält, der Krankheit eher entgegenwirkt", sagt Briem a. a. O.: „Chilisalpeter wirkt wasseranziehend und gehört zu jenen Salzen, die vom Boden nicht absorbirt werden, es liegt also eher die Möglichkeit vor, daß er in nicht zu concentrirtem Zustande zu der Wurzel gelangt." Die Frank'sche Annahme, sein „neuer Rübenpilz Phoma betae" sei der Erreger der Herzfäule, ist seit länger als 2 Jahren in so vielen Blättern ausposaunt worden, und wurde schon von so Vielen nachgebetet, daß es mir an der Zeit schien, ihre Unhaltbarkeit darthun zu helfen; aus diesem Grunde veröffentlichte ich meine Hypothese, es sollte ein Behandlungsobjekt geschaffen werden, ein Angriffsobjekt, wenn Sie wollen, denn ich konnte es nicht länger mit ansehn, daß sich die Begriffe meiner Ansicht nach immer mehr verwirrten, auf einen unrichtigen Punkt vereinigten, auch daß in gegenwärtiger überaus trüber Zeit unnöthige Ausgaben gemacht werden für Desinfectionen, Absonderungen ꝛc., welche ich als durchaus zwecklos bereits v. J. erkannte. Wie ich an der Briem'schen Veröffentlichung zeigte, beginnt mein Mittel bereits zu wirken, und bitte ich Sie, ehe Sie sich zu Ausgaben entschließen, welche die Frank'schen Versuche erfordern, sich das reiflich zu überlegen. Es will mir scheinen, daß in der Phomasache auch bei Prof. Frank der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist. Habe ich auch nur einen Anwesenden in seiner Phoma-Ueberzeugung wankend gemacht, nur diesem Einen unnöthige Ausgaben erspart, dann ist mein heutiges Auftreten schon genügend belohnt. Indem ich gern die Gelegenheit ergreife, alle denjenigen Herren, die mich bei meinen Arbeiten bisher so lebhaft unterstützten, herzlichst zu danken, fordere ich Sie Alle m. H. auf, mit mir weiter zu beobachten, weiteres Material zu sammeln zur Entscheidung in dieser Frage, — zum Wohle unserer lieben, jetzt so bedrängten Landwirthschaft und somit zum Besten des Nationalwohlstandes! Dixi.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

H. Ohagen, Breslau,

Sargmagazin, — Erste Breslauer Beerdigungsanstalt.

Fernspr.: No. 237. **Schuhbrücke 59/60.** Telegr.-Adr.: Ohagen, Sargmagazin.

(Firma besteht seit 1835.)

Ein telegraphisch bestellter Sarg trifft mit dem **nächstfälligen Personenzuge** — also **spätestens innerhalb 6 Stunden** nach Abgang des betr. Zuges — läge die Station auch an der äussersten Grenze der Provinz — am Bestimmungsorte ein. **Genaue Zeitangabe der Ankunft der Sendung erfolgt sofort telegraphisch.**

Es sind stets versandtbereit:

Kiefersärge (Metallsargform), Länge 2 Mtr. und grösser, von 70 Mk. um je 10 Mk. steigend bis 180 Mk.

Eichen- u. Metallsärge, Länge 2 Mtr. und grösser, von 120 Mk., um je 15 Mk. steigend bis 600 Mk.

Eichen-Pracht-Särge, Länge 2 Mtr. und grösser, von 650, 800, 1000 bis 2400 Mk.

Metall-Pracht-Sarkophage, Länge 2 Mtr. und grösser, von 750, 1000, 1200, 1800 bis 5000 Mk.

Metall-Einsatz-Särge (hermetisch verschliessbar), in die vorstehend bezeichn. Särge hineinpass., v. 60—250 Mk.

Kinder-Särge in Kiefer, Eiche und Metall von 60—190 cm Länge zu den verschiedensten Preisen.

Katafalke, Leuchter, schwarze Vorhänge, schwarze Teppiche etc. etc.,

überhaupt alle zu Trauerdecorationen und Leichenbegängnissen erforderlichen Requisiten — werden **verliehen.**

Zur Vermeidung zeitraubender Rückfragen erbitte bei telegraphischer Bestellung:

1. Grösse des p. p. Verstorbenen.
2. Ob Metall-, Eichen- oder Kiefern-Sarg.
3. Farbe des Sarges (ob hell oder dunkel).
4. Leichenkleidung (Sterbekleid, Steppdecke).
5. Annähernde Preisangabe.
6. Bei Bestellung von Trauer-Decorationen: Länge, Breite und Höhe des Trauerzimmers. [87—x

Uebernahme von Leichentransporten unter Festsetzung der Gesammtkosten.

Orig.-Pat. Schlör'sche Düngerstreuer

empfehle zu besonders billigen Preisen, ferner

Düngermühlen,

ganz von Eisen, neuester, vielfach verbesserter Construction, von hervorragender, unerreichter Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit. [294

Nr. 1 für Handbetrieb, Stundenleistung ca. 25—35 Ctr., Mk. 125,—.
Nr. 2 " " " " 12—15 " " 85,—.
Nr. 3 " " " " 7 " " 60,—.

August Dauber, Maschinenfabrik, Breslau.

Bekanntmachung.

Zur öffentlich meistbietenden Verpachtung der im Kreise Leobschütz, 8,6 km von der Kreisstadt, 7,9 km von dem dortigen Bahnhofe und 5,2 km von der Haltestelle Mocker entfernt belegenen

Domaine Soppau

auf 18 Jahre, Johannis 1895 bis ebendahin 1913, haben wir auf

Sonnabend, den 6. April d. J., Vormittags 10 Uhr,

im Sitzungssaale des fiscalischen Schloßgebäudes hierselbst, einen Termin vor unserem Domainen-Departementsrath, Königlichen Regierungsrath **Seler,** anberaumt.

Die Domaine umfaßt:

Hof- und Baustellen	2,7070	ha,
Gärten	1,6790	"
Acker	263,1063	"
Wiesen	22,3221	"
Weiden	0,6633	"
Holzung	0,3580	"
Wasser	0,4400	"
Oedland	0,7000	"
Ertraglose Liegenschaften, als Wege, Gräben ꝛc.	6,9770	"
zusammen	298,9527	ha

mit 6985,23 Mark Grundsteuer-Reinertrag.

Der bisherige jährliche Pachtzins einschließlich der Zinsen für Meliorationscapitalien (6 pCt. von 4200 Mark, 5 pCt. von 1550 Mark, 4 pCt. von 7250 Mark) beträgt 20700 Mark 53 Pfg.

Mitverpachtet wird auch die volle Jagd auf den Pachtgrundstücken für ein besonderes Jagdpachtgeld von jährlich 135 Mark.

Die Pachtbewerber haben sich über den eigenthümlichen Besitz eines zu ihrer freien Verfügung stehenden Vermögens von 85000 Mark, sowie über ihre Befähigung als Landwirthe möglichst schon 8 Tage vor dem Licitationstermine, spätestens aber in demselben, unserem vorgenannten Commissarius gegenüber auszuweisen. [322

Die Pachtbedingungen und die Regeln der Licitation liegen in dem Pächterwohnhause zu Soppau und in unserem Domainenbureau im hiesigen Schloßgebäude zur Einsicht aus, werden auch auf Verlangen gegen Erstattung der Schreibgebühren und bezw. der Druckkosten mitgetheilt werden.

Wegen der Besichtigung der Pachtobjecte wollen sich die Pachtbewerber an den Sequester der Domaine, Lieutenant **Gasda** in Soppau wenden.

Oppeln, den 23. Februar 1895.

Königliche Regierung, Abtheilung für directe Steuern, Domainen und Forsten.
Wetzel.

Ein neuer Eckert'scher **Berolina-Bergdrill** billig zum Verkauf bei **B. Hirschfeld, Breslau.** [256—x

Thomas-Phosphatmehl

eigner Mahlung

ca. 16—18 pCt. Phosphorsäure **guter** Citratlöslichkeit liefert (27—x

Hüttenverwaltung Rosamunde-Hütte p. Morgenroth O.S.

Patent-Petroleum-Motoren, fahrbar und feststehend.
Patent-Schrot-Mühlen von größter Leistungsfähigkeit.
Futter-Dämpf-Apparate, seit Jahren als vorzüglich bekannt.
Complette Futter-Anlagen.

Robey & Comp., Breslau,
Maschinenfabrik und Kesselschmiede.
1581—x]

Wilhelma in Magdeburg

Allgemeine Versicherungs-Actien-Gesellschaft.

Gesammtvermögen Anfang 1895: ca. 24,000,000 Mk.

Haftpflicht-Versicherungen

für industrielle u. gewerbliche Unternehmungen, Hausbesitzer, Land- und Forstwirthe, Inhaber von Handelsgeschäften, Gastwirthe, Besitzer von Pferden u. Fuhrwerk, Aerzte, Apotheker, Radfahrer, Jäger, Schützen, sowie für Gemeinden.

Die Wilhelma in Magdeburg gewährt die Haftpflicht-Versicherung regelmässig in unbegrenzter Höhe.

Billige Prämien ohne Nachschusspflicht. Liberale Bedingungen.

Vertreter in allen Kreisstädten.
General-Agentur Breslau, Augustastr. 63. [213

Jede Nachahmung wird gerichtlich verfolgt!

Keimprüfer.

Musterschutz Nr. 29487.
Patent angemeldet.

Unentbehrlich für **Gärtner, Landwirthe, Förster, Brauer,** kurz für Alle, die ein Interesse daran haben, **zu prüfen,** ob der von ihnen zu **verwendende Samen** die erforderliche **Keimfähigkeit besitzt.**

Großer Vorzug liegt darin, daß man vier verschiedene Samengattungen **gleichzeitig** prüfen kann. Preis pr. Stück frco. nach allen Theilen Deutschlands Mk. 3,50. [279

Gebrauchsanweisung fügen jedem Stück bei!

Zu beziehen direct von uns.

Liegnitzer Ofen- und Chamottewaaren-Fabrik Illgner & Lübbert.

Jede Nachahmung wird gerichtlich verfolgt!

Lohn-Dampfpflügen.

Ich übernehme im Frühjahr und Herbst mit **Fowler'schen Dampfpflügen** des Zweimaschinensystems die Bodenbearbeitung jeder Art.

Rechtzeitige Bestellungen erbeten. [158—64

D. Wachtel, Breslau,
Vertreter der Firma John Fowler & Co.

Für einige sehr ernste Gutskäufer

suche ich mit Anzahlungen von 20000—100000 Thaler **gut bewirthschaftete Rittergüter in Schlesien und der Provinz Posen** und erbitte gefällige Offerten (Beschreibungen) **rechtzeitig an mich zu übersenden.** [145—x

Feinste Referenzen stehen mir zur Seite.

Kaufmann Jacob Bloch in Breslau,
Telephon-Anschluß 1144. **Höfchenstraße 29.**

Breslau, 22. März 1895. Neunter Jahrgang. — № 12.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

Hamfelde blickte sie einen Moment mit erstaunten Augen an. Wußte er vielleicht nicht recht, ob sie ein lebendes Wesen oder ob sie nur ein Zierrath, der Phantasie eines barocken Künstlers entsprossen sei? Dann aber kam sie auf ihn zu, reichte ihm die Hand und gab sich ihm als Schwester des Patienten zu erkennen. Er murmelte darauf einige Höflichkeiten, zog für Edith einen Sessel heran und setzte sich ihr gegenüber. Es dauerte nicht lange, so hatte sich eine eifrige Unterhaltung zwischen ihnen entsponnen. Er sprach von diesem und jenem — sprang ab, erzählte von Neuem und Altem, gab von allem ein klares Bild und erschöpfte doch nichts. Wolf sprach kein Wort. Die häufigen Zeichen der Nervosität, die er von sich gab, blieben unberücksichtigt.

In Ediths Wangen stieg die Röthe der Erregung, ihr Mund stand nicht still und ihr silbernes Lachen verstummte nicht. Das war einmal eine Stunde der Causerie, wie sie sie in Romanen las und wie Wolf sie ihr schilderte.

„Ihr Salon vermuthlich", sagte Hamfelde, nachdem er von seinem arg im Verfall begriffenen Rangenau erzählt hatte. „Ein originelles und doch wohlthuendes Durcheinander! Sage mir, wie Du wohnst und ich sage Dir, wie Du bist — sollte dieser Ausspruch wohl auch hier seine Richtigkeit haben?"

„Das weiß ich nicht zu beurtheilen, Baron", gab Edith zurück. „Kennt man sich selbst doch am wenigsten! Jedenfalls sind mir correcte Einrichtungen so langweilig wie correcte Menschen."

Hamfelde lächelte.

„Wo verlebten Sie den letzten Carneval?" fragte er.

„Wo? Nun hier! Ja, glauben Sie es nur. Papa liebt die Welt nicht und ich — ach ich möchte sie so gern kennen lernen!"

„Und ich bin gewiß, daß sie Ihnen gefallen würde", fiel er ein. „Und Sie ihr!" Das letztere sagte er zwar nicht, aber das drückte die leichte Verbeugung aus, die seinen Worten folgte. Und sie hatte verstanden, denn ein flüchtiges Roth färbte ihre durchsichtigen Wangen. Das Erscheinen des Arztes, dem das Barmer'sche Ehepaar folgte, machte dem Gespräch ein Ende. Es war jetzt völlig dunkel geworden und Niemand hatte daran gedacht.

„Die Lampe bringen", schrie Baron Barmer auf den Corridor hinaus.

Der Befehl wurde von irgend einem Ohrenpaare aufgefangen und Peter erschien mit Licht.

Baron Barmer, der sich in der Dunkelheit am weitesten vorgewagt hatte, war der erste, der den Fremden bemerkte. Er musterte ihn mit blinzelnden Augen und sagte dann, sich wenig darum kümmernd, wen er etwa vor sich hatte, in mürrischem Tone: „Nun, ich dächte Besuche zu haben, sei Wolf strengstens verboten!" Dann trat er noch einige Schritte vor und nun fiel der Lampenschein dem Gast voll ins Gesicht.

„Sie sind es doch nicht?" rief Baron Barmer. „Ja, wahrhaftig, Moritz Hamfelde! Gerechter Himmel, haben Sie sich aber verändert! — Ich hätte Sie kaum wieder erkannt; na, jünger werden wir freilich alle nicht!"

Der, dem diese wenig schmeichelhaften Worte galten, hörte sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln an und murmelte etwas Höfliches. Dann wandte er sich an Frau von Barmer, die mit etwas erzwungener Verbindlichkeit ihrer Freude über seine Verheirathung und seine Rückkehr nach Rangenau Ausdruck gab.

„Ich hoffe, wir werden gute Nachbarschaft halten," schloß sie die kleine Rede, die sie einzig in der Absicht, ihres Mannes Unhöflichkeit etwas abzuschwächen, gehalten hatte.

Hamfelde, dessen Leichtsinn weit und breit bekannt war, und der nun noch durch eine zweifelhafte Heirath die Thaten seines bewegten Lebens gekrönt hatte, erschien ihr für den Kreis, der ihren Verkehr bildete, als eine wenig begehrenswerthe Acquisition. Und während sie dann die Conversation mit ihm fortsetzte, hörte sie ihren Gatten brüsk sagen: „Eine schöne Ruhe hier, was, Doctor? Nun, was halten Sie von meinem Sohne? Gutes wohl wenig? Wo soll das Gute aber auch herkommen bei solcher Wirthschaft!" Und er hatte sie bei diesen Worten mit raschem Blick alle gestreift, die Gattin, Edith, sowie Hamfelde.

Auch der Arzt schaute ärgerlich drein.

„Mit dem haben sie was Rechtes aufgestellt," brummte nun auch er. „Die Wunden bessern sich merkwürdig langsam und die am Kopfe hat sich noch obendrein entzündet. Leider muß ich annehmen, daß meine Vorschriften nicht befolgt sind."

Jetzt schoß geradezu ein Strahl von Zorn und Mißtrauen aus Baron Barmer's Augen zu Frau und Tochter hin. Hamfelde, dem diesmal der Blick erspart blieb, hatte plötzlich den Baron Barmer'schen Rücken, durch eine nicht mißzudeutende Bewegung desselben, in ganzer Breite vor sich. — Die Situation mochte ihm wohl bedenklich erscheinen; schleunigst griff er nach seinem Hut und empfahl sich Frau von Barmer. Bei dem Baron, der ihm seine Körperfront ferner gänzlich vorenthielt, sein Compliment anzubringen, gelang ihm nicht; so wandte er sich an Edith: „A l'honneur de vous revoir, mademoiselle," sagte er, reichte ihr die Hand und hielt ihre Finger etwas länger als nothwendig in den seinen. Dann klopfte er Wolf auf die Schulter, wünschte ihm „gute Besserung" und ging. — Niemand begleitete ihn.

„Der Mensch fehlte mir hier gerade noch", brummte Baron Barmer, als sich die Thür kaum geschlossen hatte. „So, Doctor, und nun sprechen Sie einmal ein Machtwort und sagen Sie, wie dem Uebel hier abzuhelfen ist. So kann es nicht fortgehen, die bisherige Behandlung schafft mir den Jungen noch ins Grab.

„Hm", machte Hormann und nochmals „hm! Eine ordentliche Pflegerin, das wäre die Hauptsache. Schwester Pauline ist leider augenblicklich in Fahrberg in Anspruch genommen. Sie müßten sich also schon eine Diakonissin aus B. kommen lassen. Aber darüber würden Tage vergehen und wer weiß, ob Sie auch dort gleich jemanden bekämen."

Der Doctor rieb sich das Kinn. „Haben Sie denn auf ganz Dönkirch nicht irgend eine zuverlässige Person, der Sie die Pflege einzig und allein in die Hand geben könnten?"

„Zuverlässige Person, zum Teufel auch!" wiederholte Barmer, dem es, erregt wie er war, auf eine Kränkung mehr oder weniger nicht ankam. „Ich weiß keine! Es ist wirklich eine Schande, daß man selbst, wenn es sein muß, sich auf niemanden verlassen kann."

Bei den letzten Worten sah er wieder seine Frau an, die aber diesen wenig zärtlichen Blick nicht zu bemerken schien. Sie winkte ihrer Tochter, ihr zu folgen, was diese jedoch nicht that, und ging hoch aufgerichtet zum Zimmer hinaus.

„Papa, darf ich jetzt einmal reden und willst Du mir versprechen, nicht böse zu werden?" fragte Edith. „Ich weiß ein außerordentlich vernünftiges Frauenzimmer, das nicht fragt, nicht lacht, nicht, nicht . . ."

„Schwatze nicht, sondern sage, wen Du meinst", herrschte ihr Vater sie an.

„Nun denn, ich meine Josa."

„Josa", wiederholte Barmer erstaunt. „Josa! Glaubst Du wirklich, Josa . . ."

Er ging auf und ab.

„Hm ja, sie könnte es vielleicht und sie thät's auch gewiß," sagte er mit halber Stimme, „wenn nur meine Frau nichts . . . Damen haben nun einmal . . ."

„Ach, so bestimmen Sie einfach, daß Ihr Fräulein Nichte die Pflege übernimmt und damit basta!" sagte der Doktor. „Wer viel fragt, viel Antwort kriegt, und wir haben keine Zeit zu verlieren. Außerdem bin ich gewiß, daß Sie eine gute Wahl treffen. Wenn wir immer auf Jedermanns Ansicht hören wollten, kämen wir nie zum Ziel."

„Da haben Sie vollkommen recht, ja wohl — natürlich", erwiderte der Baron gedehnt und kraute sich den Kopf.

„Geh, Edith, und hole Josa. Es ist gut, wenn ihr Herr Hormann selbst sagt, wie sie sich zu verhalten hat.

XI.

Von nun an herrschte in Edith's Salon eine dort ungewohnte Stille. Josa saß fast immer in der Fensternische und war mit einer Arbeit beschäftigt.

Von Zeit zu Zeit stand sie auf und erneuerte die Umschläge, was der Kranke — der meistens schlummerte — kaum bemerkte. Ab und zu rauschte Frau v. Barmer ins Zimmer, hauchte einen Kuß auf das braune Haar ihres Sohnes, warf ihrer Nichte einen herablassend freundlichen Blick zu und rauschte wieder hinaus. Auch Vater und Tochter Barmer statteten dem Patiente.. flüchtige Besuche ab. — Die ersten Nächte verbrachte Josa in einem Zimmer neben dem seinen. Sie schlief auf dem Sopha und erwachte sofort, wenn Wolf etwas wünschte.

Der Arzt äußerte sich zufrieden. Die Besserung schritt vor. Mit einem fast heiteren Ausdruck auf den sonst so strengen Zügen kam Josa ihren Pflichten nach. So war doch auch sie einmal zu etwas zu gebrauchen! — Was verlangte sie mehr!

Bald durfte Wolf den Divan verlassen und konnte im Zimmer umher gehen. Stundenlang ließ er sich von Josa vorlesen, plauderte mit Edith und bat sie sogar, dann und wann ihm eines ihrer kleinen Lieder zu singen.

Der letzte Tag seines Aufenthaltes in Dönkirch ging zur Neige. Er war genesen; morgen sollte er in seine Garnison zurückkehren. — Edith saß am Flügel; sie spielte die Melodie: „Morgen muß ich fort von hier . . ." und sang mit gedämpter Stimme die Worte dazu. — Josa, in der Fensternische, in dem dunklen Wollkleide und der großen weißen Schürze, glich einer jener Hausfrauen aus guter alter Zeit, die nach des Tages Arbeit die Hände einmal ruhen lassen.

Durch das halbgeöffnete Fenster drang laue Frühlingsluft und die hoch hinaufragenden Lindenzweige trugen schon schwellende Knospen.

Im Zimmer hatte man noch kein Licht angezündet. Vor dem Sessel am Kamin saß Wolf, den blauen Dampf seiner Cigarrette in Ringeln in die Luft blasend; er warf sie ins Feuer, als Edith zu singen begann, und wußte selbst nicht, warum.

Durch die bunten Glasfenster fiel ein matter, farbiger Schein auf die Gestalt in der Nische. War es nur, um die Augen auf etwas ruhen zu lassen, oder that ihm ihr Anblick wohl — genug — Wolf sah unverwandt zu ihr hin. Wie kam es nur, daß er sie sonst für kaum des Ansehens werth gehalten hatte? Bislang hatte er seiner Mutter in der Behauptung — daß man eigentlich am Besten daran thue, sie gar nicht in der Gesellschaft erscheinen zu lassen — vollständig beigestimmt; heute erschien sie ihm auch nicht passend für den Salon, aber die Gründe, denen jetzt diese Ansicht entsprang, glichen den bisherigen nicht. Wie seltsam mußte sie aussehen in hellen, leichten Kleidern! Etwa wie eine Holbein'sche Madonna, deren ernste Gewänder man mit Tand und Flittern vertauschte? — Nein! Sie paßte nicht in die Welt. Sie war nicht geeignet, um fade Worte, frivole Scherze lächelnd mit anzuhören, nicht dazu angethan, um sich in den Armen jedes beliebigen Gecken unter den alles nivellirenden Kerzen zu drehen! — Die schlichte, innige Weise, in der Edith das kleine Liede vortrug, erweckte nun in Wolf eine ihm sonst fremde Schwärmerei. Allmählich kam es ihm vor, als sei es Josa nicht, die dort saß, sondern als sähe er sich einem ihn seltsam fesselnden Bilde gegenüber . . .

„. . . Hab' ich Dir was Leids gethan,
Bitt' Dich, woll's vergessen,
Denn es geht zu Ende!"

Die Worte waren kaum verklungen, als Edith, bei der wehmüthig ernste Stimmungen mit den übermüthigsten Launen im Umsehen wechselten, die Melodie in ein Offenbachsches Couplet hinübergleiten ließ, das ihr Wolf sammt dem Text noch vor Kurzem gelehrt hatte. Diese leichten Töne und noch leichteren Worte — Edith verstand sie nicht — so ungern er ihnen jetzt auch lauschte, ließen ihn wieder zu sich kommen. War es denn möglich, daß er sich minutenlang sentimentalen Träumen hingegeben hatte, er — Wolf!

Als Edith mit ihrem Couplet zu Ende war, drehte sie sich auf ihrem Schraubstuhl jäh herum und wandte sich ihrem Bruder zu.

„Wolf", sagte sie und ihre Stimme klang fast zärtlich, „es ist ein Jammer, daß Du uns morgen verläßt. Wir vertrugen uns so gut dieses Mal! Wann werden wir Dich nun wieder einmal hier haben? Zu Mamas Geburtstag oder gar erst im Juni zur Einweihungsfeier des Haidbrucher Schlosses?"

Er blinzelte mit übermüthigem Lächeln zu ihr hin. „Nun, Schwesterchen, 's liegt in Deiner Hand, mich schon früher herbei zu locken", entgegnete er.

„In meiner?"

„Freilich, was ist denn so Erstaunliches dabei! Glaubst Du, daß ich die Feier Deiner Verlobung mir entgehen lassen werde! Was willst Du Deinen treuen Bewerber noch länger schmachten lassen. Mach ihm ein bischen Muth und die Sache ist in Richtigkeit. Glaub' nur, Du kannst nichts Besseres thun und nichts Klügeres."

„Wolf," rief Edith, die Augen weit öffnend, „was, wie, wen meinst Du — ich verstehe Dich nicht!"

„Schauspielerin! Wen ich meine: nun, wen anders als Graf Brenken! Graf Brenken, dessen Passion Du wunderbarer Weise schon in kurzen Kleidern und langen Zöpfen warst und der von dem Augenblick an, als man Dich eine Dame nannte, den jahrelang von ihm vernachlässigten Brenkenstein bezog und auf Dönkirch ein häufiger Gast ist."

„Graf Brenken", wiederholte Edith, mit bestürzter Miene den Bruder anstarrend. 's nicht wahr, Wolf, es ist nicht wahr! Er ist mein treuester, bester, ältester Freund, mein zweiter Vater, mein Bruder und was Du willst! Aber ihn heirathen . . ." Sie schwieg einen Moment und dann schlug sie die Hände zusammen und lachte hell auf. „O, Wolf, geh'! Du hast mich nur wieder einmal erschrecken wollen, und dieses Mal bin ich wirklich darauf hereingefallen." Und sie lachte von neuem. Wolf ließ seine blonden Bartspitzen durch die Finger gleiten und hielt es für gerathen, auf ein anderes Thema überzugehen. Nach einigem Hin und Her war er wieder bei seinem Leben in der Residenz angelangt.

Aber Ediths Aufmerksamkeit war für heute dahin. „'s ist wahr, Wolf, Du bist sehr hübsch", unterbrach sie ihn plötzlich, ohne daß ihre Worte mit dem Vorhergegangenen im Zusammenhang standen.

Er blickte sie verdutzt an.

„Und Du bist und bleibst doch eine kleine Närrin", rief er.

Demungeachtet fuhr sie fort: „. . . hübsch und elegant, und dennoch magst Du Dir nur nicht einbilden, daß Deine Comtessen und Baronessen nur Deine Persönlichkeit im Auge haben, wenn sie einen mehr oder minder versteckten Angriff auf Dich machen, nein, glaube mir, im Hintergrunde sehen sie Dönkirch, das ihnen ein „Ueber Land und Meer" vielleicht einmal in ziemlich getreuer Abbildung vor die Augen brachte, altersgrau, vornehm, begehrenswerth. Sie denken es sich charmant, dort dereinst als Schloßfrau zu residiren, und nehmen Dich nebenbei auch nicht ungern mit in den Kauf. Und doch — nur nebenbei, denn streife Dönkirch ab, so bist Du ihnen nichts als einer jener Lieutenants, die zu hunderten den Ballsaal zieren und mit dem vom Commißvermögen zu leben sie sich doch höflichst bedanken würden."

„Unsinn," sagte Wolf, auf dessen Stirn jetzt plötzlich eine Wolke lagerte. „In dem interessanten Ruf zu stehen, der Erbe von Dönkirch zu sein, ist wahrlich nicht immer angenehm. Ihr könnt es Euch nicht denken, was man von mir verlangt."

„Du hast wohl wieder Schulden gemacht?"

„Schulden!" rief er gereizt. „Ihr habt gleich solch krasse Ausdrücke. Ich habe mehr ausgegeben, als es nach Papas Idee nöthig wäre."

„Bedeutend mehr?"

„In Papas Augen vielleicht. Er hat sein Leben lang mehr als einfach gelebt und gegen die Anforderungen, welchen die Jetztzeit an unsereinen stellt, verschließt er Augen und Ohren."

„Nun, er ist also orientirt. Weißt Du, Wolf, daß es, abgesehen von manchem anderen, recht unliebenswürdig von Dir ist, den Anforderungen der Jetztzeit" — mit unnachahmlicher Komik wiederholte sie seine Worte — „allzusehr zu entsprechen. Du reisest ab, nachdem Du das nöthige Geld erhalten und eine Epistel angehört hast, wir aber haben darauf noch wochenlang Papas Verstimmtheit zu ertragen. Doch sei nur ruhig, wir sind Dir nicht bös deswegen. Mama nennt Dich eine großartig angelegte Natur und bringt Papas Besorgniß keinerlei Verständniß entgegen. Und ich — nun, ich verurtheile Dich nicht, weil ich nicht weiß, was ich an Deiner Stelle thäte. Was sagte denn Papa bei Deinem letzten Bekenntniß?"

„Ach, was Du noch fragst! Natürlich sagte er, was Väter in solchen Fällen ihren Söhnen immer sagen, und suchte mich zu überzeugen, daß er augenblicklich selbst ungewöhnlich viel gebrauche. Wozu, weiß ich eigentlich nicht recht. Er sprach, wenn ich nicht irre, von einer nothwendigen Erneuerung des einen Schloßflügels, von einer Mühle, die er zu bauen gedächte, und noch von anderen Nützlichkeiten, die ein so reicher Mann, wie mein Vater es ist, auch wohl erschwingen könnte, ohne deswegen seinen Sohn knapp zu halten. Auch von Dir sprach er. Er sagte, daß er für Dich zurücklegen müsse, denn eigentlich käme Dir kaum eine Aussteuer zu. Also, Schwesterchen, wenn Papa noch lange lebt und ich sparsam bin, so wirst Du noch einmal eine gute Partie."

„Dann, bitte, verbrauche, so viel Du willst", rief Edith. „Hübsch bin ich nicht, wenn also einmal Einer auf den Einfall käme, mich zu heirathen, so hieße es am Ende: He friet dat Geld un kriegt de Brut op to! Und wer weiß, ob mich nicht gar Einer des Geldes wegen nähme. O, denk nur, Wolf, wie gemein, wie entsetzlich!"

„Du schwatzest wieder wie ein Backfisch", sagte Wolf ärgerlich. „Wenn Du es doch statt dessen Papa einmal beibringen könntest, daß die Menschen verschieden beanlagt sind."

„Das sprichst Du natürlich Mama nach!" erwiderte Edith. „Recht hat sie übrigens. Josa, meinst Du nicht auch?" Sie warf bei dieser Frage ihrer Cousine einen lauernd neckischen Blick zu; und war neugierig, was diese sagen würde.

Josa hatte, wie sie es immer that, wenn Wolf und Edith sich in ähnlicher Weise unterhielten, stumm dagesessen. Jetzt blickte sie auf und entgegnete ruhig: „Es ist wahr, daß die Menschen verschieden sind, und eben deshalb würde ich wahrscheinlich keine Schulden machen. Das wäre natürlich nicht mein Verdienst. Ich glaube aber, daß man kann, was man will, auch sparsam sein und besonders . ."

Sie stockte.

„Nun und besonders?" wiederholte Wolf.

„Wenn man die Verpflichtung hat, seinen Eltern Freude zu machen."

Wolf mußte lächeln. Da war wieder der strenge Ton, die lästige Gründlichkeit, die es unmöglich machte, mit Josa eine gemüthliche Unterhaltung zu führen.

„Und warum fällt gerade mir diese schöne Pflicht speziell zu?" fragte Wolf.

„Weil es Deine Aufgabe sein sollte, Deinen Eltern das Leid, das Joachim ihnen zufügte, etwas zu mildern," entgegnete sie.

Wolf schwieg. Die Antwort klang so seltsam von den jungen Lippen und er hatte Mühe, ein Lächeln zu verbergen.

Edith drehte sich langsam dem Flügel zu und ließ die Finger wieder über die Tasten gleiten. „Joachim", sagte sie und eine tiefe Rührung lag in ihrer Stimme. Dann sang sie leise:

„Wann kommst Du aber wieder,
Herzallerliebster mein,
Und pflückst die rothen Rosen,
Und trinkst den kühlen Wein?
Wenns schneiet, rothe Rosen,
Wenns regnet, kühlen Wein,
So lang . . ."

Sie hielt inne, ihre Ellenbogen sanken auf die Tosten, sodaß diese mit grellem Mißton nachgaben. Schluchzend preßte sie das Gesicht in die Hände.

„Edith, was ist Dir?" rief Wolf, der im Umsehen neben ihr stand.

(Fortsetzung folgt.)

Edelsteine.

Wenn das Lied von einem „hellen Edelstein von köstlich hoher Art“ singt, so meint es das treue deutsche Herz, und wenn die Fürsten zu Worms im Kaisersaale dem Grafen Eberhardt mit dem Barte nachrühmten, daß sein Land Edelsteine trage, so bezogen sie diesen Ausdruck auf die unentwegte Liebe und Treue seiner Württemberger. — Beide Gleichnisse haben eins gemeinsam: sie geben ein Bild von dem hohen Ansehen, in welchem die Edelsteine von Alters her unter den Culturmenschen standen, und das in der That weit über die historischen Perioden hinausreicht, wie die zahlreichen Edelsteinfunde in prähistorischen Gräbern beweisen. Besonders die asiatischen Herrscher des Alterthums, die Pharaonen, Perser, Juden u. s. w. besaßen unvergleichliche Schätze an köstlichen Steinen, und Golkonda sowie Ophir genossen lange Zeit als unerschöpfliche Lieferungsstätten von Gold und werthvollen Edelsteinen unbestrittenen Ruhm. In Golkonda wurden früher die dort gefundenen Diamanten geschnitten und polirt; aus Ophir bezog bekanntlich Salomon seine Schätze an Gold, Edelsteinen, edlem Holz und fremdartigen Thieren, doch ist die Lage dieser märchenhaften Stätte leider nicht bekannt und wird dieselbe von Einigen nach Indien, von Anderen nach Arabien verlegt. Schon die Assyrer und Aegypter hatten die Kunst, die edlen Steine zu schneiden, zur hohen Vollkommenheit ausgebildet, von ihnen lernten dieselbe die Griechen und Römer, von welchen die ersteren bereits aus gefärbtem Glas geschickte Imitationen herzustellen vermochten. Bei beiden Völkern war die Einfassung geschnittener Steine im Ringe sehr beliebt, dieselben dienten nicht lediglich als Schmuck, sondern fanden Verwendung als Siegelringe. Die so geschnittenen Steine hießen Gemmen, die mit erhabenen Figuren versehenen Kameen. Im Mittelalter legte man den Edelsteinen vielfach die wunderbarsten Eigenschaften bei, sie wurden als Talisman gegen Gefahr und Noth geschätzt und sollten ihren glücklichen Besitzern außerordentliche Gaben verleihen. Wem wäre nicht die herrliche Stelle aus Lessing's „Nathan“ (im 3. Aufzuge, 7. Auftritt) gegenwärtig, wo der „weise Nathan“ von der Wunderkraft des Ringes erzählt:

„— Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug.“ —

Die Eigenschaften, welche einen Stein zum Rang eines Edelsteins erheben, sind: Durchsichtigkeit, schöne Färbung, Härte, Glanz und Politurfähigkeit. — Man unterscheidet echte und Halbedelsteine. Zu den echten gehören u. a.: Diamant, Rubin, Saphir, Smaragd, Topas, Granat, Opal und Amethyst; zu den Halbedelsteinen: Achat, Türkis, Jaspis, Onyx, Bernstein u. s. w. Der härteste, seltenste und schönste Edelstein ist der Diamant, den man daher auch den König der Edelsteine genannt hat. — Die Diamanten sind entweder farblos, das heißt durchsichtig wasserhell, oder sie zeigen eine gelbe, blaue, grüne, rothe, braune oder schwarze Färbung. Von den Griechen wurden die wasserhellen, die wie mattgeschliffenes Glas aussehen, am meisten geschätzt. Eine Varietät des Diamanten, der Karbon, ist von schwarzer Färbung und deshalb als Schmuckgegenstand nicht verwendbar, dagegen eignet er sich, seiner bedeutenden Härte wegen, vorzüglich zur Benutzung für technische Zwecke. Diese Varietät wird im Staate Bahia in Brasilien gefunden.

Der Diamant zeichnet sich durch einen eingenthümlichen Glanz, welcher Diamantenglanz genannt wird, sowie durch ein außerordentlich prachtvolles Farbenspiel aus, auch kann man ihn durch Reiben elektrisch machen. Hinsichtlich der Härte übertrifft der Diamant nicht nur alle übrigen Edelsteine, sondern alle anderen Mineralien, ja alle auf der Erde vorhandenen Stoffe überhaupt. Trotzdem kann er, da er sehr spröde ist, leicht zerstoßen und ebenso leicht — obwohl er für Säuren unempfindlich ist — durch Hitze verflüchtigt werden, denn er besteht nicht aus Erden, gleich den anderen Edelsteinen, sondern aus reinem Kohlenstoff. Bei der Verbrennung verwandelt er sich in Kohlensäure. Die Brennbarkeit des Diamanten war schon vor zweihundert Jahren bekannt, wie aus der Thatsache erhellt, daß Cosimo III. im Jahre 1649 mehrere Diamanten mittelst eines großen Brennspiegels verflüchtigen ließ.

Die Gewinnung der Diamanten ist der des Goldes gleich, in dessen Gesellschaft er auch meistens lose im Sande oder in Gesteinsschutt gefunden wird. Vielfach kommt der edle Stein auch mit anderen Edelsteinen, wie Topas und Granat zusammen vor. — Die Diamantensucher erhalten ihn durch Waschen des Sandes oder Schuttes. Wie Professor Dr. A. Kenngott in seiner Mineralogie erwähnt, findet er sich in Brasilien auch eingewachsen in einem Quarzconglomerat und in einem Glimmer führenden Quarzschiefer; in Südafrika bisweilen in einem olivinhaltigen Diabasgestein, in Madras in Ostindien wiederum in einer anderen Gesteinsmischung. Schon eingangs erwähnten wir, daß für die Alten das Wunderland Indien in der Hauptsache die Lieferungsstätte des Diamanten war, kein Wunder nun, daß Mangels anderweitiger Bezugsquellen der Werth der Steine im Laufe der Jahrhunderte in demselben Maße stieg, als die dortigen Lager sich erschöpften. Da entdeckte man vor 150 Jahren die reichen Diamantenfelder in Brasilien und vor 25 Jahren die schier unerschöpflichen Fundstätten in Südafrika. Seidem wird der Bedarf ausreichend befriedigt. Während man vor der Entdeckung der süd-afrikanischen Diamantengruben das Gesammtgewicht aller im Menschenbesitz befindlichen Edelsteine dieser Art auf 100 Centner schätzte, lieferte allein von 1872 bis 1886 Südafrika für eine Milliarde Mark Diamanten, darunter mehr große Steine (Solitärs genannt), als Brasilien in der ganzen Zeit seit der Ausbeutung der dortigen Lager. Der Begriff „groß“ darf aber bei einem derartig kostbaren Gegenstande selbstverständlich nicht allzu weit ausgedehnt werden, da Stücke von Erbsengröße schon nicht allzu häufig sind, und die größten Stücke kaum ein Taubenei an Größe übertreffen. Die weitaus größte Zahl der aufgefundenen Steinchen besitzt vielmehr nur die geringe Größe unserer Hirsekörner. — Bestimmt nun auch die Größe nicht allein den Werth, kommen auch die Härte, die vollkommene Reinheit, die Schönheit der Färbung oder des Farbenspiels, die mehr oder weniger gelungene Schliffform, die Kunst der Fassung und andere Umstände in betracht, so erreichen doch die größten Diamanten — als die seltensten — natürlich die höchsten Preise. Als der größte von allen wird ein, einem Radschah auf Borneo gehöriger Diamant bezeichnet, derselbe soll 363 Karat (1 Karat = 0,206 Gr.) wiegen. Der „Orlow“ (194 Karat) wurde 1794 von der russischen Krone für 450 000 Rubel erworben, außerdem erhielt der Verkäufer noch eine Leibrente von mehreren Tausend Rubeln und das Adels-Diplom. Dieser Edelstein befindet sich jetzt an dem russischen Scepter.

Der „Florentiner“, den der Kaiser von Oesterreich besitzt, hat einen Werth von mehr als zwei Millionen Mark. Merkwürdige Dinge werden von dem aus Indien stammenden „Sancy“ berichtet, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy bei seinem Tode am Finger trug. Ein Soldat eignete sich den Stein an und verschacherte ihn für einen Gulden. 1489 wurde er dann vom König von Portugal für 100 000 Francs verkauft. Später verschluckte ein Diener — welcher ihn transportiren sollte und auf der Reise angefallen und ermordet wurde — den Diamant, den man bei der Oeffnung des Leichnams im Magen wiederfand. Ludwig XV. trug den kostbaren Stein bei seiner Krönung. 1836 betrug der Verkaufspreis für den interessanten Diamant über 600 000 Francs. — Unglaublich und doch wahr ist es, daß 1891 echte Diamanten vom Himmel gefallen sind — man fand nämlich in einem in Arizona aufgefundenen Meteoreisenstück mehrere kleine Exemplare des edlen Minerals.

Im Naturzustande ähnelt der Diamant einem gewöhnlichen Krystall, erst im geschliffenen Zustande entfaltet er seine Pracht und Schönheit. — Gegenwärtig ist die Kunst, die edlen Steine zu schneiden, zu poliren, zu schleifen und einzufassen, zu hoher Blüthe gelangt. Das Schleifen eines werthvollen Steines dauert oft Jahre, und es verringert sich durch diese Manipulation die Größe des natürlichen Stückes oft um mehr als die Hälfte. Der Diamant kann durch Schleifen in acht verschiedene Formen gebracht werden, am bekanntesten sind diejenigen des Brillant und der Rosette. Bei dem großen Werthe der Diamanten erscheint es erklärlich, daß schon in früher Zeit sowohl zu betrügerischen Zwecken, als auch um unbemittelten Personen den Erwerb des herrlichen Schmuckes zu ermöglichen, falsche Diamanten gefertigt, das heißt die echten aus werthlosen oder doch minderwerthigen Mineralien nachgebildet wurden. Zur Herstellung solcher Imitationen (Simili-Brillanten) bedient man sich häufig geringwerthiger Edelsteine oder des Glases. Von ihnen scharf unterscheiden muß man die künstlichen echten Diamanten. Die künstlichen — echten? Ist das nicht ein Widerspruch? — Durchaus nicht, es ist in der That gelungen, die Edelsteine, und unter ihnen auch den Diamant auf chemischem Wege herzustellen, allerdings durch ein sehr complicirtes Verfahren, das vorläufig der Gewinnung des Königs der Edelsteine auf natürlichem Wege noch keine Concurrenz macht. Aber echte Steine bleiben die künstlichen trotz ihrer Anfertigung durch Menschenhand, denn sie werden aus denselben Stoffen wie die natürlichen erzeugt und besitzen alle glänzenden Eigenschaften derselben, auch die unübertroffene Härte. Zur Erklärung dieser an sich wunderbar erscheinenden Thatsache, welche die mittelalterlichen Adepten und Alchimisten unstreitig mit dem sogen. Stein der Weisen in Verbindung gebracht hätten, muß man sich vergegenwärtigen, daß die chemischen Bestandtheile unserer Edelsteine durchaus keine seltenen oder besonders kostbaren sind. Im Rubin z. B. findet sich ganz gewöhnliche Thonerde, im Demant reiner Kohlenstoff. Doch handelt es sich bei den bisher erzielten Resultaten um ganz winzige Diamantenkörnchen, die eine ernste Bedeutung für den Handel auch nicht haben könnten, wenn es gelänge, sie in größerer Anzahl zu fabriziren. Man darf jedoch, nachdem einmal so viel erreicht ist, einer einstigen Verbesserung der Gewinnungsmethode mit Sicherheit entgegensehen. Die Folge würde dann sein, daß die natürlichen Diamanten und andere Edelsteine ihren Werth bald ebenso verlieren würden, wie das Silber infolge der reichen amerikanischen Silberfunde. Vielleicht würde aber der praktische Nutzen, welchen der König der Edelsteine durch seine Härte gewährt, durch Vermehrung der bisherigen und Erfindung neuer Benutzungs-Objecte erheblich gesteigert werden können.

Literatur.

Zur Stütze der Hausfrau. Lehrbuch für angehende und Nachschlagebuch für erfahrene Landwirthinnen in allen Fragen des Antheils der Frau an der ländlichen Wirthschaft. Von Hedwig Dorn. Dritte, neubearbeitete Auflage. 1895. Mit 253 Textabbildungen. In roth Leinen gebunden, Preis 6 Mk. Paul Parey, Berlin.

Der beste Beweis dafür, daß dieses Buch in den betheiligten Kreisen ungetheilten Beifall findet, ist, daß jetzt bereits eine dritte Auflage nöthig wurde; dieselbe ist durch eine Fülle neuer interessanter Dinge und erprobter Recepte bereichert und in jeder Beziehung vervollkommnet und verbessert. Das Buch ist aus langjähriger Praxis hervorgegangen und für die Praxis geschrieben; was es bietet, ist erprobt und zuverlässig; es umfaßt alles, was der Hausfrau oder Wirthschafterin zu wissen nöthig, und giebt auf alle Fragen, die sich täglich im inneren und äußeren Wirthschaftsleben aufwerfen, eine sofortige Auskunft; in Haus, Hof und Garten, Küche, Milchkeller, Stall und Vorrathskammer, weiß das Buch Bescheid, ertheilt es Rath und Belehrung, wo das Wort allein nicht genügt, hilft eine gute Abbildung. Es würde zu weit führen, Capitel für Capitel des reichhaltigen Buches durchzugehen, in welchem nichts vergessen, aber auch nichts Ueberflüssiges ist; vielmehr hat die Verfasserin es trefflich verstanden, überall das Nothwendige und wirklich Gute zusammenzustellen. Somit ist das Buch ein zuverlässiger Rathgeber und treuer Freund in dem Wirkungskreis nicht nur der Landwirthsfrau, sondern auch der Gehilfin und Wirthschafterin, und wird ihnen im wahren Sinne des Wortes eine Stütze sein. Auf eine geschmackvolle äußere Ausstattung des Buches wurde besonderer Werth gelegt, und es eignet sich daher auch vorzüglich zum Geschenk. — Inhalt: Erster Theil. Häuslicher Wirthschaft. 1. Das Herrenhaus. 2. Die Hausfrau und ihr Walten. 3. Die Reinigung. 4. Das Brennmaterial. 5. Die Wäsche. 6. Die weibliche Handarbeit. 7. Gastlichkeit. — Zweiter Theil. Die äußere Wirthschaft. 1. Das Molkereiwesen. 2. Die Schweinezucht. 3. Die Ziege 4. Das Kaninchen. 5. Die Federviehzucht. 6 Die Bienenzucht. 7. Der Garten. — Dritter Theil. Die Küche. 1. Die Ernährung des Menschen. 2. Das Kochgeschirr. 3. Die Colonialwaaren, 4. Der Küchenheerd. 5. Das Fleisch. 6. Die Fische. 7. Bereitung verschiedener Saucen. 8. Suppen. 9. Allerlei gute Rathschläge und Hilfsmittel für die Küche. 10. Die Zubereitung der Pflanzenkost. 11. Das Conserviren der vegetabilischen Nahrungsmittel. 12. Eier- und Milchspeisen. 13. Puddinge. 14. Verschiedene Aufläufe, Mehlspeisen und warme, süße Gerichte aller Art. 15. Verschiedene kalte, süße Speisen. 16. Das Backen. 17. Die Getränke. 18. Verschiedenes. Die Gesundheitspflege. Hausmittel. Hilfe bei plötzlichen Unfällen. Besondere Pflege einzelner Körpertheile. Mittel gegen Ungeziefer. Spiele und Tanz. Gesindeordnung ꝛc.

Ein berühmter Schneider.

Der „König“ aller Damenschneider, der berühmte Worth in Paris, ist vor Kurzem im Alter von 76 Jahren gestorben. Er war eine interessante Persönlichkeit und eine Großmacht auf seinem Gebiete. In England geboren, siedelte er zur Zeit des zweiten Kaiserreiches von London nach Paris über und errichtete dort einen Modesalon in bescheidenem und kleinem Maßstabe. Einst wendete er sich an eine hochstehende Dame und bestürmte sie mit Bitten, sich bei ihm ihre Toilette zum bevorstehenden Hofballe anfertigen zu lassen. Die Dame gab dem Wunsche nach, und ihre Toilette fiel beim Balle der Kaiserin Eugenie auf, welche nach dem Autor der schönen Kleiderdichtung fragte. Dies bildete — wie die Chronisten der Modenwelt erzählen — den Grundstein seines Glückes; er verfertigte fortan die Toiletten der Kaiserin Eugenie und war bald der gesuchteste Schneider der vornehmen Welt von Paris. Eine Hofrobe, eine Repräsentations-Toilette mußte aus dem Hause Worth stammen und wenn auch heute die Mode-Dame sich bei Doucet oder Raudnitz, die tonangebende Schauspielerin bei Laffarière oder Felix kleidet, wenn auch ein Bianchini durch Salons, die durch verschwenderische Pracht und exotischen Luxus verblüffen, die große Welt der reichen Fremden an sich zu ziehen sucht und die Neider Worth nur die reiche amerikanische Klientel zugestehen wollen, so haben die hocharistokratischen Bewohnerinnen des Fauboug St. Germain noch immer nicht verlernt, die mit einfacher, etwas alterthümlicher Eleganz ausgestatteten Räume des Worth'schen Hauses aufzusuchen. — Die Zeiten sind lange vorüber, da man sich wahre Märchen darüber erzählte, wie Worth — angethan mit einem phantastischen Costüm — in Kniehosen aus hellem Atlas, lichten Seidenstrümpfen und Escarpins selbst die Anprobe seiner Werke übernahm und die Stoffe mit Stecknadeln nach den Formen des Körpers modellirte, denn es mußte „collant, collant“ sein. — Niemand Geringerer als Zola hat in seinem Roman: „La curée“ der Nachwelt dieses Bild von Worth überliefert. Im Sommer pflegte Worth häufig in der Schweiz in fashionablen Kurorten zu weilen, und der Fremde erhielt hier ein Abbild der großen Popularität, welche dieser Damenschneider in der Frauenwelt genoß. Die Damen machten ihm förmlich den Hof und er nahm gnädig die Huldigungen seiner Klientinnen entgegen und ertheilte väterlichen Rath in verzweifelten Robenfragen. Er sprach mit Sachkenntniß und oft auch mit Geist über die Kunst der Frauen, sich zu kleiden, über Farbenwahl und Modewechsel. — Er selbst kleidete sich auf der Reise höchst bizarr. Man hätte den hochgewachsenen, beleibten Herrn, der in bunten Plaids und Shawls eingehüllt erschien, eher für einen excentrischen Amerikaner, als für den Gesetzgeber der Pariser Mode halten können. Zur Zeit seines Glanzes unter der Modeherrschaft der Kaiserin Eugenie schätzte man den Umsatz des Hauses Worth auf 13 Millionen Francs jährlich; unter der Republik sanken diese enormen Einnahmeziffern allerdings, doch noch immer galt es auch jetzt als das letzte Wort der Eleganz, sich bei Worth kleiden zu lassen. Worth liebte vorwiegend aristokratische Kundschaft, welcher er fortwährend Grazie und Einfachheit predigte; verlangte eine reiche Dame eine prunkvolle, lärmende Robe, so antwortete er wohl, auch wenn ihm die höchsten Summen geboten wurden, mit göttlicher Herablassung: „Das macht ein Worth nicht, wozu sind denn die großen Confectionsgeschäfte da?“ Als eine Dame sich einmal bei ihm über den hohen Preis einer Robe beklagte, erwiderte er entrüstet: „Wie, Madame, bezahlen Sie denn Meissonier nur für die Leinwand und die Farben!“ — Worth war in Künstlerkreisen sehr beliebt und galt als einer der Kunstmäcene von Paris; seine Gemäldegalerie zählt zu den bekanntesten Sammlungen französischer Meister. In letzter Zeit kränkelte Worth und überließ das Geschäft ganz seinen zwei Söhnen, die es auch weiterführen werden.

Zur Behandlung des Hundes.

Der Hund ist, wie allbekannt, das angenehmste und treueste Thier des Hauses. Deshalb ist es schwer zu verstehen, wie so viele, oder sagen wir richtiger die meisten Menschen die Pflege dieses Thieres so sehr vernachlässigen. Die Einen halten den Hund, damit er ihnen ihr Gehöft ꝛc. bewacht, die Andern, damit er ihnen durch seine Gelehrsamkeit Kurzweil bereitet, ein anderer Theil, speciell die Damen, damit er ihnen die Einsamkeit und die damit verbundene Langeweile verscheucht. Und trotz aller dieser Vorzüge (die Jagdhunde, welche nur von den dazu befähigten Personen in der Regel gehalten werden, nehme ich aus) genießt der Hund oft eine wenig erfreuliche, oft aber eine ganz falsche Behandlung! Die folgenden Zeilen haben nun den Zweck zur Verbesserung des Schicksals unserer Hausthiere beizutragen und würde es den Schreiber dieses kleinen Aufsatzes auf's höchste erfreuen, wenn er bei Vielen damit Erfolg hätte!

Die Hauptsache ist die Reinlichkeit des Hundes, und diese erfordert täglich höchstens 5 Minuten; sollte man nun solche kurze Zeit seinem Liebling nicht opfern können, nun, so halte man sich lieber gar keinen Hund! Langhaarige Thiere müssen täglich gekämmt, kurzhaarige zum mindesten gebürstet werden. Man bediene sich im letzten Falle einer Reisbürste, die ungefähr 20—25 Pfg. kostet, in ersterem eines Kammes mit breitstehenden Zinken, um dem Thier, resp. dem Haar desselben nicht wehe zu thun; solche Kämme giebt es in allen besseren Maulkorbgeschäften und kosten ca. 50 bis 75 Pfg. Das Bürsten hat den Zweck, dem Thier den Staub ꝛc., den es im Laufe eines Tages aufgenommen hat, zu entfernen, und muß deshalb unbedingt täglich vorgenommen werden. Selbstverständlich muß diese Procedur in Liebe, das heißt mit Vorsicht besorgt werden, so wird sie jedem Hund ein Wohlbehagen bereiten. Ferner sorge man, daß das Thier stets frisches Wasser zum Trinken habe, junge Hunde trinken in der Regel oft, ältere selten, trotzdem darf das Wasser nicht den ganzen Tag stehen, sondern muß alle 2—3 Stunden erneuert werden. Betreffs der Fütterung, die bei ganz jungen Thieren dreimal, bei jungen zweimal und bei älteren Thieren am besten nur einmal, und zwar stets zu derselben Zeit geschieht, bedenke man, daß der Hund ein fleischfressendes Thier ist. Erlauben es die Verhältnisse nicht, die meistentheils kostspielige Fütterung mit Fleisch vorzunehmen, so kaufe man sich die sogenannten Hundekuchen, die Fleisch mit Rüben ꝛc. enthalten, und gebe täglich 1—2, bei Doggen ꝛc. 2 bis 5 Stück. Man giebt den Kuchen am besten etwas aufgeweicht (man gieße eine Viertelstunde vorher auf den zerkleinerten Kuchen etwas kaltes Wasser) und fügt noch eine kleine Portion Reis oder Graupen hinzu. Wenn irgend möglich vergesse man jedoch nicht, ab und zu von Fleischresten etwas dazu zu geben, so wird das Thier sich auch stets der besten Gesundheit erfreuen. Zur guten Condition des Hundes gehört aber vor allen Dingen auch viel Bewegung im Freien, hierauf wolle man stets achten. Ist nun das Thier regelmäßig gebürstet worden, so nimmt man allwöchentlich, am besten Sonntags, eine Generalreinigung durch ein Bad vor. Man wähle dazu in einem geschlossenen Zimmer eine Wanne oder ein ähnliches Gefäß, in dem der Hund bis zur Hälfte im Wasser stehen kann und gebrauche eine gegen Ungeziefer präparirte Seife zum Bade. Das Wasser muß stets lauwarm sein, im Winter und Sommer etwa eine Temperatur von 25 Grad halten. Man besprenge zuerst den Kopf und dann die anderen Theile des Körpers, seife ordentlich ein und bediene sich zum Schluß einer Art Douche, die am besten dadurch ausgeführt wird, daß man neben sich einen größeren Eimer mit etwas kälterem (nicht kaltem) Wasser stehen hat, dieses dann möglichst von einer anderen Person über das Thier in mehreren Portionen gießen läßt. Die Seife giebt es ebenfalls in den oben genannten Geschäften und kostet ein Stück, das zu ca. 10—12 Bädern ausreicht, 50 Pfg. Das Lager des Hundes muß stets sauber sein, am besten eignet sich als Lagerstätte eine kleine Hütte, die man mit Holzwolle entsprechend füllt. Die Holzwolle soll durch ihren terpentinartigen Geruch auch Ungeziefer entfernen und muß alle 8 Tage erneuert werden. Zur Auswaschung der Hütte empfiehlt es sich, dieselbe zuerst mit heißem Wasser auszuspülen und nachher mit Petroleum sorgfältig auszuwischen, selbstverständlich muß sie aber in vollständig trockenem Zustande sein, bevor der Hund wieder hineingelassen wird, es empfiehlt sich dazu, dieselbe mehrere Stunden im Freien stehen zu lassen. Die jungen Thiere erblicken das Licht der Welt nach 60—65 Tagen, man lasse der Hündin möglichst freie Wahl, sich selbst einen passenden Platz zum Werfen auszusuchen. Während der Trächtigkeit füttere man die Hündin reichlicher als sonst, gebe speciell in den letzten 4 Wochen auch reichlich abgekochte Milch mit etwas Wasserzusatz und vergesse nicht größere Portionen Fleisch. Ist eine Hündin auf diese Weise in bestem Zustande, so nährt sie in der Regel nur drei bis höchstens vier Wochen und die Jungen werden brillant aussehen. Den letzteren gebe man abgekochte Milch mit Zwieback und gehe allmählich auch auf die Kuchenfütterung über.

Gegen grüne Tapeten.

Zur Warnung macht der Polizeipräsident von Berlin bekannt: Obwohl es den Fortschritten der Chemie gelungen ist, arsenik- und andere gifthaltige Farben durch giftfreie unschädliche Farben zu ersetzen, gelangen insbesondere arsenikhaltige Farben noch immer zur Verwendung, so zur Herstellung grüner Tapeten, zum Bemalen der Zimmerwände, geringwerthiger Fenstervorhänge, Färben von Kleiderstoffen, künstlichen Blättern und Blumen und dergl. m. Früher schon ist besonders darauf hingewiesen worden, daß Tapezirer zur Beseitigung des Hausungeziefers dem Tapetenkleister Schweinfurter Grün (Schwabenpulver) hinzufügen, wodurch die Gesundheit der Bewohner solcher Zimmer ebenso gefährdet wird, wie die Gesundheit derjenigen, welche in Zimmern mit arsenikfarbenen Wänden wohnen oder die oben bezeichneten Gebrauchsgegenstände benutzen. Das Publikum wird wiederholt auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche der Gesundheit und dem Leben durch die Verwendung gift-, besonders arsenikhaltiger Farben drohen, und vor der Benutzung solcher Gegenstände bezw. dem Bewohnen von Räumen, deren Wände mit arsenikhaltigen Farben bemalt sind, ernstlich gewarnt.

Die Behandlung der Schuhe und Stiefel.

Daß die Sohlen der Schuhe und Stiefel durch Einreiben mit Leinöl wesentlich an Haltbarkeit gewinnen ist schon mehrmals gesagt worden. Wir wollen nun dem Oberleder einige Beachtung schenken. Ein gutes Leder sollte bei richtiger Behandlung ein mehrmaliges Sohlen vertragen. Vor allen Dingen sorge man für gute Wichse, je besser diese ist, umsomehr schont sie das Leder. Man sehe besonders darauf, daß die Dienstboten sparsam beim Auftragen der Wichse sind und daß sofort blank gebürstet wird. Gleich auf mehrere Stiefel die Wichse aufzutragen und erst dann glänzend zu bürsten ist ganz verwerflich, da auf diese Weise unmöglich tiefer Glanz hervorgebracht werden kann. Von Zeit zu Zeit vielleicht zwei bis drei mal im Jahr wasche man das Leder mit lauwarmem Wasser so gründlich, bis alle Wichse entfernt ist, dann fette man sogleich mit einem Pinsel und Baumöl oder einer Speckschwarte ein. Kid- und Lacklederschuhe dürfen mit Ausnahme der Sohlenränder und Absätze nicht mit Wichse behandelt werden, man reinigt sie mit weicher Bürste und wollenen Lappen. Auch wäscht man sie mit etwas Milch ab, läßt sie trocknen und reibt sie dann mit einem wollenen Lappen und etwas Blutter glänzend. Durchnäßte Schuhe sind mit Ricinusöl einzuschmieren. Man halte sich ferner aus festem Stoff ein Säckchen gefüllt mit gelben Erbsen. Dies Säckchen lege man wenn durchnäßte Schuhe da sind in die heiße Ofenröhre und schütte alsdann die heißen Erbsen in die nassen Schuhe und läßt sie über Nacht stehen. Durch dieses Verfahren werden die Schuhe gut ausgetrocknet und durch das Aufquellen der Erbsen werden sie auch ihre Form behalten.

Erbsensuppe mit Schweinsohren und Maul. 10 Personen. 3 Stunden. 1/2 Lit. Erbsen werden mit Mohrrüben(?) und Sellerie in Wasser weich gekocht und durch ein Sieb gestrichen. Währenddessen hat man 2 gepökelte Schweinsohren — nach Belieben auch ein Maul — in reichlichem Wasser weich gekocht und läßt das Fleisch erkalten, um es dann in zierliche Streifen zu zerschneiden. Die Erbsen verdünnt man mit 1 Liter Schweinsbrühe und eben so viel Bouillon, macht eine helle Mehlschwitze, mit der man die Suppe verkochen läßt, fügt das geschnittene Fleisch hinzu und richtet sie mit in Butter gerösteten Semmelwürfeln an. Eine andere Bereitungsart ist die, die angegebene Bouillon statt der ausgequollenen Erbsen mit Erbsenmehl zu verkochen.

Polnischer Karpfen. 10 Personen. 1 Stunde. Man nimmt einen großen oder zwei kleinere Karpfen, zusammen im Gewicht von 2 bis 2 1/2 Kilogr., tödtet sie durch einen Schlag auf den Kopf und sticht sie dicht an den Kiefern, um das Blut aufzufangen. Dann schuppt man die Fische, nimmt sie aus, wobei man darauf achtet, die Galle nicht zu zerdrücken, wäscht sie rein aus, spaltet sie, schneidet sie in 6 bis 8 cm breite Stücke und trennt den Rogen oder die Milch von den Eingeweiden los. Nun bedeckt man den Boden einer gut verzinnten Casserole mit Zwiebelscheiben, streut Pfefferkörner, Salz, Gewürz, Nelken und einige Lorbeerblätter darüber, nach Gefallen auch zerschnittenes Wurzelwerk, legt die Karpfenstücke — zuerst Kopf und Schwanz — darauf und fügt ein Stück Schwarzbrod oder gewöhnlichen Koch-Pfefferkuchen bei. Nun gießt man halb Weiß-, halb Braunbier, welches aber nicht bitter sein darf, dazu, und zwar so viel, daß der Fisch davon bedeckt ist, giebt auch noch einige geschälte Citronenscheiben hinein und läßt den Fisch auf starkem Feuer in einer halben Stunde weich und kurz einkochen, wobei man unter öfterem Schütteln darauf achtet, daß er vor dem Ansetzen bewahrt bleibt. Jetzt knetet man 125 Gramm Butter mit Mehl und giebt dies nebst dem aufgegangenen, in ganz wenig Essig zerquirltem Blut zu dem Fisch, der hiermit noch eine kurze Zeit kochen muß. Hat man die Fischstücke alsdann mit der Fischschaufel vorsichtig — ohne sie zu zerbrechen — aus der Sauce genommen und angerichtet, so kostet man letztere, giebt zunächst einen kleinen halben Theelöffel Fleisch-Extract, ein Glas Rothwein und je nach Geschmack ein Stückchen Zucker hinzu, sollte es erforderlich sein, auch noch einen halben Eßlöffel französischen Essigs. Die Hauptsache bleibt, daß der Fisch Salz genug hat und nicht fade schmeckt, auch färbt man die Brühe, falls sie nicht braun genug ist, mit Zuckerfarbe oder etwas Fliedermus. Zuweilen giebt man zu diesem pikanten Gericht auch noch geriebenen Meerettig mit geriebenem Apfel vermischt, mit Zucker und einigen Tropfen Essig verrührt.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.

Breslau, 29. März 1895. Neunter Jahrgang. — № 13.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Sie trocknete ihre Thränen mit nervöser Hast. „Ich muß oft weinen, wenn ich an ihn denke", sagte sie. „Wie ich ihn liebte, so liebte ihn keiner! Lebt er noch, ist er gestorben? O, wer mir Antwort geben könnte! O, Joachim! Doch — reden wir von etwas anderem! Habe ich wirklich geweint? Ich hasse Thränen! Vergeßt es, wenn ich Unsinn gesprochen habe." Sie richtete sich auf und lachte. „So, nun ist alles vorüber. Steh nicht so da, Wolf, sondern geh lieber und hol mir eine von Deinen Cigaretten, Du weißt schon von welchen, und Du, Josa, leg Deine Arbeit fort und hilf mir den Spieltisch arrangiren. Ich denke, wir machen noch einige Rubber."

XII.

Monate verstrichen. Der Frühling schmückte die Erde in seiner verschwenderischen Art und räumte dem Sommer das Feld, ehe man sichs versah.

Das neue burgartige Gebäude in Haidbruch war bis ins Kleinste vollendet und von seinem Besitzer vor Kurzem bezogen worden. Frau Marianne war der Abschied von dem alten Hause noch schwerer geworden, als sie es fürchtete, ihr Gatte aber und ihre Tochter wandten demselben stolz den Rücken und freuten sich ihres neuen würdigen Heims. Welche Mühe hatten diese Zwei aber auch bei dem Baue gehabt! Ohne seine Tochter, versicherte Erzen einem Jeden, sei es doch nur eine Pfuscherei geworden. Da sei kein Fleck im ganzen Hause, der nicht von ihrem Nachdenken erzähle, keine nützliche Einrichtung, als Wasserleitung bis unters Dach, Luftheizung, Telephon und elektrische Klingeln, die er nicht mit ihr erwogen habe. Frau Marianne hatte zu dem Unternehmen von jeher ihre Bedenken gehabt und wenn sie dann nach Beginn desselben ihren Gatten von zu großem Luxus zurückzuhalten versuchte, so nannte dieser ihr die Summe, die er zu dem Bau ausgesetzt habe und die zu überschreiten nach der bescheidenen Anlage desselben eine Unmöglichkeit sei.

Als dem Schloß das Dach und der innere und äußere Verputz noch fehlte, war das Budget jedoch schon überstiegen worden. Was half da das Besinnen, das Lamentiren? Herr von Erzen machte gute Miene zum bösen Spiel, führte den Bau nebst Ausstattung und Einrichtung planmäßig durch und setzte immer stärkere Hoffnungen auf seine speculativen Unternehmungen.

Und so war denn der Bau vollendet, den sein Schöpfer aus Laune und Eitelkeit und auch wohl um sich, dem letzten seines Geschlechts, ein Denkmal zu setzen, errichtet hatte, und den die Welt in gutmüthigem Scherz „Erzens Foly" nannte.

Wer nur einmal der Beglückte wäre, der mit der Hand der hübschen Bertha auch Haidbruch und dieses architektonische Juwel erhielt? Das würde sich wohl bald entscheiden.

Der Einweihungstag des Haidbrucher Hauses, dieser Tag, von dem man so viel gesprochen, der so viel Kopfzerbrechen gekostet, war gekommen. Ein Lichtermeer durchfluthete die Säle, Diener rannten lautlos hin und her, Wagen fuhren vor und im Vestibül stand der Hausherr und empfing seine Gäste.

Endlich waren denn alle da; es wurde Thee präsentirt und Conversation gemacht. — Die Hausfrau, sehr echauffirt, in einer Robe von schwarzer Seide mit eingewirkten Chrysanthemen, einer lila Federn-Coiffüre auf dem hochfrisirten Kopfe, widmete sich mit der aufgeregten Zerstreutheit der nicht an Repräsentation Gewöhnten ihren Gästen.

Ihr Gatte dagegen erntete wohlgefällig mehr oder minder aufrichtiges Lob über sein nun vollendetes Werk ein. Bertha, in einer Wolke von rosa Tüll, schwebte hin und her und hatte für diesen ein freundliches Wort, für jenen ein Lächeln. Die strahlende Zuversicht, die von ihrem feinen rosigen Antlitz leuchtete, gab ihm einen besonderen Reiz.

Nach der gegenseitigen Begrüßung ersuchte Frau von Erzen ihre Gäste, ihr in den Gartensalon zu folgen. Dort waren mehrere Reihen Stühle aufgestellt, auf die man sich so ziemlich nach Rang und Würden placirte. In der ersten Reihe strahlte Frau von Barmer im Diamantgefunkel des Familienschmuckes. Ihr zur Rechten saß die Gräfin Ordrup, eine Dame mit weißem Haar und silbergrauer Brokatrobe, die sich über eine riesengroße Krinoline wölbte. Links von Frau von Barmer lag lässig hingegossen in ihrem Fauteuil die Baronin Hamfelde, die sich heute zum ersten Male in großer Gesellschaft zeigte. Ihr Bestreben, Aufmerksamkeit zu erregen, wurde mit Erfolg gekrönt. Ihr freies Auftreten, ohne jedwede Reserve, ihre Conversation ein Gemisch der Weltsprachen, ihre Toilette, barock in Schnitt und Farbenzusammenstellung, machte sie zum Gegenstand allgemeiner Betrachtung. Man entdeckte an ihr Schminke und Puder und sonstige Atelierkünste. Die Damen nahten sich ihr mit den zaudernden Schritten auf Glatteis Wandelnder. Einige mieden sie ganz. Frau von Barmer wandte ihr halb den Rücken und Gräfin Ordrup sprach von den schlechten Sitten der Jetztzeit und von dem nothwendigen Einschreiten gegen das Erscheinen solcher Elemente in „unserer Gesellschaft". Einige junge Herren ausgenommen, mochte die Mehrzahl ihre Ansicht theilen. Die Belladonna-Augen der Hamfelde verfinsterten sich und ihre gefärbten Lippen umzuckte es spöttisch. Hatte sie es noch nicht gewußt, daß man auf dem Lande nicht ist, wie in ihrer Welt? . . . Ein „durch die Finger sehen" gab es hier nicht, kaum ein „Sich-Blendenlassen" von falschem Schein.

Die lächerliche Correctheit dieses Krähwinkelthums! dachte sie. Und hier sollte sie fortan leben! Unter so viel Prüderie und Hochmuth und lähmender Langenweile! . . .

In einer der hinteren Reihen saß Baron Barmer und blickte mißvergnügt drein. Frau von Erzen, die lange hin und her geeilt war, setzte sich zu ihm.

„So weit wären wir," sagte sie, ihre durch die viele Bewegung ins Wanken gerathene Frisur wieder in Ordnung bringend. „Nun könnte es endlich angehen. Wir wollen nur den Daumen halten."

Herr Eberhard, der Dorfschullehrer, ein dichterisch begabter Blondin, erschien auf dem Podium und trug ein etwas salbungsvoll-schwülstiges Gedicht in Hexametern, das Bezug auf die kommenden Bilder hatte, vor. — Dann hob sich der Vorhang.

Eine Haide, die sich im Hintergrunde weit hinstreckte, bot sich den Blicken. Ein junger Krieger im Schuppenhemd bildete den Mittelpunkt. Sein wunder Kopf ruhte im Schoße einer Greisin und über ihn beugte sich ein junges Weib, deren dunkles Haar, einem Mantel gleich, über ihre Schultern fiel. Neben ihm kniete ein Priester und zeigte ihm ein Krucifix. Die wilden Gesellen im Hintergrunde schienen den Geistlichen fortstoßen zu wollen, der Sterbende aber erfaßte mit der Rechten die Hand, die das Kreuz hielt, und sein Blick hing wie gebannt daran.

Als der Vorhang zum zweiten Male gefallen war, machte Frau Marianne ihrer Beifallsfreude Luft.

„Sie haben's doch verstanden", fragte sie Barmer.

„Nicht die Spur," lautete die Antwort.

„Nun, dann hören Sie! Das Bild stellte den Glauben dar. Es geht die Sage, daß ein Erzen unter Otto I. zum Christenthum bekehrt wurde, freilich erst auf dem Todtenbette, nachdem er für seinen Heidenglauben gestritten und geblutet hatte. Den Moment zeigte das Bild. — Da war der Krieger in der Blüthe der Jahre zum Tode verwundet. Das Einzige, was ihm das Scheiden vom Leben und von den ihn Umgebenden erleichterte, war der Glaube an den Erlöser, der freilich erst in der Sterbestunde den Sieg über das Heidenthum in ihm davontrug. Und sie haben ihre Sache alle so gut gemacht," schloß Frau Marianne, „Wolf sah wundervoll aus, der Junge wird immer hübscher."

„Ach ja, zu solchen Faxen hat er Talent," brummte Baron Barmer.

„Wissen Sie, wer mir bei seinem Anblick einfiel?" rief Frau von Erzen. „Joachim! seine Züge waren so durchgeistigt und seine Augen hatten Joachim's umflorten, schwärmerischen Blick!"

„Hm, hm, mußte auch an ihn denken," entgegnete Baron Barmer. „Kommt mir überhaupt selten aus dem Sinn."

Frau von Erzen, bereuend, Barmer's wunden Punkt berührt zu haben, fing von etwas anderem an. „Die übrigen waren aber auch vorzüglich," sagte sie, „meine Bertha, des Kriegers junges Weib . . . Aber da klingelt es wieder, passen wir auf."

Die Scene war gänzlich verändert. Sie stellte einen Myrthen- und Rosenhain dar, der einem Märchenlande entnommen zu sein schien. Auf hohem goldgeschmückten Throne saß Edith Barmer, die Königin Minne. Ihr Haar von jener satten, röthlichen Färbung, die sich sogar mit rosa verträgt, floß auf einen goldschillernden Mantel herab. Rosen und Myrthen waren in ihre langschleppende Robe eingewirkt, ein Kranz zierte ihr Haupt. Der Sänger, der vor ihr kniete, hatte ihr seine Laute zu Füßen gelegt. Sie beugte sich lächelnd zu ihm nieder und griff nach der Rose, die er ihr reichte. Und er! — Hielt er nur die Blumen, oder hatte er auch ihre Finger erfaßt? — Er sah sie an, strahlend, wonneberauscht. So etwa mochte ein in Liebe entbrannter Troubadour zur Dame seines Herzens aufgeblickt haben! Der Lorbeerkranz, den sie über sein Haupt hielt, zitterte in ihrer Hand und als das Bild zum zweiten Male gezeigt wurde, sank er, des Sängers Locken streifend, zu Boden. Der Vorhang fiel und das Lied, das aus dem Hintergrunde ertönte, erstarb wie das Seufzen einer liebeskranken Brust.

„Elle est jolie, la petite!" sagte Frau von Hamfelde, sich mit ihrem Fächer Kühlung verschaffend. „Wer ist sie doch? Ich vergaß es immer meinen Mann zu fragen, wer noch in seinem Bilde stehe."

„Meine Tochter", entgegnete Frau von Barmer, die in ihrer Freude über das vorzügliche Aussehen derselben den nur schlecht versteckten, halb Neid, halb Spott erfüllten Ausdruck ihrer Nachbarin nicht bemerkte.

„Ach, war es nicht wundervoll, nicht entzückend?" rief Frau Marianne mit vor freudiger Erregung hochrothen Wangen. „Nun, Baron, was sagen Sie zu Ihrer Tochter, so hübsch haben Sie dieselbe doch noch nicht gesehen!"

„Kleider machen Leute", entgegnete der Vater, den die Königin Minne nicht in die gleiche Extase versetzt hatte wie seine Nachbarin. „Könnten Sie mir wohl eine Tasse Thee oder sonst irgend eine Flüssigkeit verschaffen, meine Kehle ist wie ausgedorrt."

„Ja ja, Sie sollen sofort etwas haben", begütigte Frau von Erzen. Dann aber trat Graf Brenken auf sie zu und sie hatte den Thee vergessen.

Graf Brenken war ein Mann in den Dreißigern, von großer markiger Gestalt, einem scharfgeschnittenen, von dunklem Vollbart umrahmten Gesicht und ernstem Ausdruck.

Frau Marianne streckte ihm die Hand hin. „Nun aber bitte schnell in die Garderobe, sonst wird die Pause allzugroß."

„Die wird durch mich schon nicht verlängert werden! Ich brauche mich ja nicht mit Flittern und Rosen zu behängen", war die Entgegnung.

„Mit Flittern und Rosen", wiederholte die Erzen. „Ach war es nicht zu hübsch?"

„Hm!" Brenken räusperte sich. „Nehmen Sie es mir nicht übel, meine Gnädigste! Ich begreife nicht, wie Sie die Liebe so — so unwürdig darstellen konnten!" sagte er.

„Unwürdig?" Frau von Erzen traute ihren Ohren nicht. „Aber, mein lieber Graf! — War Edith nicht reizend? Hamfelde nicht bildschön? Was haben Sie denn auszusetzen?"

Brenken sann nach. „Sie wissen es selbst nicht!" triumphirte Frau Marianne.

„Ich weiß es wohl" entgegnete er. „An dem Bilde, so wie es war, fand ich allerdings nichts auszusetzen. Personen" — er lächelte herbe — „Requisiten und die Melodie, die dazu gespielt wurde, paßten nicht schlecht zu einander, aber es mißfiel mir, weil es die Liebe und nicht eine tändelnde Arabeske darstellen sollte. Die, welche ich meine, hätte erhabener verkörpert werden müssen. Ich glaube, Sie bedachten wohl nicht, daß die Liebe die größte unter ihnen ist."

Frau Marianne lachte.

„Ach, daß Sie auch so tief über das harmlose Spiel nachdenken!" rief sie. „Ich bin überzeugt, daß den meisten unter uns diese leichte Darstellung weit besser gefiel, als eine nach Ihrem Geschmack. Jetzt aber gehen Sie, bitte, und machen Sie Ihre Sache gut. Sie müssen bedenken, daß von dem letzten Bilde der eigentliche Erfolg abhängt."

Brenken ging.

„Verschaffen Sie mir eine Tasse Thee", rief ihm Baron Barmer nach, aber seine Worte blieben ungehört.

Es dauerte lange, ehe man mit den Vorbereitungen zu dem letzten Bilde fertig war.

Endlich stimmten einige Streichinstrumente eine, halb wie ein Kirchenlied, halb wie eine Volkshymne klingende Weise an und der Vorhang rollte auf.

Im ersten Augenblick herrschte eine tiefe Stille, dann aber ging eine Bewegung durch die Reihen, der halblaute Ausdruck der Bewunderung von etwas unerwartet Schönem.

Die Scene stellte heimathlichen Boden dar. Die Hinterwand zeigte Felder und Hügel, Haidbruch mit seinem alten und neuen Hause. Den Vordergrund bildete ein Kornfeld. Die Abendglocke läutete. Der arbeitende Landmann hatte seine Sense an eine Roggenstiege gelehnt, war in die Knie gesunken und wandte sein Gesicht der Abendröthe zu. Vor ihm aber stand ein Weib in lang herabwallenden weißen Gewändern. In der Linken trug sie einen Anker, die Rechte hielt sie über des Mannes Haupt. Wie aus Marmor gemeißelt, ohne mit der Wimper zu zucken, stand sie da. Ihre Augen waren ein wenig nach oben gerichtet, ein Zug freudiger Hoffnung lagerte um ihre Lippen.

Und der Landmann, dessen Züge erst einen gleichgiltigen, fast finsteren Ausdruck trugen, starrte sie an. Es war, als bewundere er nicht ihre durch die Tracht gehobene Schönheit, sondern als sähe er wirklich zu einem überirdischen, heilbringenden Wesen auf.

„War das Josa?" rief Frau von Erzen, als sich der Vorhang gesenkt hatte und die Hymne in einem mächtigen Accord verklungen war. „Lieber Baron, was sagen Sie nun?"

Dieser hatte jetzt Durst und Ungeduld vergessen.

„Wahrhaftig, das gefiel mir," sagte er. „Da war nichts Albernes darin, kein Firlefanz! Das Mädchen sah verteufelt gut aus, habe sie im Leben noch nicht so gesehen."

„Wer ist sie, woher stammt sie?" Diese Fragen gingen von Mund zu Mund.

Frau von Barmer hatte Mühe, ihre plötzliche Verstimmung Niemanden merken zu lassen. Solch einen Erfol hätte sie ahnen sollen! Es war etwas Zauberhaftes gewesen um ihre Nichte. Wehe, wenn Brenken diesem Zauber verfiel.

In einer Ecke des Saales, welche die jüngeren Herren in Beschlag nahmen, herrschte förmliche Aufregung.

„Wer ist sie, woher stammt sie?"

„Wolf! Herr von Barmer! Stehen Sie Rede und Antwort."

Dieser gab nur kurzen Bescheid.

„Sie sehen ja so ernst aus, fast wie vorhin, als Sie im Sterben lagen," sagte Graf Preschau von den Kürassiren, die in dem nahen Städtchen in Garnison lagen.

Wolf antwortete nicht. Er starrte unverwandt nach der Thür, hinter der sich das Bild noch soeben den Blicken dargeboten hatte. Er sah sie immer noch, berückend schön, Ehrfurcht gebietend und lieblich zugleich. Ihm war's, als verwandelten sich die antiken Gewänder in das braune, wollene Kleid, an Stelle des Peplums trat die weiße Schürze, der Goldreif verschwand, dagegen warfen bunte Glasfenster farbiges Licht ihr auf Stirn und Haar.

„O — und ich liebe sie, ich liebe sie!" rief es in ihm.

Man erhob sich. Es sollte zu Tisch gegangen werden. Auch die Aufführenden hatten rasch Toilette gemacht und erschienen jetzt im Salon, wo man sie mit den üblichen Complimenten überhäufte. Edith, wieder wie gewöhnlich weiß gekleidet, schwirrte neckend, lachend, ein prickelnder Uebermuth, von einem zum andern.

„Von wem erhielten Sie den Strauß?" fragte Brenken, auf die Rosen in ihrer Hand deutend.

„Von wem? — Nun, von meinem Minnesänger natürlich."

Brenken's Stirn wurde roth, er biß sich die Lippen, und er sah nicht aus, als sei er von der Natürlichkeit dieser Thatsache durchdrungen. Er war eine nüchterne Natur, doch nicht etwa deshalb hatte er selber nie mit Blumen um sich geworfen. In einigen Dingen besaß er eine überraschende Subtilität. Er mochte sie für zu gut, zu rein halten, um sie welken zu lassen nicht in den Strahlen der Sonne, der sie ihr Leben verdankten, sondern in der Gluth berauschender Stunden. Nur ein Weib, das er liebte, hätte er mit Blumen beschenken können — aber auch nur ein solches! — Er war nie ein Courmacher gewesen, er hatte sich nie mit der stutzerhaften Höflichkeit der jeunesse dorée den Damen gewidmet. Er sah in ihnen Wesen, die des Schutzes bedürfen, die man, wenn sie sind wie sie sein sollen, verehrt wie etwas Hohes und Reines, die aber zu gut sind zu tändelnder Kurzweil.

„Fräulein Edith, wollen Sie mit mir zu Tisch gehen?" fragte er jetzt.

„Thut mir leid, Herr Graf, Sie hätten mich früher fragen sollen. Ich bin engagirt."

„Mit wem?"

„Mit Hamfelde!"

„Dann schenken Sie mir den Cotillon," fuhr er fast befehlend fort.

„Auch den hab' ich vergeben."

„Auch an Hamfelde?" Die Frage kam stockend von seinen Lippen.

„Ja!"

Brenken's Stirn verfinsterte sich, er sah im Saal umher, als suche er Jemand.

„Nun, so nennen Sie irgend einen anderen Tanz," sagte Edith.

„Sie wissen, daß ich eigentlich nicht tanze; bei Ihnen hätte ich nur im Kotillon eine Ausnahme gemacht."

„Ach, Sie tanzen nicht, auch keine Française?"

„Auch die nicht."

„Das gefällt mir von Ihnen. Ich vermuthe, Sie würden nicht gut tanzen, also besser gar nicht, als schlecht. Wie warm es ist!"

Sie fächelte sich mit dem Strauß, eine der Rosen glitt zu Boden. Brenken hob sie auf.

„Ich will sie Ihnen schenken", sagte Edith, „als Ersatz für den Kotillon."

Er schüttelte den Kopf.

„Ich möchte Ihnen Ihr kostbares Eigenthum nicht entwenden."

„Und wenn ich es nun nicht wieder nehmen wollte?"

„Dann ist es auch nicht schlimm", entgegnete er kalt, die Rose fortschleudernd.

Jetzt erschien Hamfelde und bot seiner Dame den Arm. Sie legte ihre Hand hinein und ging mit ihm davon.

„Ein sonderbarer Kauz, dieser Brenken", flüsterte er mit spöttischem Lächeln. „Wo befehlen Sie zu sitzen, etwa in jener Nische. Ein sehr lauschiges Eckchen und sind gerade noch zwei Plätze frei. Ich denke mirs unendlich anziehend mit der Königin Minne einmal ungestört eine Stunde verplaudern zu dürfen."

Brenken sah den Davongehenden nach. Baron Hamfelde war ein Mann, der für ein unerfahrenes Mädchen ohne Zweifel etwas Gefährliches haben konnte. Seine Züge, obgleich vorzeitig gealtert, waren noch heute schön zu nennen und sein Wesen besaß den Zauber der in Grenzen gehaltenen Leichtlebigkeit. Brenkens Blick glitt von ihm auf Edith herab. Lachend, plaudernd hing sie an seinem Arm, einer weißen Blume vergleichbar, mit ihrem würzigen Duft. Ein Spielzeug für diesen gewissenlosen Leichtfuß! dachte Brenken und mißhandelte seinen Claque mit den nervös arbeitenden Händen. Wenn er desselben müde geworden, wird er es bei Seite werfen, schnöde, brutal!

Und nicht von der Stelle weichend, spann er weiter an den düsteren Gedanken. Daß der Saal sich leerte, merkte er nicht. Jetzt streifte ihn die Baronin Hamfelde, die am Arme eines geckenhaften Greises, der in allen Dingen, außer in seinem weiblichen Umgang, wählerisch war, an ihm vorüberging, mit einem ihrer Theaterblicke. Wäre ihm in diesem Augenblicke nicht so ernst zu Sinne gewesen, er hätte gelacht. Die Frau verdachte ihrem Manne die Zuneigung nicht, die er zu diesem kleinen deutschen Mädchen gefaßt hatte! Sah sie aus, als sei sie ihrerseits für eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit zugänglich? Brenkens Rechte ballte sich zur Faust. „Ich will, ich muß sie schützen," flüsterte er mit bebenden Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Sind die Frauen wirklich das schwächere Geschlecht?

Der englische Forscher Brandeth Symonds verneint die Frage und veröffentlicht folgende Resultate gewissenhafter Untersuchungen, die wir ohne Commentar wiedergeben:

1. Die Frau lebt länger als der Mann. Es giebt mehr Wittwen als Wittwer.

2. Schon in den Lebensjahren von 0 bis 5 ist die Sterblichkeit der kleinen Kinder weiblichen Geschlechts kleiner als die der Knaben. Das Verhältniß wird ein noch mehr zu Gunsten der ersteren sprechendes beim 12. Altersjahr; hier sterben 4,28 pro Mille Knaben und nur 3,56 Mädchen. Etwas ungünstiger wird die Ziffer vom 12.—16. Jahr, wogegen im 16. bis 20. Altersjahr wieder mehr Jünglinge sterben als junge Mädchen. Etwa im 26. Altersjahr ist die Mortalitätsziffer bei beiden Geschlechtern gleich.

3. Das sogenannte kritische Alter (46—56) bei den Frauen rechtfertigt seinen bösen Ruf keineswegs: die Sterblichkeit während dieser Zeit ist bei den Männern größer, d. h. 6,32 pro Mille gegenüber 3,47. — Die wirklich kritische Zeit der Frauen beginnt nach dem 56. Jahr und dauert bis zum 60. Später sinkt die Sterblichkeitsziffer auf's neue gegenüber derjenigen der Männer. Daraus folgert unser Forscher, daß das weibliche Geschlecht überhaupt den Anforderungen und Anfechtungen des Lebens besser widerstehe als die Männer und die Zulage, das schwächere Geschlecht zu sein, keineswegs verdiene. — — —

Daß die Frauen überhaupt ausdauender sind, aufopferungsfähiger und viel weniger „wehleidig" als die Herren männlichen Collegen der Schöpfung, kann man mit unbewaffnetem Auge tagtäglich sehen, auch wenn man kein „Forscher" ist. (Schweiz. Familienbl.)

Culinarisches.

Wie der Amerikaner ißt und trinkt, darüber plaudert ein Mitarbeiter der „Burschenschaftl. Blätter". Die Zunge des Amerikaners ist wenig gebildet. Er trinkt den edelsten Rheinwein mit demselben Unverstand, wie den elendesten Krätzer, das beste importirte Bier ebenso gern, wie eine Brooklyner Dividendenjauche, aus Mais, Glucose, Salicylsäure und Strychnin gebraut; er verlangt nur, daß das, was man ihm vorsetzt, eiskalt ist. Das Essen würdigt er ebenfalls nicht. Von einem regelrecht aufgebauten Diner hat er keinen Schimmer. Ein halbrohes Steak, das er mit Butter beschmiert, dazu noch warmes Weißbrot, ebenfalls gebuttert, und eine Pellkartoffel, die auch die Buttertaufe erhält — das ist Alles. Zu dieser Mahlzeit braucht er höchstens fünf Minuten. Nachdem er das buttertriefende Mahl mit einem Glas Eiswasser hinuntergewaschen, greift er bedächtig in die Westentasche, holt eine kleine Kapsel hervor und genießt als Dessert eine — Pille. Beim Erheben nimmt er einen Zahnstocher aus dem bereitstehenden Glase, den er zur Verzierung einestheils, anderntheils zum Beweis, daß er gegessen, graciös in die linke Mundecke steckt. Hierauf begiebt er sich zur Bar, um seinen Verdauungsschnaps zu genießen. Und jetzt wird er Kenner, auf diesem Gebiet ist er sattelfest. Mit kritischem Auge mustert er die Truppen. Nach langem Studium wendet er sich lakonisch an den Barkeeper. „Pepper!" (Eine Kentuckyer Whiskymarke.) Die Flasche wird vor ihn gepflanzt, ebenso ein Glas Eiswasser und ein leeres, etwa 100 Kubikcentimeter fassendes Glas. Er gießt es etwa zwei Drittel voll, trinkt den Inhalt auf einen Zug und sofort hinterher einen kräftigen Schluck Eiswasser, denn das Zeug ist stark. Jetzt noch zwei Nelken und eine Kaffeebohne in den Mund und der Yankee hat dinirt.

Folgende Beschreibung eines Gastmahles bei den Eskimos giebt der Bericht eines englischen Nordpolfahrers: „Den ersten Gang bildete ein Klumpen zusammengefrorener Fische, ganz frisch aus dem Wasser gezogen, wie die Natur sie giebt. Wir zagten anfangs, indessen, um unsere Wirthe nicht zu beleidigen, hackten wir ein Stück von diesem Gericht ab und verzehrten es nach dem Beispiel der Eingeborenen. Nun kam der zweite Gang: Zwei Männer brachten ein Brett mit einer grünlichen Masse, wie ich nachher erfuhr, das noch nicht wiedergekäuete Moos aus dem Magen des Rindes, welches uns zu Ehren hatte sterben müssen. Den Frauen mundete diese Speise sehr — sie stopften sie, mit Walfischspeck, handvollweise in den Mund. Den besagten Speck, welchen die Dame des Hauses selbst schnitt, konnten wir beim besten Willen nicht verzehren, so spöttisch uns auch unsere freundlichen Wirthsleute dafür ansahen. Als das Grünzeug vertilgt war, fuhr die Dame mit der knochigen Hand über das Brett und steckte dann diese Hand so tief wie möglich in den Mund, wodurch das bei uns gebräuchliche Waschen ersetzt wurde. Nun ward gekochtes Seehund- und Walroßfleisch auf das Brett gelegt, und wenn auch das Fleisch besser zu Sohlen an unseren Füßen, als zur Speise für unseren Mund geeignet war, so aßen wir doch davon, was uns die fast verlorene Achtung der Tischgenossen wiedergewann. Dann kam ein harter Gegenstand, der in Würfel geschnitten und so verzehrt wurde; er schmeckte nach Kakao und war — Walfischhaut. Rennthierfleisch und Walfischgaumen bildeten den Nachtisch; der letztere steht bei den Eskimos in demselben Range wie der Zucker bei uns. Jeder von uns hatte — trotz alledem — bei dieser Mahlzeit 5 bis 6 Pfund Fett und Fleisch zu sich genommen."

Wie können wir sparen?

Otto von Leixner findet mit Recht den Luxus zumeist darin, wenn für vorübergehende Dinge unverhältnißmäßig viel gebraucht wird. Um zu sparen, machen wir uns vor allem stets klar, was zu den vorübergehenden Dingen gehört. Also wenn wir ein Stück Möbel anschaffen, so hat dasselbe beim gleichen Preise mehr Werth als ein Kleidungsstück, weil ersteres noch auf andere Generationen kommen kann und letzteres vergänglicher ist. Sollte aber das Kleid nothwendiger sein, dann muß es vorgehen, weil eben bei Sparsamkeit immer das Nöthigste zuerst bedacht sein will. Ein Buch hat mehr Werth als ein Stück Band zum Aufputz, weil es bleibendere Freude macht, u. s. w.

Dann aber heißt es: im Kleinen sparen. Die kleinsten Münzen für täglich oder häufig sich wiederholenden Ausgaben summiren sich, wenn man nicht nachrechnet, viel mehr, als es denkbar scheint, und es ist für die Sparsamkeit außerordentlich nützlich, zuweilen mit 365 Tagen oder mit 52 Wochen zu multipliciren. Man kann ebenso gut und kräftig leben, sparsam anstatt verschwenderisch, wenn bedacht und überlegt wird, was mehr nährt, und das wählt, und nicht etwas mehr den Gaumen Kitzelndes, das sich leicht entbehren läßt. Bei der Kleidung ist es nicht nöthig, unmodern zu sein; es ist auch bei Sparsamkeit möglich, sich nett und gut zu kleiden, seinen Verhältnissen angemessen auf die Mode Rücksicht nehmen, aber sich hüten vor allen ihren überflüssigen und vorübergehenden Neuigkeiten. Wenige Kleider, aus guten, haltbaren Stoffen, nach einfach modernem Schnitt, ist zugleich das Hübscheste und — Sparsamste.

An der Güte einer Waare dürfen wir nicht sparen, wohl aber an der Kostbarkeit, etwa aus Moderücksichten, oder weil die Sache mehr ins Auge sticht. Auch bei Wäsche, Schuhen u. s. w. muß immer auf das Haltbare zuerst gesehen werden, wenn man sparsam sein will, auch wenn die Sachen beim Ankauf sich theurer stellen.

Dasselbe gilt von allem Hausrath, überhaupt allen Gebrauchsartikeln; das schlechte, billige Zeug, was oft so verlockend erscheint, ist stets das im Grunde theuerste. Ein empfehlenswerther kleiner Kunstgriff des Sparens ist, für ein anzuschaffendes, größeres Stück nach und nach zurückzulegen; ein solcher Besitz wird einem besonders werthvoll. Sich da und dort eine Kleinigkeit versagen und für ein Liebeswerk zu sammeln, ist die edelste Sparsamkeit und wird zum gesegneten Scherflein. — Die kleine Summe eines allmählich versorgten Sparkassenbuches wird mehr Freude machen als eine größere ererbte, und ein Geschenk, dargebracht aus dazu erspartem Gelde, beglückt auch den Gebenden.

Eine Hauptsache bei der Sparsamkeit bleibt aber immer die Kunst des Erhaltens. Die Kleider vor Rissen und Flecken bewahren, jeden kleinsten Schaden sofort beseitigen, zur Arbeit den dafür tauglichen Anzug tragen, das Ausgehekleid im Hause ablegen, alles sorgsam aufbewahren, nichts herumliegen und verstauben lassen, dann halten die Sachen erstaunlich viel länger. Und in der Küche nichts, auch nicht das Unbedeutendste umkommen lassen, alles zu rechter Zeit und in rechter Weise wieder gebrauchen, nicht tiefer in den Schmalztopf greifen, weil er gut gefüllt ist, als es die Speisen erfordern, kein Ei weiter nehmen, wenn dazu der Vorrath verlockend ist, was so leicht geschieht, das Feuer nicht stärker und länger brennen lassen als nothwendig, das alles sind an sich kleine Dinge und doch wie groß für die Sparsamkeit.

Ganz unverhältnißmäßig viel wird in unserer Zeit, in allen Ständen, bei Reich und Arm, für Vergnügen ausgegeben; wer dabei sparen lernt, erspart nicht blos Geld, sondern auch an Gesundheit und schließlich an innerer Zufriedenheit. Thöricht aber ist es, von allen Menschen die gleiche Sparsamkeit zu verlangen, jeder nach seinen Verhältnissen, was dem einen unerlaubter Luxus wäre, ist für den reicheren Besitz oft fast eine Pflicht; was sollte sonst aus Industrie und Kunst werden, bei denen Tausende ihr Brot verdienen, die darben müßten, wollten alle Menschen sich auf das Nothwendigste beschränken. Und doch sind die Reichsten oft die Sparsamsten, und auch manche, die großartig sind im Geben, rechnen im täglichen Leben bis ins Kleinste. Aber reich werden, auf ehrliche Art, wird kaum je gelingen, ohne die Tugend und die Kunst der Sparsamkeit zu besitzen.

Gartenarbeiten im April.

Gemüsegarten. Die für den März angegebenen Arbeiten, welche wegen Unbestellbarkeit des Landes oder wegen Mangel an Zeit unterblieben sind, müssen jetzt sobald als möglich ausgeführt werden. Es bezieht sich dieses namentlich auf die Aussaaten von Schnitt- und Wurzelpetersilien, Spinat, Kerbel, Mairüben, Karotten und Schwarzwurzeln. Ist es auch gerathen, schon im März von Kohlsorten, um sie früher zu haben, eine Aussaat zu machen, so fällt die Hauptaussaat für allgemeinen Anbau doch in die erste Hälfte dieses Monats. Dasselbe gilt von Steckrüben oder Kohlrabi unter der Erde. In der letzten Hälfte säe man Rosenkohl und nochmals frühen Wirsing, auch etwas Grünkohl, letzteren aber im Allgemeinen erst im Mai. Von Blumenkohl und Kohlrabi über der Erde sind wiederholt Aussaaten zu machen. Ueberwinterte Kohlpflanzen sind auszupflanzen, desgl. im Frühbeet oder Gewächshaus herausgezogene Salat- und Kohlrabipflanzen. Radies sind auszusäen in nahrhaften etwas feuchten lockeren Boden. Da die Radies von Erdflöhen sehr zu leiden haben, so empfiehlt es sich Gartenkresse dazwischen zu säen, da solche allen anderen Pflanzen vorgezogen wird. Häufiges Ueberbrausen der Beete hält sie gleichfalls fern. Von Erbsen wird jetzt die Hauptaussaat gemacht. Mit den frühen Erbsen legt man sogleich, oder nach kurzer Folge mittelfrühe Sorten, als welche zu empfehlen sind: Grünbleibende Folger-, die sehr reich tragenden Ruhm von Kassel, die volltragende Schnabelerbse. Hieran schließen sich die Markerbsen. Frühe sind: Laxtons Alpha, Wunder von Amerika. Mittelfrühe: Langschotige Laxtons Alpha, Carters Challenger, Carters Stratagem. Späte: Champion of England und die außerordentlich reichtragende Jenny Lind-Erbse. Die Markerbsen werden, ausgenommen die frühesten Sorten, die man gleich mit den Maierbsen legen kann, zu späten Aussaaten verwandt, weil sie weniger empfindlich gegen Mehlthau sind wie Maierbsen und weil sie auch bei warmer Witterung nicht leicht hart und bitter werden. Das Pflanzen der Kartoffeln ist in diesem Monat, wenn auch erst in der zweiten Hälfte, je nach Lage und Boden vorzunehmen, sollte aber nicht auf den Mai verschoben werden. Frühkartoffeln müssen jedenfalls zu Anfang des Monats gelegt werden. Spargelbeete können jetzt noch angelegt werden, wenn die Setzlinge nicht schon frühzeitig getrieben haben. Man nehme zum Auspflanzen am liebsten einjährige Pflanzen. Die Keime müssen kurz, breit und dick sein, die mit spitzen und wenig Keimen versehenen sind zu verwerfen, da sie auch später nur schwache Pfeifen treiben. Gurken, ebenso Kruppbohnen zum Auspflanzen können in Töpfe gelegt werden. Erstere verlangen einen warmen Stand, müssen aber später allmählich an kühlere Temperatur gewöhnt werden. Rhabarberpflanzen, die nicht im Herbst oder Winter Düngung erhielten, können jetzt noch mit Jauche gedüngt werden.

Obstgarten. Das noch nicht vollzogene Beschneiden der Obstbäume muß nun rasch beendet werden. Zu stark ins Holz treibende und deshalb unfruchtbare Bäume können im Trieb gemäßigt und zum Ansatz von Fruchtaugen genöthigt werden, wenn man sie erst nach dem Austreiben ihrer Knospen beschneidet. Pfirsich und Aprikosen werden jetzt beschnitten; man läßt ihnen aber als Schutz gegen Nachtfröste möglichst lange ihre Bedeckung.

Das Umpfropfen älterer Bäume kann geschehen, sobald sich infolge des Safttriebes die Rinde löst. Auf starke Aeste setzt man mehrere Reiser, theils um dem reichlich zuströmenden Safte Auswege zu verschaffen, theils um eine schnelle Vernarbung der Veredelungsstelle herbeizuführen. Das beste Reis eines Astes bleibt später stehen.

Obstbäume können noch gepflanzt werden, wenn sie nicht schon getrieben haben. Die Wurzeln sind, um sie gegen Eintrocknen bei scharfer Luft und sonnigem Wetter zu schützen, in einen Brei von Kuhdung und Lehm zu tauchen.

Blumengarten. Durch schöne Frühlingstage werden wir uns jetzt schon häufig veranlaßt sehen, dem Blumengarten einen Besuch abzustatten. Es sei daher unsere Sorge, so viel wie möglich in demselben aufzuräumen, alles die Ordnung und Sauberkeit Störende zu beseitigen. Die Bosquets, die Blumenrabatten und Blumenbeete sind fertig zu graben. — Rosen sind, wenn es nicht schon geschehen ist, ihres Winterschutzes zu entkleiden und zu beschneiden. Empfindliche Coniferen lieben auch im April noch Schutz gegen kalte Winde, man gewähre ihnen daher solchen, wenigstens in der ersten Hälfte des Monats. Man beachte, daß Coniferen im Allgemeinen am sichersten anwachsen, wenn sie beim Beginn des Triebes verpflanzt werden.

Spätblühende Stauden können jetzt noch zertheilt und auch verpflanzt werden. In Kisten oder auf geschützten Beeten überwinterte Stiefmütterchen und Nelken werden jetzt auf Beete gepflanzt. Die Aurikel-, Primeln- und Nelken-Beete werden vorsichtig aufgelockert und mit Erde bedeckt. Gegen Ende des Monats können Georginen und Gladiolen gepflanzt werden. Sind sie bereits angetrieben, so bedürfen sie einer Bedeckung bei eintretenden Nachtfrösten. — Im Freien können ausgesäet werden: Adonis, Collinsia, Convolvolus, Escholtzia, Nigella, Tropaeolum, Silene, Linum, Nemophila u. a. m., Winterlevkojen und Goldlack sind in kalte Treibbeete auszusäen. Von Levkojen und Astern, desgl. von Phlox und Chineser Nelken kann eine zweite Aussaat im kalten Kasten oder im Freien gemacht werden. Die Levkojen werden von Erdflöhen sehr heimgesucht, sie sind daher im Freien an schattiger Stelle zu säen. Die für Gruppen zum Auspflanzen im Mai bestimmten Geranien, Verbenen, Fuchsien und Heliotrop müssen durch Verpflanzen kräftig herangezogen und durch fleißiges Lüften abgehärtet werden.

Züchtung der Nutzhühner.

In seinem vortrefflichen und sehr empfehlenswerthen, von uns schon oft herangezogenen Werkchen über „Das Huhn", giebt Dr. Carl Ruß für die Aufzucht folgende gute Anweisungen.

Je nachdem wir uns einen Hühnerschlag heranzüchten wollen, welcher vorzugsweise hinsichtlich des Eierlegens ertragreich sein soll oder einen, dessen Küken wir vornehmlich zur Erzielung von Fleischhühnern benutzen können, haben wir selbstverständlich auch immer die Auswahl der Hennen zu treffen, von denen wir die Bruteier zur Erlangung der für unsere Zwecke geeigneten Nachzucht entnehmen. Zunächst betrifft es ja selbstverständlich die Hühner-Rasse, sodann müssen wir aber auch immerhin das einzelne Huhn vorsorglich auswählen oder uns selbst züchten. Es kommt bei jeder Geflügelzucht, insbesondere aber dort, wo man einen neuen Schlag erzielen will, vor allen Dingen darauf an, daß man jedes einzelne Thier so kräftig und leistungsfähig, als es eben möglich ist, hervor zu bringen strebe. Von diesem Gesichtspunkte aus sollte die Hausfrau und der Landwirth ganz besondere Maßnahmen ins Auge fassen.

Schon bei der Auswahl der Hennen ist darauf zu achten, daß wir recht kräftige, leistungsfähige Thiere erlangen, die den bereits früher angegebenen Merkmalen voll entsprechen, die namentlich durch breiten, vollen Hinterleib und Rücken sich auszeichnen. Nicht minder wichtig ist es selbstverständlich, daß der Hahn alle Merkmale eines tadellosen Zuchtvogels zeige. Für die Erbrütung der ersten eigenen Aufzucht haben wir zunächst die allergrößten Eier auszuwählen, welche unsere angekauften Hennen hervorbringen; bei der späteren Zucht sind folgende Rathschläge zu beachten. Eine Henne (oder einige, je nach dem Umfang der Hühnerzucht) lassen wir länger am Leben, und zwar ausschließlich für den Zweck, daß wir ihre Eier zur Heranzüchtung der Nachzucht benutzen. Ein solches Mutterthier, von dessen Leistung wir — gleichsam wie im Bienenrumpf von der Königin — das Erstehen der ganzen Nachzucht erwarten, muß zunächst im Körperbau vorzugsweise kräftig, sodann kerngesund und mit allen guten Eigenschaften ausgestattet sein, welche wir von der besten Legehenne erwarten dürfen. — Je älter es wird, insbesondere vom dritten bis fünften Jahre, desto größer — wenn auch selbstverständlich sparsamer gelegt — werden seine Eier, und diese ganz großen Eier benutzen wir ausschließlich dazu, aus ihnen Küken erbrüten zu lassen und diese zum besonders kräftigen Schlag heranzuziehen. Als Regel ist sorgsam zu beachten, daß man bei jeder Geflügelzucht überhaupt immer die größten Eier erbrüten lasse, welche man zu erlangen vermag; ein großes Ei ergiebt ein wohlgenährtes, kräftiges und zu tüchtiger Leistung fähiges, ein kleines Ei dagegen ein bleichsüchtiges, sich nur kümmerlich entwickelndes und nichts weniger als reichen Ertrag gewährendes Huhn. Wohl zu beachten ist dabei allerdings, daß man nur recht große, keinenfalls aber die sogen. Doppeleier für die Brut nehme; denn aus den letzteren werden Zwillinge, welche meistens verkrüppelt oder doch verhältnißmäßig schwach sind, erbrütet. Ueber vier bis spätestens fünf Jahre hinaus darf man aber die alte Zuchtmutter doch keinenfalls werden lassen, dann nimmt ihre Fruchtbarkeit nicht blos in der Anzahl der Eier, sondern namentlich auch in der kräftigsten Entwickelung des Inhalts derselben ab, und damit verlieren die Eier also ihren Hauptwerth, denn wir können aus denselben keine tüchtigen Hühner mehr erziehen.

Sowohl bei dem Hühnerschlag, welchen wir zur Eiererzeugung, als auch bei dem, den wir um des Fleischertrages willen heranzüchten, sind die Hennen, im ersteren Falle fast ausschließlich, im letzteren meistens schlechte Brüterinnen. Da heißt es also Ersatz zu beschaffen; eine Stellvertreterin, welche das Brutgeschäft übernimmt, oder auch wohl eine Brutmaschine, also eine natürliche oder künstliche Brüterin und Glucke.

Was die Brutmaschine anbetrifft, so bin ich zu meinem großen Bedauern nicht in der Lage, Günstiges zu berichten; ich muß es vielmehr rückhaltslos aussprechen, daß wir bis jetzt noch keine einzige, gleichviel von welcher Herstellung und Einrichtung, vor uns haben, die ich unbedingt empfehlen könnte. Soweit ich es übersehen kann — und ich habe ja alle Erscheinungen auf diesem Gebiete mit Sorgfalt verfolgt und selbst im einzelnen geprüft — muß ich anerkennen, daß im allgemeinen Durchschnitt die besten der vorhandenen Brutmaschinen ein Ergebniß von etwa 60 pCt. bringen. Dieses würde — jeder Sachverständige wird mir darin zustimmen — zunächst als ein bedeutender, mindestens als ein genügender Erfolg anerkannt werden müssen; leider kommt aber ein Umstand nur zu folgenschwer inbetracht. Es ist nämlich die Unsicherheit, welche auf diesem Gebiet herrscht und die bisher noch keineswegs als überwunden angesehen werden kann. Keine einzige von allen vorhandenen Brutmaschinen könnte ich — wie gesagt — der Hausfrau für ihre Geflügelzucht im Kleinen als durchaus zuverlässig mit gutem Gewissen empfehlen, zu keiner einzigen dürfte ich dem Gutsbesitzer oder Landmann überhaupt rathen, für den Zweck, Geflügel in größerer Anzahl zu züchten. Noch viel schlimmer aber verhält es sich mit der sogen. künstlichen Glucke. — Bekanntlich bedürfen die von einer Brutmaschine ins Leben gerufenen Küchel doch immerhin besonderer Sorgfalt. Wie sollen sie in unserem rauhen Klima, wo bis in den Frühling hinein immer noch Nachtfröste vorkommen können, wohlgedeihen, wenn sie nicht einer schützenden Mutter, d. h. vor allem ausreichender Wärme sich zu erfreuen haben! Die Apparate aber, welche man bis jetzt für diesen Zweck hergerichtet hat, sind sammt und sonders noch nicht zuverlässig; sie vermögen durchaus nicht den Mutterschutz einer wirklichen Glucke zu ersetzen. Die Wärme, welche sie spenden, ist entweder viel zu trocken oder zu dunstig, kurz und gut, die leidige Thatsache, daß von den 60 pCt. der erbrüteten Küchel kaum zwanzig, selten mehr, meistens aber viel weniger lebensfähig heranwachsen, beweist genügend. Wer könnte unter solchen Umständen die künstliche Brut und Aufzucht der Hühner für die Hausfrau oder den Landmann empfehlen? Ich nimmermehr — und wenn mir auch massenhaft die allergünstigsten Berichte über die bedeutendsten Erfolge in der künstlichen Brut und Aufzucht vorgelegt würden.

Alle, welche wirkliche Nutzgeflügelzucht betreiben wollen, muß ich auf einen ganz anderen Weg verweisen. Da giebt es nur einen Rath: schafft Euch nicht künstliche, sondern natürliche Brüterinnen an! Das von mir sonst keineswegs rühmend besprochene Cochinchina-Huhn kann doch gerade für die Geflügelzucht im Kleinen unter Umständen einen bedeutenden Werth haben. Eine, zwei oder auch noch mehrere Cochinchina-Hennen (je nach der Anzahl der eigentlichen Nutzhühner) sollte man auf jedem Hühnerhof halten, und zwar nicht etwa um des Ertrages willen, den sie gewähren können, sondern lediglich als Brüterinnen, die man bei sachgemäßer Behandlung und unter günstigen Umständen für zwei und selbst drei Bruten in jedem Sommer ausnutzen kann. Leider hat die Cochinchina-Henne auch in dieser Hinsicht freilich einen sehr großen Fehler, den nämlich, daß sie als Glucke meistens zu stürmisch-ungeschickt ist und fast immer soundso viele der ganz kleinen Küchel todt tritt. Bei etwas größerem Betriebe und wo man es überhaupt ausführen kann, sollte man sie daher eigentlich nur als natürliche Brütmaschine betrachten und zur Führung der Jungen eine recht große andere Henne, welche dann gleichzeitig gesetzt werden müßte, benutzen. Hier und da auf den Geflügelhöfen richtet man sogar Kapaunen ja selbst Hähne zum Brüten ab, indem man ihnen die Füße bindet, ihnen auch wohl etwas Branntwein einflößt und sie zunächst auf hölzerne oder Porzellan-Eier setzt. Nach einigen Tagen zeigt sich das sonst so ungeberdige Thier geduldig, erbrütet die ihm untergelegten wirklichen Eier und führt diese und selbst fremde Küchel unter eifrigem Glucken vortrefflich. Wer Zeit und Geschick genug dazu hat, möge sich immerhin mit solchem Nothbehelf beschäftigen; für die kleinste Hühnerzucht in der Stadt ist das Cochinchina-Huhn als Brüterin ausreichend, für die größere Hühnerzucht auf dem Lande empfehle ich aber — als besser denn alle Brutmaschinen — die Puten oder Truthennen. Deren Benutzung für diesen Zweck ist überaus vortheilhaft, indem sie einerseits zuverlässig brüten, die Küchel gut führen, sie kaum treten, und andererseits nicht so gefräßig wie die Cochinchina-Hennen, sondern im Gegentheil recht anspruchslos sind.

(Schluß folgt.)

Kochrezepte.

Hammel-Carree mit Pillaw von Reis. 10 Personen. 3 Stunden. Ein altgeschlachtetes Hammel-Rippenstück wird im Ofen in der Pfanne mit Butter auf der oberen Seite gebräunt, mit ½ l kochendem Wasser übergossen, unter Beifügung von Salz, Zwiebel, Wurzelwerk, einem Kräuterbündchen und verschiedenem Gewürz langsam weichgedünstet. Dann nimmt man das Fleisch aus der Sauce, verrührt diese mit 5—6 in Scheiben geschnittenen Tomaten, schlägt sie durch ein Sieb, entfettet sie, giebt einen halben Theelöffel voll Fleischextract hinzu und verkocht sie mit einer Mehlschwitze. Für den Pillaw, der von dem besten Reis bereitet wird, muß letzterer wiederholt gewaschen werden und schüttet man ihn, nachdem er auf einem Siebe abgetropft ist, so in einen Topf, daß er sich nach der Mitte zu häufelt. Nun gießt man behutsam vom Rande das erforderliche Wasser auf — 1 l auf 250 g Reis — ohne daß die Reiskörner aus ihrer Lage kommen, deckt den Topf zu und setzt ihn auf mäßiges Feuer. Bevor das Wasser vollständig verdunstet ist, rückt man das Gefäß etwas vom Feuer zurück und läßt die Feuchtigkeit ganz langsam verdampfen. Inzwischen schmilzt man auf die angegebene Reismenge 125 g Butter, übergießt sie damit, deckt den Topf zunächst mit einem starken Tuch, hierauf mit dem Deckel zu und stellt ihn etwa 8 Minuten an eine mäßig warme Stelle, wonach man den Reis mit einem hölzernen Löffelstiel nach der Mitte zu aufschichtet und, bevor man die Speise aufgiebt, dies Durchrühren noch einmal wiederholt. Zu beiden Seiten des tranchirten Hammel-Carrees langgestrichen, färbt man ihn oftmals auf der Oberfläche mit ein wenig Saffran.

Poupiettes von Heringen. 10 Personen. 15 gleich großen und feinen Heringen schneidet man die Köpfe ab, legt die Fische 6 Stunden in Milch, zerlegt hierauf einen jeden in zwei Filets, entfernt die Gräten und stutzt sie gut zu. 6 dieser Filets werden mit 15 Anchovis und den Abfällen fein gestoßen, dann mit 90 g Butter durch ein Sieb gestrichen, mit ein wenig Cayennepfeffer und 6 Eßlöffeln gewiegter Kräuter vermischt, zuletzt mit 2 Eigelben verrührt. Nun bestreicht man die Innenseite eines jeden Filets mit dieser Masse, rollt es zusammen, stellt eines neben das andere in eine mit Butter ausgestrichene Gratinform, füllt einige Löffel kräftige, mit Fleischextract bereitete Bouillon auf, bestreut die Fische mit geriebener Semmel, setzt reichlich viel kleine Butterstückchen auf und läßt sie 7—8 Minuten im Ofen backen.

Hauswirthschaft.

Erhaltung des Schuhwerks. In der guten alten Zeit, so hört man öfters klagen, da machten die Schuster auch für billiges Geld haltbare und gute Stiefel; heutzutage kann eine kinderreiche Familie die Kosten für das theure und schlechte Schuhzeug kaum noch erschwingen. Sind diese Klagen gerechtfertigt? Wir glauben in den meisten Fällen nicht und begründen dies damit, daß in früherer Zeit auf das Schmieren des Leders große Stücke gehalten wurde und von jedem sorgsamen Hausvater nach altem Recept eine Schuhschmiere aus Thran, Baumöl, Talg und Kienruß u. s. w. bereitet wurde, die bei nasser Witterung stets in Anwendung kam und das Oberleder der Stiefel weich und dauerhaft erhielt. Heute denkt selten Jemand hieran. Fettglanzwichse, Schnellglanzwichse, und wie diese mit Schwefelsäure bereiteten Produkte alle heißen, werden täglich auf die Stiefel gebracht; die Säure davon dringt bei Regenwetter in das Leder ein und macht es hart und brüchig. Den Schuhmacher trifft also keine oder höchstens die Schuld, daß er nicht gegen sein Interesse sein besseres Wissen dem Publikum aufdrängt.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 5. April 1895. Neunter Jahrgang. — № 14.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

„Brenken, hier also finde ich Sie endlich!" schnarrte ihm die Stimme des Rittmeister von Dankwitz aus der Thür zu. „Was soll das Somnambulen-Gesicht! Haben keine Dame! Ganz mein Fall. Kommen Sie, ich habe Ihnen neben mir einen Platz gerettet." Er zog Brenken mit sich fort.

Josa saß neben Herrn von Siebring, einem jungen Kürassier und beliebten Gesellschafter. Er sprach viel und amüsamt und verlangte von seiner Dame nur Aufmerksamkeit. Ob nun Josa ihm solche zollte, steht dahin, denn sein Unglück auf dem letzten Rennen, die Gaunerei irgend eines Totalisators war ihr gleichgiltig. Sie sah ihn zuweilen so staunend an, als spräche er in einer ihr fremden Sprache, und dieser Blick, ruhig und doch so hilflos zugleich, brachte ihn jedesmal aus dem Text. Sie sagte wenig und der herbe Ausdruck lag wieder um ihre Lippen

Wolf, der Bertha führte, war heute wie ausgetauscht. Was kann es sein, das ihn so einsilbig macht, fragte sich Bertha in zorniger Neugierde. Auf jeden Fall war es unerhört, sie um irgend einer Lappalie willen so zu vernachlässigen, sie, Bertha von Erzen, das hübscheste Mädchen der ganzen Umgegend! Und wie gut hatten sie sonst mit einander gestanden, mit wie vielen Aufmerksamkeiten hatte er sie überschüttet, mit welch stolzer Freude erfüllte sie seine Verehrung. Heute verstand sie ihn nicht und ärgerlich über seine Vernachlässigung wandte sie sich ihrem andern Nachbar zu.

Gleich nach beendetem Souper begann der Tanz.

Bertha und Wolf hatten der Bestimmung nach den Ball zu eröffnen. Aber seltsam! Wolf, der sonst anerkannt beste Tänzer, kam einige Male aus dem Takt, ja er stolperte über seine eigenen Füße. Es fehlte nicht viel, so wäre er gefallen. Bertha wurde vollends irre an ihm.

Hamfelde tanzte mit Edith und beide bewegten sich ruhig und dennoch mit Leidenschaft. Für gewöhnlich tanzte Hamfelde nie mehr, fand er aber eine Dame nach seinem Geschmack, so war es ihm ein Genuß, den Rythmen zu folgen. Edith strahlte. Sie glitt dahin, elfenhaft — ihr Tanzen war wie Musik, war verkörperte Grazie.

Frau von Barmer war sehr unzufrieden mit ihrer Tochter. Sie versuchte durch allerhand Augen- und Fächerwinke sie auf ihr unvorsichtiges Benehmen aufmerksam zu machen, doch ihr Bemühen blieb erfolglos. Von Edith glitt ihr Blick zu Josa. O — mit welch stillem Verdruß hatte er heute schon auf dieser hellen hohen Gestalt, diesem dunklen ernsten Antlitz geruht!

„Vielleicht ist es nur das Neue, das Fremde in ihrem Wesen, das sie den Leuten interessant macht", hatte die Gräfin Ordrup gesagt. „Sie nehmen das nicht übel, liebe Frau von Barmer, nicht wahr? Sie tanzt nicht gut und ihre Unterhaltungsgabe scheint auch nicht die gewandteste zu sein."

„Ihr fehlt jene anmuthige Leichtigkeit, die allein im geselligen Leben beliebt macht", bemerkte Frau von Saldern, eine Dame, die selbst noch in ihrer zweiten Jugend der Gefeiertsten eine war.

„Aber sie ist sehr hübsch", warf irgend Jemand ein.

„Hübsch nicht — schön", mischte sich Herr von Erzen in das Gespräch. „Ich gäbe viel darum, das letzte Tableau, von Meisterhand gemalt, zu besitzen, und es ist mir ein Räthsel, daß ich, wir alle bis jetzt, für solche Schönheit mit Blindheit geschlagen waren. Diese Hoheit der Bewegungen, dieser ernste bestrickende Ausdruck der Züge!"

„Sie sind und bleiben ein Phantast", rief Frau von Saldern, ihm mit ihrem Federfächer einen Schlag auf den Arm gebend. „Denken Sie, wenn Ihre Gattin solchen Ausdruck der Begeisterung gehört hätte!"

„Dann müßte sie ihr gutes Herz zu Rathe ziehen und Nachsicht üben", erwiderte Herr von Erzen. „Es giebt Frauen, denen kein Männerherz zu widerstehen vermag."

XIII.

Frau von Hamfelde lehnte in einem Amerikaner und ließ sich von dem Rittmeister von Dankwitz etwas genauer über die Gesellschaft unterrichten. Der große rothe Straußenfächer, den sie unausgesetzt bewegte, warf leuchtende Reflexe über ihr mageres, nicht unschönes Gesicht. Ihre Augen funkelten und Dankwitz zählte die Stunde des Geplauders mit ihr nicht zu den langweiligsten seines Lebens.

Hinter den Beiden, an die Wand gelehnt, stand Brenken und sah den Tanzenden zu. Jetzt war eine Pause. Edith hatte sich in eine der Nischen zurückgezogen und bat ihren Tänzer, ihr eine Erfrischung zu holen.

Frau von Erzen ging vorüber. „Ach, setz Dich einen Augenblick zu mir, Alte", bat Edith, sie am Kleide festhaltend. Aus Ediths frühester Kindheit datirte dieser Ehrentitel und Frau Marianne, die Edith fast mehr verhätschelte als ihre eigene Tochter, that wie immer, so auch jetzt, was diese wünschte

„Höre, Herz, Du solltest Dir von Herrn von Hamfelde nicht allzu arg den Hof machen lassen," sagt sie, ihr die welken Blumen aus dem Haar zupfend. „Was werden die Menschen, was wird Graf Brenken denken?"

„Ach", seufzte Edith, „wieder und immer wieder dieser Brenken! Weshalb bin ich ihm Rechenschaft schuldig! Ein jeder hält es für seine Pflicht, mich zu hofmeistern, und ich fürchte nur, all die Besserungsversuche bewirken bei mir das Gegentheil."

„Dann will ich mir die Mühe sparen, mein Kindchen", lachte Frau von Erzen, „aber glaube mir, keiner meint es wohl so gut mit Dir wie Deine Alte. Doch sag, was fehlt Deinem Vater? Er ist durchaus nicht auf seinem Schick."

„Das alte Lied. Wolf, leichtsinnig, wie er ist, macht Schulden auf Schulden, über die sich Papa natürlich erzürnt."

„Nun, so etwas fürchtete ich, denn Wolf macht heut auch ein solches Armensündergesicht. Doch ich muß gehen. Dort kommt Dein Minnesänger mit Eis für Dich; leb' wohl und — na, weiter meine ich nichts . . ."

Wieder begann die Musik.

„Diese Polka gabest Du mir," sagte Wolf, sich Josa nähernd. „Ich glaube, Du hast schon viel getanzt, wie wäre es, wenn wir uns auf die Veranda setzten? Hier habe ich Deinen Shawl."

Sie ging auf seinen Vorschlag ein und freute sich draußen der reinen milden Luft. Dann setzte sie sich auf einen der Gartenstühle aus Bambusrohr und er lehnte am Pfeiler neben ihr.

Die Veranda war durch einige bunte Lampions schwach erhellt. Josa hatte den Ellenbogen auf die Stuhllehne und den Kopf auf die Hände gestützt und blickte durch die geöffneten Fenster in den Saal. Wolf sah sie schweigend an.

„Sucht sie vielleicht Jemanden?" Der Gedanke flog ihm durch den Kopf — er machte ihn unruhig.

„Josa . . ." sagte er mit zitternder Stimme.

Sie blickte auf. „Du wünschest?"

Ihre Augen begegneten den seinen. Diese dunklen Sterne verwirrten ihn und er fühlte, wie eine Blutwelle bis in seine Schläfen stieg. Er wollte sprechen, doch die Worte fehlten ihm. Es war ihm, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, einen Augenblick noch hielt er sich, dann sank er vor ihr in die Knie, ergriff ihre Hände und preßte sie an seine Stirn.

„Josa, Josa, ich liebe Dich!" rief er.

Sie starrte ihn an. War er krank? Träumte sie? Keines Wortes mächtig, ließ sie ihre Hände in den seinen.

„Josa, ich liebe Dich," klang es von neuem an ihr Ohr. „Du allein wirst mich glücklich, mich gut machen. Heiß mich nicht gehen! Erhöre mich."

Josa, ich liebe Dich! War's möglich, daß Jemand so zu ihr reden konnte! Wie der Durstende nach dem Trunk greift, der ihm gereicht wird, so nahm ihre Seele die Worte auf. Sie blickte noch immer sprachlos in Wolf's Gesicht, dann entzog sie ihm die Hände und rang nach Athem. Er lag noch immer vor ihr auf den Knien und blickte flehend zu ihr empor. War's wirklich die Liebe, das Feuer, das aus seinen Augen flammte? fragte sie sich mit langsam wiederkehrender Ruhe. Nein — nein, nur Leidenschaft, nur ein Rausch, der ihn für kurze Zeit umfangen hält. Gottlob — denn anders durfte es nicht sein!

„Wolf," flüsterte sie, scheu um sich spähend. „Wolf steh' auf, ich beschwöre Dich! Ich weiß nicht viel von der Liebe, von der Du zu mir sprichst, das aber weiß ich, Du liebst mich nicht! Echte Liebe muß anders sein, ganz still, ganz tief, ganz heilig — mein Gott, was weiß ich, doch mit jähem Emporflackern hat sie nichts gemein. Noch einmal, Wolf, ich flehe Dich an: steh auf!"

„Josa . . ." Schmerz und Vorwurf lag in seiner Stimme.

„Wolf, lieber Wolf," fuhr sie mit weicher Stimme fort. „Wir wollen diesen Augenblick vergessen, Du und ich, hörst Du?"

Sie strich mit der Hand über seine Stirn; sie war fieberheiß. „Wir wollen gute Freunde sein und bleiben, nicht wahr? Aber lieben darfst Du mich nicht, bedenke, daß Du Deinen Eltern nur einen neuen Kummer bereiten würdest."

„O Josa, Josa, ahntest Du, wie wehe Du mir thust", stöhnte Wolf. „Wenn Du mein wirst, werde ich ihnen Freude machen, nur dann. Ein Schutzengel würdest Du mir sein fürs Leben! Ach, Josa, wüßtest Du, wie namenlos ich Dich liebe!„

„Du wirst es überwinden, bald — bald, des bin ich gewiß", sprach sie hastig. „Du wirst das Glück finden auch ohne mich, glaub mir nur. O, ich bitte Dich, steh auf. Denke nur, wenn man uns so sähe, denk an mich, wenn Du Dich selbst vergessen konntest!" Sie ergriff seine Hand, als wolle sie ihn sich aufrichten helfen, doch er rührte sich nicht — er sah zu ihr auf wie ein Betender zu einem Heiligenbilde.

Sein Blick ging ihr ins Herz und machte es unruhig schlagen.

Jetzt nahten Schritte.

„Aber, Wolf, ich bitte Sie, kommen Sie schnell, Sie müssen den Cotillon vortanzen", rief Frau von Erzen ihm durch die Thür zu.

Wolf sprang auf.

„Glaubst Du, daß ich mich so schnell abweisen lasse!" flüsterte er heiß. „Beharrlichkeit hat fast stets ihr Ziel erreicht." Damit eilte er in den Saal zurück.

Josa schöpfte tief Athem, dann stand sie auf und stieg langsam die Verandastufen hinunter. Es war ihr unmöglich, sich jetzt unter die Tanzenden zu mischen.

Im Saale wurden die Vorbereitungen zum Cotillon getroffen. Edith stand am geöffneten Fenster und sah träumend in das nächtliche Dunkel.

An wen dachte sie? An ihren Troubadour, dem gleich das Glück bevorstand, noch eine Weile in ihrer Nähe zu athmen; an Siebring, der schon die dritte welkende Rose, die ihrem Strauße entfiel, aufgenommen und etwas von Talisman und Erinnerung an unvergeßliche Augenblicke geflüstert hatte — dachte sie daran?

„Darf man wissen, Fräulein Edith, womit sich Ihre Gedanken beschäftigen?"

Edith fuhr zusammen — kaum merklich, so etwa wie man es thut, wenn sich an heißen Tagen plötzlich ein kühler Wind aufmacht.

„Mit Ihnen, Graf," war ihre Antwort. „Sind Sie nicht geschmeichelt? Doch hören Sie, wies kam. Herr von Siebring unterhielt mich von seinen Pferden und sprach den Wunsch aus, mit mir zu reiten. Wie ich eben daran dachte, fiel mir natürlich mein kleiner flotter Fuchs, meine „Cigarette" ein. Ich ärgerte mich, daß Sie mich ihrer nicht für geschickt und firm genug erachteten, und so waren meine Gedanken bei Ihnen. Ich spann sie weiter und fragte mich, warum Sie, der große Pferdekenner, mit mir Ihr Lieblingsthema, den Sport, wohl niemals besprächen!"

Brenken spielte, während sie sprach, mit den Enden seines dunklen Vollbarts. Dann trat er tiefer in die Nische und lächelte zu ihr herab.

„Aus drei Gründen nicht," sagte er. „Erstens, weil ich mich mit Laien nicht gern über etwas unterhalte, das gründlich zu verstehen ich mich wohl rühmen darf. Zweitens, weil ich es hasse, wenn Damen in der Absicht, fesch zu sein, sich allzusehr einem sportlichen Interesse ergeben. Bei Ihnen könnte ich das am wenigsten leiden. Und drittens", fügte er lächelnd hinzu, „weil ich mit Ihnen doch nie d'accord sein würde. Sie hören ja nicht auf das, was ich Ihnen sage. Sie lachen, wenn ich Sie warne. Sie wagen, bis ein Unglück geschehen ist. — Aber so weit soll es nicht kommen, das verhüte der Himmel! Ich will mir das Recht erwerben, Sie beschützen zu dürfen."

Er hatte heftig gesprochen. Edith blickte ihn fast ängstlich an und trat einen Schritt zurück.

„Und ich thue gewiß nicht dumm daran, mich diesem Schutze zu unterstellen," sagte sie in der instinctiven Absicht, dem Gespräch einen leichteren Anstrich zu geben. „Ich glaube, es gäbe keine Gefahr, vor der ich mich in Ihrem Beisein fürchtete." Diese letzten Worte hatten viel ernster geklungen und das leise silberne Lachen, das ihnen ein paar Secunden später folgte, klang nicht ganz natürlich.

Sonderbar! Brenken, der nie den Kopf verlor, war durch dies kindlich vertrauensvolle Geschwätz für einen Augenblick aus der Fassung gebracht. Er wollte etwas sagen, doch die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

Edith nahm den Strauß, den sie auf die Fensterbank gelegt hatte, und vergrub das Gesicht in die welkenden Blumen. Er sah es und das berauschende Glück, das einen Augenblick sein ganzes Sein durchbebt hatte verwandelte sich in Zorn.

„Edith," kam es hart von seinen Lippen.

Sie blickte erstaunt auf.

„Sie wünschen?" fragte sie kühl.

„Ich wünsche, daß Sie sich jetzt mir widmen," sagte Hamfelde hinzutretend und Edith den Arm bietend. Und zu Brenken gewandt: „Sie verzeihen, Herr Graf." Dann jäh die Lider schließend, wandte er sich ab. Ein glühender Funke hätte seine verwöhnten Augen nicht mehr verletzen können, als dieser Blick voll Zorn und Verachtung, der dem seinen begegnet war, es gethan hatte.

„Vergessen Sie unsere Verabredung nicht, Herr Graf! Die Cigarette und ich erwarten Sie!" rief Edith im Fortgehen.

Sie erhielt keine Antwort. Brenken hatte sich kurz umgedreht, einen Augenblick schien er unschlüssig, wohin er sich wenden solle, dann trat er hinaus, stieg die Stufen hinab und schlenderte in die Anlagen.

Die Nachtluft umwehte seine erhitzte Stirn Das that ihm wohl. Wie weit er auch ging, hörte er dennoch mit dem von Erregung geschärften Ohr den Wechsel der Tanzweisen, ja er meinte jenes Lachen zu vernehmen, jenes melodische koboldartige Lachen, das von zwei jungen Lippen kam, und das ihn, den starken Mann, ergriff wie Nixenweisen. Der leichte Wind, der durch die Blätter strich, gemahnte an das Rauschen der Schleppen dort hinter der erhellten Fensterreihe, der Blumenduft, der ihn umspielte, war derselbe wie drinnen im Saal; die Sträucher, vom Winde bewegt, wogten hin und her wie tanzende Gestalten. Er strich sich über die Stirn und schüttelte den Kopf; er, der in voreiliger Schärfe stets behauptet hatte, daß Nerven nichts seien, als ein Zeichen von Verweichlichung und Charakterschwäche, er sah und hörte jetzt Dinge, die sich jedenfalls nicht von seinen leiblichen Augen und Ohren sehen und hören ließen und die nur einem ungewöhnlich erregten Nervensystem ihren Ursprung zu danken hatten. Und mehr als alles andere, sah er eine weiße Gestalt, mit deren dünnen Kleidern der Wind spielte. War sie ein Wesen von Fleisch und Blut, oder auch nur eines jener Schemen, mit denen ein Fieberschauer ihn foppte? Rasch schritt er auf die Akaziengruppe zu, unter der die Gestalt auf der niedrigen Bank saß. Sie hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt — sie sah ihn nicht. Erst als der Kies unter seinen Füßen knirschte, blickte sie auf.

„Ah," rief er aus. „Sie hier, Fräulein Josa! Der Cotillon wird getanzt und man wird Sie vermißt haben."

„Sie hier, Graf," gab sie seine Worte gebrauchend zurück. „Die Gesellschaft hat ein Anrecht an Sie, Sie wird man vermißt haben"

„Mich . . .," er lachte kurz auf und wollte noch etwas Bitteres folgen lassen, aber er unterdrückte es und sagte nur: „Ich tanze nicht gern."

„Ich auch nicht, wir verlieren also beide nicht viel."

„Aber Sie sollten dennoch hineingehen," sagte er in fast väterlichem Tone, „Sie sind so dünn gekleidet."

Um ihren Mund zuckte es wie Spott. „Ich bin nicht so zart, wie andere Mädchen Ihrer Gesellschaft. Ich gehöre ja nur halb zu Ihnen, darum vielleicht gehen Hitze und Kälte auch fast spurlos an mir vorüber."

Er sah eine Weile schweigend auf sie herab. „Es muß Ihnen etwas fehlen, wie könnten Sie sonst dies nächtliche Dunkel einem Ballsaal vorziehen," sagte er dann, sich zu ihr setzend.

Sie blickte ihn groß an.

„Ich sagte ja schon, der Tanz hat wenig Reiz für mich, dort drinnen schien es mir unerträglich heiß und hier weht die Luft so frisch und kühl."

„Und das ist der alleinige Grund Ihres Fortgehens?"

„Ich dächte, ich brauchte keinem darüber Rechenschaft zu geben," entgegnete sie kalt.

„Nein, freilich nicht, und doch Fräulein Josa, wenn Ihnen etwas Kummer macht, Jemand Ihnen wehe gethan hat, sagen Sie es mir. Vielleicht kann ich Ihnen rathen und helfen. Glauben Sie nur, Sie haben einen guten Freund an mir." Er ergriff ihre Hand und blickte voll Theilnahme in ihr ernstes bleiches Gesicht.

In diesem Augenblick huschte eine Gestalt an ihnen vorüber, leise, schemenhaft. Sie bemerkten sie nicht.

„Sie haben meinen Schutzgeist so gut gemacht, sollte ich mich dafür nicht erkenntlich zeigen dürfen," fuhr Brenken mit bewegter Stimme fort. „Wahrlich, Fräulein Josa, wenn es mir einmal recht öde und finster scheinen wird im Leben, dann soll mir die Erinnerung an Ihre Lichtgestalt eine Leuchte sein."

Es war kein frohes Lächeln, das jetzt um Josas Lippen spielte. Sie entzog ihm ihre Hand und sagte mit abgewandtem Gesicht: „Ja, wenn es nicht Hoffnung wäre, die uns durch das Leben geleitete, in der öden Wirklichkeit würden wir erlahmen oder irre gehen."

Noch aufmerksamer sah er sie an. „Das sagen Sie, ein Kind fast noch, das das Leben noch nicht einmal kennt?"

„Mag sein, daß ich undankbar bin", gab sie mit halblauter, leichtbewegter Stimme zurück. „Wohl scheine ich vom Schicksal bevorzugt vor vielen anderen; was ich mir aber wünsche, Arbeit und Liebe, das beides wird mir nicht zu theil. Wozu bin ich auf der Welt? Wenn ich die Wahrheit sage: Nur um geduldet zu sein, um die Hände in den Schooß zu legen, um Toilette zu machen und spazieren zu gehen! Sollte ich mit all der Kraft zur That, die ich zu besitzen glaube, mit dem brennenden Wunsche, meinen Nebenmenschen zu nutzen, stets zum Nichtsthun verdammt sein? Wenn wirklich ein gerechter Gott im Himmel lebt, ein Gott, der für jedes seiner Kinder das Beste weiß und wählet, so führt er mich über glänzendes Parquet und schwellende Teppiche doch einen rauhen Pfad. Das Kind des Tagelöhners, das bei Frost und Hitze für seine Eltern arbeiten muß, däucht mir beglückter als ich."

„Und das fällt Ihnen gerade heute ein! Dieser Gedanke ließ Sie nicht dort im Saale, sondern trieb Sie hinaus?" fragte er ungläubig.

Sie antwortete nicht, doch sie lächelte wieder. Hätte sie statt dessen geweint, ihre Thränen wären ihm weniger bitter erschienen.

Im Schloß war jetzt die Musik verstummt.

„Es ist Zeit, daß wir hineingehen", sagte Brenken.

Dann schritten sie, ohne ein Wort zu wechseln, neben einander her.

Im Saal war der Moment des Aufbruchs gekommen. Die Wirthe nahmen die üblichen Höflichkeitsphrasen über das glänzende, das wunderbar gelungene Fest mit neu angespornter Liebenswürdigkeit in Empfang, und waren mit sich und eigentlich auch mit aller Welt zufrieden.

Wolf hatte während des Cotillons hinter Berthas Stuhle gestanden und mit keinem andern Mädchen als mit ihr getanzt, das söhnte sie in etwas mit ihm aus. Er müsse wohl Launen haben, tröstete sie sich, und nahm sich vor, ihm diese später nach Kräften auszutreiben. Der Gedanke, in ihm ihren zukünftigen Gatten zu sehen, war mit ihr aufgewachsen.

Frau von Erzen, mit jetzt gänzlich verschobener Coiffure, flüsterte der neben ihr stehenden Edith zu: „Wo war Brenken die ganze letzte Zeit?"

Die Gefragte zuckte die Achseln. „Wie kann ichs wissen", sagte sie kurz. Jetzt traten Hamfeldes hinzu, um sich zu empfehlen.

„Bon soir", sagte die Baronin, sich gegen die Gastgeber verneigend. Und unter noch einigen von diesen kaum verstandenen französischen Redensarten rauschte sie weiter.

Hamfelde zog eine braunrandige Malmaisonrose aus Ediths Strauß und flüsterte ihr ein Lebewohl zu. Dann folgte er seiner Gattin.

(Fortsetzung folgt.)

Heilwirkungen des Bienenhonigs.

Bei Halsentzündung (sog. Halsweh) wird oft empfohlen, einfach Honig zu essen oder Honig in warmem Thee oder Milch aufgelöst zu trinken, was zwar ganz gut ist, doch ist die Wirkung auf die entzündeten Stellen bei solcher Anwendung zu kurz, und deshalb nur unvollständig. Entzündete Nerven und Schleimhäute brauchen nicht nur Kühlung, sondern auch Nahrung, und es giebt kein einziges medicinisches Präparat, das diese beiden Eigenschaften so gut in sich vereinigt, wie eben der Bienenhonig. Man nehme daher ein vierfach zusammengelegtes, etwa handgroßes Tuch, streiche einen kleinen Kaffeelöffel voll Honig darauf und lege dasselbe abends beim Schlafengehen so auf den Hals, daß der Honig direct auf den Kehlkopf kommt; dann binde man ein anderes Tuch darüber. Am nächsten Morgen wird der Honig von der entzündeten Stelle fast vollständig eingesogen und das Tuch fast trocken sein. Nun wird der Hals mit lauwarmem Wasser abgewaschen, und falls man ausgehen muß, warm gehalten, andernfalls wiederholt man den Umschlag, und die Halsentzündung wird nach öfterem Auflegen von Honig vollständig gehoben sein. Ich habe sogar bei Diphtheritisanfällen dieses Mittel mit dem besten Erfolge angewandt. Bei aufgesprungenen Händen und Fingern bestreiche man die Risse mit Honig, binde ein Tuch darüber und nach einigen Wiederholungen werden die Hände geheilt sein. Personen, die viel und bei schlechter Witterung im Freien herumgehen, leiden sehr oft an wunden Füßen. Es zeigen sich besonders an den vorderen Fußsohlen und zwischen den Zehen weiße, entzündete, sehr schmerzhafte Flecken. Man wasche nun abends die Füße, schmiere die wunden Stellen gut mit Honig ein, umwickle sie mit einem Tuch und lasse das Mittel über Nacht wirken. Am nächsten Morgen werden die Füße mit lauwarmem Wasser gut abgewaschen und sorgsam getrocknet. Bei mehrmaliger Wiederholung wird der Erfolg überraschend sein.

Nun noch von einer empfindlichen, und doch auch sehr häufigen Entzündung, der Augenentzündung. Auch hier ist der Bienenhonig das einfachste und zugleich unschädlichste Heilmittel. Ich selbst hatte vor ca. drei Jahren eine starke Entzündung des rechten Auges, die ich mir wahrscheinlich durch Erkältung zugezogen hätte. Ich versuchte alle möglichen Mittel ohne Erfolg, da ich zu entfernt wohnte, um den Augenarzt zu Rathe zu ziehen; da dachte ich zufällig noch an den Bienenhonig und versuchte auch dieses. Ich bestrich abends den Augendeckel des entzündeten Auges, sowie die Nasenwurzel mit Honig. Am nächsten Morgen hatte die Hitze schon etwas nachgelassen und am vierten Tage war die Entzündung zu meiner großen Freude vollständig verschwunden.

Ich glaubte diesen großen und schnellen Erfolg nicht dem Honig allein zuschreiben zu dürfen, dachte vielmehr, daß noch andere Umstände dabei mitgeholfen hätten, doch wurde ich bald eines Besseren belehrt, denn bald machte eine Nachbarin die ganz gleiche Erfahrung.

Einer anderen Frau war heiße Butter ins Auge gespritzt, so daß dasselbe sich fürchterlich entzündete. Auch in diesem Falle wurde das Auge nach vierzehntägiger Behandlung mit Honig wieder vollkommen hergestellt.

Das billige, einfache und durchaus unschädliche Mittel sei also warm empfohlen! (Schweiz. Fam.-Bl.)

Rosenöl.

Das deutsche Rosenöl übertrifft nicht nur in Feinheit des Geruches das beste türkische, sondern auch im Preise. Chemisch wurde nachgewiesen, daß sowohl in dem Rosenöl, wie in dem ähnlich duftenden Rosengeraniumöl und dem Palmarosaöl, der Hauptbestandtheil — der eigentliche Riechstoff — das sogen. Geraniol ist, das den Rosengeruch hergiebt. Es sind nun aber neben dem Geraniol noch etwa 5 bis 10 pCt. anderer Stoffe dabei, die die Feinheit des Geruches beeinflussen, so daß das Kilo Geraniumöl 100 Mk., Palmarosaöl 50 Mk., türkisches Rosenöl aber 600 bis 700 Mark kostet; das deutsche Rosenöl ist je nach der Ernte etwa um die Hälfte theurer. Da nun in dem deutschen Oele, nach den Arbeiten aus Schimmel's Laboratorium, außer dem Geraniol höchstens 5 pCt. honigartig riechender Stoffe sind, die die Feinheit und somit den Preis des Oeles bedingen, so würden diese, im reinen Zustande gedacht, dem Werthe von etwa 20 000 Mk. das Kilo entsprechen. Ein so kostbarer Stoff bildet sich in den deutschen Rosen.

Das Verjüngen der Gummibäume.

R. Betten-Frankfurt a. d. O.

Dem Gummibaum gefällt es im allgemeinen im Zimmer ganz gut, und so sehen wir ihn denn dort sich oft zu stattlichen Pflanzen entwickeln. Einmal kommt aber für solche Pflanzen immer die Zeit, wo sie durch einen Fehler in der Behandlung den grünen Blätterschmuck am unteren Theile des Stammes verlieren und unschön werden, oder wo die Höhe des Zimmers dem Weiterwachsen Einhalt gebietet. Was dann thun mit solchen Exemplaren? Sie wegwerfen? Das geht gegen den Willen aller, denn nur zu ungern trennt sich der Pflanzenfreund von seinen alten Gewächsen, an die sich manche Erinnerungen knüpfen, die er im Laufe der Jahre doppelt lieb gewonnen hat. Der Gummibaum ist auch gar nicht schwerfällig genug, um so etwas zu rechtfertigen. Er läßt sich leicht verjüngen und bekommt danach beinahe seine alte Schönheit wieder.

Man schneidet eben dem Gummibaum den oberen Theil seines Stammes ab; es ist dabei nicht nothwendig, hoch zu köpfen. Jeder kann das nach Belieben machen. Da der Gummibaum aber nach dem Köpfen mehrere Triebe entwickelt und die Blätter derselben anfangs klein sind, so ist es immer besser, etwas tiefer zu gehen. Um von unten herauf Blätter zu haben, kann man den Stamm sogar bis nahe über dem Boden abschneiden. Daß er nach dem Schnitte weißen Saft absondert, schadet ihm nicht.

Aus dem abgeschnittenen Theile kann der Handelsgärtner eine ganze Reihe Pflanzen ziehen, weil er jedes Blatt mit einem Stück Stengel als Steckling behandelt. Im Zimmer ist das nicht so gut möglich. Wir begnügen uns da am besten mit der Spitze, die nach dem 4. bis 5. Blatte abgeschnitten ist. Der Steckling wird, wenn er sich ausgeblutet hat, in ein Glas mit Wasser gesteckt. Die hart gewordene Flüssigkeit an der Schnittwunde muß vor dem Einstecken abgerieben werden. Es dauert nun zwar Wochen, bis der Gummibaumsteckling Wurzeln bildet, aber schließlich kommt es doch so weit, und dann pflanzt man ihn in einen kleinen Topf mit guter Erde. Das Zurückschneiden der Gummibaumbäume geschieht am besten jetzt.

Wie — so ist vielleicht die Frage eines in der Gummibaumcultur noch Unkundigen — komme ich nun überhaupt dazu, erst große Gummibäume zu ziehen? Für ihn heißt es: Stelle Deine jungen Pflanzen dicht ans Fenster und gieße sie, sobald sie Wasser bedürfen, d. h. nur noch mäßig feucht sind. Ende Mai gehört der Gummibaum ins Freie, oder doch ans offene Fenster. Ins Freie an eine sonnige Stelle aber erst, nachdem er vorher 8 Tage lang im Schatten eines Baumes gestanden hat. Dann ist der Topf bis an den Rand in die Erde einzusenken und morgens und abends bei warmem Wetter zu spritzen, auch im Verlauf von 8 Tagen einmal mit flüssigem Dung zu düngen. Zeitig kommt der Gummibaum wieder ins Zimmer — Ende August, Mitte September.

Im Winter ist — da liegt der Haken der Cultur — der Gummibaum nicht warm zu stellen. Er darf im Winter nicht treiben. 5—8 Gr. R. sind ihm zusagend. Mehr Wärme bringt kleine Blätter und damit ist die ganze Schönheit verpfuscht. (Prakt. Rathg.)

Wie macht man Baumwachs?

Man nimmt einen neuen irdenen Topf mit ziemlich breitem Boden, thut 1—2 Pfd. (1 kg) gelbes Fichtenharz, welches vorher in kleinere Stücke geschlagen, hinein, macht dann ein kleines Feuer auf den Herd, stellt den Dreifuß darüber und den Topf darauf, stellt auf drei Seiten Ziegelsteine um den Dreifuß und erhält das Feuer nicht viel stärker als die Flamme einer Gas- oder Erdöllampe, manche stellen einfach eine solche darunter. Nebenher wird Reisig klein gehackt oder gebrochen und nach Bedarf geschürt. Wird aber zu stark geschürt, daß die Masse im Topfrande größere Blasen macht, und zu steigen droht, dann ist es Zeit, daß man den Topf einige Minuten wegsetzt, das Feuer mindert. Im anderen Falle läuft das Baumwachs in das Feuer. Ist endlich die Masse ziemlich hell, und hell muß sie werden, dann wird der Topf vom Feuer entfernt. Man wartet, bis das Harz ganz ruhig geworden ist, alsdann wird von dem bereitstehenden guten Spiritus (nicht ganz ein Trinkglas voll auf 1 Pfd. Harz) erst nur wenige Tropfen dem Harz zugegossen, steigt die Masse nicht, dann wird unter beständigem Umrühren ganz „allmählich" das Glas geleert. Gleich nachher, wenn noch alles warm ist, mischt man etwa 2—4 Löffel voll Holzruß unter beständigem Umrühren dem Harz bei, nimmt aber nur die staubfeinen Theile desselben, damit das Harz nicht körnig (griesig) wird. Während die eine Hand den Ruß „langsam" beimischt, wird mit der anderen so schnell als möglich gerührt, damit die Masse nicht klumpig wird. Ruß macht das Harz viel kürzer und geschmeidiger, und wenn nicht zu wenig Spiritus beigemengt ist, läßt sich das Baumwachs selbst bei rauher Witterung sehr gut aufstreichen. Dem Bedarf für die wärmere Jahreszeit kann man etwas weniger Spiritus beimischen. Mengt man Holzasche darunter, dann bekommt das Baumwachs mehr die Rindenfarbe, wird aber gern zu körnig. — Von einer Beimischung von Bienenwachs, Terpentin, Unschlitt, Schiefermehl, Ziegelmehl u. s. w. ist abzurathen. (Prakt. Rathg.)

Schöne Hyazinthensorten.

Es giebt kaum eine Hyazinthe, deren Blüthenstände einen schöneren Bau besitzen, als die rosenrothe Sorte „Gertrude." Die Blüthenstände sind fast kugelrund, und die einzelnen Blüthchen sitzen sehr dicht nebeneinander. Außerdem hat die Sorte „Gertrude" noch den Vorzug, daß sie meistens wenigstens zwei wohlentwickelte Blüthenstände hervorbringt. Die Zwiebel der erwähnten Sorte ist eine der größten Hyazinthenzwiebeln, die überhaupt vorkommen. — Zwei hellblaue Prachthyazinthen sind die Sorten „Czar Peter" und „Lord Derby." Beide sind herrlich gefärbt und auch großblumig. Der ersteren Sorte ist der Vorzug zu geben, obgleich „Lord Derby" auch im höchsten Maße den Namen Prachthyazinthe verdient. — „Lord Derby" erscheint im aufgeblüthen Zustande silberglänzend. Die Petalen sind etwas nach hinten gebogen. Die Zwiebel dieser Sorte ist nur klein und feinschalig.

Ist das Gärtnern gesund?

In unserer Zeit, die sich durch einen besonders großen Reichthum von Krankheiten auszeichnet, kommt man nun auch darauf, das Gärtnern vom hygienischen Standpunkte aus zu empfehlen. Es zeigt sich nämlich, daß es kaum eine andere Körperthätigkeit giebt — vielleicht das Schwimmen ausgenommen — die alle Organe, Glieder und Gelenke in so gleichmäßiger Weise übt und stärkt, wie das Gärtnern. Sport, Turnen und Spiele, — all' das beschäftigt immer nur gewisse Körpertheile und ist einseitig. Das Handwerk vollends ist auch so einseitig, daß es sehr häufig Verkrüppelungen und Mißgestaltungen zur Folge hat. Dahingegen bildet das Gärtnern den Körper vollständig harmonisch aus. Arme, Beine, Rückgrat und Unterleib — alles wird abwechselnd geübt und gestärkt. Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, wenn die Gärtner die gesündesten, harmonisch ausgebildetsten Menschen sind. Und unsere Zeit wird gut thun, das Gärtnern unter die diätetischen Heilmittel aufzunehmen.

Zur Besetzung von Teichen mit Aalen, Karpfen oder Krebsen.

Der Aal ist ein Raubfisch, der sich von Allem nährt, was animalischer Herkunft ist und was er überwältigen kann. Er sucht seine Nahrung des Nachts und verschmäht weder den im Wasser liegenden Kadaver, noch den schönsten Butterkrebs, noch die Brut anderer Fische. Seine eigenen Jungen scheint er allerdings wunderbarer Weise zu meiden, denn man sieht beim Aufstiege die Brut stets in Begleitung älterer Thiere, es ist aber noch nie beobachtet worden, daß dieselben die jüngeren Aale angegriffen haben. — Durch seine anspruchslose Lebensweise, sowie große Unempfindlichkeit gegen Temperaturschwankungen wird der Aal befähigt, selbst in dem kleinsten Tümpel auszudauern und zu gedeihen.

Die jungen Aale gelangen nur im Februar und März zur Versendung und es ist bei Bedarf erforderlich, Bestellungen schon im Laufe des Januar zu machen, da nur dann auf eine tadellose Ankunft der Thiere sicher gerechnet werden kann.

Der Besatz von Karpfen ist nicht für alle Gewässer geeignet und darf nur für warme, nahrungsreiche und flache Wasserflächen mit geringer Wassertiefe (2 bis 6 Meter) empfohlen werden, welche von Karauschen und größeren Raubfischen frei sind. Die Gewässer behandelt man wie Karpfen-Abwachsteiche, und setzt zur besseren Ausnützung der Nahrung — welche das betreffende Gewässer bietet — Schleie hinzu. In den auf diese Weise bevölkerten Seen und Teichen findet sich sehr bald eine große Menge überflüssiger Brut der genannten Fische und andere minderwerthige Weißfische ein, welche den größeren Karpfen und Schleien die Nahrung wegfressen und die Thiere am Wachsthum hindern. Zur Vertilgung dieser Fische setzt man in kleinere und wärmere Gewässer kleine Hechte oder auch Aale, in größere und tiefere Gewässer Zander ein.

Die nöthigen Besatz-Karpfen und Schleie bezieht man im Frühjahre. In vielen Fällen ist ein Besatz mit älteren, ein- oder zweisommerigen Karpfen vortheilhaft. Diese Thiere lassen sich in der kälteren Jahreszeit besser versenden und kommen daher bei Gelegenheit der großen Herbst-Fischerei, welche im October stattfindet, zum Verkauf.

Tiefe und kühle Gewässer sind für die eben genannten Karpfenarten ebensowenig zuträglich, wie kleine, niedrige und ganz flache Tümpel. Die ersteren besetzt man mit Brassen, deren Eier Ende Mai oder Anfang Juni zur Versendung gelangen. Die flachen Tümpel bevölkert man mit Karauschen, welche man im Frühjahre aus einem möglichst nahe gelegenen Tümpel überträgt.

Die Bevölkerung eines Gewässers mit Krebsen geschieht in der Weise, daß man im Frühjahr Eierträubchen tragende Weibchen in das zu besetzende Wasser bringt. Die Jungen schlüpfen dann aus und gewöhnen sich sofort an die neue Heimath. — Im Herbst, wenn der Krebssamen schneller und widerstandsfähiger geworden ist, thut man die erwachsenen Männchen hinzu. Früher darf dieses nicht geschehen, weil sie sonst die Jungen auffressen würden. Der Krebs hält sich sehr verborgen und wandert nur in der Nacht, wo man seinen Bestand leicht dadurch controliren kann, daß man die Theile des Gewässers, wo viele Verstecke (Stubben, Steine u. s. w.) sich finden, mittelst einer Fackel oder einer hell brennenden Laterne beleuchtet. Durch den in das Wasser fallenden Lichtschimmer werden die Thiere bekanntlich angelockt, wodurch ihre Anwesenheit sehr leicht festgestellt werden kann.

Die Besetzung von Gewässern, in denen die Krebspest geherrscht hat, ist erst dann rathsam, wenn diese Krankheit vollständig erloschen, was in circa vier Jahren der Fall zu sein pflegt. — Einige dieser Krebse pflegen die Pest zu überstehen und können leicht die Verderben bringenden Pilze auf die gesunden Besatzkrebse übertragen. Es ist daher nöthig, den alten Bestand entweder ganz wegzufangen und als Speisekrebse zu verkaufen, oder denselben, bevor man zur Neubesetzung schreitet, untersuchen zu lassen.

Kurz gefaßt, sind die Termine für Brut-, resp. Eierbestellungen von sommerlaichenden Fischen, Aalen und Krebsen folgende:

Karpfenstrich: Ende August, Anfang September,
Karpfensetzlinge: Ende Februar, Anfang März,
Schleie: um dieselbe Zeit,
Aale: Ende Dezember, Anfang Januar,
Zander: Ende Februar, Anfang März:
Krebse (eiertragende Weibchen): Ende März, Anfang April,
Krebse (kleine Besatzkrebse): Ende April, Anfang Mai.

Für diejenigen Interessenten, welche ihr Gewässer mit Winterlaich zu besetzen beabsichtigen, ist der Termin für die Bestellung der Eier solcher Fische bei:

Forellen (Bach-): Ende September, Anfang October,
Forellen (Regenbogen-): Ende October, Anfang November,
Maränen (große): Ende September, Anfang October,
Maränen (kleine): Ende September, Anfang October.

Züchtung der Nutzhühner.

(Schluß.)

Folgende Regeln wolle man beim Setzen einer jeden Brüterin beachten. Zunächst ist stets ein recht stiller Ort zu wählen, wo sie ungestört im Halbdunkel sich befindet; das Nest sei keineswegs warm ausgepolstert, sondern in einem flachen Korbe nur aus Heu und Stroh hergerichtet. Wo man auf dem Lande in einem weder gepflasterten noch gedielten Stall, einer Tenne oder dergleichen unmittelbar an der Erde das Nest vorrichten kann, brütet die Henne am liebsten und zuverlässigsten; überhaupt wolle man immer beachten daß dies um so besser geschieht, je weniger die menschliche Fürsorge dabei zu thun hat und jemehr das Huhn sich alles selber herrichten kann. Für die Hühnerzucht in den Städten giebt es auch allerlei künstliche Brutnester aus Korbgeflecht, Gyps, wohl gar Drahtgeflecht u. a. m. zu kaufen, welche immerhin mehr oder minder zweckmäßig sind.

Einer gewöhnlichen kleinen Henne (Haushuhn) legt man 10 bis 12, höchstens bis 15 Eier, einer großen (Cochinchina u. a.) 15 bis 18 Eier und einer Pute 20 bis 28 Stück unter. Je frischer die Eier sind, desto besser eignen sie sich zum Erbrüten; ältere als solche von 14 bis höchstens 21 Tagen sollte man nicht zum Erbrüten nehmen.

Je früher im Jahre man die Glucke setzt, desto besser; spätestens zu Ende April bis Mitte Mai. Kennzeichen, um am Aeußern zu sehen, ob ein Ei befruchtet ist oder nicht, haben wir keineswegs. Ebensowenig läßt sich das Geschlecht an den Eiern unterscheiden. Zwar sagen die alten Frauen, daß die runden Eier Hennen, die länglichen Hähne ergeben oder daß aus den am dickern Ende rauhschaligen Eiern Hennen, aus den dort glattschaligen Hähne sich entwickeln — stichhaltig sind diese Merkzeichen jedoch nicht. Die Wartung der Henne während der Brut sollte sich lediglich darauf beschränken, daß man für Futter (nicht aber wie es meistens geschieht, blos Körner, sondern die gewohnte mannigfaltige Nahrung) und Wasser sorgt, auch aufpaßt, daß die Brüterin täglich einmal regelmäßig auf etwa 15 bis 20 Minuten vom Nest herunterkommt, um zu fressen, sich zu entleeren und ein wenig zu bewegen. Der Luftzutritt währenddessen und die gelinde Abkühlung sind für das in den Eiern sich entwickelnde Leben nothwendig und heilsam. Währenddessen überblickt man die Eier, entfernt jedes etwa eingeknickte oder sonstwie verdorbne, doch muß man selbstverständlich die Brüterin dabei nicht hart und rauh behandeln, erschrecken oder ängstigen; nur wenn sie freiwillig nicht täglich einmal herunterkommt, so bleibt nichts andres übrig, als sie herabzuheben. Alle Künsteleien, das Untersuchen der Eier vermittelst des Eierspiegels oder durch Einlegen in lauwarmes Wasser, das Anfeuchten u. s. w. unterlasse man bei der ländlichen Geflügelzucht und erst recht bei der Geflügelzucht im Kleinen, wie sie die Hausfrau in der Stadt betreibt.

Sobald, nach etwa 21 Tagen, die Zeit des Ausschlüpfens der Küchel naht, ist Sorgsamkeit allerdings nothwendig, indessen nur insoweit, daß man von Zeit zu Zeit nachsehe und die leeren Eischalen entferne, damit sie sich nicht um die noch unerbrüteten Eier schieben, so daß in denselben die Küken ersticken. Die letzteren lasse man, nachdem sie ausgeschlüpft sind, volle 24 Stunden ruhig unter der Bruthenne sitzen, denn Wärme ist für sie ungleich nothwendiger als Futter, da sie ja an dem Eidotter noch Nahrung genug in sich haben.

Gewöhnlich wird allenthalben, auf dem Lande wie in der Städt, die **Fütterung der Küchel** durchaus unzweckmäßig besorgt, indem die meisten Hausfrauen ihnen einfach Buchweizengrütze hinstreuen. Wo die Glucke mit den Kücheln hinaus kann in's Freie, so daß sie durch Scharren ihnen Würmer, Larven und allerlei kleine Kerbthiere zugänglich machen und sie auch zum Picken von zartem Grün anleiten kann, ist jene Fütterung ja auch im wesentlichen genügend. Aber auf dem geschlossenen Hof, auf hartem Boden überhaupt, muß die Fütterung entschieden eine andre sein. Entsprechend der Ernährung des alten Huhns bedürfen auch die kleinen Küken schon mannigfaltiger Nahrung. Zunächst giebt man ihnen zweckmäßigerweise ein trocknes, krümeliges Gemisch aus hartgekochtem, feingehacktem Ei, Gelb und Weiß zusammen, mit trocknem geriebnem Weizenbrot (Semmel oder Wecken) und etwas fein zerhacktem Grünkraut (sauber gereinigte Vogelmiere, Salatblätter, Melde, auch wohl abgebrühte Brennnesseln u. drgl.), dann dazu, aber für sich hingestreut, immerhin Buchweizengrütze oder besser geschälte (enthülste) Vogelhirse. Mit dieser Fütterung fährt man die ersten acht bis vierzehn Tage fort, dann giebt man allmählich immer mehr von der Hirse hinzu, auch gekochte Kartoffeln, zerriebnes Brot und Speisenüberbleibsel. Die hier und da übliche Fütterung mit eingeweichtem Brot, mit Kartoffeln zusammengestampfter oder irgendwie zum Brei verarbeiteter Kleie u. drgl. erachte ich für die Küken als schädlich oder doch so wenig zuträglich, daß man besser daran thut, sie zu vermeiden. In Anbetracht der Wichtigkeit, welche gerade die Aufzucht der Küken für die ganze Hühnerzucht überhaupt hat, gestatte ich mir, hier noch die Anleitung anzufügen, welche der Altmeister der Geflügelzucht, Robert Oettel gegeben hat.

„Hartgekochte, kleingewiegte Eier mit gestampfter Hirse, gehacktem Salat, Sauerampfer, Kresse, Runkelrübenblättern u. a. vermischt, nebst altbacknem geriebnem Brot sind die Nahrungsmittel, welche den Hühnchen in den ersten Wochen ihres Daseins am meisten zusagen. Die Hirse bildet gleichsam die Einleitung um sie nach und nach an größere Körner zu gewöhnen, welche letzteren sie anfangs weder fressen noch verdauen können. Mit dem fortschreitendem Wachsthum kann man dann zu kleinkörnigem Weizen und später zu Gerste, Hafer, Mais, Buchweizen u. a. übergehen, mit einem Wort, zu dem Futter, welches die erwachsenen Hühner erhalten. Doch ist es nicht rathsam, damit früher zu beginnen, als bis die Küken vollständig befiedert sind und also ein Alter von mehreren Monaten erreicht haben." Der alte Hühnerzüchter empfiehlt sodann für die Küken Reis mit Milch dick eingekocht als sehr dienlich aber kostspielig; ich möchte deshalb und auch aus anderen Gründen von der Reisfütterung abrathen, mindestens ist sie im Hinblick auf andere Futtermittel überflüssig. Oettel hebt mit Nachdruck hervor, daß es immer vortheilhaft ist, das junge Geflügel von früher Jugend an kräftig zu ernähren, und fährt fort: „Fleisch und Maden, mäßig gefuttert und in Abwechselung mit den erwähnten Stoffen ist den Küken ganz dienlich, doch darf man damit nicht im Uebermaß füttern, weil sie sonst erfahrungsgemäß am Durchfall erkranken. Ameisenpuppen, wo solche (billig oder doch zu mäßigem Preise) zu haben sind, werden von den Hühnchen förmlich mit Leidenschaft verzehrt und sind ihnen sehr gedeihlich. In Ermangelung von Maden u. drgl., ja selbst neben diesen, ist ihnen frische Milch, am besten so, wie sie eben von der Kuh oder Ziege kommt, ungemein zuträglich, indem diese ja als eins der vorzüglichsten thierischen Nahrungsmittel gelten kann. Sie befördert besonders das Wachsthum. Mehlwürmer, die man bekanntlich in Töpfen und das ganze Jahr hindurch erzüchten kann, werden ebenfalls sehr gern von den Küken verzehrt, ebenso Regenwürmer, kleine Schnecken u. drgl., ferner frischer süßer Käse, sog. Quargk, den man als ein besonders gern gefressenes Futter für die Küken betrachten darf, und den man zur Vermehrung der Masse mit gebrühter Weizenkleie verrührt; doch wolle man den Quargkäse nicht eher den Kücheln geben, als bis sie befiedert sind, denn im jüngern Alter erkanken sie, wen man ihn füttert, fast regelmäßig. Altbackenes Brot in Bier aufgeweicht ist ebenfalls als Futter zu empfehlen, jedoch dürfen es die Küken auch erst dann erhalten, sobald sie einige Monate alt sind."

Was im Uebrigen die Aufzucht der Küken, gleichviel von welcher Hühnerrace und ebensowohl in der Züchtung der kostbaren Sporthühner als auch der gewöhnlichsten Landhühner, bzl. des Schlags, den man sich für die Nutzgeflügelzucht heranzieht, anbetrifft, so sind immer folgende Punkte als feststehende Regeln zu beachten, für Jeden, der sich eines guten Erfolges erfreuen will. Nur dort können Küken, gleichviel von welcher Hühnerrace, wohlgedeihen, wo sie auf gut durchlassendem, also trocknem und zugleich warmem Untergrund sich befinden, wo der Boden weder bereits durch jahrelangen Gebrauch mit Fäulnißstoffen getränkt, noch an sich sumpfig, von schlechtem Grundwasser durchzogen oder kaltgründig ist. Erklärlicherweise zeigen sich die Küken gegen alle schädlichen Einflüsse am empfindlichsten, solange sie noch ganz jung und zart und im Flaumgefieder sind; und zwar gleichviel, ob man nur die Zucht von einer Glucke oder von einer ganzen Anzahl vor sich hat, immer ist es nothwendig, daß man sie sorgsam überwache und insbesondere darauf achtgebe, daß niemals unter ihnen eine ansteckende, sog. epidemische Krankheit ausbreche. Geschieht dies einmal, so ist es im Großen und Kleinen mit der Geflügelzucht zu Ende.

Kochrezepte.

Leber-Reis. 1/2 Stunde. 10 Personen. Derselbe ist vorzüglich zur Fleischbrühe, und wird von 250 Gr. Kalbsleber, 75 Gr. Butter, 2 Eigelben, einem ganzen Ei bereitet. — Die Leber häutet man, wiegt sie ganz fein, vermischt sie mit der zu Sahne geriebenen Butter, fügt die Eier, etwas gestoßenen Majoran, Pfeffer und Salz und so viel geriebenes Weißbrod hinzu, als erforderlich ist, die Masse zu einem kloßartigen Teig zu binden. In ein großlöcheriges Sieb gethan, drückt man denselben — der wie gequollener Reis in kleinen Körnern durchfallen muß — nachdem man ihn zuvor noch mit etwas kräftiger Brühe aufgelöst und geschmeidig gemacht hat, in die siedende Brühe.

Glacirtes Hammel-Carree mit Gemüsen. 3 Stunden. 10 Personen. Ein Hammel-Carree, von dem der Rückenknochen vorsichtig abgehauen wurde, kocht man mit Zwiebeln, Wurzelwerk, Pfeffer und Salz in Wasser fast weich, nimmt es aus diesem heraus und läßt es erkalten. Die Brühe seiht man durch, entfettet sie, giebt einen Theelöffel Fleisch-Extract hinzu und läßt sie auf scharfem Feuer ganz kurz einkochen und sich verdicken. — Nachdem nun das Fleisch in cotelettenförmige Stücke geschnitten worden ist, legt man diese in die Brühe, glacirt sie, was durch beständiges Ueberfüllen der Sauce erreicht wird, und richtet sie, halb auf einander geschichtet, auf einer Schüssel an, die an den Außenseiten mit verschiedenartigen Gemüsen garnirt wird.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 12. April 1895. Neunter Jahrgang. — № 15.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Frau Marianne warf ihm einen rechtschaffen zornigen Blick nach und erhob ihren Zeigefinger warnend gegen Edith. Doch diese drehte sich auf den Hacken um, lachte hell auf und folgte dann der ihr winkenden Mutter.

Die Heimfahrt nach Dönkirch verlief unter Schweigen. Edith hatte es vorgezogen, in der halboffenen Chaise neben Wolf zu sitzen. Es war wohl mehr die Strafpredigt als die Wärme in dem geschlossenen Landauer, welche sie fürchtete.

Die Vorsicht war unnöthig, denn erstere blieb ihr heute sogar zu Hause erspart. Frau von Barmer fürchtete mit Recht durch die Aufregung, welche ein Wortwechsel mit ihrer Tochter zur Folge haben würde, sich eine schlaflose Nacht zuzuziehen,

Als sie vor dem Spiegel saß, die schwere Seidenrobe mit dem Schlafrock vertauscht hatte und Hanne ihr sich der Last des Schmuckes entledigen half, trat Josa ins Zimmer.

„Hanne, mein Toilettenkasten wird doch wohl zurückgekommen sein? Ich vergaß es, mich bei der Abfahrt darum zu kümmern", sagte sie.

„Die Sachen sind alle in jenem Korbe, Sie werden sie schon finden," lautete die wenig respektvolle Antwort.

Als Josa, das Gewünschte in der Hand, ihrer Tante „Gute Nacht" sagte, zog Hanne einen Brief aus der Tasche.

„Der ist heute Nachmittag gekommen und bei all dem Wirrwarr vergaß ich ihn abzugeben. Er ist aus Ungarn und wird es wohl nichts auf sich haben, daß gnädiges Fräulein ihn erst jetzt erhalten."

Josa nahm ihn und ging in Ediths Schlafzimmer, das an das ihrer Tante stieß. „Von der alten Kathinka", flüsterte sie, die ungeübten Schriftzüge auf der Adresse betrachtend und das Couvert erbrechend.

Es waren nur einige Worte, die auf dem Bogen standen, sie las sie immer wieder, doch mehr aus Zerstreutheit als aus Interesse.

Edith, die schon mit dem Auskleiden beschäftigt war, beachtete sie nicht. Eine jede ihren Gedanken nachhängend bemerkte kaum der anderen Gegenwart.

Unterdessen schien die Unterhaltung im Nebengemache lebhafter zu werden, die Worte nahmen an Deutlichkeit zu und plötzlich hörte Josa Hanne sagen: „. . . Und sie ist nicht so fromm und tugendhaft, wie sie scheint, ich ahnte es längst! Die gnä' Frau müssen es hören, damit Sie sehen, daß ich recht habe. Im Garten saßen sie zusammen auf der Bank und flüsterten mit einander. Diese, meine Augen haben es gesehen, bei Gott! O, das arme Edithchen! Die Hexe hat ihn an sich zu locken gewußt! — Von selber ist er nicht gekommen! Es sollte ihr wohl gefallen, Herrin auf dem Brenkenstein zu werden. Und er liebte mein Herzblatt, bis sie dazwischen kam, die Falsche — o!"

„Aber, Hanna, bedenke, was Du sagst; er und sie allein im Garten während des Balles, unmöglich!"

„Aber es ist wahr, ich habe es gesehen! Er mag in sie vernarrt sein, ach, die Männer sind schwach und leicht zu umgarnen, heirathet er sie aber, so ist es eine Ehrlosigkeit, die er an dem armen Kinde begeht!" — Hanne's Stimme erstickte in zorniger Erregung.

Mit verhaltenem Athem hatte Josa diesen Worten gelauscht. Sie zitterte und griff nach der nächsten Stuhllehne. Dann raffte sie sich auf und ohne noch auf die Fortsetzung des Gespräches zu hören, eilte sie hinaus. Nach wenigen Secunden pochte sie an ihres Onkels Thüre und auf ein ziemlich unsanftes Herein trat sie in sein Zimmer.

„Ich habe eine Bitte," sagte sie, sich ihm langsam nähernd.

Baron Barmer, der seinen Gewohnheiten getreu, vor dem Schlafengehen eine Pfeife rauchend, die letzt eingegangene Post durchging, wandte ihr das Gesicht zu.

„Eine Bitte," wiederholte er stirnerunzelnd, „am Ende gar eine Heirathsidee, zu der ich mein Jawort geben soll! He?"

„Der Pächter auf meinem Hofe ist gestorben," entgegnete Josa ruhig, des Onkes letzten Worten keine weitere Beachtung zollend.

„Der Pächter! Hm. Muß also ein neuer gesucht werden. Ich dächte, das hätte doch wohl Zeit bis morgen, mein Kind."

Sie trat noch einen Schritt vor.

„Höre, Onkel," sagte sie stockend. „Ich habe so oft das Heimweh nach dem Dorf in der Steppe, nach der alten Kathinka, nach meinen Gräbern. Laß mich hin, laß mich nach dem Rechten sehen, laß . . ."

Eine große Erregung ließ ihre Stimme ersticken.

„Narrenspossen," schalt der Onkel. „Ich weiß nicht, was Dir heute Abend einfällt. — Du bist doch sonst ein leidlich vernünftiges Frauenzimmer."

Aber Josa ließ sich so leicht nicht zurückschrecken. Mit überraschender Beredtsamkeit bat sie von neuem um Erlaubniß zu ihrem Vorhaben und ihre fast flehenden Worte verfehlten endlich ihre Wirkung nicht.

Baron Barmer legte Zeitung und Pfeife beiseite, stand auf, ging im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Josa stehen.

„Hm," begann er, sie nachdenklich betrachtend. „Du dauerst mich oft und ich hätte wohl Lust, Dir diesen Wunsch — so unklug er auch ist — zu erfüllen. Jetzt aber laß mich in Ruh und gehe zu Bett. Da Dich natürlich Jemand begleiten muß, so mag Peter mit Dir gehen; er weiß mit den Zügen einigermaßen Bescheid und ist zuverlässig. Eine Tollheit ist es und bleibt es, aber Du hast Dich all' die Jahre über brav und vernünftig benommen; sollst dafür belohnt werden. Jetzt aber geh und reise, wann Du willst, in Gottes Namen."

Er strich ihr das schwarze Haar aus der Stirn und sie ergriff seine Hand und küßte sie. Dann verließ sie das Zimmer.

XIV.

In Dönkirch war Graf Sagern zum Besuch. Man nahm den Nachmittagskaffee im Gartensaale, und litt einigermaßen unter den selbst hier herrschenden 20 Grad R.

Baron Barmer hatte die Pfeife ausgehen lassen und den Kaffee nicht angerührt; ein Zeichen, daß ihn etwas recht Verdrießliches beschäftigte. — Jedenfalls waren die vielen Zettel und Briefe, die vor ihm lagen und zwischen denen er kramte, der Grund seiner Verstimmung.

„Es wird nichts anders," sagte er kopfschüttelnd, aber seltsam gelassen. „Gegen solch' einen Leichtsinn ist kein Kraut gewachsen! Nun und von den Rechnungen wollte ich noch gar nichts sagen, aber das Spiel, das Spiel!"

Frau von Barmer sah ermüdet drein. Die ungewohnte Ruhe ihres Gatten ängstigte sie mehr, als es ein Ausbruch seines Zornes gethan haben würde.

„Und Du verstehst meine Sorgen nicht," fuhr er fort. „Du hälst mich für einen Krösus und für einen Geizhals obendrein und bedenkst die Gefahr nicht, der Wolf und mit ihm wir alle entgegen gehen."

Frau von Barmer lächelte überlegen.

„Ich begreife Dich nicht," sagte sie achselzuckend. „Wie kannst Du nur der — jedoch freilich nicht unbedeutenden Summe willen Dich dermaßen verstimmen lassen! — Wir wollen unseren Sohn zur Vernunft ermahnen und seine Fehler nicht durch zu scharfe Brillen ansehen. Was kann er dafür, daß ihm ein gewisser Hang zur Großartigkeit angeboren ist! Später mag er das solide Leben fortsetzen, das Du jetzt führst. — Gönne ihm doch ein wenig Freiheit und freue Dich, daß er keine Anlagen besitzt, den nie wieder gut zu machenden Fehler Deines Bruders nachzuahmen."

Bei diesen Worten war dunkle Röthe in Barmer's Gesicht gestiegen, die beängstigende Ruhe war dahin — er war der Alte.

„Zum Kuckuck, mit Deinem Advokatenthum!" fuhr er seine, unter der Wucht dieser Worte erbebende Gattin an. „Du hast dem Jungen von Kindheit an großartige Ideen in den Kopf gesetzt, hast ihm Geld zugesteckt, so viel als er nur wollte, so daß er nie den Werth desselben kennen lernte, und ihn, als Du Dich über Joachim's Fortgehen getröstet, in dem Gedanken bestärkt, daß der Erbe von Dönkirch seinen Reichthum ebensowenig erschöpfen könne wie das Meer mit seiner Hand. — Meinen Bruder aber laß aus dem Spiele! Was er hienieden auch Thörichtes gethan — sein Andenken ist mir heilig. Ihn zu verurtheilen ist Deine Sache nicht. — Du hast wahrlich Grund genug, Deine Gedanken den Deinen zuzuwenden. Es ist denn doch arg genug, wenn eine Mutter nicht den geringsten Einfluß über ihre Kinder hat. Und ich Thor, der ich Dir und dem Waschlappen, dem Obmann, die Erziehung überließ! Daß ich's bereue, mich nicht genug um sie bekümmert zu haben, was hilft's? Es raubt mir nun die Ruhe bei Tag und bei Nacht. Aber wozu ist denn die Frau da? Nur um Geld auszugeben und Romane zu lesen? Bei Gott! Ohne zu hart gegen Dich zu sein, Du trägst die Hauptschuld."

Baron Barmer ging in seiner Heftigkeit immer weiter, als es ihm hernach lieb war. Seine Gattin saß stumm da und vermochte vor innerer Erregung kaum Athem zu holen.

„Nun schaff' Rath," fuhr er fort, mit dem ersten besten Buch unsanft auf eine Perlmutter eingelegte Mahagoni-Tischplatte schlagend. „Aber Du weißt nichts, Du bedauerst höchstens, hier kein Publikum zu haben, das sich von dem Leichtsinn Deines Lieblings imponiren ließe. Bezahle Du doch seine Schulden, wenn Du kannst. Aber da liegt der Hase im Pfeffer: keinen rothen Heller von Deinem Millionenonkel hast Du je zu sehen bekommen. Seinen Namen hast Du im Munde geführt und mit dem Gelde, das Du nie erhieltest und nie erhalten wirst, Deinem Sohn den Kopf verdreht. Der Onkel müßte ein Narr sein, wollte er arbeiten und sparen, damit seine lachenden Erben das mühsam Erworbene im Umsehen wieder durch die trägen Finger laufen ließen. Er wird gestorben sein wie Dein Bruder auch, Dir nichts als Enttäuschung hinterlassend. Was weißt Du denn von meinen Finanzen? Dich einen Blick hineinthun zu lassen, würde auch nur Zeitverschwendung sein. Das laß Dir nur gesagt sein: Dein Mann ist eben so gut zu ruiniren, wie andere auch."

Baron Barmer, die Hände auf dem Rücken, trat hochathmend seine Zimmerwanderung an, seine Gattin aber hielt es für gerathen, sich zu entfernen. Sie hatte nicht Lust, noch länger ein Ableiter seiner üblen Laune zu sein. That er nicht, als habe sie die Schulden gemacht und nicht sein Sohn? Und dann, wie verletzend sprach er in Sagern's Gegenwart von ihrer Vermögenslosigkeit. Es war empörend.

Schweigend und mit dem Ausdruck tiefsten Gekränktseins verließ sie das Zimmer.

Baron Barmer bereute aber seine Worte noch durchaus nicht. Kummer und Aerger erfüllt, ließ er sich nach einer Weile in einem Sessel nieder und heftete den Blick auf die inhaltschweren Papiere. Jetzt erst mochte er Edith entdecken, die Patiencen legend, Zeugin des elterlichen Zwistes war. Er hieß sie gehen. Er habe mit Sagern zu sprechen, sagte er.

Edith, der heute ein unbedingter Gehorsam sehr rathsam erscheinen mochte, flüchtete in möglichster Eile auf die Veranda. Hier vertiefte sie sich in Dumas' „Les Trois Mousquetaires", die ihre Mutter hatte liegen lassen.

„Es geht so nicht weiter, er wird mich ruiniren," begann Barmer wieder. „Bester Sagern, rathen Sie mir, was hier zu thun ist."

„Nun, Freund, ich glaube auch, Sie nehmen die Sache wohl etwas zu schwer," versetzte Sagern in der ihm eigenen Philosophenruhe. „Wenn junge Leute sich die Hörner abgelaufen haben, werden sie später oft erst recht musterhaft. Seit wann, mein Bester, sehen Sie die Dinge immer im schwärzesten Lichte?"

„Seit wann? Wie können Sie noch fragen! Was die rosa Brillengläser getrübt hat, das sind die Thränen, die wir Männer nicht weinen. Das ungeweinte Naß liegt wie eine Wolke vor unseren inneren Augen. Aber ich merke schon, auch Sie verstehen mich nicht. Wären Sie verheirathet, hätten Sie Kinder, dann möchten Sie begreifen können, was es heißt, seinen Sohn, seinen Aeltesten, zu verlieren. Und wie — nicht durch den Tod, das wäre weiß Gott besser, nein, durch ein Auf- und Davongehen in die weite Welt, in der er wohl längst elend zu Grunde ging. Ach, Sie sind wohl daran. Sie betrachten das Leben durch die Wolken Ihrer Havanna, je bunter es in ihm zugeht, je mehr belustigt es Sie. Bei meiner Treu," rief er mit Bitterkeit eines Menschen, dem ein Kummer am Herzen frißt: „Ich tauschte jeden Tag mit Ihnen!"

Sagern lächelte. „So denken Sie augenblicklich," sagte er. „Versuchen Sie es doch ein wenig so zu sein, wie Sie es früher waren, kämpfen Sie die Sorgen nieder und hoffen Sie, glauben Sie, daß Ihr Sohn doch noch dereinst zu Ihnen zurückkehrt."

Baron Barmer schüttelte den Kopf.

„Und wenn auch," rief er, „denken Sie, daß ich Lust habe, dem Vater des verlorenen Sohnes nachzuäffen? Wenn er sich eines Besseren besinnt, nachdem er viele Jahre meines Lebens vergiftet hat, so mag er wieder gehen; ich bin des Jungen Narr nicht! Doch, was ereifere ich mich! — Solch schwaches Pflänzchen, wie er war, als er fortging, hat der erste beste Sturm geknickt. Glauben Sie denn, daß ich die Hände in den Schoß legte, als ich von seiner Flucht erfuhr? Nein, Jahr um Jahr habe ich ihn gesucht, rastlos — vergebens! Hol' der Kuckuck die ganze Polizei und all die Kerls mit der Feder hinter'm Ohr, deren gelbgraue Gesichter durch die Glasscheiben der Post-, Eisenbahn- und Telegraphenfenster gucken! Sie alle zuckten die Achseln auf meine Fragen. Ich hörte gar nicht auf das, was sie sagten — am liebsten hätte ich sie ins Gesicht geschlagen. — Was blieb mir anderes übrig, als mich in mein Unglück zu finden. Ich mochte mich kaum noch unter Menschen sehen lassen, ich glaubte, sie alle müßten mit Fingern auf mich weisen, und von dem unerhört grausamen Vater sprechen, dessen eigen Fleisch und Blut es nicht mit ihm aushalten konnte. Mein Gott, wie kam ich auch zu solch einem Jungen — es ist wahr, wir wurden stets jämmerlich genug mit einander fertig! — Nun setzte ich mein Hoffnung auf Wolf! Er war ein fixer Bengel, erinnerte an Alfred schon von Kindheit an. Daß er aber auch den Leichtsinn des Verstorbenen, und zwar in verstärkter Auflage, besitze, ward mir erst später klar. Graf, Freund, Mensch schaffen Sie mir Joachim wieder!

Die letzten Worte stieß Baron Barmer so heftig heraus und begleitete sie mit einem so gewaltigen Schlag auf die Tischplatte, daß Edith das Buch entfiel.

Sagern aber konnte sich eines wehmüthig sarkastischen Lächelns nicht erwehren. Er fuhr mit der Hand durch sein weißes Haar und sah mehr theilnehmend als ermuthigend aus.

„Glauben Sie, Freund, wir alle seufzen unter der Last irgend einer fehlgegangenen Hoffnung, den einen drückt sie hier, den andern dort", sagte er in seiner Rathlosigkeit und in der guten Absicht, Trost zu spenden, wo ihm zu helfen unmöglich war. Der Mensch in seiner Armuth muß ja so oft zur Nickelmünze, schönen Worten, greifen, da ihm das Goldstück Hilfe fehlt. „Sehen Sie, auch mir geht manches gegen den Strich", fuhr er im selben Tone fort. „Ich bin zum Bühnenleiter zu alt, doch Serenissimus wollen mir die Entlassung noch immer nicht bewilligen und wünschen, daß ich mir Jemanden suche, der mir mein Amt versehen hilft. Es sind ihrer natürlich viele, die sich berufen fühlen, doch bis jetzt habe ich noch keinen auserwählt. Dabei werde ich älter und älter und fühle mich immer weniger befähigt, den wichtigen Posten, den ich nur noch gegen meinen Willen bekleide, allein auszufüllen. Glauben Sie mir, es ist in unserer Zeit nicht leicht, an der Spitze einer tonangebenden Bühne zu stehen, jeder Geschmacksrichtung Gerechtigkeit widerfahren und doch die Kunst allein herrschen zu lassen. Ueber kurz oder lang gedenke ich einmal nach Wien, vielleicht auch nach Paris zu reisen. Unsereiner muß Neues sehen und hören, um seinen Gesichtskreis offen zu halten. Vielleicht finde ich dann unter meinen zahlreichen auswärtigen Freunden und Bekannten auch endlich Jemanden, dem ich vertrauensvoll einen Theil meiner Pflichten auf die Schultern legen kann."

Baron Barmer hatte, seinen Gedanken nachhängend, kaum auf des Andern Worte geachtet.

„Erinnern Sie sich noch des Abends am Meer — wie ist die Zeit hingegangen — des Abends, an dem Sie wetteten — na — daß mich meine Frau nicht nehmen würde? Natürlich gewann ich! Wissen Sie's noch? — Wir machten mit einander aus, daß der, welcher verlöre, dem andern einmal einen Dienst leisten solle. Bis jetzt hat sich für Sie die Gelegenheit, Ihrer Verpflichtung nachzukommen, nicht geboten. Wir sind beide Greise darüber geworden und hätten der alten Geschichte vielleicht nie mehr gedacht, wenn sie mir nicht eben ganz zufällig eingefallen wäre. Heute, Freund, weiß ich einen Dienst, der jener Wette mehr als würdig wäre: Schaffen Sie mir Joachim wieder!"

Es klopfte. Baron Barmer rief „Herein!" und durch das Eintreten eines Dieners in bestaubten Reisekleidern blieb Sagern die Antwort auf diese Forderung erspart.

„Mensch, sieh da! Schon zurück? Wo ist denn das Fräulein?" rief Baron Barmer und dann erwachte plötzlich durch des Dieners verdutztes Gesicht eine Art Mißtrauen in ihm. „Nun? So sprich doch! Was soll das dumme Gesicht! Hat Dich die Reise taubstumm oder blödsinnig gemacht?"

Peter, der heimkehrende Ungarreisende, stand mitten im Zimmer verblüfft, sprachlos. Er wurde blaß und roth, sah auf und nieder und schien vergeblich nach Worten zu suchen. Das war denn doch zu arg! Baron Barmer legte die Pfeife beiseite, stemmte die Rechte auf die Seitenlehne seines Sessels und rief mit markerschütternder Stimme: „Zum Teufel, was ists, nun heraus damit!"

Peter trat näher, zog einen Brief, den er hinter seinem Hut versteckt gehalten hatte, hervor und reichte ihn seinem Herrn.

„Das gnädige Fräulein Josa" — weiter ließ ihn Baron Barmer nicht kommen.

„Ja, ja, wo ist sie? Antworte! Habe ich Dir nicht befohlen, für sie zu sorgen? Ist sie auch auf und davon gegangen, ermordet, verunglückt? Sprich, Mensch, um Gotteswillen!"

„Sie hat mich fortgeschickt", kam es kläglich von Peters Lippen, „ich konnte nicht anders als ihr gehorchen — der gnädige Herr lesen wohl den Brief, der —"

„Schweig! Verlange gar nichts mehr zu lesen. Bist ein Esel, mach, mach, daß Du fortkommst — nein, warte! Zu nichts bist Du zu gebrauchen. Alle Welt ist unklug, unzurechnungsfähig. Gehorsam existirt nicht mehr. Ich mag Dein dummes Gesicht nicht länger vor Augen haben, Marsch fort! Nein, warte — geh zu meiner Frau und sage ihr, daß ich sie zu sprechen wünsche, augenblicklich zu sprechen wünsche — verstanden."

Peter entfernte sich.

Nachdem Barmer darauf alle seine Taschen betastet und endlich seine Brille gefunden hatte, erbrach er den Brief. Er las ihn von A bis Z, ohne sich selbst zu unterbrechen, ohne eine Pause zu machen. Der Brief mußte Wichtiges enthalten, denn als er mit ihm zu Ende war, nahm er die Brille ab, rieb sie an seinem Aermel, hielt sie, ehe er sie wieder aufsetzte, gegen das Licht und las noch einmal. Dann warf er sich in den Sessel zurück, daß Federn und Holz einen ächzenden Ton von sich gaben, und reichte das Schreiben Graf Sagern: „Da lesen Sie", sagte er heiser.

Dieser überflog die Reihen.

„Fort, nicht wiederkommen", sprach er in sich hinein, seinem Gegenüber einen fast ängstlichen Blick zuwerfend.

Jetzt öffnete sich die Thür und Frau von Barmer trat ein, das Haupt erhoben, die Lider gesenkt.

Ihre Duldermiene ignorirend, rief ihr Gemahl: „Setz Dich und höre." Dann nahm er den Brief und las:

„Lieber Onkel!

„Dir vor allem, auch meiner Tante und Edith sage ich Dank für alles Gute, das Ihr an mir gethan habt. Ich begreife, daß es Euch schwer sein mußte, mich in Euer Haus aufzunehmen, und ich sehe selber ein, daß ich nicht zu Euch passe, vielleicht hindernd zwischen Euch und Euren Plänen stehe. Nach reiflicher Ueberlegung und in der vollen Ueberzeugung, das Rechte zu thun, sage ich Euch für immer Lebewohl.

Mein Fortgehen wird Euch eine Kränkung von hoffentlich nur kurzer Dauer bereiten, mein ferneres Bleiben hier in Dönkirch jedoch würde eine Kette beständigen Verdrusses sein. Fragt nicht, wohin ich gehe, genau weiß ich es selbst noch nicht. Keinen leichten Weg suche ich mir, vielmehr einen, auf dem ich Mühe und Arbeit die Fülle finde. Sorgt Euch nicht um mich. Mein mütterliches Erbtheil ist nicht allein für mich ausreichend, ich kann sogar noch Andern davon mittheilen. Sucht mich nicht, weil Ihr es etwa für Pflicht haltet, mich zurückzuholen — ich lasse mich nicht finden. Das Band zwischen Euch und mir ist zerrissen durch meine Hand! Den Namen, den Ihr tragt und

der auch der meine ist, lege ich ab, ein bescheidenerer genügt mir fortan. Eurer Nichte sollt Ihr immer ohne Scham gedenken können; nicht glänzend ist der Beruf, den sie sich wählte, aber er ist ehrlich. Josa."

(Fortsetzung folgt.)

Leuchtende Schminken.

Ueber leuchtende Schminke berichtet A. M. Villon in der Zeitschrift „La Nature": Das Neueste auf dem Gebiete der Kosmetik sind leuchtende Schminken. Sie bestehen wesentlich aus den gewöhnlichen Schminkmassen: Reispuder, pulverisirtem Bimsstein, Kreide, Zinkweiß ꝛc., zu denen man leuchtende, aus Schwefelcalcium, Zink und Baryum oder Strontium zusetzt. Bleiweiß- und Wismuthschminke darf man nicht benutzen, denn diese gehen mit dem Schwefel eine schwarze Verbindung ein. Die schönste leuchtende Schminke wird aus Zinkblende (Schwefelzink) hergestellt. Dieser Stoff leuchtet im Dunkeln schön grünlich weiß und hat in der Dämmerung oder bei schwacher künstlicher Beleuchtung einen eigenartig magischen Schimmer. Er verleiht der Haut einen besonderen Glanz, der ihre Schönheit und Feinheit wesentlich erhöht. Leider ist der grünlichweiße Farbenton unangenehm, da er an eine gewisse Leichenfarbe erinnert, aber das kann man durch einen Zusatz von Lithium und Alkanuaroth oder Carmin neutralisiren. Es mag hier ein Recept zur Herstellung einer leuchtenden Schminke folgen: Fein pulverisirten Bimssteine 100 Theile, leuchtende Zinkblende 200 Theile, Lithiumcarbonat 25 Theile und Carmin 2 Theile. Zum Schluß noch ein paar Worte über die Aluminiumschminke. Ein sehr feines Aluminiumpulver wird gegenwärtig in den Handel gebracht und findet bei gepreßten Arbeiten, in der Buchbinderei und Malerei u. s. w. mancherlei Verwendung. Vor Kurzem habe ich in einer Schaustellung sog. Silbermenschen gesehen, die allerlei gymnastische Künste producirten und die mit Aluminiumpulver eingepudert waren, das auf der Haut ausgezeichnet haftete. Bei weißer und farbiger Beleuchtung zeigten sich die Leute in wundervollem Metallglanz.

Maltakartoffelschwindel.

Wie Herr Amtsrath Schrader—Alt-Landsberg in der Sitzung der Ackerbauabtheilung der D. L.-G. vom 20. Febr. d. J. mittheilte, versuchen geriebene Händler im März von den Gütern mittlere weiße Kartoffeln aufzukaufen, um sie zu „Maltakartoffeln" zu präpariren und dann zu hohem Preise auf den Märkten abzusetzen. Das Präpariren geschehe so, daß man die Kartoffeln 24 Stunden in Salzwasser lege, dann in Asche oder trockenen Sand bringe. Wenn trocken, würden sie dann gesackt und sofort zum Verkauf gebracht. Aus der Mittheilung geht sogar hervor, daß die Händler die Keckheit haben, die Besitzer zur Lieferung von schon derart „gemachten" Maltakartoffeln zu veranlassen.

Faschinen im Obstgarten.

W. W. — Wiesbaden.

Den Wurzeln der Obstbäume bis in größere Tiefe Luft und Wasser zuzuführen, das ist schon immer ein Fall für mich gewesen. Gern und stets befasse ich mich mit Versuchen, um wirklich intensive Pflege in meinen und, wenn möglich, auch in andere Gärten hineinzubringen. Auf meinen Reisen die mich auch nach Amerika und England führten, habe ich Obst- und andere Culturen eigehend betrachtet, um hier und dort einen guten, nützlichen Wink mit nach Hause zu nehmen. Der freundliche Leser wird gütigst entschuldigen, wenn ich erst diesen großen Umweg machte. Ich will also berichten, wie ich den Wurzeln und dem Boden die nöthige Luft, Wasser und flüssige Nahrung zuführe, was wohl überall und in jedem Boden nützlich sein kann. Selbst für Lagen mit hohem Wasserstand dürfte mein Verfahren, wegen der besseren Durchlüftung, vortheilhaft sein, doch kann ich hierüber nichts Bestimmtes sagen, weil ich keine Erfahrung in solchen Böden machte.

Bündel Reiser faschinenartig zusammengebunden, 1 bis 1¼ m lang und ungefähr 25 cm Durchmesser, in angemessener Entfernung vom Stamm in der nöthigen Stückzahl eingegraben, so daß etwa 10 bis 15 cm noch heraussehen, das ist die ganze Sache. So billig und einfach die Sache ist, so gut und nützlich ist sie. Wem die angegebenen Größenverhältnisse nicht zusagen, der kann sie seiner Lage und sonstigen Verhältnissen anpassen. Ich ziehe meine Faschinen den Thonröhren, die theurer sind und weniger gut die Luft an den Wurzeln und dem Erdboden abgeben, entschieden vor.

(Pr. Rath.)

Künstliche Düngung von Obstbäumen.

Diejenigen Obstbäume, welche schon längere Zeit an derselben Stelle stehen, auch jahrelang gut getragen haben und nun nach und nach aufhören zu tragen, leiden zumeist Mangel an Nahrung, der die Bäume unfruchtbar macht, und es ist da unsere Aufgabe, den Pflanzen frische Nahrung zuzuführen, was am einfachsten und billigsten in der Form von mineralischem Dünger geschieht. Um nur ein Beispiel für den großen Vortheil anzuführen, welchen die Düngung mit mineralischem Dünger bei Obstbäumen bringt, sei aus einem Berichte das Folgende erwähnt. Drei etwa 25 Jahre alte Bäume von Liegel's Winterbutterbirne und ein ebenso alter Baum von Diel's Butterbirne wurden im März vorigen Jahres in der Weise gedüngt, daß im Umfang der Kronentraufe eines jeden Baumes ein 40 cm tiefer und 50 cm breiter Graben ausgeworfen wurde und in jeden Graben 1 Kilogr. Thomasschlackenmehl eingestreut und der Graben alsdann wieder zugeschüttet wurde. Darauf wurde die ganze Erde unter der Baumkrone eines jeden Baumes mit 500 Gramm phosphorsaurem Kali, welches 38 pCt. Phosphorsäure und 26 pCt. Kali enthielt, sowie mit 200 Gramm schwefelsaurem Ammoniak (15 pCt. Stickstoff) und 300 Gramm Chilisalpeter (15 Proc. Stickstoff) gleichmäßig bestreut und umgegraben. Die Bäume stehen in gutem, lehmigen Boden. Seit acht Jahren hatten die drei Liegel's Winterbutterbirnen fast alljährlich mehr oder minder getragen, aber die Früchte waren stets rissig, klein und meistens ungenießbar. — Diel's Butterbirnbaum hatte in den letzten acht Jahren drei gute und zwei mittelmäßige Ernten geliefert, jedoch ließ der Baum, wenn er reichlich mit Früchten behangen war, dieselben leicht fallen und hatten die Früchte im Fleisch viel steinigen Ansatz. Die Entwickelung der Früchte war in dem letzten Jahre bei allen Bäumen normal. Die Früchte von Liegel's Butterbirnen zeigten keine Spur von Rissen und bildeten sich durchschnittlich zu Exemplaren von 100 bis 180 Gr. Schwere aus. Leider warf ein Orkan die Früchte von Liegel's Butterbirnbäumen etwa zur Hälfte, und von Diel's Butterbirnen — deren Früchte 200 bis 250 Gramm schwer waren — drei Viertel zur Erde herunter. Es wurden aber immerhin noch am 5. October 300 Kilogr. von den ersten Birnen und 150 Kilogr. der letzteren Sorte geerntet. Dreißig bis vierzig Jahre alte Weinstöcke, welche in den letzten acht Jahren so gut wie nichts getragen hatten, wurden auf dieselbe Weise gedüngt und bildeten wieder reichlich Trauben von bedeutender Größe. Eine Pfirsich-Pyramide — sieben Jahre alt — welche im vorletzten Jahre etwa 240 Stück nicht besonders große Früchte trug, entwickelte im vorigen Jahre bei der Anwendung obiger Düngemittel 420 Früchte von durchweg ansehnlicher Größe und vorzüglicher Güte. Alle diese Erfolge sind einzig und allein auf die Düngung mit mineralischem Dünger zurückzuführen. Sie sprechen für sich. Der Preis für diesen mineralischen Dünger ist dabei ein so niedriger, daß er in gar keinem Verhältniß zu dem Mehrertrage steht, welchen man durch seine Anwendung erzielt. Es giebt sehr viele alte Obstbäume, welche gar nicht mehr so recht tragen wollen; sie verfallen der Axt, während es richtiger wäre, sie in der vorstehend angegebenen Weise zu düngen.

Welche Arbeiten sollen im Frühjahre in den Gärten vorgenommen werden?

Sorgfältiges Sammeln der an den Spitzen der Zweige vorkommenden Raupennester der Goldafterraupen und Baumweißlinge, sowie sämmtlicher an den Bäumen hängenden dürren Blätter. Aufsuchen der in Form eines Ringes um die dünnen Zweige abgelegten Eierhaufen der Ringelraupe, der an Baumstämmen, Pfählen, Planken, Wänden, Mauern u. s. w. befindlichen, einem Stück Feuerschwamm ähnlicher Eierhaufen des Großkopfes.

Sorgfältiges Absuchen der Raupennester und Eierhaufen nicht nur auf den Obstbäumen, sondern auch an lebenden Zäunen und Gebüschen, an Holz- und Mauerspalieren.

Entfernen der an den Baumstämmen und stärkeren Aesten hängenden Moose und Flechten, sowie der abgestorbenen Rinde, unter welch' letzteren Eier und Puppen schädlicher Insecten sich vorfinden, wozu die sogen. Baumkratzer sich am besten eignen.

Raupennester und Gespinnste, Moos und Rindentheile müssen sorgfältig eingesammelt und verbrannt werden; durch Zertreten der abgeschnittenen Raupennester tödtet man nur einen sehr geringen Theil der eingesponnenen Räupchen.

Aeltere Obstbäume, welche im Innern von Insectenlarven angegriffen wurden, sind aus den Gärten zu entfernen; desgleichen sind alle dürren Aeste und abgestorbenen Reiser aus den Obstgärten hinaus zu bringen, da dieselben den schädlichen Insecten als Schlupfwinkel dienen.

Später, gegen das Frühjahr zu, sind vor Allem zeitlich Morgens die über Nacht sich in den Astwinkeln sammelnden Raupen zu zerdrücken und die Baumstämme nach auftriechenden Raupen fleißig abzusuchen. — Der Boden um die Bäume ist im größeren Umkreise wiederholt tief umzugraben, um in den Boden sich verkriechende oder sich daselbst verpuppende Insecten zu vernichten.

Das Einsammeln der so schädlichen Maikäfer wird am besten am frühen Morgen oder auch an regnerischen und kalten Tagen vorgenommen, indem man die dann halberstarrten Käfer auf untergebreitete Tücher herabschüttelt, in Säcke oder Deckelbutten füllt und hierauf zerstampft, zerquetscht oder mit siedendem Wasser tödtet. Sie liefern übrigens ein gutes Geflügel- oder Schweinefutter, oder — mit Kalk und Erde vermengt — einen guten Dünger.

Alle diese Arbeiten zur Vernichtung der schädlichen Insecten sind nur dann von großem Nutzen und Erfolg, wenn dieselben möglichst rechtzeitig und von allen Obstzüchtern einer Gemeinde ausgeführt werden, ferner nicht allein in den Obstgärten am Haus, sondern auch an den freistehenden Obstbäumen auf Feldern und Wiesen, an Straßen und Wegen.

Das Waldschneeglöckchen.

Das Waldschneeglöckchen (Leucoium vernum), welches in den Laubwaldungen und Hainen wild wächst und die erste Frühlingsblume ist, gedeiht in Gärten recht gut unter oder zwischen Bäumen und Sträuchern. Es ist dies ein Umstand, der noch nicht genügend ausgenützt wird, und in jedem Parke sowie in jeder Gehölzanlage sollte man Schneeglöckchen ansiedeln. Es ist auch allerliebst, wenn im März — wo noch nichts grünt und blüht — die schneeweißen, gelb- oder grüngespitzten Blüthenglöckchen hervorkommen, während fast alle übrigen Gewächse sich noch im Winterschlafe befinden.

Das Waldschneeglöckchen ist ein Zwiebelgewächs und kann vom Juli bis Herbst gepflanzt werden; die beste Pflanzzeit ist aber im Sommer, denn die Zwiebeln, wenn sie längere Zeit außer der Erde aufbewahrt werden, fangen bald an zu welken und schrumpfen zusammen. Wenn man sich Zwiebeln aus einer Gärtnerei kommen läßt, so lasse man sie nicht lange trocken liegen, sondern pflanze sie möglichst bald nach Empfang. Beim Pflanzen unter Gebüsche braucht man den Boden nicht erst aufzulockern, sondern man sticht mit dem Pflanzholz oder mit einem Holzpflock einfach fingertiefe Löcher, steckt in jedes Loch eine Zwiebel und füllt es mit Erde zu. Dies ist die ganze Arbeit und aber auch die einzige, denn die Schneeglöckchenzwiebel kann nun Jahre lang stehen bleiben, blüht immer wieder und vermehrt sich. Das Waldschneeglöckchen ist also nicht nur ein reizendes, sondern auch ein recht anspruchsloses Blümchen, welches Niemand versäumen sollte, in seinen Garten zu bringen.

Der Salat im Hausgarten.*)

Die Cultur der Salatkräuter hängt mit derjenigen anderer Gemüse selbstverständlich eng zusammen, doch sind die eigentlichen Salate jedenfalls die am leichtesten zu ziehenden Gemüse und können selbst im kleinen Garten ein Plätzchen finden. Sie werden alle durch Samen vermehrt, da perennirende, theilbare Pflanzen wie der Sauerampfer nur wenige darunter sind. Cichorie, Löwenzahn und ähnliche Arten werden als zweijährige Pflanzen behandelt.

Für die Aussaat gilt dasselbe Gesetz wie für alle Gemüseaussaaten. Dieselbe darf niemals zu dicht ausfallen, sei es im freien Land sei es in Mistbeeten. Jede Pflanze, die von jung auf Platz hat, sich auszubreiten, Luft und Licht in vollstem Maße zu genießen, wird kräftiger, als wenn die Sämlinge sich drängen. Gerade bei den zarten Salaten sollte hierauf am meisten gesehen und früh genug die zu eng stehenden Pflänzlinge gelichtet werden. Wir dürfen hier namentlich im Hausgarten, wo der Bedarf ja ein nicht allzugroßer ist, nicht mit wenigen Pflanzen geizen, die stehenbleibenden werden um so schöner, und im Falle des Bedarfes können wir die herausgezogenen Pflänzlinge auf ein anderes Beet piquiren.

Dieses Piquiren ist eine leichte Arbeit und sichert uns schöne, kräftige Pflanzwaare, deshalb wollen wir uns daran gewöhnen, unsere sämmtlichen Pflänzchen zu piquiren, d. h. dieselben als ganz kleine Dingelchen mit zwei bis drei Blättchen auf ein anderes Beet, ob unter Glas oder ins freie Land, je nach Jahreszeit auf etwa 2 Zoll Entfernung von einander im □ umzupflanzen und sie dann so bis zum Hinauspflanzen an den endgiltigen Platz, also etwa zwei Wochen, stehen zu lassen. Sie bilden sich hier, wo sie gute Erde haben und sorgfältigst gepflegt werden können, zu schönen, kräftigen Pflanzen aus und machen einen ausgiebigen Wurzelballen. Setzen wir so vorgebildete Exemplare dann später auf die für dieselben bestimmten Beete, so brauchen sie sich nicht erst lange zu erholen, wie die aus dem Samenbeete ohne Wurzelballen ausgepflanzten, sondern wachsen gleich kräftig und sicher weiter.

Ein ähnliches Resultat erreichen wir, wenn wir gleich auf dem Platze, wo die Köpfe später gewonnen werden sollen, die Samen vertheilen, so daß wir jedesmal dort, wo eine Salatstaude stehen soll, einige Samenkörner in die Erde legen und später nur je eine Pflanze stehen lassen. Hierbei, wo also gar keine Störung durch Verpflanzen ꝛc. eintritt, ist das Resultat der Cultur stets eine Woche, wenn nicht mehr, früher erreicht.

Das Aussäen derjenigen Salatkräuter, welche bald nach der Aussaat erntefähig sind und keine Köpfe bilden (Schnittsalat, Kressearten ꝛc.), geschieht in Rillen, die wir mit einem Stocke machen und nach der Einsaat mit der Harke zuziehen. Auch hier heißt es, nicht so dicht säen, wenn auch ein ziemlich enger Stand der kleinen Pflänzchen erlaubt ist, da dieselben in den Reihen ja von zwei Seiten frei sind und zwischen denselben leicht bearbeitet werden können. Rapünzchen und ähnliche Gewächse können auch über das ganze Beet breit ausgesäet werden, und der Same wird dann durch Ueberstreuen von Erde bedeckt. Hier entwickeln sich die einzelnen Pflänzchen frei und bekommen, da wir stets die stärksten Pflanzen ernten, immer mehr Raum, sich auszubreiten und zu großen, blattreichen Exemplaren heranzuwachsen.

Endlich können wir die Rillen- und die Breitsaat verbinden, indem wir mit einer vorn geraden Hacke breite, flache Rinnen machen, in diese den Samen breitwürfig aussäen und immer eine Fläche in Rinnenbreite zwischen den Rinnen frei lassen. Hier verbinden wir das leichte Bearbeiten und Reinhalten mittelst der Hacke mit dem freien Stande der Einzelpflanze bei der Breitsaat, und ist diese Saatmethode für Rapünzchen, Kresse und ähnliche Kräuter sehr gut anzuwenden.

Saat- und Piquierbeete müssen stets gut mit altem, verrottetem Dünger oder Compost gedüngt sein und auf das sorgfältigste gelockert werden. Sie bedürfen peinlichster Reinhaltung von Unkraut und Ungeziefer und müssen fleißig gegossen werden. Wir legen dieselben, wenn es sich um Freilandsaaten handelt, an recht geschützter Stelle an, doch stets in vollem Lichte, damit die Pflänzlinge nicht lang und schmächtig werden. Bei Mistbeetaussaaten müssen die Pflänzchen dem Glase möglichst nahe stehen und durch häufiges Lüften gekräftigt werden. Keinenfalls dürfen dieselben zu lange im Samenbeete bleiben, da sie sich sonst bald drängen und dann faulen würden. Wir säen deshalb wenig Samen auf einmal und wiederholen die Aussaat häufig, um die Vegetationszeit hindurch stets junge Verpflanzwaare im Vorrath zu haben.

Das Ausnehmen der Pflänzlinge aus den Samen- oder Piquierbeeten geschieht stets durch Ausheben, nicht durch bloßes Herausziehen, wobei die Hälfte der Wurzeln sehr oft verloren geht.

Die Wurzeln der meisten Pflanzen haben das Bestreben, tief, senkrecht in die Erde zu dringen. Sind uns auch die Grundursachen dieser Erscheinung, des sogenannten Geotropismus, noch unbekannt, wir müssen doch mit ihr rechnen. Es ist daher das erste Gebot bei jedem Umpflanzen, daß den Wurzeln die naturgemäße Lage erhalten bleibt. Haben wir das Pflänzchen sorgfältig mit allen seinen Würzelchen ausgehoben, dann dürfen wir die langen Faserwurzeln wohl mit dem Messer etwas einstutzen, sie machen dann viel mehr Nebenwurzeln; jedoch darf die Lage der Wurzeln im Pflanzloche keine gebogene sein. Wir machen letzteres daher mit dem Pflanzholze oder den Fingern genügend weit und vor allem genügend tief, lassen die Wurzeln des Pflänzchens hierauf bis an die Samenblättchen (Cotyledonen) frei im Loche hängen und drücken nun die Erde sanft von der Seite gegen dieselben.

*) Lange, Unsere Salatkräuter.

Jede umgesetzte Pflanze wird angegossen und zwar mit einer feinen Gießkanne ohne Brause, also jeder Pflänzling einzeln.

Bei den meisten Salatkräutern ist häufiges Gießen nöthig u Bedingung für die Zartheit der Blätter. Hierbei bekommt jede Pflanze ihr gehöriges Quantum, und sind dieselben in recht freudigem Wachsthum, dann dürfen wir von Zeit zu Zeit bei feuchtem Wetter einen Guß verdünnter Jauche zu Hilfe nehmen. Alles, was zart sein soll, muß schnell und kräftig heranwachsen. Die chemische Analyse zeigt, daß gerade Salatblätter ein großes Quantum Wasser enthalten, welches sie doch zum größten Theile dem Erdboden entnehmen.

Daß die Beete im Gemüsegarten stets von Unkraut rein zu halten sind, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dieses verunziert nicht nur den Garten, sondern raubt dem Gemüse die Nahrung, ja bei Ueberhandnehmen Luft und Licht. Die einjährigen Unkrautarten sind leicht durch Jäten zu entfernen, bei Reihensaaten und Reihenpflanzungen können wir jedoch schneller mit der Hacke ein größeres Quantum vertilgen und erzielen zugleich eine Lockerung des Bodens. Die obere, luftabsperrende Erdkruste wird gebrochen und der Luft Zutritt zu den tiefer liegenden Erdtheilchen verschafft, wo dieselbe zersetzend auf die den Pflanzen zur Nahrung dienenden Bestandtheile derselben wirkt. Hierauf beruht der Umstand, daß das Hacken auch ohne Unkrautvertilgung selbst bei trockenem Wetter von großem Erfolge ist.

Der Boden, in welchem Salatarten gedeihen sollen, muß recht tief gelockert sein, und ist hier das Rigolen auf 1½ bis 2 Spatentiefe sehr zu empfehlen. Eine sorgfältige Krümelung mittels der Harke (Rechen) folgt dieser Arbeit und kann dann, nachdem die Beete abgetheilt sind, die Pflanzung beginnen.

Wir werden bei den einzelnen Arten die Bestimmung der nöthigen Pflanzweite angeben, es wird jedoch in seltenen Fällen Salat allein auf ein Beet gepflanzt, sondern wir machen Einfassungen von demselben namentlich bei Schnittsalat- und Kressearten oder wir benutzen ihn zu Zwischenpflanzung unter andere Gemüsearten, namentlich unter solche, die sich dann erst ausbreiten, wenn der Salat abgeerntet ist. Die Nahrungskraft des Bodens muß vollständig ausgenutzt werden, und ist dieses bei der richtigen Pflanzenauswahl sehr gut möglich. Daß wir die sonneliebenden Salate nicht unter schattenspende Pflanzen setzen dürfen, leuchtet hierbei wohl jedem ein.

Da die meisten Salatarten den ganzen Sommer hindurch eine angenehme Speise bieten, so ist es die Hauptsorge der den Garten bestellenden Hausfrau, stets frischen Salat irgend einer Art in denselben zu besitzen. Zuerst finden wir die im Zimmer in flache Kästen gesäete Kresse, dann folgt ebenso behandelt der Schnittsalat. Legen wir nun im Februar ein Mistbeetchen an, so können wir außer Schnittsalat und Kresse schon überwinterte oder in Töpfen herangezogene Kopfsalatpflänzchen auspflanzen. Im März säen wir in ein Mistbeet schon Salat, den wir hinauspflanzen wollen, und vom April ab folgen die Saaten von 3 zu 3 Wochen, damit wir bis in den Spätherbst junges Material zum Auspflanzen haben. Zu diesen kommt dann noch der im Herbst ausgesäete Feldsalat, der im freien Lande durchwinterte Winterkopfsalat und das Heer der anderen zu Salaten verwendbaren Kräuter, sodaß in einem gut besorgten Gemüsegarten der Salat den ganzen Sommer hindurch nicht fehlt, ja auch im Winter stets vorräthig sein kann. Das Hauptmittel, dies zu erreichen, liegt in den Mistbeeten. Ich will daher die Anlage derselben kurz erwähnen. Dieselbe ist keineswegs eine so kostspielige Sache, als man glaubt: die Fenster sind in den Specialfabriken, unter denen die des Hoflieferanten Käding in Schwiebus obenan steht, sehr billig, die Kästen lassen sich leicht aus starken Brettern zusammennageln, und der Pferdedung liefert nach Ausnutzung im Mistbeete eine brillante Erde, ist auch bei schwerem Boden ein nicht zu verachtender Dünger, der lockernd auf denselben einwirkt.

Die Mistbeete sollen dazu dienen, den Pflanzen im Frühjahre die zum Wachsthum nöthige Wärme zu schaffen, ehe die Natur dieselbe gewährt. Wir bedürfen also eines Wärmeerzeugers und dann einer die Wärme zurückhaltenden Umhüllung, welche dem Lichte völlig freien Zutritt gestattet. Neben der Heizung durch Feuer respective durch Wasserwärme hat sich nun kein Material so brauchbar erwiesen, als der Pferdedung. Ich sehe daher von der Aufzählung aller sonst noch verwendbaren Stoffe ab (Wollabfälle, Lohe ꝛc.) und betrachte nur die wirklichen Mistbeete. Nur das Laub möchte ich noch erwähnen, welches sehr zweckmäßig dazu dient, das Quantum des Mistes zu vergrößern und die allzustarke Erhitzung desselben zu mäßigen.

(Schluß folgt.)

Staub zu verhüten.

Zur Verhütung des lästigen Staubes leistet mir, so schreibt eine Mitarbeiterin von „Fürs Haus", das Sägemehl (Sägespähne), von dem man in jeder Schneidemühle für wenige Pfennige einen Korb voll bekommt, treffliche Dienste. So viel als ich davon brauche, brühe ich mit kochendem Wasser, jedoch nur so, daß die Spähne feucht, aber nicht naß sind. Wöchentlich einmal bestreue ich meine auf den Boden genagelten Zimmerteppiche damit und kehre dieselben mit einem reinen Strohbesen ab. Die Teppiche werden auf diese Weise sehr rein, ohne zu stäuben. Bei Töpfer-, Kaminkehrer- und Tüncherarbeiten bestreue ich den Fußboden mit trockenem Sägemehl und kehre dann mit feuchtem nach. Ebenso vorsichtig bin ich im Winter mit dem Ausräumen der Asche aus den Zimmeröfen. Ich lasse die Asche noch im Ofen mit Wasser anfeuchten und vermeide so jeden Staub. Das Staubtuch ist mir lieber als der Staubwedel, da man mit diesem den Staub nur von einem Ort auf den anderen überträgt.

Aufbewahrung des Mehles.

Es handelt sich hierbei um die Frage, ob es praktischer ist, das Mehl in Fässern oder Säcken aufzubewahren. Im Allgemeinen ist es bekannt, daß Mehl, welches in Fässern aufbewahrt wird, leicht einen bestimmten Geruch annimmt, den Faßgeruch, man hat aber durchaus nicht gemeint, daß damit ein Verdorbensein des Mehles eingetreten wäre. Aus einem Vortrag aber, den Prof. Poleck gehalten, geht hervor, daß in der That dieser eigenartige Geruch schon eine nachtheilige Veränderung des Mehles anzeige, die es schlechter zur Teigbildung geeignet erscheinen lasse. In Säcken hält sich das Mehl entschieden besser, weil hier ein leichterer Verkehr mit der Luft stattfinden kann, der in Fässern bedeutend erschwert ist. Auch möchte sich ein öfteres Umschütten des Mehles, das allerdings schwer ausführbar ist, empfehlen, damit die inneren Theile mit der Luft mehr in Berührung kommen, wodurch die Haltbarkeit des Productes erhöht wird.

Schimmel im Keller.

Die in feuchten Kellerräumen oft Alles überziehenden niederen pflanzlichen Gebilde (Schimmel) bedingen, da sie die zu ihrem Wachsthum erforderliche Feuchtigkeit aus der Luft begierig aufnehmen und wie ein Schwamm festhalten, das schmierige, schleimige Aussehen der Wände und Geräthschaften; außerdem sind sie als theilweise Ursache des üblen Geruchs der Kellerluft anzusehen. Zum Zerstören der Schimmelbildung verwendet man in neuerer Zeit nach der „Bad. Gewerbeztg." mit Vortheil das Antinonnin. Man löst dieses Mittel in Wasser (1 zu 100) und streicht damit die Wände. Mit der Tödtung des Schimmels verschwindet auch bald die Feuchtigkeit und und der üble Geruch.

Krambambuli.

Getränk für Herrengesellschaften. In eine große Terrine gießt man 2 Flaschen guten weißen und 2 Flaschen rothen Wein. Auf die Terrine legt man einen passenden Rost und auf diesen 1 kg Zucker in einem Stück; dieser wird nun langsam mit ½ l feinem Bataviaarac getränkt und angezündet. Der brennende Arac tropft in den Wein, jedoch muß der Zucker mit zergangen sein. Sollte das Getränk zu scharf sein, so kann man nach Belieben Wasser zufügen; sehr fein wird der Krambambuli, wenn man eine halbe Flasche Champagner hinzufügt.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 20. April 1895. Neunter Jahrgang. — № 16.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Baron Barmer faltete den Brief zusammen und warf ihn auf den Tisch. Dann blickte er seine Frau an — zornbebend, rathlos, seine Brust arbeitete wild. Er rang nach Worten, endlich brachte er hervor: „Du, Du allein bist wieder einmal Schuld daran! Du hast sie schlecht behandelt, Du und die boshafte Hexe, die Hanne. Du hast nie bedacht, daß sie Alfreds Tochter sei, nichts als ein hergelaufenes Bauernmädchen hast Du in ihr gesehen. Nächstens gehst auch Du auf und davon und Edith und Wolf — nun nur zu, das Ausreißen muß hier in der Luft liegen. Aber sie soll wiederkommen, ich werde sie holen! Aber . ." er schöpfte Athem und lachte kurz auf. „Die Erde muß sichere Schlupfwinkel haben, das hat uns Joachim gelehrt. Wir können nicht wieder ruhig werden, wir sind blamirt, beschimpft, wie schon einmal. Aber, warum geht sie; sprich, Du mußt das wissen, denn Du hattest Dich um das Mädchen zu kümmern. Da muß etwas zwischen Euch vorgefallen sein, wovon ich nichts weiß. O, daß man auch dieses noch erleben muß!"

Barmer wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und seine Gattin kämpfte mit einer Schwächeanwandlung.

„Da haben wirs", fuhr der Baron fort, zum äußersten gereizt. „Wenn Euch Frauenzimmer die Strafe für eine Schuld ereilt, sucht Ihr Euch durch eine Ohnmacht aus der Geschichte zu ziehen. Jetzt keine Faxen, überleg, was am ersten zu thun ist!"

Aber Frau von Barmer war weit vom Ueberlegen entfernt. Zum Glück warf sich Sagern ins Mittel, klopfte Barmer auf die Schultern und murmelte etwas von Schweigen und zur Ruhe kommen lassen. Dann reichte er, sich vergebens nach Wasser umsehend, der halb Ohnmächtigen eine Tasse erkalteten Kaffees. Die Baronin, die davon nippte, kam allmählich wieder zu sich und sank seufzend und erschlafft in ihren Fauteuil zurück. Barmer knöpfte seine Lodenjoppe auf, als sei sie ihm zu eng geworden, dann holte er tief Athem und stand auf.

„Na nun, nur mal ruhig Blut", sagte er. „Was also thun? Wir müssen versuchen, sie wiederzuholen, das erfordert unsere Pflicht. Sicher ist ihr jetzt wohler daran, als es ihr bei uns war, doch das hilft ihr so wenig wie uns, sie muß zurück! Was kann sie vorhaben, sie ist so jung noch — so unerfahren. Aber wenn es nun nicht gelingt, sie zu finden! — Barmherziger Gott, was mag dann aus ihr werden?"

„Ich kenne sie nicht", fiel Sagern ein, „aber ich hörte genug von ihr, um mir ein Bild von ihr machen zu können. Ich glaube, Sie werden sie vergebens suchen, aber thun Sie es dennoch, wenn auch nur um Ihr Gewissen zu beruhigen. Sollten nun, wie ich fürchte, Ihre Bemühungen erfolglos bleiben, so sagen Sie den Menschen, daß Ihre Nichte das Heimweh nach Ungarn nicht habe überwinden können, daß sie unter dem Schutze einer mütterlichen Freundin ihren ererbten Hof bewirthschafte, für Arme und Kranke lebe. Die Welt wird sich freuen, einmal wieder etwas zu sprechen zu haben und dann sich beruhigen. Das kennt man."

„Zum Teufel!" rief Barmer aus — er stockte und bezwang die plötzlich in ihm aufsteigende Bewegung — „aber ich will, daß sie wiederkommt! Ja, erst jetzt wird es mir klar, daß ich sie beinahe so lieb habe, wie meine eigenen Kinder."

„Ich würde in jenem ungarischen Dorfe Erkundigungen über sie einziehen", fuhr Sagern fort, „die Geschichte thut mir leid für Sie — von Herzen leid! Eins aber rathe ich Ihnen, bleiben Ihre Nachforschungen nun fruchtlos oder nicht, werfen Sie keinen Stein auf Ihre Nichte, zürnen Sie ihr nicht. Oeffnen Sie der Wiedergefundenen, wie schon einmal, Ihr Haus, oder bewahren Sie der Verschollenen ein freundliches Andenken. Sie hat gethan, was sie für gut hielt, das bin ich gewiß, obgleich ich die Motive ihres Fortgehens nicht kenne. Glauben Sie:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Baron Barmer nickte gedankenvoll und las den Brief noch einmal. Seine Gattin blickte schweigend auf ihre weißen, im Schooß gefalteten Hände und seufzte von Zeit zu Zeit: „Auch das noch! Es ist zu viel — zu viel! —"

XV.

Edith in der Veranda hatte durch die geöffnete Thür alles gehört. Jetzt stand sie auf und stieg langsam die Steintreppe hinunter. Dann setzte sie sich auf die unterste Stufe, stützte den Ellenbogen auf das Knie und vergrub das Kinn in die Hand. Ein Oleander, der im Kübel neben ihr stand, schützte sie vor der Sonne. Sie sann über das nach, was sie soeben gehört halte. Es war wieder einmal so unglaublich!

Josa fort! Der Gedanke wollte ihr nicht in den Sinn. Josa fort! Sie konnte mit ihrem Vater sagen: „Erst jetzt wird es mir klar, daß ich sie lieb habe."

Die Stimmen im Gartensaal klangen bald laut, bald leiser — sie gab sich keine Mühe mehr, das Gespräch zu verstehen, sie wußte genug.

Es mochte wohl eine Viertelstunde vergangen sein, als die nahe eiserne Gartenthür ins Schloß fiel und Schritte sich näherten. Aufblickend, sah Edith Graf Brenken vor sich.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Graf", rief sie, ihm die Hand entgegenstreckend zu. „Die Kehle ist mir wie zugeschnürt, aber zu Ihnen werde ich sprechen können. Bleiben Sie ein wenig bei mir, bitte! Hier ist kein Stuhl, so setzen Sie sich auf den Laternensockel, der ist für Ihr Längenmaß bequemer als die Treppenstufen. — Seit wann sah ich Sie eigentlich nicht? Seit dem Feste in Erzen's neuem Hause? Ist's möglich! Sie hätten sich wohl erkundigen können, wie mir das Tanzen, diese mir ungewohnteste Bewegung, bekommen sei."

Er nahm den ihm angewiesenen Sitz ein, verschränkte die Arme und streckte die übereinandergeschlagenen Füße von sich.

„Ich wäre längst gekommen, wenn ich nur wirklich hätte glauben können, willkommen zu sein."

Einen Augenblick war es still, man hätte ihr leichtes kurzes, sein tiefes langsames Athmen hören können; dann rief Edith: „Bitte, Graf, sprechen Sie, erzählen Sie mir etwas Neues, etwas Lustiges. Sie könnten — wahrlich! Sie könnten mich sonst noch in Thränen sehen."

„Sie?" Er lächelte mit mißtrauischem Spott zu ihr nieder. „Nun, und was hätten Sie zu beweinen?"

Sie rückte etwas näher zu ihm heran und ihre Augen suchten die seinen. „So hören Sie denn," begann sie geheimnißvoll, „wir haben eine schlimme ansteckende Krankheit im Hause. Erschrecken Sie nur nicht, Ihnen ist sie nicht gefährlich."

„Eine Krankheit, und die ist?" fragte er erregt.

„Die ist, nun ich weiß ihr keinen anderen Namen zu geben, als die Sucht des Auf- und Davongehens. Ja, staunen Sie nur — es ist wahr! Doch ich muß noch leiser sprechen, die da drin dürfen nicht wissen, daß ich aus der Schule schwatze. Darum setzen Sie sich lieber neben mich."

Er stand auf und that, wie sie wünschte. Auf einer Stufe über der ihren sitzend, wartete er, zu ihr herabgebeugt, auf ihren Bericht.

„Nun denn," hob sie an, „Josa ist fort, — fort sage ich, auf Nimmerwiederkehr. Sie verstehen mich nicht. Ach halten Sie sich doch an den einfachen Wortlaut. Joachims Krankheit steckte sie an, lange hat sie den Stoff mit sich herumgeschleppt, und nun ist er doch zum Ausbruch gekommen."

Sie schwieg und starrte gedankenverloren auf ein Beet in Blüthe stehender wurzelechter Rosen. „Für uns ist sie verloren, wie Joachim auch", fuhr sie fort. „Ob sie der Tod uns nahm, ob anderes, es bleibt sich gleich. Wir trauern um sie und pflanzen diesen Zweien in unseren Herzen ein Monument der Erinnerung auf, das ihren Namen tragen wird mit unauslöschlichen Lettern. Joachim fort! Josa fort! Es sagt sich leicht und trägt sich hart, das weiß ich am besten." Sie dachte einen Moment nach und lächelte dann: „Mamas Kummer um Josas Verschwinden wird zwar vorübergehend sein. Papa, durch alles Vorhergegangene mürbe gemacht, leidet mehr darunter, und ich — nun ich muß sehen, wie ich mich in dieses neue Unerhörte schicke. Doch ich merke schon, daß Sie: wie, was, wohin? fragen möchten. Sparen Sie sich die Mühe — ich weiß von nichts. Sie ging, das ist alles! Weshalb? Aus irgend welchen subtilen Gründen, die mir vorläufig ein Räthsel sind. Sie will sich nützlich machen, berührt Sie das nicht sympathisch? Ach, Graf, wenn die Sache nicht so entsetzlich ernst wäre, so würde sie komisch sein, ob Stoff zu einem Drama oder zu einer Komödie, das muß der Ausgang lehren."

Brenken sagte nichts, er wiegte den Kopf hin und her. Dann stand er auf, schritt die Stufen hinab, trat an das Beet heran und betrachtete es mit zerstreuten Blicken.

„Suchen Sie eine Rose für mich?" fragte Edith mit neu erwachender Schelmerei.

Er hatte nicht daran gedacht, jetzt aber bückte er sich und pflückte eine La France. Er löste die Dornen ab und sich der Treppe nähernd, sagte er halblaut: „Edith, möchten nicht auch Sie sich eine andere Heimath suchen? Ich weiß doch, Sie lieben die Veränderung. Möchten Sie sich wohl von zwei starken Armen forttragen lassen, nicht in die Ferne, sondern in ein nahes sicheres Heim?"

Er sprach sie in Absätzen, tonlos, diese etwas ungeschickten Worte, und seine starken Glieder zitterten.

Sie sah fragend zu ihm auf. Einige Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch die Oleanderzweige und breiteten einen goldigen Schimmer über ihr rothbraunes Haar. Sie war sehr lieblich in diesem Augenblick. Er hätte seine Lippen auf diese schweren glänzenden Flechten drücken mögen, doch er hielt an sich. Er ergriff ihre beiden Kinderhändchen, ließ die Rose hineingleiten und hielt sie einen Moment umfaßt. Und ehe er es sich versah, hatte er im einmal begonnenen Tone fortgefahren, und: „Edith, ich liebe Sie, ich bitte Sie, werden Sie meine Frau!" drang es in dem vernehmlichen Geflüster der Leidenschaft an des Mädchens Ohr.

Sekundenlang sah Edith ihn an, sprachlos, verwirrt, dann sprang sie auf und stand vor ihm, den Blick gesenkt, mit zitternden Fingern die Rose zerpflückend. Keines Wortes mächtig, schüttelte sie den Kopf.

„Editha," rief er, sie am Arm fassend, „um Gottes willen, sagen Sie noch nichts — noch nichts."

Und sich zur Ruhe zwingend, fuhr er leiser fort: „Schon Jahre lang habe ich Sie geliebt; jetzt endlich ist die Stunde gekommen, wo ich reden will, reden muß. In Ihrer Hand liegt mein Glück, meine Zukunft, mein Leben."

Sie war bei seinen Worten erbebt wie ein kleiner scheuer Vogel und traurig zu ihm aufblickend flüsterte sie, seine Bitte zu schweigen unbeachtet lassend: „Ach, nun ist es doch wahr, was sie Alle sagten: Sie lieben mich, möchten mich heirathen. Warum konnten wir uns nicht dasselbe bleiben, was wir uns bislang waren, warum muß hinter allem und jedem der Ernst des Lebens stecken? Muß man sich denn immer heirathen, wenn man sich gern hat? O, wie mir graut vor dem Gebundensein! Und Sie lieben mich wirklich, irren Sie sich auch gewiß nicht? Ach, wenn mir nur einer sagte, was Liebe sei, dieses etwas, das die Welt bewegen soll. Ich habe Sie auch recht herzlich lieb, so lieb wie Wolf; nein, lieber noch, aber . . ." Sie stockte, schob seine Hand von ihrem Arm und trat einen Schritt zurück. „Seien Sie mir nicht böse, Graf," sagte sie langsam und gepreßt, „aber meine Freiheit, meine goldene Freiheit ist mir doch noch lieber als Sie!"

Hatte er eine ähnliche Antwort von ihr erwartet? Vielleicht, denn sie focht ihn nicht an, sie machte sein Herz kaum rascher schlagen. Sein rückhaltsloses Vorgehen hatte sie verwirrt, das war's. Er sah sie an, zuversichtlich, glücklich fast und niemals wurde es ihm klarer als in diesem Augenblicke, wo sie, das Haupt gesenkt, umflossen von dem Zauber ihrer achtzehn Jahre, vor ihm stand, wie sehr er sie liebe.

Ein leichter Wind strich über die Rosen und wehte den ganzen süßen Duft den Beiden zu.

„Edith, Sie sind ein Kind, Sie wissen ja gar nicht, was Sie sagen," fuhr er ruhiger fort, „bin ich denn ein Tyrann? Können Sie nicht gewiß sein, daß ich Sie nach Herzenslust sich Ihres Lebens, Ihrer Jugend freuen lassen werde! Auf Händen will ich Sie tragen und nichts von Ihnen fordern als Liebe —"

Wieder schüttelte sie den Kopf und seufzte. Dann stellte sie sich auf die Fußspitzen, legte beide Hände auf seine Schultern und blickte mit einem Gemisch von Mitleid und Spott zu ihm auf.

„Amico," sagte sie, „was ließ Sie auf den wunderlichen Gedanken kommen, mich — unter so vielen Schöneren und Besseren — heirathen zu wollen? Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich habe mehr von Ihrem Geschack gehalten. — Wissen Sie, armer, verblendeter Mann, daß das Mädchen, dem Sie Herz und Hand anbieten, von äußeren Mängeln ganz abgesehen, innere Unvollkommenheiten mehr, viel mehr als der Durchschnitt besitzt?"

Es fiel Graf Brenken nicht ein, die Geliebte seines Herzens mit Schmeichelworten zum Schweigen zu bringen, im Gegentheil, er gestand es zu, daß sie Fehler habe, doch daß er sie so wolle, wie sie sei, nicht abgeschliffen und zurechtgestutzt.

„Und wenn ich Sie nun unglücklich mache?" Es lag etwas rührend kindliches in dieser Frage.

Anstatt ihr zu antworten, nahm er ihre Hände und küßte sie.

Sie ließ es geschehen. „Armer Graf!" seufzte sie lächelnd.

„Arm?" rief er. „Solch' ein Kleinod mein nennen zu dürfen und arm sein! O Editha!" Und im nächsten Augenblick umschlang er sie und küßte ihre Lippen, ihr Haar.

Sekundenlang wußte sie nicht, wie ihr geschah, dann aber riß sie sich aus seiner Umarmung los, sprang einige Treppenstufen hinauf und streckte — wie abwehrend — die Hände gegen ihn aus. Sie sagte ihm auch irgend etwas ganz Gleichgültiges und lachte dazu, und war die Alte wieder.

Er achtete nicht auf das, was sie sprach; ihr Lachen, ihre Worte erklangen ihm wie eine anmuthig lustige Melodie, der man mit Entzücken lauscht, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu verstehen. Wie lieblich erschien ihm die Erde in diesem Augenblick, alles schien nur dazu da, die Sinne zu erfreuen, nirgends ein Mißton, nirgends etwas Unschönes. Da sah er zu seinen Füßen die zerpflückte Rose und hastig schob er sie fort, wie etwas, das die Harmonie des Ganzen störe. Fröhlich erblüht, dem Muthwillen erlegen. Armes Ding! Sollte es der Liebe — der Rose im Garten des Herzens — nicht häufig also ergehen?

Hier machte das Auf- und Zugehen der Verandathür seinem Gedankengange ein Ende.

„Ah, Graf, Sie hier! Charmant! Sie kommen wie gerufen!" So sagte Graf Sagern, dem das im Salon geführte, das letzte Ereigniß behandelnde Gespräch allmählich anfing auf die Nerven zu gehen. Einen günstigen Moment benutzend, war er hinaus geschlüpft.

„Graf Brenken ist schon eine ganze Weile hier," warf Edith leichthin ein und — sich diesem zuwendend — fuhr sie fort: „Kommen Sie, ich darf Sie jetzt den anderen nicht mehr entziehen." Und leiser: „Ich bitte Sie aber, sagen Sie noch nichts von dem, was wir mit einander besprochen haben, Papa würde sich heute gar zu schwer in die Rolle Ihres zukünftigen Schwiegervaters hineinfinden." Damit eilte sie an Sagern vorüber in den Gartensaal.

Hier wurde nun Brenken noch einmal von dem traurigen Ereigniß unterrichtet und Baron Barmer redete sich aufs neue in Kummer und Zorn hinein. Auf sein wiederholtes „Was thun?" erhielt er auch von Brenken den Rath: Nachforschungen anzustellen und sich — wenn diese erfolglos blieben — in das Unabänderliche zu fügen und den Trost, daß Josa, aus welchen Gründen sie auch gegangen sei, sicherlich nach bester Ueberzeugung gehandelt habe, und ihren Angehörigen — wenn auch vielleicht für immer von ihnen getrennt — nie Schande machen werde.

Aber Baron Barmer war nicht so leicht beruhigt. Die Geschichte ging ihm ans Herz und riß alte Wunden wieder auf.

Seine Gattin suchte vergebens, die in ihr aufsteigenden Gewissensskrupel zu bekämpfen, und beklagte doch im Grunde nichts mehr als ihre eigenen, durch die neue Katastrophe erschütterten Nerven.

Edith machte sich allerhand Unnützes zu thun, so daß Brenken sie heute kaum noch zu sehen bekam. Beim Fortgehen hielt er ihre Hand eine Weile in der seinen. War sonst ihr Abschiedsgruß nicht ein freundlicherer gewesen? Einbildung! tröstete er sich und kam mit sich überein, daß er ein Narr und Edith ein liebes, gutes, übermüthiges Kind sei. Gebeugt, fast bis auf den Hals seines Rappen, ritt er nach dem Brenkenstein zurück. — Er lächelte, als er vom Pferde stieg, und dachte wohl einen Moment, wie schön, wie anders es sein werde, wenn sie erst in seinem ernsten, alten Schlosse hause, wenn ihr Lachen ihm entgegenschalle, ihr Geplauder die Zeit ihm kürze und ihre leichte weiße Hand ihm die Falten von der Stirn streiche . . .

Dann wanderte er in seinem Zimmer umher, rasch athmend, rastlos. Er mußte es erst tragen lernen, es erst gewohnt werden, sein junges großes Glück . . .

In Dönkirch ging man heute zeitig auseinander, man hatte wohl Grund, sich nach Ruhe zu sehnen.

Dann saß Frau von Barmer, wie allabendlich, vor der Toilette und ließ sich von Hanne, die unverhohlen ihrer Freude über Josas Verschwinden Ausdruck gab, für die Nacht frisiren.

Leise schoben sich die Portieren auseinander und Edith schlüpfte ins Zimmer.

„Ich will nicht stören, Mama, nur eine Neuigkeit laß mich Dir erzählen," sagte Edith, die, ein Bild der Ruhe, beide Hände in den Taschen des Schlafrockes, sich dem Toilettentisch näherte.

„Eine Neuigkeit! nein, nicht noch etwas Schreckliches, noch dazu vorm Schlafengehen", rief Frau von Barmer mit energisch abwehrender Handbewegung.

Hanne hingegen, die nie Neues genug, und sei es auch nicht von der erfreulichen Art, erfahren konnte, blinzelte aufmunternd zu Edith hin.

„Ich kann Dir nicht helfen, liebste Mama, Du mußt es heute noch hören, sei nur ruhig, es ist nicht schlimm."

Aber Frau von Barmer war nicht ruhig. Sie machte sich auf alles gefaßt, und forderte mit einer Geberde der Ungeduld ihre Tochter zum Sprechen auf.

„Also höre denn", sagte sie, „ich habe mich mit . ."

„Mit Graf Brenken verlobt!" fiel Frau von Barmer emporschnellend ein.

„Ja, mit ihm!"

Hanne schlug mit einem kreischenden Freudenschrei die Hände zusammen. Für sie hatte es seit langer Zeit keinen so schönen Tag gegeben. Josa fort und ihr Herzblatt verlobt und zwar mit dem reichsten, besten, vornehmsten Manne, der weit und breit zu finden war.

„Mein Engel, mein Goldkind", rief sie, versuchend, Ediths Hände zu küssend.

Doch diese schob sie mit erstaunlicher Kraft zur Seite.

Frau von Barmer hauchte einen Kuß auf Ediths Stirn, doch ehe sie noch etwas gesagt hatte, war diese hinaus.

Obgleich der Baronin dasjenige Quantum von Aufregung, das ein Mensch zu seinem Wohl bedarf, heute im Uebermaß zuertheilt war, genoß sie doch die Wohlthat eines erquickenden Schlummers. Was die ergreifenden Scenen mit ihrem Gatten und der Schrecken über Josas Mittheilung verschuldet hatten, machte der Gedanke wieder gut, eines solchen Schwiegersohnes sicher zu sein.

Edith hingegen konnte an diesem Abend nicht zur Ruhe kommen. Gespenstische Gestalten umgaukelten sie und nahmen sie mit sich an einen schönen, aber unheimlichen Ort. Der Boden war glatt und sie hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Die Luft war warm und süß. Sie athmete sie gierig ein und wußte doch, daß sie gifterfüllt war. Und plötzlich überkam sie eine große Bangigkeit. Sie konnte nicht rück- noch vorwärts und sah sich vergebens nach Hilfe um. Weiter straucheld, bemerkte sie Brenken. Er streckte ihr die Hand hin, sie wollte sie fassen, doch griff sie vorbei wieder und wieder . . .

(Fortsetzung folgt.)

Neue Moden.

Noch hat — so schreibt das „Moden-Orakel" der National-Ztg — kein lenzwarmer Lufthauch die Freuden des Carnevals gestört, kein dauernder Sonnenschein den Wettstreit mit Glühlicht und elektrischen Flammen aufgenommen; man tanzt, dinirt, soupirt in der Gesellschaft ebensoviel wie vor dem Aschermittwoch, ja vielleicht noch mehr! Dementsprechend vereinigt sich das allgemeine Interesse immer noch auf Balltoiletten und Gesellschaftskleider mit ihrem Drum und Dran von Blumen und Fächern, Frisuren und Abendmänteln.

Was der Mode von heute ihren besonderen Charakter verleiht, ist die ausnehmende Einfachheit, ja Einförmigkeit des Schnittes. — Alle Röcke schließen um die Hüften eng an und fallen hinten in vielen, steifen Falten aus, und alle Taillen nähern sich der Blusenform und schmücken sich mit Aermeln, die — wie es heißt — noch weiter werden sollen. Hier ist die höchste Einfachheit der höchste Chic, da — also bei den Blusen! — decorirt und garnirt man auf jede nur erdenkliche Weise und läßt der Laune die Zügel schießen. Abend-Toiletten zeichnen sich durch den Glanz der Stoffe, durch auffallende Blumenmusterungen und noch auffallendere Farben-Compositionen, durch einen Ueberreichthum an Spitzen und Perlen sowie namentlich auch an Band-Arrangements aus.

Schärpen, Schleifen und Rosetten werden auch die Gewänder des Frühlings und Sommers überfluthen. Unter den Stoffen sollen die leicht vergänglichen, Crêpes aller Sorten und Namen sich mit einem glanzreichen und widerstandsfähigen Alpacca, poils de chêvres genannt, in die Herrschaft theilen. Der Alpacca hat sogar die Anwartschaft auf eine führende Stellung, er ist hart und steif und kann der beschwerenden, unbequemen und unpraktischen Unterstützungen durch Roßhaarstoff, Aluminiumreifen, Schnureinlagen deshalb, zum Theil wenigstens, entrathen. Für die Saison der Bäder und Sommerfrischen wird dann noch eine Fülle von Piqués, Batisten, Taffeten, Tülls und Gazegeweben die Auswahl vermehren. Noch immer wendet sich die Gunst der Mode vom Einfarbigen ab und dem schon so lange beliebten, schillernden Gemisch der Farben zu. Carreaux, kleine Blumen und Streu-Dessins machen sich dazwischen breit. Schottisch gemusterterte Seide gilt als Decorations- und Aermelfutter ersten Ranges und zeigt die feinsten und besondersten, die leuchtendsten und gewagtesten Zusammenstellungen von Farben und Nuancen. Dieselbe Gewagtheit ist auch auf dem Gebiete der übrigen Toilette wahrzunehmen. Blaue Stoffe werden z. B. mit grünen Gürteln und Kragen, Schleifen und Rosetten geschmückt. Auch sieht man schwefelgelbe Aermel in zartblauen Roben, rothe Seiden-Taillen über weißen Damaströcken und schwarze Sammetdrapirungen und Gazefalten auf jeder Farbe und jedem Stoff.

Schwarze Seide ist jetzt besonders in Aufnahme; die glatte, glänzende Seide, die ehemals nur den Müttern zustand. Nur daß sie durch Perlen und Spitzen, durch farbige Einsätze, besonders aber durch abstechende Aermel belebt, jugendlich und elegant gemacht wird.

Aber auch die jüngsten Ballschönen haben sich vom Hergebrachten emancipirt und den duftigen Gewändern aus Gaze und Tüll, aus Musseline und Crepe den Laufpaß gegeben. Ihre Kleider sind jetzt eben so seidenschimmernd wie die der Mütter, nur daß fast ausschließlich Satin in lichten Tönen, wie: blaßblau, maigrün, gelb, rosa und weiß zur Verwendung kommt. Zum Schmuck werden leichte Spitzen, Bänder und Blumen zugelassen. Trotzdem werden noch Ausnahmen gemacht und als solche doppelt reizend gefunden. So sah ich ein Tanzkleid aus feinstem indischen Mull, von Valenciennesspitzen umfaßt und von Valenciennese einsätzen durchquert, durch welche die rosenrothe Seide des Untergrundes schillerte. Die Taille zeigte Blusenform, die Ballonärmel bauschten sich aus rosa Sammet bis zum Ellenbogen, wo weiße Bandrosetten sie festzuhalten schienen. Als Gürtel ebenfalls ein weißes Seidenband mit langen Enden, die sich seitwärts zu loser Schleife fügten und als Folie für ein großes Veilchenbouquet auf dem Rock geheftet waren. Veilchen blühten auch im Gürtel und lagen als kleiner Halbkranz im blonden Haar.

Die duftende Blume des erwachenden Jahres ist überhaupt die Modeblume. So sehr, daß man annehmen kann, sie wird nicht allzulange herrschen. Vornehm ist und bleibt dagegen die Orchidee, die zwar nicht eigentlich für die Jugend paßt, aber trotzdem gerade von ihr mit Vorliebe getragen wird. — Im bunten Durcheinander der Gesellschaftskleider für Frauen und ältere Damen fällt angenehm das schwarze Sammetgewand auf. Eine kleine Veränderung drückt ihm bald das Gepräge einer einfachen Würde, bald den Stempel einer königlichen und doch zierlichen Anmuth auf. Zum weiten, schwarzsammetenen Glockenrock wird eine tiefausgeschnittene, schmelzfunkelnde Tüllbluse mit gepufften Aermeln getragen. Als Gürtel dient ein Moireeband, eine riesenhafte Moireeschleife ruht wie ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Rande der vorderen Rockbahn, während Jetflügel die Taille schmücken und große Moireeschleifen und Rosetten die Aermel auf den Schultern festzuhalten und am Ellenbogen abzuschließen scheinen.

Aber der schwarze Sammetrock gilt nicht nur als hervorragend salonfähig, sondern ist auch ein Liebling der Mode bei Straßen-Toiletten, — ja er scheint beinahe die Stellung des schwarzen Wollrockes einnehmen zu wollen, der so lange von Damen und Mädchen der verschiedensten Gesellschaftsklassen zur Bluse getragen wurde.

Die Phantasie der wirklichen Nadelkünstler hat sich der Blusen bemächtigt und aus dem etwas gewöhnlichen Toilettenstück sind kleine Meisterwerke des Chic geworden. Seide, Gaze, Mull und Tüll sind die vorzüglichsten Blusenstoffe. Sie werden auf's Schönste mit Spitzen, Perlen und Galons besetzt oder sind bereits auf dem Webstuhle mit Goldstreifen und anderen Mustern durchzogen. Ganz neu sind Stickereien mit Strohhalmen. Die seidene Bluse paßt zu gleichfarbigen, wie in Farbe oder Dessin abstechenden Röcken. Praktische Damen profitiren davon, indem sie aus den zu engen Röcken ihrer Seidenkleider Blusen arbeiten lassen und diese zu feinen Woll- oder Crepe-Röcken tragen, die entweder glatt bleiben oder von den Resten des Seidenstoffes eine bescheidene Garnirung erfahren. — Sehr elegant ist es auch, den Wollrock wenigstens zur Hälfte mit Seide zu füttern. Die weiten Rockformen, die auf der Straße mit der Hand emporgehalten werden, sind die Urheber dieser Mode. Besonders haltbar ist außerdem eine Abfütterung mit Baumwollsammet, vornehm ein Innenschmuck der Kleider von Goldtressen, gestickten Galons oder Spitzeneinsätzen. Alles in Allem bietet sich hier eine neue Gelegenheit, einen kostbaren und halbverborgenen Luxus zu entfalten, wie es die Frauen der großen Welt und des großen Geldbeutels so gern thun.

Im Theater sah ich jüngst zwei Blusentoiletten, die alle Vorzüge der Eleganz und der Kleidsamkeit vereinigten. Die eine wurde von einer jungen Frau getragen, die zu einem schlichten marineblauen Velvetrock eine rothe Crepebluse mit querlaufenden, golddurchzogenen Stickereistreifen gewählt hatte. Gürtel, Stehkragen und Aermelrosetten waren aus schwarzem Moireeband gefaltet. Die zweite, eine echte Toilette für junge Mädchen, bestand aus einem beigefarbenen Alpaccarock, dessen sämmtliche Nähte mit einer dicken rosa seidenen Schnur besetzt waren. Die Bluse, ein feiner weißer Mull, zeigte bindfadengelbe Guipureeinsätze, durch die das Rosa der seidenen Untertaille hindurchleuchtete. Am Stehkragen, wie am Gürtel, welche beide nichts weiter waren, als rosa Bänder mit Einsätzen überlegt, je zwei volle rosa Rosetten.

So lange die Herrschaft der Monstre-Aermel nicht gebrochen ist, behalten wir auch die Capes. Im Frühling und Sommer werden wieder tausend und eine Neuheit in dieser Art zu bewundern sein. So lange noch rauhe Winde wehen, gehört das Feld dem großen Tuch- oder Cheviot-Kragen mit schottischem Seitenfutter und gleichen Capuchons, oder den Sammtpellerinen mit Guipure- und Perlengarnituren. Dann kommen die kürzeren Sommer-Capes aus Spitzen und foutachirtem Tüll, aus plissirtem Crepe und schillernder Seide an die Reihe. Sie alle aber erhalten ihr eigenartiges Cachet durch die große Halskrause, in die das Kinn zu versinken scheint, und die aus breiten Spitzen- und Gazerüschen mit dazwischen gebetteten Rosetten in abstechenden und gleichen Farben und aus dem verschiedenartigsten Material gezogen und gefaltet werden. Den Abschluß bildet gewöhnlich eine Gaze-Echarpe oder die bekannte, große Bandschleife sans gêne.

Unter den entzückenden Modellen, die mir in einem großen Magazin gezeigt wurden, fiel mir eins als praktisch und nachahmenswerth auf. Es war ein schwarzsammtner Kragen von gewöhnlicher Weite und gewöhnlicher Länge, nicht viel weiter als bis zur Taille reichend, über den sich ein zweiter legte aus weißem Moiree, in tiefe, spitze Zacken ausgeschnitten, deren jede eine dicht geschlungene Arabeske aus feinen schwarzen Seidenschnürchen, Perlen und Jetsteinen trug. Die Rüsche aus schwarzem Seidenmull mit weißen Moiree-Rosetten dazwischen wurde von einer perlenglitzernden Mullschleife zusammengehalten. Läßt sich dies Vorbild nicht auf die mannigfachste Weise variiren? Sommerlich leicht z. B. in rosa und grüner Changeant-Seide mit einem Doppelkragen aus weißer Eiffelspitze und einer Halsfraise aus grün und rosa gemischt? Oder vornehm und einfach aus lila Plüsch mit gestickten schwarzen Gazezacken und lila und schwarzen Rüschen und Rosetten? Denn die Mode der Capes gestattet auch den weniger Bemittelten ab und zu, ihren Launen ein wenig die Zügel schießen zu lassen. Kann man sie doch so hübsch selbst arbeiten oder wenigstens aus den Händen einer geschickten Hausschneiderin hervorgehen sehen.

Die Jaquets und Mäntel werden dagegen wohl am besten und billigsten den „Confectionären" überlassen. Was die Jaquets anbetrifft, so sind sie kurz, mit faltenreichem Schoß und aus hellen Stoffen, namentlich Silbergrau und Mode. Künstlerisch schöne Knöpfe von ansehnlichem Umfange, oder mit dunkler getönten Applicationsstickereien aus Tuch oder Atlas bilden den Ausputz.

Aehnlich werden die Mäntel ausgestattet, wenn man nicht die große Pellerine vorzieht, die für Staubhüllen nothwendig ist. Diese Staubhüllen sind ganz entzückend, von einer oft so zarten, spitzenüberflutheten und bebänderten Eleganz, daß man im rechten, echten Staub einer Landstraße Lust bekommen wird, noch einen zweiten, wirklichen Staubmantel darüber zu ziehen. Doch Sommersonne und Sommerhitze mit Allem, was dazu gehört, wie weit seid ihr noch, wie weit!

Literatur.

Mädchenbibliothek Freia zur Bildung von Geist und Gemüth für Deutschlands Töchter. Unter Mitwirkung bedeutender Autoren herausgegeben Helene Stökl. 2. Band, eleg. gebd. 2 Mk. Verlag von Levy und Müller in Stuttgart.

Trotz der großen Menge von Jugendschriften, die alljährlich auf den Büchermarkt kommen, giebt es doch nur wenige, welche wir ohne Bedenken unseren heranwachsenden Töchtern in die Hand geben können. Die Jahre, wo der Märchenzauber magisch auf das kindliche Gemüth wirkt, sind bald vorüber, die reale Welt macht ihren Einfluß immer mehr geltend, und der werdende Mensch sucht unwillkürlich nach etwas, was seinen Wissensdrang stillt, ihm in dem großen Labyrinth des Lebens den richtigen Weg weist und Herz und Gemüth befriedigt. Die bisher erschienenen Jugendschriften, namentlich die für Mädchen berechneten, haben nur einseitig vorwärts strebenden jugendlichen Geiste Rechnung getragen, indem sie entweder die Ausbildung des Verstandes oder die Entwicklung des Gemüthes zu fördern suchten. Beide Richtungen zugleich sind bisher noch in keiner Jugendschrift cultivirt worden. Dieser Aufgabe hat sich in jüngster Zeit erst die bekannte Schriftstellerin Helene Stökl durch Herausgabe der Mädchenbibliothek Freia unterzogen und dieselbe, wie uns dünkt, in vorzüglicher Weise gelöst. Der soeben zur Ausgabe gelangte 2. Band der „Mädchenbibliothek Freia" weist Arbeiten von Schriftstellern auf, die in literarischen Kreisen einen sehr guten Klang haben; wir nennen neben der Herausgeberin nur Ernst von Wildenbruch, Heinrich Seidel, Ottilie Bondy, Constanze von Franken ꝛc.

Schnecken und Schneckenvertilgung.

Frhr. von Schilling-Friedrichshafen am Bodensee.

Kaum geben sich die ersten Regungen des langersehnten Frühlings in unseren Gärten kund, werden schon wieder Klagen über die Schnecken laut.

Für die Gemüse- und Blumenzüchter ist die Schnecke, besonders der Nacktschneckenklasse, in der That eine der allergefährlichsten Schädlinge; es ist deshalb wohl an der Zeit, wenn ich mich über diese ekele Gesellschaft und den Schutz unserer Gartenculturen gegen deren gefräßige Mäuler etwas eingehender auslasse.

Die Gefährlichkeit der Schnecken, besonders der oft sehr kleinen Nacktschnecken — es sind häufig junge Thiere mittelgroßer Arten — wird zumeist unterschätzt: Der bedeutende Schaden, den sie hauptsächlich in der Nacht und an trüben, regnerischen Tagen in den Revieren anrichten, wird gar häufig anderen, gleichzeitig anwesenden Thieren der Insectenwelt u. s. w., Schädlingen oder ganz harmlosen Geschöpfen, in die Schuhe geschoben, warum? weil die heimtückischen Schnecken in der hellen, vielleicht sonnigen Besichtigungsstunde nicht zur Stelle, vielmehr in irgend einem feuchten Schlupfwinkel mit vollem Wanst der Verdauung und Ruhe pflegen.

Die Schneckenwelt ist ungeheuer artenreich; die meisten Arten leben im Wasser und kommen hier für uns nicht in Betracht. Der Gartenfreund unterscheidet frischweg einfach Häuschenschnecken und Nacktschnecken: er weiß, daß ein Theil sein Kalkhäuschen braucht und sein Lebtag auf dem Buckel herumschleppt — wie das Ding, höchst interessant, mit dem jungen Thierchen heranwächst, betrachten wir vielleicht einmal später — während andere, keck, scheinbar ganz unbewehrt, in barer Nacktheit durchs Leben schreiten. Ich sage scheinbar, denn die meisten der Schwerenöther tragen unter der „Rückenoberpelle" ihren größeren oder kleineren Dowe'schen Panzer verborgen.

Ob nun mit Häuschen oder nicht: alle Schnecken im Garten gehören zu den Lungenschnecken, weil deren rechtseitig liegende Athemhöhle zur Luftathmung eingerichtet ist, und deren Unterordnung Landschnecken. Beiläufig bemerkt, gehört zu diesen eine merkwürdige Familie, die Raub-Landschnecken, welche uns nicht schädlich sind, da sie, als Fleischfresser, sich morden, an andere Schnecken, Würmer und dergleichen halten; leider sind diese Thierchen sehr klein, oft kaum 1 cm lang.

Wir wollen heute, als die schädlichsten, nur die Nacktschnecken in den Bereich unserer Betrachtung ziehen, und die Häuschenträger, die ja mitunter, wie die jedem Kind bekannte Weinbergschnecke, auch recht schadenbringend auftreten, außer Acht lassen.

Die schlimmsten der bei uns auftretenden Nacktschnecken sind:

1. Die Gartenschnecke (oder Ackerschnecke) Limax agrestris L. Grundfarbe heller oder dunkler grau, mit schwarzen Strichchen und Flecken am Kopf; Färbung jedoch sehr wechselnd. Bei ausgewachsener Schnecke Länge 3—6 cm, Breite ca. 6 mm.

2. Die gemeine oder große Wegschnecke, Arion empiricorum Fer. Ganz jung ist sie weißlichgrün, später lebhaft ziegelroth oder aber auch schwarzbraun bis tief schwarz gefärbt. Die merkwürdige Verschiedenheit in der Färbung läßt den Gartenfreund oft glauben, daß er es bei diesem Biest mit ganz verschiedenerlei Arten zu thun habe, was keineswegs der Fall. Das Thier hat erwachsen die ansehnliche Länge von 13—15 cm und die Breite von ca. 2—2½ cm. Dieses Weichthier ist bei seiner Größe und Gefräßigkeit in manchen Gegenden eine wahre Zuchtruthe des Gartenbaues, da es selbst hartschalige Früchte, wie Gurken und Melonen, auch Rüben, Kohlrabi, Rettiche u. s. w. zu Grunde richtet. Wie dieses arge Scheusal zu dem klangvollen Namen Arion — der Töne Meister, nebenbei Delphinreiter — gekommen, ist mir schwer erklärlich: jedenfalls würde die Nachricht davon dem göttlichen Zithervirtuosen vollkommen das Recht eingeräumt haben, aus Aerger darüber seinem Instrumente eine schauderhafte Dissonanz zu entlocken. Mit der Beibezeichnung da hat es schon seine Richtigkeit: Die rothe Schnecke wurde früher — und wohl heute noch — von Empiritern, tief erfahrenen Naturdoctoren, à la Schäfer Ast, zu einer Brühe für gewisse Kranke gekocht, die ich Niemandem gönne.

3. Die Gartenwegschnecke, Arion hortensis Fer.; weit kleiner, gelblichgrau, grau bis schwarz; Sohlenrand gelblichweiß, nicht gestrichelt; ausgewachsen 4—5 cm lang, ca. 5 mm breit.

Diese drei sind die hauptsächlichsten; über die letzte wurde erst unlängst geklagt, daß sie zu vielen Hunderten ganze Beete junger Gemüse in einer Nacht abfräße. Es giebt zwar noch einige weitere Arten, diese sind aber lange nicht so häufig und allgemein.

Mancher Gartenfreund, der an seinem Kohl ꝛc. kleine Schneckchen erblickt, tröstet sich damit: „was können solch dämliche weiche Nackers viel schaden? — sie haben ja nicht mal 'ne Zange oder was zum knabbern!" „Ja", meint der Nachbar, „dat Düwelstüg brukt nich tau knabbern: dat wurkst den Happen so runter!" Ohne diesen Gartentheorien zu nahe zu treten, möchte ich beiden freundlich zurufen: Liebe Freunde, unsere Schnecken haben ein ganz schauderhaft gefährliches Maul- und Freßwerk, das freilich Niemand sieht, in ihrem weichen Leib auch nicht vermuthet!

Das Maul dieser bedächtig langsamen, wollüstig-gefräßigen Phlegmatiker des Gartens, an denen, im Vergleich z. B. zum Insect, alles massig, wuchtig erscheint, ist vom Mund des Säugethiers, des Frosches, der Schlange, der Kerfe, Krebsthiere völlig verschieden. Hier ist ein ganz anderes „System", das eine schwierige Aufgabe bewunderungswürdig einfach löst. Ich erstaunte ob der Weisheit der Schöpfung, als ich an der lebenden und todten Schnecke der Sache näher trat.

Beachten wir das geöffnete Maul der Wegschnecke. Ein ganzer Kranz von eingestülpten Fleischhügeln öffnet sich zum Maul. In dessen oberer Höhle wird ein Oberkiefer, ein geripptes, dünnhorniges, halbmondförmiges Ding sichtbar, das scheinbar unbeweglich hinter der Oberlippe sitzt. Hart hinter diesem Oberkörper vorbei kann von unten her ein blasses, horniges Schaufellöffelchen herauf und herab, und zwar mit schöpfender Bewegung, dirigirt werden. Es ist das ein Theil, wenn wir so sagen wollen, die Spitze einer großen, muskulösen Zunge: ein eigentlicher Unterkiefer ist nicht vorhanden. Dieser Zungenwulst ist nun mit einem wahren Reibepanzer überzogen, den der Gelehrte Radula nennt. Er besteht aus zahllosen, mikroskopisch kleinen, scharfen Zähnchen, die, wie die Soldaten einer endlosen geschlossenen Colonne, in Reih und Glied aufgestellt sind.

Will nun die Schnecke fressen, so legt sich das geöffnete Maul an den Pflanzentheil, diesen eventuell einklemmend: die schöpfenden Bewegungen der Zunge beginnen und die weiche oder harte Nahrung wird von dem ungeheuer scharfen Reibepanzer zu Brei zerrieben, der dann durch die Speiseröhre in den weiten Magensack gelangt. Damit das Reibzeug stets schneidig einzuhauen vermag, verjüngt es sich fortwährend von unten herauf: die abgenutzten Zahnreihen werden einfach abgestoßen und heruntergeschluckt. Schlechte Zähne duldet auch die älteste Schnecke nicht, das paßt ihr nicht in den Kram. Eine wichtige Rolle beim Fressen und Aufsuchen der Nahrung bilden auch die zwei großen und zwei kleinen „Hörner" der Schnecke, die sogenannten Tentakeln. Die kleinen sind besonders zum Tasten, die großen zum Beriechen und Betrachten, denn so komisch uns das erscheinen mag: Die großen, einziehbaren „Fühlhörner" tragen auf ihrem Knauf das schwarze, tiefsinnige Auge der Schnecke, während am Tentakelstiel das Riechorgan sein Dasein fristet.

Wir können den interessanten und widerlichen Schneckenleib nicht ganz zergliedern, aber eins, was bei der Bekämpfung von Interesse, müssen wir noch wissen.

Die ganze schleimige, gewimperte und gefurchte Haut der Schnecke enthält zahlreiche Schleimdrüsen, die den kalten Körper stets feucht und schleimig erhalten, am Schwanzende befindet sich außerdem in der Regel eine große Schwanzdrüse, mit der sie hauptsächlich die benachbarten Kriechfäden feucht erhält, wodurch zurückgelassene Schleimfäden ihren Weg bezeichnen. Auch die ganze Bauchsohle, auf der die Schnecke mit wellenförmigen Bewegungen fortgleitet, muß stets feucht erhalten werden. Die Schnecke vermeidet es deshalb ängstlich, über trockene, sehr Feuchtigkeit anschluckende Massen, wie Staub, Asche und dergleichen, zu marschiren, denn, verklebt und verkrustet sie ihre Sohle, so ist es mit der Fortbewegung aus: werden dabei noch die Wimpern und Schleimdrüsen der Sohlen- und Körperhaut durch ätzende Stoffe getroffen, die sie mechanisch stark angreifen oder zerstören, so ist der Bewegungsorganismus auf lange schwer geschädigt, wenn nicht die Schnecke überhaupt dadurch zu Grunde geht.

Das giebt uns werthvolle Fingerzeige zu deren Bekämpfung. Diese ist im Allgemeinen nicht leicht, am schwierigsten in ausgedehnten Culturen und feuchten Lagen: würden uns nicht Regen und Thau stets einen Strich durch die Rechnung machen, so wäre die Schneckenplage verhältnißmäßig leicht zu beseitigen. (Pratt. Rathg.)

(Schluß folgt.)

Der Salat im Hausgarten.

(Schluß.)

Die Lage des Platzes, auf welchem wir Mistbeete errichten, muß geschützt sein und der Sonne möglichst freien Zugang lassen. Die Lage der dem Sonnenlichte zugewandten Fenster sei südlich, und der Boden sei vollkommen trocken. Wir machen nun eine etwa 1½ Fuß tiefe Grube mit durchaus ebener Bodenfläche und erbauen in derselben den zur Aufnahme des Düngers bestimmten Rahmen. Da solch ein hoher Kasten jedoch kostspielig und nicht unbedingt erforderlich ist, benutzen wir lieber niedrige transportable Rahmen, welche wir oben auf den eingebrachten Pferdedung setzen. Solche, vorn etwa 1¼, hinten 1½ Fuß hohe Bretterrahmen sind billig herzustellen und dadurch, daß wir sie nach Gebrauch unter Dach bringen, von langer Dauer, namentlich, wenn wir sie hobeln und ölen lassen. Das Bestreichen mit Theer oder sonstigen fäulnißwidrigen Mitteln (Carbolineum u. s. w.) darf niemals stattfinden, sollen die in den luftdicht geschlossenen Kästen stehenden Pflänzlinge freudig gedeihen.

Das Hauptgeheimniß der Mistbeet-Anlage liegt nun im Einbringen des frischen Pferdedunges. Wollten wir das Quantum auf einmal hineinschütten, so erhalten wir eine schnell verfliegende Hitze und dann läge der Dünger wirkungslos in der Grube. Wir wünschen aber eine im ganzen Beete gleichmäßig vertheilte, lange anhaltende, nicht zu hohe Temperatur. Diese gewinnen wir, indem wir den strohigen, frischen Dung Gabel an Gabel locker in der Grube ausbreiten. Ist die so schichtenweise entstandene Lage bis zu 1 Fuß stark eingebracht, so treten wir dieselbe auf die Hälfte nieder. Tritt an Tritt müssen wir das Gefühl haben, daß die Lagerung überall gleichmäßig ist. Nun folgt eine zweite, gleich starke, in gleicher Weise eingetretene Lage; dann eine dritte, die schon zur Hälfte in den auf diese Lage zu setzenden Rahmen kommt und nicht eingetreten wird. Rahmen und Dung bekommen nun einen Umsatz von Laub oder in den kalten Frühlingszeiten von Pferdedünger, dann werden Fenster und Matten aufgelegt.

Nun warten wir den Eintritt der Erhitzung ab. Diese beginnt, wie die Weingärung, ziemlich ungestüm, um — nachdem wir die sich bei dieser wilden Erhitzung entwickelten Dünste entweichen ließen — in gleichmäßig andauernde Wärmeentwickelung überzugehen. Ist diese (25 bis 30 Grad R.) eingetreten, dann klopfen wir die obere Mistlage glatt und bringen eine 5 bis 6 Zoll starke Lage guter Compost- oder Mistbeet-Erde auf den Dünger. Auch diese muß Schaufel an Schaufel gleichmäßig ausgebreitet werden, darf nirgends ungleich lagern und muß bis nahe an das Fenster gehen, da die Düngerlage während der Wärmeentwickelung zusammensinkt. Ist auch die Erdlage durchwärmt, dann schreiten wir zur Besamung oder Bepflanzung des Mistbeetes.

Die Pflege der Mistbeete richtet sich nach dem Wetter und bedarf der peinlichsten Aufmerksamkeit.

Bei Frostwetter kann selbstverständlich von Lüften nicht die Rede sein, steigt das Thermometer jedoch über 0 Grad R., dann geben wir unter Umständen schon etwas Luft durch Hochstellen des Fensters. Ob dies nun ½ Zoll oder 1 bis 2 Fuß hoch gestellt werden soll, richtet sich ganz nach der Witterung, ebenso wie auch die Dauer der Lüftung, welche zuweilen nur in der Mittagsstunde, zuweilen während des ganzen Tages stattfinden kann; auch bedürfen Gurken und Melonen weniger Luft als die Salatarten.

Aus letzterem Grunde ist eine Mischpflanzung im Mistbeete stets von zweifelhaftem Erfolge, doch können wir in Gurken- und Melonen-Beeten vor Ausbreitung der Ranken immerhin eine Salaternte halten, Radieschen aussäen oder Setzpflanzen von Kopfsalat heranziehen.

Zum Schluß möchte ich noch zur peinlichsten Sauberkeit in den Mistbeeten rathen, alle fäulnißerregenden Dinge sind fern zu halten, Unkraut ist nicht zu dulden, auch zieren rein gewaschene Fenster und eine saubere Umgebung die Mistbeete sehr. Das Gießen — welches nie mit kaltem Wasser geschieht — richtet sich nach der Witterung; wir werden hierbei die verschiedenen Pflanzenarten zu berücksichtigen haben.

In der nächsten Nummer kommen wir zu den speciellen Culturen der Salatkräuter.

Ungeziefer im Hühnerstall.

Zur Befreiung des Hühnerstalles von Ungeziefer empfiehlt Prof. Zürn Kalkstaub. „Nachdem ich mich", sagt derselbe, „seit Jahren mit den verschiedensten Methoden und ohne Erfolg geplagt hatte, verwendete ich Kalkstaub, und zwar hauptsächlich zu dem Zweck, das Verflüchtigen(!) des werthvollen Ammoniaks aus dem Miste zu verhindern. Ich bemerkte bald, daß die Hühner nicht mehr von Läusen geplagt wurden und der Gesundheitszustand ein vortrefflicher war. Ich habe auch später dieselbe Beobachtung gemacht und nie gesündere Küchlein gehabt. Dabei ist der verhältnißmäßig kleine Stall frei von üblem Geruch, obwohl er nur zweimal jährlich ausgemistet wird. Die beste Weise, den Kalkstaub anzuwenden, ist folgende: Man wirft ein paar Hände voll gegen die Wände und die Decke, daß eine dicke Staubwolke entsteht. Ein Theil setzt sich in Ritzen und Fugen des Stalles, wo er alles thierische Leben vernichtet; der Rest fällt auf den Fußboden, von wo er mit dem Mist in die Ecke gekehrt wird. Am nächsten Tag zu wiederholen. Eine andere Reinigungsmethode ist nicht nothwendig, bis man schließlich den ganzen Düngerhaufen hinausbringt."

Salzburger Nockerln.

8—10 Personen, Bereitungszeit 15 Min. Das Gelingen dieser Mehlspeise hängt von aufmerksamer Herstellung und sofortigem Serviren ab, leichter bereitet sich eine kleinere Masse für 2—3 Personen. Ein Butterstück in Größe eines Hühnereies wird mit 3 Eßlöffeln Vanillezucker geknetet und mit 9 Eidottern verrührt. Das Eiweiß wird zu steifem Schnee geschlagen und nebst 1 Theelöffel Kraftmehl den Zuthaten beigefügt. Nun setzt man eine saubere, mehr tife als breite Kasserole aufs Feuer, gießt so viel Milch hinein, daß der Boden etwa 3 cm hoch bedeckt ist, thut ein dem ersten an Größe gleiches Butterstück hinein und schüttet, sobald die Milch in vollem Kochen ist, die Masse hinein. Vom Feuer zurückgezogen, muß der Teig in ca. 7—10 Min. erstarren und die Milch vollständig einsaugen, dann hebt man ihn, goldgelb gebräunt, mit 1 Omeletteschaufel auf eine Schüssel, bestreut ihn mit feinem Vanillezucker und schickt ihn auf den Tisch.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 26. April 1895. Neunter Jahrgang. — № 17.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

„Du hättest ihn nehmen sollen, Du Thörin! Es wäre ein Glück gewesen für Dich, für uns alle", hörte sie leise und eindringlich sagen. Klang das nicht wie Wolfs Stimme?

Mit einem Aufschrei sprang sie aus dem Bett und spähte zitternd und schweißgebadet umher. Dann schloß sie das Fenster, ließ die Vorhänge herunter und legte sich wieder hin.

Die Traumgebilde waren verschwunden, ihre Glieder wurden lahm und schwer — kurze Zeit noch und tiefer dumpfer Morgenschlaf hielt sie umfangen.

XVI.

Im Spätherbst trat Graf Sagern seine alljährliche Kunstreise an, sah viel Gutes, manches Schlechte und sehr viel Mittelmäßiges, und gewann immer mehr die Ueberzeugung, daß die Bühne, der er vorstand, wollte sie sein Ideal erreichen, einer jüngeren stützenden Kraft bedürfe.

Nach Paris ging er zuletzt. Ein Aufenthalt dort bringe einen leicht um den richtigen Maßstab, pflegte er zu sagen. Schon der erste Abend seines Seins in der Seinestadt fand ihn im „Français". Dort wurde „Macbeth" gegeben und Sarah Bernhard trat heute nach längerer Zeit, in der sie sich aus irgend einem Grunde vor der Welt versteckt hatte, zum ersten Male wieder auf.

Sagern saß in einer der Fremdenlogen, neben einem Herrn von etwa vierzig Jahren, dem Marquis Spinola, den er vor einigen Jahren in Baden-Baden getroffen und mit dem er im Verkehr geblieben war. Beide Herren widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit der Bühne.

Zählte Sagern auch nicht zu Sarahs blinden Bewunderern, so zollte er doch der Plastik ihrer Bewegungen, dem hinreißenden Wohlklang ihrer Stimme fast enthusiastischen Beifall. Ob sie auch mager wie ein Skelet, ob oft barock, ja abstoßend in ihrer Auffassung, so mußte er ihr doch die Vollendung zugestehen, mußte überwältigt von der dämonischen Größe dieser echten Heroine die Waffen seiner Kritik strecken.

„Nun, Graf, sie thuts einem an," sagte, als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, der Marquis, „n'est ce pas, c'était épatant?"

„Ja, ja, süperbe", rief Sagern, die angespannten Augen reibend. „Doch jetzt könnte mir nichts lieber sein, als wenn Sie mich für kurze Zeit der Wucht der Tragik entrissen. Er ließ den Blick über die Logen schweifen. „Machen Sie mir ein wenig die Honneurs der anwesenden Gesellschaft."

Spinola, ein Mann von Welt und Geist, unverheirathet, ebenso beliebt wie gefürchtet, und ebenso reich wie vornehm, kannte tout Paris. Es war ihm daher ein leichtes, Sagern die anwesenden Spitzen der Gesellschaft zu zeigen und mit großer Zungenfertigkeit und einer, den betreffenden Personen vielleicht nicht immer angenehmen Vielwissenheit und Offenheit unterzog er sich dieser ihm gestellten Aufgabe.

„Sagen Sie", fiel Sagern ein, als ihm der Marquis gerade von einer Steppenfürstin erzählte, einer Blondine, die ihnen gegenüber saß und durch ihr Gretchenhaar und ihre Brillanten in der Größe von Lüstreprismen Aufsehen machte — „wer jene junge Dame dort links in der kleinen Loge ist? Sie trägt ein dunkles Sammtkleid und Geranien am Mieder."

Spinola drückte das Monocle ins Auge und blickte nach der angegebenen Richtung.

„Ach, Sie meinen die Marquise d'Almeïde", rief er, „eine Schönheit ersten Ranges ohne Frage. Ich sollte übrigens denken, daß sie Ihnen bekannt sein müsse, ist sie doch ein Kind Ihrer Residenz und erst seit kurzer Zeit die wenig beneidenswerthe Gattin jenes mürrisch dreinschauenden Greises."

„Amanda Natrick!" rief Sagern. „Wo hatte ich denn meine Augen! Sie war ja noch im vorigen Jahre das verzogene Kind unserer Gesellschaft. Sonderbar, daß man sich überall begegnet."

„Que voulez-vous, ich finde das natürlich", meinte der Franzose. Unsere Welt ist klein und befindet sich Dank unserer zeitsparenden und raumbewältigenden Erfindungen in einem forwährenden Verkleinerungsprozeß. Ob immer uns zum Nutzen, vermag ich nicht zu entscheiden."

„Wissen Sie auch", fragte Sagern wieder, „wer der Herr ist, der links neben ihr sitzt?"

„Ach den jungen, meinen Sie, mit dem geistvollen Gesicht? Also auch Ihr Interesse hat er erweckt. Wie oft man mich wohl schon nach ihm gefragt hat! Nun, was ich von ihm weiß, ist nicht viel mehr, als daß er zu denen zählt, die ihr Glück mit der Feder zu machen versuchen. Ob nun seine Mühe eine ihn und uns beglückende ist oder sein wird, kann ich nicht beurtheilen. Jedenfalls ist sein Aeußeres wie sein Benehmen anziehend und distinguirt. Er macht den Eindruck eines Menschen, der trotz seiner Jugend viel denkt und tief empfindet und trotz der großen Mittel, die ihm zu Gebote stehen sollen, viel entbehrt. Sein Ehrgeiz ist groß, zu groß, et cela ne vaut rien. Man muß dem Glück auch etwas Spielraum lassen. Sachverständige behaupten, daß sein Ueberfluß an Genialität ihm schade. Mag sein, ich verstehe mich nicht darauf. Jedenfalls steht die Schärfe und kritische Kühle seines Kopfes mit der Genialität nicht auf gleicher Höhe und seine dramatischen Leistungen fanden bislang wenig Anklang."

„Und wie heißt er?" fiel Sagern ein, der den jungen Mann, während Spinola erzählte, mit steigendem Interesse betrachtet hatte.

„Maurice Ardegg nennt er sich und und stammt aus Deutschland, aus Amerika, was weiß ich, lebt seit einigen Jahren hier in Paris, schreibt und verehrt seit Kurzem die Almeïde."

„Kein schlechter Geschmack, in der That", meinte Sagern.

Wieder begann das Spiel und als der Vorhang sich zum zweiten Male senkte, standen die Almeïdes auf. Der Marquis ging, ohne sein perrückenstock-ähnliches Haupt zu verneigen, an dem „insolent", der es wagte, seine Gattin zu verehren, vorüber; diese jedoch gestattete ihrem jungen Cavalier, ihr den Biberkragen um die weißen Schultern zu legen, und ließ sich von ihm die Hand küssen. Dann war er allein in der Loge und sah mit zerstreuter Gleichgiltigkeit umher. Sein Blick begegnete dem Sagern's und für die Dauer einiger Sekunden hielt letzterer diesen Blick fest.

„Wie kommt es nur," wandte er sich dann wieder an Spinola, „daß dieser Herr Ardegg, vorläufig durch nichts als sein hübsches Aeußeres ausgezeichnet, in die Kreise der Almeïde, kurz in die fashionable Welt gerieth?"

„Wie das kommt! Par exemple, mon cher, Sie fragen mich zu viel", rief Spinola mit gutmüthiger Ungeduld. „Maurice Ardegg gehört zu jenen Menschen, denen das Glück das in den Schoß wirft, was ihnen kaum des Besitzes werth erscheint, und ihnen wieder das vorenthält, was sie erstreben. Und nun, Graf Sagern, glaube ich Ihnen genug von ihm gesagt zu haben. Wollen Sie ein Kind seiner Muse kennen lernen, so lassen Sie uns morgen ein Vaudevilletheater besuchen, man führt dort eine seiner Possen auf."

Am andern Abend fuhren Sagern und Spinola in ein Vaudeville.

Die Aufführung hatte schon begonnen, als sie ankamen, und Sagern merkte bald, daß er durch die Verspätung nicht viel verloren habe. Das Stück war zwar nicht schlecht es enthielt treffende Lokalwitze, hatte neben leichten Charakteren mit echtem Pariser Blut auch kernige, biedere Gestalten und war reich an geschickten und komischen Couplets. Und doch war es keineswegs nach Sagern's Geschmack. Sollte ein derartiges Stück ihm gefallen, so mußte es meisterhaft sein und nicht nur das leidlich gelungene Erzeugniß einer spontanen Laune. Ein fehlerhaftes Schauspiel aus der nämlichen Feder, dem diese Posse entstammte, hätte ihm mehr zugesagt, wäre er doch vielleicht im Stande gewesen, aus demselben über die Gaben des ihn so lebhaft interessirenden jungen Mannes einen Schluß zu ziehen.

„Wollen Sie den Autor sehen?" fragte Spinola, als im zweiten Acte der geniale Unsinn seinen Höhepunkt erreicht hatte, „dort steht er an jener Säule, gleich rechts von uns."

Ja, dort stand er! Ist es möglich, dachte Sagern, daß so ein Dichter aussieht, der Dank des ihm Beifall spendenden Publikums, mit jedem Moment mehr an die Vortrefflichkeit seiner Schöpfung glauben muß?

Ardegg lehnte mit untergeschlagenen Armen und gleichgiltigem Ausdruck nachlässig an einer Säule und nur wenn auf der Bühne der verwegenste Unsinn, das übermüthigste Vaudeville sich dem Publikum bot und ein nicht endendes, echt französisches Gelächter von Seiten des Letzteren folgte, belebte sich sein Gesicht, sein Blick schweifte über die Menge hinweg, kühl, hochmüthig. Er zuckte auch wohl die Achseln oder lächelte überlegen.

Jetzt trat ein Herr in die Thür, in deren Nähe er stand, und winkte ihm. Er ging und nach wenigen Minuten erschien er in der Loge des Marquis d'Almeïde.

Warum war er nicht schon früher hinaufgeeilt, um der schönen Amanda seine Reverenz zu machen?

Eine ähnliche Frage mochte diese auch jetzt an ihn richten, während sie durch eine Handbewegung ihn aufforderte, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Und während sie dann voller Leben und Uebermuth, bildhübsch aus der Umrahmung ihres rosa Hütchens zu Ardegg hinlächelte, sah der Marquis grauer und grämlicher aus denn je. Und wahrlich, nicht ganz ohne Grund. Die Princeß Amanda Natrick, die er in der Ueberzeugung, daß sie seinen Lebensabend verschönern werde, zu seiner Gattin erkoren, ging ganz in ihrer Leidenschaft für das Theater auf und vernachlässigte ihn, den Marquis Gaston d'Almeïde, über einen unbekannten Theaterdichter.

Ardegg widmete der Bühne kaum mehr einen Blick. Es schien, als sei er nur Auge und Ohr für seine schöne, plaudernde und lachende Nachbarin. Jedenfalls war sie auch des Anschauens werther, als die Gestalten dort auf den Brettern, an denen er sich schon unzählige Male müde gesehen hatte. Ob wohl der Geist, der ihrem lieblichen Körper innewohnte, ein edlerer war, als der, welcher das Stück belebte? Etwas wie eine solche Frage stieg plötzlich in ihm auf, doch augenblicklich zu träge zu denken, blieb er sich die Antwort schuldig.

XVII.

Sagern, der an dem Abend unbefriedigt in sein Hotel zurückkehrte, fand von nun an kaum mehr Zeit, an den jungen Autor zu denken.

Spinola, ein Mann von großer Regsamkeit und umfassender Kunstkenntniß, schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, seinem alten Freunde die Quintessenz des Sehenswerthen von Paris noch einmal vorzuführen. So flogen die Tage, die Wochen dahin und Sagern's Urlaub lief ab, ehe er sich dessen versah. Am Tage vor seiner Abreise ging er fast müde und übersättigt von allem Gesehenen in das Cafee Anglais, um sein Frühstück einzunehmen. Er bestellte sich Austern und eine Flasche Chateau d'Yquem, und nachdem er beides mit dem Behagen des Sachverständigen genossen und der Kellner die Reste hinweggeräumt hatte, griff er zum „Figaro". Er überflog alles, was Interesse für ihn hatte, und durchblätterte dann noch etliche von den in Paris täglich erscheinenden vierhundertzweiundsechzig Zeitungen. Im Begriff aufzustehen und das Cafee zu verlassen, traf sein Blick einen Herrn, der ihm bekannt erschien. Es war Maurice Ardegg. Dieser kam näher, ließ sich Hut und Mantel abnehmen und setzte sich, vergebens nach einem leeren Tisch ausschauend, an den Sagern's.

Er forderte einen Chartreuse und sich gegen Sagern verneigend, sagte er auf französisch: „Ich hoffe Sie nicht zu stören, mein Herr, gestatten Sie mir nur einen Blick in das „Petit Journal".

„Die Zeitungen stehen Ihnen alle zur Verfügung," war die Antwort, die in deutscher Sprache gegeben wurde.

Der Fremde blickte überrascht auf und ein freudiger Schimmer überflog sein Gesicht.

„Sie sind Deutscher?" sagte er jetzt in derselben Mundart, der sich Sagern bedient hatte.

„Jawohl. Sie etwa auch?" fragte der Graf zurück, dessen Interesse für den jungen Autor auf's Neue erwachte.

„Wohl kaum mehr," entgegnete dieser gedehnt, „und eigentlich doch — jedenfalls freue ich mich immer, wenn ich ein deutsches Wort höre."

„Aber Sie selbst sprechen meine Muttersprache so rein und fehlerlos, daß ich mich der Annahme, Deutschland sei ihre Heimath, nicht erwehren kann."

„Ich binde den Begriff Heimath nicht an eine bestimmte Scholle Erde," entgegnete der Andere in dem Tone Jemandes, dem eine Fortsetzung des Themas unlieb ist.

Dem ungeachtet fuhr Sagern fort: „Und doch hat nicht ein jeder die Berechtigung der Internationalität. Mag sich ihrer auch der Tagedieb, der moderne Lebemann rühmen. Es giebt Pflanzen, die überall gedeihen, jedoch die edelsten oder nutzreichsten sind sie zumeist nicht. Aber die, welche uns Dienste thun oder Dank ihrer Schönheit Auge und Herz erfreuen, soll man nicht bald hier, bald dorthin stellen. Sie gehören in den heimischen Boden, der sie erzeugte, und nur in diesem können sie ihre besten Triebe entfalten."

Dem jungen Kosmopoliten, an die täglichen Wunderbarkeiten einer Weltstadt gewöhnt, fiel nichts mehr sonderlich auf, so riefen denn die Worte des alten, vornehm und geistvoll aussehenden Herrn ihm gegenüber nur ein erstaunt spöttisches Lächeln bei ihm hervor.

„Sie erwidern nichts," fuhr Graf Sagern fort, „mein Geschwätz belästigt Sie. Glauben Sie, mein Herr, daß Sie der erste sind, der mich der Indiscretion zeiht. Es ist nichts, als ein warmes Interesse an Ihnen, das mich beredt macht. Ich gestehe Ihnen, daß ich schon ziemlich genau über Sie unterrichtet bin. Sie heißen Monsieur Ardegg und . . ."

Weiter ließ ihn der Fremde nicht kommen. Das Journal auf den Tisch legend und sein Gegenüber mit scharfen Blicken messend, fragte er: „Und welchen Grund, Monsieur, haben Sie, sich mit meiner Person zu beschäftigen? Jedenfalls darf ich wohl, ehe wir unser Gespräch fortsetzen, um Ihren Namen bitten."

„Wenn ich Ihnen den noch nicht nannte, so wollen Sie es mir verzeihen! Ich bin hie und da ein wenig zerstreut und dachte eben gar nicht an mich. Ich heiße Graf Sagern, bin Generalintendant der Königlichen Schauspiele in X. und habe ein überaus lebhaftes Interesse für Alles, was mit der Bühne in Zusammenhang steht."

Ardegg, eine Höflichkeit murmelnd, verbeugte sich, dann griff er mit nervöser Hast nach einem der Blätter und hielt es so hoch, daß Sagern sein Gesicht nicht zu sehen vermochte. Wäre das Papier durchsichtig gewesen, so wäre es ihm wohl nicht entgangen, wie die vorher so ruhigen Züge jetzt die heftigste Erregung verriethen. Doch einen Moment später legte er das Blatt wieder auf den Tisch und blickte ruhig wie zuvor zu Sagern hinüber. Dieser fuhr fort:

„Ich hörte von Ihrer in mein Fach schlagenden Begabung und hatte bereits Gelegenheit, eine Ihrer Schöpfungen, eine Posse, kennen zu lernen."

In diesem Augenblick lächelte Ardegg genau so, wie Sagern ihn bei den Beifallsspenden des Publikums hatte lächeln sehen.

„Und wie gefiel Ihnen mein Werk?" fragte er.

„Nun, wenn Sie mein Urtheil hören wollen, so muß ich vorausschicken, daß ich im Allgemeinen nicht für die Posse schwärme und sie daher wohl nicht objectiv genug beurtheile", lautete die Antwort. „Sie hat ihr Recht so gut wie jede andere Art der Bühnendichtung und ich bin weit davon entfernt, ihr ein solches abzustreiten. Ihre Arbeit war keine schlechte, sie erwarb sich sogar im hohen Grade den Beifall des Publikums, doch was sage ich Ihnen? Etwas, das Sie längst wissen. Erlauben Sie mir statt dessen noch eine Frage: Sollten Sie nicht im Stande sein, Besseres, Höheres zu schaffen?"

Während nun Sagern sprach, hatten Ardegg's Augen den gleichgültigen Ausdruck verloren. Das Feuer eines edlen Geistes leuchtete in ihnen auf.

„Glauben Sie, daß ich mein Leben damit zubringen möchte, die Narrheiten und kleinlichen Schwächen der Menschen zu karrikiren und den Zuschauern eine lustige Stunde zu bereiten?" rief er. „Herr Graf, ich habe anderes schaffen, große Thaten edler Menschen dem Publikum vorführen wollen, doch es hat meine Werke verschmäht. Es habe Tragödien genug, hat es gesagt, nicht einmal nach einem Lustspiel trage es Verlangen. Erst als ich auf den Einfall kam, eine Posse zu schreiben, war es zufrieden. Gelächter, schallender Applaus, leidliche Kritiken waren mein Lohn. Aber" — und wieder stieg die Röthe in des Sprechers Stirn — „noch haben die Enttäuschungen, die Niederlagen, die ich erlitten, den brennenden Wunsch mehr zu leisten in mir nicht zum Schweigen gebracht. — Wird er je in Erfüllung gehen oder werde ich dereinst klagend auf ein erfolgloses — vielleicht gar auf ein verfehltes Leben zurückblicken? Es ist ein Glück, daß uns die Zukunft dunkel ist . . ."

Er hatte die letzten Worte mehr zu sich selbst gesprochen. Mit fast fieberhafter Unruhe zerknitterten seine Finger das Blatt, das sie hielten.

Sagern's Augen ruhten forschend auf ihm. Betrachtete er sich nur das feingeschnittene Gesicht mit den tiefliegenden, sprechenden Augen, über denen sich die Brauen wie ein langes, dunkles Band hinzogen, oder versuchte er in der diese Züge beherrschenden Seele zu lesen?

„Sie interessiren mich," sagte er dann mit der Gradheit sehr vornehmer Leute, die alles sagen dürfen, „wollen Sie mir nicht etwas über Ihr vergangenes und jetziges Leben erzählen?"

„Mein jetziges verläuft schnell und wechselvoll, wie dies eben ein Leben in Paris thut," lautete die Antwort; „mein vergangenes war einfach. Ich bin Deutscher, wurde früh selbständig und kam nach Amerika. — Dann studirte ich hier und dort, lernte nicht allzuviel, aber immerhin genug für den Beruf, den ich mir erwählte, bereiste aller Herren Länder und bin endlich hier haften geblieben."

„Und möchten Sie nicht nach Deutschland zurückkehren?"

„Nein, nein." Ardegg schüttelte den Kopf und machte eine rasche, abwehrende Handbewegung.

„Vielleicht würden Ihnen bei uns die Lorbeeren eher zu Theil, als hier", fuhr Sagern fort.

Wieder zeigte Ardegg sein kaltes, trauriges Lächeln: „Glauben Sie denn, Herr Graf, daß man mir diese hier vorenthält?"

„O nein, ich weiß, ich weiß," entgegnete Sagern, „nur glaube ich, daß ein einziges grünes Ruhmesblatt für die Arbeit — die Ihre schönsten, tiefsten Gedanken enthält, Ihre Ideen verkörpert — Ihnen lieber wäre als der Kranz, den ein genußsüchtiges Publikum Ihnen zum Dank für einige belustigende Stunden spendet."

„Sie haben Recht," klang es darauf gepreßt.

Jetzt schwiegen Beide, ihren Gedanken nachhängend. — Sagern schwebten einige Worte auf der Zunge, doch er war noch nicht mit sich einig, ob er sie auch aussprechen solle. Erst ein abermaliger prüfender Blick in Ardegg's geistvolles Gesicht schien ihn zum Entschluß kommen zu lassen.

„Hören Sie", begann er, „ich bin ein alter Mann und fühle mich dem Amte, das ich Jahrzehnte hindurch bekleidete, nicht mehr gewachsen. Soll das Theater eine Stätte der Erhebung und nicht, wofür es leider heute so oft gehalten wird, ein Ort der Erholung sein, so muß die Oberleitung in den Händen eines auf der Höhe seiner geistigen und körperlichen Kräfte stehenden Mannes ruhen. Was ich vor Jahren war, bin ich nicht mehr, der Wille erlahmt, der Blick verliert die Schärfe und der einst rastlose Geist verlangt nach Ruhe. Mein präsumtiver Nachfolger, dem ich eine gewisse Sachkenntniß nicht absprechen, dessen Ansichten von den meinen jedoch weit verschieden sind, soll, so hat es mein hoher Herr aus Rücksicht für mich bestimmt, erst nach meinem Tode mein Amt einnehmen. Wer weiß aber, wie lange mir noch zu leben bestimmt ist. Doch, lassen Sie mich kurz sein. Ich suche Einen, der mir die Lasten meines Berufes tragen hilft, suchte schon lange und immer vergebens. Da treffe ich Sie und glaube in Ihnen den Mann gefunden zu haben, dessen ich bedarf. Obgleich ich Sie nur flüchtig kenne, so bin ich über Ihr Wünschen, Streben, über Ihr geistiges Vermögen eben so sehr im Klaren, wie über dasjenige Anderer, die ich Gelegenheit hatte, viel öfter zu sehen als Sie. Sagen Sie: hätten Sie wohl Lust, mit mir gemeinsam, und nehmen wir erst an auf Probe, die Oberleitung der königlichen Schauspiele zu übernehmen?"

Ardegg sah sein Gegenüber in sprachlosem Staunen an.

„Nein, nein, das möchte ich nicht", kam es dann leise und schnell von seinen Lippen. „Abgesehen von meinem gänzlichen Mangel an Erfahrungen vor allem, würde ich mich nie an ein so gebundenes Leben gewöhnen können."

Dieser kurze abschlägliche Bescheid schien Graf Sagern nicht zu überraschen. Ein unüberlegtes Zugreifen hätte er mit dem Charakterbilde, das er sich von seinem Günstling gemacht, nicht in Einklang bringen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eiszeit.

Das Grenzgebiet, an welchem Astronomie und Geologie gemeinschaftlich Theil haben, ist sehr ausgedehnt und hat durch neuere Forschungen in der letzten Zeit noch beträchtlichen Zuwachs erhalten. Es sei in dieser Beziehung noch erinnert an die jetzt außer Zweifel gestellte Thatsache der Veränderlichkeit der geographischen Breiten, als deren Grund wir Schwankungen der Drehungsaxe der Erde im Erdkörper selbst erkannt haben. Längst hat die Geologie solche Axenschwankungen zur Erklärung so mancher Erscheinungen der Erdgeschichte postulirt und somit der Astronomie eine Aufgabe gestellt, deren glückliche Lösung erst jetzt gelungen ist. Und andererseits kommt die astronomisch-geodätische Forschung auch wieder der Geologie zu Hülfe, wenn sie durch Bestimmung sogen. Lothabweichungen oder Störungen der Vertikalrichtung Aufschluß giebt über die Vertheilung leichter und schwerer Massen unter der Oberfläche der Erde.

Das Problem der Eiszeiten hat zum ersten Male vor nahe drei Jahrzehnten eine exacte astronomische Fassung erhalten durch den ausgezeichneten schottischen Geologen Dr. James Troll, in dessen großem Werke „Climate and Time." Aber die von Troll gegebene Lösung konnte doch nicht befriedigen, weder die Astronomen noch die Geologen. Der Grund lag darin, daß Troll seiner Theorie eine irrige Annahme zu Grunde gelegt hatte, die ihm freilich um so weniger zum Vorwurf gemacht werden kann, als sie eine wohl allgemein verbreitete und u. a. auch von dem großen Astronomen Sir John Herschel ausgesprochene war.

Zu Beginn dieses Jahres ist nun der bekannte Forscher, Sir Robert Ball, Royal Astronomer of Ireland, zu Dublin mit einer neuen Theorie der Eiszeiten hervorgetreten, in welcher jener Irrthum Troll's richtig gestellt wird, und die demgemäß auch Aussicht auf allgemeine Annahme haben dürfte.

Nachdem die Erde erst einmal in den Zustand gelangt war, daß ihre Oberfläche theils von fester Kruste, theils von Oceanen mit eben solchem Untergrunde bedeckt war, und wo sich eine Atmosphäre um sie gebildet hatte, hingen und hängen ihre Wärmeverhältnisse nur noch von der Sonnenstrahlung ab. Ohne diese würde die Temperatur an der Erdoberfläche sich immer mehr und mehr der Temperatur des Raumes nähern müssen. — Sie würde also, wenn die Sonnenstrahlung wegfiele, um ein gutes Theil mehr als 200 Grad C. unter derjenigen liegen, welche wir jetzt haben. — Diese wesentliche Bedeutung der Sonnenstrahlung für die Verhältnisse unseres Planeten muß man sich vergegenwärtigen, um einzusehen, daß auch eine nur geringe Schwankung in dem Betrage an Wärme — den uns die Sonne in einem Jahre zusendet — sehr wohl große Veränderungen in den irdischen Temperaturverhältnissen, also im Klima, hervorbringen kann.

Wir kommen nun zu dem Hauptpunkte, auf den es in dieser Frage ankommt, nämlich zu der regulären Vertheilung der Sonnenstrahlung über den Zeitraum eines Jahres. In dieser Beziehung besitzen wir eine ausgezeichnete Arbeit von Professor Chr. Wiener zu Karlsruhe, welche derselbe im Jahre 1879 in der „Zeitschrift der Oesterreichischen meteorologischen Gesellschaft veröffentlichte, die aber leider zu schnell in Vergessenheit gerieth, so daß man erst auf Grund der neuen Forschungen von Sir Robert Ball sich in weiteren wissenschaftlichen Kreisen mit der außerordentlich verdienstvollen Abhandlung bekannt gemacht hat.

Um uns kürzer ausdrücken zu können, wollen wir als Sommer die Zeit von der Frühlingsnachtgleiche bis zur Herbstnachtgleiche bezichnen, und dementsprechend als Winter die zwischen Herbst- und Frühlingsnachtgleiche verfließende Zeit. Nun hatte man früher vielfach angenommen, die Wärmemengen, welche die Erde von der Sonne in diesem Sommer und Winter erhalte, seien einander gleich. Auch John Herschel hatte diese Meinung in seinen „Outlines of Astronomy" ausgesprochen, und so war dieselbe — bei der hohen Autorität, welche jenes Buch in England besitzt — auch von Troll als richtig angenommen und in seine Theorie der Eiszeit eingeführt worden. Diese Meinung ist aber durchaus irrig. Professor Wiener hat 1879 gezeigt, daß jede Halbkugel unserer Erde in ihrem Sommer eine Wärmemenge erhält, welche sich zu der im Winter empfangenen verhält wie 5 : 3. — Sir Robert Ball setzte bei seinen Untersuchungen die Gesammtwärme, welche die Sonne der Erde in einem Jahre zustrahlt, gleich 100 pCt. und fand, daß davon für jede Halbkugel auf deren Sommer 63 pCt. und auf ihren Winter 37 pCt. kommen. Das ist aber offenbar dasselbe Resultat. Denn die Zahlen 5 und 3 verhalten sich in der That, mit nur geringer Abweichung, wie 63 zu 37. Dieses Wiener-Ball'sche Gesetz der Vertheilung der Wärme nach den Jahreszeiten ist nun die eine — meteorologische — Grundlage für die Theorie der Eiszeiten. Was den andern Factor anbetrifft, dessen wir zur Erklärung jener Epochen der Erdgeschichte bedürfen, so ist derselbe rein astronomischer Natur. Bekanntlich bewegen sich die einzelnen Planeten unseres Sonnensystems nicht in völliger Unabhängigkeit von einander, sondern es übt in Folge der allgemeinen Anziehungskraft ein jeder auf die anderen Einflüsse aus, die sogen. Störungen, durch welche die Gestalt der Bahn eines Planeten sehr wesentlich modificirt werden kann. So ist denn auch in der Gegenwart die Bahn unserer Erde einem Kreise außerordeutlich ähnlich. Aber die Störungen, welche namentlich die Planeten Jupiter und Venus ausüben, bewirken doch, daß im Verlaufe allerdings mächtiger Zeiträume die Form der Erdbahn zwischen diesem Kreise und einer lang gestreckten Ellipse alle Zwischenformen annimmt. Und wir müssen annehmen, daß seit der Zeit, wo nach dem Erkalten der äußeren Oberfläche die eigentliche geologische Geschichte begann, nicht nur einmal sondern mehrmals die Erdbahn ihre extrem elliptische Form besessen hat.

In diesem äußersten Falle ist aber die Länge der beiden Jahreszeiten, wie die Rechnung zeigt, sehr verschieden, indem die eine 199 Tage und die andere nur 166 Tage dauert. Ein gewaltiger Unterschied also gegen die Jetztzeit, wo die Längen beider Jahreszeiten sich nur um sieben Tage von einander unterscheiden, wohingegen damals jene Abweichung nicht weniger als 33 Tage betrug.

Wir wollen nun die beiden möglichen speciellen Fälle gesondert betrachten. Zuerst nehmen wir an, daß der Sommer 166 Tage und der Winter also 199 Tage dauert. Dann ist also der Sommer überhaupt so kurz wie möglich, und die betreffende Halbkugel muß ihre 63 pCt. Wärme in 166 Tagen aufnehmen. Es wird also ein äußerst heißer Sommer sein, soweit die directe Sonnenstrahlung in Betracht kommt. — Der folgende Winter hat nun die längste mögliche Dauer und muß in diesen langen 199 Tagen auskommen mit nur 37 pCt. der gesammten Jahresstrahlung. Die Folge wird sein, daß in einem solchen Winter die Temperatur außerordentlich niedrig werden wird. Die Halbkugel, welche von einer solchen Anordnung der Jahreszeiten betroffen wird, hat also kurze, sehr heiße Sommer, denen lange Winter mit großer Temperatur-Erniedrigung folgen. Das sind aber offenbar klimatische Zustände, unter denen sich die wässerigen Niederschläge — Schnee und Eis — von Jahr zu Jahr anhäufen müssen, die also jene Eisbedeckung des Landes herbeiführen werden, welche nothwendig und charakteristisch ist für eine „Eiszeit." Immer mehr und mehr wird sich während des Herannahens einer solchen Periode das organische Leben zurückgedrängt sehen und sich zuletzt nur in einigen ganz besonders günstigen Positionen halten können, dort dem Wiedereintritte einer besseren Zeit entgegenharrend.

Da nun der Sommer einer Halbkugel zeitlich zusammenfällt mit dem Winter der anderen, und umgekehrt, so erkennen wir, daß während die eine Halbkugel immer in ihre Eiszeit versinkt, die andere sich langer Sommer und kurzer Winter erfreut. Dort werden in 199 Tagen 63 pCt. und in 166 Tagen 37 pCt. der gesammten Jahresstrahlung aufgenommen, wodurch eine gewisse Gleichförmigkeit des Klimas erzielt wird, welche wir in der Gegenwart leider nicht besitzen. Wir erhalten jetzt 63 pCt. Wärme in sechs Sommermonaten und nur 37 pCt. in der ebenso langen Zeit des Winters, während im oben geschilderten Falle der letztere nur 5½, der Sommer aber 6½ Monate dauert, so daß im Ganzen also dort ein voller Monat (oder genauer 33 Tage) gute Zeit gewonnen sind.

Es ist ein wesentlicher Fortschritt der Theorie Sir Roberts, daß sie uns deutlich vor Augen führt, wie die Vereisung der einen Halbkugel begleitet gewesen ist von einer Periode wohlthätigen allgemeinen Klimas auf der anderen Hemisphäre. Wir lernen es so verstehen, wie die geologische Foschung uns auch auf Zeiten hinweisen kann, welche auf milde, dem Gedeihen organischen Seins sehr günstige allgemeine meteorologische Bedingungen schließen lassen. — Wir erkennen ferner, daß Eiszeiten und Perioden milden Klimas einander ablösen müssen im Verlaufe der Entwickelung unseres Planeten; ja es würde kein absolut müßiges Beginnen sein, wenn man numerisch genau die Länge einer Eiszeit und die Monate ihres Eintrittes oder Aufhörens bestimmen wollte. Zunächst dürfte das aber wenig praktischen Werth haben, und ganz so leicht ist die Sache doch auch nicht.

Denn es ist noch ein Factor in unsere Betrachtungen hineinzuziehen, nämlich das sogen. Vorrücken der Nachtgleichen. Dieses findet so statt, daß die Verbindungslinie der Punkte, in welchen die Sonne am 21. März und am 23. September steht, sich so in der Erdbahn dreht, daß sie alle 21000 Jahre wieder dieselbe Lage einnimmt. Wenn also jetzt die Frühlingsnachtgleiche an einem bestimmten Punkte des Himmels (oder der Erdbahn) stattfindet, so liegt nach 10 500 Jahren gerade an jenem Punkte die Herbstnachtgleiche, so daß also auch, wenn jetzt die nördliche Halbkugel Eiszeit hat, diese letztere nach 10 500 Jahren nach der südlichen hinüber wandern muß. Die Aenderungen der Erdbahngestalt vollziehen sich aber in weit größeren Zeiträumen, als 10 500 Jahre es sind! Es kann also sehr wohl möglich sein, daß während einer Periode gestreckt elliptischer Form der Erdbahn die Vereisung hinüber- und herüberschwankt zwischen beiden Hemisphären. Aber ewig geht dies Spiel auch nicht, denn allmählich kehrt doch die Erdbahn wieder mehr und mehr zur Kreisform zurück, so daß die Grundbedingung zum Eintritt einer Eiszeit wegfällt. Ja das Zusammenwirken der Vorrückung der Nachtgleichen mit den Formänderungen der Erdbahn kann wohl dazu führen, daß eine Eiszeit auf einer Halbkugel gar nicht mehr recht zur Ausbildung gelangt, weil sie nach jener hinüber getragen wurde zu einer Zeit, wo die Erdbahn sich schon wieder mehr dem Kreise näherte. Und so werden wir uns auch sagen müssen, daß die Eiszeiten in mannigfacher Abstufung auftreten können, von der förmlichen todten Vergletscherung bis zum einfachen, harten Polarklima, wie es sich dem unseren schon einigermaßen nähert.

Die Ball'sche Theorie ruht auf sicherer Grundlage. Sie erklärt die Erscheinung in ihren großen Zügen. Aber Niemand ist weiter davon entfernt — in ihr ein absolutes Dogma zu sehen — wie der Autor selber. Er hob selbst in einem Schreiben hervor, wie die Vertheilung von Wasser und Land local ausgleichend wirken muß. Das beste Beispiel hierfür sind ja die britischen Inseln, wo Sommer und Winter mäßig sind, und wo infolge dessen auch der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur des Sommers und derjenigen des Winters viel geringer ist, als in festländischen Gegenden. Gerade die rein continenta'en Länder aber, wie z. B. Sibirien, sind die Träger ausgeprägter Sommer- und Winter-Charaktere, wie denn gerade in Sibirien der Unterschied zwischen der niedrigsten Wintertemperatur und der höchsten im Sommer den Betrag von rund 100 Grad an einigen Orten erreicht.

Auch Aenderungen in der Configuration eines Landes bedingen Aenderungen des Klimas. Auch diese rein geographischen Momente sind daher bei einem eingehenden Studium einer Eiszeit und ihrer Geschichte zu berücksichtigen. Aber sie können nur leichte, gewissermaßen locale Nuancen hineinbringen in das große, der Natur abgelauschte Bild, das uns Sir Robert Ball dargeboten hat. (Gravelius. Vortr.)

Schnecken und Schneckenvertilgung.

Frhr. von Schilling-Friedrichshafen am Bodensee.

(Schluß.)

Es werden gegen Schnecken sehr viel Mittel empfohlen, die meisten taugen leider sehr wenig: erstens, weil sie nicht gewissenhaft durchgeführt werden, und dann, weil sie nur bei trockenem Wetter — in dem notabene die Schnecken meist vertrochen bleiben — flecken.

Das Vernichten durch häufiges sorgfältiges Ablesen am Abend, früh Morgens, oder bei regnerischem Wetter ist sehr wirksam, erfordert aber viel Zeit und Arbeitskräfte. Man kann es sich durch Halten von Enten, Ködern mittelst Salat- und Kohlabfällen, Mohrrübenschnitzeln u. s. w. erleichtern, auch durch hohlgelegte Ziegel- und Brettstücke; der französ. Gartenverein zu Meaux will durch Ködern mit zahlreichen Häufchen Weizenkleie in den gefährdeten Beeten sehr gute Erfolge gehabt haben, da die Schnecken die Kleie lieber als den Kohl ꝛc. verzehren sollen. Ich habe das noch nicht probirt, verspreche mir aber davon keine radikalen Siege, immerhin gute Mast der Schnecken.

Andere wollen Abschreck- und Abhaltungsmittel anwenden, welche auch den Schneckenleib schädigen, wenn möglich tödten sollen. Man legt z. B. Ringwälle und Schutzwehren von Gerstengrannen aus, die, frisch und trocken, die Thiere wohl abhalten, feucht aber bald zusammenfallen und verwesen, dadurch leicht übersteigbar werden. Ein vorzügliches Mittel in dieser Hinsicht ist der Staub von frisch gebranntem, noch ungelöschtem Kalk; solcher schreckt nicht nur ab, sondern tödtet durch seine scharfätzende Eigenschaft den Schneckenleib. Aber leider nutzt dessen Anwendung nur bei trockenem Wetter: ein einziger starker Regen, auch mehrfach starker Thau macht seine Wirkung zu nichte. Dasselbe gilt von Asche, Eisenvitriol mit Sand gemischt, und wohl auch von Kainit und dem alten Mittel Schwefelleber, welche alle 3 zudem den Pflanzen nachtheilig werden können. Schwefelleber, eine gelbbraune Masse durch Zusammenschmelzen von kohlensaurem Kali mit Schwefel gewonnen, dient zur Darstellung von Schwefelmilch; man streute es früher häufig zwischen die jungen Culturen, um die darüber kriechenden Schnecken zu tödten, hütete sich aber, es an die Pflanzen selbst zu bringen.

Allen diesen nur bedingungsweise sicheren Mitteln möchte ich heute ein neues hinzufügen, das, sorgfältig durchgeführt, überall da sicher wirken wird, wo es sich darum handelt, besonders werthvolle, nicht zu große Quartiere junger oder älterer Culturen vor Schneckenfraß zu schützen. Einer dazu nöthigen einfachen Einrichtung bedarf es allerdings: die geringen Kosten dafür werden sich aber bei wirklich werthvollen Pflanzen oder bei Lieblingen aus der Pflanzenwelt, die uns theuer, besonders in schneckenreichen Lagen, reichlich bezahlt machen.

Beete, Quartiere, oder einzelne Gartentheile, die man absolut sicher vor Schneckenfraß bewahren will, sind ganz niedrig mit Brettern einzufriedigen. Es können dazu beliebig lange, schon 15 cm hohe, auch ungleich starke Bretterabfälle (Schwarten) Verwendung finden; man bekommt solche in Sägemühlen, bei Zimmerleuten u. s. w. ganz billig. Es genügt, wenn die Bretter, die natürlich am Boden und wo sie zusammenstoßen, nirgend Durchschlüpflücken haben, 10 cm aus dem Boden ragen. Es ist günstig, wenn die Brettflächen nicht ganz senkrecht stehen, sondern nach außen etwas überhängen, sodaß diese äußere Fläche etwas Schutz gegen Regen genießt. Natürlich kann diese Einfriedigung, wo man es wünscht, auch mit aller Sauberkeit und Genauigkeit mit gehobelten Brettern, sauber gearbeiteten, eingeschlagenen Halteklötzchen u. s. w. errichtet werden.

Ist der ganze Einfriedigungsrahmen fertig und der Schutz der umfriedigten Cultur soll beginnen, so streicht man einfach die äußere Fläche der Bretter mit einem Gemisch von Vitriolöl und Rebenschwarz, in etwa Oelfarbendicke, an. (Vorsicht für Augen, Hände, Haut.) Vitriolöl ist eine ölartige, bräunliche Flüssigkeit — rauchende Schwefelsäure — mit der sehr vorsichtig umzugehen ist; sie stößt an der Luft weiße, erstickende Dämpfe aus. Rebenschwarz, aus verkohlten Weinrebentrestern gewonnen, ist ein schwarzes Farbpulver. Beides ist in Drogenhandlungen zu haben. Es genügt, wenn dieser Anstrich, der, um wirksam zu bleiben, von Zeit zu Zeit (etwa 10—14 Tage, bei Hitze auch öfter) wiederholt werden muß, eine Zone von circa 8 cm deckt. Dieser Anstrich greift das Brett kaum, wohl aber die Pinsel an; man muß sich also bei der Arbeit sputen und die Pinsel sofort wieder auswaschen, oder aber an Stelle des Pinsels ein vorn durch zerschleißendes Spalten „aufgedröseltes", faseriges Rundholz verwenden. Bei weit ausgedehnten Culturen wäre die Sache schon durch das öftere Anstreichen nicht wohl praktisch, weil zu theuer. Natürlich ist es Haupterforderniß, dafür zu sorgen (durch Ablesen, Ködern ꝛc.), daß im inneren eingefriedigten Raum sich keine Schnecke mehr befindet: herein kommt, wenn Anstrich, wie oben behandelt, keine mehr. Außen kann man sie ködern. Die Wirkung ist eine ganz auffallende: berührt eine Schnecke die schwarze Zone, so zuckt sie, wie von der Tarantel gestochen, zurück, ergreift das Hasenpanier, oder läßt sich fallen: das Vitriolöl verbrennt ihr Tentakeln und Hautwimpern.

Ich habe die Geschichte anläßlich einer letztjährigen Reise durch Vorarlberg kennen gelernt und war mehr wie erstaunt, die auffallende Wirkung an Tausenden von Schnecken stundenlang beobachten zu können, ohne indeß hinter das Geheimniß zu kommen: ich sah nur die schwarze Farbe am Brettrahmen. Eine Flasche rubinfarbenen „Tirolers" löste das Geheimniß aber schnell beim „klanen Wirth und Züchter", wie sich der junge Mann mir vorstellte, so daß es nun auch im Deutschen Reiche schneckenerschreckend wirken möge! Der Biedermann war nämlich Schneckenzüchter En gros, also in Schneckensachen eine competente Größe. Er hatte auf kaum mehr als 1 Ar wildem Unkrautboden, der sich zur Hälfte steil an einen Felsabsturz schmiegte, eine Zuchtherde von Tausenden von Schnecken in seinen Zauberrahmen gebannt: sie hockten da zum Theil in fußhohen Haufen und Klumpen längs der Umrahmung, stets aber achtungsvoll einen zollbreiten Streifen zwischen sich und der höllischen schwarzen Zone lassend — auch nicht eine sei ihm noch ausgekniffen.

Sie fressen da, laut schmatzend, ihre Abfälle von Garten und Feld, ihre Kleie; vermehren sich, und werden im Spätwinter, noch hübsch gedeckelt, weithin als leckere Fastenspeise versendet: die Fastenden erheben dabei ihr Gläschen und sagen stillzufrieden, wie im Andersen'schen Märchen: „Hm, wie das schmeckt!" (Prakt. Rathg.)

Der Kopfsalat. II.

Diese eigentlichste Salatpflanze sollte zu keiner Zeit des Jahres in einem Gemüsegarten fehlen. Beginnen wir mit der Aussaat in ein halbwarmes Mistbeet etwa Ende März, so können wir die Pflanzen Mitte April hinaussetzen. Die gegenseitige Entfernung sei ein Fuß im □, doch können wir Kopfsalt sehr gut zwischen andere, etwa 1½ Fuß im □ gepflanzte Spätgemüse, setzen, z. B. zwischen Sellerie; auch als Einfassung um Gemüse-, etwa um Spargelbeete.

Der Kopfsalat bedarf wie alle Blattgemüse eines sorgfältig bearbeiteten Bodens, genügender Feuchtigkeit, die durch periodisch wiederholtes Gießen zu erhalten ist, und einer wenn auch nicht starken Düngung, die ihm, da wir ihn selten bauen, durch die gut gedüngten Hauptgemüse genügend zu theil wird. Auch genießt derselbe mit letzterem zugleich das Behacken und Reinhalten von Unkraut.

Es existiren unendlich viele Kopfsalatarten, welche in Hinsicht der Zartheit ihrer Blätter, der Frühzeitigkeit ꝛc. verschieden sind, und ist hier der Geschmack maßgebend. Die braun- und buntblättrigen sind von vielen zarter, von anderen härter als die grünblättrigen befunden. Die von Natur gelben sind wieder durch die Farbe beliebt. Ich nenne hier einige wirklich erprobte schöne Sorten, bemerke jedoch dabei, daß der Boden von großem Einfluß ist und auch die Witterung den Geschmack und die Zartheit der Blätter beeinflußt.

Zur Frühtreiberei, welche ich noch näher besprechen werde, habe ich gern den kleinen Eiersalat benutzt. Er bringt zwar noch keine schweren Köpfe, dafür schließen sich die seinigen sehr schnell und halten sich ziemlich lange; seine Blätter sind zart und von schöner Färbung. Auch der Tom Thumb ist schon im Februar zu treiben; derselbe bringt schon festere Köpfe, diese sind jedoch wie bei vielen Treibsalaten klein und zierlich. Ebenso gut ist der Steinkopf, die Farbe seiner Blätter liegt zwischen grün und naturgelb, der Kopf ist klein, aber wie der Name andeutet, fest und daher ausgiebig, für das freie Land ist er kaum brauchbar. Der Kaiser-Treibsalat bildet sehr schnell große Köpfe, geht jedoch ebenso schnell in Samenstengel über; er ist als Frühsalat im freien Lande weniger mit dieser häßlichen Eigenschaft behaftet und besitzt ein sehr zartes Blatt. Sehr gut läßt sich auch der Bruin-geel treiben, dessen gelbe Färbung des braungeränderten Blattes ihn sehr beliebt macht; er hält sich ziemlich lange geschlossen und ist für den Markt sehr brauchbar.

Für die ersten Ernten im freien Lande ist der Prinzenkopf von mir oft erprobt; dies ist eine ältere Sorte mit etwas bräunlichem Schein an den Blatträndern, der Kopf ist rund, ziemlich groß, fest und bleibt lange geschlossen, so daß auch dieser ein ausgezeichneter Marktsalat ist und nicht sobald von neueren Sorten verdrängt werden wird. Für etwas spätere Ernten giebt es viele Provinzialsorten, so Berliner, Dresdener, Dreienbrunner, Dippes Quedlinburger, welche für die betreffenden Gegenden ausprobirt sein wollen, besonders der Dippesche hat sich als Sommer-, wie als Wintersalat bewährt. Für die wärmere Sommerzeit ist jedoch der große asiatische Kopfsalat noch von keiner Sorte übertroffen, derselbe bildet einen enormen Kopf, welcher bei guter Düngung einem kleinen Kohlkopfe nahe kommt und sich lange geschlossen hält.

Für Liebhaber bunter Salate sind die verschiedenen Forellensalate zu empfehlen. Diese werden bei starker Düngung zarter, größer und fester, wie überhaupt jeder Kopfsalat auf nahrungsarmem Lande früher in Blüthe schießt und bittere lederartige Blätter bekommt. Eine neuere Varietät, der Goldforellensalat, bildet schöne Köpfe, bleibt lange fest, und das gelbbunte Blatt ist eine Zierde der Tafel.

Kommen nun die heißen Spätsommertage, wo der Salat gern in die Blüthe schießt, dann ist der Trotzkopf und der Perpignaner Dauerkopf von großem Werthe, sie trotzen der Sonnenwärme lange Zeit und bilden den Uebergang vom Kopfsalat zur Endivie.

Soweit sind die Sorten von mir selbst erprobt und wirklich schön befunden. Die Firma J. C. Schmidt in Erfurt, welche ich zum Bezug der Samen sehr empfehle, führt noch ein paar Neuheiten, welche zum Versuche einladen. Es ist zuerst Rudolfs Liebling, ein naturgelber Kopf, welcher zum Frühtreiben wie fürs freie Land gleich schön sein soll; ähnlich der Trocadero mit grünen, rothumsäumten Blättern, und der hellgrüne Butterkopf; letzterer wird auch als Wintersalat gelobt, wozu ich den festköpfigen Wintersalat und den Winter-Silberball erprobte und schön gefunden habe. Die als directe Wintersalate geführten Sorten haben meist ein etwas zäheres Blatt.

Ueberhaupt sind die Wintersalate sehr von der Herbst- und Winterwitterung abhängig und ist deren Gedeihen selten zu garantiren, deshalb ist es wohl vorzuziehen, im Herbste zu den Endivien überzugehen und im Frühjahr zeitig zu treiben, wozu wir die im kalten Beete durchwinterten Pflänzlinge verwenden.

Wir säen nun von drei zu drei Wochen etwas Samen auf ein Beteckchen, um stets Pflänzlinge im Vorrath zu besitzen, und beachten dabei die soeben vorgeführte Sortenfolge. Es werden sich im Gemüsegarten stets Plätze finden, wo einige Salatköpfe gedeihen, soll doch während der Vegetationszeit nirgend ein leeres, unbepflanztes Plätzchen zu sehen sein.

Ende August graben wir ein von Ost nach West gerichtetes Beet sorgfältig und tief um und ziehen auf demselben in der Längsrichtung tiefe Rinnen, deren Erde nach Süden zu in kleinen Wällen aufgeworfen wird. In dieselben säen oder pflanzen wir Wintersalat, welcher daher in dieser Weise im Winter vor den directen Sonnenstrahlen geschützt ist, und den wir, ohne die Pflanzen zu drücken, bei strenger Kälte mit Stroh, Fichtenzweigen ꝛc. leicht bedecken können. Diese Decke soll jedoch mehr eine Beschattung darstellen, um den durch die Sonnenstrahlen hervorgerufenen schnellen Temperaturwechsel für die Pflanzen schadlos zu machen. Im Frühjahr wird, sobald die stärksten Fröste vorbei sind, die Decke entfernt, und wenn die Pflanzen freudiges Wachsthum zeigen, werden dieselben wie anderer Kopfsalat gepflegt, so daß sie bei günstiger Witterung Ende April Köpfe liefern.

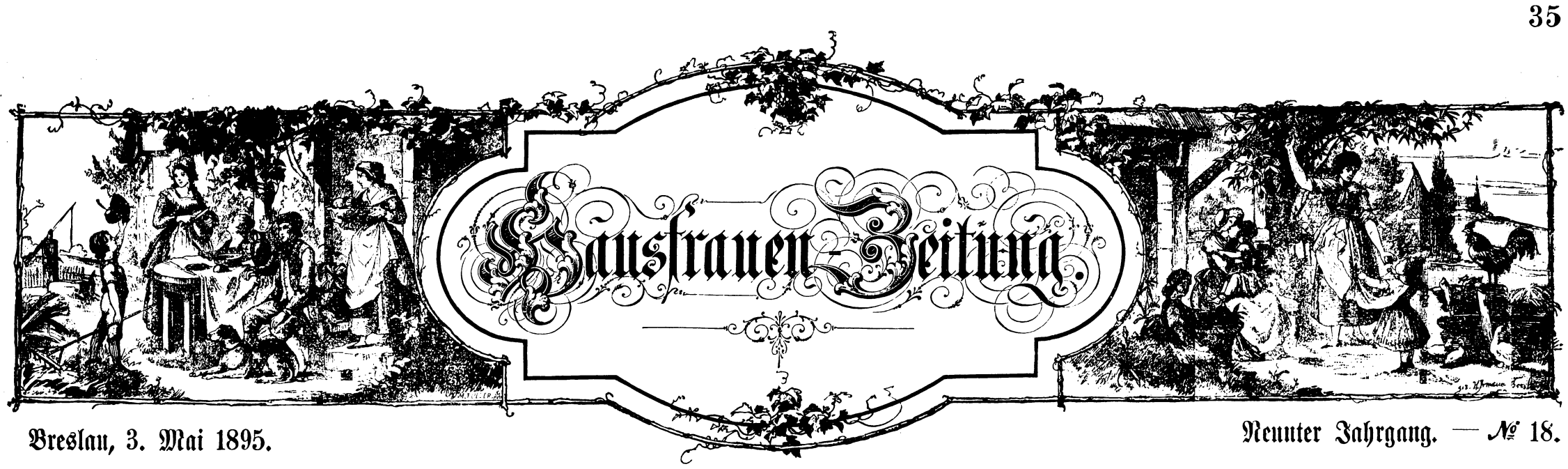
Zum Frühtreiben säen wir Anfang October in ein abgeräumtes, kaltes Mistbeet Treibsorten aus, verziehen die aufgehenden Pflänzchen recht dünn, decken erst, wenn es friert, Fenster und Bretter darauf und durchwintern die Pflänzlinge bei möglichst häufiger Lüftung, bis wir sie vom Februar ab auf die halbwarmen Treibbeete auspflanzen. Von zwei zu zwei Wochen ein neues Fenster vollpflanzend, werden wir dann, bis es draußen Salat giebt, stets mit Treibsalat versorgt sein. Daß wir hierzu die Gurken- und Melonenbeete vor Ausbreitung der Ranken benutzen dürfen, ist ja schon erwähnt worden. Um im freien Lande recht früh Kopfsalat zu haben, ist die in Frankreich allgemein verbreitete Cultur unter Glasglocken auch für Deutschland sehr zu empfehlen. Leider sind die Glocken hier noch nicht so billig zu beziehen, daß ihre Benutzung beim Engrosbau sich lohnen würde. Ich habe jedoch über die im freien Lande ausgepflanzten Salate mit gutem Erfolge mittels Holzlatten Mistbeetfenster gelegt; ja, schon das nächtliche Bedecken mit Papierfenstern ist von Nutzen, und ist das auf die dünnen Lattenrahmen geklebte und dann zu ölende Papier sehr billig.

Eine Verlängerung der Kopfsalatzeit ist dadurch herbeizuführen, daß wir vom August an abgeerntete Mistbeete noch einmal mit Salat bepflanzen und nachts mit Fenstern decken. Nehmen wir dann im September noch einmal halbwarme Beete, so können wir bis in den October schönen Kopfsalat ernten.

Bei der Ernte von Salatköpfen, seien es getriebene, oder Freilandculturen, müssen stets die Wurzelstöcke mit aufgezogen werden, da dieselben von neuem Seitenaustriebe machen und den Boden nutzlos aussaugen. Fürchten wir bei sehr großer Hitze ein Aufschießen der Samenstengel, so können wir dieses durch Anschneiden, nicht aber durch Abschneiden des Wurzelstockes noch einige Tage hinhalten. Die Alten beschwerten den Kopf mit einem Stein, doch habe ich diese Methode noch nicht angewendet. Sorgfältige Cultur durch fleißiges Gießen von Anfang an läßt den Salat am längsten geschlossen bleiben. Eine Verwerthung der geschossenen Salatstrünke ist auf dem Hühnerhofe und im Schweinestalle möglich. Wollen wir selbst Samen ziehen, so lassen wir einige der besten, festesten, am längsten geschlossenen Köpfe durchschießen und binden die Samenstengel sorgfältig an Stäben auf. Sobald sich statt der gelben Blümchen weiße Federchen zeigen, werden die ganzen Pflanzen aufgezogen und auf dem Hausboden aufgehängt. Gerade beim Salat ist die Samenernte für den Laien sehr schwierig und mißlingt in feuchten Sommern oft. Keinenfalls darf im Hausgarten mehr als eine Sorte geerntet werden, da die Sorten untereinder sehr leicht bastardiren und dann werthlose Abarten entstehen.

Die Aufbewahrung abgeschnittener Salatköpfe ist leider auf zwei bis drei Tage beschränkt. Wir machen dieselben in diesem Falle nicht selbst naß, sondern schlagen sie nur in nasse Tücher ein und legen sie, die Wurzel nach oben, in einem kühlen Keller hin.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.



Breslau, 3. Mai 1895. Neunter Jahrgang. — № 18.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

„Es war ja auch nur so ein Gedanke von mir“, unterbrach er nach einer Weile das Schweigen. „Ich muß gestehen, daß ich mich von ersten Eindrücken oft habe leiten lassen und seltener getäuscht wurde, als wenn ich lange erwog. Sie erweckten mein Interesse, meine Sympathie, Sie . . .“

Doch Ardegg ließ ihn nicht ausreden. Seinen Chartreuse herunterstürzend, stand er auf und sah nach der Uhr.

„Sie wollen verzeihen, wenn ich mich so rasch empfehle,“ sagte er, „aber mich ruft eine Verabredung.“ Dann Sagern's Hand ergreifend, fuhr er mit bewegter Stimme fort: „Leben Sie wohl, Herr Graf, und empfangen Sie meinen Dank für Alles, was Sie mir gesagt haben. Das Vertrauen, das Sie in mich setzen, facht meine Zuversicht zu meinem Können, zu meiner Zukuft, in hohem Maße an. Dem Amte, das Sie mir anbieten, bin ich jedoch noch nicht gewachsen. Ich könnte Sie enttäuschen und nichts würde mir schmerzlicher sein. Nochmals meinen Dank und leben Sie wohl.“

„Nun, es ist heute noch nicht aller Tage Abend“, entgegnete Sagern, Ardegg die Hand schüttelnd. „Ueberlegen Sie sich die Sache und vergessen Sie unsere Unterredung nicht. Adieu — auf Wiedersehen!“

Graf Sagern kehrte nach der Residenz zurück und verlebte den Winter wie schon so manchen zuvor. Die Einzelheiten seiner Reise traten bei ihm allmählich in den Hintergrund, denn die Anforderungen, die sein Beruf und die Gesellschaft an ihn stellten, reichten völlig aus, seine Gedanken zu beschäftigen und seine Zeit in Anspruch zu nehmen. Doch wenn, wie so oft, ihm die Arbeit zu schwer, die Verantwortung zu groß däuchte, ihm sein Amt mehr Verdruß als Freude bereitete, dann verlangte er doppelt nach einer stützenden, helfenden Hand.

Wohl gab es deren viele, die es, wenn auch nur für kurze Zeit, dienlich und angenehm fanden, Mitintendant einer großen Bühne zu sein. Ihre Gesuche blieben unberücksichtigt, Graf Sagern war zu wählerisch. Daß ihm jener junge Pariser nicht aus dem Sinn wollte, ahnte kein Mensch. Eigentlich begriff er es selbst nicht, wie er in diesen ihm nur flüchtig Bekannten so großes Vertrauen setzen konnte. Jedenfalls war Maurice Ardegg vernünftiger gewesen, als er, der sonst so überlegende, erfahrungsreiche Greis. Die Jugend war denn doch nicht immer so voreilig und ehrgeizig wie ihr Ruf, und das Alter noch längst nicht besonnen genug.

Im März, ein halbes Jahr nach jener Pariser Reise wurde Sagern eines Tages mehr denn je an seinen dortigen jungen Freund erinnert.

Man hatte irgendwo ein Lustspiel „Ein Kampf“, von Maurice Ardegg, aufgeführt. — Es war mit Erfolg gegeben und im ganzen gut recensirt worden. Auch Sagern ließ es, nachdem er es für geeignet befunden, in der Residenz zur Aufführung bringen. Das Stück war denn endlich der Schlüssel, der Sagern die Pforte zu der langersehnten Ruhe öffnete und auf das Schicksal des Autors entscheidend einwirkte. Es fand allgemeinen Beifall, und auch in der Königlichen Loge blieb ihm die Anerkennung nicht versagt.

Es stellte, wie sein Titel schon ausdrückte, einen Kampf dar, einen mit mehr oder minder scharfen, durchdachten oder rücksichtslos derben Worten geführten Kampf zwischen der modernen Posse oder vielmehr deren Autor, und dem des allzufeinen, für das Gros des Publikums nicht geeigneten Lustspiels. Die Verfasser des einen und des anderen gerathen an einander, ihre Stücke werden verglichen, getadelt, gelobt, keines verworfen, doch keins für mustergiltig erklärt, und so kommen sie überein, gemeinsam ein Stück zu schreiben, es mit ihren verschiedenartigen Geistesgaben, der eine mit der Tiefe seiner Gedanken und der Feinheit seiner Sprache, der andere mit seiner treffenden Derbheit und seinem herzerquickenden Humor auszustatten und so ein vollendetes Ganzes zu liefern.

Dieses Werk war nach Sagerns Meinung Maurice Ardegg's würdig; er freute sich des Adels der Gesinnungen, der Geistesschärfe und der beißenden Sarkasmen, die sich neben einer reifen männlichen Ueberzeugung darin aussprachen. Mit dem Scharfblick des Kritikers erkannte er auch die Fehler. Er tadelte vor allem die zu große psychologische Vertiefung der Charaktere und gewann immer mehr die Ueberzeugung, daß der Autor desselben seine Fähigkeiten allein dem Drama zuwenden müsse, daß er erhabener, von der Alltäglichkeit abweichender Ideen bedürfe, um seine Gaben ganz zu verwerthen und seiner Sprache, die sich an manchen Stellen des pathetischen Schwunges nicht erwehren konnte, ein Feld zu gewinnen, wo sie zu voller Blüthe zu gedeihen im Stande sei.

Während sein leibliches Auge den Vorgang auf der Bühne verfolgte, sah das geistige einen feinen Kopf, der sich über das Papier beugte, auf dem eine schmale nervige Hand geniale Gedanken, feste, aus eigenen Erfahrungen erwachsene Erkenntnisse niederschrieb. Wie zufällig schweifte sein Blick umher und blieb an der Fremdenloge hängen. Was war denn das? Täuschten ihn seine Augen, oder erblickten sie wirklich den Autor des Lustspiels „Ein Kampf,“ Maurice Ardegg?! Ja, dort saß er, den Ellenbogen auf die Lehne des vor ihm stehenden Stuhles gelegt, das Glas vor den Augen. Die niedergeschraubten Gasflammen gaben hinreichend Licht, um ihn Sagern kenntlich zu machen.

Einige Minuten später war der Intendant in der Fremdenloge. „Ja, Sie sind es! Sie sind es wirklich!“ rief er, Ardegg die Hand schüttelnd. „Ich komme, um Ihnen meine Freude an Ihrem Werke sowie an Ihrem unerwarteten Hiersein auszudrücken.“

Ardegg hatte sich erhoben und trat noch mehr in den Hintergrund zurück. Die freudige Verwirrung, die sich seiner bei Sagerns Erscheinen und dem ihm aus so competendem Munde gespendeten Lob bemächtigt hatte, stand ihm gut.

„Ich hoffte eigentlich, daß man mich nicht erkennen würde, wenngleich auch ich mich des Wiedersehens mit Ihnen aufrichtig freue,“ sagte er. — „Das vielleicht gerechtfertigte Verlangen, meine Arbeit in meiner Muttersprache auf einer Musterbühne aufgeführt zu sehen, veranlaßte mich, die Residenz zu besuchen.“

Dann sprachen sie über dies und jenes mit der Lebhaftigkeit und dem Interesse alter Freunde und der Intendant mußte Ardegg versprechen, sein Hiersein nicht zu verrathen. Aber wie genau er auch sein Wort hielt, die Anwesenheit des Autors — dessen Stück einen so vortheilhaften Eindruck gemacht hatte — drang in alle Kreise. Auch höchsten Orts erfuhr man hiervon und Sagern mußte seinen Schützling bei Hofe vorstellen. Ardegg's Erscheinung verstärkte auch hier das aufrichtige Interesse, daß seine Arbeit geweckt hatte. Sagern erzählte von seiner ersten Begegnung mit ihm in Paris, gab vorsichtig und einleuchtend seine Pläne kund, hob die Sachkenntniß des Autors mit Umsicht und Geschick hervor, und überzeugte seinen Gebieter, daß Ardegg der Erste sei, der ihm geeignet schiene, den in Frage stehenden Posten zu übernehmen. Serenissimus, durchdrungen von Ardegg's Begabung und stets geneigt, die Meinung des Intendanten in Dingen, welche die Bühne betrafen, zu theilen, ging in diesem Falle besonders bereitwillig auf dessen Pläne ein.

Sagern richtete nun sein Gesuch ein zweites Mal an seinen jungen Freund und war erstaunt, wie sehr bei seinen Worten die vornehme Ruhe, ganz im Gegensatz zu damals, Ardegg fast völlig verließ, wie dieser eine Sagern unverständliche Bewegung kaum bemeistern konnte, wie er in einem Augenblick: „Nein“ rief, „nein, ich könnte es nicht!“ und im nächsten Augenblick: „Fordern Sie heute noch keine Antwort, geben Sie mir bis morgen Zeit, mit mir zu Rathe zu gehen.“

Sagern gewährte ihm seine Bitte. Der andere Tag kam, Ardegg konnte in jedem Augenblick erscheinen, um ihm seinen endgültigen Entschluß mitzutheilen. — Sagern saß in seinem Zimmer und durchblätterte einen neu erschienenen Roman, ließ aber den Blick oft erwartungsvoll darüber hinweg nach der Thür gleiten. Endlich klopfte es, doch der eintretende Diener meldete nicht den sehnlich Gewünschten, sondern den Baron Barmer aus Döntirch.

Etwas verstimmt warf der Graf den Band auf den Tisch und ging seinem Freunde entgegen.

„Wollte nur flüchtig guten Tag sagen,“ rief dieser, „kam einer landwirthschaftlichen Versammlung wegen hierher und muß schon in wenigen Minuten wieder zur Bahn.“

„Ich freue mich außerordentlich, Sie zu sehen,“ sagte Sagern etwas über dem Herzen hinweg, „setzen Sie sich, dieser Sessel wird der bequemste sein, hier sind Cigarren und hier Cognac, bitte nehmen Sie.“

Baron Barmer ließ sich auf den ihm angewiesenen Platz nieder und lehnte seinen Stock an den nächsten Stuhl.

„Aber legen Sie Ihren Pelz doch ab,“ bat Sagern, Barmer's Filzmütze neben sich auf den Teppich legend.

„Lohnt sich nicht für die paar Augenblicke, aus dem Ungeheuer heraus und wieder hinein zu kriechen. Ich komme, weil ich's nicht über's Herz bringen konnte, an Ihrem Hause vorüber zu gehen, ohne zu sehen, was Sie anfangen. Nun, alter Freund, wie geht's?“

Er klopfte Sagern auf das Knie, goß sich einen Cognac ein und trank ihn mit dem Behagen eines Erfrorenen.

„Sie finden mich in nicht geringer Aufregung,“ nahm jetzt Sagern das Wort. „Ich erwarte nämlich die Entscheidung eines jungen Mannes, mit dem ich gesonnen bin, mein Amt zu theilen. Von dieser meiner Absicht sprach ich Ihnen ja wohl schon?“

„So, so,“ murmelte Barmer, der mit wenig Aufmerksamkeit zuzuhören schien. „Na, Sie hätten nur das viele verrückte Zeug hören sollen, das heute wieder bei uns geschwatzt wurde. Man hat nicht übel Lust, davon zu laufen. — Aber, was sagten Sie doch? So, daß Sie sich einen Gehülfen gewählt hätten. Na, das ist immer 'ne heikle Sache, wünsche Glück dazu.“

Sagern, dem eine so oberflächliche Theilnahme an einer Sache, die ihn erfüllte, weder ermuthigend noch wohlthuend war, mochte es gerathen halten, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Vor allem möchte ich wissen, wie es Ihrer verehrten Gattin und den Kindern geht,“ sagte er mit der Höflichkeit des Weltmannes, die äußerlich das eigene Anliegen immer hinter dem des anderen zurückstellt.

Baron Barmer goß sich noch einen zweiten Cognac ein und brummte dazu etwas von schändlicher Kälte, und daß ihm der März von allen Monaten der unangenehmste sei. — „Wie es bei mir zu Haus steht? Nun, wie man's nehmen will,“ sagte er dann. „Der Winter in Döntirch bekomme ihr nicht, meint meine Frau. Sie möchte ihn lieber hier in der Stadt oder im Süden zubringen, aber zu solchen abenteuerlichen Ideen gebe ich meine Einwilligung nicht. Ich käme mir ja wie der Bär im Zwinger vor, sollte ich hier auf der Etage . . .“

„Und Ihre Tochter?“ schnitt Sagern einen längeren Erguß des Baron ab. „Ich brauche kaum zu fragen, ob es ihr gut geht, was den Pflanzen die Sonne, ist den Menschen das Glück.“

Es dauerte eine Weile, ehe Barmer etwas entgegnete. Er betrachtete schweigend seine wildledernen Gamaschen und seine standhaften nägelbeschlagenen Stiefel. „Ich weiß oft nicht recht, ob die ganze Welt ins Tollhaus gehört, oder ob die Anwartschaft darauf seit einem Jahrzehnt ein spezifisches Vorrecht der Bewohner von Dönkirch ist“, polterte er dann. „Sie fragten nach Edith?“ Barmer rückte mit seinem Sessel näher zu Sagern heran. „Ach, Freund, das Mädchen mit seinen täglich zunehmenden Seltsamkeiten macht mir und meiner Frau schwere Stunden. Daß das, was ich Ihnen erzähle, unter uns bleibt, weiß ich, es kann ja auch jedem anderen gleichgiltig sein. Da ist dieser Hamfelde, Sie haben ihn ja wohl bei uns kennen gelernt, ein Humbug vom Scheitel bis zur Zehe. Er heirathete eine Französin von fragwürdiger Herkunft, die, wie er meinte, Geld habe; das Alles wissen Sie. Er wird sich wohl verrechnet haben, womit ihm übrigens nur recht geschehen wäre. Wir alle in unserer Gegend ohne Ausnahme haben nicht das Geringste für diesen Abenteurer übrig, nur meine unverständige Tochter hält ihm die Stange. Und das nicht allein, sie findet ihn interessant, liebenswürdig, Gott weiß was und läßt sich von ihm den Hof machen. Ich habe Brenkens Geduld bewundert; wahrlich, ich wäre an seiner Stelle von vorn herein dazwischen gefahren. Jetzt übrigens scheint ihm die Sache selbst zu bunt zu werden, und es kommt nicht selten zu Scenen zwischen ihm und seiner Braut. Aber wo das leichtsinnige Blut einmal drin steckt, da treibts sein böses Wesen und hilft kein Mittel dagegen. Daß es auch gerade in meine Kinder gerathen ist! Durch mich nicht, das weiß der liebe Himmel, aber . . . Und Wolf, meinen Sie? nun, danke, dem gehts gut, recht gut . . .“ Der Sprecher kraute sich den Kopf und machte eine Pause. „Versteht zu leben, sagen seine leichtsinnigen Kumpane, versteht es vielleicht auch noch einmal, Dönkirch unter den Hammer zu bringen.“

Hier wollte Sagern sichtlich ein milderndes Wort einschalten, doch der Andere wehrte ihm ab.

„Lassen Sie nur, es ist wie es ist, und nun haben Sie nur noch nicht nach Josa gefragt. Was sollten Sie auch; Sie wissen so gut wie ich, daß sie fort ist und auch fort bleibt trotz aller Mühe, die ich mir gab, sie wiederzufinden. Der Knecht, der ihren Hof bewirthschaftet, scheint ebenfalls über ihren jetzigen Aufenthalt im Unklaren zu sein. Möglich ists jedoch auch, daß er sich nur so stellt. Ich glaube, die ganze Sippschaft dort hält wie Pech und Schwefel gegen uns zusammen. Doch da klopft es und für mich ists Zeit, daß ich gehe!“

Auf Sagerns „Herein“ erschien der Diener, der Herrn Maurice Ardegg meldete, und auf ein Kopfneigen seines Herrn wieder verschwand.

„Ihr neuer Geschäftsfreund vermuthlich,“ rief Barmer, nach seiner Mütze greifend. „Ich wünsche Ihnen alles Gute, bester Graf. War mir doch recht lieb, Sie zu sehen, man spricht sich gern einmal aus.“

Auch Sagern, wie wenig er es anfangs auch glaubte, hatte Freude an dem Wiedersehen gehabt, jetzt aber drängten alle seine Gedanken der nahenden Entscheidung entgegen.

Baron Barmer, um dem Fremden nicht zu begegnen, hatte sich durch eine Seitenthür entfernt, ein Diener war mit der Lampe erschienen und wenige Augenblicke darauf stand Ardegg dem Grafen gegenüber.

„Und nun möchte ich Ihren Entschluß hören,“ sagte Letzterer, die Fingerspitzen sorgfältig auf einander legend.

Jetzt trat Baron Barmers pelzverhüllte Gestalt noch einmal in den Rahmen der Tapetenthür.

„Sie wünschen?“ rief Sagern aufspringend.

„Nichts, nichts, lassen Sie sich nicht stören. Ich ließ meinen Stock stehen“ — er blickte suchend umher, sein Auge traf den Fremden, dessen Züge hinterm verdunkelnden Lampenschleier in einiger Entfernung kaum kenntlich waren. Und doch sah Barmer ihn eine Weile an, strich dann mit der Hand über die Augen, murmelte ein paar unverständliche Worte und fuhr fort seinen Stock zu suchen.

„Da ist er schon“, rief er im Fortgehen, die Eisenpitze so heftig auf das Parket stoßend, als sei es Ackerland. Ohne sich dann noch einmal nach den beiden Herren umzusehen, ging er hinaus.

„Ich denke, daß wir nun ungestört sein werden,“ wandte sich Sagern wieder an Ardegg. „Wie also lautet Ihre Antwort?“ Doch der Gefragte schwieg. Seine Lippen bebten, seine Augen hafteten an der sich eben schließenden Tapetenthür. Dann ließ er sich wie erschöpft in die Polster zurücksinken, schloß die Augen sekundenlang und athmete schwer.

Sagern wußte nicht recht, was er von ihm denken sollte. War er noch nicht mit sich einig, bangte ihm vor der Tragweite der entscheidenden Worte?

Und plötzlich sprang er auf und stand in einer ihm ungewohnt straffen Haltung vor Sagern.

„Ich gehe auf Ihren Vorschlag ein“, rief er, und werde thun, was in meinen Kräften steht: der Kunst dienen und nie vergessen, welch hohe Bedeutung Schiller der Schaubühne zuschreibt.“

„Gut“, sagte der Graf, seine Finger mit festem Druck um Ardeggs Hand schließend, „vergessen wir nie, was jener sagt:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, — Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben!“

„Abgemacht also!“

XIX.

Daß Baron Barmer bei der Berichterstattung, seine Tochter betreffend, nicht übertrieben hatte, das bewies die lange Ermahnungsrede, die diese eben von ihrer Mutter zu hören bekam.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Im Gartensalon waren Thüren und Fenster geöffnet. Warme, balsamische Luft strömte herein und die Sonnenstrahlen zitterten auf dem Fußboden. Vor der geöffneten Thür standen Frau von Barmer und Edith, doch schien die erstere in diesem Augenblick nichts von dem Frühlingszauber um sie her zu empfinden. Sie widmete all ihre Aufmerksamkeit ihrer Tochter, der sie, wie schon gesagt, eine eingehende Standrede hielt. Aber Edith war weit davon entfernt, dieser ihre Gedanken zuzuwenden.

„Mama“, rief sie vor den Spiegel eilend und sich den zierlichen Cylinder auf das rothbraune Haar setzend, „geliebte Mama, höre auf Ich kann nun einmal nicht anders sein, als ich es bin, und wer mich so nicht mag, der muß es lassen. War Brenken nicht ganz genau über meine Art unterrichtet?“ fuhr sie wieder, in die Thür tretend, fort: „Ich selbst warnte ihn vor mir, aber er bildete sich ein, ohne mich nicht leben zu können. Der arme junge greisenhafte Thor, der. Ich hätte consequent sein und ihn nicht erhören sollen, aber ich mochte ihm nicht so weh thun und dann auch — ich hatte ihn gern . . Aber die Männer sind blind für ihr eigentliches Glück, auch er ging an dem seinen vorüber, er hätte Josa nehmen sollen.“

„Josa!“ rief Frau von Barmer über die Achseln, „was Du nur wieder schwatzest.“

„Ja freilich, Josa. Sie wäre die rechte Frau für ihn gewesen. Doch wozu noch der Worte über eine verlorene Sache. Im übrigen aber — ach Mama, sei einmal aufrichtig — kann es wohl etwas Langweiligeres geben, als Braut sein? Doch sprechen wir lieber von etwas anderem. Ist dies nicht ein goldiger Tag, ein Tag so recht gemacht, um sich seines Lebens zu freuen? Wenn doch die Menschen auch so wären, wie die alte Mutter Erde, so warm und frühlingsfrisch, doch ach — sie werden älter mit jedem Tage und der große häßliche Fehler, die Sitte, Form und Gott weiß, wie er heißt, stutzt sie so lange zurecht, bis nicht ein frisches Trieblein mehr übrig bleibt. Wollte sich doch Brenken nur ein wenig dieses tugendhaften Unfugs entledigen!“

„Aber Edith.“

„Ja, ja, wir wollen das Kapitel zuschlagen. Sage, bitte, wie mir mein Reitkleid steht? Mir gefälligst die kurze Façon zur Veränderung ganz gut. Doch sieh nur, da kommen sie, Brenken voran, er sitzt brillant zu Pferde, Christian auf der Geva und meine Cigarrette. Eigentlich sollte ich die gute alte Geva reiten, aber Christian hatte in diesem Punkte mehr Verständniß für mich, als ein gewisser Herr Graf, der es durchaus durchsetzen möchte, daß ich meinem Liebling und meinem eigenen Willen für immer entsagte. Sieh nur, wie übermüthig sie ist.“

Die Reiter hielten vor der Gartenthür, Brenken sprang ab, küßte beiden Damen die Hand und wurde von seiner künftigen Schwiegermutter mit einer anmuthigen Wetterbemerkung bewillkommnet.

„Ja, der Tag ist schön,“ bestätigte Brenken. „Warum, gnädige Frau, lassen Sie sich nicht auf dem bequemen Wege nach dem Jagdhäuschen fahren? Frau von Erzen gelangt auf dieselbe Weise dorthin.“

„Ach, lieber Graf, bei meiner Anlage zur Erkältung“, seufzte die Baronin, „das ist für die Jugend und für stärkere Naturen, überdies sind mir solche parties champêtres eigentlich ein horreur.“

„Und ich freue mich grenzenlos“, rief Edith, die ihre leichtgebaute braune Cigarrette streichelte. „Es ist zu liebenswürdig von Tante Marianne, daß sie endlich meinen ihr lange gemachten Vorschlag zur Ausführung bringt. Der Weg ist herrlich, das Forsthaus liegt entzückend. Frau Käthe mit ihrer großen Haube backt die besten Puffer von der Welt, also es fehlt weiter nichts, als daß die ganze Gesellschaft all diese guten Dinge zu genießen versteht.“

„Es wird übrigens Zeit, Edith, daß wir uns empfehlen“, meinte Brenken, als jetzt die Uhr auf dem Kaminsime die zwölfte Stunde meldete. „Die Haidbrucher werden uns schon bei den Pappeln erwarten; auf zwölf Uhr lautete die Verabredung.“

Damit verabschiedete er sich von Frau von Barmer, die Edith einen nicht mißzuverstehenden Blick zusandte.

„Also doch die Cigarrette. Ich bat Sie doch . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Erbschaft.

Die besondere Stärke einzelner Eigenschaften der Menschen, z. B. der Sinn für leichte Aufnahme der Form, einer Melodie, des Rhythmus, Farbensinn, Zahlensinn ꝛc., sind schon oft und so deutlich fortgeerbt, daß die Thatsache auffällig wurde. Ebenso haben tiefschmerzliche Erfahrungen, Charaktereigenheiten, Familientugenden, wie Stille, Einfachheit und Sparsamkeit ihre Spuren hinterlassen und das Grundwesen des jungen Erdenbürgers oft bestimmt. Selbst der Psycholog Beneke, nach welchem alle Geistesbildung durch Ansammlung von Spuren durch in der Außenwelt empfangene Reize erzeugt wird, ist genöthigt, eine Angeborenheit der Unterschiede in der Quantität der menschlichen Urvermögen anzunehmen. Auf geistigem Gebiete ist dies schwerer zu scheiden, als auf leiblichem, aber so viel steht fest, daß die Erziehung nur noch bessern, vervollkommnen, aber nicht neu schaffen und umschaffen kann. Die „Allgewalt der Erziehung" ist von Gott weise begrenzt, und ein Bösewicht kann das seiner Pflege überlassene Kind nicht zu dem machen, was er gern in ihm sehen möchte. Solche gefährliche Macht legte Gott nicht in Menschenhand; denn dann würde z. B. ein Tyrann den Kindern Sclavensinn einprägen, um leichter regieren und Revolutionen fernhalten zu können. Nein, die Mitgabe der Natur, wie sie auch die Vererbung zeitigt, beherrscht der Mensch nicht völlig, sondern nur bis zu einer gewissen Linie, wie ihm auch in seiner Herrschaft über die äußere Natur Schranken gezogen sind. Es bleibt da noch Manches Geheimniß; aber die natürlichen Uranlagen (d. h. der Inbegriff aller Fähigkeiten und Neigungen des Kindes) sind es, welche zuerst die Grundlage aller Erziehung bilden. Das erste ist das vom Schöpfer mitgegebene Capital, das Letztere ist die menschliche Arbeit. Es ist also wie beim Hervorbringen von Geisteswerken: Es ist eine göttliche Aussaat da und dazu tritt menschlicher Fleiß In selten klarer Weise hat sich Mozart ähnlich ausgesprochen in einem berühmten Briefe an den Baron von B., der von ihm wissen wollte, wie es Mozart anfange, wenn er etwas Gutes, Kraftvolles componiren wolle. Da sagte Mozart: „Wenn ich gut aufgelegt und ganz in meinem Fache bin, wenn ich etwa in einem Wagen fahre oder nach einem guten Mittagessen einen Spaziergang mache, oder wenn ich im Bett liege und nicht einschlafen kann: dann kommen mir die Ideen haufenweise. Wo sie herkommen oder wie sie kommen, das kann ich Ihnen nicht sagen. Die mir gefallen, die halte ich fest im Gedächtniß. Zuweilen trällere ich sie vor mich hin, wie mir schon andere gesagt haben Wenn ich sie einmal festgepackt habe, so gelingt es mir dann auch nach und nach, aus dem ganzen Teige eine Pastete zu backen nach den Regeln des Contrapunktes und dem Charakter jedes Instrumentes. Ich gerathe dann in Begeisterung; wenn ich nicht gestört werde, so erweitern sich meine Ideen, entwickeln sich und werden immer klarer, und so ist die ganze Composition in meinem Kopfe schon zu Ende gebracht, daß, so groß und bedeutend sie auch sein mag, ich sie im Geist mit einem Blicke übersehe, wie das Ganze eines schönen Gemäldes. — Dann genieße ich einen wahren Schmaus. Die Verrichtung des Erfindens und der Fertigung geht in mir vor wie ein schöner Traum." — Kaum ist das von Gott Gegebene, außer dem Menschen liegende, schärfer zu sondern, als es hier der klare, bescheidene Mozart thut: Wo ihm die Ideen herkommen und wie sie kommen, er weiß es nicht und kann es nicht sagen. Aber sie erhitzen seinen Geist; er geräth in Begeisterung durch sie, und er entwickelt sie darum durch eigene Arbeit, durch Beschäftigung mit ihnen, zur großen Composition, die zuletzt formschön vor seiner Seele steht, wie ein schönes Bild vor seinem Auge. Und das alles ist ihm keine lästige Plage, kein schmerzvolles Mühen — nein, das Erfinden und Fertigen geht in ihm vor wie ein schöner Traum. — Kann Jemand treffender das Wesen des Genies schildern, des Genies, jener gesteigerten Entwickelungfähigkeit, die bedingt ist durch eine besonders günstige Organisation? Und eben diese gesteigerte, wunderbare, auch das Große leicht bewältigende Productionskraft ist es, die von Natur mitgegebene oder übererbte Naturanlage, göttlichem Einflusse oder einem besonderen Schutzgeist, dem Engel Gottes, einem Genius zuschrieb.

Große und klare Geister suchen stets die erste Ursache ihrer Kraft in etwas außer ihnen selbst. Sie erklären, daß die Ideen ihnen als Geschenk von außen zukommen. Sie erkennen oft auch die Ursachen in der elterlichen Begabung. Goethe sagt: „Vom Vater habe ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterlein die Frohnatur, die Lust am Fabuliren." Die erfindungsreiche, fröhlich schaffende Phantasie der Mutter Goethe's ist auch durch ihre Briefe gerade in der Neuzeit bekannter und das ernste, wissenschaftliche Gegengewicht des Vaters gewürdigt worden. — Wir kennen eine bedeutende Blumenmalerin, welche ihre glückliche Neigung gern auf die beiden Großväter, beide Hofgärtner, zurückführt. — Lessing's scharfes Denken und Prüfen hatte in seinem gelehrten, fleißig studirenden Vater den Vorläufer, und dessen Reden, namentlich diejenige an die durch Camenz ziehenden Salzburger Emigranten gehaltene, könnte ebenso gut auch der große Sohn gehalten haben. — Schon Schiller's Vater dichtete begeistert, und seine äußerst lebhaft fühlende Mutter dankte auf einem Spazierwege fußfällig Gott für den herrlichen Sommertag und die mit den Kindern genossene innige Freude. — Der berühmte Naturforscher Augustin Pyramus Decandolle entstammte einer provencalischen Adelsfamilie, die des Glaubens wegen nach dem schönen Genf übergesiedelt war. Dort und auf des Vaters Landgute bei Iferten war er der Natur nahe, betrachtete die Wiese und ihre Blumen, beobachtete, wie sich die Flechten nährten, und freute sich des Parallelismus zwischen der äußeren Gestaltung einer Pflanze und ihrer chemischen Constitution. Er sollte die Rechtswissenschaft studieren, aber die Naturbetrachtung, die schon sein Vater liebte, hatte es ihm angethan; er verließ die Hörsäle des Rechts und wurde mit Bewilligung des Vaters ein Mediziner, der — bald ganz in botanische Untersuchungen vertieft — später der große Systematiker im Reiche der Natur wurde. Aehnlich so kämpften sich Rob. Schumann und vor ihm Marschner von ihnen nicht zusagenden Brotstudien zur lieben Musika durch; war doch letzterer ein Kind der tonliebenden Lausitz, woher auch Friedr. und Joh. Schneider, Herm. Friedrich und manch' anderer Meister der Töne stammten. Was die Musik schon im Hause von Rob. Schumann's Eltern galt, ist bekannt und erklärt auch, wie nach langen Kämpfen sich Schumann zu dieser flüchtete. Wir könnten die Reihe der Beispiele leicht erweitern, leicht erzählen, wie Joseph, Michael und Johann Haydn aus einer musikalischen Familie stammten; denn der alte Wagner Haydn hatte die Harfe zu spielen auf der Wanderschaft gelernt, und seine Frau — früher Köchin in einem adligen Hause — sang fleißig und lustig daheim; der Gewohnheit, sich allerlei Grillen durch Musik zu verscheuchen, blieb man lebenslang treu in dieser durch und durch musikalischen Familie, und schon der sechsjährige Joseph Haydn konnte wacker singen und „Geige spielen", wie er denn auch ein ausgezeichnetes Taktgefühl hatte. Seltsam ist übrigens, wie frühes rhythmisches Wiegen (?) seinen Einfluß auf den Musiksinn vieler Personen behauptet.

Das großartigste Beispiel von Vererbung in einer Familie liefert wohl aber die deutsche Tonkünstler-Familie Bach, die im alten Leipziger Thomas-Cantor Sebastian Bach und seinen Söhnen Emanuel und Friedemann Bach ihre größten Vertreter aufweist. Aber in dem authentischen Document von 1695, welches der Organist Joh. Lorenz Bach, Organist zu Lahm in Franken abgefaßt hat und das sich im Nachlasse seines Urenkels, des Pfarrers Ferrich in Seidmannsdorf bei Coburg fand, sind 54 Glieder der Familie Bach aufgezählt, die sich fast alle durch musikalische Leistungen auszeichneten. Vom Stammvater V. Bach (an der österreichisch-ungarischen Grenze heimisch) berichtet diese Familien-Chronik: „Vitus (Veit) Bach, ein Weißbäcker in Ungarn, hat im 16. Jahrhundert der lutherischen Religion halber aus Ungarn entweichen müssen, ist dann anhero, nachdem er seine Güter — so viel es sich hat wollen thun lassen — zu Gelde gemacht, in Deutschland gezogen, und da er in Thüringen genugsame Sicherheit für die lutherische Religion gefunden, hat er sich in Wechmar, nahe bei Gotha niedergelassen und seine Bäckerprofession fortgetrieben. Er hat sein meistes Vergnügen an einem Cytrinigen (Zither) gehabt, welches er auch mit in die Mühle genommen und unter währendem Mahlen darauf gespielt. Es muß doch schön zusammengeklungen haben, wie wohl er doch dabei den Takt sich hat imprimiren lernen. Und dieses ist gleichsam der Anfang zur Musik bei seinen Nachkommen gewesen." —

Welchen Einfluß später das fortwährende Ueben derselben Organe haben muß, wenn keine Ueberanstrengung stattfand, läßt sich ermessen. — Wir kennen Pfarrfamilien, in denen sich das Pfarramt durch Generationen forterbte, wie das Amt eines fürstl'chen Büchsenmeisters und Waffengallerie-Inspectors in der Dresdener Familie Hänisch, wo seit Jahrhunderten der älteste Sohn in das erledigte Amt eintritt. — Wie das Auge des Matrosen, des Jägers durch Uebung stärker wird; wie Beine und Brust des Bergbewohners sich im steten Gebrauche stärken; wie sogar durch harte, schwere Kost die Bildung der Zähne und Kiefern sich ändert, so auch durch die Sprache und geistige Thätigkeit die betreffenden Organe und der Grad größerer oder geringerer Leichtigkeit, mit der man seine Arbeit verrichtet; ja selbst die Ansichten, was schicklich sei oder nicht, ändern sich damit; im großen und ganzen bildet sich endlich der Volkscharakter aus der Vererbung wie der Erziehung. Die Beweglichkeit, listige Gewandtheit und Gerieben-heit eines Handelsvolkes, die rohe Ehrlichkeit der Naturvölker, die bequeme Sinnlichkeit und der Schmutz Italiens neben seiner Kunstliebe, Stolz, Kälte und Leidenschaftlichkeit des Spaniers, der Ernst und die Berechnung des Engländers, der Freiheitssinn und die hohe intellectuelle Bildung des Alpenbewohners, Witz, Eitelkeit und Lichtsinn des Franzosen, der Ernst, die Wissenschaft und das Gemüth, aber auch die Uneinigkeit des Deutschen — sind die Erbstücke der betreffenden Völker geworden. —

Maß zu halten ist gut!

Eltern, bewahret Eure Kinder vor zu lang ausgedehnten sportlichen Anstrengungen jeder Art. Wenn von Kindern die Rede ist, so werden darunter alle jungen Leute beiderlei Geschlechts unter zwanzig Jahren verstanden. Ganz besonders schädlich sind aber körperliche Anstrengungen bei Knaben und Mädchen unter vierzehn Jahren, da es von berühmten Aerzten aller civilisirten Völker bewiesen ist, daß in solchen Fällen die inneren Organe sich nicht ebenmäßig entwickeln, bezw. entwickeln können. Zu lange anhaltende Vergnügungen, welche die physischen Kräfte der Jugend in größerem Maße in Anspruch nehmen, erzeugen oftmals Fiebererscheinungen, die in der Ueberanstrengung des Körpers ihren Ursprung haben, auch werden die Bestandtheile des Blutes zum Schaden der unvorsichtigen jungen Leute verändert, der Magen geräth durch die allzu heftige Schweißabsonderung in Unordnung, und das Herz kann durch die übermäßige Ausdehnung an permanenter Hypertrophie leiden. Im allgemeinen gesprochen: der junge, nicht ganz vollständig ausgebildete Körper wird z. B. bei zu lange währenden Velocipedfahrten, Fußballspielen u. s. w. viel mehr geschädigt, als das System vollauf ausgewachsener Personen. In Schweden und Norwegen ist in der neuesten Zeit Schlitt- und Rollschuhwettlaufen bei Mädchen von 6—10 Jahren staatlich verboten worden, da von ärztlicher Seite darauf folgende körperliche Uebel in Menge nachgewiesen wurden. Dagegen reden alle Doktoren einem rechtmäßigen, nicht zu lange währenden Vergnügen das Wort, bei welchem der junge Körper nur mäßig angestrengt wird. Solche Uebungen stählen die Gesundheit.

Das Kind soll laut reden können.

Eigentlich sollte man es selbstverständlich finden, daß die Kinder laut sprechen Aber die recht unliebsamen Erfahrungen, die der Lehrer in dieser Richtung namentl ch zu Beginn des Elementarunterrichtes macht, berechtigen uns, diesen Gegenstand als einen Hauptpunkt hinzustellen. Wie viele Kinder kommen in die Schule und säuseln und flöten ihre Worte, daß man sie kaum zu vernehmen vermag. Der Lehrer muß wiederholt fragen, der Schüler wird eingeschüchtert, es erschüttert das Interesse am Lehrgegenstande ꝛc. Welch große Geduld muß der Lehrer in solchen Fällen haben! Und wie viel kostbare Zeit sieht er unausgenützt dahingehen! Das Kind soll also früh angehalten werden, laut zu reden. Laut ist ja sein ganzes Wesen, folglich muß es auch dessen Sprache sein. Auf gegebene Fragen soll es vernehmlich antworten. Was laut ist, ist unzweideutig, steht moralisch höher und verräth gleichzeitig Kraft und Entschiedenheit; abgesehen davon, daß das laute Reden zumal in der Jugend die Sprech- und Athmungswerkzeuge übt und belebt und wohlthuend auf deren gesunde Entwicklung einwirkt.

Verspätetes Pflanzen im Frühjahr.

Viele schwärmen für das „Einschlämmen": Jedem Baum, jedem Strauch, den sie gepflanzt haben, geben sie eine tellerförmige Vertiefung um den Stamm und dann 2—3—4 Kannen Wasser, so daß die Wurzeln richtig im Schlamm stehen. Man hat ganz Recht, Schlamm dringt besser zwischen die Wurzeln als Erde. Uebrigens habe ich auch schon Bäume und Sträucher gepflanzt, ohne sie einzuschlämmen und sie sind brillant gewachsen. Ich finde in kalter Jahreszeit das viele Wasser nicht gerade lobenswerth, denn es macht den Boden naß und kalt!

Anders ist's in einem späten Frühjahre wie das heurige. Es ist ganz unmöglich, alle Gartenarbeiten zur rechten Zeit fertig zu stellen! Die Bäume trieben schon aus, ehe noch der Boden genügend abgetrocknet war. Hundert verschiedene Dinge harren zur gleichen Zeit der Vollendung, da kann es gar nicht ausbleiben, daß die rechte Zeit zum Pflanzen verpaßt wird, und noch Ende April Bäume und Sträucher zu pflanzen sind, was sonst nicht geschehen sollte und was in geordneten Gartenbetrieben in gewöhnlichen Jahren auch nicht geschieht.

Das verspätete Pflanzen halte ich für unbedenklich, wenn es mit fachmännischer Vorsicht und mit Sorgsamkeit geschieht, und da ist in aller erster Linie das Wasser von Bedeutung: Die Luft ist trockner, der Boden ist trockner, die Pflanze selbst ist wasserbedürftiger, deshalb gießen wir die Wurzeln nicht, sondern wir schlämmen sie gründlich ein.

Es wird beim verspäteten Pflanzen zu wenig beachtet, daß die Pflanzen schon zu sehr in Wachsthumsthätigkeit sich befinden. — Selbst wenn sie rechtzeitig im Herbst oder im zeitigen Frühjahre ausgegraben und dadurch in der Entwickelung zurückgehalten werden, herrscht in den Pflanzen jetzt doch schon eine lebhafte Saftbewegung, und deshalb sind sie doppelt empfindlich gegen jede Störung. Die Wurzel, die den schwellenden Knospen schon viel Wasser liefern soll, verträgt kein Austrocknen mehr. Wir können gar nicht vorsichtig genug sein, die Wurzeln vor Trockenwerden zu schützen.

Ich habe seit Jahren schon ein bekanntes, aber ausgezeichnetes Mittel im Gebrauch, die Wurzeln zu schützen. — Ich bereite einen Brei aus viel Dünger und wenig Erde, und in diesen tauche ich die Wurzeln ein, so daß sie vom Brei umhüllt werden und dann ohne Gefahr ein Viertelstündchen in Wind und Sonne liegen können.

Die dicht mit dem guten Brei umhüllte Wurzel trocknet so leicht nicht aus, treibt aber bald neue Wurzeln in den Brei hinein. Bei Außenpflanzungen, wo Wasser schwer zu haben, ist dieser Brei zum Umhüllen der Wurzeln unersetzlich.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, den Wurzelbrei richtig herzustellen. — Zunächst läßt er sich schlecht frisch verwenden. Frischer Brei ist dünnflüssig, und wenn er dick gemacht wird, lassen sich die Wurzeln nicht eintauchen. Er sollte mindestens einen Tag vor dem Gebrauch zubereitet werden, dann wird er gut.

Der vornehmste Bestandtheil ist Kuhmist, fehlt er, thut's auch strohfreier Pferdemist. Hierzu kommt auf 2 Theile Mist, 1 Theil gute lehmige Erde. Gute Composterde ist brauchbar auch ohne Mistzusatz. Gewöhnliche Gartenerde hat nur Werth als Zusatz zum Mist. Roher Boden ist völlig unbrauchbar.

Es wird ein Kübel aufgestellt, zur Noth auch nur ein Loch in den Boden gegraben, dann Dünger, Erde und Wasser hinein und alles wiederholt tüchtig durchgearbeitet. Fleißig gerührt muß werden, wenn der Brei gut werden soll. Er darf zunächst ziemlich dünnflüssig sein, bis zum nächsten Tage wird er dicker und gut zum Eintauchen. (Prakt. Rathg.)

Beerencultur in Spalierform.

Die bisher allgemein gebräuchliche Art, Beerenobst zu erziehen, bestand in Strauchform, seltener in Hochstämmen. Dasselbe läßt sich jedoch eben so gut mit großem Vortheil an Spalieren oder wenigstens spalierartig erziehen. Ein Strauch und sogar das Hochstämmchen bietet den Früchten nie so viel Luft, Licht und Sonnenschein, wie ein Spalier, weshalb schon der Fruchtansatz bei letzterem ein viel reichlicher ist wie bei den anderen Formen; auch werden die Früchte am Spalier weit größer, vollkommener und edler. Palmettenform scheint für Beerenobst die geeignetste zu sein. Was den Schnitt betrifft, so ist er einfach und für den, der mit Spalierobstzucht betraut ist, leicht auszuführen. Bekanntlich wachsen Johannisbeer- und Stachelbeersträucher sehr leicht aus Holzstecklingen und Ablegern. Wenn nun der Ableger beim Setzen mehr als zwei Augen hat, so schneide man ihn bis auf diese zurück, welche alsbald starke Ruthen bilden werden, die zur Bildung der Palmette zu benützen sind. Im ersten Jahre hefte man ungefähr im Winkel von 45 Grad die Triebe aufwärts und kürze sie im folgenden Jahre um die halbe Länge ein. Die nun austreibenden Zweige hefte man, nachdem die vorjährigen losgebunden und fast wagrecht geheftet worden sind, wiederum in schrägem Winkel aufrecht, welches Verfahren man alle Jahre wiederholt, indem man dabei alle zu dicht stehenden Zweige entfernt. Das Spalier kann auf 2—3 Meter ausgedehnt werden. Wurzelausschläge dürfen nicht belassen werden, sofern nicht die Verjüngung eines alten Strauches beabsichtigt wird. Zur Erzielung solcher Spaliere eignen sich die rothen wie die schwarzen Sorten. Sie gedeihen vorzüglich in fruchtbarem Gartenland, nehmen aber auch mit geringeren Bodenarten vorlieb, wenn nur eines nicht fehlt, nämlich bei anhaltender Trockenheit tüchtiges Gießen und im Frühjahre und Herbst tüchtiges Düngen. Zu letzterem verwendet man entweder Jauche, verdünnten Hühnermist, oder auch im Nothfall irgend ein anderes Düngemittel, auch künstliche Dünger, Thomasmehl, Kalisalze und Chilisalpeter wirken in mäßigen Gaben sehr gut.

Pflücksalat, Bindesalat, Schnittsalat, Spargelsalat u. Endivie.

Wir kommen jetzt zu den Varietäten des Lattich und betrachten hier zuerst den Schnittsalat. Es ist dies eine Abart, welche keine Köpfe macht, von der wir jedes Blatt benutzen. Derselbe bietet, wenn es an Kopfsalat mangelt, eine willkommene Aushilfe und ist in 3 bis 4 Wochen nach der Aussaat schon gebrauchsfertig. Deshalb ist er besonders im Spätwinter und im ersten Frühjahre beliebt. Auch von ihm existiren verschiedene Unterarten, vom einfachen glatten bis zum moosartig gekräuselten Blatte; letztere sind natürlich die zierendsten und zugleich großblättrigsten. — Wir säen die Schnittsalate in Rillen, die wir im Mistbeete oben und unten oder im freien Lande als Einfassung um Gemüsebeete machen. Die Blätter werden dann mit der Scheere geerntet, und kann dies — wenn wir nicht zu tief schneiden — öfters wiederholt werden. Schnittsalat können wir übrigens auch erzielen, wenn wir den Samen von Kopfsalat, der wohl bei jeder Aussaat übrig bleibt, in Rillen säen.

Dem Schnittsalat ähnelt der Pflücksalat, eine Lattich-Varietät mit sehr krausen Blättern in lockeren, nicht schließenden Köpfen. Der amerikanische erinnert gleichsam an Bindesalat, während der californische, dessen Blätter nur am Rande gekräuselt sind, mehr einer Endivie ähnelt. Der sogen. australische ist von Natur gelb. Der Pflücksalat bedarf etwas kräftigeren Boden, sollen seine Blätter zart werden; auch werden die Pflänzlinge desselben auf mindestens 6 Zoll gegenseitigen Abstand gepflanzt. Wir ernten von ihm stets die größten Blätter durch Einzeln-Abschneiden, während das Herz stets neue treibt.

Der Bindesalat ist dem Kopfsalat in der Cultur durchaus gleich, nur verträgt derselbe eine stärkere Düngung. Die Eigenthümlichkeit desselben besteht nun darin, daß er keine geschlossenen Köpfe macht, also seine inneren Blätter nicht von Natur gelb oder weiß und daher auch nicht zart sind. Dieses ist jedoch durch Zusammenbinden der äußeren Blätter zu erreichen, wie wir es bei den Endivien genauer betrachten werden. Hiervon rührt auch der Name Sommer-Endivie her, welchen der Bindesalat an einigen Orten führt. Ist der Bindesalat auch nicht direct als Endivie zu bezeichnen, so bildet er doch einen Uebergang zu dieser, indem er die guten Eigenschaften derselben mit denjenigen des Kopfsalates vereinigt. Naturgemäß muß der Bindesalat allein und in ziemlichen Abständen gepflanzt, der Sonne voll ausgesetzt sein, fleißiges Gießen darf nicht versäumt werden. Die besten Sorten sind: eine frühe naturgelbe, eine mittelfrühe grüne und eine blutrothe Sorte. Das Binden geschieht, wie bei der Endivie, nur an durchaus trockenen Tagen.

Der perennirende Salat (Lactuca perennis) ist wegen seiner stets etwas zähen, nicht sehr wohlschmeckenden Blätter wenig beliebt und wird nur noch in wenigen Samenhandlungen geführt. Er kann wegen benannter Eigenschaft nur im zeitigen Frühjahre benutzt werden. Im Sommer lassen sich die Blätter allerdings kochen, doch wird wohl jeder Feinschmecker ein Gericht Wirsing diesem Salatkohl vorziehen. Die einzeln, in ziemlichen Abständen gepflanzten Stauden werden nach Bedarf entblättert.

Zum Schluß der Lattich-Culturen ist noch der Spargelsalat zu erwähnen. Dieser langblätterige (longifolia) Lattich treibt gleich von Anfang an einen starken, hochgehenden Strunk, welcher entblättert, seiner Oberhaut beraubt, in Stückchen geschnitten und mit Salzwasser aufgekocht wird. — Wir können hierzu jedoch jeden aufgeschossenen Salat benutzen, also auch den Kopfsalat und den Bindesalat. Letzterer soll sogar besser, als der eigentliche Spargelsalat sein. — Die Cultur des Spargelsalates gleicht derjenigen des Kopfsalates, selbstverständlich kann er jedoch nicht zu Einfassungen benutzt werden.

Gartenarbeiten im Mai.

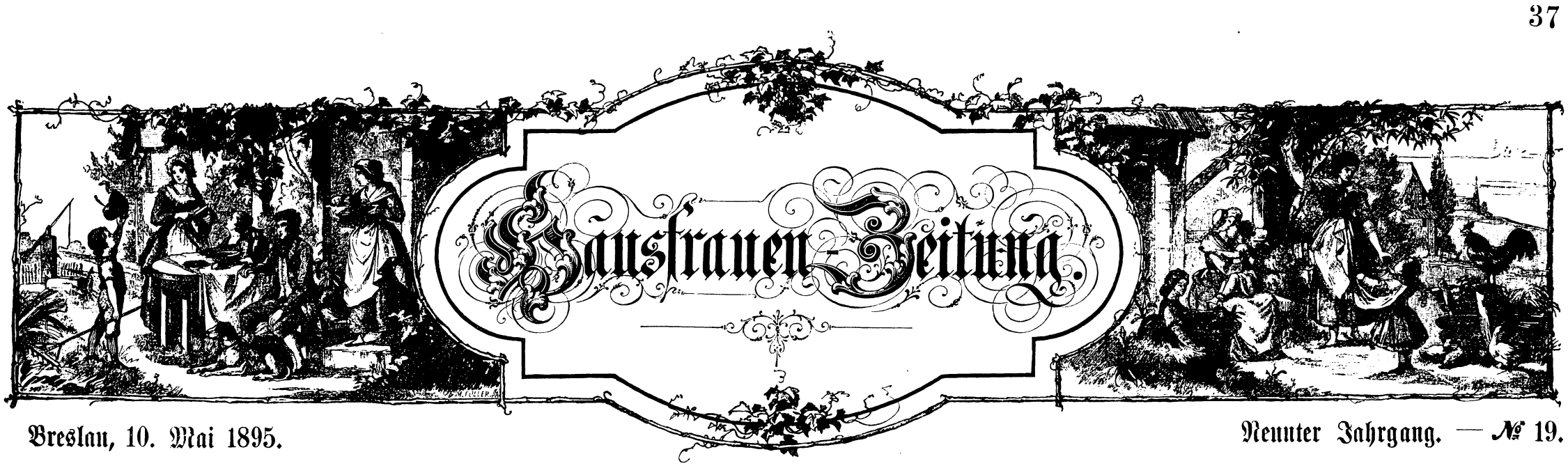
Gemüsegarten. Sind manche der für April genannten Arbeiten noch nicht ausgeführt, so müssen dieselben bald nachgeholt werden. Im April gepflanzte Gemüse müssen bei trockenem Wetter fleißig begossen werden, sie sind zu hacken und von Unkraut reinzuhalten. Von den Kästen mit Setzpflanzen sind die Fenster zu entfernen. Lauch (Porree) und Selleriepflanzen können vor dem Auspflanzen auf kalte Kästen in Mistbeeterde verstopft werden, worauf einige Tage Fenster aufgelegt werden. Wenn nach einigen Wochen zum Auspflanzen wieder herausgenommen, haben derartige Pflanzen ein sehr reichliches Wurzelvermögen und entwickeln sich in Folge dessen prächtig. Die Kerbelrüben sind oft schon zu Ende des Mon. in ihrem Blattwerk abgestorben, also reif; man nimmt sie heraus, schlägt sie, die größeren von den kleinen getrennt, in trockenen Sand ein, verspeist die ersteren nicht vor dem Herbst, weil sie bis dahin seifig bleiben und benutzt die letzteren, ebenfalls im Herbst, zu neuer Anpflanzung. Das nun freigewordene, in den letzten zwei Anbaufristen nicht gedüngte Land wird jetzt stark gedüngt, gegraben, gehackt und mit inzwischen aufgezogenen Gemüsepflanzen besetzt und zwar Blumenkohl oder mittelfrüher Kopfkohl als Hauptfrucht, Kohlrabi und Kopfsalat als Zwischenfrucht. Erbsen sind zu entspitzen, dadurch zu Seitentrieben zu zwingen, welche die Fruchtbarkeit vermehren, mit Reisern zu versehen und zu behäufeln. Kürbis darf man nicht auf den Compposthaufen säen, der dadurch entwerthet würde. Wer Blätter und Stiele von Kohl- und Steckrüben als Gemüse anstatt des dann nicht mehr vorhandenen Spinats essen will (sie geben ein ausgezeichnetes Gericht), der wolle sie möglichst bald dicht säen, wodurch die sich gegenseitig berührenden Blätter zart erhalten und wie die Herzblätter der Rettige in der Küche verwendbar werden. Im Herbst angesäete Karotten, Petersilien- u. a. Wurzeln sind zu verziehen, damit vorerst nicht eine Pflanze die andere berühre; dies ist mehrmals zu wiederholen, bis mit dem Verziehen die erste Ernte verbunden werden kann; aber auch dann müssen dergl. Wurzelgemüse immer gleichmäßig vertheilt stehen bleiben. Im Herbst angepflanzte Kohlarten sind anzuhäufeln und von der vielleicht schon vorhandenen ersten Raupe des Kohlweißlings zu reinigen, auch deren Eier, die in Haufen zusammensitzen, können zerdrückt werden; die Hauptplage der zweiten Raupen wird dadurch vermindert, welche man übrigens beseitigen kann durch Begießen mit 53 Gr. C. heißem Wasser, was nicht einmal den Außenblättern der Kohlköpfe schadet. Es mag hier auf die Wichtigkeit der obengenannten kurzlebigen Gemüse aufmerksam gemacht werden, wie Kohlrabi, Kopfsalat, Radieschen und auch Karotten, namentlich für diejenigen Gärten, welche zum Zweck höchsten Ertrages ununterbrochen bebaut sein sollen. Die Karotte, von August an, im September im kalten Mistbeet, im Frühjahr und während des Sommers wiederholt als Hauptfrucht ohne Dünger angebaut, ist in dieser Weise immer jung, aromatisch und füllt ein Stück Land, welches in anderer Weise vielleicht nicht sofort zu verwerthen wäre. Kopfsalat, Kohlrabi, Radieschen u. a. werden als Zwischenfrucht verwendet. Hauptsache beim Pflegen der Gemüse ist nun das Gießen, das nach kalten Nächten Morgens, stets aber so reichlich zu geschehen hat, daß das Wasser die Wurzelspitzen erreicht; es ist besser selten, aber stark, als oft und nur wenig zu gießen. Bei angewachsenen Pflanzen verwendet man als Nach- und Zwischendüngung die Jauche, aber stets mit darauf folgendem reinem Wasser. Der Composthaufen ist immer feucht zu halten, indem man Löcher hineinstößt und diese mit Jauche füllt, die in ihrem Behälter stets reichlich vorhanden sein wird. Nach starkem Regen soll der Boden im Gemüsegarten aufgelockert und gleichzeitig von Unkraut gereinigt werden. Alles Ungeziefer und die schädlichen Pilze sind fortwährend zu vernichten. Dagegen schone man die sog. Raupeneier, die Puppen im gelben Gehäuse der Schlupfwespe (Mikrogaster glomeratus), welche die Raupe des Kohlweißlings unrettbar tödtet, ferner die Laufkäfer, Kröten, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Maulwürfe, Igel, Ziesel, Spinnen, von denen eine Gruppe (Theridium) die Blutlaus unmittelbar angreift, Dohlen und Saatkrähen, die sich fast nur von Engerlingen, Maikäfern, Schnecken, Maulwurfsgrillen und Mäusen ernähren; sodann die niedlichen Spitzmäuse mit spitzer Schnauze und kleinen Augen, die ausschließlich von Kerbthieren, Würmern, Schnecken u. drgl. leben, schließlich die Vögel.

Gemüsetreiberei. Bei warmem Wetter muß, wenn erforderlich, Morgens oder Abends reichlich gegossen werden, es ist ferner hoch zu lüften, auch können die Fenster bei sehr gutem Wetter während des Tages einige Stunden abgenommen werden.

Aussaat. Kopfkohl, Wirsingkohl, Grünkohl, Rosenkohl, Blätterkohl, Kohlrabi, Kopfsalat, Endiviensalat, Kohlrüben, Sommerrettig, Rapontikawurzel, auf ein an der Nordseite einer niedern Wand angelegtes Saatbeet. Karotten und Erbsen wiederholt. Rothe Rüben, Bohnen, Kürbis, Rapunzel, Spinat, Sommerrettig, an Ort und Stelle. Gurken, die in warmem Raum angekeimten. Melonen, ebenfalls angekeimte auf warmem Fuß (auf ein in einer kleinen Grube von erwärmtem Pferdemist und darauf liegender kräftiger Erde angelegtes Beet).

Pflanzen ins Freiland. Blumenkohl, mittelfrühe Sorten Kopfkohl, Wirsing, Kohlrabi, Kopfsalat, Sellerie, Lauch, Majoran, Eierfrucht, Tomaten (auch am Spalier), spanischer Pfeffer an die wärmste Stelle im Garten, Endivien, Artischocken u. a. im Mistbeet angezogene Pflanzen. In Töpfen gezogene Zwergbohnen.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.



Breslau, 10. Mai 1895. Neunter Jahrgang. — № 19.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Aber weder der mütterliche Blick, noch der abgebrochene Satz aus dem Munde ihres Verlobten schienen bei Edith Verständniß gefunden zu haben — sich im Sattel zurechtrückend, winkte sie der Daheimbleibenden ein lustiges Lebewohl zu.

„Nun fort, Cigarrettchen!“ rief sie, „erst langsam — langsam“, und sie streichelte des Thieres glänzenden Hals. „Wir müssen heute Ehre einlegen, wir beide, um einen gewissen Jemand zu überzeugen, wie herrlich wir mit einander fertig werden können. Ist die Welt nicht schön, Cigarrettchen! — Ach, wenn es doch immer Frühling wäre, immer, Blüthen sproßten und Vögel sängen — heididelduм, heididelduм!“ Sie warf den Kopf zurück und lachte und die Cigarrette schien der Herrin Lebensfreude mitzuempfinden, tänzelnd trug sie die zarte Last.

O, wie schön ist die Welt zur Zeit wo das Herz jung ist und der Frühling, der ewig junge, die Erde schmückt!

Jetzt war Brenken an Ediths Seite, Christian ritt nur wenige Pferdelängen hinterdrein.

„Meine Bitte, die Cigarrette nicht zu reiten, haben Sie nicht erfüllt, Edith“, sagte Brenken, „wollen Sie mir dafür eine andere gewähren?“

„Und die ist?“ Sie sah ihn mit ihrem eigensinnigen und doch so feinen Lächeln an, das sie selbst in den Augen anspruchsvoller Kritiker hübsch erscheinen ließ.

„Die ist, daß Sie sich heute mir widmen, in erster Linie mir das Recht zugestehen, neben Ihnen zu reiten, mir . . .“

„O, halten Sie ein“, unterbrach sie ihn. „Sie werden mich doch nicht zur Sklavin machen wollen! Sind Sie nur der Cigarrette wegen besorgt? Glauben Sie etwa nicht, daß Herr von Erzen und Hamfelde, falls mein Pferd heute Lust zu dummen Streichen hätte, im Stande wären, es zu bändigen?“

Brenken blickte schweigend vor sich nieder und preßte den Knopf seiner Reitgerte an die Lippen.

„Sie wollen mich mißverstehen, Edith,“ sagte er, „Sie hätten sich selbst und mir eine längere Auseinandersetzung meiner Bitte füglich ersparen können. Soll es denn immer dasselbe bleiben, nie zum Frieden kommen zwischen Ihnen und mir? Bin ich denn gar nicht im Stande, Ihnen Hamfelde's Gegenwart zu ersetzen? Werden Sie nie einsehen, daß Sie bald — oder nein, jetzt schon mir angehören! O, Edith, Sie glauben nicht, wie weh Sie mir thun, wie sehr Sie schon meine Ungeduld auf die Spitze getrieben haben.“

Wieder kam ein langes „Ach“ über Edith's Lippen. Sich mit der schmalen Hand das rechte Ohr zuhaltend, rief sie: „Genug für heute, mein Herr Graf, muß sich denn in jede meiner harmlosen Lebensfreuden fortan der Wermuthstropfen Ihrer Eifersucht mischen! Ich habe Sie lieb, das wissen Sie — so lieb — nun, wie die ganze Welt, doch wie in der Frühlingspracht, mit Sonnenschein, Blumenduft und Vogelsang! Ich hasse die trübe, regnerische! — Hier haben Sie meine Hand und nun fort mit den Grillen und soyons amis, Cinna! Was, Sie machen noch immer ein verdrossenes Gesicht, ach Graf, Sie langweilen mich!“

„Das wußte ich längst,“ lautete die Antwort, die in dumpfem Tone gegeben wurde. „Edith,“ — das war so laut gesagt, daß selbst Christian, der Tabak kauend hinterdrein ritt, davon zusammenfuhr — „ich ertrage es nicht mehr und tadle mich selbst, schon allzu lange Ihrem Spiel zugesehen zu haben. Sie nennen mich eifersüchtig und langweilig, lachen und spotten vielleicht gar über mich, Sie zürnen dem Schicksal, das Ihr junges Leben über kurz oder lang an das eines Pedanten ketten wird, Sie . . .“

„Still, um Gottes willen, still,“ rief sie, zornige Röthe im Antlitz, „dort kommen die Anderen, sollen sie etwa Zeuge unseres Zwistes sein? Vorwärts!“

In wenigen Augenblicken war die Cavalcade bei einander. Allgemeines Begrüßen, Vorwürfe wegen des späten Kommens auf der einen, Entschuldigungen auf der anderen Seite. Freilich war es nur Edith, die sprach, Brenken sah so finster darein, als habe er mindestens die größte Lust, wieder umzukehren. Jetzt erst ritt Hamfelde heran, der Herrn von Erzen und Bertha gefolgt war. — Mit welch lässiger Eleganz saß er zu Pferde, wie vortheilhaft stand ihm das sich durch neuesten Schnitt auszeichnende Reithabit!

Er verbeugte sich gegen Edith und sich dann an Brenken wendend, sagte er: „Werden Sie, gestrenger Verlobter, mir gestatten, diese Veilchen, die bescheidensten aller Blumen, hochdero Braut zu Füßen zu legen?“

Brenken erwiderte nichts, was hätte er dazu auch sagen, was dagegen einwenden sollen? Nichts, aber er fühlte einen nagenden Schmerz in der Herzgegend und dieser Schmerz verdroß ihn.

Edith hingegen dankte dem Geber durch ein übermüthig frohes Lächeln und steckte die Blumen ins Knopfloch. Dann ritt man weiter.

Der Weg war herrlich, bald führte er durch den noch winterlich blätterlosen Wald, bald über Wiesen und Weiden. Aber die Stimmung war nur eine erzwungen lebendige, und die Einzige, welche das Gespräch im Gange hielt, war Edith.

Herr von Erzen, der schlechteste Reiter von der Welt, bereute es im Stillen lebhaft, die Strecke nicht im Wagen, wie seine Frau, zurückgelegt zu haben. Bertha, die ihres Vaters Talentlosigkeit in diesem Fache geerbt hatte, machte es sichtlich Mühe, mit den Anderen Schritt zu halten.

Ach, wäre doch Wolf hier, dachte sie, oft ihre großen Augen wie hilfesuchend in die Ferne schweifen lassend. Sie fürchtete sich nie, wenn er ihr zur Seite ritt. Wie gut verstand er es auch, ihr Muth einzusprechen! — Hamfelde benahm sich Edith gegenüber so zurückhaltend, wie es sonst nicht seine Art war. Er ritt nicht einmal neben ihr und erzählte Bertha mit einer für Alle vernehmlichen Stimme, daß der Arzt seiner Frau die Abreise von Cannes, wo sie den Winter zugebracht hatte, gestattet habe, und daß er sich sehr auf ihre Rückkehr freue. Die flüchtigen Bemerkungen, die ihm Edith hie und da zuwarf, beantwortete er kaum anders, als mit einem Lächeln des Verständnisses.

Aber gerade diese lässige, fast intime Art des Verkehrs zwischen Beiden verstimmte Brenken noch mehr. Vielleicht wäre er heute auf jede Weise unzufrieden gewesen — mit sich selbst war er es am meisten, und warum? . . .

Warum mußte er, der vornehme ernste Mann, der in der Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht hielt, bisher vollauf Befriedigung gefunden hatte, sein Herz, dieses starke ehrliche Herz, an ein Mädchen hängen, das einer Libelle gleich am liebsten Tag ein Tag aus über lachende bunte Dinge flatterte. Täuschte er sich, wenn er mehr in ihr vermuthet hatte?

„Gottlob, daß wir jetzt wieder im Freien sind,“ rief Edith, als man auf eine sich weithinstreckende Weide gelangte. „Der Wald mit seinem grünlich-grauen Dämmern wirkte bedrückend auf mich.“

„Sie verlieren die Veilchen, die Sie die Gnade hatten, von mir anzunehmen,“ sagte Hamfelde, jetzt an sie heranreitend und ihr den sich lösenden Strauß reichend.

„Da fällt mir etwas ein,“ rief sie, die Blumen an ihrer Schulter befestigend. „Sie, Baron, und ich führen eine tour de rose auf. Wir zeigen den Anderen unsere Geschicklichkeit und Du, mein Cigarrettchen, legst Ehre ein.“

„Nein, Edith, das erlaube ich nicht,“ rief Brenken, „der Boden ist viel zu weich und Sie sind durchaus keine sichere Reiterin.“

„Oho!“ Edith warf wieder den Kopf zurück, doch rasch einen weniger eigenwilligen Ausdruck annehmend, fuhr sie fort: „Sie müssen es erlauben, gestrenger Herr und Gebieter. Der Dame seines Herzens schlägt kein Ritter eine Bitte ab. Sehen Sie, wir sind gleich am Ziel, dort liegt das Wäldchen, wo im Forsthause Tante Marianne mit ihrem Frühstück unserer harrt. Dies improvisirte jeu de violettes wird uns Allen erst rechten Appetit machen.“

„Aber um Gotteswillen, Fräulein Edith,“ sagte Erzen besorgt.

„Nein, Edith, ich erlaube es nicht,“ rief Brenken abermals. Aber: „Fort Cigarrettchen!“ ertönte es schon und dahin flog sie und Hamfelde ihr nach. — Erst ging es eine Zeitlang im Galopp vorwärts und dann warf Edith, bemerkend, daß Hamfelde ihr in unmittelbarer Nähe folge, die Cigarrette herum. Und nun ritt sie bald hier, bald dorthin, nicht der Gefahr gedenkend, die auf so schlüpfrigem Boden ihrer drohte, und er ihr nach, nicht schneller als sie. — In der That, die Cigarrette und ihre Reiterin leisteten Erstaunliches. So ging es eine Weile weiter; die Gewandtheit der Cigarrette bot Hamfelde's und seines Pferdes Virtuosität Stand. Jetzt aber kamen die Beiden zu dicht an einander. Edith, im wachsenden Uebermuth, hatte die Vorsicht wohl etwas hintan gesetzt, mit letzter Kraftanstrengung bog sie noch einmal aus, doch Hamfelde machte eine meisterlich geschickte Pirouette und war wieder an ihrer Seite. — Seine Finger streiften ihre Schulter. — „Fort, Cigarrette!“ rief sie noch einmal und das Thier hatte es verstanden und jagte davon. — Vergebliches Bemühen, Hamfelde war Sieger, er hielt die Veilchen in der Hand.

Brenken hatte dem Schauspiel schweigend zugesehen. Im ersten Augenblick meinte er den beiden folgen zu müssen, um Edith zum Gehorsam zu zwingen, im nächsten Augenblick jedoch verwarf er einen Gedanken, dessen Ausführung ihn nur noch mehr mit ihr entzweien würde. Er rührt sich nicht vom Fleck und sieht zu, wie seine Braut mit diesem verhaßten Hamfelde ein tolles, übermüthiges Spiel treibt. Aber das soll, das muß anders werden, fortgehen konnte es nicht so, er will ein entscheidendes Wort mit ihr reden — heute noch! — Wie weit sie auch reitet, seinem Auge entgeht keine ihrer Bewegungen, aber die Sorge um sie ist jetzt fast größer als sein Zorn. Dennoch verräth er durch keinen Laut seine innere Erregung. — Vater und Tochter Erzen verstehen ihn nicht, sie ahnen nicht, wie jedes ihrer bangen erschreckten „Ah's“ und „Oh's“ seine Nerven bis zum äußersten anspannt.

„Das Frölen kann sich nicht mehr halten; man sieht's ja! O, Barmherzigkeit! Bald sind sie im Walde bei den Steinbrüchen und dann giebt es ein Unglück,“ schreit plötzlich Christian, ohne jedoch auf den Einfall zu kommen, der Gefahr in irgend einer Weise abzuhelfen.

Wozu auch? Er kann sich das ruhige Zusehen erlauben, der gefährdeten Reiterin naht bessere Hülfe. Mit verhängten Zügeln setzt Brenken ihr nach. Ein kurzer rasender Ritt und dann ist er hinter ihr um Pferdelänge. Es ist, als wollte die „Cigarrette“ sich aller Fesseln entledigen. — Ein Augenblick noch und es wäre ihr gelungen, ihre Reiterin auf's Gerathewohl zu Boden zu schleudern; nicht auf den weichen der Wiese, denn diese liegt längst hinter ihnen, sondern auf ein steiniges Brachfeld, das sich unter ihnen ausbreitet. Doch die helfende Hand ist zur Stelle. Schon faßt sie die Zügel und bringt im nächsten Moment das aufgeregte Thier zum Stehen.

„Sie sind es — ach! — ich danke Ihnen! Ich muß bekennen — daß es mir seit den letzten Minuten ungemüthlich wurde. — Ach, diese Athemnoth — es ist entsetzlich! Sind Sie obendrein böse? — Sie sehen so finster aus . . .“

Er preßt die Lippen zusammen, um ein heftiges Wort, das ihnen entschlüpfen will, zurück zu drängen. Dann versucht er ihr erregtes Pferd zu beruhigen und als ihm das einigermaßen gelungen ist, reitet er im Schritt weiter, mit der Linken ihren Zügel haltend. — Bald haben sie die Wiese wieder erreicht. Die Uebrigen, Hamfelde voran, reiten ihnen entgegen.

„Ihr Verlobter kam mir zuvor,“ ruft dieser Edith zu. „Hier sind Ihre Veilchen, die unschuldige Ursache unseres Kampfes, die armen Dinger lassen vor Angst und Bangen schon die Köpfchen hängen.“

Er reitet dicht an sie heran und läßt — wie er ihr den Strauß reicht — sein Pferd vor ihr niederknien. Dann zieht er den Hut bis zur Erde ab, legt die Rechte auf die Brust, wie es die Ritter im Turnier vor ihrer Coeur-Dame zu thun pflegten, und murmelte irgend eine Galanterie.

„O, das ist hübsch!“ ruft Edith, den gelösten Faden, der die Veilchen noch hält, von den Stielen streifend, und die welken Blumen über den Knieenden streuend.

„Empfangen Sie, mein Ritter, den Lohn, der Ihnen gebührt.“

Doch dieser scheint mit der Blumenspende noch nicht zufrieden, er erfaßt den Saum ihres Kleides und preßt die Lippen darauf.

„Jetzt ist das Spiel wohl aus,“ fällt hier Brenken ein, „und Sie, Edith, werden mir erlauben, Sie nach Hause zu geleiten. Sie sind erhitzt, überangestrengt, eine Fortsetzung des Vergnügens für Sie ist ausgeschlossen.“

Nicht die Worte an sich, vielmehr der Ton, in dem er sie vorbringt, macht sie erbleichen.

Hamfelde's ironisches Lächeln sieht sie nicht, ihr Blick irrt über die sonnige Weite, aber ihr ist's mit einem Mal, als sehe sie durch einen grauen Schleier, der ihr das Schaffen und Weben des Frühlings unsichtbar macht.

„Ja, ich möchte nach Haus“, sagte sie dann, „mich verlangt nach Ruhe — dieser Extraritt“ — sie versucht zu lächeln, was ihr nicht recht gelingt — „wir haben wohl noch allesammt die Wintersteifheit in uns. Adieu, meine Herrschaften“ — sie schüttelt Vater und Tochter Erzen die Hand — „grüßen Sie mir Tante Marianne, ein andermal werde ich nicht wieder Spielverderberin sein. Adieu, Baron . . . .“ Dieses letzte wurde mit abgewandtem Kopf im Weiterreiten gesagt, aber der, dem der Gruß galt, sah es, wie sich der schlanke Hals, soweit er bis zum Haarknoten sichtbar ward, purpurn färbte und Brenkens von Sorge und Mißtrauen geschärftes Auge sah es erst recht.

Erst eine Weile im Schritt, dann in leichten Trab verfallend, schlugen sie den Rückweg ein; genau wie vorher trottete Christian hinterdrein und kaute Tabak.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als Edith die Cigarrette wieder Schritt gehen ließ. Sie ertrug die Stille nicht mehr, und weit entfernt, ihn verletzen zu wollen, nur in der Absicht, irgend etwas zu sprechen, sagte sie: „Warum begleiten Sie mich denn eigentlich, glauben Sie, ich wäre noch zu weiteren Extravaganzen aufgelegt? Christian, dächte ich, wäre mir wohl Schutz genug gewesen.“

Er antwortete nicht gleich, fast scheu sah sie zur Seite, aber er blickte sie nicht an.

„Gesund, unversehrt, wie ich Sie aus der Hand Ihrer Eltern empfangen habe, so möchte ich Sie wieder zurückgeben“, versetzte er dann.

Was hatte er damit sagen wollen! Sie sah ihn einen Moment fast erschreckt an, sein Blick ruhte immer noch auf dem dunkelglänzenden Hals seines Rappen, aber er athmete ruhig.

Und wieder ging es schweigend voran. Dann begann sie noch einmal: „Sie nehmen die Sache zu tragisch und ich . . . nun ich nehme sie wohl ein wenig zu leicht, das ists. Aber sprechen Sie, bitte, das Schweigen ertrage ich nicht länger.“

Dieser erregte Ton war etwas ganz außergewöhnliches bei ihr, er zwang ihm gewissermaßen eine Antwort ab.

„Ich weiß es, Edith“, begann er, „daß Sie mich für nicht viel mehr als einen kleinlichen Pedanten halten, oh, fände ich Gelegenheit, Sie vom Gegentheil zu überzeugen! Ihre kindischen Thorheiten, ihre Launen habe ich ertragen, eins aber ertrag ich nicht . .“

„Das ist?“

„Daß Sie im Uebermuth Ihr, mein Glück aufs Spiel setzend, blindlings in die Gefahr hineinrennen.“

„Gefahr? Ach, Herr Graf, Sie können nicht im Ernst sprechen!“

Er lachte bitter auf. „Noch nie war mir ernster zu Sinne als in diesem Augenblick, Edith“, er machte eine Pause, als fielen ihm die Worte schwer — „haben Sie mir nichts, gar nichts zu sagen?“

Jetzt war Dönkirch in Sicht, aus dem Rahmen der noch grauen Parkbäume ragten ein paar Schloßthürme hervor; in den Fenstern des linken, fast frei liegenden Flügels spiegelte sich die Sonne.

Auf den Hals seines Rappen herabgebeugt, starrte Brenken eine Weile auf das stolze frühlingsfrohe Bild, dann raffte er sich auf. „Ich habe Ihr Schweigen verstanden“, sagte er. „Sie tragen nicht allein die Schuld an dem, was ich leide, ich nehme einen Theil derselben auf mich, beging ich doch die Thorheit, Ihr Schicksal an das meine zu ketten. Vielleicht finden Sie einen Anderen, der genau so ist, wie Sie sich den Mann denken, für den Sie im Stande wären, Ihre Freiheit zu opfern, vielleicht finden Sie auch einen, der Ihnen keine Schranken stellt. Sie sagten mir, daß ich Sie nehmen müsse, wie Sie seien: ich hatte mir das leichter gedacht. — Doch nun genug davon, ich gebe Sie frei!“

Da fuhr auch Edith, die lässig dagesessen hatte, im Sattel in die Höhe. „Martin!“ rief sie. Es war das erstemal, daß sie ihn so nannte.

Ein Sonnenstrahl zitterte auf ihrem Haar und entlockte ihm blitzende Funken; er tauchte ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt, das schöne edle Thier unter ihr in rothgoldene Tinten.

Einen Moment sah er sie noch an, dann zog er grüßend den Hut. „Der Park ist erreicht, Sie sind zu Haus. Leben Sie wohl . .“

Darauf wandte er sein Pferd, gab ihm die Sporen und sie hörte ihn im Galopp davon sprengen.

Edith war im Schloßhof angelangt und wußte selber nicht wie. Ihre Eltern saßen am Fenster und gaben durch Blicke und Bewegungen ihr Erstaunen über ihre unerwartet frühe Rückkehr zu erkennen. Edith beeilte sich nicht, ihnen Aufklärung zu verschaffen, sie musterte an der Cigarrette herum, hörte Christians wortreiche Auseinandersetzungen über diese und jene selbstverständlichen Dinge mit einer ihr neuen Geduld an, ging dann schleppenden Schrittes auf ihr Zimmer und nahm sich geraume Zeit zum Umkleiden. Dann erschien sie im Salon.

„Was ist geschehen, Edith“, rief ihr die Baronin entgegen. „Deine frühe Rückkehr beunruhigt mich.“

Edith ließ sich in den nächsten Fauteuil fallen. „Der Ritt hatte mich ermüdet, vor dem Forsthaus bin ich schon umgekehrt.“

„Und Brenken hat Dich allein nach Haus reiten lassen?“ fragte der Vater verwundert.

„Nein, bis zum Park kam er mit.“

Der Baron runzelte die Stirn: „Und dann?“ forschte er weiter.

Einen Augenblick fehlte Edith der Muth zum Sprechen, aber einen Augenbick nur, denn mochte sie nun sein, wie sie wollte, feige war sie nicht. „Und dann“, wiederholte sie, „dann trennten wir uns — für immer —“

Baron Barmers Händen entglitt die Pfeife, ihr Porzellankopf fiel in Scherben auf den Boden. Seine Gattin sank mit einem Schrei in ihren Sessel zurück. Doch die Betäubung, die Edith mit ihren Worten auf ihr Auditorium bewirkt hatte, dauerte nur wenige Sekunden, dann entlud sich der ganze Zorn, dessen Baron Barmer fähig war, auf Ediths Haupt. Seiner Gattin Worte und Wehklagen verloren sich in seinem Grollen und Wüthen wie das Zirpen eines Vogels im Geroll des Donners.

Baron Barmer war außer sich, er schalt auf den Leichtsinn, die Herzlosigkeit seiner Tochter, ging von ihr auf die Mutter über, die sie erzogen und die für ihr Thun und Lassen die Verantwortung trage. Er sprach wie stets, wenn er heftig wurde, hart und unüberlegt; der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und erst, als der Athem ihn im Stich ließ, schwieg er. Dafür nahm nun seine Gattin das Wort, in ihrer Aufregung alles durch einander werfend. Bald sprach sie von Edith, weinte über ihre ungerathene Tochter und begann sich selbst, ob der neuen Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihres Gatten, zu beklagen. Sie sprach sogar von Joachim, von Wolf, von Josa, wieder von sich und endlich wieder von Edith.

Baron Barmer trocknete seine Stirn. Dann sprang er auf, stieß die Porzellnnscherben mit dem Fuße zur Seite und rief mit einer abwehrenden Bewegung gegen seine Frau: „Rege Dich nicht unnütz auf, ich verstehe Dich doch nicht. Das nur weiß ich, die Meinen gehören sammt und sonders ins Tollhaus, und ich selber am Ende auch.“ Damit ging er und ließ die Thüre dröhnend ins Schloß fallen.

Jetzt hatte sich Frau von Barmer soweit gesammelt, daß sie im Stande war, die begonnene Klage in einer ruhigeren Tonart fortzusetzen, doch Edith ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Wahrhaftig, Mama, Du solltest Dich nicht so aufregen“, mahnte sie. „Du sollst sehen, morgen wirst Du Deine Migräne haben.“ Einen flüchtigen Kuß hauchte sie auf der Baronin Stirn, dann ging auch sie. Einen Augenblick später finden wir sie in ihrem Zimmer.

Der Abend ist herabgesunken. Wie unter dem Druck der Dämmerung stehen die Möbel da, still und ernst; laue Luft strömt durch die geöffneten Fenster und streicht sanft wie eine zarte Hand über Blumen und Blatt-

pflanzen. In einem Fauteuil unter der Palme, unter der sie Hamfe zum erstenmal sah, kauert jetzt Edith.

Es ist still gewesen bislang — plötzlich beginnt eine Nachtigall draußen zu schlagen — erst ganz leise, dann lauter — schmerz- und liebedurchglüht. Edith hörte es, das Gesicht in die Polster gedrückt, weint sie bitterlich . . .

(Fortsetzung folgt.)

Hygienische Bedeutung des Sonnenlichtes.

Es ist längst bekannt, daß die Sonne den Erdgeborenen nicht nur ihre physikalischen Wirkungen, Licht und Wärme, zu Gute kommen läßt, sondern mittelbar auch auf Körper und Geist selbst einen segensreichen Einfluß ausübt; Jeder hat es an sich selbst schon erfahren, daß er an sonnigen Tagen froh und heiter gestimmt wird, während man sich an trüben Tagen ernst und gedrückt fühlt. Ebenso kann man beobachten, daß unter dem Mangel des natürlichen Lichtes die Entwickelung namentlich des kindlichen Körpers leidet. Kinder, die in lichtarmen, besonders Hof- und Kellerwohnungen aufwachsen, haben in der Regel ein blasses, kränkliches Aussehen. Diese Thatsachen weisen deutlich auf eine hygienische Bedeutung des Sonnenlichtes hin, die Prof. Dr. Uffelmann-Rostock in einem Aufsatz näher erläutert hat, aus dem wir das Wesentlichste hier im Auszuge mittheilen wollen. Durch Moleschott in Rom ist zuerst festgestellt worden, daß der thierische Körper im Licht mehr Kohlensäure ausscheidet und dementsprechend auch mehr Sauerstoff aufnimmt als im Dunkeln; ebenso konnte er im Licht eine größere Reizbarkeit der Nerven und höhere Leistungsfähigkeit der Muskeln beobachten. Durch diese Umstände wird eine allgemeine Steigerung des Stoffwechsels herbeigeführt. Diese hat man nicht nur der physiologischen, sondern zum Theil auch der chemischen Wirkung der Sonne zuzuschreiben, besonders den blauen und violetten Strahlen auf deren Einwirkung auch die Bräunung der Hautfarbe in sonnigen Gegenden, die Bildung von Sommersprossen und dergleichen zurückzuführen ist, während andererseits die grau-gelbliche Hautfarbe der Eskimos, die man auch bei Theilnehmern von Polarexpeditionen am Schluß der langen Polarnacht beobachten kann, durch den Mangel der chemischen Lichtwirkung der Sonne entsteht. Des Weiteren wirkt eine geringe Menge von Licht schädlich auf das Auge, das stärker angestrengt werden muß.

Das Sonnenlicht trägt zur Reinhaltung der Luft bei, indem es den Stoffwechsel der grünen, chlorophyllhaltigen Pflanzentheile beeinflußt. Durch deren Arbeit wird die Atmosphäre von der giftigen Kohlensäure befreit, welche sich sonst in steigender Menge ansammeln würde, und sie giebt ihr den lebenswichtigen Sauerstoff zurück. Auch in der Weise wirkt das Sonnenlicht luftreinigend, daß es die Oxydation der in ihr vorhandenen organischen Stoffe und damit ihre Beseitigung fördert. So ist z. B. der muffige Geruch, welcher in den Wohnräumen so unangenehm berührt, in Nordzimmern stärker und hält sich dort länger als in Südzimmern, die von der Sonne beschienen werden. Endlich tödtet das Sonnenlicht gewisse Mikroorganismen, einzelne sogar schon in ihren Keimen, wie die Milzbrandsporen, den Soorpilz und andere; Lymphe, welche wirksamen Impfstoff enthält, verliert, im Licht aufbewahrt, ihre Kraft. Der gefürchtete Hausschwamm (Merulius lacrymans) entwickelt sich lediglich im Dunkeln, im Stadium des eigentlichen Wachsthums verträgt er das Licht nicht, erst in dem der Fruchtbildung sucht er es auf, dringt zwischen den Balken hervor und bildet seine Keime. Der Einfluß des Mangels an Sonnenlicht auf die Entwickelung von Krankheiten ist in Rostock durch eine Statistik über die dort in fremder Pflege untergebrachten Kinder festgestellt worden. Von 98 solcher Kinder litten 12 an Skrophulose, dieser Vorstufe der Schwindsucht, von denen 4 in Kellerräumen, 5 in dunklen Hofräumen wohnten, welche der Sonne keinen Zutritt gestatteten. Auf eben diese Ursache wird die Entstehung der Malaria namentlich in Italien, dem klassischen Boden dieser Krankheit, zurückgeführt. Das satyrische Sprichwort: „Wohin die Sonne nicht kommt, kommt der Arzt", gilt dort ganz besonders in Bezug auf die Malaria. Auch in unseren Colonien in Kaiser Wilhelmsland hat Dr. Schellong das häufige Auftreten von Malaria auf den Mangel an directem Sonnenlicht in den Wohnhäusern zurückgeführt.

Die Behandlung meiner Gurken-Culturen.

Herrschaftsgärtner Stephan.

Meine Gurkenbeete sind, wie die übrigen Gartenbeete, 1 m 35 cm breit, dabei ist aber der Weg (Furche), der beim Abtreten gebildet wird, mitgerechnet. In der Mitte jedes Gurkenbeetes ziehe ich eine seichte Rille und lege in der ersten Hälfte des Mai die Gurkenkerne hinein. In der Hauptsache ziehe ich nur Schlangengurken für den Markt; etwa zwei oder drei Beete auch mittellange Gurken; nur so viel, als ich für die herrschaftliche Küche und für meinen eigenen Haushalt zu verbrauchen gedenke, auch solche zum Einsauern; außerdem decke ich noch den kleinen Bedarf für den hiesigen Ort zum Verkauf an die Bauern. Für den großen Markt jedoch ziehe ich ausschließlich nur große Sorten, da die kleinen Sorten die aufgewendete Mühe nicht lohnen.

Nach zwei Wochen sind meine Gurken fast alle aufgegangen. (Gelegt werden die Kerne regelmäßig auf 17 cm Entfernung, so daß, wenn später zwei Pflanzen ausgehoben werden, die zwei nächsten, immer bleibenden Pflanzen ein Raum von 50 cm trennt.) Sind sie nun alle aufgegangen und die Keimblätter gut entwickelt, so beachte ich zunächst peinliche Reinlichkeit, indem ich die Reihen leicht mit einer kleinen Hacke durchhacke und sie so unkrautfrei halte. Nächst diesem schütze ich die Pflänzchen vor den austrocknenden Winden und vor der Sonne, indem ich die Reihen täglich mit einer Brause übergieße und so die Oberfläche stets feucht erhalte. — Haben sie das erste Herzblatt gut entwickelt, so wird die Erde etwa 25 cm von der Reihe entfernt, mit einer Hacke oder kleinen Harke auf beiden Seiten leicht angezogen. Hierdurch entsteht ein kleiner Damm mit einer Vertiefung in der Mitte, in welcher die Pflanzen stehen. Bei Wind und Sonne bekommt jede Reihe täglich eine Kanne Wasser. Die kleinen Dämme sichern den Pflanzen Schutz vor den rauhen Winden, und haben noch den Zweck, daß sich das Wasser beim Gießen nicht verlaufen kann, wie auf dem flachen Beete. Es bleibt in der Rinne und kommt den Pflanzen allein zugute. Diese wachsen schnell, zusehends und bis Mitte Juni haben sie fünf bis sechs kräftige, starke Blätter getrieben. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, werden sie nun ohne Gnade von der ersten bis zur letzten Pflanze „verbrochen", d. h. das Herz oben wird vollständig ausgebrochen, so daß nur der Stengel mit den vier oder fünf Blättern stehen bleibt. Zugleich werden die überschüssigen Pflanzen sämmtlich mit Ballen ausgehoben und auf neue Beete gepflanzt, soweit sie nicht zur Ausbesserung und Ergänzung etwa ausgebliebener Pflanzen in alten Beständen Verwendung finden. — Es werden immer zwei Pflanzen ausgehoben, die dritte bleibt stehen, so daß also die verbleibenden Pflanzen jetzt einen Abstand von regelmäßig 50 cm haben. Von jetzt ab bekommen sie bei Sonnenhitze täglich zwei Kannen Wasser die Reihe, denn ihr Feuchtigkeitsbedürfniß wird immer größer. Die Oberfläche muß stets feucht gehalten werden; niemals darf sie ein weißes Aussehen erhalten, oder gar Sprünge und Risse bekommen. Trockenheit heißt hier Stillstand! Die weitere Entwickelung zu beobachten macht nun wahres Vergnügen. Täglich sieht man, wie die Seitenranken mit aller Macht aus den Blattwinkeln hervorbrechen, sich strahlenförmig nach allen Seiten ausbreiten und zu großer Vollkommenheit entwickeln. — Sobald dieses Stadium eingetreten ist, wird es die höchste Zeit, noch eine Hauptarbeit vorzunehmen: Die von der ersten Behäufelung noch unthätig zurückgebliebene Erde wird nun von beiden Seiten vollständig an den Damm gezogen, und zwar nehme ich die Erde bis dicht vom Wege weg. Am besten mit einer eisernen Harke, mit der dies am schnellsten geht; vom Wege nehme ich noch die Hälfte dazu, um recht viel Erde zum Damm zu gewinnen. Das ganze Beet bildet nun einen einzigen Damm mit entsprechender Vertiefung in der Mitte für die Pflanzen.

Keinesfalls darf man so lange warten, bis die Ranken schon zu lang geworden sind, da sie dann beim Dammziehen abgebrochen oder beschädigt werden. — Die Dämme verfolgen einen fünffachen Zweck: 1. Kommt sämmtliches Wasser beim Gießen nur den Wurzeln zugute; 2. bleibt die Erde im Damm viel lockerer, als in flachem Zustande; 3. der Damm braucht nicht mehr gehackt zu werden und hält sich auch viel reinlicher als sonst, da ja durch das Anhäufeln sämmtliches Unkraut ausgerissen, getödtet und vernichtet wird durch Erstickung; 4. die Sonne findet am Damme einen ungleich größeren Halt und durchwärmt die Erde viel schneller, als im ebenen Beete und 5. läuft bei Regenwetter das Wasser weit schneller ab, infolge dessen trocknen die Gurken auch schneller, und da die Ranken auf dem Damme viel luftiger und hohler liegen, so werden sie bei Regenwetter lange nicht so beschmutzt und der höchst verderblichen Fäulniß ausgesetzt, als auf dem breiten, flachen Beete.

Da meine Beete von Osten nach Westen ansteigen, so ziehe ich noch unterhalb jeder Pflanze einen Querdamm, damit das Wasser beim Gießen stehen bleibt, nicht abläuft und die unteren Pflanzen verschwemmt. Jetzt wird nur mit dem Rohre gegossen, und zwar alle Abende und durchdringend, so daß jedes Beet bei großer Hitze 6 bis 8 Kannen Wasser erhält. Werde ich am Abend durch irgend eine Arbeit einmal vom Gießen abgehalten, so wird am anderen Morgen mit aller Strenge und unerbittlich das Fehlende nachgeholt. Da jeder Stock 4, 5 bis 6 Ranken treibt und diese sich bald mit den Ranken der Nachbarpflanze vereinigen, so dauert es auch gar nicht lange, und meine Anlage ist nur noch ein einziger Wald von Ranken und Blättern. Das sind nun alles Seitenranken von 2 m Länge und einer Blattentwickelung, die denen der Kürbisse nichts nachgiebt und die nun ihrerseits eine ganz unglaubliche Menge von Früchten bringen. Oft 6 bis 8 Früchte unmittelbar über- und nebeneinander ist gar keine Seltenheit, die alle vollkommen ausgebildet werden. — In der zweiten Hälfte des Juli findet die erste Abnahme statt. Da ich die Rankenmasse nicht nach Belieben und der Länge des Beetes nach, sondern nur quer über die Beete wachsen lasse, so ist natürlich bis Mitte Juli von einem Wege keine Spur zu sehen, und so müssen die Ranken in gewissen Abständen zusammengeschoben und Hohlräume geschaffen werden, in die ich beim Durchsuchen den Fuß setzen und allenfalls den Korb auch einmal wegstellen kann.

Natürlich kann von einer Nebenpflanzung auf den Beeten bei meinem Verfahren keine Rede sein.

Sobald man mit der Gießkanne nicht mehr hinein kann, ohne Schaden zu machen, dann hat auch das Gießen eine Ende, sie bleiben sich jetzt selbst überlassen. Die Menge der Gurken, die ich jede Woche abnahm — darunter Gurken, wie die herrliche „Berliner Aal" von 55 cm Länge — setzte hier alle in Erstaunen. Die Herrschaft sagte, so etwas sei hier noch nie dagewesen. — In Gnesen bin ich seit zwei Jahren der einzige gewesen, der überhaupt Schlangengurken auf den Markt gebracht hat und noch dazu von solchen Dimensionen. Selbst den vorigen naßkalten Sommer hatte ich nicht zu klagen. Ein Handelsgärtner in Gnesen sagte mir: „die Gurken sind aber nicht bei Gnesen gewachsen." Ja wohl, sagte ich, die sind gerade bei Gnesen, die sind in O. gewachsen. Von 6 Beeten, 20 bis 25 Schritt Länge, habe ich in der vorigen Saison 150 Mandeln Schlangengurken geerntet. In meinen früheren Stellungen, in verschiedenen Gegenden und Gütern, überall die gleichen Erfolge mit diesem Verfahren. — Dünger- und Jauchegruß brauche ich nicht.

In der Wahl des betreffenden Stückes bin ich aber sehr vorsichtig. — Falsch ist es, in jedem Falle und in jeder Lage Gurken ziehen zu wollen. Man sehe sich doch erst das Stück Land recht genau an. Vor allen Dingen muß die Lage völlig windfrei sein, d. h. von der Sturmseite so viel wie möglich geschützt, denn rauhe Winde sind der Gurken Tod.

Der Boden muß durchlassend sein. Für bindigen, kalten und schweren Boden paßt das Verfahren nicht in gleicher Weise — vor allem das Gießen nicht.

(Prakt. Rathg.)

Das Bestecken der Erbsen.

I. Ohne Busch.

W. Dohm-Kiel (im Prak. Rathgeber).

Guter Erbsbusch ist hier theuer, auch ist es umständlich, bisweilen überhaupt kaum möglich, welchen zu bekommen. Ich ziehe daher seit einer Reihe von Jahren meine Erbsen ohne Busch.

Aus meinen Bohnenstangen — es sind schlanke Fichtenstämmchen — wählte ich die schönsten aus. In Abständen von 20 cm schraubte ich kleine Drahthaken hinein, so daß sie möglichst senkrecht übereinander stehen. Die Stangen stoße ich in Abständen von 2—3 m etwa 50 cm tief in die Erde und stampfe sie tüchtig fest. Das Einsetzen von Stangen kann geschehen, ehe die Erbsen gelegt werden; es läßt sich diese Arbeit aber auch sehr wohl dann noch ausführen, wenn die Pflänzchen bereits aufgegangen sind. Stehen die Stangen, so hänge ich an die Haken nach Bedürfniß verzinkten Eisendraht. Der Draht darf nicht zu dünn, aber auch nicht zu dick sein. Ist er zu dünn, so hat man im Herbst beim Abnehmen Schwierigkeit, ist er zu dick, so kann man ihn nicht genügend straff ziehen und zieht die äußeren Stangen gegen einander zusammen und das Ganze sieht unordentlich aus. Statt der Eisendrähte würde man auch Bindfaden verwenden können, derselbe müßte aber, um gegen den Witterungswechsel weniger empfindlich zu sein, vor dem Gebrauch mit Leinöl getränkt werden. Sollen alle Drähte möglichst gleichmäßig gespannt sein, damit das Ganze recht hübsch aussieht, so befestigt man in entsprechender Höhe wagerecht laufende Querstangen, die ein Zusammenziehen der senkrecht stehenden Stangen verhindern. Die Erbsen klettern mit Hilfe ihrer Wickelranken vorzüglich von Draht zu Draht und halten sich so fest, daß selbst der Sturm sie nicht losreißen kann. Auch ein Abknicken der Stengel ist nicht zu befürchten, wenn man dafür Sorge trägt, daß die Pflanzen nicht mehr als etwa 20 cm über den obersten Draht hinausragen. Damit der Wind auch dann meinen Erbsen nicht gefährlich wird, wenn er in der Längsrichtung der Beete bläst, habe ich eine große Anzahl von Drahtenden hergestellt, die ich mit ihren hakenförmig gebogenen Enden so über die Längsdrähte hängen kann, daß sie ein Zusammengeschobenwerden der Pflanzen verhindern.

Indem ich in der Zeit, wo die Pflanzen am üppigsten wachsen, womöglich täglich zwischen meinen Erbsenbeeten hindurchgehe und die naseweis mit ihren Köpfchen zu weit in die Welt hinauslugenden Pflanzen sanft hinter die Drähte zurückbiege, erziele ich Erbsenbeete, die einen tadellosen Anblick gewähren und großen Ertrag geben.

Ich baue seit einer Reihe von Jahren eine prächtige Mark-Erbse, die eine Höhe von 2—9½ m erreicht An Busch war sie nicht zu halten, an dem Drahtgerüst hält sie sich sehr schön.

Kleine Mittheilungen aus dem Garten.

Etwas Praktisches und Billiges. Soeben habe ich über das frisch bepflanzte Salatbeet mein Schutznetz, welches mir im vergangenen Jahre gute Dienste geleistet und mir manchen Aerger erspart hat, gebreitet. Während früher mir Sperlinge die kleinen Salatpflanzen übel zurichteten, Amseln, Stare ꝛc. die schönsten Erdbeeren und Kirschen wegholten und im Herbst mein Steinobst plünderten, so ist dies mit einem Schlage anders geworden, seitdem ich das Schutznetz besitze und dieses im Laufe des Sommers nacheinander zum Bedecken des Salates, der Erdbeeren, eines kleinen Kirschbaumes und des Weinstockes verwende. Eine große Hauptsache aber für mich und alle die, welche der Mammon nicht drückt, ist es, daß der Quadratmeter des zwei Meter breiten Netzes nicht mehr als 8 Pf. kostet. Das im vorigen Frühjahr von Louis Roh in Apolda gekaufte und im Laufe des Sommers fast fortwährend verwendete Netz hat sich vorzüglich gehalten und hat noch keiner Ausbesserung bedurft.

Verwendung von Hühnerdünger. Mein Geflügelhof umfaßt 3000 Hühner, doch sind meine praktischen Erfahrungen über den Gebrauch von Hühnerguano keine zu alten. Seit zwei Jahren verwende ich solchen Dung in meiner Wirthschaft, in Garten und Feld zu allen Fruchtgattungen, Gemüsen ꝛc., und habe sehr gute Erfolge gehabt. Dank des freundlichen Rathes des „Praktischen" gewinne ich jetzt den Hühnerdünger streubar trocken. Das Quantum des beigemengten Torfmulls ist unbedeutend und verhält sich etwa wie 5 zu 95. Erprobterweise ist es am besten, den Guano kurz vor dem Bepflanzen oder Besäen auf das fertig hergerichtete Land auszustreuen und gut unterzuharken bezw. einzueggen. Die Menge des zu verwendenden Hühnerguanos hängt freilich von der alten Dungkraft, dem Culturzustande ꝛc. des Bodens ab. Zu Gurken sei man darin vorsichtig, weil hier ein Zuviel schnelles Gelbwerden der Früchte veranlaßt. Weinstöcke damit gedüngt, belauben sich prächtig und tragen sehr reich. Mit Obstbäumen habe ich noch keinen Versuch gemacht.

Mistbeet- und Treibkästen aus Rasenboden. Die Herstellung von Mistbeet- und Treibkästen aus Rasen ist ganz einfach, indem man nur die Rasen in einfachen oder doppelten Reihen, je nach der gewünschten Dicke der Wände, nach der Schnur aufeinander zu legen braucht. Sie sind im Winter warm und im Sommer kühl, und die Pflanzen gedeihen vortrefflich darin, weil in ihnen keine so großen Temperaturveränderungen stattfinden können, wie in Kästen aus Holz oder Steinen. Ich halte sie auch für dauerhaft, da die Rasenwurzeln so fest zusammenwachsen, daß sie eine compacte Masse (Mauer) bilden. Man kann dies noch befördern, indem man auf die Außenseite von Zeit zu Zeit etwas frischen Grassamen streut und ein wenig Erde darauf wirft. Auch kann man im ersten Jahre, wenn die Witterung sehr trocken sein sollte, die Wände zuweilen begießen, um das Zusammenwachsen zu fördern. Sollten sich Schnecken, Kellerasseln u. s. w. einfinden, so braucht man nur die Innenseite einige Male mit Salzwasser zu bespritzen, um sie unschädlich zu machen. Wo Rasen zur Verfügung steht, sind derartige Kästen sicherlich die wohlfeilsten und am schnellsten herstellbar. Ebenso lassen sich auch Rasenkästen mit Satteldach leicht herstellen; ich verwendete soſche mit Erfolg für Champignonculturen. Die Herstellung derartiger geräumiger Kästen verursacht wenig baare Auslagen.

Schulgärten und Schülerbeete. Im Paulinum des rauhen Hauses zu Hamburg und im Leipziger Pestalozzistift hat jeder Schüler im Garten ein Beet, das er selbst bewirthschaften muß. Man verspricht sich hiervon sehr viel für die Bildung des kindlichen Gemüthes. Und in der That veredelt die Wartung und Pflege der Blumen und Pflanzen das Gemüth und wirkt sittlich reinigend, ganz abgesehen davon, daß diese Arbeit für die Gesundheit vortrefflich und eine gute Erholung nach geistigen Arbeiten ist. Man beginnt daher in Erwägung zu ziehen, ob man nicht in allen Schulen, welche ihre Zöglinge in Pension haben, Schulgärten mit Schülerbeeten einrichten soll.

Pflücksalat, Bindesalat, Schnittsalat, Spargelsalat u. Endivie.

(Schluß.)

Somit hätten wir die eigentlichen Salatarten erschöpfend behandelt. Dieselben sind, wie viele unserer seit Jahrtausenden in Cultur befindlichen Gemüse, heimathlos. Der Kopfsalat wird vielfach für eine Varietät des auch in Deutschland wild wachsenden Lactuca scariola angesehen und heißt im neugriechischen deutscher Salat. Möge derselbe ein deutsches Nationalessen bleiben und in jedem Gemüsegarten das ganze Jahr hindurch gedeihen. Er bietet eine billige, gesunde, nahrhafte, erfrischende und gern genossene Speise; ihm ist kein Tisch feind, sei es die Tafel eines fürstlichen Schlosses, oder der Mittagstisch des Arbeiters. — Wer kennt nicht die verschiedensten Zubereitungs-Methoden, welche von der einfachsten bis zur complicirtesten unendlicher Mannigfaltigkeit fähig sind und in jeder derselben ihren Liebhaber finden, so daß wir den Lattich als eine der besten Gaben der gütigen Natur preisen dürfen.

Die Endivie gehört, wie ihr botanischer Name sagt, zu den Cichorien (Cichorium intybus), und ist der Name endivia aus intybus entstanden. — Sie ist — wie erwähnt — schon bei den alten Völkern beliebt gewesen und wird es bei uns bleiben, da sie den Kopfsalat in einer Zeit ersetzt, wo dieser nur für schweres Geld zu haben ist.

Die Endivien machen kaum größere Ansprüche an den Boden als der Kopfsalat, nur wollen sie stark gedüngt sein. Da wir dieselben im Spät-Sommer bauen, ist eine geschützte, warme Lage erwünscht; auch werden die Blätter nur bei ausreichender Bewässerung zart. Eine Zwischencultur ist bei denselben — da sich die Blätter breit hinlegen — vollkommen ausgeschlossen, wir müssen uns sogar mit dem Behacken des Bodens beeilen, damit wir später die Blätter nicht verletzen.

Die Endivie ist in erwachsenem Zustande schon an und für sich mit ihrem gekrausten und zerschlitzten Blatte eine zierende Pflanze, sie wird es jedoch noch mehr, wenn nach dem Bleichen sich die Farben desselben vom dunklen Grün, durch Gelb bis zum reinen Weiß abschattiren. Da dieselbe aus Frankreich, wo sie in ungeheueren Massen cultivirt wird, zu uns herübergekommen ist, so sind ihre Abarten auch meistens nach dortigen Ortschaften benannt, so die fein gekrauste von Meaux, die Hirschhorn-Endivie von Rouen u. a. Eine der besten ist jedoch die gelbe Eskariol, welche man für den Markt vielfach baut.

Wir säen die Endivien im Juni und versetzen die Pflanzen auf 1½ Fuß gegenseitigen Abstand, benutzen sie also als Nachfrucht auf vorher mit Erbsen oder anderem Frühgemüse bestandenen Beeten. Im Gemüsegarten muß das Land bis zum letzten Tage der Vegetationszeit ausgenutzt werden und können wir bis in den September hinein noch Anpflanzungen von Endivien vornehmen.

Sind die Pflanzen vollständig erwachsen, so binden wir dieselben, je nach Bedarf, um die inneren Blätter zu bleichen; wir heben zu dem Zweck die äußersten Blätter ringsherum auf, halten sie oben zusammen und binden nun lose oben und in der Mitte ein Band um dieselben. Durch den Abschluß des Lichtes verschwindet der grüne Farbstoff der Chlorophyll-Körnchen und mit ihm die Herbheit der Blätter, diese werden zart und verlieren etwas von ihrer Bitterkeit, den Rest derselben können wir den Blättern später durch kurzes Einlegen in warmes Wasser nehmen. Das Bleichen der Endivien dauert 2 bis 3 Wochen. Sollten wir wegen zu feuchter Herbstwitterung nicht mehr binden können, so heben wir die Pflanzen mit den Wurzeln aus, legen sie umgekehrt auf die Erde und decken Laub darüber, welches bei nasser Witterung noch leicht mit Erde bedeckt wird. Hier, unter vollständigem Lichtabschlusse, geschieht das Bleichen sehr schnell und vollständig, ohne daß Fäuinitz entsteht. In trockenen Herbsttagen können wir das Bleichen auch sehr leicht durch übergestülpte Blumentöpfe oder durch Anhäufeln von Erde erreichen.

Ueberrascht uns der Frost, so ist den Endivien mittelst Stroh eine leichte Decke zu geben, bei stärkerem Frost schlagen wir die mit Ballen ausgehobenen Pflanzen in einem Keller oder leeren Mistbeetkasten derart ein, daß sie sich nicht berühren. Hier sind sie — ohne die Blätter zu benetzen — feucht zu halten und ist alles etwa Faulende zu entfernen. Im Keller wird bei Verdunkelung desselben ebenfalls ein schönes Bleichen erzielt. Wer die Endivie dem Kopfsalat vorzieht, kann sie auch im Sommer cultiviren, doch geht sie hier schnell in Samenstengel über und ist dann werthlos.

Zur Samenzucht müssen wir die besten Exemplare gut zu durchwintern suchen, dann wieder auspflanzen und die Stengel sorgfältig an Stäben aufbinden, doch ist Samenernte und gute Ueberwinterung für den Laien schwierig. Samen von Stengeln, die im ersten Jahre schon aufschießen, haben durchaus keinen Werth.

Linoleum glänzend zu erhalten.

Die Verbreitung der Linoleum-Teppiche und Läufer für Zimmer, Corridore, Treppenhäuser, Geschäftsräume u. s. w. nimmt immer mehr zu, weil dieselben hinsichtlich der Haltbarkeit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit große Vortheile bieten. Dabei sind die Unterhaltungskosten geringfügig. Will man Linoleum glänzend erhalten, so bediene man sich folgender einfacher Mittel, welche Jedermann leicht anwenden kann. Eine Abwaschung mit gleichen Mengen Milch und Wasser sollte regelmäßig alle zwei bis drei Wochen stattfinden; nach Verlauf von drei bis vier Monaten, also alljährlich etwa drei Mal, hat ein Abreiben mit einer schwachen Lösung von Bienenwachs in Terpentin-Spiritus stattzufinden; bisweilen wird auch Leinöl hierzu verwendet. Die Teppiche und Läufer bleiben bei diesem Verfahren immer rein und glänzend.

Die Salzsäure im Haushalt.

Die Salzsäure ist ein unübertreffliches Reinigungsmittel, und sollte daher in keinem Haushalt fehlen; nur muß man sie in gekennzeichneten Flaschen aufbewahren und vorsichtig mit ihr umgehen. Mit etwas Wasser verdünnte Salzsäure macht Flaschen wieder vollständig rein und klar, reinigt Steinkrüge von sonst nicht wegzubringendem Bodensatz, entfernt Flecken aus Porzellan, die wie eingebrannt erscheinen u. s. w. Der unvermeidliche Kesselstein im Wasser- und Theekessel löst sich, wenn man diese Behältnisse mit Wasser, dem Salzsäure zugesetzt, auskocht; die graue oder schwärzliche Färbung der ursprünglich schön weißen Emaille der emaillirten Töpfe beseitigt man, indem man Salzsäure in den Topf gießt und sie heiß macht, worauf der Topf mit Sand ausgescheuert wird. Unerläßlich ist es aber, alle diese gereinigten Behältnisse vor dem Wiedergebrauche tüchtig mit reinem Wasser auszuspülen.

Zungen-Ragout. 8—10 Personen, Bereitungszeit 1 Stunde. Eine runde, etwas tiefe Schüssel streicht man dünn mit Butter aus und belegt den Boden mit centimeterdicken Scheiben einer frisch abgekochten Rinder- oder der zartgepökelten Fray-Bentos-Zunge, die in jedem Delicatessgeschäft in Büchsen käuflich ist. Nun streut man über das Fleisch kleine eingemachte Champignons, geschnittene Pfeffergurkenstückchen und Kapern, legt etwas zerpflückte Butter auf und stellt die Schüssel auf einen Topf mit kochendem Wasser in den Ofen. Inzwischen röstet man zwei Löffel Mehl in Butter hellbraun, giebt einige feingehackte Sardellen, Citronenschale, etwas gewiegte Zwiebel hinzu, verkocht alles mit etwas vorhandener Bratensauce oder Fleischbrühe, schmeckt mit Weißwein, Citronensaft ab, kräftigt den Fond mit einer Messerspitze Liebig's Fleischextract, streicht ihn durch ein Sieb, läßt ihn kochend heiß werden, füllt ihn dann über die Zunge und giebt das Ragout, sobald es gut durchzogen ist, recht heiß auf den Tisch.

Steinbutt auf italienische Art. 8—10 Personen. Zeitdauer 1 Stunde. Nachdem die Steinbutte ausgenommen und sauber gewaschen ist, Kopf und Schwanz abgeschnitten sind, macht man mit einem spitzen Messer kleine Einschnitte, salzt den Fisch und legt ihn auf eine mit Butter bestrichene Platte. Nun dämpft man fein gewiegte Zwiebel in Butter, giebt gehackte Champignons nebst Trüffelscheiben dazu, gießt ein wenig kräftigen Weißwein darauf, läßt alles gut verkochen und fügt etwas braune spanische Sauce, das durchgestrichene Fleisch mehrerer Tomaten, einen halben Theelöffel Fleisch-Extract und gewiegte Petersilie hinzu, läßt das Ganze seimig einkochen und gießt es über den Fisch, den es vollkommen bedecken muß und der, mit geriebenem Weißbrod und Käse bestreut, langsam im Ofen gar gebacken wird.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 17. Mai 1895. Neunter Jahrgang. — № 20.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. L. S. G.]

(Fortsetzung.)

XXI.

„Ma foi, die Zeit vergeht!“ Diese unanfechtbare Bemerkung machte einer der Herren, die jetzt im Foyer des Theaters um einen der kleinen Tische saßen. „Rechnen wir einmal aus, wie lange er schon hier ist“, fuhr er fort, nachdem er sein Glas Johannisberger Cabinet geleert hatte, „fünf, sechs, nein sieben Jahre, und es ist mir fast, als sei er erst gestern gekommen. Und immer noch steht er unter Sagerns Protektion, immer noch thut ihm der alte Herr nicht den Gefallen zu sterben, immer . .“

„Erlauben Sie, mein bester Marfeld,“ fiel eine näselnde Stimme ein, „stirbt Sagern, so ist Maurice Ardegg sozusagen auch todt und es dürfte wohl kaum anzunehmen sein, daß er diesen Tag, der ohnehin schon mit Riesenschritten heranrückt, so sehr herbeisehnt, jetzt besonders nicht, wo seine Sterne zu erblassen scheinen.“

Der so sprach, war Baron Weber, Sagerns präsumtiver Nachfolger, ein Herr mit gelbem bartlosen Gesicht und einem Ausdruck, den gekränkter Ehrgeiz und ein großes Quantum Ausdauer den Zügen aufzuprägen pflegen.

Marfeld, ein Fünfziger, mit jovialem Wesen, einer starken Anlage zum Embonpoint und mit einer ziemlich gereiften, wenn auch etwas subjektiven Kenntniß von Bühnenangelegenheiten, fuhr darauf fort: „Thäte mir eigentlich leid für ihn und für uns andere auch, denn sieben Jahre hat Maurice Ardegg mit Umsicht und Fleiß ein Amt versehen, dem nur Wenige gewachsen sind, aus dem Jüngling ist ein Mann geworden, der seine Kraft, seine Zeit und seine Interessen ungetheilt dem Theater zuwandte, der die größten Schwierigkeiten überwunden hat, die glänzendsten Erfolge erzielte! Müssen wir nicht alle zugestehen, daß er unsere Bühne zu einer Musteranstalt in des Wortes schönster Bedeutung erhob? Er hat ein Repertoir geschaffen, wie man es nicht besser wünschen kann, und vor allem etwas erzielt, das uns fehlte: ein ausgezeichnetes Zusammenspiel! Dann hat er kühn und rücksichtslos moderne Arbeiten, selbst die, welche nicht der Feder berühmter Autoren entstammten, zur Aufführung gebracht und manchem aufstrebenden Talente die Thür erschlossen. die in die Ruhmeshalle führt.“

„Nachdem er sie sich selbst zuvor geöffnet“, rief Weber, der mit sichtbarer Selbstüberwindung dieser Lobrede zugehört hatte. „Aber, mein Bester, Sie sind im Stande, auch seinen dichterischen Leistungen noch eine Lanze zu brechen und da ich Ihnen auf diesem Punkte entschieden entgegen wäre, so sprechen wir doch lieber von etwas anderem.“

„Denke nicht daran“, sagte Marfeld ruhig, sich noch ein Glas der vorzüglichen Marke eingießend, „der Erfolg spricht genugsam für ihn.“

„Der Erfolg — bah! Die Laune des Publikums steht heute so, morgen so. Sie scheinen übrigens das letzte Fiasko vergessen zu haben.“

„Das war ein Schwank, wir wissen ja, seine Kunst sucht Höheres.“

„Nun denn, in kaum acht Tagen steht uns ja ein solch hoher Genuß bevor“, fuhr Weber spöttelnd fort. „Ich bin gespannt, ob dies jüngste Kind seiner Muse seine Vorgänger herausreißen wird.“

„Wie wünschte ich es ihm,“ war des Andern aufrichtig klingende Entgegnung. „Er hat einen großen Theil seines dichterischen Vermögens darin angelegt, mag es ihm die verdienten Zinsen tragen.“

„Ist das bildlich oder wörtlich zu nehmen?“ lachte Weber, worauf Marfeld kurz erwiderte, daß die Frage kaum einer Antwort bedürfe. Man wisse ja nur zu gut, daß Ardegg für deutsche Begriffe im Besitze eines kolossalen Vermögens sei.

Inzwischen hatte die Jungfrau von Orleans, die an diesem Abend wieder einmal zu ihrem Recht gekommen war, ihr Ende erreicht und derjenige, um dessenwillen sich die Herren von Marfeld und von Weber ganz um den Schluß betrogen hatten, verließ eilig, um der Menge zu entgehen, die Intendantenloge.

Auf dem Couloir wurde ihm von einem reich gallonirten Diener ein Billet übergeben, das er mit einem halb vergnüglichen, halb spöttelnden Lächeln überflog. Dann trat er ins Freie.

Er schlenderte langsam durch ein, zwei Straßen, blieb vor einem hellerleuchteten Hause stehen und trat ein wie Jemand, der noch längst früh genug kommt. „Sind viele oben?“ wandte er sich an den Portier.

„Es geht so“, war die Antwort, „es werden wohl noch einige Herrschaften kommen.“

Ardegg stieg die breiten mit einem Teppich belegten Stufen hinauf, der Diener öffnete ihm eine Thür und er trat in Amanda Almeide's Salon.

Sie hatte heute ihren Empfangsabend. Trotzdem sie sich mit scheinbarer Aufmerksamkeit mit einigen Herren unterhielt, ließ sie die Thür nicht aus den Augen.

Als Ardegg eintrat, hatte die neueste Operette, von der sie sich erzählen ließ, merklich an Interesse für sie verloren. Jetzt kam er auf sie zu und die Herren waren entlassen. Sie reichte ihm die Hand und sagte schmollend, sie wisse es wohl, daß er erst in Folge ihres Billets komme. Dann plauderte sie hin und her und er warf nur dann und wann ein paar Worte ein. Sie nahm ihn völlig in Beschlag, gestattete ihm nicht einmal, die anderen zu begrüßen, und spendete ihren jetzt noch erscheinenden Gästen nur spärliche Bewillkommensworte.

Und er ließ sich scheinbar gern von ihr in Fesseln schlagen. Er liebte alles Schöne, warum sollte er nicht auch sie lieben! Nach fortgesetzter geistiger Anstrengung bedurfte er der Erholung und die fand er bei ihr. Seit zwei Jahren war Amanda Wittwe und in der Gesellschaft ihrer vaterländischen Residenz, in die sie nach dem Tode des Marquis zurückgekehrt war, stand es fest, daß Maurice Ardegg sich mit ihr verloben werde. Man neidete, man beklagte ihn — je nachdem. Die, welche ihn genau zu kennen meinten, wurden irre an ihm, da er in der Wahl seiner Frau sich nicht selbst getreu blieb, und nur die, welche ihn wirklich kannten — aber das waren ihrer wenige — behaupteten, daß er sie nicht heirathen werde. — Wie viele Wetten auf dies Sein oder Nichtsein harrten der Entscheidung!

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein und Herr Ardegg stand noch immer neben der schönen Hauswirthin, er trug ihren Fächer, hielt ihre Theetasse und ließ sich von ihr vorplaudern.

„Da fällt mir ein,“ rief sie, sich plötzlich selbst unterbrechend, „daß eine junge Dame, eine der beliebtesten der diesjährigen Saison, Sie durchaus kennen lernen will. Ich werde Sie erst ein wenig neugierig machen, ehe ich Ihnen ihren Namen nenne. — Also, sie ist für ein Mädchen nicht mehr jung, mittelgroß, mager fast, dunkelrothhaarig und hübsch —? Nein, ich möchte sagen, sie ist zu fein, um hübsch sein zu können. Sie ist mit ihrer Mutter hier und beide gehen fleißig in die Welt. Ihr Bruder, der seit einigen Monaten hier in Garnison steht, gehört zu unseren elegantesten Cavalieren. Er soll mit der Freundin seiner Schwester — ich vergaß ihren Namen — verlobt sein, doch an eine Heirath sei nicht zu denken, sagt man, da es beiden Theilen an den nöthigen Mitteln fehle. Aber was erzähle ich Ihnen das, es kann Ihnen gleichgültig sein, und ich wollte Ihnen ja nur von Ihrer neuen Verehrerin reden. — Also die junge Dame wird heute Abend erscheinen und Baroneß Editha Barmer heißt sie.“

Ohne sonderliches Interesse hatte Ardegg diesen Worten gelauscht, die letzten jedoch hatten ihn erbleichen lassen. Auf ein neben ihm stehendes Tischchen Tasse und Fächer mehr werfend als setzend, zog er die Uhr aus der Tasche. Dann sagte er etwas kaum Verständliches, das wie „wichtige Angelegenheit,“ „größte Eile,“ „beinahe vergessen“ klang. Die Hand der erstaunten Marquise fast brüsk an die Lippen ziehend, eilte er hinaus, lief die Treppen hinunter und forderte mit Hast seinen Pelz Und während ihm dieser von einem Diener umgehängt wurde, drang hinter einer Thür, die halb offen stand und in die Damen-Garderobe führte, ein leises eigenthümlich helles Lachen zu ihm her, ein weißes, duftiges Kleid wurde in der Oeffnung sichtbar, eine schwere Schleppe rauschte — drinnen im Zimmer oder im Hintergrunde des Vestibüls — einerlei wo — klirrten Sporen und dann ertönte das Lachen wieder, doch jetzt noch ein wenig lauter als zuvor. Ardegg griff nach seinem Hut — im nächsten Augenblick stand er im Freien.

Und auch hier eilte er wie gejagt weiter, durchschritt Straße um Straße und kehrte auch dann noch nicht um, als das Pflaster schlechter und schmutziger wurde und die Häuser der Wohlhabenden allmählig in die vier-, fünfstöckigen Miethskasernen des Proletariats ausartend, eng und düster einander gegenüber standen. Trotz der mangelhaften Beleuchtung — Laternen gab es wenige hier — schritt er sicher weiter wie einer, der des Weges kundig ist.

Vor einer der dürftigsten Behausungen machte er endlich Halt und einige Secunden später ächzte eine steile Treppe unter seinen Tritten.

Im dritten Stock, in den er nicht mühelos gelangte, klopfte er an eine Thür, durch die ein Lichtschein drang.

„Herein,“ knurrte eine heisere Stimme und er trat ein.

Es war ein armselig trauriges Bild, das sich seinen Blicken darbot. In einem Raume — von einer qualmenden Oellampe spärlich erhellt, raucherfüllt, nur mit dem nothwendigsten Geräth versehen — lag ein Kranker, ein alter Mann, weißhaarig und verhärmt und, wie es schien, schwerleidend auf dürftigem Lager. Bei Ardegg's Erscheinen schlug er die Augen auf, wandte den Kopf der Thür zu und schrie: „Mach, daß Du fortkommst! ich will Dich nicht sehen, die kurze Zeit, die ich mich zu quälen habe hier auf der Erde, soll mir durch Dich nicht noch verleidet werden. — Fort! Hörst Du nicht!“

Ardegg trat leise einige Schritte näher. „Seien Sie still, Wehrmann,“ sagte er. „Kennen Sie mich denn nicht, ich war ja erst vor einigen Tagen bei Ihnen. Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht, und ob die Schwester da sei, die ich Ihnen sandte.“

Er setzte sich auf eine umgestülpte Kiste, die neben dem Bette stand und legte die Hand auf des Kranken feuchte Stirn.

„Ach“, seufzte dieser erleichtert auf. „Ich glaubte, es sei Heinrich, der betrunken nach Haus komme. Die Schwester ist drinnen,“ fuhr er, nach der anstoßenden Thür weisend, fort „sie wäscht, glaube ich. Gut, daß sie da ist, wie sähe es sonst hier aus!“

„Und sie wird bleiben, bis — bis Sie besser sind“, fiel Ardegg ein.

Der Kranke schüttelte unwillig den Kopf. „Bis ich todt bin, sagen Sie's nur heraus, ich kann es hören. Ach, der verwünschte Fall auf dem Eise am Brunnen! Ein gebrochenes Bein wächst in alten Tagen nicht wieder an, und der Kopf — o!“

Ardegg wollte etwas einschalten, doch Wehrmann fuhr fort: „Lassen Sie doch das Trösten sein, es hilft zu nichts. Wenn man selbst gute Tage hat, ist es auch leicht gute Worte sagen. Wir haben's auch einst besser gehabt, das weiß der Himmel! Von klein auf bin ich beim Theater gewesen, zehn Jahre lang war ich Maschinenmeister und dann — dann kam das Unglück und meine Schuld war's, daß es kam. Wäre kein Branntwein auf der Welt, so würde meine Frau nicht in Elend und Armuth gestorben sein, so läge auch ich jetzt gewiß nicht hier auf dem Todtenbett, so wären meine Kinder etwas Ordentliches geworden und ich ließe sie nicht zurück, eines in Hunger und Kummer und das andere in noch größerem Elend, als Armuth es ist!“

„Still Wehrmann,“ fiel jetzt Ardegg nachdrücklich ein, „die Aufregung schadet Ihnen.“

„Ach lassen Sie mich nur sprechen, wer weiß, wie bald ich's nicht mehr kann. Wenn Brigitte doch die Stelle bekäme, die sie in Aussicht hatte. Sie ist so klein und schwach und kann das ewige Sitzen und Nähen im Geschäft nicht vertragen. Es war bei einer vornehmen Dame, wo sie es sicherlich gut hätte. Aber die wird sich wohl eine Andere gemiethet haben und fragt nichts darnach, ob ein armes Mädchen mehr zu Grunde geht.“

„Aber, Wehrmann setzen Sie denn gar kein Vertrauen in mich? Ich werde nach wie vor bemüht sein, Ihnen und den Ihren zu helfen.“

„Ach ja,“ stöhnte der Alte, „Sie sind gut, was hätte aus uns werden sollen, wenn Sie sich nicht unserer erbarmten, aber dem Heinrich können Sie doch nicht helfen, an dem sind Rath und Hilfe verloren.“

„Denken Sie sich nicht immer das Schlimmste, Wehrmann; Ihr Heinrich ist ein brauchbarer Mensch, er ist auch nicht eigentlich schlecht, er hatte nur das Unglück, in schlechte Hände zu gerathen. Wo ist er denn jetzt?“

„Wo! Im Wirthshaus natürlich.“

Es entstand eine Pause, — dann knarrte die Treppe wieder. Der Kranke horchte auf. „Brigitte wird es sein, Heinrich tritt fester auf“, meinte er.

Wehrmann hatte recht vermuthet, seine Tochter, ein etwa sechszehnjähriges Mädchen von zierlicher Gestalt und blassem hübschen Gesicht, trat in die Kammer, leise kam sie näher.

„Wie geht es, Vater?“ flüsterte sie. Jetzt erst gewahrte sie den Besuch.

„Ach, es ist gut, daß Sie gekommen sind,“ fuhr sie fort, „es sieht recht schlimm aus bei uns.“ Dann preßte sie die Schürze vor die gerötheten Augen und begann zu weinen.

„Laß das,“ gebot ihr Vater, „sage lieber, was Du ausgerichtet hast; will sie Dich nehmen oder nicht?“

Das Mädchen lächelte trotz ihrer Thränen. „Der liebe Gott meint es doch gut mit uns,“ sagte sie. „Wie ich hinkam, führte mich ein altes Fräulein in ein sehr schönes Zimmer, sah mich an, daß mir Angst und Bange wurde und ich zu weinen begann. „„Machen Sie nur ja kein so erbarmungsvolles Gesicht,““ rief sie; „„das gnädige Fräulein kann keine traurigen Menschen leiden und nimmt Sie gewiß nicht, wenn Sie rothe Augen haben.““

„Aber sie hat mich doch genommen. Plötzlich ging die Thür auf und eine Dame kam herein, die war so zierlich und flink wie ein Kind und trug ein Kleid, als wolle sie zum Balle gehen.“

„„Ist das die Brigitte, von der Du mir sprachst?““ wandte sie sich an die Alte.

„„Ja, das ist sie,““ sagte diese. „„Doch mir scheint sie zu schwach und zu klein für den Dienst beim gnädigen Fräulein.““

„„Ach was, klein,““ rief das Fräulein, „„ich bin auch nicht viel größer als sie, da passen wir zusammen, und stark wird sie schon bei uns werden, dafür sorge ich.““

„„Aber sagen Sie, Sie haben doch nicht geweint, liebes Kind?““ fragte sie mich. Und als ich ihr dann sagte, was ich für Kummer habe, da streichelte sie meine Backen und tröstete mich und sagte, daß ich meinen Vater jeden Tag besuchen könne. Dann wurde ein Wagen gemeldet. — Die Alte hing dem Fräulein einen Mantel um und dieses verließ das Zimmer.“

„Na da bist Du wenigstens aufgehoben und machst mir hoffentlich keine Sorge mehr,“ rief der Vater mit einem Seufzer der Erleichterung. „Wie heißt doch die Dame, zu der Du kommst?“

„Fräulein von Barmer.“

Der Bleilöffel, mit dem Ardegg gedankenlos gespielt hatte, fiel klappernd zu Boden. — Wehrmann, den jedes Geräusch erschreckte, fuhr zusammen. — Jetzt knarrte die Treppe von neuem und Schritte wurden im Gange hörbar.

„Mach' die Thür auf,“ gebot der Kranke.

Brigitte that, wie ihr geheißen. — „Herr Pastor Büchner, Sie sind es,“ rief sie, als die hohe, dunkle Gestalt eines älteren Mannes, in dessen Gesicht Mühe und Arbeit ihre Zeichen gegraben hatten, ins Zimmer trat.

„Ich wollte nur sehen, wie es hier aussieht,“ sagte der Geistliche nach freundlicher Begrüßung. „Machen Sie nur kein so trostloses Gesicht, Wehrmann. Merken Sie denn nicht“ — eine leichte Kopfbewegung deutete auf Ardegg hin — „die Nähe des Höchsten, der Mittel und Wege genug hat, den Nothleidenden seine Hülfe zu senden?“

Vielleicht wollte der Kranke etwas Zustimmendes sagen, doch ein Gepolter auf der Treppe ließ ihn verstummen.

„Hören Sie nicht, dort kommt er, seufzte er. „Er stürmt die Treppe herauf, daß das Haus zittert. Brigitte, gehe ihm entgegen und sage ihm, daß ich ihn nicht sehen will.“

Doch ehe die Tochter den Befehl ausführen konnte, wurde die Thür schon mit Ungestüm aufgerissen und ein lang aufgeschossener Jüngling mit zerzaustem Haar und verwahrlostem Anzuge trat ins Zimmer. Unruhig von einem zum andern bickend, blieb er stehen.

„Hinaus mit Dir, Heinrich“, herrschte ihn sein Vater an. „Ich will Dich nicht vor Augen haben! Meine letzten Tage sollst Du mir nicht durch Deine Gegenwart verbittern! Geh!“

„Still, Wehrmann“, gebot Pastor Büchner, doch der Kranke fuhr fort: „Im Wirthshaus bist Du wieder gewesen, hast getrunken und gespielt, während Dein Vater auf dem Todtenbett liegt. He?“

Der Bursche trat einen Schritt rurück. Es waren die beiden fremden Herren, nicht die Worte des Vaters, die ihn einschüchterten. In verstocktem Schweigen starrte er vor sich hin. Dann schlich er dem Nebenzimmer zu. Sein Vater rief ihn zurück. „Meinst Du, daß der Schwester Deine Gegenwart gelegen ist? Aus dem Haus sag ich!“

„Lassen Sie ihn“, warf sich der Geistliche ins Mittel. Die Schwester werde schon mit ihm fertig zu werden wissen.

Der Kranke gab sich seufzend zufrieden und die Thür schloß sich hinter seinem Sohne.

Brigitte machte sich im Zimmer zu thun, der Pfarrer saß jetzt an Wehrmanns Lager und sprach besänftigend auf ihn ein.

Ardegg war aufgestanden und hatte sich fast gedankenlos dem Zimmer genähert, in dem Heinrich verschwunden war. Leise öffnete er die Thür und blieb auf der Schwelle stehen.

Er blickte umher.

Heinrich stand am Fenster, die Hände und das Kinn auf den Griff gestützt, Die Pflegerin, eine hohe Gestalt in der Tracht der Schwestern vom Rothen Kreuz, die Ardegg den Rücken kehrte, hing auf eine quer durch die Stube gespannte Leine einige Stücke Wäsche auf.

Sie sprach mit Heinrich und trat an ihn heran, als sie mit ihrer Arbeit fertig war.

Jetzt vermochte auch Ardegg, soweit es die qualmende Atmosphäre und die dürftige Beleuchtung zuließ, ihr Gesicht sehen. Eine Zeitlang blickte er zerstreut und gleichgiltig zu ihr hin, dann aber, ihm selber unbewußt, fesselte ihn ihr Anblick. Ihre Augen, die auf dem Burschen hafteten, blickten ernst und ruhig, ihre Stirn war so klar, als habe nie ein ruhestörender Gedanke hinter ihr Raum gefunden. O, wer wie sie schon in den Hafen des Friedens gelangt wäre! dachte Ardegg und seufzte.

Sie hatte dem Burschen irgend etwas gesagt, dieser aber schüttelte den Kopf und lachte rauh auf. „Wofür sollte ich mir denn die Mühe geben, mich zu bessern? Ich gefalle mir ganz gut und um die, die mich nicht mögen wie ich bin, kümmere ich mich nicht so viel!“

„Heinrich!„

„Lassen Sie mich sprechen, beim ewigen Maulhalten kommt auch nichts heraus. Denken Sie, daß es so leicht ist, mit einemmal ein rechtschaffener Mensch zu werden? Was würden die Anderen sagen, wenn ich ihre Streiche nicht mitmachte und wie ein Duckmäuser einherginge? Es ist zu spät, Vater und Schwester wollen nichts mehr von mir wissen, da ists doch gescheidter, ich halte zu denen, die mein Thun gutheißen.“

Von beiden unbemerkt, war Ardegg tiefer ins Zimmer getreten. Jetzt erschien auch der Pfarrer, reichte der Schwester die Hand und besprach einiges mit ihr. Als Heinrich durch die Thür die Flucht ergriffen hatte, fuhr jener fort: „Schwester, Sie sollten sich dieses Burschen annehmen. Er bedarf der Pflege fast noch mehr als sein Vater.“

Die Schwester versprach ihr Möglichstes zu thun und meinte, daß Heinrich noch nicht unter die Verlorenen zu zählen sei. Dann fiel ihr Blick auf Ardegg. Die Beiden standen einander gegenüber und blickten sich prüfend an. Das Gesicht der Schwester färbte sich roth — dann schüttelte sie den Kopf. Ardegg kämpfte mit einer Erregung. Eine Minute später war er wieder ruhig. Er zog seine Börse und reichte sie der Schwester.

„Nehmen Sie“, sagte er, „bezahlen Sie alles und das etwa übrig Bleibende geben Sie anderen Bedürftigen.“

„Ich danke Ihnen“, sagte sie mit ihrer tiefen klaren Stimme. Dann ging sie, um nach dem Kranken zu sehen.

„Ich danke Ihnen!“ Die Worte klangen Ardegg immer noch nach, als er mit Pastor Büchner die Treppe hinabstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber reines und unreines Blut.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich! Wenn sie nur die äuß're Schale weist.

In der That! Unwillkürlich muß man an dies Dichterwort denken, sobald man den Versuch macht, einen Laien über die einfachsten medicinischen Dinge aufzuklären. Man kann immer nur etwas ungemein Unvollkommenes geben und muß sich daran genügen lassen, ihm einen allgemeinen Ein- und Ueberblick über die fragliche Angelegenheit zu verschaffen.

Was kann es Einfacheres geben, als das Blut, jenen rothen „besonderen Saft," der unseren ganzen Körper erfüllt! Und doch, wie dunkel sind im allgemeinen die Vorstellungen von dem Blut, von seinen Aufgaben und seinen Verrichtungen. Es hat verhältnißmäßig sehr lange gedauert, bis die Menschheit über das Alles nur einigermaßen ins Klare gekommen ist, und deshalb wird es unter die Großthaten der Wissenschaft gerechnet, daß Harvey im Anfang des 17. Jahrhunderts die — zunächst von seinen Zeitgenossen noch heftig bestrittene — Entdeckung machte, daß das Blut sich, durch die Triebkraft des Herzens in Bewegung erhalten, mit großer Geschwindigkeit innerhalb eines geschlossenen Röhrensystems, also innerhalb der Blutgefäße, in einem unaufhörlichen Kreislauf befinde.

Trotzdem begegnet man noch heute den wunderlichsten, aus früheren Zeiten überkommenen Anschauungen. — In den Vorstellungen des Laien spielt das „zu dicke" oder „zu dünne" Blut eine ebenso geheimnißvolle Rolle wie die „Verunreinigung" des Blutes oder die „unreinen Säfte" oder andererseits die „Reinigung" des Blutes. Eine besonders große Rolle wird der „Verunreinigung des Blutes" bei gewissen „Unreinlichkeiten der Haut" zugetraut, bei denen dann eine „Blutreinigungskur" für unumgänglich nothwendig erachtet wird. Die „Blutreinigungsmittel" sind nun aber — bei Lichte besehen, — sämmtlich weiter nichts als Abführmittel der verschiedensten Art, die wohl den Darm reinigen und dadurch in manchen Fällen gewiß sehr heilsam auf die Gesundheit einwirken, aber auf das Blut selbst kaum einen, und noch weniger einen reinigenden Einfluß auszuüben vermögen. Bei einer derartigen Unklarheit über Natur und Wesen des Blutes wird ein kurzer Ueberblick über das, was wir von dem Blute wissen, nicht unwillkommen sein.

Das Blut gehört, wie Jeder weiß, zu den allerwichtigsten Körper-Bestandtheilen, ohne das er nicht einen Augenblick existiren kann. Die Doppelaufgabe des Blutes besteht eines Theiles in der Ernährung aller Körperorgane und andererseits in der Fortschaffung der in denselben durch den Lebensprozeß entstandenen Stoffwechselproducte. Die Nahrungsstoffe nimmt das Blut auf aus dem Magen und Darm, dazu aus der Lunge den Sauerstoff, dessen alle Organe — namentlich die in erhöhter Thätigkeit und Arbeit befindlichen — in reichlichster Menge benöthigt sind, wie man schon aus dem vertieften und beschleunigten Athmen entnehmen kann, das sich bei jeder Anstrengung unwillkürlich wegen des erhöhten Sauerstoff-Bedürfnisses einstellt. Indem es so jeden einzelnen Körpertheil, die Knochen, wie die Muskeln, das Gehirn und die Sinnesorgane u. s. w., jedes nach seinen besonderen Bedürfnissen mit allem Nöthigen auf's Freigiebigste versorgt; es ernährt und erhält sie nicht nur, sondern befähigt sie auch zu der einem jeden Organe zukommenden Leistung und Arbeit. Aber die Aufgabe des Blutes besteht nicht nur im Geben und Versorgen, sondern es muß nun gleichzeitig und in demselben Maße von allen den verschiedenen Körper-Organen die durch den Stoffwechsel in ihnen entstandenen Producte und Gewebsschlacken aufnehmen, um sie alsbald aus dem Organismus zu entfernen. Daher enthält nun das Blut zu jeder Zeit — auch bei dem von Gesundheit strotzenden Menschen — Bestandtheile, durch die es im wahren Sinne des Wortes verunreinigt wird und deren Verbleib im Blute die schwersten Nachtheile mit sich bringen müßte. Es mag hier nebenbei noch erwähnt werden, daß die endgültige Ausscheidung dieser Stoffe aus dem Blute durch die Lunge und die Nieren vor sich geht. — Wegen ihres großen Gehaltes an Kohlensäure kann unter Umständen die ausgeathmete Luft geradezu giftig wirken, wie es manchmal geschieht durch mangelhafte Lüftung in Schulen und Versammlungen und anderen mit Menschen gefüllten Räumen.

Die wunderbare Verschlungenheit der Aufgaben des Blutkreislaufes ist für Manchen vielleicht viel müheloser durch einen Vergleich zu verstehen. Der Blutkreislauf mit seinen großen und kleinen und überall durch den ganzen Körper verzweigten Blutgefäßen gleicht nämlich im Wesentlichen dem Eisenbahnsystem eines großen Landes, das — gleichfalls ohne Anfang und Ende — in den Kohlenrevieren die Kohlen, in den Industrie-Gegenden die Erzeugnisse des Industriefleißes, in anderen Gegenden Getreide und anderes aufnimmt und dann das Alles, je nach Bedarf, an die verschiedenen Punkte des Landes vertheilt, indem es dort wieder Anderes empfängt und auf diese Weise in Wahrheit den großen Kreislauf der Güter innerhalb des großen Volkskörpers darstellt, der wie der Blutkreislauf im Körper des Menschen Alles befruchtet und dessen plötzliches Stocken alles wirthschaftliche Leben auf's Empfindlichste schädigen müßte. Wie man sieht, handelt es sich um eine recht vielgestaltete Aufgabe des Blutkreislaufes, und man muß sich wundern, daß dieselbe während des ganzen Lebens immer so glatt und geräuschlos von Statten geht.

Wenn nun die allgemeinen Lebensbedingungen in Bezug auf Luft, Licht, Nahrungs- und Genußmittel, in Bezug auf Kleidung, Wohnung, auf körperliche Arbeit und Bewegung oder Ruhe, sowie endlich Vermeidung von schädlichen Einflüssen allen einzelnen Organen des Körpers ein ungestörtes Ablaufen ihrer Verrichtungen gewährleisten, wenn also der Körper gesund ist, so wird auch das Blut gesund und rein sein. — Diese Verhältnisse ändern sich, wenn irgendwo im Körper ein Krankheitsherd sich befindet, von dem aus kranke Stoffe in den Kreislauf gelangen, und das um so mehr, wenn solche Krankheitsherde sich in den an der Blutbereitung in hervorragender Weise betheiligten Organen entwickeln. Dann wird das Blut manche Stoffe enthalten, die ihm von Natur fremd sind, die es also krank und unrein machen. Die wunderbare Widerstandskraft des Organismus, die Lebenskraft, setzt den Körper jedoch in den Stand, alle diese ins Blut aufgenommenen Schädlichkeiten und „Verunreinigungen" auch sofort wieder auszuscheiden. Es handelt sich in Krankheitsfällen für das Blut eigentlich nicht um eine neue Aufgabe, als vielmehr nur um eine Vergrößerung und Vermehrung seiner ureigenen Bestimmung. Denn seine Sache und Obliegenheit ist es ja während des ganzen Lebens, unablässig die ohne Unterbrechung in allen Organen entstehenden und ins Blut übergehenden Stoffwechselschlacken zur Ausscheidung zu bringen, deren Verbleib im Blute wie tödtliches Gift wirken würde. Der Organismus, insbesondere auch das Blut, ist von vornherein auf eine derartige Vergrößerung seiner Aufgabe eingerichtet. So sieht man denn auch sofort nach dem Aufhören der verschiedensten Erkrankungen, mögen sie das Blut zeitweise auch noch so sehr in Mitleidenschaft gezogen und zeitweise mit Krankheitsstoffen überladen haben, die Reinigung des Blutes sich vollziehen und den Blutkreislauf in alter Weise seine Dienste der Ernährung und Reinigung des Körpers wieder verrichten. Allerdings bleiben schwere Krankheiten nicht immer ohne Einfluß auf das Blut selbst, weil hier nicht nur die Anforderungen an dasselbe vermehrt sind und zum Theil auf Kosten des sich dabei abnutzenden Blutes geleistet werden müssen, sondern namentlich weil zugleich die Neubildung und der Ersatz des verbrauchten Blutes nicht in der erforderlichen Weise vor sich geht. Eine derartige Verarmung des Blutes hat aber mit einer „Verunreinigung" desselben nichts gemein.

Aus alle dem ersieht man also leicht die Unhaltbarkeit der landläufigen Vorstellungen über die „Verunreinigung" sowohl wie über die „Reinigung" des Blutes durch aller'ei geheimnißvolle Krankheitsstoffe. Man darf nicht vergessen, daß das Blut — im Grunde genommen — gar nichts Selbstständiges, kein unveränderliches Ganze ist; es ist vielmehr das Veränderlichste des ganzen Körpers, da seine Menge wie seine Zusammensetzung fortwährender Veränderung unterworfen ist. Durch jede Nahrung, durch jedes Getränk, jeden Athemzug, sowie durch jede Arbeit erfährt es eine Veränderung und kann somit allerdings durch Aufnahme einer schädlichen oder hinsichtlich seiner Menge oder Beschaffenheit ungeeigneten Nahrung, durch Einathmung verdorbener Luft zeitweilig verunreinigt und bei häufiger Wiederholung dieser Vorgänge auch geschädigt werden, ebenso wie durch gehinderte Ausscheidung der verbrauchten Bestandtheile des allgemeinen Stoffwechsels, sei es in Folge unzureichender körperlicher Arbeit und Bewegung oder aus anderer Veranlassung. Genug, die alleinige Quelle einer jeden „Verunreinigung" des Blutes liegt allein in einer naturwidrigen Lebensweise, und die einzig richtige Art der „Blutreinigung" besteht in einer möglichst natur- und gesundheitsmäßigen Gestaltung des ganzen Lebens.

Tuberkulose oder Knötchenschwindsucht des Geflügels.

Wie groß in den Kreisen Nutzgeflügel haltender Landwirthe oder derer Frauen, deren Obhut das Hausgeflügel zumeist doch ja anvertraut ist, die Unkenntniß der allgemeinsten, am häufigsten und verheerendsten unter ihren gefiederten Schutzbefohlenen auftretenden Krankheiten sein kann, hat Verfasser dieses Aufsatzes oft genug bereits erfahren. Erst vor einigen Wochen wurde ihm von einer Hühnerzüchterin über ein derselben „unerklärlich" erscheinendes Vorkommniß auf ihrem Geflügelhofe Mittheilung gemacht. Es sind der betreffenden Dame nämlich im Sommer des vergangenen Jahres ein aus gekauftem Brutei großgezogener Spanierhahn, im Herbste darauf ein Minorka- und im Januar 1895 ein Langshanhahn, sowie vor einigen Tagen eine Henne gestorben, die erstgenannten beiden Hähne, wie angegeben wird, nach längerem Siechthum. Sämmtliche vier Hühnervögel haben, an Ort und Stelle secirt, vollständigste Abmagerung der Brustmuskeln beobachten lassen, lebend pflegten sie bis zum Tode gierig zu fressen. Dieses auffallend schnelle Abmagern bei bis zum Lebensende gleichmäßig rege bleibender Freßlust der betreffenden Hühner deutet darauf hin, daß dieselben eingegangen sind an der Tuberkulose oder Knötchenschwindsucht, einer keineswegs (wie die Schreiberin obenerwähnten Berichtes meint) — und nur bei Wassergeflügel — selten, sondern leider bei Hühnern, Tauben, Fasanen, Perl- und Truthühnern, Pfauen u. s. w. wenigstens recht häufig vorkommenden Krankheit, die ansteckend und unheilbar ist. Wird diese Krankheit auf dem Geflügelhofe nicht rechtzeitig erkannt, scheut man sich, anscheinend nicht erheblich kränkelnde, durch ihr Magerwerden hauptsächlich auffallende, in der Regel aber bereits tuberkulöse Hühner, vielleicht weil sie einen bedeutenden Werth repräsentiren, zu tödten, treibt man auf einem Hühnerhofe, welcher derartige schwindsüchtige Hühner schon jahrelang beherbergte, wohl auch noch Racen-Inzucht, so leistet man einem gründlichen Seßhaftwerden der Geflügeltuberkulose, ihrer schnellen Ausbreitung daselbst — wennschon ohne Absicht — allen Vorschub. Mancher Hühner- und Taubenzucht hat diese gefährliche Seuche, die deshalb auch mit Recht als der „Fluch der Geflügelzuchten" bezeichnet wird, bereits den Garaus gemacht, und zwar sucht sie unter den Hühnern besonders diejenigen, welche federfüßigen Asiatischen und Italiener Racen anghören, heim.

Wie beim Menschen und bei allen den Thieren, welche an Knötchen-Schwindsucht erkranken können, so wird dieselbe auch beim Geflügel hervorgerufen und weiter verbreitet durch außerordentlich kleine, nur unter stärkster mikroskopischer Vergrößerung sichtbare Spaltpilze, die Tuberkelbacillen. Dieselben gelangen mit dem sehr dünnen Kothe von an Leber- und Darmtuberkulose erkrankten Hühnern nach außen; solcher tuberkelbacillenreicher Koth verunreinigt wieder die auf dem Hühnerhofe umherliegenden Futterstoffe oder das Saufwasser, welches daselbst vorhanden ist und mit dem Genuß derartig inficirten Futters oder Wassers werden bisher gesund gewesene Geflügelstücke angesteckt. Letzteres vermag aber nicht minder häufig noch zu geschehen durch die Auswurfstoffe schwindsüchtiger Menschen, welche auf dem Geflügelhofe, auf der dem Geflügel zugänglich gemachten Düngerstätte abgelagert werden. Andererseits sorgen austrocknende, pulverförmig werdende und in der Luft überallhin zerstäubende Koth- und Schleimmassen von tuberkulösem Geflügel mit den in ihnen enthaltenen unzählbaren Mengen von Bacillen wiederum für eine Ansteckung von Menschen und Haussäugethieren, unter welchen letzteren bekanntlich das Rind am häufigsten, häufig auch, außer dem Kaninchen, noch das Schwein, selten das Pferd und nur ausnahmsweise Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen die Knötchenschwindsucht bekommen. Prof. Dr. Zürn sagt auf Seite 27 und 28 seiner soeben bei A. Felix in Leipzig erschienen „Die Tuberkulose der Hausthiere und deren Vorbeuge" betitelten Broschüre folgendes:

„Zwar hat man geleugnet, daß die Bacillen der Geflügeltuberkulose identisch seien mit denen der Knotenschwindsucht des Menschen, und thatsächlich haben sich die ersteren den letzteren gegenüber etwas länger und breiter erwiesen, auch bezüglich ihres Verhaltens bei bestimmten Culturweisen etwas verschieden, sowie bei Verimpfung auf Meerschweinchen nicht immer, aber doch in manchen Fällen sich von positiver Wirkung gezeigt, was bei Verimpfung von Tuberkelvirus, der vom Menschen stammt, auf Meerschweinchen regelrecht geschieht. Dennoch ist es gelungen, Hühnern mit Tuberkelbacillen des Menschen und der Säugethiere Knotenschwindsucht einzuimpfen; die künstliche Uebertragung der Bacillen der Hühnertuberkulose auf Kaninchen gelingt meist. Praktische Erfahrungen liegen genug vor, welche zur Annahme führen, daß das Verzehren des Auswurfs schwindsüchtiger Menschen Hühnern und Fasanen die Tuberkulose gebracht hat.

Die Bacillen der Rindstuberkulose — die denen der Geflügelschwindsucht fast gleich sind — zeigen sich ja auch bezüglich Größe, Form, Verhalten in Culturen etwas verschieden von denen der Menschentuberkulose, dennoch ist es nachgewiesen, daß Rindstuberkulose auf Menschen übertragbar ist. Kaum zweifelhaft dürfte es sein, daß die Bacillen der Menschen-, der Rinder- und der Geflügeltuberkulose nur Varietäten ein und derselben Art sind, zu verschiedenen Varietäten geworden, hauptsächlich durch die verschiedene Körpereigenwärme der verschiedenen Wirthe (Mensch 37,5 Gr. C., Rind 38,5 Gr. C., Geflügel 42 Gr. C. Wärme.) Jedenfalls ist es vorsichtig und richtig:

a) Hausgeflügel, insbesondere Hühner, bei denen die Tuberkulose so häufig vorkommt, nicht in Rinderställen zu dulden und darauf zu sehen, daß die Geflügeltuberkulose bei dem Hausgeflügel nicht mehr eine so große Ausbreitung erlangt, wie es bisher der Fall war. Der Einwand, daß Geflügel Haussäugethieren nicht gefährlich werden könne, weil es nur ganz selten an Lungentuberkulose erkranke, ist nicht stichhaltig; dafür erkrankt es häufig an Darm-, noch mehr an Lebertuberkulose; die von kranken Hühnern (auf Krippen, Raufen in Rinderställen nur allzu oft z. B.) abgesetzten Kothmassen enthalten deshalb Tuberkelbacillen sehr häufig, auch wenn bei ihnen Darmtuberkulose nicht vorliegt, weil Galle solche dem Darminhalt zugefügt hatte;

b) für Vernichtung der von tuberkulosen Geschöpfen herstammenden Auswurfsmassen und Ausleerungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen, tuberkulös entartete Organe der Schlachtthiere zu verbrennen oder sonstwie unschädlich zu machen, den Inhalt der Spucknäpfe schwindsüchtiger Menschen nicht auf den Thieren, namentlich Geflügel, zugänglichen Düngerstätten auszuschütten, ohne daß derselbe gründlich desinficirt worden ist;

c) schwindsüchtige Menschen nicht als Wärter von Haussäugethieren, von Hausgeflügel, von Fasanen in Fasanerien ꝛc. zu verwenden."

Glücklicher Weise pflegen stark schwindsüchtige Hühner keine Eier mehr zu legen. Es erscheint aber immerhin sehr annehmbar, wenn schon es noch nicht nachgewiesen wurde, daß im rohen Ei tuberkulöser Hühner lebensfähige Tuberkelbacillen, da solche ja auch im Blute Schwindsüchtiger sich befinden, vorhanden sein können. Deshalb hüte man sich vor einem Genuß ganz roher Hühnereier, die nicht von eigenen, gesunden Thieren gelegt wurden.

Jedes der Schwindsucht dringend verdächtige Huhn ist baldmöglichst zu tödten und zu verbrennen, da sein Fleisch zu verzehren gesundheitsgefährlich sein würde. Etwaiges Kurierenwollen schwindsüchter Hühner dürfte vollständig resultatlos bleiben, da, wie schon oben betont wurde, die Geflügel-Knötchenschwindsucht unheilbar sich zeigt. Jeder Tag längeren Lebens tuberkulöser Hühner bringt neue Ansteckungsgefahren für deren bisher gesund gebliebene Hof- und Stallgenossen, daher erscheint zu letzterer Wohl ein schonungsloses Ausrotten ersterer — das kann nicht oft genug hervorgehoben werden — durchaus geboten. Man hat auch alle Nachkommen schwindsüchtiger Hühner zur Weiterzüchtung keinesfalls zu verwenden, da solche die Disposition zur Tuberkulose, d. h. die Beanlagung, die Neigung, ebenfalls wieder schwindsüchtig zu werden, von jenen kranken Thieren erben.

Was nun die Symptome anbelangt, welche tuberkulöse Hühner (— auf andere Arten tuberkulösen Hausgeflügels trifft alles in diesem Aufsatz Gesagte natürlich in ganz gleicher Weise zu!) beobachten lassen, so bestehen dieselben bei den noch lebenden Thieren zunächst in großer Müdigkeit. Anstatt daß dieselben mit ihren gesunden Hofgenossen munter sich umhertummeln, sitzen und hocken sie trübselig, bei bereits weiter fortgeschrittenem Krankheitsproceß, da sie alsdann außerordentlich schwach auf den Beinen zu werden pflegen, auf unter den Leib in den Sprunggelenken geschlagenen Füßen oder rutschen sie auf denselben mühsam umher, denn auf den Beinen zu stehen vermögen sie nicht mehr. Der Appetit der Patienten bleibt, wie oben auch schon ausgesprocher wurde, ständig sehr rege, oft wird er sogar ein abnorm großer, speciell auf animalische Stoffe, wie Fleisch, Würmer u. s. w. gerichteter. Trotz solcher bedeutenden Freßlust erfolgt aber bei den schwindsüchtigen Hühnern jenes gleichfalls früher schon charakterisirte, von Tag zu Tag gesteigerte Abmagern, welches an gewissen Körperstellen, besonders an der Brust der betreffenden, an der „Zehrsucht" (wie sie im Volke häufig genannt wird) leidenden Thiere thatsächlich nur noch „Haut und Knochen" übrig bleiben läßt. Außer derartigem Dürrwerden tritt bei schwindsüchtigen Hühnern auch ein Blaß- oder Gelblich- oder Weißfleckigwerden der Kamm-, Kehl- und Ohrlappen, eine starke Bleichsucht oder Blutarmuth der äußerlich sichtbar werdenden Schleimhäute ein. Kurz- und Schwerathmigkeit zeigt daneben sich selten in auffallender Weise, da die Lungenschwindsucht bei Vögeln, also auch bei Hühnern, im Allgemeinen nur sehr selten anzutreffen ist. Das Endstadium im Befinden tuberkulöser Hühner wird durch einen die kranken Thiere völlig erschöpfenden, aufreibenden Durchfall gekennzeichnet. Deren Leichen lassen durchweg außerordentliches Mager- und Blutarmsein constatiren, ihre Leber ist dagegen meist vergrößert, gleichsam fettig entartet und mürbe, auch ihre Milz zeigt abnorme Größe auf. Bei genauerem Untersuchen beider genannter Körpertheile findet man entweder in derem Innerem oder mehr auf ihrer Außenfläche, nicht selten über letztere hervortretend, ungleich, hirsekorn- bis kartoffelgroße, gelb gefärbte Knoten, deren Inhalt bald ein weicherer, bald ein härterer, käsiger ist. Ebensolche, oft rundlich gebildete, gelbfarbige, einen meist harten, käsigen Inhalt besitzende Tuberkelknoten, welche zwischen der Größe eines Maiskorns und der einer Kirsche meist variiren, aber auch noch größer werden können, sitzen weiter noch am Darm, zuweilen am Muskelmagen, an Eierstöcken, am Bauchfell, im Gekröse. Häufig haben die geschilderten Tuberkelknoten die ganze Darmwand durchsetzt, und im Darminnern, auf der Darmschleimhaut geschwürige Zerstörungen verursacht. Stets vermag man im Innern aller solcher knotenartigen Neubildungen Tuberkelbacillen als vorhanden (nach Methoden, Färbeverfahren, wie sie Koch, Ehrlich u. A. gelehrt haben) nachzuweisen.

Bei Geflügelsectionen hat man deshalb stets zunächst darauf zu achten (was obenerwähnte Schreiberin der uns zugegangenen Mittheilungen leider verabsäumte gleich so vielen Geflügelhaltern, denen die im Vorstehenden geschilderte Thierseuche noch unbekannt blieb), ob an den soeben näher bezeichneten Eingeweiden die vorstehend beschriebenen Tuberkelknoten sich entdecken lassen, demnach ein Vorhandensein der Knötchenschwindsucht bei den verendeten Geflügelstücken sicher nachweisbar wird.

Ist solches der Fall, so trenne man alle übrigen, der gleichen Krankheit sich dringend verdächtig machenden Hühner von noch gesund sich zeigenden Artengenossen oder tödte die ersteren womöglich, wenn man auf Grund einer Beobachtung derselben Krankheitssymptome an ihnen, wie sie vorher näher gekennzeichnet wurden, dessen gewiß zu sein vermag, daß sie gleichfalls bereits tuberkulös geworden sind. Weiter macht sich eine wiederholt gründliche Desinfection des Stalles und auch womöglich des Laufraumes durchaus notwendig. Solche Desinfection hat mittels einer großen Gießkanne zu erfolgen, durch deren Brause eine wässerige Rohsolutollösung (auf 10 Liter Wasser 1/2 Liter Solutol, welches letztere aus der Fabrik von Dr. von Heyden's Nachfolger in Radebeul bei Dresden entweder dierect oder aus größeren Droguenhandlungen zu beziehen ist) man überall dahin spritzt, wo schwindsüchtiges Hausgeflügel sich aufgehalten, gefressen oder gesoffen hat (also auch Freß- und Saufgefäße sind zu desinficiren!) Einer Desinfection von Stall- und Laufräumen hat ein Abhobeln des daselbst vorhandenen Holzwerkes und gründliches Reinigen desselben voranzugehen. Peinliche Sauberkeit auf dem Geflügelhofe hilft ansteckenden Krankheiten am besten mit vorbeugen!!

Noch ist zu bemerken, daß während einer in Stall und Laufräumen auszuführenden Desinfection daselbst Geflügel natürlich nicht bleiben darf.

(Sächs. Landw. Ztg.) Dr. E. S. Z.

Gegen Hühnerläuse.

Die als „Läuse" bezeichneten Parasiten der Hühner gehören zu den Federlingen, die entweder an der Haut des Huhnes festhaften oder an den Federn, die sie zernagen, ihren Sitz haben. Wir unterscheiden zwei Hauptarten: Philopteriden und Liotheen; dieselben zerfallen in weitere Unterabtheilungen. Am besten empfehlen sich zur Bekämpfung der Schädlinge reichliche Staub- oder Aschenbäder, die den Hühnern stets zu Gebote stehen sollen. Im Stallraume sollte immer ein Verschlag mit diesen leicht zu beschaffenden Materialien vorhanden sein. Die Hühner genießen mit großem Vergnügen diese Sand- oder Staubbäder. Zur Erhöhung der Wirksamkeit kann denselben Carboldesinfectionspulver, Schwefelblüthe ꝛc. beigemengt werden. Bei stark befallenen Exemplaren wendet man Fischthran, Annisol oder Quecksilbersalbe an, die auf das Gefieder gestrichen wird. Bei Verwendung letzterer muß das Huhn mit einem Tuche eingeschlagen werden, damit es nicht durch die sehr giftige Salbe Schaden leidet. Von vielen Seiten wird auch Bestreuen mit persischem Insectenpulver, besonders ins Gefieder hinein, dann der Nester ꝛc. empfohlen. Wenn Läuse auftreten, ist der Stall, Sitzstangen, Nester ꝛc. gründlich zu desinficiren und zu reinigen. Auch ist die Tabaklauge anzuempfehlen. Sie wird aus den Blättern von Pyrethrum und theilweise aus Tabakblättern gewonnen, ist sehr stark und hat sich in mehreren Geflügelzüchtereien bewährt.

Altdeutsche Speisekarte.

Bei dem Eisenacher Festmahl nach der Enthüllung des Lutherdenkmals lautete die auf Büttenpapier gedruckte und mit dem Bilde der Wartburg gezierte Speisekarte folgendermaßen:

Chuchen-Zettel
zum großen Luthertage in Eisenach,
Luthers „lieber Stadt."
Anno domini 4. Wonnemonats 1895.

Hergericht' in Eisenach's Bürgerhaus, „Erholung" geheißen.

Aine köstlich Suppen, so Frau Ursula Kotta ihrem lieben Martin bereitet.

Blaw gesotten Aal mit Citronensaft, nach Art des churfächsischen Hofkochs.

Kalbsrippen mit Spargelgemüs, wie Frau Schloßhauptmann Berlepsch dem Doctor Martin am 4. Mai 1521 angericht'.

Ain Braten von Lende, dazu Salat und gedämpfte Früchte, Lieblingsspeis' Wittenberger Professoren.

Gefrorenes und in Zucker gebackene Türne, so Eisenach's Rathsherrn dem Doctor Luther nach seiner ersten Predigt in St. Georgen vorgesetzt.

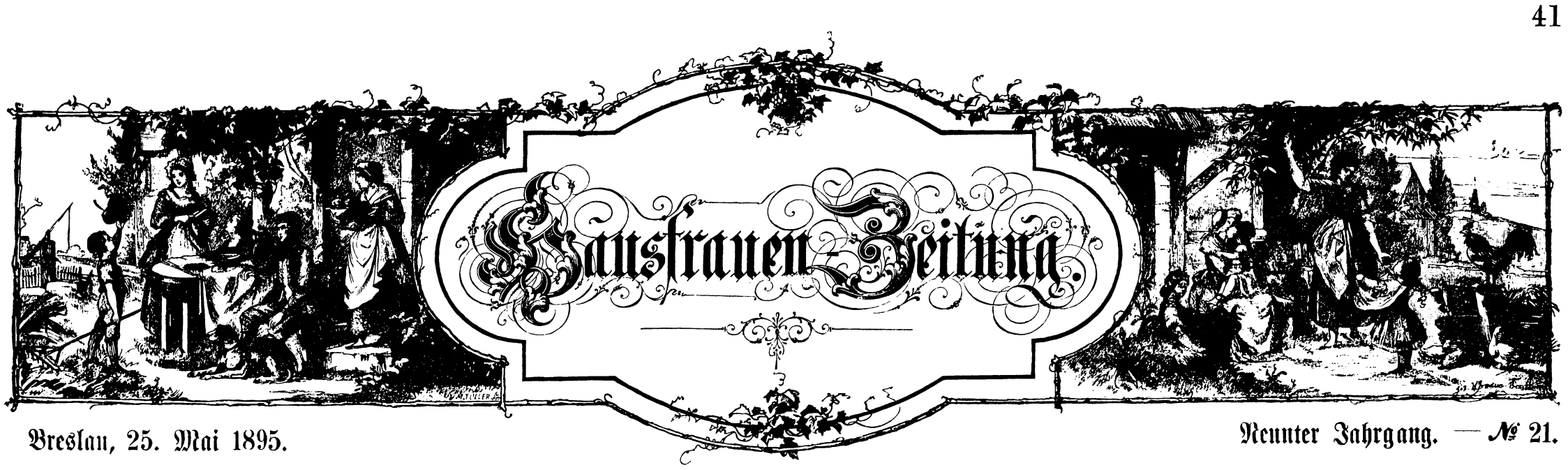
Schwarzbrod, Butter und Käse, Junker Jörgs Waldmahlzeit.

Reis mit Pilzen und kleinen Coteletten. 10 Personen, 2 Stunden. Steinpilze, Champignons oder beliebige andere gute Pilze werden geputzt, gewaschen, in dünne Scheiben geschnitten, in eine Kasserole gethan und mit Salz überstreut auf mäßigem Feuer so lange gedünstet, bis sie den eigenen Saft ganz eingesogen haben. Nun erst giebt man ein Stück frische Butter, eine Messerspitze Fleischextract, sowie fein gewiegte Petersilie hinzu und läßt sie vollends eindämpfen. Inzwischen quillt man 250 Gramm blanchirten Reis in kräftiger Brühe aus, streicht eine Backform mit Butter aus, füllt eine Schicht Reis hinein, hierauf eine dünnere Lage von Pilzen und abermals Reis, so fortfahrend, bis die Form gefüllt ist. Die oberste Reisschicht wird mit geschlagenem Ei überstrichen, mit Butterstückchen belegt und mit Parmesankäse bestreut. In den Ofen geschoben, backt die sehr kräftige Speise ungefähr 3/4 Stunden und ist vortrefflich auch zu gekochtem oder gebratenem Rindfleisch wie zu Coteletten.

Cardi mit Mark-Croutons. 10 Personen. 2 1/2 bis 3 1/2 Stunden. Man entfernt alle hohlen und grünen Stiele der Carden, benutzt nur die weißen, soweit dieselben fleischig sind, schneidet sie in etwa 10 cm lange Stücke und befreit diese von den seitwärts anhaftenden Stacheln. Nun läßt man sie in gesalzenem Wasser so lange kochen, bis sich die äußere Haut abstreifen läßt, wirft sie in kaltes Wasser und reibt die Fasern mit den Fingern rein ab. Nachdem man den Cardi nochmals rein gewaschen, schneidet man Rindertalg und Wurzelwerk in Scheiben, läßt beides in einer Casserole gut durchschwitzen, thut einige Löffel Mehl hinzu und rührt dies mit schwacher Bouillon und ein wenig Citronensaft klar. — Sobald die Sauce aufgekocht hat, legt man den Cardi hinein, fügt Salz, ein Lorbeerblatt und eine Zwiebel hinzu und läßt ihn — mit einem Butterpapier und dem Casseroledeckel bedeckt — 2 bis 3 Stunden langsam, womöglich im Ofen weich kochen. Herausgenommen, läßt man ihn auf einem Tuche abtropfen und richtet ihn, die einzelnen Stücke übereinander gelegt, auf einer runden Schüssel an, ihn mit folgender Hachee-Sauce überfüllend: feingehackte Petersilie, Schnittlauch und Champignons schwitzt man mit Butter und Citronensäure auf dem Feuer kurz ein, gießt einige Löffel Bouillon, ebensoviel braune Coulis hinzu, kräftigt dies mit einer Messerspitze Fleisch-Extract und läßt die Sauce seimig einkochen. Beim Anrichten vermischt man sie noch mit einigen Kapern, Pfeffergurken, beides fein gehackt, und einem Stück Sardellenbutter. — Für die Mark-Croutons, mit denen man das Gemüse umkränzt, nimmt man einen Tag altes Weißbrod, schneidet dies in fingerdicke, drei- oder viereckige Scheiben, macht rings um den Rand mit dem Messer einen Einschnitt, bratet sie in Butter auf beiden Seiten goldgelb, hebt den Deckel ab und höhlt sie aus. Nun läßt man 125 Gramm Rindermark, das gut gewässert wurde, einmal in Salzwasser aufkochen, schneidet es mit einem heißen Messer in passende Scheiben und legt diese recht heiß in die Croutons. Zu einer Schüssel für 10 Personen würden 4 bis 5 Stauden genügen.

Marseiller Suppe. 10 Personen. 1 Stunde. Abfälle von Wild, Geflügel und dergl. giebt man mit Wurzelwerk, Pfefferkörnern, einem Lorbeerblatt, einigen Nelken und etwas Thymian mit Butter in eine Casserole, deren Boden man zuvor mit einer Zehe Knoblauch leicht bestrich, fügt — sobald die genannten Bestandtheile langsam angeröstet sind — Brühe aus Fleisch-Extract hinzu und läßt die Suppe einkochen. Etwa nach Verlauf von 3/4 Stunden verbindet man die Bouillon mit einigen Löffeln hellen Schwitzmehles, verdünnt sie erforderlichen Falls mit einem weiteren Zuguß und würzt sie nun mit Salz. Als Einlage verwendet man abgekochte, in Scheiben geschnittene Hühnermagen und kleine Klößchen, die aus einer Farce von rohen und gekochten Eigelben, vermischt mit etwas Kalbfleisch-Farce, bereitet wurden.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.



Breslau, 25. Mai 1895. Neunter Jahrgang. — № 21.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

War es das erste Mal, daß er diese Stimme hörte, das erste Mal, daß er diese dunklen blauen Augen sah? sann er draußen im Weitergehen. — „Ich muß mich von Ihnen verabschieden, denn hier habe ich noch zu thun." Diese Worte des Pfarrers ließen ihn aus seinen Gedanken erwachen.

„Wissen Sie nicht, woher jene Schwester stammt?" fragte er dem Geistlichen die Hand reichend.

„Ungefähr weiß ich es," versetzte dieser, „weshalb interessirt es Sie?"

„Weshalb? Nun, mir kommen ihre Züge bekannt vor, sie erinnerten mich an ja — an wen nur? — Sie ist gewiß eine tüchtige Pflegerin?"

Pastor Büchner sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Ich halte viel von Schwester Josephine und wünsche keinem kranken gewissenhaftere Pflege, als die ihre. Das Pflichtgefühl ist zwar stärker in ihr, als die Liebe, aber sie wird zur Vollendung kommen, nach der all ihr Streben geht, so oder so, des bin ich gewiß! Doch nun leben Sie wohl! Mich ruft die Pflicht."

Sie trennten sich. Ardegg schritt langsam weiter und konnte es nicht hindern, daß allerhand sonderbare, ihn quälende Gedanken ihm durch den Kopf schwirrten. Der Wind fegte kalt durch die Straßen und trieb vor sich her, was sich treiben ließ.

Daß der Wind doch alles verwehte, was Kopf und Herz schwer macht, dachte Ardegg, daß er doch die Sorgen und lästigen Gedanken mitnähme auf Nimmerwiederkehr!

Aber er thut's nicht, es ist vielmehr, als wehe er Bilder auf Bilder heran, die Ardegg anschauen muß, mag er wollen oder nicht.

Eines von ihnen, ein schönes altes Schloß, sieht er am deutlichsten, und in den großen, hohen, prächtigen Gemächern erblickt er sich selber und diese und jene bekannte, unvergeßliche Gestalt. Er hätte so glücklich dort sein können, aber er war es nicht! . . .

Dann sieht er ein Knabenstudirzimmer, das er bewohnt und ein großer Bursche, Clemens Scheideck mit Namen, mit ihm. Landkarten hängen an den Wänden, Bücher liegen auf dem vernutzten Tisch, ein Globus steht darauf, ein Ding, das trotz seiner abnormen Größe doch nur ganz klein ist, eine Spanne blos und man ist in jener anderen Welt, Qualm von schlechtem Tabak erfüllt die Luft und die Lampe brennt trübe.

Eine kalte Nacht ist es, in der sie das Haus verlassen, er und jener Scheideck, ein kalter nebliger Morgen, an dem sie das Schiff besteigen, das sie mit sich fortführen soll in eine andere Welt. Der Orkan, in dem sich die Macht der Natur in fast überwältigender Weise offenbart, stellt ihnen die Schwäche und Kleinheit des eigenen Ichs in grausamer Schärfe vor Augen.

„Joachim, habe Muth," sagte Clemens, als ersterer traurigen Blickes auf die unabsehbare Wasserfläche hinausstarrt.

Aber Joachim hat nur noch sehr wenig Muth. Ihm ist das Herz zum Zerspringen voll. Ob es Heimweh ist, das ihn erfüllt, ob Angst vor der Fremde, der er doch entgegenstrebt, ob Reue? . . .

Dann sieht er sich in San Francisco, der Riesenstadt am Pacific. Was will er dort? Zuerst den Onkel suchen, den Bruder seiner Mutter, auf dessen Millionen diese vergebens wartet.

Er sucht den Grafen Donitz überall; in dem vornehmen Villenviertel, in der schmutzigen, opiumdurchwehten Chinesenstadt sucht er ihn. Graf Donitz ist nirgends zu finden Irgend Jemand sagt, daß er längst todt sei.

Er ist recht mißmuthig, als er eines Abends auf den Pacificklippen steht und dem Spiel der Seelöwen zusieht. Sein Freund, zäher als er, ist umsonst bemüht, ihn aufzurichten. Als er schon völlig an Joachim's Ausdauer verzweifelt, hilft der Zufall. Statt des vergebens gesuchten Bruders seiner Mutter findet Joachim Mr. Hafton, den Onkel derselben.

Konnte das Glück ihm günstiger sein?

Der alte Herr, wenn auch mit einer unbegrenzten Antipathie gegen seine in Deutschland auf seinen Tod hoffenden Verwandten erfüllt und mit der festen Absicht, sie dermaleinst gründlich zu enttäuschen, hat dennoch sein Interesse für junge, europamüde Angehörige noch nicht ganz verloren. Sein Neffe, Victor Donitz, der alle Mühe, die er sich mit ihm gab, mit Undank lohnte, der nur die Verschwendung seiner für würdig hielt, hätte sie ihm verleiden sollen; allein, war es vielleicht ein wenig Heimweh, das der zum Geldmenschen gewordene frühere Aristokrat noch hie und da ihm selber kaum bewußt, empfand, war es die Erinnerung an eine flott verlebte Jugend, so flott verlebt, daß sie ihn zwang, fortan sein Glück in einem anderen Lande zu suchen, war es ein ihm gebliebenes Verstehen junger, irrender Menschenkinder, das ihn zu Joachim zog?

Einerlei, was es war!

Er nahm ihn mit sich in seine palastartige Villa, ihn und seinen Gefährten, und Joachim war, wenn auch in der Fremde, so doch nicht heimathlos.

Da macht sich ein neuer Windstoß auf, heulender, heftiger als seine Vorgänger. Der aufgewühlte Schnee steigt in die Luft. Kalt und naß schlägt es in Ardegg's Gesicht. Die Bilder sind verweht. Er hüllt sich fester in seinen Pelz — ihn friert . . .

XXIII.

In dem Salon des Hotel garni, das Frau von Barmer mit ihrer Tochter bewohnte, war schon Licht angezündet. Edith saß am Flügel und begleitete sich zu einem steierischen Liede, während ihre Mutter auf der Chaiselongue lag und Kräfte zu neuen geselligen Leistungen sammelte. Sie hatte schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß das großstädtische Leben für ihre zarte Constitution kein recht geeignetes sei, doch erschienen ihr die Pflichten ihrer mehr als erwachsenen Tochter gegenüber immerhin ein Opfer zu erheischen. Gestern war ihr Gatte wieder abgereist. Er hatte erklärt, in der Unruhe verrückt zu werden und auch nicht in den Verhältnissen zu sein, Zeit und Geld hier vergeuden zu können. — „Nicht in den Verhältnissen zu sein" — Frau von Barmer, wie sie jetzt die Worte vor sich hinmurmelte, zog ärgerlich die Brauen zusammen. Er hatte doch noch längst nicht so viel Ursache, über schlechte Verhältnisse zu klagen, wie sein Nachbar in Haidbruch; dem hatten seine jüngst verunglückten Speculationen einen schönen Streich gespielt, und überdies hatte er ein Schloß und ihr Gatte doch nur eine Mühle gebaut. Die Wiederherstellung des einen Schloßflügels war ja doch nicht der Rede werth. Augenblicklich zwar mochten Barmer's Ausgaben die Erzen's immerhin übersteigen, denn eigentliche Kosten verursachte diesem wohl nur noch seine seit Kurzem hinschwindende Gesundheit und nicht, wie es bei seinem Nachbar der Fall war, ein einziger unverbesserlicher Sohn. Daß Wolf auch nie vernünftig wurde — selbst jetzt nicht, wo er mit Bertha Erzen, einem Mädchen ohne einen Pfennig Vermögen, verlobt war! Die Verlobung war auch eine grenzenlose Thorheit. Wolf hätte wahrlich ganz andere Partien machen können! Aber diese Uneigennützigkeit und Treue waren wieder schön an ihm und sprachen dafür, daß die jungen Herren von heute doch nicht alle so materiell und egoistisch sind, wie ihr Ruf. Aber konnte ihr Gatte denn wirklich Recht haben, wenn er behauptete, sich immer mehr einschränken zu müssen — noch mehr als er es schon that — entsetzlich! Konnte es sein Ernst sein, wenn er davon sprach, für Wolf den Abschied einzureichen und Ländereien verkaufen zu müssen? War es denn wirklich möglich, daß Wolf's Schulden, die Bauten, Mißernten und dies und jenes ein Barmer'sches Vermögen erschöpfen konnten? Sie, die Baronin, hatte durch diese leidigen Geldsachen wahrlich schon manch' schwere Stunde gehabt. Ihr Gatte konnte oft, wenn ihn der Aerger übermannte — oder sie dieses und jenes, was eine Ausgabe bedingte, für erforderlich hielt — ihr den mexikanischen Onkel vorhalten und mit dem derben Spott, der ihm zu Gebote stand, ihr rathen, sich an diesen zu wenden. Und nach derartigen Rücksichtslosigkeiten pflegte er von der Vergangenheit zu sprechen, und in letzter Zeit mehr denn je verlangte er nach Joachim, oft mit schmerzlich klagenden Worten, oft mit aufbrausender Heftigkeit, und immer wieder sagte er, daß seit der Zeit, wo Joachim ihn verlassen, das Glück von Dönkirch gewichen sei, daß ihm alles fehlgeschlagen und daß er nur noch mit dem halben Eifer sich seiner Geschäfte angenommen habe. Und was ihn fortgetrieben, ach, er wisse es nur zu gut, es sei der Mangel an Verständniß gewesen, den die Seinen für ihn gehabt.

An das Alles und an manches Andere noch dachte Frau von Barmer. Jetzt machte sie durch einen langen Seufzer ihrem Herzen Luft.

Wenn Edith verheirathet wäre! — setzte sie darauf ihren Gedankengang fort — mit Brenken — doch still davon. — Wäre doch Hamfelde nie auf den Einfall gekommen, in seinem halbverfallenen Rungenau seine Finanzen zu verbessern! — Doch der Gedanke war zu aufregend, Frau von Barmer streckte, als wolle sie etwas von sich abwehren, eine ihrer blassen Hände in die Luft.

Gerade hatte Edith das Liedchen beendet, das von jener Verlassenheit singt: „Wie der Stein auf der Straße, so verlassen bin i . . ."

„Kind, Du triffst ja heute eine entsetzlich trübselige Wahl," meinte Frau von Barmer und Edith ließ die Hände in den Schooß sinken und lehnte sich zurück.

„Findest Du? Ich singe das Lied fast täglich. Weißt Du's nicht mehr, wie gern Josa es hörte?" — Wieder seufzte Frau von Barmer — ihre Tochter hatte die Gabe, ihr in unangenehmen Momenten noch etwas besonders Unangenehmes in Erinnerung zu bringen.

„Höre, Edith," sagte sie, sich aufrichtend — sie war jetzt ganz in der Stimmung, ein ernstes Wort zu sprechen. „Du weißt doch, wie schwer es mir wurde, von Deinem Vater die Einwilligung — die diesjährige Saison hier mitmachen zu dürfen — zu erhalten. Du wirst Dich der Scenen erinnern, die ich mit ihm hatte, und der gestrigen vor seiner Abreise vor Allem."

„Ja, ja," fiel Edith ein, „ich weiß alles und habe schon gedacht, daß es doch besser gewesen wäre, wir hätten ihn begleitet, als ihn allein zurück reisen zu lassen. Wir wissen doch, wie ungern er ohne uns in Dönkirch ist, der gute Papa! Er war so böse gestern. Weshalb eigentlich? Weil ich noch keinen Mann habe und hier höchstwahrscheinlich auch keinen bekomme, oder . . ."

„Du bist wirklich, um beständig Unsinn zu schwatzen, zu alt. — Sage einmal, wie stellst Du Dir denn eigentlich Deine Zukunft vor?"

„Gar nicht bis jetzt; aber wenn Du es wünschest, so will ich sie mir einmal ausmalen. Nun —", Edith sann einen Augenblick nach — „wenn ich nicht heirathe . . ."

„Aber, Kind, nicht heirathen!" rief die Mutter. „Was soll denn dann aus Dir werden? — Du vergißt, daß Du kein Vermögen hast, und daß ohne ein solches selbst ein alleinstehendes Fräulein heutzutage nicht leben kann; ja vor Allem, daß Du überhaupt darauf erzogen bist, eine gute Partie zu machen. Ich bitte Dich, sei vernünftig, behandele Herrn von Krachwitz mit etwas mehr Rücksicht, als Du es bisher gethan hast, und nimm ihn nicht gerade zur Zielscheibe Deiner Spottlust. — Er ist nicht interessant, das gebe ich zu, doch wie viel anderes vermag er dafür in die Wagschale zu legen: einen guten Namen und die glänzenden Verhältnisse, die er einer Frau bieten kann. Du solltest Dir nicht noch einmal im Lichte stehen!"

„Du hast vergessen, sein angenehmes Aeußeres noch zu erwähnen, liebe Mama. Etwas stumpfsinnig sieht er zwar aus, doch das gehört heutzutage dazu. Ja, Du hast Recht, er ist eine sehr begehrenswerthe Persönlichkeit, in seinen eigenen Augen und in denen vieler Anderer jedenfalls auch — in den meinen nur leider gar nicht!"

„Edith, Du bist unverbesserlich! Nun, wenn Du ihn denn durchaus nicht magst, so ist ja da der Graf Wiron, der, wärest Du nur ein klein wenig entgegenkommender . . ."

„Mama, ich bitte Dich . . ."

Mit diesem unvollendeten Satze sprang Edith auf: „Weil Wolf Schulden macht und Nichts für mich übrig läßt, deshalb soll ich unter die Haube; denn à quoi bon? O, Ihr kennt mich schlecht! — Um einmal so recht nach Herzenslust zu lachen und zu tanzen, deshalb bin ich hier und nicht, um mich zur gefälligen Ansicht zu präsentiren. Ich habe Dir das Alles ja im Voraus gesagt und Du solltest doch wissen, daß ich Wort halte. Hörtest Du übrigens schon, daß Hamfelde augenblicklich hier sei? Das fehlt auch noch, denkst Du! Arme Mama!"

Edith unterbrach sich durch ein helles Auflachen. „Und er sei von seiner Frau geschieden, sagte die Almeïde, der man es von Paris aus berichtet hat. Sie erzählt auch, daß er sehr in Schulden stecke. Doch jetzt glaube ich, ist es Zeit, sich zum Theater zu rüsten. Du bist mir doch nicht böse?" Sie strich zärtlich über der Mutter ergrauenden Scheitel. „Ich bin unbeschreiblich neugierig auf Maurice Ardeggs Stück. Erinnerst Du Dich seiner reizenden Lustspiele nicht mehr, die wir vor einigen Jahren in München sahen? Nein? Ists möglich, für so etwas kein Gedächtniß zu haben! Ich war so entzückt und wünschte mir nichts mehr, als den Autor derselben kennen zu lernen. Wenn mir dies jetzt doch einmal gelänge, wenn ich ihn nur wenigstens zu sehen bekäme! Soll ich Hanne sagen, daß Du Toilette machen willst?"

„Nein, laß nur, ich fühle mich heute angegriffener denn je! Sorgen machen mürbe, das weiß der Himmel! Geh nur mit Wolf und gönne mir Ruhe. Auf Wiedersehen, mein Kind."

Edith eilte auf ihr Zimmer, wo Hanne ihrer harrte. Man sah es der Alten an, daß sie etwas auf dem Herzen habe. In der Absicht, eine Unterhaltung anzufangen, warf sie dann und wann eine Bemerkung hin; Edith reagirte jedoch auf nichts. Sie ließ sich bei der Toilette helfen und war schweigsam und zerstreut.

„Gnädiges Fräulein sind so still, Sie haben doch nicht etwa einen Kummer?" fragte Hanne, ihr einen Spitzenshawl vorsichtig über den eben frisirten Kopf hängend. Aber nachdem sie auch jetzt kaum eine Antwort erhielt, fuhr sie direkt auf ihr Ziel lossteuernd fort: „Denken sich, Fräulein, wen ich heute sah: den Herrn Grafen — Brenken. Er ging mit zwei Damen, einer älteren und einer jungen, an dem Laden vorbei, in dem ich etwas für die Gnädige besorgte. War er aber alt geworden, gütiger Gott! Ganz graue Haare hat er bekommen!"

Ein kurzes Klopfen an die Thür und Wolf trat ein. „Fertig? Bon!" rief er mit seiner wohllautenden frischen Stimme. „Will Mama nicht mit?"

Edith schüttelte den Kopf und knöpfte an ihren Handschuhen. „Siehst ja blaß aus, armes Kind. Und Mama klagt auch mehr denn je! Ich sehe ein, das Leben hier bekommt Euch Leuten vom Lande nicht. Aber warte nur. Dein unbekannter Günstling, Herr Ardegg, wird Dir wieder ein bischen aufhelfen. Eigentlich sollte ich nicht ins Theater, Bertha schreibt eben, daß es mit ihrem Vater recht schlecht stehe! Aber was thut man nicht für solch eine kleine Hexe von Schwester! Ich denke morgen nach Haidbruch zu fahren, früher gehts nicht. Mit meinem Zuhausesitzen heut Abend wäre auch Niemandem gedient. Und nun komm, kleine Maus, es ist Zeit." Damit reichte er der Schwester den Arm und führte sie zum Wagen.

XXIV.

Die Geschwister waren kaum zur Stelle, als das Stück begann, das entscheiden sollte, ob der Autor desselben wirklich Talent besitze oder nicht. Es war eine Schicksalstragödie aus der Zeit der französischen Revolution, die sich hier auf den weltbedeutenden Brettern abzuspielen begann.

Das Stück war correct eingeleitet, das gestanden sich selbst die Kritiker, ob sein Fortgang das erfüllte, was der Anfang versprach, war abzuwarten. Als der Vorgang nach dem ersten Akte fiel, fand sich kaum Einer, der Grund zum Tadel gehabt hätte. Man mußte der Sprache, in welcher der Dichter seine Personen reden ließ, volle Anerkennung zollen. Seine Freunde frohlockten, seine Feinde hatten Mühe, ihren Aerger zu verbergen. Die Augen der Marquise d'Almeïde strahlten freudig und stolz.

„Du solltest Dich zu mir setzen", wandte sie sich an Edith, deren Platz hinter dem ihren war. „Wenckwitzens scheinen nicht zu kommen."

Edith zögerte nicht, diesem Wunsche zu willfahren, mochten auch ihre beiden in ihrer Nähe sitzenden Verehrer, Wiron und Krachwitz, zu dieser Anordnung verstimmt dreinschauen.

„Nun, was sagst Du? Herrlich, nicht wahr!" flüsterte die Almeïde mit dem Ausdruck einer Frau, die einen Theil der um sie lautwerdenden Anerkennungen für sich in Beschlag nimmt.

Edith nickte. „Wenn ich ihn doch einmal zu sehen bekäme!"

„Jetzt ist er auf der Bühne beschäftigt", sagte die Almeïde, „aber warte nur, es ist möglich, daß er sich während einem der kommenden Akte in jener Prosceniumsloge aufhält. Doch was mag es heißen, daß die Wenkwitzens heute fehlen", wandte sie sich an ihren Nachbar zur Linken, einen südländisch aussehenden Herrn, den Prinzen Beloni, der seit einiger Zeit zu der geringen Zahl derjenigen ihrer Verehrer zählte, denen sie ihre Gunst nicht vorenthielt. „Wie ist es nur möglich, dieser Premiere unter irgend einem nichtigen Vorwand fern zu bleiben!"

„Es ist nicht jeder so gnädig, reges Interesse an Ardegg zu nehmen, wie Sie es zu thun belieben!" war die Antwort, aus der trotz des Lächelns eine gewisse Gereiztheit hervorsah.

„Ein Vetter der Frau von Wenkwitz, ein Graf Brenken, ist bei ihr zum Besuch," berichtete Wiron, ein Herr über sechs Fuß lang, schlank und steif wie ein Ladestock. „Kenne ihn, bin in Ostpreußen, wo er auch so eine weltvergessene Klitsche besitzt, quasi sein Gutsnachbar. Ein wunderlicher Kauz, fast menschenscheu. Ihnen, Baronin, müßte er doch bekannt sein!" sagte er zu Edith. „Liegt nicht der Brenkenstein unweit Dönkirch?"

„Allerdings, aber er bewohnt ihn schon seit Jahren nicht mehr", erwiderte die Gefragte.

Er sei vor sechs Jahren einmal verlobt gewesen, schwatzte der Ostpreuße weiter, die Dame aber . . .

Da hob sich der Vorhang. Edith war zerstreut. Sie achtete wenig auf das, was sich auf der Bühne zutrug, bemerkte nicht, wie dieser und jener den Kopf schüttelte, wie Prinz Beloni seine Augen triumphirend auf der Almeïde ruhen ließ, und wie diese die Zähne in die Unterlippe grub. — Als sich der Vorhang dann wieder senkte, fiel es ihr auf, wie sehr sich die Beifallsbezeugungen vermindert hatten.

„Sein alter Fehler, nicht objektiv genug", hörte sie hinter sich sagen. „Die Phantasie ging mit ihm durch, seine Gestalten sind aus dem Blauen gegriffen."

„Noch sollte man nicht verurtheilen, drei Acte stehen uns noch bevor", sagte die Almeïde, indem sie sich zurücklehnte und ihren Federfächer mit größter Ruhe auf und nieder bewegte.

Jetzt wurde eine Thür geöffnet. „Ach, wo kommen Sie her?" „Sind Sies wirklich?" „Voilà qui est gentil." So und ähnlich begrüßte man den Herrn, der eintrat. Es war Hamfelde.

„Ja, ich bins", sagte er, und nachdem die gegenseitige Begrüßung vorüber war, setzte er sich wie selbstverständlich auf den leeren Stuhl neben Edith und begann mit ihr eine Unterhaltung, so oberflächlich und unbefangen, als habe er sie seit gestern nicht gesehen. — Und doch hatte er sich jahrelang in der Welt umhergetrieben ohne sich wieder in Rungenau blicken zu lassen. Aber davon sprach er nicht.

Wieder ging die Thür. Stimmen erhoben sich, Worte wurden gewechselt, Stühle gerückt. Die Almeïde und Edith — beide vorzüglich unterhalten, die eine von dem Prinzen Beloni, der seiner schönen Nachbarin grauenhafte Geschichten von seiner mißglückten Afrikareise erzählte, die andere von Hamfelde — bemerkten nichts von der momentanen Störung, die durch das späte Erscheinen der beiden Damen Wenkwitz, die in Begleitung eines Herrn erschienen, veranlaßt worden war. Jetzt mußte Hamfelde etwas sehr Komisches erzählt haben, denn Edith lachte immer wieder und preßte die Hände vor das Gesicht. Dabei verwickelte sich das Schloß ihres Armbandes in die Spitzen ihres Taillenausschnittes, sie versuchte es loszunesteln, dabei öffnete es sich und die Spange fiel zu Boden.

Hamfelde hob sie auf.

„Darf ich sie Ihnen wieder umlegen?" bat er. Sie hielt ihm ihren Arm hin, er ergriff ihre Hand und machte sich unnöthig lange an dem Mechanismus des Schlosses zu thun.

Beloni, der einen Augenblick schwieg, um sich auf neuen interessanten Stoff zu besinnen, gestattete der Almeïde, den Beiden zuzusehen.

„Du bist grausam", flüsterte diese jetzt Edith mit dem Fächer drohend zu. „Denkst Du denn gar nicht an die Qualen, die der arme Krachwitz erduldet! Ach, Baron, ich muß Sie auf etwas vorbereiten", fuhr sie, sich an Hamfelde wendend, fort, „auf etwas, das Sie interessen wird, auf eine mariage dans le monde — Sie ahnen — n'est ce pas?"

(Fortsetzung folgt.)

Erziehung der Mädchen im alten Rom.

Heutzutage wird viel über die Erziehung der Mädchen gesprochen und geschrieben; deshalb dürfte es interessant sein, einen Rückblick auf die Erziehung der Mädchen höherer Stände in Rom, zur Zeit der Kaiserherrschaft, zu werfen, Vergleichungspunkte mit der unserigen zu berühren und zu erwägen, in welchen Punkten die damalige Erziehung von der jetzigen abwich.

Ammen und Wärterinnen jener Zeit war ebenfalls der Aberglauben unserer Kinderstuben nicht unbekannt, und sie waren bestrebt, die ihrer Obhut übergebenen Kleinen „vor dem bösen Blick" zu schützen oder durch geeignete Mittel die üblen Folgen abzuwenden. Ball und Puppe erregten damals bereits große Freude, und war die Kleine müde vom Spiel, dann saß sie erwartungsvoll zu den Füßen der alten Wärterin, von deren Lippen das wohlbekannte: „Es war einmal ein König und eine Königin" ertönte. Hierin stimmt das römische Märchen mit unseren Haus- und Volksmärchen überein: Es führt die kindliche Phantasie in dasselbe Reich glänzender Wunder. Doch nicht genug damit; auch unter seinen Heldinnen lebte die wunderschöne Königstochter, so schön, daß es sich gar nicht beschreiben ließ; von dreien war sie die jüngste und wurde von ihren weniger schönen Schwestern beneidet und mit allerlei Ränken verfolgt; schließlich heirathet sie doch den schönsten Bräutigam, während die anderen beiden zur Strafe ihrer bösen Pläne einen schrecklichen Tod finden.

Die Mädchen erhielten später Unterricht in Handarbeiten, Spinnen und Weben, welchem eine viel sorgsamere Beachtung geschenkt wurde, als in unseren Zeiten dem Nähen der Wäsche. Damals wurde in den Häusern, in welchen man an der alten Sitte festhielt, sämmtliche Garderobe für die Familie unter Mitwirkung oder Anleitung der Hausfrau selbst verfertigt, von welcher Pflicht sich nicht einmal die Töchter und Enkelinnen des Kaisers Augustus ausschlossen, da er keine anderen Kleider trug als diejenigen, welche von ihnen oder seiner Frau und Schwester gefertigt waren.

„Hier liegt Amymone, Frau des Marius", steht auf einem Sarkophage; „sie war schön und gut, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, wirthlich und häuslich." Solche Grabschrift ist nicht vereinzelt, sondern auf Denkmälern, welche die häuslichen Tugenden der Frauen rühmen, heißt es nicht selten, sie seien gute Beratherinnen und Erhalterinnen des Vermögens gewesen und hätten sich die Bereitung der Wolle angelegen sein lassen.

Nur Eltern niederer Stände schickten ihre Töchter in die Schule, während die Mädchen höheren Standes ihren wissenschaftlichen Unterricht zu Hause erhielten; die griechische Sprache stand dabei in dem hohen Ansehen, das lange Zeit bei uns die französische behauptete. Sehr beliebt war, griechisch statt lateinisch zu reden, oder wenigstens griechische Phrasen in die Unterhaltung einzuflechten, was man sich bei den jungen Damen gern gefallen ließ, bei den bejahrten jedoch unerträglich fand.

Großen Werth legte man wegen der körperlichen Haltung auf den Tanz der Römerinnen, welcher nicht wie bei uns größtentheils in Bewegungen der Füße, sondern wie bei den Griechen in rythmischen Bewegungen des Oberkörpers und der Arme bestand. Tanz und Hymnengesang waren in Griechenland bei allen religiösen Festen gebräuchlich; in der Kunst, weihevolle Stimmungen durch edle, malerische Geberden und anmuthige Bewegungen auszudrücken, erreichten die Griechinnen eine hohe Stufe der Vollkommenheit; auch die Römerinnen erzielten durch eine solche Art des Tanzes Grazie der Haltung und den edlen Gang, den man an Frauen besonders schätzte

Als erhebende Zerstreuung, das Familienleben zu verschönern, wurde von den jungen Mädchen Gesang und Saitenspiel geübt, und häufig legten sie auch öffentlich Proben ihrer Kunstfertigkeit ab.

Chöre von dreimal neun Jungfrauen aus edlen Familien, Hymnen singend, gingen der Procession an Bettagen und Götterfesten voraus; manche Frau, so hoffte Horaz, würde sich erinnern, wie sie als Mädchen das von ihm gedichtete Festlied geübt und gelernt habe. Uebrigens scheinen Mädchen und Frauen sehr gewöhnlich die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbst gesetzten Melodien zu singen, worin kein Musiker, sondern die beste Lehrerin — die Liebe, sie unterrichtete.

War das Kind zur Jungfrau gereift, so suchten die Eltern ihr Geschick durch eine passende Heirath zu sichern. Die zur Ehe erforderliche Volljährigkeit trat bereits mit dem erreichten zwölften Jahre ein, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Mädchen von 13 bis 17 Jahren vermählt wurden; bei der Unerfahrenheit der Töchter war der Wille der Eltern entscheidend. Convenienzheirathen scheinen an der Tagesordnung gewesen zu sein; Verlobungen wurden geschlossen wie später bei fürstlichen Familien, wenn die Mädchen noch Kinder waren. Sehr oft wurden Mittelspersonen mit der Einleitung der zarten Angelegenheit betraut; für Werben und Freien hat die lateinische Sprache kein Wort. Die Fürsprecher oder jungen Männer selbst wandten sich nicht an das Mädchen ihrer Liebe, sondern an dessen Eltern oder Vertreter.

Die Verlobungsfeier war ein großes Fest, welches jedoch keine Aenderung in dem Verhältniß der zukünftigen Gatten brachte, da sie sich ebenso wenig wie vorher kennen lernten. — Ein bräutliches Verhältniß gab es nicht; die Römer so wenig wie die Griechen haben einen Ausdruck für den Begriff „Braut", der die aus dem Mädchenstande in die Ehe tretende Jungfrau in einer Art von Weihe und Verklärung erscheinen läßt. Der Verlobte schenkte seiner zukünftigen Gattin außer anderen Brautgaben einen eisernen Ring ohne Stein „als Pfand der Treue", erhielt aber keinen von ihr zurück.

Die Besorgung der hochzeitlichen Gewänder und Schmucksachen, die Ausstattung, die Wahl der Dienerschaft brachte alle die Aufregung und das emsige Schaffen und Einrichten hervor, das auch unserer Zeit eigen ist. — Die Verlobte entsagte der Kindheit Spielen für immer; ihre Puppen und sonstiges Spielzeug opferte sie durch Niederlegen im Venustempel, während unsere Bräute ihr Spielzeug in pietätvollem Gedenken der glücklichen, fröhlichen Tage der Kindheit sorgsam verwahren und dem neuen Hausstande zufügen. Wie manches Töchterchen spielt mit den Geschenken, welche einst die Jugendtage ihrer Mutter verschönten.

Endlich kam die Stunde, in welcher die Mutter die Tochter zu dem bedeutungsvollen Gange schmückte. Der Haupttheil des Brautschmuckes bestand in einem feuerfarbenen, viereckigen Kopftuch, daß, auf beiden Seiten herabfallend, das Gesicht freiließ. Schon früh am Morgen füllten sich die Wohnungen beider Verlobten mit Freunden, Verwandten, welche zugleich bei der Unterzeichnung des Ehecontractes als Zeugen fungirten. Beide Häuser erstrahlten in festlicher Beleuchtung, mit ausgehängten Teppichen, Kränzen und grünen Zweigen. Den Göttern wurde im Tempel geopfert; auf den Straßen, durch welche der Hochzeitszug gehen sollte, drängte sich die Menge, um dem Schauspiel beizuwohnen. In alter Zeit war die Verlobte erst beim Aufgange des Abendsterns in des Gatten Haus geleitet worden, doch dies war in der Kaiserzeit nicht mehr Sitte, aber immer noch leuchteten Fackeln bei der Heimführung der Braut.

Bei der griechischen Hochzeitsfeier war der Schluß der Festlichkeiten ein gleicher, und ein Jüngling — Hymen, den Ehestifter vorstellend — in der Linken den feuerfarbenen Hochzeitsschleier und in der Rechten die brennende Fackel haltend, geleitete die Neuvermählten mit den anderen Gästen nach Hause. — „Eine Fackel seh' ich glühen, aber nicht in Hymens Hand."

Der Eintritt in die Ehe mußte bei der großen Jugend der Frauen in der Regel ein jäher Uebergang aus unbedingter Abhängigkeit in unbeschränkte Freiheit sein, eine plötzlich unermeßliche Erweiterung des Lebenshorizontes. Beinahe eben noch in den engen Raum der Kinderstube gebannt, sahen die Töchter edler Häuser sich nun in eine weite, glanzerfüllte, farbenprangende Welt versetzt. Die Aufgabe von Vater und Mutter war gelöst, und die junge Frau hatte in der Berührung mit einem an Genüssen überreichen Leben zu zeigen, ob die Einwirkungen, welche sie im Elternhause empfangen, sich mächtig genug erwiesen, um in ihr die Tugenden der Frau zu voller Reife zu bringen. (Schw. Fam.-Bl.)

Von der Hamburger Wasserkante.

Die gute Sitte erfordert es, wenn man in einen fremden Kreis tritt, daß man sich vorstellt; und so liegt auch mir ob, zunächst darzuthun, was wir Hamburger denn eigentlich unter diesem Ausdruck verstehen. Sie — verehrter Leser — werden mir vielleicht sagen, daß dies eine überflüssige Mühe sei. Die Sache ist, so meinen Sie, vollkommen klar. Die Wasserkante kann nur das Ufer sein, und wenn Ihr Hamburger Euch einbildet, daß wir vom Binnenlande Eure Ausdrücke nicht verstehen, nun, so seid Ihr eben gewaltig auf dem Holzwege.

Aber weit gefehlt! Die Wasserkante ist kein einfaches, lebloses Ufer, daß von Nichts zu erzählen weiß, als der sich im ewigen Wechsel doch ewig gleichbleibenden Ebbe und Fluth. Nein, die Wasserkante ist keine todte Strandlinie, sie lebt, fühlt, denkt, macht Stimmung und läßt sich in trübe und heitere Laune versetzen; sie ist ein buntes Bild, dessen einzelne Episoden fortwährend wechseln, trotzdem das ganze stets die nämliche, scharf ausgeprägte Physiognomie zeigt, deren Eigenartigkeit in der ganzen Welt nicht wieder zu finden ist. Keine Hafenstadt der Erde — Marseille vielleicht ausgenommen — besitzt etwas Aehnliches wie Hamburg in seiner Wasserkante. Wie im Kaleidoskop zusammengewürfelt, sieht man in ihr Alles, was der Seestadt ihr besonderes Gepräge zu verleihen vermag. Was sich in und an ihr bewegt, erhält von ihr wieder den eigenthümlichen Anstrich, der einer seemännischen Bevölkerung eigen ist, ein gewisses Etwas, das sich wohl fühlen, aber nie und nimmer beschreiben läßt. Der behäbige Rheder, der gewandte Makler, der Börsenspeculant und selbst der reiche Advocat, sie tragen einen anderen Gang, eine andere Haltung und eine andere Miene zur Schau, wenn ihr Weg sie an die Wasserkante führt. Der spiegelblanke Cylinder wird beim Umbiegen um die letzte Ecke vor dem Hafen etwas zur Seite gerückt, das Gesicht gewinnt einen anderen Ausdruck. Ein gewisses laisser-aller, wie man es unter guten Bekannten zu zeigen pflegt, gewinnt die Oberhand. Man muß sich hier den Eigenthümlichkeiten anpassen, wenn man für voll angesehen werden will. Hier gilt der Titel nichts, der Mann Alles. Und welch' vielgestaltiges, buntschillerndes Bild bietet sie nicht, unsere Wasserkante. Hier ein Trupp Laskaren, der eben vom Wasserschout — dem Beamten, vor dem die Anheuerung und Ablohnung vollzogen wird — kommt und es nun gar eilig hat, die blanken Silberlinge unter die Leute, d. h. unter die Händler und Wirthe zu bringen. Stolz spaziert ein Dandy-Neger, der als Steward eines großen Dampfers sich schon etwas auf seine guten Manieren einbilden darf, an den bescheidenen und entsprechend zerlumpten Malayen vorbei, er gönnt seinen Couleurbrüdern nur einen verächtlichen Blick. — Eine Anzahl Hafenarbeiter, die Blechflaschen mit dem Kaffee und ein Bündel mit Proviant über der Schulter, drängt sich vor der Thür eines Stauers zusammen. Jeder will der Erste sein, wenn die Arbeit vertheilt wird. Dort scheuert der Schiffsjunge, der auf eine neue Stelle wartet, mit der den Flegeljahren eigenthümlichen Nonchalance das Geländer der Hafenmauer mit dem Rücken seiner Sonntagsjacke und macht seine Glossen über einen Trupp Auswanderer, die mit ihren Bündeln auf dem Nacken daherkommen, um sich eine Unterkunft für die Nacht zu suchen, die letzte, die sie für längere Zeit auf dem festen Lande, vielleicht für immer die letzte, die sie auf heimathlichem Boden zubringen werden.

Der lärmende Matrose, der wettergebräunte Steuermann, der Heizer mit seinem von der Gluth der Schiffskessel bis zur Wachsfarbe gebleichten Gesicht, der von modernem Schliff angehauchte Capitän mit dem offenen und ehrlichen Gesicht, dem rauhe Lebensweise aber gar sichtbar ihren Stempel aufgedrückt, der emsig dahineilende Wasserclerk, der verschmitzt dareinschauende Wirth, der vor seiner Thür nach den Gästen ausspäht, die seine Giftbude bevölkern sollen, der Leierkastenmann und selbst die unvermeidliche Apfelsinenverkäuferin, sie gehören dazu, um das Bild der Wasserkante zu vervollständigen.

Und der Hintergrund, von dem sich all dies bunte Leben und Treiben abhebt, ist die Elbe. Zwar keine um ihrer Naturschönheit willen hervorragende Scenerie. Trüb und schmutzig ist die Wassermasse, die sich träge dahinwälzt, und das kahle gegenüberliegende Ufer zeigt anstatt eines üppigen Geländes rauchende Schornsteine, mächtige Schiffswerfte, von denen aus das Gehämmer und Getöse über den Strom herüber und in das raschpulsirende Leben der „Wasserkante" hineintönt. — Riesige Schwimm- und Trockendocks, welche die müden Schiffsleiber auf kurze Zeit aufzunehmen bestimmt sind, um ihnen die nothwendige Erholung und Restaurirung angedeihen zu lassen — deren auch diese Stahlriesen zuweilen bedürfen — erhöhen das Eigenartige des Anblickes. Zwischen beiden Ufern aber wogt es auf und ab, bald huschen die kleinen Schleppdampfer und munteren Barkassen rasch dahin, dort kommt mit der Fluth die ganze Dampfer- und Segler-Flotte, die sich seit den letzten zwölf Stunden in der Elbe angesammelt hat und nun dem reichen Hafen zueilt, um die Schätze der Welt durch das große deutsche Handelsthor an der Elbe über den Continent zu streuen. Vorauf ein rascher englischer Dampfer; er geht nicht tief und hat darum eher die Fahrt über die Sände riskiren können, als die schweren Schiffe, die gemächlich hinter ihm her kommen. In bunter Reihe kommen sie angeschwommen, ein riesiger Segler der Loeiszschen Rhederei, eine alte, gebrechliche, norwegische Bark, beide durch Schleppdampfer bugsirt, dann eine ganze Reihe größerer Frachtdampfer und zuletzt mit majestätischer Ruhe ein mächtiger Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie. Man merkts ihm nicht an, wie er auf See dahinzufliegen vermag, denn in diesem Gewirr muß der Koloß gar vorsichtig dahingleiten. Vorn und hinten hat er an Tauen Schleppdampfer befestigt, die bald nach der einen, bald nach der anderen Seite ausschwärmen, wenn es sich darum handelt, einer Biegung des Fahrwassers zu folgen, das er mit seinem Riesenleib fast zur Hälfte in Anspruch nimmt. Er bildet den Schluß der Flotte, die mit der heutigen Flut aufgekommen ist, und mit ihm will ich auch den heutigen Brief schließen.

(Magdeb. Ztg.) Capitän L.

Die Frau und das Fahrrad.

Das Fahrrad hat wohl noch nie einen begeisterteren Vertheidiger gefunden, als den Dr. Just Championnière, der einer der jüngsten Mitglieder der Akademie de Médecine zu Paris ist. Er hat in der „Nouvelle Revue" der Frau Adam eine längere Abhandlung über „La femme et la Bicyclette" erscheinen lassen, worin er das Radfahren gradezu als das beste Mittel zur Regenerirung der Frau der höheren Stände und dadurch auch der Männer derselben preist. Der Arzt führt aus, daß kein anderer Sport, weder das Turnen, noch das Tennisspiel, noch die Fußwanderung, noch das Reiten, noch das Schlittschuhlaufen dem weiblichen Körper mehr zusage, als das Radfahren. „Die Invasion des Radfahrerthums in die moderne Gesellschaft", sagt er, „scheint uns bestimmt zu sein, eine große Rolle zu spielen, wie sie noch kein System körperlicher Ausbildung je gespielt hat, wie sie noch nie eine sociale Gewohnheit hervorgerufen hat." In vier Jahren habe sich in Paris die Zahl der Radfahrerinnen von einigen seltenen Ausnahmen auf mehrere Tausend vermehrt und das sei nicht eine Modesache, die wieder verschwinden werde. „Diese Mode ist um so natürlicher", führt Doctor Championnière aus, „als die Frauen besser radfahren, als die Männer. Sie werden zwar den Männern nachstehen, wenn es sich um außerordentliche Leistungen an Geschwindigkeit und Ausdauer handelt, zu denen eine Kraft gehört, die nur dem Manne eigen ist. Aber für die Anmuth, für die Leichtigkeit in den Bewegungen, für die Anpassung und die Regelmäßigkeit derselben ist die Frau auf dem Fahrrad befähigter, als der Mann. Die nothwendige Harmonie in den Bewegungen macht den Triumph der Frau auf dem Fahrrad aus. Die Frau radelt gut, wie sie gut tanzt. Indem sie fährt, trifft sie die gleichen Bedingungen an, wie die sind, welche ihre Ueberlegenheit im Tanze ausmachen." Nach der Ansicht Championnières ist das Radfahren ein Sport, dem die Frau mit Nutzen und Annehmlichkeit bis ins Alter obliegen kann. Eine Mutter kann gar nichts Besseres thun, als Mann und Kinder auf dem Fahrrad begleiten. Gegen die Bleichsucht, gegen die den Französinnen so gefährliche Leibesfülle giebt es kein besseres und kein müheloseres Mittel als das Radfahren. In geistiger Beziehung soll das Radfahren den Muth, die Geistesgegenwart, das Selbstvertrauen und den Verstand der Frauen zu stärken im Stande sein. Eine Radfahrerin wird bald eine gewiegte Geographin und Kartenleserin. Kurz, das Radfahren hat nach Dr. Championnière für die Frau alle Vortheile und keinen einzigen Nachtheil, außer daß sie bei den ersten Studien einige unangenehme Augenblicke zu überwinden hat.

Americana.

Wie „Oedipus" im wilden Westen tragirt wird, darüber bringt der „Anzeiger von Marlingtown" folgende kostbare Theaternotiz: „Campbell's Theatergesellschaft debütirte gestern mit entschiedenem Glück. Gegeben wurde eines der langweiligsten Stücke, die je ein Dichter auf seinem langohrigen Flügelgaule gedichtet. Da wird nur gewimmert, geweint und geschrien, daß man aus der Haut fahren möchte. „Oedipus" heißt die Geschichte, und ein alter Grieche soll sie geschrieben haben. Wenn man aber so alt ist, daß man nichtsmehr zu Wege bringt, soll man füglich lieber aufhören zu schreiben. Im dritten Acte kam übrigens etwas Leben in die Bude. Freilich konnte weder der Dichter noch die Campbell'sche Gesellschaft etwas dafür, sondern wir hatten's Jim Patrick O'Clean zu danken, der stets, wenn 'ne Sache schief zu gehen scheint, für Aufheiterung sorgt. Er zog nämlich seinen Revolver und gab einen Schuß nach der Richtung hin, wo die Waden der Königin hätten sitzen können. Da war's nun zum Todtlachen, wie die Gesellschaft auseinanderstob. Nicht Einer, der da nicht aus der Rolle fiel. Nur Campbell stürzte vor und wollte eine Rede halten, Patrick O'Clean schoß ihm aber das Wort geradezu vom Munde fort, dann sprangen er, James Wilkins und Fred Minsoil auf die Bühne, tanzten, pfiffen und sangen, wie nur sie zu tanzen, pfeifen und singen verstehen, schossen noch ein paar Schüsse ab und holten sich dann Minnie Campbell vor, die, ob sie wollte oder nicht, mittanzen mußte. Schließlich kriegte sie einen Kuß und durfte weiter spielen. Die Laune des Hauses aber war plötzlich die denkbar beste, und unter Scherz und Halloh ging die Vorstellung zu Ende, so daß Campbell, wenn es so weiter geht, auf eine ganze Reihe voller Häuser rechnen kann."

Ueber Rasenmähmaschinen.

Ueber eine Prüfung von Handrasenmähern, die der „Prakt. Rathg." angestellt hat, berichtet Herr R. Betten-Frankfurt a. O. wie folgt:

Die Prüfung der Maschinen begann 1893 mit 1 Germania, 1 Excelsior, 1 Improved Royal, 1 Philadelphia, 2 Colonia.

Im Herbst wurden die beiden letzteren Maschinen vom Lieferanten zurückverlangt. Dafür trat 1894 1 Germania noch neu ein. Sie wurde also auch nur 1 Jahr geprüft. Da wir aber 1893 spärlichen Graswuchs hatten, der häufiges Schneiden nicht verlangte, 1894 dagegen starken, der die Maschinen öfter in Anspruch nahm, so ist die 1894er Prüfung maßgebend.

Im Jahre 1893 stand die Excelsior obenan, welche das spärliche Gras vorzüglich schnitt, ihr fast gleich kam Philadelphia und dann folgten die anderen Maschinen, die Improved Royal ausgenommen. Diese, welche sich von den anderen dadurch unterscheidet, daß sie 5 Messer besitzt — war nicht zu gebrauchen. Da dieses System für feinen Rasen gelobt wird, mag seine Unbrauchbarkeit event. durch die Beschaffenheit unseres Rasens hervorgerufen sein. Jedenfalls ist das System für gewöhnlichen Rasen nicht empfehlenswerth.

Die neu eingetretene Germania hatte 30 cm Schnittbreite. Während 1893 die verschiedene Maschinengröße nicht störend gewirkt hatte, weil sie in dem dünnen Rasen alle gut fortzubringen waren, war dies 1894 anders. Es bedurfte jetzt bei den breiteren Maschinen einer größeren Kraft, um sie zu bewegen und einen ordentlichen Schnitt in feuchtem Grase zu erzwingen als bei den kleineren. Diese (1 Germania mit 30, 1 Excelsior und 1 Philadelphia mit je 35 cm Schnittbreite) hatten deshalb einen etwas günstigeren Stand.

Bei dichtem Graswuchs setzen sich die Messer leicht fest und die Maschine schleift dann auf dem Rasen. Da dieses Festsetzen mancherlei Ursachen hat, wird es sich nie ganz beseitigen lassen. Immerhin muß man von einer guten Maschine verlangen, daß sie sich möglichst wenig festsetzt.

Das System Philadelphia, welches sich 1893 gut bewährte, war 1894 kaum fortzubringen. Immer wieder setzten sich die Messer fest. Die Construktion ist daran wesentlich schuld. Philadelphia hat eine geschlossene Welle, an der sich die Messer befinden, die anderen Maschinen besitzen eine durchbrochene Welle, so das Gras fällt runter, welches zwischen die Messer fliegt, bei Philadelphia sammelt es sich in der Welle und hindert den Gang. Deshalb war Philadelphia 1894 wenig verwendbar.

Die Excelsiormaschine bewährte sich auch 1894 gut, da sie leicht arbeitete und das Gras glatt abschnitt. Obenan stand aber jetzt die Germania mit 30 cm Schnittfläche. Sie arbeitete vorzüglich und so leicht, daß eine Frau sie führen konnte. Die 45 cm breite Germania war nicht so gut, weil der Graswuchs für sie zu stark war. Der Schnitt stockte deshalb oft und blieb unregelmäßig.

Die Maschinen mit 30 und 35 cm Schnittbreite sind für den Gartenfreund immer die vortheilhaftesten, weil die Arbeiterkraft für die kleineren besser ausreicht. Improved Royal wollte auch 1894 nicht schneiden.

Excelsior stellte A. Schmidt Nachf.-Berlin, Belle-Allianceplatz 18, zur Verfügung, Germania ist von Gebr. Brill und wurden die Maschinen von Butter-Bautzen geliefert. Philadelphia kam aus Bremen.

Die Spargelfliege.

Mit den ersten Spargelköpfen zeigt sich auch die Spargelfliege, welche unter Umständen die ganze Spargelernte gefährden kann. Dieselbe, ungefähr von der Größe einer Stubenfliege, hat Flügel mit bräunlichen Streifen und ist von schmutzigrothbrauner Farbe. Die Weibchen legen ihre Eier an die hervorbrechenden Spargelköpfe, die dadurch natürlich unbrauchbar werden. Als Fangmittel für das gefährliche Insect werden am besten kleine, weiße Stäbchen angewendet, welche man, mit Fliegenleim bestrichen, auf die Spargelbeete steckt. Auch kann man am frühen Morgen, wenn die Fliegen erstarrt auf den Spargelköpfen sitzen, dieselben leicht ablesen und vernichten. Besonders aber muß man auf junge Spargelanlagen achten, in denen noch nicht gestochen wird, damit sich dort die Fliege und ihre Brut nicht einnistet und die jungen Spargelanlagen zerstört.

Russische Methode der Zwiebelvermehrung.

In der Gegend von Polonnoe cultivirt man die gewöhnliche Zwiebel oder Speisezwiebel in großer Menge. Einem eigenartigen Verfahren unterzieht man dort im Frühjahr die Steckzwiebeln: Man pflanzt diese nicht wie bei uns ganz, sondern schneidet sie vor dem Auspflanzen in zwei Hälften, größere auch in vier Theile, doch so, daß an jedem getheilten Zwiebelstück etwas von Wurzelboden bleibt. Diese Stücke läßt man einige Tage vor dem Verpflanzen abtrocknen; in die Erde gepflanzt, machen sie bald Wurzeln und liefern gerade so große Zwiebeln, wie man sie sonst aus ungetheilten Steckzwiebeln erlangt. Das Gute an dieser Methode soll sein, daß keine Zwiebel Blüthen- oder Samenstengel treibt. — Es würde sich ein Versuch im Kleinen mit dieser Vermehrungsmethode wohl lohnen.

Schwämme an Obstbäumen.

Schwämme an Obstbäumen zeigen sich gewöhnlich als eine natürliche Folge des Alters der Bäume und gelten meist als Merkmale naher Auflösung. Der Rindenschwamm bildet sich bisweilen jedoch auch bei jüngeren Bäumen bei anhaltendem Regen, und zwar meist bei solchen Bäumen, die in einem schlammigen, nassen Untergrunde stehen. Durch Entwässerung des Bodens, Entfernen des Schwammes und durch Abkratzen der alten Rinde wird das Uebel bald behoben. Schwieriger ist es, den Holzschwamm zu vertilgen, der sich derart verhärtet, daß er dem Holze an Festigkeit gleichkommt. Nach seiner Ablösung läßt er eine Wunde zurück, die man mit Baumwachs bestreichen muß. Am gefährlichsten ist der Wurzelschwamm, der dem Baume die besten Nahrungssäfte entzieht, oder ihn auch gänzlich tödtet, dem Auge des Gärtners sich aber entzieht. Man nehme diese Schwämme weg, beschneide die Wurzeln und füge der Erde pulverisirten Kalk bei; zugleich leite man überflüssige Feuchtigkeit ab, halte die Baumscheiben locker und frei von Unkraut.

Kochrezepte.

Spargelragout. Man kocht 1½ Pfd. Spargel, in kurze Stücke geschnitten, in wenig Salzwasser gar; schwitzt ein gutes Stück Butter mit einem Löffel Mehl, thut die Brühe vom Spargel hinzu und läßt es aufkochen. Nun setzt man etwas Fleischklößchen hinein, giebt die Spargel hinzu und macht die Speise mit etwas Fleischextrakt kräftiger und schmackhafter. Gute Salzkartoffeln dazu vervollständigen die Mahlzeit.

Rhabarberkaltschale. Man schneidet nach Bedarf einen Theil Rhabarberstiele in Stücke, übergießt sie mit kochendem Wasser, damit die scharfe Säure davongeht. Nun setzt man frisches Wasser mit Citronenschale, Zimmet und Zucker aufs Feuer, thut, wenn es kocht, die Rhabarberstiele hinein. Nachdem sie weich geworden sind, gießt man die Brühe auf ein Sieb und läßt sie durchlaufen. Nun setzt man diese Brühe mit Sago wieder an, auf einen Liter ungefähr eine Handvoll, läßt sie langsam klar kochen, giebt noch Zucker, eine Prise Salz hinzu und hat Abends, kalt oder lauwarm genossen, ein angenehmes gesundes Gericht.

Rhabarberreis. Im Frühling, wenn die Aepfel nicht mehr schmackhaft und auch selten sind, wird Folgendes als Ersatz für Apfelreis mancher Hausfrau willkommen sein: Man kocht ½ Pfd. guten Reis in Wasser gar, doch nicht zu weich, die Körner dürfen nicht mushig werden. Zugleich macht man ein gutes Compot von Rhabarber und mischt dieses mit dem steifen Reis. Nach Geschmack fügt man etwas Salz, Zucker, Citronenschale hinzu, etwas Weißwein macht die Speise noch schmackhafter.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 31. Mai 1895. Neunter Jahrgang. — № 22.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Es flog ein Schatten über Hamfelde's Gesicht, dann sich zu Edith niederbeugend, flüsterte er: „Sagen Sie ist's Krachwitz oder . . .“

Aber Edith antwortete ihm nicht, mit einer Bewegung des Unwillens wandte sie sich um. Wollte sie großmüthig ihren beiden Verehrern den Anblick ihrer interessanten Züge gönnen, oder wünschte sie den Augen Hamfelde's für einen Moment zu entgehen — ihr Blick traf etwas ganz Ungeahntes, Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesichte, ein ganz leiser Schrei entfuhr ihren Lippen — in der nächsten Secunde aber saß sie wieder in größter Ruhe auf ihrem Stuhle. Eine Weile sah — hörte — dachte sie nichts, dann fiel es ihr ein, daß sie sich bei Frau von Wenkwitz wegen des von ihr, in der Voraussetzung, die Damen würden gewiß nicht mehr erscheinen, usurpirten Platzes zu entschuldigen habe. Sie that es, scheinbar ganz unbefangen, und sprach dann mit der kleinen Wenkwitz noch eine Weile über die gleichgiltigsten Dinge. Die ernsten Augen, deren Eigener unmittelbar hinter ihr saß, begegneten den ihren nicht mehr. Dann hob sich der Vorhang und die Unterhaltung verstummte.

Wieder waren die Meinungen getheilt; noch ließ sich nicht voraussehen, wie das maßgebende Urtheil lauten werde. Das Publikum folgte den Verwickelungen mit Interesse. Das genügte für den Augenblick. Es bemerkte nicht, daß das Stück, das klassisch sein sollte, einen stark romantischen Anstrich bekam. Es freut sich der gewaltigen Bildersprache, nahm Antheil an den handelnden Personen, vor allem an dem Helden, dessen Charakter sich in lebendiger Raschheit entfaltete.

„Der kommt ganz gut fort,“ flüsterte Beloni, über sein schwarzes, kurzgeschorenes Haar streichend, der Marquise zu, für die zu seinem Aerger, seit der Vorhang aufgerollt war, nichts anderes als die Bühne existirte; „aber die Frauen, meine Gnädigste! Ich an Ihrer Stelle würde es übel nehmen! Engherzig, oberflächlich, frivol, überhaupt nur schattenhaft hervortretend. Sie werden sehen, von nun an fällt das Stück ab. Das war z. B. eben . . .“

„Still,“ gebot die Almeïde ungeduldig und zu Edith gewandt: „Jetzt kannst Du ihn sehen. Er ist in der Loge dort links.“ Sie gab mit dem Fächer die Richtung an.

In der That stand Maurice Ardegg an der Brüstung, eben lange genug, um von Edith gesehen zu werden. — Wie kam es nur, daß plötzlich ein Zittern sie durchlief, daß ihr schwindelte?

Mit beiden Händen den Arm der Marquise ergreifend und sich jäh nach ihrem Bruder umwendend, flüsterte sie: „Wolf, sieh doch, sieh!“ — Aber dieser hörte sie nicht.

„Ich bitte Dich, Edith, was ist Dir?“ fragte besorgt die Almeïde, „Du kommst mir heute Abend so seltsam vor. Willst Du nach Haus?“

Diese Worte brachten Edith wieder zu sich. „Nach Haus, bewahre,“ rief sie mit einem schwachen Versuch zu lächeln, „ich weiß nicht, was mir einfiel, ich glaube fast, das Stück mit seiner Tragik geht mir auf die Nerven.“

Jetzt erst bemerkte sie, daß der Stuhl hinter ihr leer geworden war. Sie athmete befreit auf. Wieder sah sie nach der Prosceniumsloge, doch der schlank gewachsene Herr mit den erregten geistvollen Zügen, der sich dort soeben gezeigt hatte, war verschwunden. Die Loge blieb leer.

„Hast Du ihn auch ordentlich gesehen?“ tuschelte die Almeïde.

„Ja!“

„Bist Du enttäuscht? Mir scheint es fast so!“

„Ach nein, durchaus nicht — ich habe wohl nie über sein Aussehen nachgedacht.“

Jetzt schien es, als wende Edith sich mit verdoppeltem Eifer der Bühne zu. Und sie that es auch, aber sie achtete nicht auf die Handlung, ihre Blicke versuchten die Coulissen zu durchbohren und gewahrten trotz aller Anstrengung nichts, was dort nicht unbedingt hineingehörte. Aber so wenig sie auch den Verlauf des Stückes verfolgte, so bemerkte sie doch, daß dasselbe allmählich an Interesse verlor. Was ihm fehlte, wußte sie nicht, sie fühlte nur, daß es vor kritischen Ohren nicht bestehen konnte. Und als der Vorhand sich endlich vor dem letzten Acte senkte, hielt niemand mit seiner Meinung zurück.

„Das Stück fällt jämmerlich durch“, hieß es bald mit erbarmungsloser Offenheit.

Und wieder ging der Vorhang auf und der letzte Act begann: Waren die Ansprüche so sehr gesunken, oder war das Ende des Anfangs würdig? Es schien dem Dichter gelungen zu sein, am Schluß noch einmal ein gewisses Interesse, besonders für seinen Helden, zu erwecken. Jetzt stand dieser auf der Bühne, ein großer Charakter, der an des Schicksals Walten zu Grunde geht.

Der Schauspieler spielt seine Rolle vorzüglich — er ist der, den Maurice Ardegg ihn sein läßt, und diesem zu Liebe giebt er sich der Rolle ganz hin. Denn um Maurice Ardeggs Ruhm zu heben, würde er alles thun, was in seinen Kräften steht, er ist ehrgeizig für ihn und haßt den, der es wagt, seinen Abgott anzutasten. Des Dichters Feinde sind auch die seinen. Und jetzt ist er an einer der schwierigsten Stellen, auf jedes Wort, auf jede Bewegung kommt es an. Die Scene ist fesselnd, durch meisterhaftes Spiel gelingt es dem Träger der Hauptrolle vielleicht noch, das Publikum durch einen packenden Schluß die Mängel des dritten und vierten Actes vergessen zu lassen. Doch was ist das? Er stockt einmal — zweimal. Wird diese leidenschaftliche Sprache absichtlich unterbrochen? Unmöglich! Und nochmals hält er inne, wiederholt sich, stottert und richtet den Blick hinter eine der Coulissen. Schon ertönt irgendwo ein Pfiff, noch einer, es wird mit den Füßen gescharrt. Der Schauspieler hört es und rafft sich auf. Doch er weiß nicht mehr, was er spricht, schweigt dann wieder, um plötzlich mit dem grellen Schrei: „Feuer, Feuer!“ von der Bühne zu stürzen. Im nächsten Augenblick ist der eiserne Vorhang vorgerollt — und „Feuer, Feuer!“ rufen hunderte von Stimmen. Der lauteste Wirrwarr entsteht und nach zehn Minuten ist das Theater leer. Doch nirgends ein Flämmchen, nirgends auch nur eine Spur Rauch. Ob es eine Täuschung war?

Man wird sich nicht klar darüber, man geht oder fährt nach Haus, angsterfüllt vom Schrecken der vergangenen Minuten. An das eben gesehene Stück und den Dichter denkt für den Augenblick Niemand — ahnt es nicht, daß dieser allein es ist, der von dem „Feuer“ zu leiden hatte.

XXV.

Ja, es hatte gebraunt. Durch ein Licht, das einer der Arbeiter aus Unachtsamkeit in eine Fensternische unmittelbar neben die vor dem Einblick von draußen schützende Gardine gestellt hatte, war diese in Brand gerathen. Maurice Ardegg war der erste, der die Gefahr gewahrte. Ohne sich zu besinnen, ergriff er die Vorhänge und riß sie herunter. Doch sie saßen an einer eisernen Stange, die nicht nachgab. Er zog fester, jetzt lösten sich die Krampen, welche die Stange hielten und diese mit sammt der Gardine fiel zu Boden. Ardegg mußte für sein Thun büßen. Das Eisen war mit Heftigkeit gegen seine Stirn geschlagen. Sekundenlang nur noch hielt er sich aufrecht, dann sank er, vergebens versuchend, der gefährlichen Stelle zu entfliehen, in den brennenden Haufen.

Das war der Augenblick gewesen, in dem der Ruf „Feuer, Feuer!“ das Publikum in sinnlose Aufregung versetzt hatte. Der Schauspieler, der Held in Ardeggs Stück, hatte die Lohe durch die Coulissen hindurch erblickt, hatte dann den Mann, an dem er mit seinem ganzen leidenschaftlichen Herzen hing, ohnmächtig, verwundet vielleicht — in die Flammen sinken sehen und nun sich nicht mehr zu halten vermocht. Alles vergessend, stürzte er von der Bühne, nur von dem Gedanken erfüllt, Ardegg zu retten, falls es noch nicht zu spät sei. Doch ein Anderer hatte den bewußtlosen Körper bereits den Flammen entrissen und die brennenden Kleider gelöscht. Es war dies ein junger Mann, verwahrlost aussehend, mit den Spuren gänzlicher Verzweiflung im Gesicht. Ein paar Secunden später lag Ardegg's bleicher Kopf in seinem Schooß und auf den vertragenen Arbeiterkittel rann das Blut aus einer Stirnwunde.

Erschüttert sank der Schauspieler neben dem Verwundeten nieder.

Und dieser rührte sich nicht, er ahnte nicht, daß zwei Herzen schmerz- und angsterfüllt, ihm grenzenlos ergeben, das eine mit der Liebe eines Hundes für seinen Herrn, das andere mit der Verehrung eines Schülers für seinen Meister in namenloser Angst für ihn schlugen.

„Wehrmann, wie ist's gekommen?“ fragte der Schauspieler mit zitternder Stimme.

„Wie? Ach Gott meine Schuld war's,“ jammerte der Gefragte. „Wäre sie doch mir auf den Kopf gefallen, die verfluchte Stange, an mir wäre nichts verloren gegangen. Aber ihn mußte sie treffen — ihn — und nur weil ich das Licht zu nahe der Gardine stellte. — Was soll ich thun, wenn er stirbt?“ — Er schüttelte in dumpfer Verzweiflung den Kopf. „Er darf auch nicht sterben,“ schrie er wild auf, „er soll nicht büßen für meine Thorheit.“

Der Vorfall hatte sich wie ein Lauffeuer unter dem Theaterpersonal verbreitet, bald umstanden alle den Verwundeten. Es wurde viel durch einander gesprochen, Rathschläge gegeben und verworfen. Man fürchtete das Schlimmste.

Ardegg hörte und sah nichts von dem, was um ihn her vorging. Bisweilen stöhnte er wie einer, der mit halbem Bewußtsein große Schmerzen leidet.

Dann kam ärztliche Hilfe. Wehrmann, der unter Weinen und Jammern seine Selbstbeschuldigungen hervorbrachte, wurde zur Seite geschoben und zum Schweigen verwiesen. Die Aerzte besahen die Wunden, warfen einander verständnißvolle Blicke zu und ließen den Kranken in den schleunigst herbeigeholten Wagen tragen. Als dieser nun fortgefahren war und die Zuschauer sich zerstreuten, kam Wehrmann aus dem Winkel hervor, in dem er sich verkrochen hatte.

„Sagen Sie, stirbt er?“ fragte er zitternd einen jungen Arzt, der sich zum Fortgehen rüstete. Dieser sah den Arbeiter gleichgiltig an: „Wie kann ich's wissen“, entgegnete er kurz.

„Nun dann sagen Sie mir, wohin sie ihn bringen?“

„In die Klinik des Professors Albert.“

Wehrmann lehnte sich secundenlang an die Thür, in der er stand, und stöhnte. Plötzlich glitt ein freudiger Schimmer über sein verfinstertes Gesicht und in der nächsten Minute war er im Freien und durcheilte Straße um Straße mit fliegendem Athem. Durch all die kleinen Gassen, die Maurice Ardegg selber so oft durchschritten hatte, rannte er jetzt und vor dem hochstöckigen Hause, in das auch dieser eingetreten war, blieb er stehen. Einen Augenblick nur, dann öffnete er die Thür und sprang die steile Treppe hinauf. In der Kammer, in die er trat, sah es jetzt noch genau so aus wie vor wenigen Tagen, spendete dieselbe Oellampe spärliches Licht, herrschte dieselbe drückende Luft. Der Kranke lag ruhig da und Schwester Josephine saß an seinem Lager.

Es gab hier nichts mehr für sie zu thun, sie wartete geduldig, daß der Tod sein Opfer fordere. Brigitte kniete neben dem Bett, in einem kleinen Gebetbüchlein mit halber Stimme lesend. Heinrich trat zögernd näher.

„Leise,“ flüsterte die Schwester, „jedes Geräusch thut ihm weh.“

So sehr er sich auch bemühte, diesem Befehle nachzukommen, so konnte er doch nicht hindern, daß die morschen Dielen knarrten. Der Sterbende schlug die Augen auf und ließ sie auf seinem Sohne ruhen.

„Komm näher,“ sagte er sehr matt, „ich konnte doch nicht zur Ruhe kommen, ehe ich Dich nicht noch einmal gesehen hatte. Bist nun einmal mein Fleisch und Blut und das fordert sein Recht. Gut, daß Du gekommen bist.“

Heinrich warf sich an dem Lager nieder und sein Vater ergriff seine Hände.

„Man soll nicht sterben mit Groll im Herzen,“ fuhr er mit letzter Kraftanstrengung kaum verständlich fort, „und — daß ich's nicht thue, das — das verdanke ich der Schwester. Sie hat ein gutes Wort für Dich eingelegt — versprich mir — daß Du von jetzt an“ — weiter kam er nicht.

Heinrich preßte des Sterbenden erkaltende Hände gegen seine glühenden Wangen.

„Ich will mich bessern, Vater, ich schwöre es, wenn — wenn er nur wieder gesund wird.“

„Ich will mich bessern“, mehr hatte der Kranke nicht verstanden. Noch ein paar röchelnde Athemzüge, dann war er hinüber gegangen.

Lange kniete der Bursche neben der Leiche und erst, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und jemand ihn leise bei Namen rief, richtete er sich auf.

„Ach, Sie sind's, Schwester“, sagte er. „Ich habe eine Bitte an Sie. Wenn Sie können, wollen Sie sie mir erfüllen?“

„Eine Bitte, und die ist?“ fragte Josephine.

„Daß Sie ihn pflegen!“

„Wen?“

„Ja so, Sie wissen es noch nicht! Ihn, Herrn Ardegg, denselben, der Sie hierher schickte.“

Sie blickte erstaunt auf.

„Ist er krank?

„Ja, ja, Sie sollen später alles erfahren. Sagen Sie nur, daß Sie ihn pflegen wollen?“

„Ich habe nicht über mich zu bestimmen“, war ihre Entgegnung.

„Auch das nicht einmal!“ jammerte er, die Kammer mit eiligen Schritten durchmessend. Dann blieb er wieder vor ihr stehen. „Und wenn ich's nun durch Gott weiß was zu Stande bringe, daß man Ihnen befiehlt, ihn zu pflegen, wollen Sie's dann thun? Wollen Sie Tag und Nacht bei ihm wachen und alles daran setzen, ihn wieder gesund zu machen?“

„Wenn man mich zu ihm schickt, werde ich meine Pflicht thun“, sagte sie ruhig.

„Sie sind ein Engel, Schwester, ein Engel!“ Damit stürzte er hinaus.

XXVI.

Die Saison nahm ihren Fortgang. Draußen war's winterlich, doch drinnen in den parquettirten Sälen floß schimmerndes Licht, wehten Frühlingslüfte. Man tanzte, schwatzte und lachte, man machte die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. Man freute sich des Lebens oder that doch so; zum Nachdenken fand man keine Zeit, man ließ sich von der Hochfluth mitnehmen und je höher die Wogen gingen, je besser war's.

Auch Fräulein Edith vergnügte sich und gab den Leuten zu sprechen. Sie war außerordentlich beliebt und unter der vornehmen Jugend galt es für fesch, mit ihr zu tanzen, mit ihr Schlittschuh zu laufen und zu reiten, kurz ihr den Hof zu machen. — Fräulein Edith fand den Aufenthalt in der Residenz höchst angenehm und sie hätte es noch mehr gethan, wenn nicht die Rathschläge, Ermahnungen und Prophezeiungen ihrer Mutter hier und da einen Schatten auf ihr sorgenloses Dahinleben geworfen hätten. Frau von Barmer kam immer mehr zur Erkenntniß, daß ihre Tochter trotz aller Leichtlebigkeit doch mehr Eigenwillen und Bestimmtheit besitze, als sie und die Andern es ihr zugetraut hätten, und hoffte — wie sie einsah, daß ihre Worte vergebens waren, — irgend etwas Unvorherzusehendes werde einst noch Alles glücklich ins Reine bringen.

Und so tanzte denn Edith weiter und genoß die Winterfreuden und Viele thaten es mit ihr. Sorge und Kummer existirten nicht für sie und ihresgleichen, sondern nur bunter, lustiger Tanz, Schönes und Berauschendes . . .

Und doch lebten sie noch, Sorge und Kummer, Krankheit und Armuth und wie sie sonst noch heißen mögen, die Leiden der Menschheit. Ueberall giebt es elende Kämmerchen, die zur selben Stunde, wo prangende Säle mit Licht, Duft und Wärme durchströmt sind, kaum ein armseliges Lämpchen, kaum eine Hand voll Kohlen für einen kleinen Ofen aufzuweisen haben. Und diese bedauerlichen vier Wände hören kein prickelndes Lachen, keine süßträumende, keine dahinstürmende Musik; nein, Seufzer nur und Stöhnen, Weinen und Fluchen. —

Aber auch in die Kehrseite des Lebens dringt ein Lichtstrahl und wohin er fällt, da muß das Eis schmelzen, das starre Herzen umschließt, da müssen die Thränen aufhören zu fließen, die Schmerzen gelinder werden. Und er hat viele Namen, dieser Schein, der vom Himmel auf die Erde fällt. Die Liebe ist's, die gute Menschen mit sanfter Gewalt dorthin zieht, wo der Kummer wohnt; die Liebe ist's, die das Samariteramt in hunderte von Händen legt; die Liebe ist's, die unaufhörlich neue Kräfte zum Dienste der Armen und Kranken wirbt.

Wahrlich, sie haben's nicht leicht, alle jene Pfleger und Pflegerinnen, die von der Größe ihrer Pflichten überzeugt, sich selbst vergessend, nur ihnen leben.

Denn, wo die Freude wohnt, da sind sie nicht. Kein Frühling grünt für sie, sein Locken gilt ihnen nicht. Für sie heißt es dort zu bleiben, wohin ihr Dienst sie stellt, und dorthin den Lenz zu bringen, nicht den der schwellenden Knospen, der linden Lüfte und Vogelstimmen, aber den, der in winteröden Herzen schlafende Keime erweckt.

Und wenn der sommerliche Himmel über der Erde blaut, wenn das Korn wogt und die Wälder rauschen, für sie heißt es bleiben, am Krankenbette in dumpfer Stube. Und wenn Wolke auf Wolke am Horizont aufsteigt, wenn die Luft drückend auf der Erde lastet, wenn die Hand das Tagewerk ruhen läßt, auch dann noch heißt es schaffen für sie und nicht müde werden, sondern versuchen, den armen Kranken die Gewitterschwüle weniger unerträglich zu machen.

Auch dann, wenn das Laub bunt an den Bäumen hängt, die Luft klar und frisch ist und das Herz sich hinaussehnt, um noch einmal — ehe der Winter kommt — sich des scheidenden Sommers zu erfreuen, für sie heißt's ausharren im engsten Raume; vielleicht in Chlor- und Carbolerfüllter Luft. — Ausharren und nicht müde werden, heißt es weiter für sie, wenn im starren Winter flüchtige Sonnenstrahlen die erfrorene Erde küssen und hinauslocken, was nur irgend seine Behausung verlassen kann.

Ohne auf Dank, auf Lohn, auf Anerkennung zu rechnen; still und unbeachtet — stündlich die größten Leiden, täglich fast den Tod vor Augen und das Elend der Menschheit bis in seine Abgründe hinein kennen lernend — fließt ihr Leben dahin und doch: wohl ihnen, sie tragen ihren Lohn in sich!

XXVII.

In einem der einfachen, hellen Zimmer der Klinik des Professors Albert ging Schwester Josephine leise hin und her und that, was eine Autorität ihr zu thun befohlen hatte.

Der, dem ihre Pflege galt, an dessen Lager sie schon viele Wochen zugebracht hatte, mußte sehr krank gewesen sein. Er war es auch noch, wenngleich die Aerzte erklärten, daß das Schlimmste überstanden sei. Sein Gesicht war weiß und abgemagert, seine Augen, groß und glänzend, tief in ihren Höhlen liegend, entbehrten den Ausdruck, den nur volles Bewußtsein ihnen zu geben vermag. Jetzt schweiften sie suchend umher.

„Ist Niemand hier?“ fragte der Kranke mit hohler Stimme, ängstlich und hastig wie ein Kind, das sich vor dem Alleinsein fürchtet.

„Ich bin bei Ihnen, Herr Ardegg,“ entgegnete die Schwester, sich an sein Lager setzend. „Wünschen Sie etwas?“

„Nein, nur daß Sie bleiben. Meine Wunde schmerzt mich, mir ist heiß. Oeffnen Sie doch das Fenster!“

„Es ist offen.“

„Dann ist es wohl sehr warm draußen. — Wird es schon Frühling?“

„Ach nein, noch lange nicht! Auf der Fensterbank liegt der Schnee.“

„Schnee, was hilft er mir dort! Sie sollten mit einer Hand voll meine brennende Stirn kühlen.“

„Ich darf es nicht, der Professor hat das Eis verboten.“

Der Kranke seufzte. „Haben Sie kalte Hände?“

„Ja.“

„Nun, dann seien Sie barmherzig, Schwester, und legen Sie mir Ihre Hand auf die Stirn. Das wird man Ihnen doch nicht verboten haben!“ —

Josephine beugte sich über ihn und that, wie er es wünschte. Er schloß die Augen. — Der Abend sank herab, die schmerzliche Gereiztheit wich aus seinen Zügen. Es dauerte nicht lange, so war er eingeschlafen.

Langsam verging die Zeit und allmählich genas der Kranke. Die ärztliche Vorschrift lautete: „Ruhe — äußerste Ruhe!“ und Schwester Josephine sorgte auch für solche, wachte über seinen Schlaf und pflegte treu und unermüdlich. Viele klopften täglich an die Thür der Krankenstube und die Schwester nahm ihre Grüße in Empfang und bestellte sie dem Kranken und reichte ihm die Blumen, welche die Marquise d'Almeïde ihm sandte. Wenn er sie flüchtig angesehen, auch wohl eine zwischen den mageren Fingern gehalten hatte, dann trug sie sie hinaus, ihn auf bessere Zeiten vertröstend.

(Fortsetzung folgt.)

Einheimische Giftschlangen.

Von Dr. Gustav Hermes.

In der Frühlingssonne, welche aus wolkenlosem Himmel herniederlacht, spielen die Kinder auf blumigem Grunde. Eines derselben bückt sich hernieder, eine Anemone zu pflücken oder die schlanken Grasrispen, welche sich so schmuck inmitten eines Strauβes ausnehmen. Plötzlich zuckt es zusammen, indem ein Schrei dem Munde entfährt. Hinter der Baumwurzel lag eine Kreuzotter, behaglich, träge sich in dem goldenen Strahlennetz sonnend. Die nach der Blume tastende Hand des Kindes hat sie aus der Ruhe gestört. Der mit der todtbringenden Waffe bewehrte Kopf war sogleich bereit, den giftigen Biß auszutheilen. Sie selber raschelte hurtig davon, aber die Gefahr, welche von ihr ausgegangen, bleibt zurück in dem Körper, welcher davon betroffen worden. Und dieser Fall, wenn auch abwechselnd in den Erscheinungen wiederholt sich jahraus jahrein mit den Opfern, welche er fordert. Es vergeht kein Lenz mit seinen Wald- und Wiesenfreuden, kein Sommer in prangendem Erntesegen, ohne daß hier und dort ein Menschenleben durch den Biß dieses gefährlichen Gewürms dahingerafft wird. Bedauerlicherweise können wir uns dagegen so gut wie gar nicht schützen. Einerseits ist die Kenntniß auf diesem Gebiet, selbst bei halbwegs gebildeten Menschen, überaus mangelhaft. Anderseits sind die Unterschiede, durch welche sich unsere Giftschlangen charakteristisch von gutartigem Gewürm abheben, so gering, daß in der That Uebung des Blickes dazu gehört, sofort Bescheid zu wissen.

Um so mehr sollte demgemäß dafür Sorge getragen werden, daß diese Lücke im Wissen gebührendermaßen ausgefüllt werde. Vor Allem sind die Giftschlangen gar nicht so selten, wie man zuweilen annimmt. Nach dem Norden hin kommen sie allerdings nur vereinzelt vor; aber Mitteleuropa und zumal der Süden sind ziemlich stark von ihnen bevölkert. Hier dient ihnen in manchen Sommern jeder Baum, jeder Strauch als Schlupfwinkel, unter den meisten Steinen haben sie sich ein Versteck gegen den Menschen zurecht gemacht. Selbstverständlich kommen jedoch auch in unserem gemäßigten Klima Sommer vor, wo diese bösartigen Lurche sich gern blicken lassen. Dann fordern sie auch die entsprechenden Opfer in der Bevölkerung, und die Natur muß gemieden oder mit größter Vorsicht aufgesucht werden, wofern man nicht dem Biß dieser tückischen Wegelagerer ausgesetzt sein will.

Die in unseren mitteleuropäischen Gegenden heimischen Giftschlangen gehören zwei Familien an: die erste ist diejenige der Grubenottern, die andere umfaßt die Vipern. Die Grubenotter ist bei uns nur durch eine Art vertreten, während sie in anderen Erdtheilen überaus häufig angetroffen wird. Denn grade die am meisten gefürchteten Giftschlangen müssen dieser Lurchfamilie beigezählt werden, wie in anderen Erdtheilen die Lanzen- und Klapperschlange. Die bei uns vorkommende Art ist die Halysschlange, ein Gast aus dem Osten, von wo aus sie ihre gefährlichen Besuche in unser Klima unternimmt. Denn ihre eigentliche Heimath sind die Steppenlandschaften zwischen Wolga und Ural, wo sie eine arge Plage für die Bevölkerung bildet. Von Gestalt klein — sie soll höchstens eine Länge von 75 Centimetern erreichen — mit kurzem Schwanze versehen, der etwa den achten Theil des ganzen Körpers ausmacht, kann sie dem Blicke leider zu oft verborgen bleiben. Ihre Gefährlichkeit ist um so größer, als es eigentlich kein Mittel giebt, durch welches das von ihrem Biß ausgegangene Gift beseitigt wird. Die Bewohner des Ostens, welche dieses Reptil mehr fürchten als jedes andere, machen förmlich Jagd darauf. Auf dem Pferde reitend, mit langen, breiten Messern versehen, spähen sie scharfen Auges nach dem Gezücht aus. Wenn sie nun die Halysschlange erblicken, neigen sie sich flugs und tief herab vom Pferde und machen ihr durch einen ebenso sicheren wie schnellen Streich oder Schnitt den Garaus. Ein Verfahren, wie man von der Wunde Genesung findet, giebt Brehm an. Es besteht allein darin, daß man die betreffende Stelle ausschneidet. Innerlich werden dem Kranken Opiumtropfen verabreicht, dabei gleichzeitig das gebissene Glied so lange ins Wasser gelegt, bis sich die sehr heftig auftretende Geschwulst gelegt hat. Der Aberglaube nimmt außerdem zu allerhand Quacksalbereien seine Zuflucht. Er verschreibt Einreibungen mit Schlangenfett und das Hersagen von Zauberformeln, durch welche die Gefahr aus dem Körper des Menschen fortgebannt werden soll. Brehm forschte dem Sinne nach, welcher in diesem Kauderwelsch liegt, und kam zu dem interessanten Schluß, daß es eine Stelle aus dem Koran sei. Diese hat ihren Weg durch die mannigfachsten Völkerschaften genommen, ohne Rücksicht darauf, zu welchem Glauben sich dieselben bekennen. Der gesammte Osten betet sie nach und schwört Stein und Bein, daß es kein besseres Mittel gebe, den Biß des gefährlichen Gewürms mit allen seinen Folgen zu beseitigen.

Unter der Familie der Vipern sei zuerst die Sandotter genannt, eine Bewohnerin der österreichischen Alpenländer, in Kärnten ebenso häufig wie gefürchtet. Die Farbe hat sie in allen nur möglichen Schattirungen, welche dem Sande eigen, doch kommen gewöhnlich die helleren vor. Die Sandotter ist ein vollkommenes Nachtthier. Wenn die Dämmerung über die Erde sinkt, verläßt sie den Schlupfort, um der Nahrung nachzugehen. In lichten Mondnächten kann man sie erblicken, wie sie über den Weg raschelt oder durch die Grashalme des Wiesengrundes gleitet. Bei Tage findet man sie höchstens bei feuchtwarmer Luft, am ehesten nach einem Gewitterregen. In Tellerform zusammengerollt, läßt sie die Sonnenstrahlen auf ihr beschupptes Kleid herabbrennen. Den Menschen fürchtet sie so wenig, daß sie ihn ruhig herankommen sieht, da sie sich der Gefährlichkeit ihrer Waffen, der Giftzähne, nur zu wohl bewußt ist. In Weinbergen hält sie sich vornehmlich auf; ihr Biß ist viel gefährlicher als derjenige der Aspisviper, jenes anderen Reptils, welches mehr in dem Südwesten Deutschlands angetroffen wtrd. Ihren Schlupfwinkel sucht sie lieber an Zäunen und Gemäuer, als dort, wo die Natur grünt und sprießt. Sie ist schon darum weniger gefährlich für den Menschen, weil sie bei seinem Anblick am liebsten entflieht. Zur Wehr setzt sie sich nur dann, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr erblickt.

Alle diese Reptilien stehen jedoch in ihrer Schädlichkeit als Todbringer für den Menschen um ein Beträchtliches hinter der Kreuzotter zurück. Sie ist überdies bei uns so häufig, daß sie schon deshalb eine ganz besondere Beachtung verdient. Dabei fällt es wiederum auf, daß sie — ohne daß wir dafür einen Grund anzugeben wüßten — in manchen Theilen Deutschlands, besonders in den Rheinlanden so gut wie gänzlich fehlt. Ihr Haupttummelplatz aber scheint die Ebene zwischen Oder und Weichsel zu sein. Hier fordert ihr Biß auch alljährlich die meisten Opfer. Lachmann, einer der tüchtigsten Forscher auf dem Gebiete der heimischen Schlangenkunde, erzählt, daß es in der Umgegend von Liegnitz ganze Strecken(?) von Wiesentriften gebe, welche Niemand zu betreten wagt, aus Furcht, dem Giftzahn dieses Gezüchts zu erliegen. Ueberall ertönt das unheimliche Rascheln der Reptilien. Im Frühling bedeckt sich der Grund mit dichtem Rasenteppich, in den Vergißmeinnicht gesponnen ist; aber Niemand pflückt sie oder denkt auch nur daran, die Herden hineinzutreiben, weil das tückische Auge der Kreuzotter zwischen den schlanken Rispen auf Beute lauert.

Heide und Moor sind die Standorte, welche sie am liebsten wählt; die Nähe des Wassers ist ihr gleichfalls erwünscht. Ebenso wenig wählerisch ist sie hinsichtlich der Schlupfwinkel selbst. — Höhlungen in alten Baumstämmen, Winkel unter den Wurzeln, ein Maulwurfsloch oder einen Fuchsbau findet sie überall. Wie alle unsere Reptilien hält sie hier den Winterschlaf, welcher mit den letzten Tagen des Octobers angeht, um bis zum März zu dauern. Wenn sie daraus erwacht, ist sie sehr abgemagert und heruntergekommen. Durch die Häutung, welche alsbald eintritt, gewinnt sie das Hochzeitskleid, welchem beinahe sofort die Paarung folgt. Von August bis September legt sie 10 bis 14 Eier, welchen ziemlich schnell das junge Gezücht entkriecht. Sofort, nach der Geburt hört jede Sorge der Eltern um ihre Brut auf; ebenso zerstreuen sich die Jungen sofort, ohne den mindesten Zusammenhang untereinander zu wahren. So klein sie noch sind, zeigen sie sich jedoch bereits in ihrer gesammten Schädlichkeit. Der Biß ist ebenso giftig, wie derjenige der alten; sie sind nicht minder boshaft und vielleicht um so gefährlicher für den Menschen, weil sie nicht so leicht bemerkt werden können. Größer geworden, unterscheiden sie sich von den Alten immer noch dadurch, daß sie heller gefärbt bleiben und eine energischere Zeichnung aufweisen. Ueberhaupt ist die Kreuzotter wohl von sämmtlichen bei uns vorkommenden Schlangen die schönste. Prachtvoll sieht das Männchen aus, wenn die Sonne die dunkelbraune oder blauschwarze Zeichnung von der helleren, grünlich angehauchten Grundfarbe sich in deutlichen Conturen abheben läßt. Auch harmlos erscheint das Thier, wenn es — in einen Teller zusammengerollt, — der behaglichsten Ruhe pflegt. Stunden hindurch verharrt es, ohne sich auch nur zu bewegen, in dieser Stellung. Um Alles, was ringsum vorgeht, kümmert es sich nicht. Die Maus, welche in der Nähe spielt, reizt dann den Appetit der Kreuzotter nicht, obwohl sie sonst gerade nach dieser Speise sehr lüstern ist; die Eidechse, welche über sie hinwegklettert, darf sich gleichfalls eine solche Vertraulichkeit ungestraft erlauben, obgleich auch sie bei jeder anderen Gelegenheit dafür eine harte Strafe erleiden würde. Bringt man, ohne daß man sich sehen läßt, einen etwa wallnußgroßen Stein auf ihren Körper, so nimmt man nur einige Bewegungen war, welche darthun, daß sie diesen, ihr lästigen Gegenstand gern entfernt wissen möchte. — Ihre Gefährlichkeit wird eben nur noch von ihrer Faulheit übertroffen; dieser allein hat es der Mensch auch zu verdanken, wenn das giftige Gewürm alljährlich nicht noch mehr Opfer fordert.

Gefährlich ist bei Tage die Kreuzotter demnach nur, wenn sie genügend gereizt wird, um diese Trägheit von sich zu schütteln. Dann geräth sie in einen Jähzorn, welcher ihrer Bosheit entspricht. Unter starkem Zischen beißt sie blindlings auf Alles, was ihr in den Weg kommt, um darauf möglichst schnell zu entfliehen. — Meistens wird denn auch dem Menschen die todbringende Wunde dadurch beigebracht, daß er, ohne es zu gewahren, auf die Giftschlange tritt und bei dieser Gelegenheit den Biß empfängt. Anders verhält es sich jedoch des Nachts. Da ist dieser Lurch munter und stets in Bewegung, sei es, daß er sich in einer Feldmaus den feisten Bissen erhaschen will oder in einer minder begehrenswerthen Eidechse. Wie alle bei uns vorkommenden Giftschlangen ist die Kreuzotter eben ein entschiedenes Nachtthier; schon die Anlage des Sehorgans nöthigt sie dazu. Denn wie bei der Katze ist während des Tages der Schlitz des Auges überaus eng; des Nachts aber erweitert er sich derart, daß das Reptil eine hinreichende Sehkraft gewinnt. Beim Biß sondert die Kreuzotter nur einen so winzigen Tropfen Gift ab, wie der Knopf einer kleinen Stecknadel ausmachen würde. Aber selbst diese geringe Menge genügt, einen Menschen binnen wenigen Stunden dem Tode zuzuführen. Wenn die Schlange längere Zeit nicht gebissen hat, so sind die Drüsen sehr reichlich gefüllt, und der Biß ist demnach auch am gefährlichsten. Ein Ersatz des verbrauchten Giftes findet sehr schnell statt; getrocknet, behält es seine schädliche Kraft fort und fort. Es ist eine dem Speichel ähnliche, dünne, durchsichtige, gelblich oder grüngelblich gefärbte Flüssigkeit, welche — in Wasser gebracht — zu Boden fällt, um sich später mit diesem, welches dann eine leichte Trübung erhält, zu vermischen. Die Wirkung des Bisses äußert sich sofort. Das Opfer empfindet mit Blitzesschnelle einen den ganzen Körper durchzuckenden Schmerz; bald ist er äußerst intensiv, in anderen Fällen so gering, als ob man von einem Dorn gestzt worden wäre. Die Folgen sind immer dieselben: Krämpfe, Zuckungen und Lähmungen, bis schließlich der Tod eintritt. Die Wirksamkeit der Sinne versagt, die Nerven leiden entsetzlich, der Geist wird nicht selten umnachtet. Von den Mitteln, welche zur Anwendung kommen, ist das Aussaugen der Wunde, w lche man sonst so sehr anempfahl, durchaus zu vermeiden. Eine wunde Stelle im Munde genügt, um diesem die Vergiftung mit allen seinen Folgen zu übertragen. Auch der Magen vermag dem auf d.ese Weise zugeführten Gift nicht immer genügenden Widerstand zu leisten. Vor Allem ist es wichtig, das gebissene Glied mehrmals in gewissen Abständen von einander abzubinden. Dann gebe man dem Kranken Weingeist oder Alkohol — also Branntwein — in irgend einer Form und in so großen Mengen, daß selbst Erbrechen eintreten kann. Auch das Ausschneiden oder Ausbrennen des Bisses ist sehr wesentlich. Auf den Biß selbst soll man Salmiakgeist oder Ammoniaklösung träufeln.

(Magdeb. Ztg.)

Gartenarbeiten im Juni.

Im **Blumengarten** sind die Anemonen und Ranunkeln, welche jetzt blühen, vor allzugroßer Sonnenhitze zu schützen. Alles, was verpflanzbar ist, wird jetzt verpflanzt. Die abgeblühten Perennien schneide man einige Centimeter uber der Erde ab und pflanze Sommerblumen daneben. Die mit Frühlingsblumen bestellten Beete werden nach dem Abblühen geräumt und mit Teppichpflanzen oder Pelargonien, Fuchsien, Heliotropen u. s. w. bepflanzt. Aus den Glashäusern sind die Kalthauspflanzen — wenn es nicht schon geschehen — bald ins Freie zu bringen; auch härtere Warmhauspflanzen können nun ins Freie in Halbschatten gebracht werden. Stecklinge von Holzpflanzen und Staudensträuchern sind zu machen. Aurikel- und Primelsamen ist abzunehmen. Nelken können abgesenkt werden. Von Sommerlevkoj kann eine letzte Aussaat gemacht werden.

Im **Gemüsegarten** giebt es nachzuholen und zu ergänzen; sobald ein Beet leer geworden, wird es frisch gegraben, wo nöthig gedüngt, und sofort mit Kohlrabi, frühem Wirsing, Kopfsalat, Bindesalat, Salatrüben u. s. w. bestellt. Gesäet wird noch Spinat, Portulak, Körbel, Radieschen und Herbstrettige; auch kann man noch späte Erbsen und Bohnen legen. — Jäten, Hacken und Gießen darf nicht versäumt werden; je öfter der Boden aufgelockert wird, um so besser wird das Gemüse gedeihen! Meerrettig wird gegen Ende des Monats zum ersten Male gehoben, die Seitenwurzeln werden entfernt und nur die am Ende der Hauptwurzel befindlichen gelassen; die Köpfe werden bis auf zwei weggeschnitten und nach dieser Arbeit, durch welche die Hauptwurzel gekräftigt und verstärkt werden soll, wird letztere wieder in die alte Lage gebracht, mit Erde bedeckt und festgedrückt.

Im **Obstgarten** ist der Blüthenflor nun nahezu zu Ende, die kleinen Früchte beginnen anzuschwellen und gewähren dem Liebhaber große Freude. Er soll aber nicht allein an der Masse der Früchte seine Freude suchen, sondern muß auch bedenken, daß ein Baum — namentlich ein Zwergobstbaum — große Mengen nicht gehörig ausbilden kann, daß seine Kraft erschöpft wird und daß er keine Kraft behält, um noch nebenher Fruchtholz für das nächste Jahr herrorzubringen. Wer seine Bäume lieb hat und von ihnen große, schöne Früchte wünscht, der breche die überflüssigen aus, lasse nur — je nach der Stärke des Baumes — mehr oder weniger daran, aber nie mehr als eine Frucht pro Dolde und er wird durch Schönheit, Größe und Geschmack der Früchte reich belohnt werden. Läßt man aber alle Früchte sitzen, so bleiben sie klein und sind weniger schmackhaft. Auch den Obstbaumschädlingen muß unausgesetzt nachgegangen werden. Die Larve oder die Puppe eines Rüsselkäfers — des Birn- und Apfelknospenstechers — lebt im Mark der Blüthendolden oder junger Triebe, welche dann welk oder braun geworden sind. Solche dürr gewordenen Knospenbüschel oder Triebe sind bald abzuschneiden und zu verbrennen, ehe der Käfer ausschlüpfen kann. Bei den Zwergobstbäumen, zu denen man leicht hinzu kann, sollte dies nie unterlassen werden. Zeigen sich Gespinnste (Nester) auf den Aepfelbäumen, so müssen dieselben ebenfalls entfernt werden, denn diese werden von den Raupen der Apfelbaumgespinnstmotte gefertigt, welche in ihnen die Blätterbüschel skelettiren. Ist eine Colonie mit einem Aste fertig, so spinnt sie eine Brücke zum nächsten Aste, fertigt neue Nester und setzt so ihr Zerstörungswerk fort, bis der Baum entlaubt ist, oder die Raupen erwachsen sind, und in Klumpen an einander geklebt in weißen Hülsen sich verpuppen. Bei den Zwergobstbäumen zerdrückt man die Raupen am besten mit den Fingern in ihren Nestern, bei hohen Bäumen fertigt man sich eine Raupenfackel und verbrennt die Nester. Man braucht hierzu nur eine lange Stange, und spaltet deren oberes Ende, klemmt etwas Werg hinein, befeuchtet dasselbe mit Petroleum, entzündet es und fährt damit unter die Nester. Zusammengerollte Blätter oder Zweigspitzen sind ebenfalls zu zerdrücken, denn in ihnen leben die Raupen verschiedener Wickler, welche die Blätter und Triebspitzen abfressen. Geschieht dasselbe auch bei den Rosenbäumchen, so wird eine Menge Knospen erhalten und der Rosenflor wird auch entsprechend reich werden. Früchte von Kirschen und Pflaumen, welche kaum halb erwachsen in großer Menge abfallen und einen kleinen, röthlich umflossenen Stich zeigen, sollten nie unter den Bäumen liegen bleiben, sondern gesammelt und vernichtet werden, denn in ihnen leben die winzig kleinen Maden des Pflaumenbohrers. — Nachdem das Weibchen dieses Rüsselkäfers ein Loch in die unreife Frucht gebohrt und ein Ei hineingelegt hat, nagt es den Stiel halb durch, so daß beim ersten Windstoße die Frucht abfällt, die Larve entwickelt sich in der Frucht, frißt sich nach circa vier Wochen heraus und geht in die Erde zur Verpuppung.

Das Pinziren der Zwergobstbäume muß fortgesetzt werden, wie es bereits früher angegeben worden ist; außer dem Pinziren sind alle zu dicht stehenden und direct aus dem Stamme oder Aste wachsende Frühjahrstriebe zu entfernen.

Beim **Weinstocke** beginnt in diesem Monate das Geizen, d. h. die an den jungen Trieben (Ruthen) aus den Blattachseln sich entwickelnden vorzeitigen Triebe (Geiz) müssen bis auf zwei Blätter abgeschnitten oder abgekneipt werden. Die stehenbleibenden Blätter helfen das schlafende Auge, welches nächstes Jahr Trauben liefern soll, ernähren und kräftigen. Das gänzliche Ausbrechen des Geizes ist nicht rathsam, denn dadurch wird meistens das schlafende Auge zum Austreiben veranlaßt und die nächstjährige Ernte in Frage gestellt. Nur an den Fruchtruthen, und zwar an denen, welche nicht als Tragreben für's nächste Jahr bestimmt sind, wird der Geiz ganz weggenommen.

Virginische Kletterrose.

Die elegante Façade eines modernen Wohnhauses in der Königsstraße der Großstadt Hannover, im rothen Backsteinbau ausgeführt, zeigt sich mehrere Stockwerke hinauf bis zur hochragenden Giebelwand reizvoll und üppig umrankt mit der herrlichen, virginischen Kletterrose. Die dichte, saftgrüne Bekleidung, daraus Hunderte und Aberhunderte ansehnlich großer, weißgefüllt blühender, leicht rosa angehauchter Rosen in lauter Einzelblumen hervorschimmern, giebt der ganzen, nach Süden gelegenen Hauswand einen anmuthenden und wohlthuenden Schmuck, daran sich das Auge nicht satt genug sehen und wie er anheimelnder und freundlicher kaum gedacht werden kann. Schon gegen Ende Mai werden die zahlreichen Rosenknospen aus dem Laube sichtbar, bald sind alle Rosen erblüht und ist das Blühen schier endlos.

Für hohe Hauswände, die trotz ihrer äußeren Architektur durch ihre unschöne Kahlheit eine traurige Eintönigkeit und Einfarbigkeit hervorrufen, dürfte diese herliche, frühblühende Kletterrose alle Beachtung verdienen. — Nach wenigen Jahren nimmt die Dichtigkeit ihrer Verzweigung in auffallendem Maße zu, und hat sie den glücklichen Besitzern alle auf gute Pflege und Unterhaltung verwendete Mühe durch ihren fast an's Wunderbare streifenden, kraftvollen Wuchs tausendfach belohnt.

Die aufmerksame Befestigung der Ranken in der ersten Zeit geschieht nicht etwa durch Anheften an ein Latten- oder Spaliergerüst, sondern es sind gleich zu Anfang des Hausbaues starke Nägel tief (3/4 ihrer Länge) in die mit Cement vermischten Kalkfugen der Mauersteine eingetrieben, daran die ersten, noch zart emporklimmenden Ranken von etwa einem halben Dutzend kräftigst bewurzelter Pflanzen sorgsam angeheftet werden, bis die dichte Verschlingung derselben zur dichten Tapetenwand sich von selbst ohne Nachhilfe vollzieht.

Will man in dieser höchst noblen Wandbekleidung einen Schritt weiter gehen und im Genuß eines möglichst langen Rosenflors bleiben, so bepflanze man einen anderen Theil der kahlen Hauswände mit einer spätblühenden Kletterrose, wozu sich besonders Rosa Thoresbyana (Bennett), aus der Gruppe der Rosa arvensis, der sogen. englischen Feldrosen, eignet. Diese besitzt jedoch nur kleine, weißblühende Blumen, welche in Bouquets oder Büscheln blühen und im Monat Juli erscheinen.

Man wird wohl thun, den meist mageren Grund und Boden, darauf das Haus gebaut, im ganzen Umfange der Rosenpflanzung auszuschachten und durch gut compostirten Gartenboden zu ersetzen, darin die Pflanzen sich kräftigst bewurzeln werden. Ferner ist es nützlich, die Ranken, welche niemals beschnitten werden dürfen, in den ersten Jahren zur Winterszeit mit kurzem Tannenreisig dachziegelartig zu bedecken, bis sie durch die zunehmende Stärke und Festigkeit des Holzes der Kälte des nordischen Winters unbedeckt trotzen können. (Prakt. Rathg.)

Die Cultur der Brombeere.

Die Brombeere ist nicht minder anspruchslos als die Himbeere. Sie gedeiht fast in jedem Boden, giebt jedoch in einem etwas besseren Boden die erstaunlichsten Erträge. Bei uns wird sie noch sehr wenig cultivirt, während sie sich in Nordamerika einer allgemeinen Verbreitung erfreut, so daß sie dort morgenweise angepflanzt wird. Ein Umstand, daß man die Brombeere hier wenig in Gärten anbaut, sondern meist nur in der Wildniß vorfindet, mag wohl in ihrer kolossalen Dimension bestehen. Jedoch wird dieser Strauch in den Gärten in keiner Weise uns hinderlich sein, wenn wir ihn auf Rabatten 1—2 m entfernt anpflanzen, an Pfählen pyramidal anheften; im Frühjahr und im Sommer die einjährigen Triebe etwas einstutzen und jährlich das abgetragene Holz entfernen. Die Vermehrung geschieht am einfachsten, wenn wir herabhängende Triebspitzen in die Erde legen, welche sich dann sehr schnell bewurzeln. Ferner kann man leicht durch Wurzelstecklinge neue Pflanzen erzielen. Empfehlenswerthe Sorten sind: Geschlitzblättrige Brombeere, Armenische, Collards und Lucretia u. s. w. Wer sich für die brombeerartigen Himbeeren und Brombeeren interessirt, lasse sich ein Preisverzeichniß der Beerenobstschule von Wilh. Kliem in Gotha kommen und wird in selbigem eine ganze Anzahl der herrlichsten Sorten finden.

Zwerg-Iris.

Es ist ein stolzes Pflanzengeschlecht, die Irideen, und enthält viele Vertreter, welche in allen Himmelsstrichen zu Hause sind und um sie alle aufzuzählen, müßte man ein ganzes Buch dazu schreiben. Um mich aber kurz zu fassen, will ich für diesmal nur einer einzelnen Sippe dieser Familie, der Zwerg-Iris (Iris pumila) gedenken. Der Leser oder die Leserin kennen sie vielleicht schon, hat sie im Garten als Einfassung der Blumenbeete oder wohl gar auf den Thorpfeilern und Mauern der Landleute gesehen; denn die letzteren sind es, welche für diese reizenden Frühlingsblumen eine gewisse Sympathie haben und sie pflegen. Die Zwerg-Iris oder Zwerglilie, Tintenblumen, Fledermäuse oder was sie sonst noch für Namen im Volksmunde führen mögen, sind ganz niedrige, nur ungefähr 20 cm hohe Pflanzen, bringen aber ziemlich große, ganz eigenartig schöne Blumen, die bald dunkel- oder hebblau, gelb oder weiß gefärbt sind, im April oder Mai erscheinen und gar lieblich aussehen. Da sie gerade zu einer Zeit blühen, wo der Garten noch ziemlich blumenleer dasteht, sind sie für diesen ein höchst angenehmer Schmuck und dieserhalb werth, in jedem Garten angebaut zu werden. Ihre Behandlungsweise ist sehr einfach, denn man braucht sie weder zu begießen, noch zu düngen, noch irgend eine besondere Erde für sie zu wählen. Hauptsache ist nur, daß man sie mehr an einen sonnigen als schattigen und mehr trockenen als feuchten Standort pflanzt; sie vermehren sich dann schon nach einigen Jahren derartig, daß sie schon einen reichen Blumenpolster bilden und mit ihrer munteren Farbenschönheit jedes Auge entzücken. Pflanzen erhält man in jeder größeren Gärtnerei, insbesondere nenne ich aber als Bezugsquelle die Gärtnerei von Friedrich Huck in Erfurt, aus welcher man das Dutzend in allen Farben schon für 1 Mk. beziehen kann.

Versendung todter Fische in der heißen Jahreszeit.

Mancher Angler geräth im Sommer in Verlegenheit, wie er gefangene Fische verpacken soll, damit sie frisch und unversehrt am Bestimmungsorte ankommen. Ich habe s. Z. in württembergisch Franken eine praktische Methode kennen gelernt, die nie versagte.

Man nehme zum Versandt ein Holzkistchen, bedecke den Boden fast handhoch mit Sägespähnen (in Württemberg Sägemehl genannt), wickle die Fische in Pergamentpapier, das beim Wurstmacher oder in der Papierhandlung erhältlich, bringe sie auf die Mitte der Sägespähne nebst einigen Stücken Eis, hierauf wieder Sägespähne, dann eine Lage nicht zu kleiner Eisstücke und obenauf nochmals eine dichte Lage Sägespähne. Das Pergamentpapier hält die Fische rein und verhindert das Auslaugen, die Spähne saugen das Eiswasser auf und halten als ausgezeichnet schlechte Wärmeleiter den Inhalt auf niederer Temperatur.

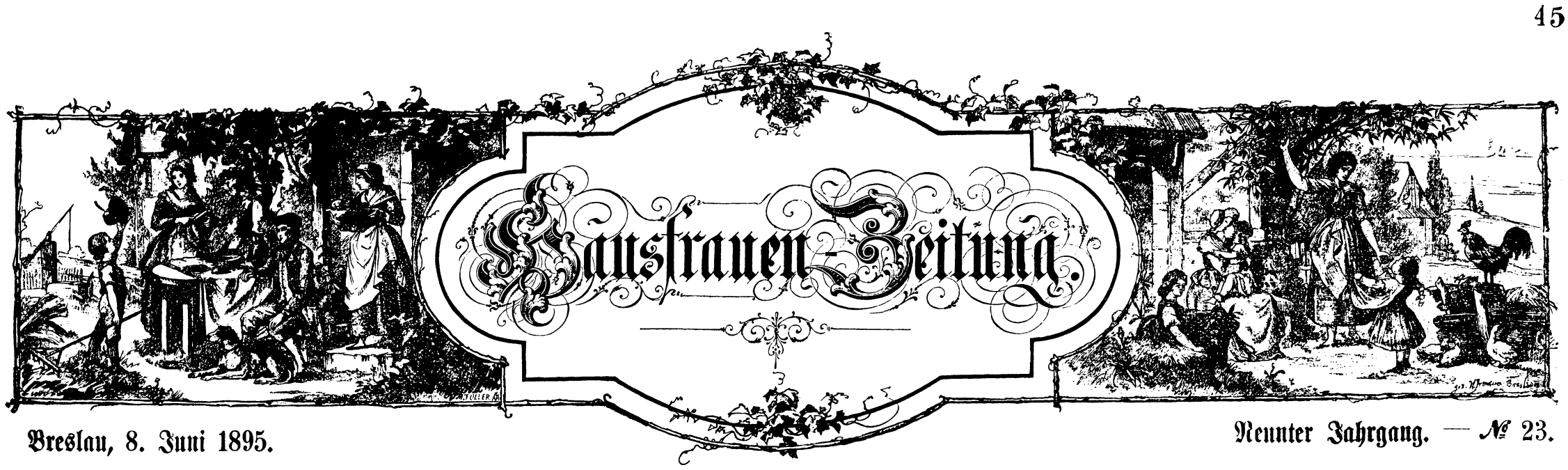
Wie gut sich diese Packung bewährt, hatte ich im heißen Sommer 1893 zu beobachten Gelegenheit. Ein Kistchen Forellen, welches ich an meine Frau gesandt hatte, wurde in Folge Abreißens der Adresse anstatt am andern Morgen auf meine Reclamation hin erst nach drei Tagen abgeliefert, das Eis war geschmolzen, die Spähne voll Feuchtigkeit gesogen und eiskalt, die Forellen waren noch frisch und wohlschmeckend. (Dt. Fischerei-Ztg.)

Magermilch zur Geflügelmast.

Bei Anwendung von süßer Magermilch zur Geflügelmast erhält man, wie die „Königsb. land- und forstwirthschaftliche Ztg." schreibt, ein ganz vorzügliches Fleisch. Während der Mastung, die auf verschiedene Art durchgeführt werden kann, verabreicht man als Weichfutter gebrochenen Mais, auch Gerstengrütze und Haferschrot, alles mit der Milch gekocht. Nebenbei ist natürlich etwas Körnerfutter: geringer Weizen, kleinkörniger Mais und Hafer zu geben. — Recht gut mästeten sich auch Hühner mit kleinkörnigem, gequelltem Mais-Körnerfutter allein, wozu lauwarme Milch als Getränk verabreicht wurde. Es versteht sich von selbst, daß die sonstigen Bedingungen für eine Erfolg versprechende Mastung vorhanden sein müssen. Junge Thiere mastfähiger Rassen, warmer Fütterungsraum, enge Einzelbehälter und gesundes, schimmelfreies Futtermaterial. Schädlich wirkt angesäuertes Futter.

Gebratenes Spanferkel. 10 Personen, 3 Stunden. Das 4 bis 6 Wochen alte, nur mit Milch genährte Ferkel, wird 2 Tage vor dem Gebrauch geschlachtet, gebrüht und mit einem Tuch sehr sauber abgerieben. Man bricht die Klauen von den Füßen, sticht die Augen aus und nimmt es aus, macht indessen die Bauchöffnung nicht zu groß. Will man es braten, so reibt man es innen und außen mit Salz ein, befestigt die Füße mittels Bindfadens unter dem Bauch, giebt ihm eine möglichst flach liegende Stellung und legt es in eine große Bratpfanne, um es bei hellem Feuer in 1 1/2—2 Stunden gar zu braten. Während des Bratens bestreicht man das Spanferkel, nachdem man es mit Salzwasser angesetzt hat, wiederholt mit einem, in feines Provenceröl getauchten Pinsel und sticht an der Haut entstehende Blasen sofort mit einer feinen Nadel auf, da die ganze Oberfläche des Bratens gleichmäßig dunkelgoldgelb gefärbt und knusprig sein muß. Vor dem Serviren spült man den Bratensatz mit einer kräftigen Bouillon los, entfettet die Sauce und macht sie mit etwas Klarmehl seimig. Beim Anrichten schneidet man das Ferkel in Stücke, indem man die Knochen mit dem Hackemesser durchhaut, die einzelnen Theile wieder aneinander legt, ihm eine Citrone ins Maul steckt und das Ganze mit Brunnenkresse umgiebt.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.



Breslau, 8. Juni 1895. Neunter Jahrgang. — № 23.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. E. G.]

(Fortsetzung.)

Es wurde Frühling. Maurice Ardegg bedurfte keiner beständigen Pflege mehr, auch war es ihm gestattet, Besuch bei sich zu sehen.

Er lag auf dem Ruhebett trotz der lauen Luft, die durch das Fenster strömte, in Decken gehüllt. Sein Gesicht war immer noch sehr blaß und eine tiefe rothe Narbe kennzeichnete seine Stirn. Er hielt eine Zeitung in den Händen, in der er einige Seiten mit müdem Blick überflog.

Die Schwester trat ins Zimmer. Sie sah das Blatt und kam erschreckt näher.

„Wer gab es Ihnen?“ fragte sie.

Ardegg lächelte: „Seien Sie ruhig, es thut mir keinen Schaden“, sagte er. „Heinrich Wehrmann brachte es mir heute. Diese veraltete Nummer irgend eines Winkelblattes enthält nämlich vorzügliche Kritiken über“ — es wurde ihm schwer fortzufahren — „über mein letztes Werk. Irgend ein Thor, ein Unwissender schrieb sie vielleicht auch aus irgend einer eigennützigen Absicht und Heinrich dachte mir eine Freude damit zu machen.“

Jetzt lachte der Kranke. Das Lachen klang wie ein Mißton.

Schweigend faltete Josephine die Bogen zusammen und legte sie bei Seite. Wie streng hatte ihr der Arzt befohlen, jedwede Zeitung vor dem Kranken zu verbergen. wie gewissenhaft war sie diesem Befehl nachgekommen in den ersten Wochen wenigstens — jetzt konnte Ardegg unbeschadet alles lesen, denn man hatte sich längst über ihn beruhigt. Und nun mußte ihm doch ein altes Blatt in die Hände fallen! Zum Glück enthält es nichts Schlechtes über ihn, dachte sie und suchte, sich mit einer Näharbeit neben ihn setzend, sich zu trösten. Als wenn ihn, der wochenlang die schärfste Selbstkritik geübt hatte, noch schlechte Kritiken verletzen könnten!

Vom nahen Kirchthurm wurde geläutet.

„Ist morgen Sonntag?“ fragte er.

„Nein, Sonntag war ja erst gestern“, war die Antwort. „Vermuthlich wird Jemand beerdigt.“

Ardegg seufzte. „Wohl ihm“, sprach er herbe. „Ach, Schwester, sagen Sie, warum hat man sich so sehr angestrengt, mich wieder gesund zu machen? Als ob etwas darauf ankäme, daß ich lebe! Warum hat man mich nicht sterben lassen!“

Josephine ließ die Arbeit sinken, sein erregter Ton erschreckte sie. „Sie sollten so nicht sprechen, Herr Ardegg“, sagte sie. „Sie sollten bedenken —“

„Vieles sollte ich bedenken, ja, Sie haben Recht“, fiel er ein, „aber — Sie sollten mich nicht mit banalen Phrasen quälen!“ Er wandte den Kopf dem Fenster zu und fuhr in jener schroffen, abgerissenen Weise fort, in der Unglückliche zu reden pflegen:

„Es hätte anders sein können — besser — kindische Thorheit ließ michs verscherzen, aber sie kostet mich ein ganzes Leben. Meine Schuld war groß, die Strafe durfte nicht gering sein. Warum begnügte ich mich einst nicht mit dem, was mein war, warum vermaß ich mich nach Dingen zu streben, die mich nichts angingen. O ich Verblendeter! Noch längst nicht am Ziel, packte mich der Schwindel und zog mich hinab — hinab bis in eine schauerliche Tiefe — bis ich das wurde, was ich jetzt bin, ein Mann, über dessen letzte Arbeit man lacht, ein Schiffbrüchiger, dessen Schätze im Meere liegen, wo sie weder ihm noch irgend Jemand etwas nützen —“

Er schwieg und Josephine blickte ihn besorgt an.

„Viel mögen Sie verloren haben“, sagte sie dann, „alles gewiß nicht. Für so arm, wie Sie zu sein wähnen, vermag ich Sie nicht zu halten.“

Er sah zu ihr auf, sein Blick traf den ihren. Er hatte fast vergessen, daß sie da war.

„Haben Sie Ihr Ziel verfehlt“, fuhr sie fort, „so fassen Sie ein anderes ins Auge, einem Manne in den besten Jahren wie Sie sollte, meine ich, noch Gutes genug gelingen. Aber vorläufig quälen Sie sich mit solchen Gedanken nicht. Werden Sie erst einmal wieder an Leib und Seele gesund. Sobald es angeht, kehren Sie zu den Ihren zurück, „im trauten Heim“ — ihre Stimme klang heiser — „erholt sichs am schnellsten.“

Seine Hände zitterten, mit nervöser Hast ergriffen sie die der Schwester.

„Das ists ja gerade“, stieß er hervor. „Ich bin aus der Heimath geflohen und habe die Liebe der Meinen verscherzt.“

„Ein Bäumchen muß sich nach der Stange biegen, o, hätte man mich fest angebunden! Doch jetzt zurück — nein — sie würden mich nicht wieder aufnehmen, dazu war die Schmach zu groß. Und nun niedergebrochen wie ich bin! Ja, könnte ich vor sie treten mit Ruhm und Ehren und sagen: Seht, ich bin Euer Sohn, weil ich den Muth hatte, Euch zu verlassen, weil mir meine Scholle Land zu klein war und ich mich über sie hinwegwagte. Seht, ich habe euch Ehre gemacht! Spricht man von denen, die den Parnaß erklommen, so wird man meinen Namen unter den ersten nennen.“ Wieder lachte er. „Zurück! O Gott im Himmel, nein! Und wie vermessen war ich — das Höchste erschien meinem Ehrgeiz nicht zu hoch, und was wurde mir zu Theil? Enttäuschung, Demüthigung — Lange verschloß ich meinen Blick einer ehrlichen Selbstkritik und erst an jenem Unglücksabend, an dem ich mein letztes Werk aufgeführt sah, fiel mir die Binde von den Augen.“

Er schwieg und sah zum Fenster hinaus, in dessen geöffneten Scheiben die Sonnenstrahlen glitzerten. Als habe er eine Welt verloren, so hoffnungslos blickte er in die Ferne; er hatte sie ja auch verloren — seine Welt!

Mit gerötheten Wangen und wachsender Theilnahme sah ihn die Schwester an. Er mochte ihren Blick auf sich ruhen fühlen, und sich zu ihr wendend, suchten seine Augen die ihren. „Josephine,“ rief er bewegt, „o wie ich Ihnen Ihren Frieden neide! Sie thun Ihre Pflicht, Sie leben in Ihrem selbst gewählten Beruf und nichts, kein Schmerz, kein Wunsch, und was das Schlimmste ist, kein Selbstvorwurf lastet auf Ihnen! Sie schleppen keine große Sünde mit sich, und glauben Sie, solche Last hemmt jeden freien Flug.“ Er legte die Hände vor das Gesicht. „Wer nicht Vater, nicht Mutter achtend, nur von dem Wahn erfüllt war, sich selbst der Nächste zu sein, nur seinen Wünschen folgte, der hat sein Anrecht auf ein gütiges Geschick verscherzt. Mag er sich mit der Vergeltung abfinden.“ Er schwieg, und wie er die Hände wieder sinken ließ, brannten zwei rothe Flecke auf seinen blassen Wangen.

Er wurde still.

Den Kopf auf die Brust geneigt, die Lider gesenkt, die Hände gefaltet, saß Josephine da Der Ausdruck unbewußter Selbstbefriedigung, der sonst um ihre Lippen lag, war verschwunden: ein Gemisch von Schrecken und Trauer lagerte um dieselben.

Schwester Josephine hatte Jahr aus, Jahr ein pflichtgemäß ihren Dienst gethan. Sie fühlte, daß sie an ihrem Platze sei, und diesen zur Zufriedenheit aller ausfüllte. Und wie ihr Leben augenblicklich dahin fließe, so werde es bleiben, hatte sie gemeint. Wie alle starke Naturen, deren Wirken anderen dienlich und deren Zeit vollauf besetzt ist, hatte, sie, wenn auch in mancher Hinsicht sich selbst vergessend, doch nie gering von sich gedacht.

Die feinfühligen Grübeleien ihres Kranken wirkten jetzt seltsam auf sie ein.

Hatte sie sich je so ernst und gründlich geprüft, wie dieser es gethan? — Nein! — Und wenn sie nun die Frage an sich richtete: „Hast Du gehandelt, wie du mußtest, und nicht nur wie du wolltest?“ so rief wiederum eine Stimme in ihr: „Nein!“ War es wirklich nur die Liebe zu den Armen und Kranken, die sie von Haus fortgehen geheißen hatte, oder hatte sie sich von einem Platze entfernt, der ihr nicht der rechte dünkte, und eigenwillig denjenigen Beruf ergriffen, der ihren Neigungen am meisten entsprach und ihren Ehrgeiz befriedigte? . . . Waren die, denen sie Gehorsam und Verehrung schuldete, ihrer so gar nicht bedürftig gewesen, hatten sie ihr Scheiden gebilligt? . . . Ein Klopfen an der Thür störte sie in ihren Gedanken. Als sie aufstand, um nachzusehen, wer dort sei, wurde die Thür geöffnet und Graf Sagern trat ins Zimmer.

„Ah, schön guten Abend,“ rief er. „Bleiben Sie, Schwester, Sie wissen, daß Sie uns nicht stören, und wenn Sie sich durch mich verscheuchen lassen, gehe ich sogleich wieder. Nun, es scheint ja schon besser zu werden, Sie sehen doch nicht mehr so geisterhaft aus,“ fuhr er, sich auf den ihm von Josephine neben das Ruhebett gestellten Stuhl setzend, zu Ardegg gewandt, fort. „Ist auch hohe Zeit. Sie fehlen mir überall, besonders jetzt, wo es seit einiger Zeit gar nicht so recht will, gar nicht! Grand Dieu, ein Achtziger darf sich nicht wundern, wenn die Kräfte nicht langen! Ich merke es immer mehr, meine Tage sind gezählt.“

„Aber Herr Graf,“ fiel Ardegg in der Absicht, irgend etwas Tröstliches zu sagen, ein. Doch dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ja, ja, mein Lieber, gegen den Tod ist nun einmal kein Kraut gewachsen. Aber sprechen wir von etwas anderem, solche Dinge gehören nicht in die Krankenstube. A propos, eins lassen Sie mich noch sagen, Schwester, wenn es mit mir zu Ende geht, dann pflegen Sie mich. Wollen Sie mir es versprechen?“

„Ja, das will ich und wenn es denn schon einmal sein muß, so hoffentlich erst in Jahr und Tag,“ entgegnete sie.

„Nun, das steht dahin,“ sagte Sagern mit dem muthig resignirten Lächeln alter Leute, die von ihrem Tode reden. „Uebrigens fällt mir bei diesem Versprechen ein, daß man sich in Acht nehmen muß, leichtfertig solche zu geben,“ fuhr er offenbar in der Absicht fort, sich selber auf andere Gedanken zu bringen. „Da kann ich Ihnen einen Fall aus meinem Leben erzählen, der, nebenbei gesagt, sogar eine Familie betrifft, für die Sie, Ardegg, sich immer zu interessiren schienen. Vor langen Jahren kam ich mit meinem Freunde Barmer in Folge einer verlorenen Wette dahin überein, ihm einmal einen großen Dienst zu erweisen. Die Gelegenheit zu einem solchen fand sich nicht. Vor Jahren nun fiel Barmer und mir im Laufe eines Gesprächs die alte Geschichte wieder ein und ersterer, geradezu wie er ist, sagte, daß ich ihm seinen Sohn — erinnern Sie sich, ich erzählte Ihnen ja, daß er als halber Junge auf und davon ging — wieder herschaffen solle. Dieser Dienst sei der einzige, den er gelten lasse. Da diese Forderung nun eine Unmöglichkeit ist, bleibt das Versprechen uneingelöst.“

Es entstand eine Pause.

Ardegg athmete rasch und hörbar. Josephine nähte ohne aufzusehen und Sagern begleitete sich mit dem Fuße zu einer Melodie, die ihm durch den Kopf gehen mochte.

„Mein Freund Barmer,“ fuhr er dann nach Art alter Leute, die nicht so bald von dem einmal ergriffenen Thema wieder ablassen, fort, „wird es auch wohl kaum noch lange machen. Er hat sich auffallend verändert in letzter Zeit und die Diagnose des Hofraths Berg, den er hier consultirte, soll nicht gut für ihn gelautet haben. Augenblicklich ist er mit seiner Frau in Karlsbad. Doch . . .“ er hielt inne. „Bester Ardegg, wie blaß Sie wieder sind! Mein Besuch greift Sie an und es scheint mir das Beste, ihn für heute genug sein zu lassen.“

Ardegg richtete sich auf und strich das Haar, das ihm an der Stirn klebte, zurück.

„Im Gegentheil, Herr Graf, ich freue mich ganz außerordentlich — bleiben Sie, ich bitte —“ stammelte er und hielt ihn am Aermel fest.

Wieder wurde geklopft; Schwester Josephine, die hinausging, meldete die Marquise d'Almeïde. Sie sei schon auf dem Corridor.

„Ach,“ seufzte Ardegg, „heute!“

„Es würde besser sein, Sie nehmen die Dame nicht an,“ meinte die Schwester.

„Natürlich wäre es besser,“ bestätigte Sagern. „Sie sind angegriffen genug! — Was sagen Sie denn, daß sie den Prinzen Beloni erhört hat? Sie wissen's noch nicht?! Nein? Und berührt Sie dieses Ereigniß in der That so wenig, als es scheint? Um so besser für Sie! Ich glaube zwar, etwas Schauspielerblut fließt doch in Ihren Adern. — Aber Sie müssen sich entscheiden, mein Lieber, eine Almeïde läßt man nicht antichambriren. Jedenfalls wollen wir Ihnen aber nicht zu zweien auf die Nerven fallen.“ Damit erhob er sich. „Ein anderes Mal auf länger, mein Freund!“

Als Josephine die Thür zum Hinausgehen des alten Herrn öffnete, schlüpfte die Marquise herein.

„Ich merke schon, Sie wollen heute nichts von mir wissen, doch es hilft Ihnen nichts, ich komme auch ungebeten,“ rief sie, Ardegg's beide Hände in die ihren nehmend. „Sie sind noch blaß, mon cher, sapristi! Und die Narbe fast so lang wie meine Hand! Ja, die reine Tätowirung!“ Sie nahm Sagern's Stuhl ein. „So also sieht's bei Ihnen aus! Hm, allzu gastlich nicht! — Machen Sie nur, daß Sie wieder zu uns kommen! Es ist entsetzlich langweilig bei uns, rein garnichts ist passirt.“

„Gar nichts?“ staunte Ardegg, „man erzählte mir doch, Sie seien verlobt.“

„Ach, mein Gott, die alte Geschichte,“ lachte sie etwas erzwungen. — „Doch, was sagen Sie dazu, daß ich meine Freiheit diesem Südländer opfere? Begehen wir Beide eine Thorheit, wer kann's wissen!“ Und sie lachte jetzt hell auf.

Warum hast Du diese Rose nicht gepflückt? fragte sich Ardegg, wie er sie jetzt schweigend betrachtete. Sie blühte auch Dir, und Du hättest sie mit Leichtigkeit Dir zu eigen machen können . . . War ihm denn je der Gedanke gekommen, daß sie zu seinem Glück gehöre? Nein! Aber sie war schön, wie ein farbenprächtiger Schmetterling, prickelnd wie Sect und flüchtig wie beide.

Wieder wollte Josephine gehen, doch so leise sie dies zu thun versuchte, Ardegg bemerkte es.

„Bleiben Sie doch, Schwester, ich bitte Sie,“ rief er. „Es wird die Frau Marquise gewiß freuen, meine treue Pflegerin kennen zu lernen. Sie wissen überdies, daß ich es nicht mag, wenn Besuch Sie forttreibt.“

Zögernd kam Josephine seinem Wunsche nach. — Die Almeïde blickte Ardegg einen Augenblick scharf an. Dann stand sie auf, ergriff die Hand der Schwester und rief lächelnd: „Sie Gute, wie dankbar müssen wir Alle Ihnen sein, daß Sie unserem armen Kranken die schweren Stunden nach Kräften erleichterten. Er hat Ihnen den Kopf gewiß manchmal warm gemacht?“

Sie hatte in dem nachlässig liebenswürdigen Tone gesprochen, in dem vornehme Leute zu den unter ihnen Stehenden gern zu sprechen pflegen. — Plötzlich aber verstummte sie und kein herablassendes Wort wollte mehr über ihre Lippen. — Sie hatte das Gefühl, als stände sie vor ihresgleichen und habe sich diesem gegenüber irgend eines Etikettenfehlers schuldig gemacht. Die Almeïde, die vollendete Frau von Welt, war für einige Augenblicke etwas aus dem Gleichgewicht gebracht.

Schwester Josephine zog schweigend ihre Hand aus den sie umfassenden schlanken Fingern der anderen, und unter irgend einem Vorwand verließ sie das Zimmer. Was hätte sie länger hier gesollt, sie störte doch nur, eines dieser Beiden jedenfalls.

Als sie fort war, athmete Amanda auf. Diese dunklen, ruhigen Augen hatten ihr gewissermaßen einen Zwang auferlegt und es war ihr kaum etwas Sagenswerthes eingefallen. Jetzt sprudelte wieder all das krause, bunte Zeug von ihren Lippen, das von einer bis an die äußerste Grenze des Erlaubten reichenden Dosis von Pikantheit gewürzt, selbst das blasirteste Ohr zu fesseln verstand. — Aber zu früheren Zeiten war Ardegg ihr ein besserer Zuhörer gewesen als heute. Er sprach selbst sehr wenig, lächelte zeitweilig, endlich schwieg er ganz. Von seiner zunehmenden Nervosität merkte sie — nach Art aller Menschen, die nie mit Kranken etwas zu thun haben — nichts. Erst als seine Hände sich in steter Unruhe bewegten und sie einen Blick seiner fieberhaft glänzenden Augen auffing, fiel es ihr ein, daß er doch noch nicht ganz normal sei und sie ihren Besuch wohl reichlich lange ausgedehnt habe. Sie versprach bald wieder zu kommen, aber er sagte nicht, daß ihn diese Aussicht glücklich mache; — er vergaß sogar ihre Hand, mit der sie lange die seine umfaßte, zu küssen. Hatte die kurze Zeit, die er fern von der Welt verlebt, ihn schon ihre Sitten und Gebräuche vergessen lassen?

Als sie gegangen war, gab sich Ardegg seiner Erschöpfung hin; er fiel in unruhigen Schlummer, aus dem ihn Josephine, ihm das Abendbrot bringend, eine halbe Stunde später weckte.

„Soll ich das Fenster schließen und das Licht anzünden?“ fragte sie.

„Ach nein, noch nicht, — nehmen Sie auch nur das Essen wieder mit, ich habe keinen Hunger. Doch ehe Sie gehen, setzen Sie sich noch ein wenig zu mir, bitte!“

Zaudernd trat sie näher und nahm ihren gewohnten Platz wieder ein. Plötzlich fühlte sie, wie seine Hand die ihre ergriff und er sie auf seine Stirn legte. Wie oft während dieser langen Wochen hatte sie dort geruht, warum sollte sie es heute nicht? — Sie hörte ein tiefes Athmen, hörte ihn einige Worte murmeln, von denen sie nur eines verstand, eines, das wie ein Name klang, den sie lange — lange nicht vernommen hatte. Nun fühlte sie, wie er ihre Hand noch fester auf seine Stirn preßte: „Denkst Du, ich wüßte nicht längst schon —“, so hörte sie ihn sagen, doch was er dann noch sprach, verstand sie nicht mehr, denn aufspringend eilte sie hinaus . . .

Stumm blickte er ihr nach. Er sah ihre hohe dunkle Gestalt in der Thür verschwinden. Ihre Züge machte der Abend unkenntlich. Hätte er sie sehen können, er würde sie verändert genug gefunden haben!

Wieder wurde es still um ihn her, nur von draußen drang das Zirpen einer abendlich müden Vogelstimme und das Rauschen des jungen Laubes, das wie Flüstern klingt, zu ihm ein.

Unter seinem Fenster vorbei führte eine wenig benutzte, öffentliche Promenade. Jetzt knirschte der Kies wie unter mehreren Tritten und eine schnarrende Stimme schlug an sein Ohr.

„Na, ich bitte Sie, mein Lieber, werden uns heut Abend den Spaß doch nicht verderben wollen! Wer wird sich von dem Alten wohl gleich ins Bockshorn jagen lassen. Unser harmloses Jeuchen kostet keinem den Hals und wer obendrein ein Dönkirch zu erwarten hat . . .“

Mehr vernahm Ardegg nicht. Hastig zog er die Klingel. Die Schwester, die bald darauf erschien, war Josephine nicht. „Schließen Sie die Fenster und lassen Sie die Vorhänge herab!“ sagte er fast herrisch. Es geschah, wie er wünschte.

Als er wieder allein war, wandte er den Kopf der Wand zu und versuchte zu schlafen. Vergebens.

„Wer ein Dönkirch zu erwarten hat . . .“ Er wälzte sich unruhig hin und her. Ach, daß er doch einmal zur Ruhe käme! —

XXIV.

„Zu Pfingsten im Maienwald,
Stehen Blumen wie im Feld,
Und's Vöglein sing, daß es schallt —
O! wie schön ist die Welt!“

„Und ich sing wohl und scherz auch,
Doch mein Herz ist mir schwer,
Denn ich wart' still und traurig,
Ob mein Freund wiederkehr!“

So sang Edith mit halber Stimme und als sie geendet hatte, lächelte sie trübe und blickte gedankenverloren in das junge Laub der Lindenallee, in dessen spärlichem Schatten sie langsam dahinritt. Jetzt zog sie die Zügel an und rief: „Come on, Yankee Doodle“, und der englische Vollblutfuchs, die neueste Errungenschaft seiner Besitzerin, hob den zierlichen Kopf und trabte vorwärts. Bald war das Ziel erreicht. Durch den Thorweg bog Edith in den Hof und hielt vor der Steintreppe von „Erzens-Foly“.

Es war noch früh am Tage. Auf dem Hofe prangte noch alles in morgerdlicher Ordnung und der Thau hing in dicken Tropfen an den Gräsern. Die befiederten Hofbewohner gackerten und krähten und freuten sich des Sonnenscheins.

Edith zupfte an einem Kranz von Cypressen nnd Zwergtul, den sie bis jetzt im Arm gehalten und der während des Rittes ein wenig gelitten hatte. Dann blickte sie durch die Hausthür in die Halle und sah sich, da diese einen gedeckten Frühstückstisch, doch kein menschliches Wesen zeigte, suchend auf dem Hofe um. Aber die Leute, die hier und da auftauchten, waren mit ihrer Arbeit beschäftigt. Schon wurde „Yankee Doodle“ sammt seiner Herrin ungeduldig — Warten war beider Stärke nicht — als letztere Schritte hinter sich vernahm. Den Kopf umwendend, sah sie eine schwarz gekleidete Frauengestalt. Es war Frau von Erzen, die einer Schaar Kücken, die sich um sie versammelte, aus ihrer Schürze Krumen und Körner hinstreute.

(Fortsetzung folgt.)

H. Ohagen, Breslau.

Sargmagazin, — Erste Breslauer Beerdigungsanstalt.

Fernspr.: No. 237.

Schuhbrücke 59/60.

(Firma besteht seit 1835.)

Telegr.-Adr.: Ohagen, Sargmagazin.

Ein telegraphisch bestellter Sarg trifft mit dem **nächstfälligen Personenzuge** — also **spätestens innerhalb 6 Stunden** nach Abgang des betr. Zuges — läge die Station auch an der äussersten Grenze der Provinz — am Bestimmungsorte ein. **Genaue Zeitangabe der Ankunft der Sendung erfolgt sofort telegraphisch.**

Es sind stets versandtbereit:

Kiefersärge (Metallsargform), Länge 2 Mtr. und grösser, von 70 Mk. um je 10 Mk. steigend bis 180 Mk.

Eichen- u. Metallsärge, Länge 2 Mtr. und grösser, von 120 Mk., um je 15 Mk. steigend bis 600 Mk.

Eichen-Pracht-Särge, Länge 2 Mtr. und grösser, von 650, 800, 1000 bis 2400 Mk.

Metall-Pracht-Sarkophage, Länge 2 Mtr. und grösser, von 750, 1000, 1200, 1800 bis 5000 Mk.

Metall-Einsatz-Särge (hermetisch verschliessbar), in die vorstehend bezeichn. Särge hineinpass., v. 60—250 Mk.

Kinder-Särge in Kiefer, Eiche und Metall von 60—190 cm Länge zu den verschiedensten Preisen.

Katafalke, Leuchter, schwarze Vorhänge, schwarze Teppiche etc. etc.,

überhaupt alle zu Trauerdecorationen und Leichenbegängnissen erforderlichen Requisiten — werden **verliehen.**

Zur Vermeidung zeitraubender Rückfragen erbitte bei telegraphischer Bestellung:

1. Grösse des p. p. Verstorbenen.
2. Ob Metall-, Eichen- oder Kiefern-Sarg.
3. Farbe des Sarges (ob hell oder dunkel).
4. Leichenkleidung (Sterbekleid, Steppdecke).
5. Annähernde Preisangabe.
6. Bei Bestellung von Trauer-Decorationen: Länge, Breite und Höhe des Trauerzimmers. [768—x

Uebernahme von Leichentransporten unter Festsetzung der Gesammtkosten.

Waaren im Werthe von 20 Mk. an franco durch das ganze deutsch. Reichspostgebiet u. Oesterreich-Ungarn, f. d. anderen Länd. franco deutsch. oder österr.-ungar. Landesgrenze.

Oekonomie-Bedürfnisse.

Folgende bemerkenswerthe Artikel für den Wirthschaftsbedarf empfehlen wir ganz besonders einer gütigen Berücksichtigung der Herren Landwirthe:

Der grosse Andrang, der erfahrungsgemäss zur Zeit des Maschinenmarktes in unseren Geschäftsräumen stattfindet, sowie der Umstand, dass in unseren hellen und bequemen Localitäten den Wünschen unserer geehrten Kundschaft mehr Rechnung getragen werden kann, haben uns veranlasst, **dies Jahr nicht,** wie alljährlich, die in unser Fach schlagenden Artikel für die Landwirthschaft auf dem Maschinenmarkte auszustellen, sondern dieselben werden in **sämmtlichen Special-Abtheilungen** unserer durch **Neubau bedeutend vergrösserten, eleganten Räumlichkeiten** Am Rathhaus 24, 25, 26, 27 zum Verkauf übersichtlich ausgelegt. Zur grösseren Bequemlichkeit der geehrten Kundschaft haben wir die Stockwerke neuerdings durch ein absolut sicheres, hydraulisches **Fahr-Coupé** verbunden.

Raps- und Schober-Plane,
Wasserdichte Plane für Maschinen, Locomobilen etc.
Säcke in Leinen und Drell,
Sommerpferdedecken, Fliegennetze. Ochsendecken,
Fertige Schlossflaggen, Wimpel, Fahnen,
Anzüge für den Landaufenthalt. die Jagd, den Sport,
Jagdblousen, Jagdgamaschen,
Wasserdichte Röcke, Lodenjoppen, Ueberzieher,
Regen- und Staubmäntel, [755—7
Mützen, Hüte, Schirme, Plaids, Fahr- und Reisedecken,
Livréen für Kutscher, Diener, Boys etc.,
Stall- und Reit-Anzüge, Fahr- und Reit-Handschuhe.

Ferner machen wir noch besonders aufmerksam auf unsere **bedeutend vergrösserten Abtheilungen** für **Damen- und Herren-Confection, Damen-, Herren- und Kinderwäsche, Koffer, Lederwaaren, Reise- und Touristen-Utensilien etc.,** welche Artikel in unserer reich illustrirten Preisliste, die an Jedermann postfrei und umsonst versandt wird, sehr übersichtlich zusammengestellt sind.

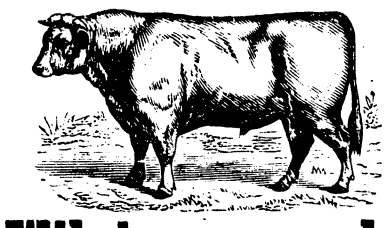
Julius Henel vorm. C. Fuchs,

kaiserl., königl., königl.-prinzl. und fürstl. Hoflieferant,
BRESLAU, Am Rathhause 24, 25, 26, 27.
— Gegründet 1780. —

Karpfenbrut:

1 Woche alt, 1000 Stück 3 Mark,
2 " " 1000 " 4 "
3 " " 1000 " 5 "
versendet gegen Nachnahme [762
Fischzüchterei **Brzezie** bei Ratibor.

Unsere Bureaux befinden sich [35
Nikolaistadtgraben 23.
Breslauer Spritfabrik Actien-Gesellschaft.



Wilstermarsch-Bullen

reinblütig, zuchtfähig stellt zum Verkauf Wirthsch.-Amt **Neu-Stradam** bei Bahnhof Stradam. [630

Der Breslauer Zuchtviehmarkt wird nicht beschickt.

Zu kaufen gesucht alte auch fehlerhafte **Pianinos**
Off. unter **Z. P.** Exped. dieser Ztg.

Flachs!!!

Um nicht erst durch Vermittler zu erfahren, wodurch beide Theile durch die Provision zum Nachtheile kommen, werden alle Grundbesitzer resp. Pächter, namentlich diejenigen Herren die seit Jahren das erstemal wieder Flachs gebaut haben, freundlichst ersucht, ihre werthe Adresse unt. **A. 1422 an Rudolf Mosse, Breslau** einzusenden, wenn sie ihren diesjährigen Stengelflachs zum möglichsten Preise bei Netto Kassa und prompter Abnahme abgeben wollen. [816-20

Pa. Bau- und Düngekalk

x] aus den
Graf v. Tschirschky-Renard'schen Kalkwerken in Groß-Strehlitz O.-S.
Analyse: über 98 pCt. kohlens. Kalk.
Alleinverkäufer
Erhardt & Hüppe,
Breslau, Ohlauerstraße 8.

Ein neuer Eckert'scher [280—x
Berolina-Bergdrill
billig zum Verkauf bei
B. Hirschfeld, Breslau.

Shropshiredown-Vollblut-Heerde Deukwitz

bei Nilbau (Kreis Glogau). [x
Der Bockverkauf hat begonnen.
A. Maager.

Meinen Mitmenschen,

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel ꝛc. leiden, theile ich herzlich gern und **unentgeltlich** mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. [551—x

Pastor a. D. **Kypke** in Schreiberhau, (Riesengebirge).

Am Breslauer Maschinenmarkt vertreten.

Raps- und Ernte-Planen,
mit Seilen an den Langseiten zum Anhängen an die Leitern, per Stück 6,50 m lang, **Mk. 8,**
von schles. **Wergl. Mk. 11,**
von Segel-Leinen, **ohne Naht, Mk. 12.**

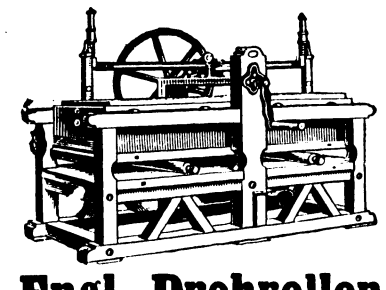
Schober-Planen
von chem. präp. Segelleinwand — **garantirt wasserdicht — 10 × 10 = 100 qm Inhalt, Mk. 150.**

Dreschmaschinen-Decken,
5 m breit, 6 m lang = 30 qm, **Mk. 45.**

Locomobil-Decken,
3 m breit, 4 m lang = 12 qm, **Mk. 18.**
Oesen oder **Ringe** zur Befestigung billigst.

Getreide-Säcke,
2 Pfund schwer, per Stück **80** u. **90 Pfg.**
Prima **leinen Drell-Säcke Mk. 1** u. **1,15.**
Proben franco.
H. Wienanz, Breslau,
Ring Nr. 31. [807—9

J. Schammel,
Breslau, Brüderstrasse 9.



Engl. Drehrollen
bewährtester Construction in bester Ausführung mit Patentvorrichtung für leichten, ruhigen Gang. Mehrjährige Garantie.

Zum **Maschinenmarkt** stelle aus:
Flachsbearbeitungsmaschinen.
Kartoffelaushebemaschinen, 2000 Stück verkauft.
Maschinen zur Zerkleinerung von Futterkuchen.
Rapskäferfänger, Patent Pauly-Stampen.
Kartoffelpflanzlochmaschinen, Patent Schwabbauer.
Cambridge-Croscill-Walzen.
F. W. Warneck-Oels.
[624—6

Malbrandt & Lüders,

Breslau,
Ohlauerstrasse 83, I. Etage,
(Ecke Schuhbrücke).
Lager in- u. ausländischer Stoffe.
Anfertigung feiner Herrengarderobe
nach Maass
in eigenen Werkstätten.

Fernsprecher No. 1027
auch mit **Berlin, Nieder-, Mittel- und Ober-Schlesien.**

Am bevorstehenden hiesigen Maschinenmarkt

stelle ich folgende Maschinen aus und bitte um deren Besichtigung: [636—8

Locomobilen und **Dreschmaschinen** mit allen Verbesserungen von **Marshall Sons & Co., Gainsborough, Kaiser-Hackmaschinen, Drillmaschinen, Walzen, Heurechen** und **Heuwender, Siedemaschinen, Heu-** und **Strohpressen** etc. von **Hermann Laass & Co., Magdeburg-Neustadt, Gras-** und **Getreide-Mähmaschinen** von **Harrison Mc. Gregor & Co., Leigh,** etc. etc.

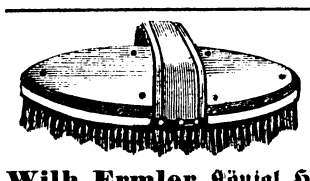
H. Humbert, Breslau, Moritzstr. 4.

Dom. Pangau bei Bernstadt
stellt am 14. und 15. Juni zum
Schlesischen Zuchtviehmarkt
eine Partie sehr edel gezogener, reinblütiger Simmenthaler Zuchtbullen
zum Verkauf. [642—3
Die Heerde ist mehrfach prämiirt, 1894 Staatsehrenpreis.

Luxus-Wagen-Fabrik

Wilh. Schlott, Breslau,

Ohlauerstraße Nr. 43.
Größte Auswahl fertiger Luxuswagen in jedem Genre. Anerkannt Bestes Fabrikat am Platze.
Prima-Referenzen.
Billigste Reparatur-Werkstatt. [810—2
Elektrische Beluechtungs-Anlage für jede Equipage. Garantie.
Maschinenmarkt vertreten in Hallen 62, 63, 64 und 65, am Hauptwege vor dem Ständehause.



Kardetschen
für **Acker-, Wagen-** und **Reitpferde,** gemischt à Mk. 7—12, Kernborste à Mk. 15—30 per Dutzend, sehr haltbare **Stallbesen** aus Fischbein, — **Siederohr-Stahlbürsten** aller Dimensionen, — **Baumrinden-** und Blattpflanzenbürsten, — **Piassava-Tennen-** und Scheunenbesen, — **Wagenwasch-Bürsten, Schwämme** und **Putzleder** empfiehlt
Wilh. Ermler, Königl. Hoflieferant, Schweidnitzerstr. 21, Kaufhaus am Stadttheat.
Prämiirt vom Schles. Verein für Pferdezucht und Pferderennen. [52—4

Thomas-Phosphatmehl

eigener Mahlung, (485—x
garantirt 80% Citratlöslichkeit
mit 16—18% Gesammt-Phosphorsäure, liefert
Hüttenverwaltung Rosamunde-Hütte p. Morgenroth O.S.

Kälberruhr,

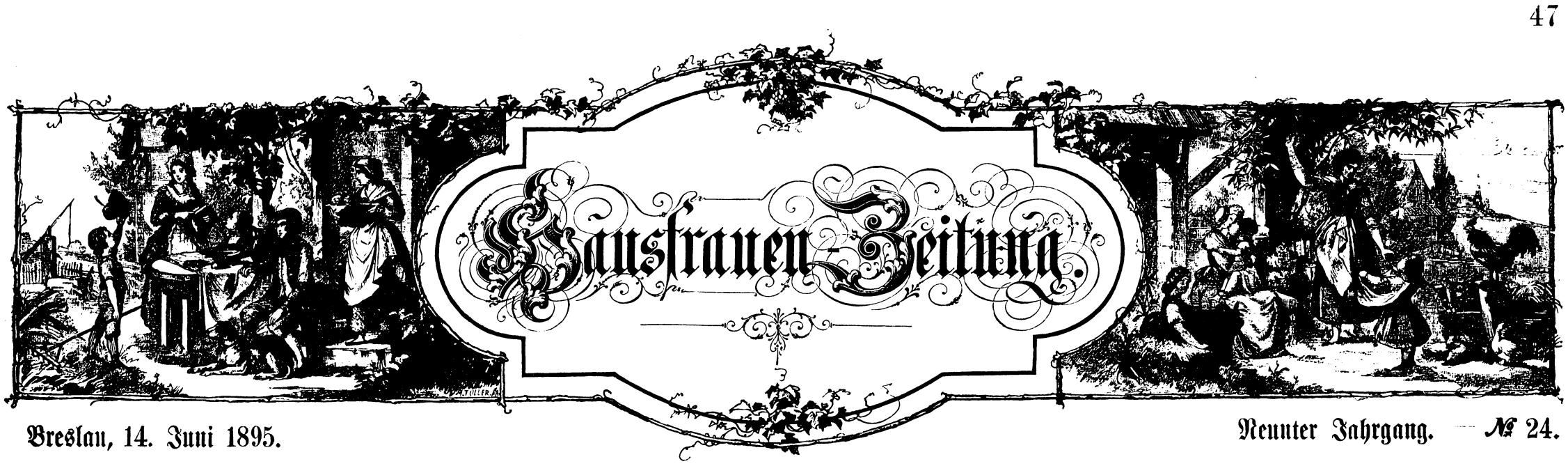
Schweineruhr,
Hundestaupe u. Geflügelcholera
sowie alle Durchfälle der Thiere
heilen selbst in den schwersten Fällen die
Thüringer Pillen.
Wissenschaftliche Arbeit d. Herrn Departements-Thierarztes Wallmann-Erfurt sow. Gebrauchsanweisung gratis u. franco durch d. alleinigen Fabrikanten **Cl. Lageman,** chemische Fabrik, **Erfurt.** — Zu beziehen d. alle **Apotheken** u. von allen **Thierärzten** pro Schachtel zu 2 Mark. —

Anbei zwei Sonder-Beilagen von
a) D. Wachtel, Maschinenfabrik, Kesselschmiede und Metallgießerei hierselbst.
b) August Dauber, Maschinenfabrik hierselbst, betreffend: „Gras- und Getreidemäher, sowie Garbenbinder ꝛc."

Stellen-Angebote.

Assistenten:
O. P. postlag. Gr.-Wartenberg.
F. 156 Exp. d. Schl. Z. (pln. spr.)

Druck u. Verlag v. W. G. Korn in Breslau



Breslau, 14. Juni 1895. Neunter Jahrgang. № 24.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

„Tante Marianne!“ rief Edith erfreut, wandte das Pferd um und ritt auf die Dastehende zu, worauf das kleine Federvieh ängstlich zur Seite stob.

„Ach, Edith, Du gutes Kind!“ Ueber die ernsten Züge der älteren Dame glitt ein flüchtiger Freudenstrahl; sie ließ den Schürzenzipfel los und den Futterrest zu Boden fallen. Die ihr angeborene Furcht vor Pferden vergessend, trat sie ganz nahe an den Fuchs heran und klopfte Edith auf das Knie.

„Du wunderst Dich meines frühen Besuches“, fuhr diese fort, „nun, es ist nur so ein Stipp und nur Du sollst davon profitiren. Es trifft sich vorzüglich, daß ich Dich gleich fand. Aber Du siehst so verstimmt aus, Alte“, und dabei strich sie über Frau Mariannes seit einiger Zeit von auffallend vielen Falten durchzogene Wangen. „Solch ein Gesicht paßt gar nicht zu Deinem Stil. Hier nimm den Kranz und lege ihn auf Herrn von Erzens Grab, wenn ich Zeit hätte, würde ich es selbst thun.“

Frau von Erzen lächelte gerührt und rieb sich die Thränen aus den Augen. „Es ist hübsch von Dir, an seinen Geburtstag zu denken.“

„Es war mir ein Bedürfniß“, entgegnete Edith, „war er doch immer so gut zu mir. Doch, Tante Marianne“ — sie stockte und machte sich an der Trense zu schaffen — „ich kam eigentlich, um noch etwas anderes mit Dir zu besprechen. Du weißt schon, was ich meine, ich sehe Dir es an. Sage, hast Du, hat Bertha, habt Ihr Alles reiflich überlegt, ehe Ihr dem armen Wolf den Laufpaß gabet? Ich dachte immer, Bertha wäre so viel besser, klüger und verständiger als ich, und nun sehe ich, daß ich mich doch in ihr täuschte und daß sie es nicht viel anders macht als ich.“

„Aber, Edith, wie Du nur wieder schwatzest!“ brauste Frau von Erzen auf. „Mit dem, was Du thatest, ist, nimm es mir nicht übel, sobald nichts zu vergleichen. Bedenke doch, was Du aufgabest, während Bertha — —“

„Wolf ist mir sehr ans Herz gewachsen“, fuhr sie, als wäre sie zu weit gegangen, hastig fort, trotz allem, und es ist mir schwer genug geworden, den entscheidenden Schritt zu thun. Aber sage, war es nicht die böse Zeit, ein Verlöbniß aufzulösen, das zum Gespött der Menschen wurde? Es hätte längst geschehen sollen, doch Erzen war zu schwach und hat eine fanatische Angst vor Allem, was Eclat heißt. So ließ er denn den Schlendrian gehen und ich that dasselbe; man durfte ihn nicht aufregen. Jetzt aber ist meine Geduld zu Ende und die Bertha's ebenfalls. — Arme Bertha! Sie leidet sehr, aber es hilft nichts, es mußte sein. Dein Vater weiß nicht ein und aus; die einzige Rettung für seinen Sohn ist eine reiche Frau, und Bertha bringt ihm keinen Pfennig mit. Ach, Edith, wenn Du von Geldangelegenheiten nur den geringsten Begriff hättest, so würde ich Dich einen Einblick in unsere Verhältnisse thun lassen. Du würdest nichts Gutes zu sehen bekommen.“ —

Frau Marianne seufzte.

„Es ist, als schwebe ein Unstern über unserer Gegend,“ begann sie noch einmal, „allenthalben steht es schlecht. — Hörtest Du schon, daß Hamfelde überall vergebens gesucht wird? Seine Leute seien in Sorge um ihn und alle möglichen Menschen wollen Geld haben. Dies alles erzählte man mir gestern, auch daß Rungenau wahrscheinlich zum Verkauf komme. Die Scheidung von seiner Frau — von der man schon so lange redet — soll eine Fabel sein, er versuche umsonst, sie abzuschütteln; sie lasse ihn nicht los.“

Edith zuckte die Achseln. „Und ich glaubte, er sitze ganz fidel einmal wieder hier auf seiner Klitsche und hoffte, ihm heute noch zu begegnen, um ihm mein neues Pferdchen vorzuführen,“ sagte sie, einen möglichst leichten Ton anschlagend. — „Du hast mir übrigens noch gar nichts über mein Füchschen gesagt.“

„Ach ja, ich bemerkte es erst jetzt, daß Du ein anderes Pferd hast. — Wo bist Du denn mit der Cigarrette geblieben?“

„Die hat mir Wolf für eine Bekannte — eine Anfängerin in der Kunst — abgekauft. Sie war mir eigentlich auch längst zu langweilig geworden.“

„Und weil Du nun sonderbarer Weise nie ein Unglück mit ihr hattest, wirst Du noch waghalsiger, und hast Dir von Deinem leichtsinnigen Bruder zu diesem noch leichtsinnigeren Pferde verhelfen lassen. — Habe ich recht?“

„Nun, ein wenig wohl,“ lachte Edith. „Da fällt mir übrigens ein, daß ich gestern einen Brief von Mama erhielt; sie läßt grüßen. Es sei noch recht kalt in Karlsbad, schreibt sie, und Papa bekäme der Brunnen immer noch nicht sonderlich, doch der Arzt wünsche trotzdem, daß er noch mindestens vierzehn Tage b'eibe. — Aber sag, ist mein Yankee Doodle nicht bildschön und in der Figur wie geschaffen für mich? Sieh nur diese Feinheit der Glieder. Dabei Sattellage comme il faut. Aber das verstehst Du nicht und weißt es daher nicht zu schätzen.“

„Mag sein,“ gab Frau Marianne zu. Jedenfalls solltest Du vorsichtig . . .“

Aber Edith ließ sie nicht ausreden. Das Thema ohne Umschweife wechselnd, fragte sie: „Weißt Du, wohin ich jetzt reite? Nach Fahrberg, um Wolf abzuholen. Er meldete sich gestern an, und ich weiß wohl, was er will. — Der arme Wolf! Ihr beurtheilt ihn alle zu hart. Ein guter Kerl ist und bleibt er doch. Daß er in Geldsachen leichtsinnig ist, streite ich nicht ab. Die großen Ideen — in denen Mama ihn erzog, — sind schuld daran. Mir sein Herz auszuschütten, darum kommt er. Soll ich ihm sagen, Bertha habe sich getröstet und denke schon längst nicht mehr an ihn?“

„Edith, das wäre eine Unwahrheit! Du solltest nur sehen, wie blaß das arme Mädchen ist! Sie leidet sichtlich. Sage ihm aber, daß er an seinem Unglück, wenn er es so nennen will, die alleinige Schuld trage. — Bedenkst Du denn gar nicht, daß Bertha durch diesen langen, stets hoffnungsloser werdenden Brautstand den besten Theil ihrer Jugend einbüßte? Sie konnte längst glücklich verheirathet sein, und . . .“

„Und nun hat sie wenig Aussicht mehr dazu, sie ist schon siebenundzwanzig. Hm!“ warf Edith ein. Tout comme chez nous. O, weh, über diese männerrare Zeit!“

„Spotte nicht,“ gebot Frau v. Erzen, der es nicht auffiel, daß Edith's Scherz müde und erkünstelt war. „Laß doch einmal vernünftig mit Dir reden und siehe ein, daß von Lust und Liebe niemand leben kann.“

„Von Lust und Liebe,“ wiederholte Edith, „nein, auch nicht vom Commißgelde, eher schon von den Schätzen eines amerikanischen Onkels.“

Frau Marianne blickte befremdend auf.

„Du glaubst wieder, ich schwatze Unsinn,“ fuhr Edith fort, „das fällt mir aber in diesem Augenblick gar nicht ein. Wolf ist aus San Franzisko eine große Summe zugesandt worden, welche alle Schulden, die er je gemacht hat, bei Weitem deckt. — Wir stehen wie vor einem Wunder, und Mama frohlockt. Und wenn nun der Geldstrom, einmal in Fluß, auch ferner noch seinen gleißenden Inhalt über uns ausschüttet . . .“

Sie reichte der sprachlosen Frau von Erzen die Hand; Ade für heute, Liebste. Ich werde recht vernünftig mit Wolf sprechen, recht vernünftig. Wer weiß, was wir noch Alles erleben. — Jedenfalls bleiben wir immer gut Freund, Du und ich, wie es auch kommen mag, nicht wahr? Lebe wohl.“

Edith trieb ihr Pferd zum Vorwärtsgehen an, doch dieses, sich für das lange Stillstehen entschädigen wollend, machte ihr allerhand Schwierigkeiten und war nicht in einen ruhigen Trab zu bringen.

„O, Kind, Kind!“ rief Frau Marianne, ihr besorgt nachsehend. „Es ist eine Tollheit, allein zu reiten. Dieses Pferd. Wenn Dir irgend etwas zustieße. Ich darf es nicht leiden.“

„Mach Dir keine Sorge,“ gab Edith zurück. „Vor dem Brenkensteiner Wirthshause treffe ich Christian, den ich mit einem Handpferde für Wolf vorausschickte. Auf Wiedersehen, sobald als möglich.“

„Nun, denn in Gottes Namen,“ rief Frau von Erzen und horchte dem unruhigen Hufschlage nach, bis dieser für sie außer Hörweite war.

XXX.

Guten Muthes ritt Edith von dannen. Wenn sie und Yankee Doodle nur mit einander bekannt sein würden, dann sollte es schon gehen, tröstete sie sich. Jetzt freilich waren sie sich noch fremd und verstanden sich schlecht. Aber was that's. Ein Ritt mit Schwierigkeiten war immer ein besonderer Genuß für sie gewesen, der ihr jedoch bei allmählich wachsender Vernunft der Cigarette seit Jahren nicht mehr vergönnt war. Freilich ein so hartes Pferd war ihr auch noch nicht vorgekommen. Bald thaten ihr Hände und Arme weh und etwas später noch meinte sie, nicht lange mehr im Stande zu sein, die Zügel zu halten. Der Athem ging ihr aus, der Muth sank. Wenn doch Christian auf den Einfall käme, ihr entgegen zu reiten. Aber wie sollte er. Und dieses Pferd hatte ihr Wolf verschafft. Er traute ihr doch sonst in Bezug auf ihre Reitkunst nicht allzuviel zu. Sie konnte es sich nicht anders denken, als daß die Aufregung, die er in letzter Zeit gehabt, ihn ein wenig um seinen Verstand gebracht hatte.

Aber Schneid hatte das Thier, eine Eigenschaft, die bei seiner Reiterin seibst in diesem Augenblicke für dasselbe sprach. So rasch war sie nie von Haidbruch bis nach dem Brenkensteiner See gekommen. Hier lag frischer Steinschlag. Der fehlte ihr gerade. Yankee Doodle, dem er sichtlich unbequem war, verfiel in ein etwas langsameres Tempo. Edith athmete auf. Kurze Zeit benahm sich der Fuchs sogar tadellos, dann aber schlug der Uebermuth wieder bei ihm durch. Wie gesagt, stürmte er plötzlich dahin, und es war fast ein Wunder, daß sich seine Reiterin im Sattel hielt. Dazu schien es ihn zum Wasser hinzuziehen, denn obgleich Edith ihn mit aller Kraft, über die sie verfügte, nach der Feldseite zu lenken suchte, strebte er standhaft dem Ufer zu. Eine neue Gefahr. Edith erkannte sie, in möglichst langsamem Trabe weiter reitend, fielen ihr alle die schaurigen Geschichten ein, die man ihr einst vom Brenkensteiner See erzählte. Wie gern hatte sie jenen Sagen gelauscht, die von Nixen handelten, die wunderbar schön sein sollten, aber den Menschen nicht gut; von Perlen, die am Grunde lägen und die ein Ungeheuer bewache. Mit welchem ahnungsvollen Schauder hatte sie so oft den See betrachtet, an dessen Ende das Schloß in seiner grotesken Vornehmheit dastand. Wie hatte sie sich der Nymphäen gefreut, die von ihren bräunlichen Blättern getragen, sich auf dem Wasser wiegten, und wie spähend hatte ihr Auge stets nach Fischreihern und Rohrdommeln und den leichtbeschwingten Möven ausgeschaut. Der klagende Ruf der Wasservögel hatte sie mehr entzückt, als selbst der Gesang der Nachtigallen im Dönkircher Park.

Was sie heute sah, war eine weite, drohende Wasserfläche, fade Schilfstauden, hier und da ein träger Sumpfvogel, und dicht — dicht ein jähes Ufer.

Und immer mehr näherte sich Yankee Doodle dem Rande, ein Fehltritt nur und er würde hinabstürzen und sie mit ihm! Ein Schwindel packt sie und sie schließt die Augen für einen Moment.

Und plötzlich fällt in unmittelbarer Nähe ein Schuß. Yankee Doodle stutzt, macht einen Seitensprung und jagt in wilder Flucht von dannen. Allein rennt er davon, seine Reiterin liegt in den kühlen Armen des nassen Elements, das sie mit grausamer Zärtlichkeit umschlingt.

Arme Edith! soll sie ihr junges Leben in feuchter Tiefe lassen? Soll sie so sehr gestraft werden für ihren Uebermuth . . . Arme Edith! Sie lebt so gern und sie hat so maches wieder gut zu machen im Leben . . .

Die Hilfe naht.

Aus dem hohen Schilf tritt ein Herr im sporting dress, wirft Flinte und Rock von sich und springt in die Fluth. Eine Sekunde ist er verschwunden, dann taucht er wieder auf und schwimmt der Gestalt nach, die sich immer mehr von ihm entfernt.

Eile, Retter, eile! Schon fühlt die Unglückliche das Bewußtsein schwinden, schon ziehen ihre Kleider sie hinunter, tiefer . . . tiefer zu den Nixen, zu den Perlen, die das Ungeheuer bewacht.

Zwei kraftvolle Arme durchschneiden die Fluth, und in dem Augenblick, als sie seiner Beute gewiß zu sein meint, wird diese von starker Hand in die Höhe gehoben. Eine Halbtodte im Arm, strebt der Mann dem Ufer wieder zu. Er kämpft, er ringt . . . sein Wille ist eisern und seine Kraft erprobt. Und so erreicht er das Gestade, packt das Riedgras, zieht das leblose Mädchen an's Land und klimmt ihm nach, langsam und matt, wie einer, der über seine Kräfte gethan hat. Einen Augenblick später richtet er sich auf, dehnt seine markigen Glieder, schüttelt das Wasser aus dem triefenden Zeuge, wischt sich das Haar aus der Stirn und athmet lange und tief. Dann blickt er auf die Gestalt, die vor ihm liegt still und kalt mit aufgelöstem Haar. Ein Ausdruck herben Kummers zuckt um seinen Mund und seine Brauen ziehen sich zusammen; dann greift er schnell nach seiner Joppe, die im Grase liegt, schlägt sie um die Leblose, nimmt diese in seine Arme, bettet den Kopf sanft mit einer Art scheuer Zärtlichkeit an seine Brust und eilt mit raschen Schritten dem Brenkenstein zu.

„Gerechter Himmel, Herr Graf, was ist geschehen?“ ruft der Hofmeister, als er den Durchnäßten mit der seltsamen Last im Arm in's Thor kommen sieht. Er erhält keine Antwort. Und als der „Herr Graf“ im nächsten Augenblick in's Schloß tritt, fährt eine andere Stimme ebenfalls im höchsten Affect fort: „Mein Gott, sehen meine Augen recht, ist . . .“ Doch der begonnene Redefluß wird mit den Worten abgeschnitten: „Schweig, Katharina, bringe die Zimmer meiner Mutter in Ordnung, sehr schnell, hörst Du. Dann aber schicke zum Reitknecht Rödiger und lasse ihm sagen, er solle zum Doctor reiten und diesen sogleich zu kommen bitten. Und sag' einen nach Dönkirch und benachrichtige den Herrn Baron, daß — daß — Himmel was stehst Du noch immer da — daß das gnädige Fräulein krank sei, sehr krank. Und nun nur schnell — schnell!

XXXI.

Eine Stunde später lag in dem Himmelbett der letzten Gräfin Brenken Edith Barmer und die Oelbilder an den Wänden — Brenkensche Vorfahren — die kaum mehr ein lebendes Wesen zu sehen gewohnt waren, blickten voll träumerischem Staunen auf diesen jungen kranken Eindringling. Eine mit allerhand nützlichen Kräutern getränkte Atmosphäre erfüllte den Raum und machte nur langsam dem durch die geöffneten Feuster einströmenden Frühlingsodem Platz. Frau Katharina hatte ihre Schuldigkeit gethan, hatte mit mindestens vier Wärmeflaschen in dem Bette der Kranken eine Temperatur hergestellt, die selbst denjenigen Wärmegrad überstieg, der im härtesten Winter zu Zeiten ihres bösen Zahnreißens zu ihrer Behaglichkeit gehörte. Aber kalt wie ein Fisch lag das Fräulein immer noch da, es rührte sich nicht, athmete nur schwach und langsam und blickte umher wie einer, der mit offenen Augen nichts sieht. Keine der scharfen Essenzen, die der Graf geschickt und die einem anderen Menschen Thränen in die Augen treiben, wenn er sie zur Nase führt, hatten ihr genützt. So saß denn die Alte jetzt neben ihr und überlegte, was wohl geschehen sein könne, denn aus dem Grafen hatte sie nichts herauszubringen vermocht. Seltsam, dachte sie, daß ihr gnädiger Herr die nun gerade pitschnaß und halbtodt unter sein Dach bringen müsse, die so schweres Unrecht an ihm gethan hatte.

Und dann kam Doktor Hormann in Begleitung eines Assistenzarztes. Sie blieben wohl eine Stunde bei der Kranken, bürsteten und rieben sie, sprachen für Katharina Unverständliches und machten ernste Gesichter. Dann forderte der Aeltere der beiden Heilkundigen Feder und Tinte, schrieb allerlei auf, sprach noch einmal nachdrücklich mit seinem Kollegen, der sich zu bleiben anschickte, und ging hinaus.

In der großen altfränkischen Halle traf er den Grafen. Wars Zufall, daß dieser hier stand oder hatte er auf den Arzt gewartet.

„Nun, wie stehts?“ fragte er kurz, scheinbar seine Aufmerksamkeit zwei zusammengekoppelten Teckeln zuwendend.

Der Gefragte zuckte die Achseln. Ehe er geantwortet hatte, öffnete sich die eichene Hausthür und ein junges Mädchen in dunklen, bescheidenen Kleidern mit von Thränen gerötheten Augen trat ein. Sie blieb unbemerkt schweigend am Eingang stehen.

„Gut siehts nicht aus — sie ist zu zart“, war des Arztes Entgegnung. „Bedenken Sie nur, wie sie erhitzt sein mußte! Und das Wasser ist noch kalt und dazu der Schreck und die Angst! Ich fürchte, sie wird eine Lungenentzündung davon tragen. Auf keinen Fall möchte ich, daß sie jetzt transportirt werde. Haben Sie schon Nachricht aus Dönkirch? Wird Jemand zu ihrer Pflege kommen?“

Brenken bekümmerte sich jetzt noch eingehender um die Teckel. Dabei schüttelte er den Kopf.

Inzwischen war das junge Mädchen näher getreten. Linkisch knixend, stotterte sie, sich an Brenken wendend: „Ich bin Brigitte Wehrmann, die Jungfer des gnädigen Fräuleins. Von den Herrschaften ist Niemand auf Dönkirch. Der Herr Baron und die gnädige Frau und Fräulein Hanne sind in Karlsbad und deshalb . .“

„Schon gut“, fiel der Doktor ein, „wir müssen eine Pflegerin haben.“

„Und vor allem Barmers benachrichtigen“, sagte Brenken, „die Baronin wird doch jedenfalls kommen.“

„Hm, hm“, machte der Arzt, „das Pflegen ist freilich ihre Stärke nicht und diese Hanne -- die soll um Gotteswillen fortbleiben, die bringt die Kranke vollends um. Wir dürfen überhaupt die Sache nicht zu schlimm machen, denn das würde dem Baron schaden. Augenblicklich ist über den Zustand der Kranken nicht viel zu sagen. Sollte es sich aber zum Schlimmen wenden, so ist es immer noch früh genug, die Eltern zu benachrichtigen. Wie gesagt, es ist wirklich besser, wir regen den Baron nicht allzusehr auf, denn glauben Sie mir, er ist kränker, als er scheint. Ein Unsinn, daß er nach Karlsbad ging, meinem Alltagsverstande nach wenigstens, aber in der Residenz mußte mans ja besser wissen.“

„Ach ja, es soll dem gnädigen Herrn gar nicht gut gehen, das schrieb Fräulein Hanne noch gestern an das Hausmädchen“, wagte Brigitte, der der Muth ein wenig gewachsen war, zu bemerken.

Nicht weiter auf die Wiederholung des Vorhergesagten eingehend, fuhr Hormann fort: „Nun aber zur Sache. Wie gesagt, wir müssen eine Pflegerin haben, das ist vorläufig das Wichtigste. Wenn ich jedoch nur wüßte, woher bald eine bekommen! Sie sind meist ein seltener Artikel.“

Wieder trat Brigitte einen Schritt näher.

„Herr Doktor“, sagte sie, „dafür lassen Sie mich sorgen. Ich weiß in der Hauptstadt eine vorzügliche Schwester, sie gehört zum Rothen Kreuz und heißt Josephine. Ich glaube, daß sie kommen wird, wenn ich ihr schreibe, und sollte es ihr aus irgend einem Grunde nicht möglich sein, sich frei zu machen, so wird sie für Ersatz sorgen.“

Die beiden Herren maßen die Sprecherin mit prüfenden Blicken, dann sagte der Arzt: „Mein Kind, Sie sehen wohl so aus, als könne man etwas auf Ihr Wort geben. Nun denn, wir beauftragen Sie, uns eine Schwester zu verschaffen, aber sofort, hören Sie! Empfehle mich Ihnen, Herr Graf, ich werde heute noch einmal nachsehen, vorläufig ist für die Kranke gesorgt.“

Dann eilte er zu dem seiner harrenden Wagen.

„Sie können in meinem Zimmer schreiben,“ sagte dann Brenken, Brigitten eine Thür öffnend. „Sie finden auf meinem Schreibtisch alles, was nöthig ist. Ich werde unterdessen meinen Reitknecht beordern, daß er sich zur Reise rüste. Er soll den Brief selbst nach der Stadt bringen, er schafft ihn rascher und sicherer hin als die Post.“

Brenken ging und Brigitte trat in des Grafen Zimmer, um sich ihres Auftrages zu entledigen. —

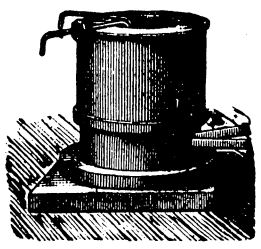
Und noch am Abend desselben Tages war das Schreiben in Schwester Josephines Händen. Und diese hatte es auf den persischen Teppich, der sich breit und weich zu ihren Füßen dehnte, gleiten lassen, hatte den Ellenbogen auf das Knie gestützt und sich in ihren Gedanken verloren. Sie hatte vergessen, wo sie war, dachte jetzt nicht an Graf Sagern, der seine Prophezeiung nur zu bald wahr gemacht hatte und nun, sich würdevoll in das Unvermeidliche fügend, den unerbittlichen Herrn, den Tod, erwartete. Ihm schadete es nicht, daß sie ihn fast vergaß, das Bewußtsein ihrer Ruhe genügte ihm.

Als ihn vor kurzem ein Schlaganfall getroffen, hatte er mit kaum verständlicher Stimme nach ihr verlangt, und sie war zu ihm geeilt, um zu thun, was in ihren Kräften stand. Heute war es sein Wunsch gewesen, einen Geistlichen bei sich zu sehen, und sie hatte zu Pastor Büchner gesandt, und nun schon eine Weile auf dessen Kommen gewartet. Dann war an die Thür geklopft worden, doch auf ihr „Herein“ war nicht der Pfarrer, sondern ein Mann im Reithabit eingetreten, und dieser hatte ihr den Brief gereicht, der ihr so viel zu denken gab.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Maager, Breslau.

Einrichtung kompletter Molkereien



nach allen bewährten Systemen. [815

Lieferung sämmtlicher Molkerei-Maschinen, Geräthe u. Bedarfsartikel.

Fabrikation von Labpulver, flüssigem Lab, Käse- und Butterfarbe.

Vertretung der dänischen Centrifuge von Burmeister & Wain und der deutschen Balance.

Am Maschinenmarkt vertreten.

H. Ohagen, Breslau.

Sargmagazin, — Erste Breslauer Beerdigungsanstalt.

Fernspr.: No. 237.

Schuhbrücke 59/60.

(Firma besteht seit 1835.)

Telegr.-Adr.: Ohagen, Sargmagazin.

Ein telegraphisch bestellter Sarg trifft mit dem **nächstfälligen Personenzuge** — also **spätestens innerhalb 6 Stunden** nach Abgang des betr. Zuges — läge die Station auch an der äussersten Grenze der Provinz — am Bestimmungsorte ein. **Genaue Zeitangabe der Ankunft der Sendung erfolgt sofort telegraphisch.**

Es sind stets versandtbereit:

Kiefersärge (Metallsargform), Länge 2 Mtr. und grösser, von 70 Mk. um je 10 Mk. steigend bis 180 Mk.

Eichen- u. Metallsärge, Länge 2 Mtr. und grösser, von 120 Mk., um je 15 Mk. steigend bis 600 Mk.

Eichen-Pracht-Särge, Länge 2 Mtr. und grösser, von 650, 800, 1000 bis 2400 Mk.

Metall-Pracht-Sarkophage, Länge 2 Mtr. und grösser, von 750, 1000, 1200, 1800 bis 5000 Mk.

Metall-Einsatz-Särge (hermetisch verschliessbar), in die vorstehend bezeichn. Särge hineinpass., v. 60—250 Mk.

Kinder-Särge in Kiefer, Eiche und Metall von 60—190 cm Länge zu den verschiedensten Preisen.

Katafalke, Leuchter, schwarze Vorhänge, schwarze Teppiche etc. etc.,

überhaupt alle zu Trauerdecorationen und Leichenbegängnissen erforderlichen Requisiten — werden **verliehen.**

Zur Vermeidung zeitraubender Rückfragen erbitte bei telegraphischer Bestellung:

1. Grösse des p. p. Verstorbenen.
2. Ob Metall-, Eichen- oder Kiefern-Sarg.
3. Farbe des Sarges (ob hell oder dunkel).
4. Leichenkleidung (Sterbekleid, Steppdecke).
5. Annähernde Preisangabe.
6. Bei Bestellung von Trauer-Decorationen: Länge, Breite und Höhe des Trauerzimmers. [769—x

Uebernahme von Leichentransporten unter Festsetzung der Gesammtkosten.

Einziehen neuer Feuerbuchsen

sowie sonstige **Reparaturen** an **Locomobilen, Dampfmaschinen, Dampf-Dreschmaschinen, Brennereien** ꝛc. führen wir prompt und sachgemäß in unserer mit **neuen Maschinen** eingerichteten Fabrik aus.

Tüchtige Monteure für auswärtige Reparaturen zur Verfügung.

Bestellungen erbitten möglichst zeitig.

Robey & Comp.,

Maschinenfabrik und Kesselschmiede.

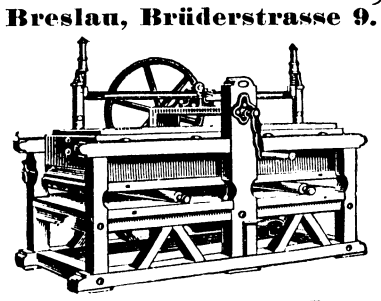
Breslau, 67 Siebenhufenerstraße.

Landwirthschaftliche Vereine und Genossenschaften,

die ihre Bezüge von **künstlichen Düngungsmitteln** bei Fabriken machen, werden gebeten, ihre Adressen gefälligst an die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler, A.-G., Breslau** unter **A. 3. 1895** einzusenden, da eine leistungsfähige Fabrik mit den Betreffenden in Verbindung zu treten wünscht. [657

J. Schammel,

Breslau, Brüderstrasse 9.



Engl. Drehrollen

bewährtester Construction in bester Ausführung mit Patentvorrichtung für leichten, ruhigen Gang. Mehrjährige Garantie.

Zu kaufen gesucht alte auch fehlerhafte **Pianinos**

Off. unter **Z. P.** Exped. dieser Ztg.

Pappdächer

werden dauernd gut erhalten

mit meinem seit Jahren vorzüglich bewährten [536

Patent-Stabiltheer,

kalt zu streichen, nicht zu sanden, tropft bei größter Hitze nicht ab und imprägnirt die Pappe.

Stabil-Dachpappe,

beste, dauerhafteste und billigste Bedachung, ist lederartig, wird nie hart und braucht nur alle 4 bis 5 Jahre einen neuen Ueberstrich.

Alleiniger Fabrikant für Schlesien und Posen:

Richard Mübling, Breslau.

Flachs!!!

Um nicht erst durch Vermittler zu erfahren, wodurch beide Theile durch die Provision zum Nachtheile kommen, werden alle Grundbesitzer resp. Pächter, namentlich diejenigen Herren die seit Jahren das erstemal wieder Flachs gebaut haben, freundlichst ersucht, ihre werthe Adresse unt. **A. 1422 an Rudolf Mosse, Breslau** einzusenden, wenn sie ihren diesjährigen Stengelflachs zum möglichsten Preise bei Netto Kassa und prompter Abnahme abgeben wollen. [817—20

Thomas-Phosphatmehl

eigener Mahlung, (487—x

garantirt 80% Citratlöslichkeit

mit 16—18% Gesammt-Phosphorsäure, liefert

Hüttenverwaltung Rosamunde-Hütte p. Morgenroth O.S.

Waaren im Werthe von 20 Mk. an franco durch das ganze deutsch. Reichspostgebiet u. Oesterreich-Ungarn, f. d. anderen Länd. franco deutsch. oder österr.-ungar. Landesgrenze.

Oekonomie-Bedürfnisse.

Folgende bemerkenswerthe Artikel für den Wirthschaftsbedarf empfehlen wir ganz besonders einer gütigen Berücksichtigung der Herren Landwirthe:

Der grosse Andrang, der erfahrungsgemäss zur Zeit des Maschinenmarktes in unseren Geschäftsräumen stattfindet, sowie der Umstand, dass in unseren hellen und bequemen Localitäten den Wünschen unserer geehrten Kundschaft mehr Rechnung getragen werden kann, haben uns veranlasst, **dies Jahr nicht,** wie alljährlich, die in unser Fach schlagenden Artikel für die Landwirthschaft auf dem Maschinenmarkte auszustellen, sondern dieselben werden in **sämmtlichen Special-Abtheilungen** unserer durch **Neubau bedeutend vergrösserten, eleganten Räumlichkeiten** Am Rathhaus 24, 25, 26, 27 zum Verkauf übersichtlich ausgelegt. Zur grösseren Bequemlichkeit der geehrten Kundschaft haben wir die Stockwerke neuerdings durch ein absolut sicheres, hydraulisches **Fahr-Coupé** verbunden.

Raps- und Schober-Plane,

Wasserdichte Plane für Maschinen, Locomobilen etc.

Säcke in Leinen und Drell,

Sommerpferdedecken, Fliegennetze. Ochsendecken,

Fertige Schlossflaggen, Wimpel, Fahnen,

Anzüge für den Landaufenthalt. die Jagd, den Sport,

Jagdblousen. Jagdgamaschen,

Wasserdichte Röcke, Lodenjoppen, Ueberziener,

Regen- und Staubmäntel, [757

Mützen, Hüte, Schirme, Plaids, Fahr- und Reisedecken,

Livréen für Kutscher, Diener, Boys etc.,

Stall- und Reit-Anzüge, Fahr- und Reit-Handschuhe.

Ferner machen wir noch besonders aufmerksam auf unsere **bedeutend vergrösserten Abtheilungen** für **Damen- und Herren-Confection, Damen-, Herren- und Kinderwäsche, Koffer, Lederwaaren, Reise- und Touristen-Utensilien etc.,** welche Artikel in unserer reich illustrirten Preisliste, die an Jedermann postfrei und umsonst versandt wird, sehr übersichtlich zusammengestellt sind.

Julius Henel vorm. C. Fuchs,

kaiserl., königl., königl.-prinzl. und fürstl. Hoflieferant,

BRESLAU, Am Rathhause 24, 25, 26, 27.

— Gegründet 1780. —

Prämiirt **Liegnitz 1877.** Grosse Preis-Medaille.

Prämiirt **Schweidnitz 1892.**

Gegründet 1876.

Neumann & Scholtz

Prämiirt **Breslau 1881.** Silberne Medaille.

BRESLAU, Claassenstrasse No. 18.

Fabrik französischer, künstlicher und deutscher

= Mühlsteine =

Stahlwerkzeuge und Mühlen-Bedarfs-Artikel.

Beste seidene Müller-Gaze [148

Schweizer Fabrikat von Dufour & Co., in stets frischer Waare.

Walzenstühle, Maschinen

für Griespulzerei und Getreidereinigung.

Sichtmaschinen, Trieurs, Magnetapparate.

Glogowski & Sohn, Berlin N.

Chauseestr. 2 b.

Maschinen-Fabrik und Kesselschmiede in **Inowrazlaw.**

TRADE MARK

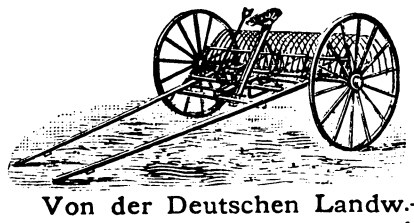
ADRIANCE

Neuer Grasmäher, Getreidemäher

stärkster und leichter Bauart, sehr leichtzügig.

Leichter Garbenbinder „Adriance" für 2 Pferde

Grosse silberne Denkmünze der deutsch. L.-G. für n. G. **Preuss. silberne Staatsmedaille, erster Preis** in der einzigen deutschen Binderprüfung in 1894 bei Gröbzig (Anhalt).



Neu! Specialität!

Matador-Rechen.

Gesetzlich geschützt.

Der einfachste und dauerhafteste Rechen ohne Federn, Sperrräder, Klinken etc. für Fuss- oder Hand-Entleerung mit durchgehender Winkeleisenachse.

Von der Deutschen Landw.-Gesellschaft als — neu und beachtenswerth — anerkannt. [672—x

Tiger- und Puckrechen.

Heuwender.

Ausführliche Prospekte und Kataloge gratis und franko.

Tüchtige Vertreter gesucht.

Wichtig für Landwirthe!

Wir empfehlen in vorzüglicher Qualität

„basisch-phosphorsauren Kalk"

garantirt rein ohne schädliche Bestandtheile, frei von Arsen, und 40 Procent Phosphorsäuregehalt, als **bewährtes Mittel** bei Aufzucht von Jungvieh aller Art zur schnelleren Ausbildung des Knochengerüstes, **Heilmittel** gegen Knochenbrüchigkeit, Verkalben, Schleimpemaike ꝛc., **bestes Mittel** zur Steigerung der Milcherträgnisse ꝛc.

5 kg = Mark 1,75, 12½ kg = Mark 4,—, 50 kg = Mark 14,—, 100 kg = Mark 25,— in Originalpackung mit Schutzmarke versehen.

Knochenmehl-, Spodium-, Gelatine- & Leimfabrik, Brechelshof i. Schl.

Niederlagen in Breslau bei den Herren: **C. M. v. Zerboni,** Bismarckstr., **Herm. Meyer,** Friedr.-Wilh.- und Friedrich-Carlsstr.-Ecke; **Jos. Priemer,** Klosterstr.; **Hugo Stephan,** Bohrauerstr.; **Em. Kuppert,** Droguerie „zum rothen Kreuz", Adalbertstr.; **G. M. Reimann,** Alte Sandstr. [235—45

Malbrandt & Lüders,

Breslau,

Ohlauerstrasse 83, I. Etage,

(Ecke Schuhbrücke).

Lager in- u. ausländischer Stoffe.

Anfertigung feiner Herrengarderobe

nach Maass

in eigenen Werkstätten.

Fernsprecher No. 1027

auch mit Berlin, Nieder-, Mittel- und Ober-Schlesien.

Gräflich Frankenberg'sche

Landwirthschaftliche Maschinenfabrik und Zinkornamenten- und Metall-Werke

Theresienhütte bei Tillowitz OS.,

gegründet 1853 und 1895.

Auf dem **Maschinenmarkte** wird neben den rühmlichst bekannten **Siede-, Drill-, Universal-Breitsäemaschinen, Haferquetschen, Schrotmühlen, Ackerwalzen, Heuwendern, Drahtzäunen, Thoren, Cement-Röhren, Mönche** ꝛc. ganz besonders auf die neue, patentirte

Universal-Presse „Silesia"

für **Langstroh, Heu** ꝛc. aufmerksam gemacht. Die Anwendung dieser Presse ermöglicht allein den Transport von Stroh und Heu unter voller Ausnützung der Eisenbahnwaggons. Die neuen Metallwerke stellen **Kunstgegenstände, Mansardenfenster, Thurmspitzen, Bauornamente, Gefäße** für Milchwirthschaft und Fischerei aus. [629

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 21. Juni 1895. Neunter Jahrgang. № 25.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. V. S. G.]

(Fortsetzung.)

Die Pendüle, ein Kunstwerk aus Sèvreporzellan, ließ ihr eintöniges „Ticktack“, ab und zu von feinen Schlägen unterbrochen, hören, sonst war alles still, kaum daß ein Laut von der Straße durch die Fenster drang.

Endlich ein Geräusch! Die Portièren vor dem Krankenzimmer wurden auseinandergeschoben und Pastor Büchner kam auf die Schwester zu.

„Ich bin schon bei ihm gewesen — es kann sehr bald zu Ende mit ihm gehen. Sie sollten sich zu ihm setzen, das würde ihm sicherlich gut thun. Aber sagen Sie, macht die grüne Ampel Sie so blaß, oder sollten Sie in der That so angegriffen aussehen? Sie müssen bald einmal Ferien machen, Schwester, die letzte Zeit war zu anstrengend für Sie. Sie haben doch nicht etwa schlechte Nachrichten bekommen?“ Er deutete auf den zu ihren Füßen liegenden Brief.

Schweigend reichte sie das Schreiben dem Pfarrer. Als dieser die Lektüre beendet hatte, gab er ihr das Blatt zurück. Sie war aufgestanden und sah ihn fragend an. Er schien nicht gleich zu wissen, was er sagen sollte, stumm betrachtete er sie und dachte, wie sehr sie sich binnen kurzem verändert habe. Früher hätte sie ganz genau gewußt, für was sie sich entscheiden solle, seit wenigen Wochen aber schien ihre Selbständigkeit und ihr Vertrauen zu sich selbst einigermaßen erschüttert zu sein.

„Josephine“, sagte er, „haben Sie es endlich eingesehen, daß Sie nichts sind, als ein schwaches Menschenkind, das einer gewaltigen Hand bedarf, die sich seiner annimmt und es lenkt und führt, oft wunderbar, doch stets zu seinem Besten! Sie sind sehr eigenmächtig gewesen, mein Kind, aber der Lenker der Geschicke ist es noch mehr als Sie! Beten Sie zu ihm, daß Sie die Vergebung derer erhalten, die Sie durch Undank kränkten.“

Josephine sah zu Boden, sie sagte kein Wort. Wie viel kleiner, wie so ganz anders erschien sie jetzt. Und plötzlich zuckte es um ihren Mund und ihre sonst so stolz blickenden Augen füllten sich mit Thränen.

Pastor Büchner legte die Hand auf ihre Schulter. „So wünschte ich Sie mir lange schon“, sagte er weich, „einer höheren Macht ist es gelungen, das starre Herz zu erweichen. Reisen Sie in Gottes Namen.“

Er ging. Gleich darauf öffnete sich die auf den Corridor führende Thür von Neuem. Josephine hörte es nicht, sie vernahm auch die Schritte nicht, die sich ihr näherten.

„Schwester Josephine!“

Die Worte, eigenthümlich tief mit wunderbarem Wohlklang gesprochen, ließen sie aufblicken. Sie sah Ardegg vor sich stehen, immer noch bleich, mit der rothen Narbe auf der Stirn, aber schöner und männlicher.

„Wie lange sahen wir uns nicht“, sagte er, „nicht einmal danken ließen Sie mich Ihnen.“ Er trat dicht an sie heran und faßte ihre Hand. „Josa, liebe Josa, flüsterte er in leidenschaftlicher Bewegung.

Zitternd sah sie auf, zwei dunkle Augenpaare trafen ineinander.

„Joachim“, hörte er sie sagen, „ich gehe, um Deine Schwester zu pflegen. Wer weiß, ob nicht auch Dein Vater noch meiner bedarf, man schreibt mir heute, daß er sehr krank sei. Wenn er nun nach Dir verlangt und ich Dich rufe — Joachim! wirst Du kommen?“

Tief sank sein Kopf auf seine Brust, noch fester hielt er ihre Finger. Minutenlang herrschte Stille. Und plötzlich zog er sie zu sich heran, sie fühlte seinen Athem an ihrer Wange: „Um Deinetwillen, Josa!“ sagte er, und im nächsten Augenblick hatte sie ihre Hand der seinen entzogen, die Vorhänge auseinandergeschoben und war in das Sterbezimmer getreten.

Was es auch sein mochte, das sie bewegte, angesichts des Todes mußte es verstummen. Bei ihrem Erscheinen schlug der Sterbende die Augen auf und griff nach ihrer Hand.

„Grüßen Sie Ardegg von mir“, flüsterte er mit Anstrengung, „und sagen Sie ihm, daß ich ihm für sein ferneres Leben viel Glück wünsche — er hat es verdient. Hätte ich Ihnen noch einen Auftrag zu geben?“

Der Geist alter Menschen pflegt sich vor dem Tode in ferner Vergangenheit zu bewegen. Sagern sann und gedachte verflossener Zeiten.

„Alle meine alten Freunde lasse ich grüßen, Barmer vor Allen.“ Dann fuhr er fort: „Mein Versprechen habe ich ihm nun doch nicht gehalten. Armer Barmer! Aber — ach, die Forderung war zu hoch —“

Da beugte Josephine sich über ihn.

„Herr Graf,“ sagte sie, „wohl haben Sie Ihr Wort gehalten, denn Sie sind es, der den verlorenen Sohn den Seinen wieder zuführt. Wissen Sie, wer Maurice Ardegg ist?“

Der Sterbende öffnete die Augen in ahnungsvollem Staunen. „Joachim Barmer!“ kam es zitternd von seinen Lippen. Ein fast glückliches Lächeln verklärte sein Gesicht. „Joachim Barmer . . .“

Nach einer Stunde war Graf Sagern todt. Kampflos ging er hinüber. — Möglich, daß der Gedanke, seine Wette, wenn auch unbewußt, bezahlt zu haben, ihm das Sterben erleichtert hatte.

XXXII.

Ueber dem Brenkenstein blaute der Frühlingshimmel und Sonne und Erde lachten einander zu. Der blaue Flieder stand in vollster Pracht und ein leichter Wind schaukelte seine blüthenschweren Zweige, stahl sich seinen Duft und trug ihn mit sich fort.

Und in das Schlafgemach der letzten Gräfin Brenken fiel auch ein Abglanz von dem Frühlingszauber und die Fliederbüsche, die, da keine Hand sie im Wachsen gestört hatte, bequem in die Fenster hineinnicken konnten, ließen ihre Blüthenpracht auch die sehen, die nicht hinaus durften, um sich ihrer im Freien zu freuen.

Aber ach — diese hatten ihrer wenig acht, denn ihre Arbeit war ernst und über das Krankenzimmer hinaus durften sie Blicke und Gedanken nicht schweifen lassen.

Es wurde hier drinnen viel ein- und aus- und hin- und hergegangen, leise oder durch Zeichen gesprochen. Die größte Ruhe sollte herrschen — das galt, da wenig anderes half, für die Hauptsache.

Doctor Hormann war soeben fortgefahren. Er hatte der Schwester gesagt, daß er nach Dönkirch müsse, um sich zu überzeugen, ob der Zustand des heute von seiner Badereise heimgekehrten Barons wirklich so bedenklich sei, wie man ihn ihm gemacht, und vor allem, um die Eltern von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, in der ihre Tochter schwebe.

Josephinen waren bei den letzten Worten die Thränen in die Augen getreten und mit einem zuversichtlichen Blick auf die Schwerkranke hatte sie erwidert: „Heute muß die Krisis kommen, ich gebe die Hoffnung nicht auf.“ Der Doctor hatte dazu nur den Kopf geschüttelt.

Und nun saß Josephine wieder an Edith's Lager, blickte gespannt in deren fiebergeröthetes Antlitz, bewachte ihre unruhigen Athemzüge, das nervöse Zucken ihrer Hände und flüsterte etwas — war's ein Gebet? . . .

Dann sank sie in ihren Sessel zurück, ließ die Hände schlaff an den Seitenpolstern herabhängen und schloß die Augen. Sie schlief nicht, aber sie ruhte doch und das that ihr wohl. Tag und Nacht hatte sie eine Woche lang gepflegt und sich nur dann und wann kurze Rast gegönnt. Nun aber wollten die Kräfte nicht mehr und eine ihr bis jetzt fremde Erschöpfung lähmte ihre Glieder. War es der Gedanke, Edith vielleicht dem Tode nicht entreißen zu können, der sie bedrückte?

„Nein, nein,“ schrie ihr Herz, ihr ehrliches, wundes Herz. Sie öffnete die Augen, richtete sich auf und sah hinaus. — Aber in dem Sonnenglanz in der grünen, dusterfüllten Flur, allerwegen meinte sie ein Augenpaar zu erblicken, vor dessen Glanz sie das ihre schließen mußte, und in dem Rauschen des blauen Flieders wähnte sie eine Stimme zu hören, die leise sagte: „Josa, liebe Josa . . .“

Wie von einer Feder emporgeschnellt, sprang sie auf und wandte dem Fenster den Rücken. Die Kranke wurde unruhiger. Unverständliche Worte entschlüpften ihren Lippen und sie tastete umher, wie wenn sie etwas suche, das sich nicht greifen lasse.

Jetzt packte auch Josephine die Angst. Der Arzt hatte nicht mehr zu hoffen gewagt — sollte er Recht haben? Mit Schrecken sah sie einen feuchten Schimmer sich auf Edith's Stirn legen, sah sich deren Hände krampfhaft in einander pressen. „Es kann das Letzte sein,“ flüsterte sie. „Er muß geholt werden.“

Sie trat auf die Schwelle des anstoßenden Zimmers und rief, hastig den Vorhang hebend: „Frau Katharina, schnell, ich bitte Sie, rufen Sie den Grafen.“

„Den Grafen!“ staunte diese. „Steht's denn gar so schlimm mit dem gnädigen Fräulein?“

„Schlimm, sehr schlimm vielleicht! Ihr Herr hat mir vor einigen Tagen sagen lassen, daß er es zu wissen wünsche, wenn die Kranke in Gefahr sei. Gehen Sie also getrost zu ihm.“

Josephine kehrte zu Edith zurück und erwartete mit Ungeduld Brenken's Kommen. Die Minuten wurden ihr zu Stunden und der Zustand der Kranken schien ihr von Moment zu Moment zu größerer Sorge zu berechtigen. Endlich fiel im Nebenzimmer eine Thür ins Schloß. Sie eilte hin, um zu sehen, wer dort sei. Es war Graf Brenken! Sie ging auf ihn zu, ergriff seine Hand und zog ihn mit sich bis zur Schwelle. Da blieb er stehen. Jetzt erst sah sie ihn an. Wie grau sein Haar, wie sorgenvoll sein Antlitz! Acht Jahre hatte sie ihn nicht gesehen. Würde er sie wiedererkennen? Die Zeit war auch nicht spurlos über sie dahingegangen. Auch er sah sie scharf an, dann sagte er ruhig: „So dachte ich doch recht, Sie haben sich dem Diaconissenamt gewidmet. Sie sind es also gewesen, die Edith pflegte. Sagen Sie — wird sie sterben?“

Sie zuckte die Achseln und seufzte. „Sie werden sie verändert finden,“ war ihre Entgegnung.

Einen Augenblick blieb er noch stehen, als sammle er Kraft, dann trat er zaudernd an die Kranke heran und blickte secundenlang in deren bleiches, plötzlich ganz stilles Gesicht. Seine Lippen öffneten sich, ein halbunterdrückter Wehruf durchzitterte den Raum. Selbst seine Brust hatte das große Leid, das sie erfüllte, nicht ganz in sich verschließen können. — Hatte die Kranke den Ruf vernommen? — Sie schlug die Augen auf und sah sich um, fremd und fragend wie ein Kind, das ein noch nie Gesehenes erschaut. Dann blieb ihr Blick an Brenken hängen. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, sie hob die Arme, als wolle sie ihn umfassen. — Im nächsten Augenblick aber fühlte sie die Kräfte wieder schwinden — bedachte sie bei kommendem Bewußtsein, was sie von dem Manne trenne, der in überwältigender Erregung neben ihr stand? — sanken ihre Glieder schwer herab und ihre Lippen öffneten sich zu einem Stöhnen.

„O, Edith, meine Edith!“ Mit dem Ausruf sank Brenken neben ihr in die Knie, er küßte ihre Augen und ihre Hände.

„Gehe,“ hauchte sie, „geh . . . ich war schlecht zu Dir . . . und . . . ich liebte Dich doch . . . aber Du . . . Sie können mir nicht verzeihen. Sie wissen ja nicht, wie sehr . . . ich litt dafür . . . O, Lieber! . . . Geliebter . . .!

Er legte seinen Finger auf ihren Mund und küßte ihre Hände von Neuem.

„Sei still, mein Kleinod, und werde gesund,“ flehte er. Dann eilte er hinaus.

Mit einem großen Glück im Herzen schloß Edith die Augen. — Die blauen Blüthenbüsche rauschten und von fern her klangen Vogelstimmen. Wenige Minuten später und der tiefe, ruhige Schlaf der Genesenden hielt sie umfangen.

XXXIII.

Als nach mehreren Stunden Doctor Hormann, wie er versprochen hatte, wieder erschien und die Schwester ihn mit einem Ausdruck freudiger Hoffnung zu der Kranken führte, zog er die Stirn in die Höhe, rückte an der goldberänderten Brille und rieb an seinen Augen, als hindere ihn etwas am Sehen. Der gute, alte Mann war gegen aufregende Eindrücke, seien diese nun freudiger oder trauriger Art, nicht so gefeit wie seine modernen Collegen. — Die Hand auf Josephinen's Schulter legend, sagte er dann: „Wir scheinen in der That über den Berg hinüber zu sein und ich wollte, daß ich über den Vater unserer Kranken ebenso guten Muthes sein könnte, wie über sie; der gefällt mir aber gar nicht. Hätte er doch Karlsbald niemals zu sehen bekommen!“

Frau Katharina steckte den Kopf ins Zimmer und meldete, daß Frau von Barmer und Fräulein Hanne soeben gekommen seien, um nach dem gnädigen Fräulein zu sehen.

Der Arzt ging den Gemeldeten entgegen und die Schwester — unter dem Vorwand, etwas besorgen zu wollen — eilte hinaus. Unter schweren Seufzern näherte sich Frau von Barmer dem Lager ihrer Tochter.

„Was man doch Alles an seinen Kindern erleben muß,“ stöhnte sie. „Nun dieses wieder! Zur Ruhe kommt man nie!“

„Gottlob, kann ich der gnädigen Frau wieder Hoffnung machen,“ tröstete der Arzt, „denn allem Anschein nach ist seit Kurzem eine Wendung zum Besseren eingetreten.“

Frau von Barmer schlug die Augen gegen Himmel und seufzte in einer milden Tonart. Eigentlich hatte sie sich den Zustand ihrer Tochter nicht so schlimm vorstellen können, als er ihr schriftlich und nachher mündlich geschildet wurde, und sich damit getröstet, daß Doctor Hormann als Schwarzseher bekannt sei und alles Unglück, das passire, ja stets übertrieben werde.

Hanne verhielt sich schluchzend im Hintergrunde. Sie würde es für einen Mangel an Herz und Ergebenheit gehalten haben, entscheidende Momente im Leben ihrer Herrschaft anders als durch einen Thränenstrom zu feiern. Als dieser jedoch im Versiegen war, sah sie sich im Zimmer um, bewunderte die altväterliche Pracht, die sie umgab, ließ den Blick über den Park schweifen und rief, des Doctors Gegenwart vergessend: „Ewige Güte! Alles das hätte mein Herzblatt haben können. Alles das schlug der arme Engel mir nichts, Dir nichts in die Schanze!“

Ein strenger Blick ihrer Herrin brachte sie zum Schweigen und ließ sie ihre Taktlosigkeit einsehen.

Frau von Barmer sprach dann noch eine Zeit lang mit dem Doctor und ging von dem Zustande ihrer Tochter zu dem ihres Gatten über. — Auch Hanne stimmte jetzt in lautem Klageton ein und die Kranke, die an absolute Ruhe gewöhnt war, warf den Kopf hin und her und schwebte in Gefahr zu erwachen, so daß es Doctor Hormann für gerathen hielt, den Besuch hinaus zu complimentiren.

Kaum waren sie im Nebenzimmer, so kehrte Josephine in die Krankenstube zurück und nahm ihren eben verlassenen Platz wieder ein. Man hatte die Portièren nicht ordentlich zugezogen und so drang die dort gepflogene Unterhaltung auch zu ihr. — Eine Thür nebenan öffnete und schloß sich, Jemand war eingetreten.

„Mon Dieu,“ rief Frau von Barmer, „Wolf, Du hier! Ich glaubte, Du wolltest bei dem Papa bleiben. Es geht ihm doch nicht etwa schlechter?“ —

„Das nicht,“ lautete die Antwort; „Papa schläft und verlangt auch momentan nichts, als daß man ihn in Ruhe lasse. Ich war also entbehrlich und hielt mich die Sorge um unsere Kleine nicht daheim. — Nun, wie steht's?“

Seine Züge verriethen große Besorgniß. Er war auf das Schlimmste gefaßt.

„Besser, Gottlob.“

Diese unerwartete frohe Kunde traf ihn völlig unvorbereitet. Er gab seiner Freude keinen lauten Ausdruck und mit sichtlicher Anstrengung seine Bewegung meisternd, fragte er nur, um irgend etwas zu sagen, wo denn der Graf sei.

„Brenken? was weiß ich!“ versetzte seine Mutter kurz. „Er hat Edith hier aufgenommen, weil es sein mußte! Es wäre unpassend, wenn er sich sonst um sie kümmerte; wenn man sie nur erst von hier fortnehmen könnte! Der Gedanke, sie gerade hier zu wissen, ist gar zu peinlich!“

„Hm!“ machte Wolf und sagte nichts darauf. Die Gegenwart des Arztes erschien ihm zu diesem Thema absolut ungehörig, und er suchte nach einem anderen. — „Weißt Du schon, Mama, daß Hamfelde Amerika zuschwimmt? Sein Inspector, der mir begegnete, hat mir's erzählt. Manches, das man über ihn verbreitet, ist Fabel; Faktum jedoch ist seine jämmerliche Lage: der bevorstehende Verkauf von Rungenau und sein Auf- und Davongehen. Was wollen diese Verwöhnten in dem Lande der Arbeit!“

„Das laß sie sehen,“ sagte Frau von Barmer mit einem Tone der Verachtung. Diese Menschen hatten sich ihres Mitleids sicherlich am letzten zu erfreuen.

Man unterhielt sich noch eine Weile über diesen Fall und seine Consequenzen und kam endlich wieder auf Edith und Baron Barmer.

„Ich muß aber an die Heimfahrt denken“, meinte Frau von Barmer dann. „Sie, Herr Doktor, begleiten mich wohl? Aber sagen Sie, hat meine Tochter die Schwester eigentlich noch nöthig?“

„Freilich hat sie das, die Pflege ist vorläufig nicht gering.“

„Aber wenn der Zustand meines Mannes bedenklich werden sollte, wär sie dann nicht einige Tage entbehrlich?“

„Das müssen wir sehen. Ich behielte sie gern noch möglichst lange hier. Sie ist vortrefflich. Ist sie der gnädigen Frau nicht bekannt erschienen?“

„Ich sah sie ja wohl noch gar nicht“, gab Frau von Barmer gleichgiltig zurück und zeigte auch kein Verlangen, Versäumtes nachzuholen. „Morgen werde ich wieder einmal nach dem Rechten hier sehen,“ sagte sie. „Doch nun treibt michs nach Haus. Kommst Du mit, Wolff?“

„Nein, ich bin noch nicht einmal bei ihr gewesen. Ich bin zu Pferde hier und komme sehr bald nach.“

Frau von Barmer rauschte hinaus. Der Arzt und Hanne folgten ihr und es trat Stille ein.

Nach einer Weile wurden die Vorhänge auseinandergeschoben. Wolf stand auf der Schwelle und kam auf den Zehen näher.

„Liebe kleine Maus“, flüsterte er, seine Finger über das rothbraune Haar seiner Schwester gleiten lassend. „Ich bin eigentlich an Deinem ganzen Unglück schuld; glaube mich doch sonst auf Pferde zu verstehen und habe diesmal solch dummen Streich mit dem Kauf gemacht. Wo hatte ich nur meine fünf Sinne.“ Er seufzte. „Wenn nun das Schlimmste geschehen wäre! O Edith, kleine Edith!“ Er schauderte leicht und sah sich im Zimmer um. Dann streifte sein Blick die Schwester und blieb an ihr haften. Dunkles Roth legte sich auf sein Gesicht. Wie tief auch Josephinens Kopf zur Brust herabsank, so gelang es ihm doch, ihre Züge zu erkennen. Langsam öffneten sich seine Lippen und im nächsten Augenblick sanken seine Knie in den weichen Teppich und wieder wie vor Jahren lag er vor ihr. Aber kein „ich liebe dich“ klang zu ihr empor, stumm sah er zu ihr auf, dann legte er seine Stirn auf ihre verschlungenen Hände.

„Josa vergieb mir, daß ich Dich einst mit thörichtem Jugendwahn quälte, vielleicht dazu beitrug, Dich davon zu treiben.“

Sie lächelte.

„Wärst Du doch bei uns geblieben!“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Glaube, es stände gewiß manches besser, möglich, daß ich selbst anders wäre! Du hattest so eine Art etwas zu sagen, zu wünschen, der wohl kaum Jemand widerstehen konnte. Wärst Du doch bei uns geblieben . . Aber es war wohl besser, daß Du gingest, besser für Dich jedenfalls. Wie viel Kranke sind wohl unter Deiner Hand genesen. Wie viel Elenden magst Du geholfen haben. Josa, kannst Du mir nicht helfen? Höre, ich will Dir beichten: Ich habe meinem Vater viel Noth gemacht! Ich wirthschaftete ohne Sinn und Verstand, weil es andere auch thaten, weil Dönkirch einen so gewaltigen Klang hatte und weil ich der Erbe all dieser Herrlichkeiten war. Wäre Joachim nicht fortgegangen, so lägen die Dinge anders. Sieh, manch einem wird es schwer, mit verhältnißmäßig Wenigem fertig zu werden, wenn er goldene Berge hinter sich vermuthet. Und so ist es mir denn gelungen, die Schätze meines Vaters kleiner und kleiner werden zu lassen. Daß irgend ein närrischer Kauz mir jetzt plötzlich eine Riesensumme sandte, tilgt den Gram nicht aus, den mein Vater um mich hatte. Nur noch ein stärkeres Verlangen nach Joachim hat mein Thun in ihm erweckt. O, möchte er die Erfüllung dieses Wunsches erleben! Käme er wieder!“

„Hoffst auch Du es? Hoffst Du es wirklich?“ fragte Josephine, ihn fest anblickend.

„Ob ich es hoffe, es ist mein größter Wunsch!“ entgegnete Wolf, die hübschen Augen, die nichts von ihrem offenen Ausdruck eingebüßt hatten, zu den ihren aufschlagend.

„O, Wolf, dann bist Du doch“ . . Er unterbrach sie . , „Ein guter Kerl, so würde Edith sagen, nicht wahr? Doch nein, das bin ich nicht. Frag einmal Bertha, ob sie findet, daß ich gut an ihr gehandelt habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Es ist schon alles einmal dagegewesen.

Nicht allgemein bekannt ist es, daß der Zukunftstaat, wie unsere Socialdemokraten ihn erträumen, vor 800 Jahren in China schon einmal verwirklicht gewesen, aber natürlich jämmerlich gescheitert ist. In der letzten Sitzung der französischen Akademie hielt Léon Caubert hierüber einen Vortrag. Im elften Jahrhundert gab es in China einen redlichen, gebildeten Mann namens Quang-Ngam-Che, der zugleich ein bedeutender Redner war. In der Absicht, das goldene Zeitalter wieder herbeizuführen, hatte er eine Reihe von Reformen ausgedacht, welche noch heute Grundlagen unseres Socialismus sind: Verstaatlichung von Grund und Boden und seinen Erzeugnissen, Einführung der Staatsmonopole u. s. w. China hatte schwere Schicksalsschläge, Erdbeben, Hungersnoth und Ueberschwemmung, eben überstanden und verlangte Reformen. Kaiser Chennsong berief daher Quang-Ngam-Che an die Spitze des Ministeriums, da dieser als Friedensrichter und Bezirksvorsteher einen großen Ruf erlangt. Das Eigenthum an Grundbesitz wurde aufgehoben und dieser vom Staate an die einzelnen Familien vertheilt, was nicht schwer fiel, da durch die Unglücksfälle nahezu die Hälfte der Einwohner vernichtet und somit Grundbesitz zur Genüge vorhanden war. Die Bestellung der Aecker wurde nach einem bestimmten Plan geregelt. Das Ergebniß sollte nach Abzug dessen, was die Familie zum Essen und zur neuen Aussaat brauchte, an den Staat zurückfallen. Leute, die sich mit der Viehzucht beschäftigten, sollten ihre jungen Thiere, die sie zum eigenen Dienst nicht nothwendig brauchten, an den Staat abliefern, desgleichen sollten Andere die Wälder abholzen, um Brennholz für sich und ihre Mitbürger zu gewinnen. So lange die Sache neu war, ging alles ganz gut. Nach Verlauf einiger Monate aber hielt es der Bauer, der vom Staate das Korn zur Aussaat erhalten hatte, für bequemer, es direct aufzuessen. Die Viehzüchter hatten das Interesse daran verloren, Vieh groß zu ziehen, und die Leute, die zum Holzfällen bestimmt waren, schlugen nicht mehr Bäume nieder, als sie selbst brauchten. Die Frauen, die von aller Arbeit frei sein sollten, sahen sich gezwungen, Hand mit anzulegen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Der eine Bauer sagte, sein Boden sei nicht ertragfähig, der andere, sein Nachbar habe ein größeres Stück Land als er. Kurz, die Klagen häuften sich immer mehr, die Hungersnoth kehrte zurück, und Quang-Ngam-Che mußte gehen. Der Reformvorschlag war undurchführbar.

Das Jahr 1900 kein Schaltjahr.

Nach dem Gregorianischen Kalender unterbleibt im letzten Jahre eines jeden Jahrhunderts die Einfügung eines Schalttages, außer wenn die Zahl der nach Ablauf des Jahres verflossenen Jahrhunderte durch 4 theilbar ist. So waren die Jahre 1700 und 1800 keine Schaltjahre, 1900 wird auch keins sein, wohl 2000, 2400, 2800 ꝛc. Der Grund hierfür ist folgender: Das Sonnenjahr hat bekanntlich 365 Tage 6 Stunden Minus 9 Minuten 10 Secunden. Wird nun alle vier Jahre ein Schaltjahr eingeschoben, so werden 36 Minuten und 40 Secunden zu viel gerechnet, das sind in hundert Jahren (bei 25 × 4 Schalttagen) ca. 3/4 Tag zu viel. Diese Zeit muß also wieder in Abzug gebracht werden, und das geschieht, wie gesagt, bei den vollen Jahrhunderten, deren Hunderter nicht durch 4 theilbar ist. Da nun so wiederum jedesmal 1/4 Tag zu viel abgezogen wird, so wird alle vier Jahrhunderte wieder ein Tag eingeschoben, um die Differenz auszugleichen.

Amerikanisches Obst.

Die amerikanische Obstzucht blickt auf eine befriedigende Geschäftszeit 1894/95 zurück. Während sonst die Vorräthe an alten Aepfeln drüben so lange anzuhalten pflegen, bis Aepfel neuer Ernte auf dem Markte erscheinen, was nicht vor Juni, und auch dann nur vom Süden her, erfolgt, waren heuer die in Kühlräumen gehaltenen Apfelvorräthe schon im April so ziemlich erschöpft. Aber nicht nur der Absatz war sehr flott, auch die Preise hielten sich auf hohem Stande. War auch der Ernteertrag nur etwa halb so groß als im Durchschnitt der Vorjahre, so wurde dies durch die erzielten guten Preise so ziemlich wettgemacht. In Europa war die Ernte aber noch unbefriedigender, so daß die Aepfelausfuhr von den Vereinigten Staaten nach dorten die Höhe von etwa 1 500 000 Faß erreichen konnte, eine Höhe, die noch selten übertroffen wurde. Allerdings fördern die neu eingerichteten Kühlräume und die verbesserten Versandarten den Ausfuhrhandel in amerikanischem Obst ungemein, und die befriedigenden Fortschritte, welche derselbe in kurzer Zeit gemacht hat, erwecken drüben zugestandenermaßen die Erwartung, daß er auch fernerhin anwachsen werde, bis der Obstverkehr einen der werthvollsten und hervorragendsten Posten des Aufuhrhandels und damit des nationalen Einkommens der Vereinigten Staaten bildet.

Das kann allerdings kaum ausbleiben, so lange die wichtigsten europäischen Verbrauchsstaaten, nämlich England, Deutschland und Frankreich, dem Obstbau nicht größere Aufmerksamkeit zuwenden als bisher. Was insbesondere Deutschland anbelangt, so besagt von ihm der Generalconsul der Vereinigten Staaten in Berlin, De Kay, in einem Bericht an das Washingtoner Staatsdepartement Folgendes: „Früchte aller Art finden in den Wintermonaten in Deutschland, besonders in Berlin, guten Absatz; namentlich erzielen Aepfel hohe Preise. Im Sommer wie im Herbst überfluthen die heimischen Züchter die Märkte Deutschlands mit einer ziemlich geringen Sorte Aepfel; das trifft sowohl für Preußen als für Süddeutschland zu. Nach guten amerikanischen Aepfeln ist starke Nachfrage, welcher jedoch ein genügendes Angebot nicht gegenübersteht. Dies ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die großen Fruchthandlungen in Deutschland sich außer Stande sehen, in den Vereinigten Staaten zuverlässige Firmen sich zu sichern, betreffs deren sie mit Bestimmtheit darauf rechnen können, zu jeder Jahreszeit gutes und frisches Obst geliefert zu erhalten. Entweder ist gar keine Frucht zu erhalten, oder es gelangen nicht sortirte und zum großen Theil verdorbene amerikanische Aepfel auf den dortigen Markt. Die Obsthändler der Vereinigten Staaten sollten betreffs der nach Deutschland zu sendenden Aepfel besonders vorsichtig sein und nur solches Obst versenden, welches sechs Monate lang sich frisch erhält; auch sollten sie betreffs des Bedarfs der deutschen Verbraucher auf dem Laufenden sich zu erhalten suchen. Unter den gegenwärtigen Umständen kann ein Berliner Fruchthändler sich nicht darauf verlassen, in nächster Geschäftszeit eine bestimmte amerikanische Obstsorte geliefert zu erhalten. Diese Unsicherheit ist zwar ein Grundübel des Fruchthandels der ganzen Welt; die Agenten und Ausfuhrhäuser in den Vereinigten Staaten könnten dieselbe jedoch leicht überwinden, wenn sie regelmäßige Zufuhren aus verschiedenen Staaten sich sicherten. Norddeutschland sollte ein großes Feld für amerikanische Aepfel sein, und thatsächlich besteht auch bereits eine bedeutende Einfuhr, meist jedoch nur in gewöhnlicher und unsortirter Waare.

Diese amtlichen Auslassungen werden unserem einheimischen Obstbau Winke dafür sein, daß einerseits der amerikanische Wettbewerb sich noch weit fühlbarer machen wird, als bisher, wenn die als bedeutend geschilderte Nachfrage nach Obst bei uns in den Wintermonaten nicht durch einheimische Waare mehr denn bisher befriedigt werden kann. — Aber auch der amerikanische General-Consul lenkt die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Erzeugung u. Ausfuhr in guter Beschaffenheit, wie ja auch empfohlen worden ist, mehr Sorgfalt auf Gewinnung und Erhaltung edlerer Obstsorten zu verwenden, die sich in ungeahnter Weise lohnt, namentlich wenn sie mit entsprechender Verpackung sich vereint. — Wenn gesagt wird, die Delicateß-Handlungen bezögen feineres Obst nur aus dem Auslande, so kommt dies einfach daher, weil entsprechendes einheimisches nicht da oder nicht in genügender Menge zu haben ist. Der Händler kauft lieber etwas billigere einheimische Waare, wenn sie seinen Zwecken und dem Geschmacke seiner Abnehmer entspricht, als theurere ausländische. Wird das deutsche Obst dem letzteren ebenbürtig, so bringt es auch einen so hohen Preis, daß die Ausrede, der Tagelohn für die Bergung der Obsternte sei nicht zu erschwingen, in Nichts zerfließt.

Welchen Aufschwung der Obstbau erlangen kann, zeigt die Entwickelung der Zwetschen-Cultur in Californien, zu welcher der Franzose Pierre Pellier erst im Jahre 1856 den Grund legte. Heute — 40 Jahre später — bildet die Zwetschenzucht eine Haupteinnahmequelle in Oregon, Idaho, Utah, Arizona und vor allem in Californien. Aber noch im Jahre 1870 fand dieser Zweig des Obstbaues drüben nur geringe Beachtung. In diesem Jahre legte ein Farmer bei San Jose eine größere Pflanzung an, deren Erträgnisse solches Staunen hervorriefen, daß viele Andere dem Beispiel folgten, und in den achtziger Jahren schon gab es in den genannten Staaten nur wenig lohnendere Zweige mehr, als der Zwetschenbau es war. Brachten doch manche Baumstücke Reinerträge von 300 bis 600 Dollars (= 1275 bis 2550 Mk.) der Acre, (ein Acre = 1,6 preuß. Morgen).

Reinerträgnisse in solcher Höhe, die noch dazu nicht einmal zu den Seltenheiten gehörten, erzeugten natürlich ein wahres „Zwetschenfieber", und in den nächsten zehn Jahren pflanzte man in Californien allein mehr als fünf Millionen Zwetschenbäume, und so konnten denn im Jahre 1893 bereits 52 Millionen Pfund getrockneter Zwetschen in den Handel kommen. Da der diesjährige strenge Winter auch drüben unter den Obstbäumen arg gehaust hat, wird heuer auch die dortige Pflaumenernte geringer ausfallen; man schätzt sie aber trotzdem unter Berücksichtigung der jungen Anpflanzungen, welche dieses Mal den ersten Ertrag versprechen, auf 35 Mill. Pfund. In Californien bringt nämlich der Zwetschenbaum schon im dritten Jahre nach dem Pflanzen einen kleinen Ertrag, der im sechsten Jahre die höchste Leistungsfähigkeit erreicht hat. Der Ertrag des Zwetschenbaumes stellt sich dort im Durchschnitt auf zwei Centner; es giebt aber auch Bäume, welche acht bis 10 Centner, ja darüber bringen.

Auch in den Küstenstaaten der Vereinigten Staaten ist die Zwetschenzucht in den letzten Jahren sehr ausgedehnt worden; aber erst ein kleiner Theil der dortigen Pflanzungen ist schon ertragsfähig. Sobald letzteres auch für die jungen Bäume gelten kann, wird, wie man drüben erwartet, der Bedarf der Vereinigten Staaten an getrockneten Pflaumen im Inland selbst gedeckt werden, wenn nicht gar auch hier eine umfangreiche Ausfuhr sich entwickeln wird.

In Californien wird die Obstpflege so aufmerksam betrieben, daß es dort sogar geheizte Obstgärten giebt. Mancher wird dabei ungläubig den Kopf schütteln, aber es ist doch so. Um die Orangen-Gärten vor Beschädigung durch Frost zu bewahren, werden in denselben große Feuer angezündet, oder man hat ein Röhrennetz in den Gärten angelegt, aus dem in kleineren Abständen aufrechtstehende Röhren sich abzweigen. Dieses Röhrennetz wird mit rohem Petroleum gefüllt und dieses — an den Enden der aufrechtstehenden Röhren hervorquellend — angezündet, so daß auf solche Weise in jenen Orangengärten viele Hunderte von Flammen emporzüngeln. — Trotz der umständlichen Behandlung und trotz der hohen Arbeitslöhne bildet die Orangenzucht einen wichtigen Erwerbszweig Californiens. Dort sind 10 000 Acres (gleich ca. 15 000 preuß. Morgen) mit jetzt schon fruchttragenden Orangenbäumen bepflanzt, während die mit solchen Bäumen, welche noch keine Früchte bringen, bestellte Fläche etwa 75 000 Acres umfaßt! Das in der dortigen Orangenzucht allein angelegte Capital beträgt etwa 35 Millionen Dollars, ca. 150 Millionen Mark.

Diese Zahlen lehren, daß in Amerika, wo doch ebenso das Getreide die Haupt-Einnahmequelle des Farmers bleibt, doch auch der Obstzucht die größte Aufmerksamkeit und ein Riesenanlagekapital gewidmet wird, was ohne Zweifel unterbliebe, wenn dieser Erwerbszweig nicht ungemein lohnend wäre, und zwar trotz der hohen Arbeitslöhne, gegenüber denen doch die bei uns üblichen weit zurückbleiben. Freilich ist der amerikanische Farmer immer noch auch ein bischen Kaufmann.

Jäten und Hacken.

Der Verbrauch an Seife, also die Reinlichkeit soll für den Culturzustand eines Volkes der zuverlässigste Gradmesser sein. Auch für den Culturzustand eines Gartens dürfen wir die Reinlichkeit als Gradmesser betrachten: Das geringere oder häufigere Vorkommen von Unkräutern zeigt, ob ein Garten in guter Cultur ist, ob eine geschickte und fleißige Hand darin waltet oder nicht. Entschuldigungsgründe, die der Gartenbesitzer für die Verunkrautung seines Landes etwa vorbringen könnte, lassen wir nicht gelten. Ein Garten, der nicht reingehalten ist vom Unkraut, sieht aus wie ein Mensch, der sich nicht gewaschen hat, und hier macht auch die Erklärung keinen Eindruck: „Ich habe keine Zeit gehabt." Zwei Punkte sind wichtig beim Bekämpfen der Unkräuter: 1. die richtige Zeit, 2. die richtige Art der Bekämpfung.

Zunächst die Zeit. Wenn die Mahnung „so früh wie möglich" irgendwo im Gartenbau am Platze ist, so ist sie es sicher bei der Unkrautbekämpfung. „Die Unkrautpflänzchen sind ja noch so klein, vorläufig schaden sie nicht. Mit dem Jäten und Hacken hat es noch reichlich acht Tage Zeit." Mit diesem oder ähnlichem Trost wird die Arbeit hinausgeschoben, bis es zu spät ist. Gerade heute, wo du die Pflänzchen mit den Keimblättern aus der Erde hervorkommen siehst, ist die beste Zeit sie zu vernichten. Ueberraschend schnell wachsen sie heran. In acht Tagen können sie den edlen Pflanzen schon geschadet haben und ob es dann möglich sein wird, sie sofort zu vertilgen, ist sehr ungewiß. Gegen die jungen Pflänzchen ist der Kampf so leicht. Ein flaches Schürfen mit der Hacke vernichtet hundert auf einmal, und da sie so winzig klein sind, verwelken sie in wenigen Minuten. Später geht das nicht so schnell.

Ich habe ein Kartoffelfeld, das wurde 10 Tage nach dem Legen der Kartoffeln leicht übergeharkt, nur ein kleiner Streifen blieb unberührt. Jetzt beim ersten Behacken ist fast kein Unkraut zu sehen. Nur auf dem nicht geharkten Streifen steht es üppig und das Hacken dort macht doppelte Mühe. Diese Beobachtung zeigt so recht, wie dringend die Mahnung gilt „so früh wie möglich".

Das werthvollste Geräth zum Unkrautvertilgen ist die Hacke: Die kleine Spitzhacke bei dichter Pflanzung, die Breithacke bei größerer Reihenbreite und schließlich der Handhackpflug für den Großbetrieb. Je nach örtlichen Verhältnissen wird dann die Hacke durch das Schiebeisen ersetzt oder wie vorhin erwähnt durch die Harke. Die Qualität dieser Geräthe kann wieder eine sehr verschiedene sein und dementsprechend auch die Leistungsfähigkeit. Schnell und gut arbeitet es sich nur mit einem Geräth, welches handlich und dauerhaft gearbeitet ist, und sehr scharf gehalten wird.

Jedenfalls geht das Aushacken des Unkrautes sehr viel schneller als das Ausjäten mit der Hand. Deshalb ist da, wo Unkraut wächst, die Reihensaat so gut, weil man hacken kann. Selbst wenn beim Hacken gelegentlich einmal ein Unkräutchen durchschlüpft, ist das so schlimm nicht. Man hackt dafür einmal öfter.

Es ist eine bekannte Sache, daß das Reinhalten und Hacken am nothwendigsten ist, so lange die Beete noch nicht dicht bestanden sind. Die kräftige Pflanze nimmt selbst den Kampf erfolgreich auf und duldet im Bereich ihrer Blätter kein Unkraut. Wo allerdings die Pflanzung nicht ganz dicht ist, zeigen sich auch später noch vereinzelt Unkräuter. Gegen diese einzelnen ist Ausjäten bequemer als Hacken. Aber wer kann ordentlich jäten?

Hundertmal wird beim Jäten das Kraut abgerissen. Die Stengel bleiben im Boden und schlagen von neuem aus und dann wundert man sich, woher so schnell wieder so üppiges Unkraut kommt, nachdem doch eben erst gejätet worden ist. Ja, wenn man die einzelnen Pflanzen richtig tief gefaßt und mit den Wurzeln ausgezogen hätte!

Da ist die Vogelmiere (Stellaria), ein lästiges Unkraut, welches sich flach ausbreitet und Wurzeln schlägt. Nur Wenigen gelingt es, sie mit allen Wurzeln gründlich auszuziehen. In der Regel werden einige Blattbüschel oben abgerissen, die bewurzelten Stengel bleiben im Boden und aus ihnen entsteht dann der rasenartige Filz, in den selbst mit der Hacke kaum einzudringen ist.

Gräser, welche das Land verunkrauten, werden auch gar zu leicht abgerissen, wenn sie nicht tief genug gefaßt werden. Man hat darauf zu achten, daß jedes Grasblatt gefaßt wird. Will das gute Ausziehen nicht anders gehen, so nimmt man ein Messer zur Hilfe.

Am besten geht das aber natürlich auch wieder, so lange die Pflanze noch jung ist und noch nicht geblüht hat. Die Blüthen sind überhaupt bei den Unkräutern das schlimmste. Die Zeit der ersten Blüthe ist der äußerste und letzte Tag der Bekämpfung, weil der Samen schnell reift und das Uebel tausendfältig vermehrt. (Prak. Rathg.)

Junges Gemüse.

Von Ernst Moritz.

Wenn das erste junge Grün, gerufen von dem Zauber der Lenzessonne, aus der Erde hervorsprießt, jubelt da dem Menschen nicht zum Mindesten — der Magen? Denn nun braucht er sich nicht mehr mit der Winterkost zu begnügen, welche ihm eine lange Reihe von Monaten hindurch in stetem Einerlei beschieden war, sondern darf sich endlich einmal der so sehr ersehnten Abwechselung erfreuen; jeder Tag bringt sie reichhaltiger und verschiedener, und die Hausfrau, welche zu Ausgang des Winters von schweren Sorgen erfüllt gewesen ist, wie sie die Eintönigkeit der Gerichte vermeiden könne, sieht sich mit einem Schlage in eine günstigere Lage versetzt. Zarter Salat, die Lieblingsspeise ihres Ehegatten, kommt unter ihrer Anordnung auf den Tisch, während die Kinder nach den Radieschen greifen, welche rothlachend, wie kleine Aepfel — den Aufputzbündel von gekraustem Grün auf dem Haupte — als Nachspeise geboten werden. Zwar diese ersten Spenden des Lenzes fallen noch ziemlich kostspielig aus, und die Hausfrau muß mit ihrem Wirthschaftsgelde zu Rathe gehen, wenn sie den betreffenden Einkauf besorgt. Aber von einem Tage zum nächstfolgenden gestalten sich die Verhältnisse günstiger; nicht nur indem die junge vegetabilische Kost, welche der Erdboden gewährt, billiger wird, sondern es kommen auch zu den ersten Arten derselben stets fernere hinzu. Der Spinat schickt seine weichen, fleischigen Blätter in die Küche, von wo aus sie als schmackhaftes Mus, verziert mit Eierscheiben, auf den Tisch gelangen. — Bald gesellt sich die Möhre dazu, saftig, goldgelb und so zart in gekochtem Zustande, daß sie schier auf der Zunge zergeht. Inzwischen haben auch die Schoten der Hülsenfrüchte die für die Küche nöthige Reife gewonnen. — Junge Erbsen bilden die beliebteste Zuspeise zu dem knusprenden Cotelett, während grüne Bohnen, ein Leckerbissen von den letzten Ständen bis hinauf zu den am meisten Begüterten, aus der hoch gehäuften Schüssel emporDampfen. Ist eine Ernte abgethan, so hat die kundige Hand des Gemüse-Gärtners bereits für eine neue gesorgt. So geht es ununterbrochen durch die ganze günstige Jahreszeit hindurch. Andere Gemüse, wie die Pilze bedürfen der nachhelfenden Pflege nicht einmal. Hier ist der Wald das Feld, auch ohne Aussaat und Anpflanzung der große Garten, wo sie un unterbrochen gedeihen. Dagegen verlangt der Spargel eine um so emsigere Pflege, ebenso wie auch die Zeit, während welcher er am besten mundet und ohne Schädigung für den Nachwuchs in späteren Jahren geerntet wird, verhältnißmäßig knapp bemessen ist und darum sorglich innegehalten sein will.

Die Frage, welches das beste und schmackhafteste unter sämmtlichen Gemüsen sei, wird füglich unentschieden bleiben müssen. Liebhaber giebt es für jede der Arten, und schließlich kommt es auch, wie bei einem jeden Gericht, auf die Herstellung an. Zumal kennt die Küche neben derjenigen, welche das Gemüse in gedämpftem Zustande als Zuspeise für ein Fleischgericht empfiehlt, eine feinere, welche sich für den Salat entscheidet. Eine geschickte Hausfrau wird, um Abwechselung bei den Mahlzeiten zu erzielen, in der einen Zubereitungsart so bewandert sein müssen wie in der anderen. In den letzten Jahren bürgert sich der Spargel, vordem ein verhältnißmäßig seltenes und darum nicht gerade wohlfeiles Gemüse, auch auf dem Tische des Mittelstandes ein. Der Anbau hat sich so lohnend erwiesen, die Nachfrage ist derart stark, daß Braunschweig allein beträchtliche Summen aus dem betreffenden Absatz erzielt. Die guten Eigenschaften des Spargels verdienen übrigens mit Recht die vollste Würdigung: er besitzt einen Wohlgeschmack, welchen auch der verwöhnteste Gaumen einräumen muß, ist selbst für den schwächsten Magen ohne Mühe verdaulich und von hohem Nährgehalt für den, welcher ihn genießt. Der echte Feinschmecker giebt natürlich unter sämmtlichen Gemüsearten den Trüffeln den entschiedenen Vorzug. Ihre Beliebtheit ist wohl so alt, wie man sie überhaupt kennt. Sie hat gewissermaßen ihre Geschichte, und man könnte einen Strauß binden von allerliebsten Zufällen und Begebenheiten, welche auf diese Erdfrucht Bezug haben. Catillo, ein Feinschmecker des Alterthums, soll — um den Genuß, welchen ihm eine Trüffelmahlzeit gewährte, voll empfinden zu können — seine Zunge außer dieser Zeit stets in einer dünnen Haut, wie ein Messer in einem Futteral, bewahrt haben. Ein leidenschaftlicher Liebhaber von Trüffeln war Rossini. Einst zu einem Gastmahl bei Rothschild's in Paris eingeladen, setzte er die Anwesenden dadurch in Erstaunen, daß er ebenso geschickt wie schnell einen köstlichen Salat aus diesen Knollen herzustellen verstand. Einer der Gäste nannte denselben wegen seines „bezaubernden, sanften" Wohlgeschmackes: „die in Musik gesetzte Trüffel" von Rossini. — Ebenso gern aß Lord Byron dies Gemüse. Er bestreute Maccaroni, für welche er gleichfalls eine große Leidenschaft hegte, so dick mit Trüffelscheiben, bis er selbst nicht mehr unterscheiden konnte, ob er Maccaroni mit Trüffeln oder Trüffeln mit Maccaroni esse. Für den eingefleischtesten Trüffelliebhaber galt jedoch der Herzog von Cambacères, ein Zeitgenosse Napoleon I., und von diesem, der bekanntlich gar keinen Sinn für die Freuden der Tafel hatte, oft genug weidlich verspottet. In der Geschichte der Feinschmeckerei hatte übrigens dieser Herzog einen Namen durch folgende Erfindung: Nachdem er eine Riesentrüffel ihres dichten Lederwamses, sonst Schale genannt, entkleidet, bohrte er in dieselbe ein Loch, groß genug, eine Wachtel aufzunehmen. Darüber diente als Hülle ein dicker, aus zerstoßenen Wachteln und Trüffeln geriebener Teig. Dies Gericht zwei Stunden bei gelindem Feuer am Spieß gedreht, soll den Wohlgeschmack der Trüffel wie kein anderes erkennen lassen.

In der Küche unserer Vorfahren nahmen die Gemüse eine, um vieles andere Stelle ein. Einerseits hat sich ihr Ansehen verschoben, andererseits wird auch die Zubereitung eine, von unserer augenblicklichen Gewöhnung, abweichende gewesen sein. Zu kochen verstand man ehedem im heiligen römischen Reich deutscher Nation vielleicht ebenso gut, wie im nunmehr geeinten Deutschland, wo in den vornehmsten Speisehäusern in den meisten Fällen französische Köche die erste Geige spielen, während der Deutsche gewöhnlich nur als Kleinhacker und Handlanger zugelassen wird. Meister Marx, welcher im Jahre 1587 Mundkoch bei dem Kurfürsten von Mainz war und uns ein vortreffliches Werk über seine schmackhafte Kunst hinterlassen hat, zählt darin nicht weniger als 225 Gemüsespeisen her. Dabei fehlt unter ihnen noch die Kartoffel, die doch erst später ihren Siegeszug in die alte Welt antrat. Dafür benutzte man als Gemüse eine Menge von Kräutern und Wurzeln, die seither gänzlich von unserem Tische verschwunden sind. Wenn Meister Marx Schüsseln aus Mangold, Borretsch, Binetsch, Minze, Melisse, Isop und Gänsedistel als schmackhaft und darum sehr zubereitungswerth rühmt, so stehen wir vor einem Räthsel, welches die moderne Kochkunst erst lösen muß. (Schluß folgt.)

Die Spargelfliege.

Ein sehr erfahrener Gärtner und praktischer Landwirth, der die Natur scharf beobachtet, ist der Meinung, daß die Spargelfliege, auf die in den Blättern jüngst wiederholt aufmerksam gemacht wurde, in diesem Jahre nicht stärker auftritt, wie in früheren Jahren, daß aber das dagegen empfohlene Mittel „Stäbchen mit Fliegenleim" nur geringe Abhilfe zu verschaffen vermöge. In seiner langjährigen Praxis habe er den besten Erfolg mit dem Schmetterlingsnetz erzielt. Beim Stechen des Spargels habe er solches stets zur Hand gehabt und es, sobald er auf frisch durch die Erde gebrochenen Spargelköpfen Fliegen gesehen habe, mit größter Schnelligkeit darüber geschlagen. Immer seien Fliegen im Netz gefangen gewesen, und durch die gleichmäßige, stetige Verfolgung habe er es erreicht, daß er nie wesentlichen Schaden erlitten habe. Das sicherste Abhilfsmittel gegen das schädliche Insect sei indessen folgendes: Man suche im Herbst alle kranken und gekrümmten Stauden auf den Spargelfeldern sorgfältig aus, schneide sie möglichst tief ab und verbrenne sie. Damit werden die Puppen der Fliege, die in den Stengeln den Sommer über als Made gewohnt und sich ernährt haben, sicher vernichtet. Wenn in einer Gegend sämmtliche Spargelbauer sich dieser unbedeutenden Mühe unterziehen, die in ihrem eigensten Interesse liegt, dann könnten sie sicher sein, im nächsten Frühjahr von der Spargelfliege wenig oder gar nicht belästigt zu werden. Diese Ausführungen erscheinen so einleuchtend, daß ihre Befolgung immerhin des Versuches werth erscheint; jedenfalls geben wir ihnen gern weitere Verbreitung.

Kochrezepte.

Grünkern-Suppe. 10 Personen. 1/2 Stunde. 125 Gramm fein gemahlener Grünkern wird zunächst mit wenig kaltem Wasser, dann mit heißem Wasser aufgelöst, mit Salz, 60 Gramm Butter und 2 Liter aus Fleisch-Extract bereiteter Bouillon zu einer seimigen Suppe verkocht, die man nach Belieben mit einem Tassenkopf voll süßer Sahne und einigen Eigelben abziehen, oder auch ohne diese Legierung, über gerösteten Semmelschnitten angerichtet, auf den Tisch geben kann.

Hammel-Cotelettes à la Villeroi. 10 Personen. 2 Stunden. Man schneidet die Hammel-Cotelettes — etwa 12 Stück — fingerdick, beputzt sie, spickt sie mit feinen Speckfäden, legt sie in eine flache Casserole, gießt so viel mit Fleisch-Extract hergestellte Brühe darüber, daß sie davon bedeckt sind, fügt Salz, Wurzelwerk und Gewürz hinzu und läßt die Cotelettes — zugedeckt — recht weich dämpfen. Sobald sie gar sind, läßt man sie, zwischen zwei Brettchen gelegt, erkalten, beschneidet sie recht rund, taucht sie in nachstehend angegebene Sauce und legt sie auf eine mit Oel ausgestrichene Schüssel. 2 Löffel Butter werden mit ebenso viel Mehl geknetet, mit guter Bouillon, einem Glase Weißwein verkocht und mit Citronensaft abgeschärft, auch giebt man gern einige Blätter feine weiße Gelatine hinzu, da die Sauce sehr dickseimig sein muß. Sobald sie auf den damit bestrichenen Cotelettes fest geworden ist, taucht man diese in fein geriebene Semmel, hierauf in geschlagenes Ei, wiederum in Semmel — die mit Parmesankäse vermischt ist — und backt sie nun in heißem Backfett zu schöner Farbe. Kranzförmig auf einer runden Schüssel angerichtet, füllt man in die Mitte feingeschnittene Steinpilze, unter welche man einige Löffel Tomaten-Sauce und ein Stück frische Butter rührte und bestreicht die Cotelettes mit dem eingekochten Fond, in dem sie gar gemacht wurden.

Junge grüne Erbsen à la crême. 8—10 Personen. 1/2 Stunde. 125 Gramm Butter werden — mit einem Löffel Mehl geknetet — in einer Casserole verrührt; ist dies geschehen, so giebt man 5 bis 6 Liter ausgekernter Erbsen, ein Bündchen Petersilie, eine Zwiebel, etwas Salz, einen halben Theelöffel Fleisch-Extract hinzu und läßt die Schoten, ohne Zufügung weiterer Brühe, hierin weich kochen. Nun gießt man den Fond ab, verrührt ihn in einem Topf mit 1/4 Liter süßer Sahne, einem Theelöffel Zucker, giebt ihn von neuem zu dem Gemüse und schwenkt dies einige Minuten auf dem Feuer.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 28. Juni 1895. Neunter Jahrgang. № 26.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

Er sprang auf und Kummer und Entschloffenheit drückten seine Züge aus.

„Meine arme Bertha!" rief er, die gebotene Ruhe vergessend. „Wenn ich es doch wieder gut machen könnte, was ich ihr angethan!"

„Still, Wolf, still", besänftige Josephine, „denke an unsere Kranke. „Und nun noch eins: sage niemandem, daß Du mich hier fandest." Er versprach es. Dann küßte er das Haar seiner Schwester, küßte Josephinens Hände und eilte hinaus. —

Zwei Wochen später rauschte der Regen aus schwerem Gewölk hernieder. Es schien fast, als neide der Himmel der Erde ihren lieblichen Tand und suche ihm kurz ein grausames Ende zu machen.

Edith hatte ihr geschnitztes Himmelbett mit einer Ottomane vertauscht und blickte betrübt in die triefende Blüthenpracht des Parkes. Jetzt hatte sie eine Zeitlang die Schwester beobachtet, die am Fenster saß, und in einer vor ihr stehenden Schale Flieder, Goldlack und Morgenstern ordnete.

Edith mußte noch recht schwach sein, denn es schwirrte ihr alles bunt durch den Kopf. Sie machte sich daran, in ihren Erinnerungen Ordnung zu schaffen und dabei kehrte eine Befriedigung, die bald bis zur Glückseligkeit wuchs, bei ihr ein. Ueber drei Wochen hatte sie krank gelegen und die freundliche stille Schwester hatte sie gepflegt und Edith hatte kaum auf sie acht gehabt, hatte sie eigentlich noch kein einziges Mal genau angesehen.

Oder doch?

War es ihr nicht gewesen, als sei Josa wieder bei ihr? Wie das möglich sei, darüber machte sie sich keine Gedanken — Josa, nur anders als sonst, gereifter, schöner!

Und Edith besann sich auch jetzt nicht. Mochte es denn ein Märchen sein, das sie erlebt hatte, einerlei . . . Sie gab sich nicht die Mühe, den Zauber zu brechen. Sie streckte die Arme in die Höhe und rief mit der alten lieblichen Stimme: „Josa, liebe gute Josa!"

Die Schwester blickte auf und lächelte. Eine Hand voll Blumen ergreifend, trat sie mit diesen an Ediths Lager.

„Daß Du mich jetzt erst erkannt hast, wo ich wieder fort muß!"

„Fort?"

„Ich bleibe in der Nähe, Liebste, ich gehe zu Deinem Vater!" Edith schaute bekümmert, Josephine strich ihr die Falten von der Stirn.

„Du sollst jetzt an nichts Trauriges denken! Weißt Du, was ich hier habe?" Sie deutete auf den Blüthenberg in ihrem Arm. „Jemand, der heute auf einige Tage verreiste, hat sie eigenhändig gepflückt und sie mir für Dich gegeben, und hat dabei gesagt, daß, wenn er wiederkomme, seine Braut ebenso gesund sein und wieder lachen müsse, wie vor Jahren. Nun, eil Dich nur, er wird nicht lange fort bleiben."

Edith antwortete nicht. Sie nahm die Blumen in beide Hände, preßte das Gesicht hinein, und das übermüthige Lachen, mit dem sie sonst wohl ähnliche Gaben in Empfang nahm, hatte in diesem Augenblicke Thränen weichen müssen.

Schritte im Nebenzimmer. Die Portière rauschte und Frau von Erzen trat ein.

„Ach guten Tag", rief sie, „spielst wohl in Blüthen verstecken, Du Schelm! Heute sollte mans kaum glauben, daß sie Dich dem Tode entrissen haben! Weißt Du, daß ich komme, um Deine treue Pflegerin abzulösen? Die hat jetzt leider Wichtigeres zu thun, als Deine kleine verzogene Person zu unterhalten."

Sie warf Hut und Umhang auf einen Stuhl und glättete sich das Haar vor dem Spiegel. „Welch galante Hand hat mein verwöhntes Prinzeßchen wieder einmal mit Blumen überschüttet?" fragte sie dann.

Edith blickte durch Thränen lächelnd zu ihr auf.

„Nun weiß ich genug," sagte Frau Marianne, sich auf den Rand des Ruhebettes setzend. „Höre, Kind, Du hast das große Loos gezogen — daß er Dich aus dem Wasser fischte und Dich hierher brachte, war seine Pflicht und Schuldigkeit, aber . . ." und die Augen der Sprecherin leuchteten auf — „daß er Dir vergiebt, daß er Dich heute noch so liebt wie einst, das imponirt mir. Und er thut recht daran, denn wenn Du auch eine Unart bist, so weiß er doch so gut wie ich . . ."

„Still, Alte!" unterbrach sie Edith, „bedenke, daß unverdientes Lob noch mehr drückt, als verdiente Strafe."

Jetzt näherte sich Josephine der Ottomane. Der Wagen, der sie nach Dönkirch bringen sollte, war gemeldet und sie war nun zum Fortgehen bereit.

Edith richtete sich auf.

„Adieu, Du liebe, alte Schwester!" rief sie, Josas gelblich blasse Wangen küssend. „Ich habe Dich schrecklich lieb, noch lieber als früher. Mach' nur Papa schnell wieder gesund, hörst Du! Auf Wiedersehen!"

Josephine löste sanft die sie umschlingenden Arme und schob Edith in die Kissen zurück. Dann ging sie, ohne aufzusehen, leicht grüßend an der sie scharf fixirenden Frau von Erzen vorüber.

Als sie im Nebenzimmer war, hörte sie diese ausrufen: „Edith, ist's möglich!" Und ehe sie dann die Thüre hinter sich schloß, vernahm sie noch das glückliche Lachen, das einen Hauptbestandtheil jenes Zaubers ausmachte, der Edith die Herzen gewann.

XXXV.

Es war Abend.

Die Dämmerung, die in Dönkirch im Zimmer des Patienten Tag ein, Tag aus herrschte, jene drückende Dämmerung der Krankenstube, war noch um einige Schatten tiefer geworden.

Daß es zu Ende gehe, davon war Baron Barmer überzeugt, und der Arzt schien ein Gleiches zu denken, denn bei der großen Wahrheitsliebe, die ihm in seinem Berufe in etwas zu hohem Maße innewohnte, widersprach er nie, wenn sein Patient vom Sterben redete.

Frau von Barmer klagte sehr über seine rücksichtslose Schwarzseherei und verhielt sich — da sie behauptete, von den pessimistischen Gesprächen selbst krank zu werden — zumeist im Nebenzimmer. Hanne sprach sich viel drastischer als sie über Doctor Hormann aus und mied ihrerseits die Krankenstube unter dem Vorwand, bei der eigenmächtigen Pflegerin, der Schwester, überflüssig zu sein.

Herrin und Dienerin waren hier auch beide entbehrlich. — Dem Baron schien die sichere Art seiner Pflegerin — die er nun schon über eine Woche um sich hatte — ganz nach Wunsch zu sein. Nach Unterhaltung verlangte er nicht. Er saß in seinem Sessel; niemand hätte ihn dazu zu bringen vermocht, sich bei Tage nieder zu legen. Er klagte auch nicht über Schmerzen, nur ein verhaltenes Stöhnen, ein krampfhaftes Zusammenpressen der fast immer geschlossenen Lider verrieth es, daß er litt. Auch war er seltsam geduldig, und es wollte fast scheinen, als sei es weniger seine immer noch markige Gestalt, als sein psychisches Leben, dem die Krankheit einen Stoß versetzt hatte.

Wie gesagt, es dämmerte.

Die Baronin — die es doch ein Mal wieder zu dem Kranken hingetrieben hatte — fand, daß das Halbdunkel die drückende Stimmung noch unerträglicher mache, und so hatte sie Hanne hinaus geschickt, Licht zu besorgen.

Das kleine Oellämpchen, das, von einem Schirm verhüllt, der Krankenstube Abends und Nachts diente, war noch nicht in Ordnung gebracht worden, und so hatte Hanne irgend eine gerade dastehende Lampe angezündet und brachte diese anstatt des bescheidenen Flämmchens. Baron Barmer fuhr auf. An so helles Licht war er seit Wochen nicht mehr gewöhnt gewesen.

„Sie wissen doch . . .", er unterbrach sich selbst. „Nein, sie weiß nichts, Schwester . . .", sich an die neben ihm Sitzende wendend — „ich bitte Sie, tragen Sie die Lampe wieder fort."

Diese erhob sich, seinem Wunsch zu willfahren. Und plötzlich fühlte sie des Barons Finger ihren Arm umklammern. „War ich blind?" rief er im alten barschen Tone, „wart Ihr alle blind, oder . . . doch ja, sie ist es, sie ist es, bei Gott — Josa!"

„Josa," wiederholte Frau von Barmer, in ihren Sessel zurücksinkend, und „Josa!" echote Hanne schreckensstarr. Dann trat Stille ein. Der Kranke war der erste, der das Schweigen brach.

„Und Du wagst es, wiederzukommen?" sagte er. „Wagst es, in dieser frommen Verkleidung Dich bei uns einzuschleichen? Was willst Du hier? Ausspioniren? Dich freuen, daß es so schlecht bei uns steht? Was sonst? Kannst Du nicht reden? Glaubst Du . . ." Er verstummte, Josa's Augen zwangen ihn dazu. So stolz und so demüthig zugleich konnte die nicht dastehen, die unlautere Gründe hierher getrieben hatten.

„Vergieb mir," flüsterte sie und ergriff seine Hand. Sie zog sie nicht zu sich empor, sie beugte sich zu ihr herab und berührte sie mit den Lippen. Aber sobald gab sich Baron Barmer nicht zufrieden.

„Mein Leben habt ihr vergiftet," rief er. „Du, Du und Joachim! Und er noch mehr als Du, denn er war mein Sohn, mein Aeltester . . . Glaubt Ihr, daß man ein Herz von Stein habe? Du gehst! heute noch, hörst Du? Dein Anblick bringt mich um. Himmel, wenn er doch dastände, statt Deiner! Könnt' ich ihn doch noch einmal sehen, wissen nur, ob er lebt! Könnte, ach . . . ach!" Erschöpft sank er zurück.

Josephine blieb ruhig; seine Worte schüchterten sie nicht ein.

„Man soll den Kranken, den man zu pflegen hat, durch nichts erregen, das ist eine der Hauptbedingungen, die man an uns stellt," sagte sie. — „Jetzt muß ich ihr entgegenhandeln. Onkel, weißt Du, weshalb ich hierher kam? — Um Dir Joachim wieder zu bringen!"

Baron Barmer fuhr auf.

„Auch das noch!" rief er. „Auch lügen hast Du gelernt und scheust Dich nicht, einem todtkranken Manne . . ." Er vermochte nicht auszusprechen. Ihre Augen legten ein Schloß auf seine Lippen.

„Ich lüge nicht," sagte sie und ihre Stimme zitterte. „Graf Sagern, Dein vor wenigen Wochen verstorbener Freund, hat insofern eine alte Wette bezahlt, als es ihm gelungen ist, Deinen Sohn aus der Ferne in die Heimath zurückzurufen." Es trat auf's neue Stille ein.

Daß Josephine die Wahrheit gesprochen hatte, bezweifelte Niemand. „Joachim," stieß dann Barmer, schlaff in sich zusammenfallend, hervor, „Joachim," hauchte seine Gattin, nach Athem ringend, und Hanne, die ihrer halb ohnmächtigen Herrin die Stirn mit Kölnischem Wasser rieb, echote: „Joachim!"

Von nun an mußte es ein Jeder Baron Barmer ansehen, daß es mit ihm zu Ende gehe. Die übergroße Gemüthsbewegung raubte dem Körper die Widerstandsfähigkeit, die diesen bislang aufrecht gehalten hatte. Man legte ihn zu Bett. Von Zeit zu Zeit schlief er, laut im Traume sprechend. Wenn er erwachte, rief er Josa zu sich und verbot ihr, Joachim zu schreiben, sein Anblick werde ihn tödten, und im nächsten Augenblick befahl er ihr, ihn sofort zu benachrichtigen und ihm den Brief durch einen Boten zu übersenden, denn Post und Telegraph seien nicht sicher genug.

So verging die Nacht. Am anderen Morgen war der Kranke ruhiger. Er verlangte angekleidet und zu seinem Sessel geführt zu werden. Man that, wie er wünschte. Die Stunden schlichen dahin, ihm wenigstens und der Schwester. Frau von Barmer hatte, Dank der Aufregung, ihre Migräne bekommen und war nicht im Stande, die Chaiselongue zu verlassen.

Wolf sah ab und an in die Krankenstube hinein, haschte nach diesem und jenem kleinen Dienste, den er dem Kranken leisten konnte, und schlich wieder hinaus.

So wurde es Abend. Der Patient wünschte, daß das Fenster geöffnet werde, und als Josephine sich anschickte, es zu thun, rollte ein Wagen in den Hof. Baron Barmer schnellte in die Höhe und Josephinens zitternde Finger brauchten Zeit, den Fensterhaken in die Oese zu hängen. Das Erschrecken war jedoch unnöthig, denn die leichte Gestalt, die der alte Diener Peter freudestrahlend aus dem Wagen hob und die dem Brenkensteiner Kutscher einen Gruß für seinen Herrn zurief, wurde wohl kaum mit solch fieberhafter Sehnsucht von ihnen erwartet.

Halb erleichtert, halb enttäuscht, kehrte Josephine zu ihrem Kranken zurück und dieser lehnte müde und schwach den Kopf zurück und wartete weiter.

XXXVI.

Eine Stunde später waren alle um Baron Barmer versammelt. Edith saß zu seinen Füßen, lehnte das blasse Gesichtchen an ihres Vaters Knie und hatte die Thür im Auge.

Josephine strickte und bewahrte die größte Ruhe. Plötzlich horchte sie auf, eine Stricknadel entfiel ihren Händen und glitt zu Boden. Als Wolf, der sie aufhob, sie ihr wieder reichen wollte, war ihr Platz leer und sie im Vorzimmer verschwunden. — Dort drinnen an der Thür aber stand eine gebeugte Gestalt und streckte ihr seine beiden schmalen Hände entgegen.

„Josa!" rief eine Stimme, doch nicht wie sonst, voll und tief, sie klang, als strichen zitternde Finger über zerrissene Saiten. — Die Gerufene blickte nicht auf, ihre Hände ergriffen die seinen, sie sagte ihm nichts, aber sie zog ihn mit sich fort. Und nun stand er, der verlorene Sohn, den Seinen gegenüber.

Tiefe Stille.

Dann sprang Edith jubelnd auf, stürzte auf den Heimgekehrten zu, schlang die Arme um ihn und vergrub lachend und weinend den Kopf an seiner Brust.

Langsam auf Wolf's Arm gestützt, kam die Baronin näher. Sie schien mit einer neuen Ohnmacht zu kämpfen und streckte ihrem Sohne die Hände hin.

„Mutter", stammelte Joachim und dann ließ ein schwerer Seufzer des Kranken alle auf diesen sehen. Er winkte ungeduldig und seine Gattin verstand ihn und ließ sich von Wolf hinaus führen. Edith schlang ihre Arme noch einmal um den Hals des wiedergefundenen Bruders und folgte ihrer Mutter. Auch Josephine ging

Nun war Baron Barmer mit seinem Sohne allein. Wieder winkte er und Joachim kam näher, langsam wie ein Nachtwandler. Auf den Schemel zu Füßen des Kranken sank er zusammen. Dann wurde es still. Es war, als seien Worte eines solchen Augenblickes unwürdig.

Den Kopf zurücklehnend, starrte der Vater auf seinen Sohn, der ihm aus Ueberspanntheit, aus Trotz, aus Laune, in viele Jahre seines Lebens das Gift einer beständig zehrenden Sorge gegossen hatte. Und seltsam, wie wenn nach trüben Tagen die Sonne wieder lacht und man es vor Freude fast darüber vergißt, daß sie es nicht immer that, so sanken alle düsteren Erinnerungen, all der Groll, der gegen den Verlorenen jahraus, jahrein in ihm gegährt hatte, plötzlich in den stillen, barmherzigen Strom, den die Alten Lethe nannten, und in dem Glück des Augenblicks gipfelten seine Gedanken. Ging es dem Vater im biblischen Gleichniß nicht auch wie ihm?

In Gedanken hatte dies Baron Barmer unbewußt schon oft gethan, jetzt durften auch seine Lippen aussprechen, was sein Herz erfüllte.

„Ich vergebe Dir," hauchte er, die Hände auf seines Sohnes verwirrtes Haar legend, „ich vergebe Dir."

Und Joachim beugte den Kopf tiefer und fiel noch mehr in sich zusammen. „Ich habe es nicht verdient," flüsterte er. „Schilt mich lieber, fluche mir!"

Dann die Augen, in denen ein Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes aufflammte, zu seinem Vater aufschlagend, fuhr er in jener schroffen Weise fort, in der wohl Menschen reden, die nicht wissen, womit beginnen.

„Ich ging," rief er, „weil ich mich für zu groß hielt, einst in Deine Fußstapfen zu treten, zu groß für den Fleck Erde, der mir gehören sollte! Thor, der ich war! — Ein Begnadeter, ein mit außergewöhnlichen Gaben Ausgestatteter wähnte ich zu sein. Gut . . . ich ging! Ich hatte Glück! Jener verschollene Onkel meiner Mutter ließ sich durch mich an die Heimath erinnern, allerhand halbentschlafene Gefühle erwachten in ihm und er nahm sich meiner und meines Gefährten an." Er machte eine Pause. „Doch höre weiter", fuhr er dann fort. „Ich kehrte nach Europa zurück. Mr. Haston, der alte Sonderling, war es noch nicht müde geworden, junge leichtsinnige Neffen in sein Herz zu schließen; er schickte mich nicht arm in die Welt, er ließ mich gute Schulen besuchen, kurz, er handelte an mir wie ein Vater. Aber er verrieth mich nicht! Durchdrungen davon, daß Ihr nichts sehnlicher erwartetet als seinen Tod, haßte er Euch).

„Ich war nun frei, durfte thun, was mir beliebte. Ich studirte dies und das, auch das Leben und die Menschen, und dann griff ich zur Feder. Und ich hatte Glück . . . nicht gleich freilich, nicht als ich meinen allzu kühnen Plänen folgend mich hergebrachten Traditionen widersetzte, doch als ich dem Publikum Concessionen machte, hob es mich auf den Parnaß. Lange freilich hielt ich mich nicht auf der Höhe! Es weht ein scharfer Wind dort oben . . . Daß man mich tadelte, trieb mich zu wahnwitzigem Ehrgeiz an. Erst wähnte ich ein Begnadeter zu sein, dann erschien ich mir ein Verdammter . . . Von neuem spannte ich alle Kräfte an. Ruhm, Ruhm! Das war das Alpha und Omega meiner Gedanken. Und was habe ich geleistet trotz Fleiß und eisernem Willen? Etwas, über das Sachverständige die Köpfe schütteln und vor dem ich selber erröthe. Und jetzt kam der Tag, an dem ich mich erkannte. Ich weiß nicht viel mehr davon; irgend etwas raubte mir für lange die Besinnung. Ich erwachte, genesen unter Schwester Josephinens Pflege! — Das ist mein Leben! Aber etwas vergaß ich noch: Das Glück ist mir doch hold gewesen, wenngleich es mich mit Gaben bedachte, deren Werth wohl andere mehr zu schätzen gewußt hätten, als ich.

„Vor einer Reihe von Jahren starb Mr. Haston, der Goldonkel meiner Mutter, und Clemens Scheidel, derselbe, mit dem ich entfloh, und der es auf dem schätzereichen Boden bald zu etwas gebracht hatte, theilte mir mit, daß der Onkel wenige Tage vor seinem Tode sein ganzes großes Vermögen, welches eigentlich für San Franzisko bestimmt war, mir vermacht habe. Sieh! . . . da bin ich nun, ein armer reicher Mann, der schuldbeladen und schuldbewußt heimkehrt, der alles erstrebt und nichts erreicht hat!" Er schwieg und stöhnte wie unter großen Schmerzen.

Der Vater schwieg auch. In seinem Hirn überstürzten sich die Gedanken; nur einen hielt er fest, den nämlich: Dein Sohn ist wieder da, ein armer, reicher Mann! So reich, daß er mit dem, was er besitzt, den in's Wanken gerathenen Wohlstand von Dönkirch wieder festigen kann, und so arm, daß er nach dem, was sich ihm nun bietet, verlangend die Hände ausstrecken wird, um es fest zu halten für immer. Wäre er heimgekehrt als ein Ruhmgekrönter, so hätte das Verlangen nach neuem Sieg ihn wieder hinausgetrieben. Ist doch echtem Künstlerthum Freiheit und Genuß ein unbestreitbares Recht.

In diesem Ausbruch schmerzlichster Reue, der Joachim's Herzen entströmt war, fand sein Vater eine Art Genugthuung für vergangene schwere Tage. Es schien ihm die Sühne, welche die Schuld, mit der sein Sohn ihn am tiefsten getroffen hatte, erheischte. Und nun war er zufrieden. Er hatte keinen Wunsch mehr, gar keinen! — Die Nacht brach herein. Josephine trat wieder in die Krankenstube, um sich nach ihrem Patienten umzusehen. Sie fand ihn völlig erschöpft, vermochte ihn aber nicht dazu zu bewegen, sich hinzulegen. Er lehnte sich in den Sessel zurück und legte die Rechte auf seines Sohnes Schulter. Es schien, als wolle er ihn festhalten. In dieser Nacht ging Niemand im Schlosse zu Bett. Die Baronin mit Wolf und Edith wachten im Nebenzimmer. Wolf blickte öfter in die Krankenstube; einmal trat er näher, sodaß Joachim seine Hand zu fassen vermochte. „Mein Bruder", sagte er, „nun komme ich wieder meinen alten Platz einzunehmen, aber glaub mir, Du sollst es nicht schlechter haben."

Wolf erwiderte nichts, der feste ehrliche Druck war Joachim Antwort genug. Baron Barmer, der geschlummert hatte, schlug die Augen auf. Als habe er Joachims Worte verstanden, sagte er, sich an Wolf wendend: „Mein alter, lieber Junge, wenn doch auch Du zur Vernunft kommen wolltest . . Ein jeder ist seines Glückes Schmied . ."

Und Wolf nickte stumm und ging.

Und dann wurde es wieder still und die Stunden verstrichen langsam. Ab und an schweifte Joachims Blick zur Schwester hinüber, es war ihm, als wisse sie kaum, daß er da sei. Ihre gleichgiltige Kälte that ihm weh. Und während er zum Fenster hinausschauend darüber grübelte, ob er ihr denn gar nichts sei, tauchte sich der Himmel allmählich in jene weißgelblichen Tinten, die dem Sonnenaufgang vorangehen.

Jetzt wurde der Kranke unruhiger, der Todeskampf begann. Er sprach viel, abgerissen und schnell. Die Seinen versammelten sich um ihn, auch die Leute. Er aber hatte nur Augen für Joachim. Wieder nach einer Weile wurde er stiller; es war ihm anzusehen, daß eine tiefe innere Befriedigung ihn erfüllte.

Als die Sonne ihr leuchtendes Antlitz voll über den Hügel emporhob, senkte Baron Barmer das Haupt: „Joachim", flüsterte er. „Jo . ."

Und jetzt huschten die Strahlen des goldigen Gestirns schon durch den Part, die Vögel erwachten und stimmten ihre Kehlen und die Blüthenbüsche neigten sich im Winde und schüttelten den Thau ab.

(Schluß folgt.)

Der längste Tag.

Ein bedeutender Jurist hat einmal über das Klebegesetz geäußert: „Man mag über dasselbe denken, wie man will; da es einmal Gesetz geworden ist, ist es Pflicht jedes Staatsbürgers, sich damit abzufinden, und ein guter Staatsbürger wird ihm wohl auch gute Seiten abgewinnen können." Ganz ähnlich könnte man über die mitteleuropäische Zeit urtheilen. Alle Handlungsreisende jubeln sie on, während ihr die Wissenschaft mit getheilter Liebe gegenübersteht, und in anderen Kreisen redlichen Erwerbs wird sie sogar feindselig angesehen. Aber das Gute hat ihre Einführung gehabt, daß man sich etwas eingehender damit beschäftigt hat, wann nun die Sonne auf- und untergeht, weil bei allen Verrichtungen, die auf's Tageslicht angewiesen sind, nun wohl berücksichtigt werden mußte, um wie viel Anfang und Ende der Thätigkeit zu verlegen war. Die Angaben der Abreißkalender, die schon früher für manchen Ort recht trügerisch gewesen waren, ließen jetzt ganz und gar im Stich, da ihre Unrichtigkeit nicht nur in meridionaler Richtung, wie früher, sondern auch in der der Parallelkreise zunimmt.

Jedermann hat in der Schule gelernt, daß an den Polen unserer Erde Tag und Nacht, d. h. die Dauer der Anwesenheit der Sonne über dem Horizont und ihrer Abwesenheit unter demselben, je ½ Jahr dauert (von den Wirkungen der Refraction wird hier zunächst abgesehen), und ebenso weiß Jeder, daß am Aequator Tag und Nacht je 12 Stunden währen. Dieser Uebergang von 12 Stunden zu einem halben Jahre ist natürlich kein unvermittelter, sondern vollzieht sich mit zunehmender geographischer Breite allmählich, und daraus geht hervor, daß auf unserer Halbkugel im Frühling und Sommer, wo der Nordpol ½ Jahr Tag hat, die Tageslängen vom Aequator nach Norden zunehmen müssen, im Herbst und Winter aber, wo der Nordpol in dauernde Nacht getaucht ist, die Zunahme der Tage in umgekehrter Richtung stattfindet. Es wird also z. B. der 1. Mai in Neapel erheblich kürzer sein, als in Stockholm, und umgekehrt wird der 1. November in St. Petersburg kürzer sein, als in Constantinopel. (Natürlich sind die Zeiten zwischen Sonnenauf- und Untergang gemeint.) Am größten sind diese Unterschiede zur Zeit von Sommers- und Wintersanfang, d. h. in der Mitte des Polartages oder der Polarnacht. Es dauert dann der längste Tag (oder die längste Nacht)

unter	16° 44′	Breite	13	Stunden,
„	30° 48′	„	14	„
„	41° 24′	„	15	„
„	61° 19′	„	19	„
„	63° 23′	„	20	„
„	66° 32′	„	24	„
„	67° 23′	„	1	Monat,
„	73° 40′	„	4	„

Aber um die Unterschiede der Tageslängen bemerkbar zu finden, brauchen wir gar nicht so weit entfernte Orte, wie Neapel-Stockholm, oder Constantinopel-St. Petersburg zu wählen; unser Deutschland reicht vollkommen aus, denn der Unterschied in der Tageslänge des 21. Juni am südlichsten und nördlichsten Punkte unseres Vaterlandes beträgt schon 1 Stunde 37 Minuten. Das genügt doch offenbar, um die Frage für einen bestimmten Ort: „Wie lang ist denn nun bei uns der Tag?" für berechtigt und wichtig anzuerkennen. Ich bezweifle zwar, daß die Einweihung des Nordostseecanals aus dem Grunde auf den 21. Juni verlegt worden, weil er bei seiner nördlichen Lage in Deutschland den Vortheil des Tageslichtes so am längsten genießt, aber ein vortheilhafter Zufall ist es jedenfalls, trotz aller elektrischen Beleuchtung, die doch nie das Tageslicht ersetzen kann.

Deutschland dehnt sich von Süd (Südwestbayern — am Biberkegel) nach Nord (Nimmersatt) über etwa 8½ Breitengrade aus, worauf der oben genannte Tagesunterschied von 97 Minuten zu vertheilen ist. Von Ost (Schilleningk, nordwestlich von Schirwindt, Kreis Pillkallen) nach West (westlich von Havert, Kreis Heinsberg) umspannt es 17 Längengrade, wofür sich ein Zeitunterschied von 1 Stunde 8 Minuten ergiebt. Diese beiden Unterschiede sind nun bei der Bestimmung des Sonnenauf- und Untergangs zu berücksichtigen, und ich will am Schlusse eine Methode angeben, nach der sich Jeder selber mit Hilfe einer guten Landkarte für den einen Tag im Jahre die mitteleuropäische Zeit ermitteln kann, zu welcher das Tagesgestirn an seinem Orte auf- und untergeht Die Refraction, d. h. die Strahlenbrechung in der Dunsthülle unserer Erde bewirkt, daß die Sonne mit ihrem unteren Rande am Horizont gesehen wird, also ganz über ihm steht, wenn sie in Wirklichkeit mit oberen Rande am Horizont angekommen ist, wir sehen also die Sonne länger, als sie wirklich über dem Horizont verweilt. Der Tag wird dadurch verlängert, und in den nachstehenden Angaben ist dieser Umstand berücksichtigt.

Der südlichste Punkt Deutschlands liegt unter 47° 17′ nördl. Breite, der nördlichste unter 55° 52½′ nördl. Breite. Ich gebe daher zunächst die Tageslänge für diese Orte und jeden dazwischen liegenden vollen Breitengrad:

Südlichster Punkt	15	Stunden	50 Minuten,
48°	15	„	57 „
49°	16	„	6 „
50°	16	„	16 „
51°	16	„	26 „
52°	16	„	37 „
53°	16	„	49 „
54°	17	„	2 „
55°	17	„	15 „
Nördlichster Punkt	17	„	27 „

Vor Einführung der mitteleuropäischen Zeit war nun die weitere Rechnung ziemlich einfach. Da ging nämlich für alle Orte der Erde an demselben Tage die Sonne auch zu der gleichen bürgerlichen Zeit durch den Meridian; zeigte also z. B. eine richtig gehende Uhr in Berlin 5 Minuten vor 12 Uhr, wenn die Sonne gerade im Süden stand, so war, in Ortszeit ausgedrückt, dasselbe auch der Fall für jeden nördlich oder südlich, östlich oder westlich davon gelegenen Ort, man brauchte also nur die ermittelte Tageslänge je zur Hälfte um diesen „Meridiandurchgang" zu gruppiren und hatte dann sofort die Auf- und Untergangszeit der Sonne in der Ortszeit. Jetzt muß man aber diese Zeiten für mitteleuropäische „verbessern", d. h. so viel Minuten zuzählen oder zurückrechnen, als in dem betreffenden Orte am 1. April 1893 die Uhren plötzlich vor- oder nachgestellt wurden. Was ergiebt sich daraus? Schreiten wir von Süden nach Norden vorwärts, so finden wir immer andere, weiter auseinander liegende Auf- und Untergangszeiten der Sonne; das kommt von der Rundung der Erde, ist also eine Nothwendigkeit. Schreiten wir von Osten nach Westen vor, so finden wir ebenfalls immer andere, aber gleichweit auseinander liegende Auf- und Untergangszeiten für die Sonne; das kommt von der M. E. Z., ist also bis zu gewissem Grade eine Willkür, und das Gesammtresultat ist, daß es thatsächlich jetzt in Deutschland keine zwei Orte giebt, an denen zu derselben Uhrzeit die Sonne auf- und unterginge, und die Angaben aller Abreißkalender, die in bequemster Weise ihre astronomischen Daten ohne weitere Mühe dem Berliner astronomischen Jahrbuche „entlehnen", gelten nur für den Ort, der mit Berlin gleiche Breite und mit Görlitz gleiche Länge hat, für alle übrigen Orte sind sie falsch. — Leider zeichnet sich jene Stelle noch nicht durch einen bewohnten Ort aus.

Ich gebe nun zunächst noch eine Uebersicht über Sonnenauf- und Untergang am 21. Juni für 13 verschiedene Punkte Deutschlands, wobei Refraction und M. E. Z. berücksichtigt worden sind. (Mit „Nord" u. s. w. sind die betreffenden äußersten Grenzpunkte Deutschlands bezeichnet.)

	Aufgang		Untergang	
Nord	2 Uhr	54 Min.	8 Uhr	20 Min.
Ost	2 „	54 „	8 „	5 „
Berlin	3 „	45 „	8 „	31 „
Kiel	3 „	48 „	8 „	53 „
Hamburg	3 „	54 „	8 „	49 „
Magdeburg	3 „	54 „	8 „	35 „
Halle a/S.	3 „	58 „	8 „	29 „
Weimar	4 „	3 „	8 „	29 „
Hildburghausen	4 „	9 „	8 „	28 „
Regensburg	4 „	10 „	8 „	16 „
München	4 „	16 „	8 „	14 „
West	4 „	25 „	8 „	51 „
Süd	4 „	25 „	7 „	46 „

Für jeden anderen Ort verfahre man nach folgender Norm: Am 21. Juni 1895 geht der Sonnenmittelpunkt um 12 Uhr 1 Min. 27 Sec. Ortszeit durch den Ortsmeridian; an diese Zeit bringe man die mitteleuropäische Zeitcorrection an, und zwar hinzuzählend, wenn man s. Z. die Uhren vorstellen mußte; abziehend, wenn sie zurückgestellt werden mußten; nehme sodann aus der zweiten tabellarischen Uebersicht die halbe Tageslänge für seinen Ort heraus und gehe um den damit ermittelten Zeitwerth zurück und vorwärts, so erhält man die gewünschten Zeiten für Sonnenauf- und und Untergang. Daß das für Deutschland ein recht buntscheckiges Bild wird, ist allein schon nach obigen 13 Stationen klar: und das hat mit ihrer „Einheit" die M. E. Z gethan. Dr. R. Kleemann in der „Magdeburger Zeitung.

Gartenarbeiten im Juli.

Obstgarten. Die für Juni genannten Arbeiten sind fortzuführen. An den Bäumen, welche zu zahlreich angesetzt haben, werden die überflüssigen Früchte entfernt. — Bei reichem Obstertrage beginnt man auch mit dem Stützen der zu schwer beladenen Aeste. Im Frühjahr oder vorhergehenden Herbst gepflanzte Bäume sind bei großer Trockenheit zu begießen. Johannis- und Stachelbeeren können nach dem Ausreifen und Pflücken ihrer Früchte beschnitten werden. Wo es ausführbar, ist Bespritzen der Bäume gegen Abend anzurathen. Reife Früchte sind einzuernten, am besten am Morgen, bevor sie von der Sonne stark beschienen werden, weil sie dann würziger und schmackhafter sind. — Die in diesem Monat reifenden Birnen und Aprikosen werden 5 bis 8 Tage vor völliger Reife gepflückt und bis sie genießbar geworden, im Zimmer aufbewahrt; sie werden dadurch schmackhafter. Es müssen auch die in diesem Monat neu hinzutretenden schädlichen Insecten verfolgt werden. — Bei Himbeer- und Brombeersträuchern sind zu zahlreich erscheinende Wurzelausläufer bis auf die 3 oder 4 stärksten zu entfernen.

Baumschule. Mit dem Oculiren auf's schlafende Auge ist man von Ende d. M. ab vollauf beschäftigt. Schwachwachsende und solche Unterlagen, deren Wachsthum am ehesten aufhört, werden zuerst oculirt. Die zu wagerechten Kordons bestimmten Oculaten sind zu biegen. Leittriebe niederer Form müssen wiederholt angeheftet werden. — Insecten-Vertilgung und Bodenlockerung sind fortzusetzen.

Gemüsegarten. Bei trockenem Wetter und nach schwachem Regen muß — wenn auch nicht oft — doch immer stark gegossen werden, mit überschlagenem Fluß- oder Teichwasser abends, mit Brunnenwasser morgens, wenn möglich mit gleichzeitiger Benützung von Mistjauche für angewachsene, nicht für frischgesetzte Pflanzen. Zu dicht aufgegangene Wurzelgewächse sind zu verziehen, Kohlgewächse zu behäufeln, andere Gemüse sind zu behacken. Unkraut ist auszujäten. Kardy, Bleichsellerie und andere Bleichgewächse sind zusammen zu binden, mit Körben und diese mit Erde zu bedecken, wodurch die Blätter gebleicht, also feiner werden. Ausgereifte frühe Kartoffeln werden ausgenommen. Bei Blumenkohl sind die Blätter über den Blumen umzubrechen oder zusammen zu binden, damit die Kolben weiß und zart bleiben; auch erwachsene Endivien sind zusammen zu binden, Zwiebelgewächse — die eingezogen, also „reif" sind — werden aufgenommen, an einem trockenen Orte ausgebreitet, später gereinigt und in geeignetem Raum aufbewahrt; hierher gehören: die Sommer-Gartenzwiebeln, Perl-, Chalotten- und Knoblauchzwiebeln. Gurkenstengel legt man in eine Rinne und bedeckt sie mit Erde; sie schlagen Wurzeln und tragen desto länger. Die besten Gurken werden mit Stäbchen bezeichnet und zu Samengurken bestimmt; man legt sie auf Brettstücke, damit sie nicht faulen. Majoran, Thymian, Minze, Melisse u. dergl. sind unmittelbar vor der Blüthe abzuschneiden und im Schatten zu trocknen. Nach Beendigung der Erdbeerernte reinigt man die Pflanzen von trockenen Blättern und Ausläufern, wenn man die an letzteren sitzenden Pflanzen nicht zur neuen Anlage im nächsten Monat braucht. Drei Jahre alte Erdbeerbeete sind abzuräumen, tief umzugraben, zu düngen und mit Gemüse zu bepflanzen. Reife Erbsen sind auch abzuräumen und zu dreschen; der Same ist dann zu reinigen und auf Maden des Erbsenkäfers (Bruchus pisi) und des Rüsselkäfers (Sitona grisea et S. lineata) zu untersuchen; wo sie gefunden werden, sind die Erbsen einer Wärme von 50 bis 51 Grad C. oder 40 bis 41 Grad R. auszusetzen, was der Keimkraft nicht schadet, aber die Larven tödtet. Der Kohlweißling ist thatkräftig zu verfolgen, indem man seine Eier zerdrückt. — Reife Samen von Möhren, Sellerie, Petersilie, Rettig u. a. sind einzuernten und zu trocknen. Der Composthaufen ist wiederholt mit Jauche zu begießen und umzustechen, darnach aber wieder mit Erde, wie bisher mit feingesiebter Thomasschlacke oder Kainit zu bedecken. Die Melonen in den Mistbeeten sind fleißig zu lüften und zu begießen.

Aussaat. Auf abgeräumte Beete: Winterkohl (Blätterkohl). Herbstrüben. Teltower Rüben, auf Sandboden. Sommerrettig. Winterrettig. Buschbohnen. Rapunzel oder Feldsalat; auf gutes, nur oberflächlich gelockertes Land ein Jahr alter Samen. Kopfsalat. Radieschen, halbschattig. Spinat. Karotten, frühe. — Pflanzen: Mit halber Düngung, oder nach solchen Gemüsen, für welche frischgedüngter Boden erforderlich war: Kohlarten. Kohlrabi. Kopfsalat. Sellerie. Thymian. Majoran. Porree. Winterendivie.

Blumengarten. Kamelien werden nun ins Freie an geschützte, schattige Stellen gebracht, sobald die Blumen-Knospen deutlich sichtbar sind, oder der Trieb vollendet ist. Der Blumengarten ist zu erhalten, wie er im vorigen Monat zu vollem Glanz vollendet worden. Sind auf Blumenbeeten mit scharf abgegrenzten Farben Verwechselungen vorgekommen, dann müssen die Pflanzen mit falschen Farben herausgenommen und durch andere ersetzt werden. Teppichbeete müssen nothwendig immer in gutem Zustande sein, d. h. blühend und in den glänzenden Farben ihrer Blätter erhalten werden; ist dies durch Ausschneiden, Niederhalten und Zwischenpflanzen nicht mehr möglich, dann sind sie vollständig zu erneuern; die Pflanzen dazu müssen rechtzeitig angezogen, also vorhanden sein. Abgeblühte Beete müssen erneuert werden. — Hat man Fuchsien, Cupheen, Heliotrop, Pelargonien, Latanen u. a. mit den Töpfen in die Beete gesenkt — was so tief zu geschehen hat, daß sie vollständig in die Erde kommen und noch etwas mit Erde überdeckt werden — so können die Beete, sobald sie durch ungleichmäßiges Wachsthum der einzelnen Pflanzen unschön geworden, umgestellt werden. Blühende Pflanzen sind, wenn möglich, gegen Regen und glühende Sonnenhitze zu schützen. Hecken und Einfassungen werden zum zweiten Male geschnitten. Reife Samen von Stiefmütterchen, Silenen, Vergißmeinnicht, Primeln, Aurikeln u. a. werden gesammelt, mit Namen versehen, getrocknet und — wenn im Garten nichts Wichtiges zu thun — gereinigt. Georginen, Stauden und blühende Pflanzen werden an Stäbe gebunden. Rasenteppiche, Beete und Pflanzen sind fleißig zu spritzen, Blumenpflanzen zu behacken, Wege vom Unkraut rein zu halten. Die Aussaaten sind zu beschatten und feucht zu halten, aufgegangene Sämlinge zu verstopfen. — Blumenzwiebeln und Knollen werden, wenn völlig eingezogen, aus der Erde genommen, getrocknet und dann an luftigem Orte bis zur Pflanzzeit aufbewahrt. Die verständige Leitung eines Parks, wie des Hausgartens, wird die ruhige Zeit zu der Untersuchung benützen, ob Veränderungen im Garten vorzunehmen sein könnten. Hierher gehört das Auslichten der Gehölzgruppen und einzelner Bäume, man bezeichne deshalb überflüssig gewordene Bäume und Sträucher, um sie im Herbst zu entfernen.

Aussaat. In Schalen im Mistbeete: Chinesische Schlüsselblume, Pantoffelblume, Aschenpflanze, Reseda für den Herbstflor. — Ins Mistbeet: Levkoyen für den Frühlingsflor, Stiefmütterchen (Blendlinge desselben), Vergißmeinnicht, Silenen u. a. 2jährige Pflanzen für die Frühlings- und Sommerblüthe des nächsten Jahres.

Pflanzen. Winterlevkoyen und Goldlack vom Mistbeet ins Freie. — Stauden, die im vorigen Monat angesäeten, sind zu versetzen, viele von ihnen sofort dahin, wo sie im nächsten Jahre blühen sollen, auf Beete, an Ränder der Gehölzgruppen und in den Anzuchtgarten. Knollenbegonien, welche sich auch in der Blüthe jederzeit ohne Nachtheil verpflanzen lassen, auf freiwerdende Beete. Herbstsafran-Zwiebeln ins Freie.

Vermehrung. Nelken durch Absenker. Durch Stecklinge: Remontant- und Theerosen in kalte Mistbeetkästen; diese sind geschlossen zu halten, nur anfangs leicht zu beschatten, aber sehr oft zu bespritzen. — Immergrüne Kalthauspflanzen in Schalen unter Glasglocken im Vermehrungshause oder kalten Mistbeete. Indische Wucherblume und Bohnenblatt in kleine Töpfe, von Triebspitzen, die dann im Herbst schon als zierliche Pflänzchen blühen. Pelargonien und Pentstemon gegen Ende d. M. einzeln in kleine Töpfchen oder zu mehreren an den Rand größerer Töpfe in kalte Mistbeete, um sie im folgenden Jahre zu Verkaufspflanzen heranzuziehen; sie sind anfangs geschlossen zu halten und leicht zu beschatten. Coleus, Irisine, Aschyrantes, Alternanthera u. a. feine, im Warmhaus zu überwinternde Teppichbeet-Pflanzen zur Stecklingsgewinnung im folgenden Jahre; Alternanthera können zu diesem Zwecke auch auf Aschyrantes gepfropft werden, sie überwintern sich dann besser. — Hortensien, Epheu, Ziersträucher und Zierbäume in kalte Kästen. Abgeblühte Stauden in verschiedenen Arten durch Theilung.

Schatten und Schutz.

Frisch gekaufte Pflanzen sind oft recht empfindlich. Man kann mit ihnen nicht vorsichtig genug umgehen, besonders dann nicht, wenn sie, wie das ja häufig der Fall ist, klein und unansehnlich sind. Pflanzt man solche Pflanzen ins Freie, so gehen sie sehr häufig ein, Licht und Luft sind ihnen zu derb. Sollen sie anwachsen, so verlangen sie in der ersten Zeit günstigere Verhältnisse. Rauhe Luft soll abgehalten werden, sengende Sonnenstrahlen gedämpft.

Beides läßt sich leicht machen, wenn man einen Mistbeetkasten hat und die Pflanzen dorthin bringt. Manchmal ist das allerdings auch nicht das Richtige. Wer es nicht versteht, im Mistbeetkasten die richtigen Verhältnisse zu schaffen, kann mehr schaden als nützen durch trockene Luft und zu große Wärme. Besonders leicht passirt dies dem Gartenfreunde.

Er kommt deshalb bei härteren Pflanzen, Nelken ꝛc., viel besser weg, wenn er nicht den Mistbeetkasten benutzt, sondern die Pflanzen auf irgend einem Beete mit dem Topfe in den Boden einsenkt und dann Fenster darüber deckt, die auf großen Töpfen ꝛc. liegen können. Die Pflanzen werden darunter nicht verzärtelt, weil frische Luft unter dem Fenster hindurchziehen kann. Sie stehen aber doch geschützt. Wenn die Sonne stark scheint, muß Schatten gegeben werden. Wo ein Mistbeetfenster fehlt, genügt es auch häufig, daß man einfach Licht und Luft durch Ueberdecken von Brettern mildert. Bleibt hinreichend Zwischenraum zum Durchfallen von Licht und werden die Bretter hoch genug über die Pflanzen angebracht, sind sie vortrefflich.

Bei Teppichbeeten, die frisch bepflanzt worden sind, ist solcher Schatten und Schutz sehr häufig nicht möglich. Da kann man sich aber durch Ueberdecken einiger Tannenzweige helfen. Sie müssen aber auch, das ist wichtig, hoch genug über den Pflanzen liegen, nicht auf denselben.

Wer findig ist, kann die Schutzmaßregeln für seine Pflanzen leicht ausdehnen. Der Schutz braucht natürlich nicht dauernd zu sein. Er ist nur für die erste Zeit berechnet, da aber von außerordentlichem Nutzen.

R. Betten i. Pr. Rthg.

Pflanzen für Bienen.

Die Erfolge der Bienenzucht hängen in erster Reihe von einer lang dauernden und reichen Bienenweide ab und wo eine solche vorhanden ist, wird es der unerfahrenste Imker stets weiterbringen, als der erfahrenste unter schlechten Bienenweide-Verhältnissen. Es sind indeß alle Hoffnungen vorhanden, daß die Imker auch noch einmal ernstlich an die Aufbesserung der Trachtverhältnisse gehen werden, kein vernünftiger Imker kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß nur durch Erstreben einer guten Bienenweide die Bienenzucht sich heben kann.

Gute Honigpflanzen für die Spättracht giebt es, wie leicht nachzuweisen, genug und wir begegnen solchen unter den holzartigen, unter den ausdauernden und auch einjährigen Gewächsen. Die zweckmäßigsten sind zunächst diejenigen, welche außer dem Geben von Honigsaft auch noch einen anderwärtigen Nutzen haben und zu solchen zählen besonders mancherlei landwirthschaftliche Gewächse sowie Handelsgewächse, und zwar Buchweizen, Seradella, Sommerrübsen, Anis, Coriander, Fenchel, verschiedene spät- oder nochmals blühende Kleearten u. s. w. Von spätblühenden Gehölzen sind die immerblühende Akazie, die Schneebeere und der Teufelszwirn (Cycum barbarum) zu erwähnen, welche sich sämmtlich noch an gänzlich unbenutzten Orten ansiedeln lassen. Die verschiedenen honigenden Garten- und Ziergewächse mögen erst in die zweite Reihe gestellt werden, obgleich sich gerade unter ihnen die allerbesten Honigpflanzen mit befinden, so daß sie eigentlich in die allererste Linie gestellt zu werden verdienten. Als solche Pflanzen habe ich schon oft den Ysop, die Katzenminze und den perennirenden Majoran empfohlen. Jede dieser ausdauernden Pflanzensorten bringt Tausende von Blüthen, die im Sommer und Herbst von der Biene sehr fleißig beflogen werden. — Unter den einjährigen Ziergewächsen befinden sich gar manche, wie: Reseda, Phazelie, Drachenkopf u. s. w., welche im Sommer und Herbst blühen und der Biene reichlich Nahrung liefern. Durch Verschenken von Samen ließen sie sich in allen Gärten verbreiten. Durch Erkennen aller dieser Gewächse und eifriges Wollen seitens der Bienenfreunde, würde sich die Bienenweide für den Hoch- und Spätsommer sowie Herbst außerordentlich reich gestalten.

Alle Honigpflanzenarten versagen einmal den Dienst, sind bald ergiebig, bald nicht ergiebig, oder zur Zeit ihres Blühens giebt es auch gerade andere noch besser honigende oder von der Biene mehr vorgezogene Pflanzen, so daß jene die Biene einmal entbehren kann. Derartige Honigpflanzen, wenn die Blüthezeit mit einer besser honigenden Pflanzenart zusammenfällt, dürfen dann nicht angebaut werden oder man muß ihren Blütenflor auf eine andere Zeit zu verlegen suchen, welch letzteres sich bei gar vielen Gewächsen erreichen läßt, und sie werden dann ebenso reichlich beflogen werden. Daß manche Pflanzenarten keinen schönfarbigen, goldgelben Honig liefern sollen, dies ist wohl nichts Schlimmes, indem solcher ja den Bienen gelassen werden kann; besser — Honig als gar keinen. Daß manche Bienenpflanzen der Biene schädlich sein sollten, mag wohl nicht stichhaltig sein oder seine anderen Gründe haben. Mir ist oft noch erinnerlich, wie eine Anzahl Bienenwirthe der Ebereschenblüthe alles Böse nachsagten, ebenso viele andere gerade das Beste von ihr behaupteten. Die Hauptsache ist in dergleichen Lagen, wenn der Biene zu gleicher Zeit verschiedenartige Weide geboten werden kann, sie wird sich dann wohl immer das Beste für sich heraussuchen, die irgend einmal von einem schädlichen Thau, einem Pilz oder einer Krankheit heimgesuchte Pflanzenart dann nicht befliegen; wenn sie aber nichts anderes finden kann, so bleibt ihr eben weiter nichts übrig, als auch an kranke Pflanzen zu gehen. Die Bienenweide muß daher nicht nur allein reich, sondern auch vielseitig und dazu fortwährend gestaltet werden und dazu muß jeder einzelne sein Scherflein beizutragen suchen.

Kochrezepte.

Suppe mit Spargel-Püree. 10 Personen, 1 Stunde. Ein und ein halbes Schock recht zarten Spargel kocht man in Bouillon, die man mit Weißmehl gebunden hat, gar und streicht sie durch ein Sieb. Beim Anrichten wird die Suppe mit einigen Eidottern, Sahne, einem Stück Butter und ein wenig geriebener Muskatnuß (?) abgezogen, auch giebt man einzelne, in Salzwasser gekochte Spargelspitzen hinein.

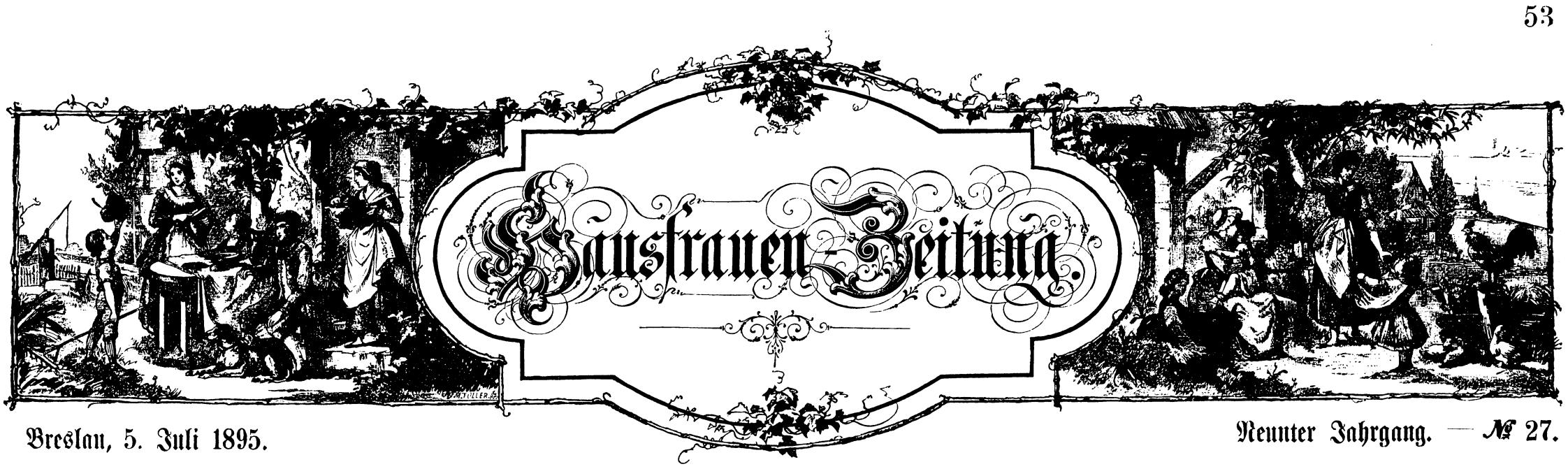
Hammelrücken in Portwein. 10 Personen, 2—2½ Stunden. Nachdem man den Rücken gehäutet und das Fett abgeschnitten hat, legt man ihn in eine tiefe Pfanne, kocht zwei Zwiebeln, einige Nelken, Mohrrüben, Petersilie, eine Zehe Knoblauch mit einem Liter Portwein, einem achtel Liter Essig, gießt diese Marinade über das Fleischstück und läßt es unter täglichem Umrühren sechs Tage darin liegen. Gut abgetrocknet, brät man den Rücken in Butter, mit einem gebutterten Papier bedeckt, unter fleißigem Begießen gar und entfernt zuletzt das Papier, damit er sich gut bräune. Die Sauce wird, mit einem Theil der zuvor durch ein Sieb gegossenen Marinade verbunden aufgekocht, mit einer Messerspitze Fleischextract und etwas Johannisbeergelee verrührt, in einer Sauciere besonders servirt, auch garnirt man den in feine Scheiben zerlegten Braten mit Kartoffel-Croquettes.

Apfel- oder Stachelbeertorte. 1 Pfund Mehl, ¾ Pfund Butter, ½ Pfund Zucker, 2 Eier werden zusammen geknetet, dann in zwei Theile getheilt, ein Theil wird erst ausgerollt und als Boden und Rand in eine Randform gelegt, aber so, daß kein Saft durchlecken kann. Nun schüttet man ein fertig gekochtes, stark gesüßtes Stachelbeerkompott darauf, oder rohe, feingeschnittene Aepfel, gut mit gestoßenem Kanel, Zucker und Citronenschale vermischt, rollt die zweite kleinere Hälfte des Teiges aus und legt ihn als Deckel auf den Kuchen, den man bei langsamer Hitze zwei Stunden backen läßt, bis er hellbraun ist. Er mißräth nie.

Stachelbeersaft. Halbreife Stachelbeeren werden geputzt und mit 1 Liter Wasser auf 2 Liter Beeren aufs Feuer gesetzt und ganz zerkocht. Nun läßt man den Saft durchlecken, nimmt auf 3 Pfund Saft 2 Pfund Zucker und läßt es eine Viertelstunde zusammen kochen. Dann abschäumen und in Flaschen füllen.

Erdbeeren einzumachen. Man stellt einen Topf mit Wasser aufs Feuer und schüttet, wenn es kocht, die Erdbeeren hinein, läßt sie einmal aufkochen und schüttet sie auf ein Sieb. Nun nimmt man auf 4 Pfund Erdbeeren 3½ Pfund Zucker. Letzterer wird angefeuchtet mit dem Wasser, in welchem die Erdbeeren übergekocht sind, einige Löffel Wasser nimmt man mehr, als der Zucker auffsaugt. Man klärt den Zucker, schüttet die Erdbeeren hinein, läßt sie zehn Minuten kochen und füllt sie in Gläser. Zuerst sehen die Früchte hell aus, nachher werden sie roth.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.



Breslau, 5. Juli 1895. Neunter Jahrgang. — № 27.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Schwester Josephine.

Roman von **Karl Greg.**

[Nachdruck verboten. D. S. G.]

(Schluß.)

XXXVII.

Die Beisetzung war vorüber. Alles war wieder beim Alten, und so anders doch. Der kirchlichen Feier hatte Frau von Barmer noch beigewohnt, nun aber lag sie wieder auf der Chaiselongue und sah in der That an Seele und Körper mitgenommen aus. Das unbestimmte helfende Etwas, auf das sie gehofft hatte, war eingetreten und hatte umstoßend und ausgleichend zugleich in ihr und der Ihren Leben eingegriffen. Der Tod ihres Mannes, all die erregenden Ereignisse der letzten Zeit wären vielleicht verhängnißvoll für sie geworden, hätte nicht der Gedanke, nun doch einen Millionenonkel besessen zu haben, dessen Schätze — das beste Theil an ihm — jetzt in der Hand ihres Sohnes waren, ihr Halt gegeben.

Und Joachim würde schon gerecht mit dem Gelde umgehen, die Ueberzeugung stand fest bei ihr.

Ist denn aber in einem Hause, das seinen Hauptbewohner verlor, nicht unendlich viel zu thun, zu schlichten, abzuwickeln und auszurichten? Wer sorgte denn dafür, daß das Rad wieder weiter ging, das momentan aus dem Geleis gekommen war? Joachim etwa?

Niemand konnte es von ihm verlangen, denn er mußte ja erst selbst versuchen, sich auf den Alltagswegen Sterblicher zurecht zu finden.

Und das, was nun sein Eigen sei, auf das er sein Interesse concentriren sollte, das hatte er selbst in die Schanze geschlagen. Was Wunder, daß er Zeit brauchte, sich in die neue Wendung zu finden.

Wars denn Wolf gewesen, der nach dem Rechten sah? Auch ihn beschäftigte anderes. Wenige Tage nach der Beisetzung hatte Joachim anspannen lassen und war fortgefahren. Und als er wiederkam, war er auf Wolfs Zimmer gegangen und hatte zum Bruder gesprochen: „Wolfgang, ich sagte Dirs schon, Du solltest in nichts verkürzt werden. So höre denn: Rungenau stand zum Verkauf, ich erwarb es, dann war ich in Haidbruch und verließ Frau von Erzen, gewillt, mir Erzens-Foly zu verkaufen. Beide Besitzungen sind die Deinigen.“

Wolf war aufgesprungen. „Joachim . .“ Doch dieser unterbrach ihn. „Gut, gut“, rief er, „Frau Marianne und Bertha sind am frohesten darüber.“ Dann lächelte er und fuhr fort: „Was that ich denn als meine Schuldigkeit. Ich bin unverdient ein reicher Mann. Doch nun geh zu Deiner Braut, bitte sie um Verzeihung, und werde glücklich mit ihr.“

Wolf hatte seinen Bruder in die Arme geschlossen und geweint. Dann hatte er satteln lassen und war davon gesprengt.

Wer blieb nun, der nach dem Rechten hätte sehen können? Edith war viel zu sehr mit sich beschäftigt, sie war als Genesende noch recht schwach. So würde denn die Wirthschaft auf dem Kopfe gestanden haben, wenn sich nicht Jemand umsichtig derselben angenommen hätte — Schwester Josephine. Als sei sie für nichts auf der Welt, als für das Wohl ihrer Mitmenschen zu sorgen, so schaltete sie. Dönkirch sollte nicht merken, daß sein Herr ein Stümper in der Kunst des Regierens sei. Ueberall war sie und was sie auch befahl, wurde von jedermann ausgeführt. Aber sie sagte auch nichts, was nicht absolut gut und klug gewesen wäre. Und wie freundlich war sie und wie ruhig! Dazu sah sie aus wie eine Königin selbst in der Schwesterntracht und Dienen und Befehlen ging Hand in Hand bei ihr. Brigitte war am schnellsten zur Stelle, wenn es galt, etwas für sie auszurichten. Sie sagte sich nicht ohne Stolz, daß sie das Schicksal ausersehen hätte, alles gut zu machen.

Eines Tages, als sie vom Fenster aus Josephine über den Hof gehen sah, hatte sie, sich an ihren Bruder, jetzt Joachims Diener, wendend, gerufen: „Heinrich, däucht Dich nicht auch, daß sie eine Schloßfrau für Dönkirch wäre, wie so leicht keine zweite?“

Doch Hanne, die ihre letzten Worte gehört hatte, rief barsch: „Bei dem Geschwätz wird die Arbeit nicht vorwärts kommen. Heinrich, Sie brauchen auch nicht den Leuten auf dem Hofe nachzugaffen.“

Den ganzen Tag war Hanne verstimmt gewesen, am andern Morgen sollte ihre Laune einen Umschwung zum Bessern erfahren.

Als sie ihrer Herrin die Chokolade ans Bett brachte, war auch Josa dort erschienen, um Abschied zu nehmen. Es sei für sie nichts mehr zu thun, so wolle sie wieder hinaus, sich Arbeit zu suchen.

Frau von Barmer hatte etwas von Dank gemurmelt, Hanne aber war der Ansicht des Fräuleins beigetreten und hatte hinzugefügt, daß in Dönkirch Fräulein Josas Leistungsfähigkeit keine Befriedigung fände.

So ging sie zum zweitenmal, niemand hielt sie. Edith hatte sie in die Arme geschlossen und gefragt, was Joachim dazu sage? Josa erröthete. Joachim hatte sie gar nicht gefragt. Statt zu antworten, küßte sie Edith und eilte die Treppe hinab, dem Wagen zu.

Wochen strichen dahin. In jenem magischen Dunkel, das Sommerabenden eigen ist, lag der Park von Dönkirch da. In der Bibliothek stand Joachim am offenen Fenster. Er brauchte nicht mehr nächtlicher Weile nach Büchern zu suchen, aber noch hatte er keines jetzt berührt.

Was that er hier? Athmete er nur die Kühle oder grübelte er über die Zukunft? Keins von Beiden.

Die Phantasie baut vor ihm Bilder auf, an denen sein Auge wie gebannt hängt. Der Mond scheint durch die alten Wipfel und der Wind rauscht im Sommerlaub wie einst. Joachim ists, als stiege eine Gestalt im groben Kleide in eins der Fenster, komme auf ihn zu und blicke ihn mit ihren großen Augen zuversichtlich an.

O, wie hatte er damals gern in diese Augen geschaut! Sie sind es gewesen, die ihn vergessen ließen, daß magyarisches Bauernblut in ihren Adern fließe. Und dann sieht er sie ein anderes Mal. Er vernimmt noch seines Vaters heftige Worte, hört dessen Schritte verhallen und wie er allein zu sein meint mit sich und seinen Ideen, da steht das kleine Wesen wieder neben ihm, legt die Hand auf seine Schulter und flüstert: „Lieber Joachim . .“ Und er stößt die Finger von sich und geht . .

Nun sind mit einem Male die Bilder verweht. Ob sie der Nachtwind mitnahm, der am Fenster vorüberstrich?

Wenn er jene Hand, die er einst von sich stieß, noch einmal in der seinen halten könnte! Aber Schwester Josephine ist Josa nicht mehr. Sie sorgte hier für Alles, für ihn hatte sie keine Augen, als wenn er ihrer nicht bedurft hätte! Und sie ging ohne Lebewohl, ohne Gruß . . Er war der Herr im Hause und sie ging — vielleicht für immer!

Ihm ist's, als träte ihm alles Blut jäh zum Herzen und fließe langsam tropfenweise in die Adern zurück. Aus dem Nebenzimmer schlagen ein paar Accorde an sein Ohr und dann beginnt Edith mit halber Stimme einen Vers aus: „Aennchen von Tharau“ zu singen. Erst beachtet er es kaum, aber der Gesang wird vernehmlicher:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlan,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn!
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unserer Liebe Verknotigung sein“

Mit aller Kraft, über die sie verfügt, mit dem ganzen Zauber, der ihrem Vortrag eigen ist, hat Edith die Strophen gesungen und Joachim hat ihnen lauschen müssen, und sie übertönen alle Fragen und Zweifel in ihm. Ruhig richtet er sich auf, er ist der alte Joachim wieder, der, um etwas zu erreichen, vor nichts zurückschreckt, der Alte, nur zielbewußter, kraftvoller. Und wie er jetzt sagt: „Ich werde nicht rasten, bis ich Dich gefunden habe — bis Du mein bist!“ da klingen seine Worte, wie die eines Mannes, der von dem Gelingen seines Planes sein Lebensglück abhängig macht.

XXXVIII.

Es ist noch einmal in dem ungarischen Dorf, in dem unsere Erzählung sich zu Anfang eine Weile abspielte.

In der weißgetünchten Stube des Samögy'schen Hauses sitzt Josephine am Fenster und blickt müden Auges in die sommerliche Weite. Sie hat Ferien und sieht wohl aus, als ob sie deren bedürfe. Eine Arbeit liegt auf dem Tische vor ihr — unberührt, neben ihr in einer Vase aus buntem Glas blühen altfränkische Gartenblumen — unbeachtet. Sie duften stark, das Zimmer ist niedrig und eng, die Luft beklommen. Josephine steigt das Blut zu Kopf und es verlangt sie hinaus. Sie greift nach ihrem Tuch und tritt ins Freie, und noch unschlüssig, wohin sie gehen soll, haben ihre Füße schon — sie weiß es selber kaum — den Weg zum Friedhof eingeschlagen.

Die Thür steht auf, Josa biegt in den schmalen Gang ein und geht zu den Gräbern der Ihren. Epheu und Immergrün ranken über die Steine, diese fast ganz bedeckend.

Abendliche Stille herrscht.

Ein paar Kinder spielen auf verfallenen Gräbern, und als sie Josa sehen, stecken sie die Köpfe zusammen und flüstern mit einander. Die Fremde sieht auch so anders aus, als die Mädchen im Dorfe. „Sie könnte am Ende zu den Zigeunerinnen gehören“, meinen sie, „doch nein, die tragen buntere Kleider und kommen auch nicht auf den Kirchhof, denn da giebt's nichts für sie.“

An ihrer Mutter Hügel bleibt Josa stehen und die Kinder kommen näher, schmiegen sich aneinander und fahren fort, die Fremde mit neugierigen Blicken zu betrachten.

„Wer sie wohl ist?“ flüstert ein kleiner rothbackiger Knabe. „Still,“ gebietet seine ältere Schwester und im Gefühl ihrer Ueberlegenheit fährt sie, ihren eigenen Befehl, still zu sein, nicht beachtend, wichtig und geheimnißvoll fort: „Das ist das Grab, von dem die Großmutter immer erzählt, das Grab der Maria Samögyi! Die soll sehr schön gewesen sein und darum heirathete sie ein vornehmer Herr, ein Prinz, glaube ich, aber der hat sie verlassen und vor Kummer und Liebe ist sie gestorben, dort im Walde bei der alten Zigeunermutter, von der die Leute sagen, daß sie habe zaubern können.“

Ganz sachte treten die Kinder ein paar Schritte zurück, als sei es hier nicht geheuer.

„Sag', Ilka, kann man denn vor Liebe sterben?“ bricht dann der Knabe zaghaft das Schweigen. Doch statt der Antwort wird ihm wieder der Befehl „still zu sein“. Die Weisheit der zwölfjährigen Erzählerin ist wohl zu Ende.

Josephine hat die Frage des Kleinen gehört, sie beugt sich über den Hügel und macht sich an dem Epheu zu thun. Einige Ranken verschieben sich, der Stein wird sichtbar und die Worte: „Wittwe des Baron Alfred Barmer“ sehen sie an. Auch hier der Name, den sie vergessen will. Rasch verläßt sie den Friedhof und draußen setzt sie den Weg fort, der zum Walde führt. Ihre Mutter ist ihn einmal vor vielen Jahren schneller gegangen, als sie es jetzt thut. Die trieb auch der herbstliche Sturm und die Gestalten ihres verwirrten Hirns, und sie treibt nichts, Niemand kommt ihr nach.

Bald ist sie unter Tannen und geht auf schmalem, von Nadeln glattem Wege wohl eine Stunde lang dahin. Und endlich wollen ihre Füße nicht mehr recht vorwärts, und wie sie sich nach einem Sitze umsieht, auf dem sie ein wenig ausruhen könnte, gewahrt sie hinter den nächsten Bäumen ein moosbewachsenes Schindeldach.

Die Zigeunerhütte! denkt sie mit wehmüthiger Freude. Sie tritt an das Häuschen heran, das allerhand Schlinggewächs überwuchert, und Brombeergerank einer Mauer gleich umschließt. Sie steht eine Weile sinnend davor, dann rüttelt sie an der Klinke. Aber die Thür ist verschlossen. Die Fenster sind zerbrochen und die Löcher hat keine Hand mit Hede ausgestopft, um Wind und Kälte den Eintritt zu verhindern. Wozu auch? Die Menschen, denen diese rauhen Gäste unlieb waren, sind todt oder haben das Weite gesucht.

Auf einer morschen Bank, rechts neben der Hausthür läßt sich Josa nieder. Das verbleichende Abendroth schimmert durch die Tannen. Ein paar Drosseln unterhalten sich in den Baumspitzen und ein Mückenschwarm steigt tanzend in die Luft. Und Josa sieht den Tag verbleichen, die Dämmerung — die sie allmählich immer mehr umfängt — erscheint ihr wie ein Abbild ihres augenblicklichen Lebens. Ist's denn nicht ihre Schuld, daß es so trübe in ihr aussieht! Warum entfloh sie ihrem Glück? Etwa, weil sie aus thörichter Selbstverleugnung sich seiner nicht für würdig, oder weil sie es für ein Unrecht hielt, um der Liebe willen Amt und Pflichten zu entsagen? — Als ob die Liebe nicht auch Pflichten in sich trüge! . . . . Irgend ein Geräusch dringt an ihr Ohr, sie weiß nicht, woher es kommt, denkt auch nicht darüber nach. Und wie sie so vor sich hinstarrt, versetzt ihre erinnernde Phantasie sie in längst verflossene Tage. Sie meint, die Tatern vor sich zu sehen, wie sie ihr Lager aufschlagen; glaubt ihr Sprechen, ihr Lachen, ja selbst ihre wilden Tanzweisen zu hören. Es ist ihr, als sähe sie ein Feuer und höre das Reisig knacken und dann, als vernähme sie Schritte. Sie schließt die Augen, etwas wie Angst — wovor weiß sie nicht — überkommt sie, nun hebt sie die Arme ein wenig und ruft: „Wärst Du doch bei mir!“ — Hat nur die grüne Einsamkeit ihre Worte gehört? Wohl kaum, denn auf dem weichen Boden naht sich ihr eine Gestalt, die ergreift ihre Hände und zieht sie zu sich heran.

Da sieht sie auf.

„Joachim, Du hier!“ Und sie steht, als sei er ein lästiger Fremder, abwehrend vor ihm.

„So hab' ich Dich endlich gefunden“ — ruft er — „endlich, um Dich nie wieder zu verlassen.“

Sie schüttelt den Kopf und ihre bebenden Lippen stammeln: „Geh, Joachim, mache Dir und mir das Herz nicht schwer, geh . . . . Ich darf nicht Amt und Pflicht entsagen um der Liebe willen.“

Er sieht sie halb mitleidig, halb erstaunt an. — Das Geräusch eines sich langsam entfernenden Wagens klingt fast laut in der minutenlangen Stille.

„Geliebte,“ bricht er dann das Schweigen, „die Wunde an meiner Stirn ist unter Deinen Händen geheilt, aber sieh, noch ist meine Seele krank, nimm Du Dich ihrer an, und auch sie wird genesen!“

Aber sie schüttelt den Kopf und blickt zu ihm auf, lange und angstvoll, und in diesem Augenblicke fühlt sie es, daß ihre Liebe zu ihm stärker ist, als sie selbst. „Sprich nicht,“ fleht sie, „Du könntest mich schwach machen, geh', ich bitte Dich, geh'.“

Aber Joachim kennt Beharrlichkeit. „Höre,“ sagt er feierlich, „es steht kein Knabe vor Dir, der — den Du hier siehst — ist ein Mann, der das, was er erfaßte, wohl fahren lassen kann, ohne den Himmel und die Erde mit seinen Klagen zu bestürmen, der aber mit demselben auch sein letztes Anrecht auf Frieden und Glück hingiebt. Ich habe viele Frauen gekannt, doch keine glich Dir — keine! Lies meine Werke und sieh', welch' geringe Meinung ich von ihnen hatte! Von den Besten ist mir selten eine begegnet. Verliebt war ich in manche, aber ich liebte keine bis zu dem Tage, da es mir klar wurde, daß Dir mein Herz gehöre, Dir, Josa! — Du bist sehr stolz, ich weiß es, aber Du bist ein Weib und hast ein Herz. Wendet sich ein Bedrängter an Dich, so hilfst Du ihm, soweit es in Deinen Kräften steht; mir nur, mir wolltest Du alles versagen?! Du bist so gut, warum handelst Du an mir nicht menschlich, schön und edel, wie Du es an Anderen thust?!

Flehend sah sie zu ihm auf. „Laß mich,“ bat sie. „Ich wünsche Dir ein größeres Glück, als das, welches Du bei mir finden würdest . . . O, laß mich . . .“

Sie wollte noch mehr sagen, aber sie kam nicht weiter, blaß und fröstelnd sank sie auf die Bank nieder.

Schweigend nahm er den grauen Shawl, der neben ihr lag, und legte ihn um ihre Schultern; schweigend ließ sie es geschehen.

„So ist es denn aus zwischen uns Beiden,“ flüsterte er, sich neben sie setzend. — Ein scharfer Beobachter hätte vielleicht das Lächeln bemerkt, das um seine Lippen spielte.

Wieder sagte Josa nichts.

„Und doch weiß ich, daß Du mich liebst,“ fuhr er mit leidenschaftlich bewegter Stimme fort. „Kannst Du bei Deiner Ehre leugnen, daß es nicht so ist?“ Und ohne auf eine Antwort zu warten, schlang er die Arme um sie und küßte sie.

Und sie ließ es geschehen, überwältigt von Glückseligkeit. — — —

Die Drossel sang immer noch und die andere gab Antwort. Die Mücken waren fort, das Abendroth erloschen und die Schatten wurden tiefer. Die Arme, die sie umfangen hielten, sanft von sich schiebend, stand Josa auf und Joachim that ein Gleiches.

„Laß uns gehen,“ sagte sie, „es wird kühl und Du mußt Dich noch schonen.“ Dann legte sie ihre Hand auf seine Schultern, — genau wie einst, wo er sie von sich stieß. — „Für Dich zu sorgen, ist ja auch ein Beruf; daß mir es nicht eher einfiel,“ flüsterte sie: „Mein, — mein Joachim . . .“

Er blickte ihr tief in die Augen, nahm ihren Arm in den seinen und preßte ihn an sich.

Das Glück war nun sein, das echte, sagte er sich im Weitergehen, und er gelobte sich, es festzuhalten und zu pflegen, sein Leben lang.

E n d e.

Der Zorn vom hygienischen Gesichtspunkte.

Wenn der Zorn seinen Paroxysmus erreicht, kann er zu plötzlichem Tode führen. Beispiele dieser Art sind nicht so selten und die Geschichte überliefert uns eine Anzahl davon. So starb der römische Kaiser Nerva bei einem heftigen Zornesausbruch, zu dem er hingerissen wurde, als er plötzlich einen Senator vor sich sah, der ihn schwer beleidigt hatte. Einer seiner Nachfolger — Valentin I. — hatte dasselbe Schicksal. Er warf einer Deputation von Deutschen ihre Undankbarkeit gegen die römische Nation mit großer Heftigkeit vor, als plötzlich mitten in seiner Rede ein großes Blutgefäß riß und er todt niedersank. Aber auch die neuere Zeit kennt Beispiele dieser Art. Der große englische Chirurg Sir John Hunter wurde so das Opfer seines zügellosen Temperamentes. Bei einem wissenschaftlichen Streite mit einem seiner Collegen, der nicht seine Meinung theilte, regte er sich so heftig auf und gerieth so in Zorn, daß er sich ein Blutgefäß sprengte und an Verblutung starb. — Der russische berühmte Arzt Bogdanowski in Petersburg starb auf ähnliche Weise, mitten bei einer chirurgischen Operation. Er machte die Amputation eines Fußes und hatte beinahe die Operation beendet, als er sich über die Unbeholfenheit eines ihn unterstützenden Eleven erzürnte. Plötzlich fiel er hin und starb, ohne wieder zu sich zu kommen. — Zornesausbrüche, berechtigte oder unberechtigte, haben glücklicherweise nicht immer diese üblen Folgen, aber es steht doch fest, daß sie auf sehr bedeutende Weise unseren Körper beeinflussen. Ihr Einfluß auf den Appetit ist gleichfalls bekannt und sicher. Jede Aufregung oder unangenehme Disputation bei Tisch, besonders bei Leuten mit galligem Charakter kann eine schwere Verdauung herbeiführen. — Bekannt ist ferner, daß aufgeregte Mütter in der Milch ihren Kindern eine schädigende Substanz zuführen können, die zwar noch nicht entdeckt, aber doch nicht abzuläugnen ist.

Bei welcher Temperatur soll Selter- und Sodawasser getrunken werden?

Der bekannte Hygieniker Uffelmann hat über diese Frage eingehende Untersuchungen angestellt, wobei er — wie die „Zeitschr. f. die ges. Kohlens.-Industr.“ schreibt — zu dem Schlusse gelangte, daß für den Genuß durstlöschender Getränke in der Regel eine Temperatur von 10 bis 20 Gr. C. die angemessenste ist. Jede extrem hohe oder extrem niedrige Temperatur der Speisen und Getränke kann nachtheilig wirken, um so mehr, je heftiger die betreffenden Substanzen genossen werden. Die Temperatur des Brunnen- und Quellwassers liegt in der Mehrzahl der Fälle zwischen 8 und 16 Grad C. Diejenige von 12,5 Gr. C. wird als kühl und angenehm, diejenige von 8 Gr. C. als recht kühl, diejenige von 6 bis 7,5 Gr. C. als unangenehm kalt empfunden.

Ein Wasser mit 21 Grad C. schmeckt schon nicht mehr frisch, erscheint uns bereits etwas fade und erregt — in größeren Mengen getrunken — bei den Meisten Uebelkeit. Die angemessenste Temperatur für Trinkwasser wird hiernach diejenige von 12,5 Gr. C. sein. Wasser von solcher Temperatur löscht den Durst vortrefflich und erzeugt keinerlei üble Nebenwirkungen.

Die künstlich erzeugten kohlensäure-haltigen Wässer (Selter- und Soda-Wasser) erscheinen uns bei gleichem Temperaturgrade kälter, als gewöhnliches Trinkwasser. Bei einer Temperatur von + 8 bis 9 Gr. C. ruft es das Gefühl eisiger Kälte hervor; noch bei einer Temperatur von 12,5 Gr. C. ist es ungemein kühl, bei einer solchen von 6 Gr. C. aber so intensiv kalt, daß man es nur in ganz kleinen Portionen hinabschlucken kann und auch dann noch Schmerz an den Zähnen, wie im Schlunde verspürt. Als angemessene Temperatur für kohlensäurehaltige Wässer muß diejenige von 14 bis 16 Gr. C. bezeichnet werden. Nach einem Erlasse des königl. preuß. Ministers der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten sind bekanntlich die Verkäufer von Mineralwässern im Ausschanke angewiesen, daß Getränk nur in einem dem Trinkwasser entsprechenden Wärmegrade von etwa 10 Gr. C. zu verabreichen.

Literatur.

Allerlei nützliche Garteninsekten. Neu durchgesehener und vermehrter Sonderabdruck aus dem „praktischen Rathgeber im Obst- und Gartenbau" von Heinrich Freiherrn von Schilling. Mit einer Farbentafel und 29 Holzschnitten nach Zeichnungen des Verfassers. Preis pro Exemplar 80 Pf., bei 10 Exempl. 75 Pf., bei 30 Exempl. 60 Pf. Verlag von Trowitzsch in Frankfurt a. O.

Pflicht jedes Gartenfreundes, der seine Pflanzen lieb hat, ist es, sie zu schützen vor dem großen Heere von Schädlingen, von denen besonders unserem Obst Gefahren drohen. Der Kampf muß auf doppelte Weise geführt werden: einmal durch direkte Bekämpfung der Schädlinge — und dieser Kampf bildet den Inhalt des von dem Verfasser früher herausgegebenen Werkes „Die Schädlinge des Obst- und Weinbaues". Dann aber durch Pflege und Unterstützung der Lebewesen, die unsere Bundesgenossen sind im Kampfe gegen die Schädlinge, besonders der Vögel und gewisser nützlicher Garteninsekten. Als die Aufsätze des Herrn Verfassers im vorigen Jahre im „Prak. Rathg." erschienen, erregten sie das größte Interesse der Gartenfreunde und allgemein wurde der Wunsch nach einem Sonderabdruck laut. Der Verfasser ist diesem Wunsche jetzt in erweiterter Form nachgekommen. Die Kenntniß gerade der Insekten und ihrer Bedeutung im Reiche der Natur ist in den weiteren Kreisen unseres Volkes sehr gering — schädliche Insekten werden unterstützt, die nützlichsten, wie der Ohrwurm, die Baumwanzen, die Laufkäfer aus Unkenntniß vernichtet. Möge das Buch dazu beitragen, diese Vorurtheile zu zerstören, zum Segen unseres deutschen Gartenbaues.

Unsere Obstbäume.

Zu neuem Leben erweckt der Frühling alljährlich die Pflanzenwelt und frisches Grün und Blüthenpracht sprossen unter seinem Einfluß auf. Der Strahl der Märzsonne schon ruft allerhand Kräuter hervor, überzieht mit grünlich schimmerndem Nebel die Birke und erschließt die weithin leuchtenden Blüthen der Anemonen. Mit jedem Tage reihen sich neue Blüthen an, immer stärker schwellen die Knospen, bis nach dem ersten warmen Regen die Mehrzahl unserer Bäume ihre Blätter entfaltet und Flur und Wald im duftigen Frühjahrskleide vor uns stehen. „Und welche Ueberraschung, wenn dann zuerst der Pfirsich über Nacht aufsteht, alle Zweige schimmernd, wie ein purpurnes Wunder des Frühlings! Wie leuchtet der duftige Schnee des Kirschbaumes! Wie rosig dämmerts um den bienendurchsummten Apfelbaum! Wie schön, wenn im Windeswehen tausende von Blättchen herabwirbeln und taumeln, niedliche Trinkschalen, aus denen thaudurstige Käfer nippen!"

Von allen Obstbäumen dürfte bei uns in Deutschland der Kirschbaum am häufigsten cultivirt werden. Von unsern beiden Arten, dem Süßkirschbaume (P. avium) und dem Sauerkirschbaume (P. cerasus), die vielleicht von einer gemeinsamen Stammform sich ableiten, hat nach A. B. Frank der erstere als die kräftigere und anspruchslosere Form sich früher als der andere über die Culturländer verbreitet, sei es durch Cultur, sei es durch Vögel, denn die Süßkirsche kommt schon in den Pfahlbauten der Schweiz vor, jedoch noch nicht zur Steinzeit. Ihr Vorhandensein in Europa ist also vielleicht nicht älter als die arischen Wanderungen. Schon bei Theophrast bedeutet κέρασος Prunus avium; doch ist aus den alten Schriftstellern nicht immer sicher zu entnehmen, welche der beiden Arten gemeint ist. Daß derjenige Kirschbaum, welchen Lucullus im Jahre 64 vor Christi Geburt aus Kleinasien mitbrachte und im Triumphzuge in Rom aufführte, der erste seiner Art in Europa gewesen ist, wie gewöhnlich angenommen wird, ist unrichtig. Jedenfalls hat es lange vorher Süßkirschen in Italien gegeben, und Lucullus scheint nur eine besonders edle Sorte, zweifelhaft von welcher der beiden Arten, mitgebracht zu haben. Sicher ist wohl, daß nach dieser Zeit die Kirsche eifrig cultivirt und eine Menge Varietäten, darunter die köstlichsten und feinsten, erzeugt wurden. Von Italien aus verbreitete sich die Cultur der Kirsche nach Norden und schon zu Plinius Zeiten hatte sie den Ocean überschritten und Britannien erreicht. Da jedoch in verschiedenen alten Feld- und Garteninventarien der Kirschbaum nicht aufgeführt ist, so scheint er später von den Angelsachsen in Britannien vernachlässigt zu sein.

Eine besondere Bedeutung dürften die Kirschen und ihre Kerne bei den alten nordischen Germanen gehabt haben, denn bei einer vor einigen Jahren in Schweden vorgenommenen Ausgrabung fand man in einem alten Grabe unter andern eine große Urne mit Tausenden von Kirschkernen. Uebrigens knüpft mancherlei Volksglaube noch heute an den Kirschbaum an und selbst die Kraft, gebannte Geister zu erlösen, wird ihm zugesprochen.

Bezüglich des Pflaumbaums sei hervorgehoben, daß die heutigen Tages in Cultur befindlichen Arten desselben nicht von einer, sondern von verschiedenen Arten abstammen, daß sich die Cultur der Pflaumen, da die meisten in Vorderasien heimisch sind, im Orient entwickelt hat, wenn auch vielleicht die Kriecherpflaume (Pruns insititia) schon vorher von den Europäern genossen wurde und ursprünglich in Europa heimisch sein mag. Als die edelste Pflaume galt die Damascener. Bei den Alten wird jedoch, so schreibt Victor Hehn, die eine von der andern um so weniger genau unterschieden, als auch die erstere unter der Hand der Cultur die feinsten Früchte lieferte und noch liefert, z. B. die Reine-Claude. Wie schon der letztere Name andeutet, ist in diesem Zweige der Obstbaumzucht Frankreich das eigentlich klassische Land, sei es in Folge des Klimas oder der industriellen Bemühungen seiner Bewohner. Geht man weiter nach Süden, zu den Küsten des Mittelländischen Meeres hinab, so scheint auch die Pflaume viel von ihrem köstlichen Aroma zu verlieren. Die europäische Gegend aber, wo die Pflaumenzucht im Großen betrieben wird und als integrirender Factor der Bodenproduction auftritt, ist das österreichisch-türkische Grenzland. Dort begegnet man ganzen Wäldern von Zwetschenbäumen, ihre Früchte bilden vier bis sechs Wochen hindurch frisch gepflückt die Hauptnahrung der Bevölkerung und werden in gedörrtem Zustande massenhaft nach Deutschland, ja bis nach Amerika hin ausgeführt. Schweine und Pflaumen sind fast die einzigen Aequivalente, mit denen diese Länder ihren Bedarf vom Auslande, von dem sie in allen Stücken abhängig sind, bezahlen. Die Hauptanwendung aber, die von dem reichen Ertrage der Frucht gemacht wird, ist die zu Pflaumenbranntwein, der beliebten Slivovica. Obgleich von diesem Artikel ungeheure Mengen an Ort und Stelle verbraucht werden, so ist die Ausfuhr dennoch bedeutend. Wie alt diese Cultur dort ist und ob sie vielleicht über die Zeit der slavischen Einwanderung hinausgeht, ist unbekannt. Aus Beeren, an denen der Nordosten reich ist, ein Getränk zu machen, ist ein altslavischer oder osteuropäischer Nationalzug, der schon von Herodot in seiner Beschreibung des hinterskythischen Landes angedeutet wird.

Pfirsich und Aprikose stammen wie Kirsche und Pflaume aus Asien und zwar der erstere wahrscheinlich aus China, wo seit den ältesten Zeiten viele Varietäten cultivirt werden. In Transkaukasien scheint der Baum seit langer Zeit verwildert zu sein, wenn er nicht auch dort wirklich einheimisch ist.

Die Aprikose (Prunus Armeniaca) ist nicht, wie nach ihrem lateinischen Namen zu vermuthen wäre, in Armenien heimisch, wird auch dort nur selten cultivirt, sondern kommt wild in Turkestan, in der Songarei, im Himalaya, in der südlichen Mandschurei, im nördlichen China auf den Gebirgen um Peking und in der südöstlichen Mongolei vor.

Wahrscheinlich darf man annehmen, daß das Verbreitungsgebiet beider Bäume, namentlich aber das der Aprikose, durch den lebhaften Handels-Verkehr, der während des ganzen ersten Jahrhunderts vor Christi Geburt zwischen China und dem Volk der Ansi bestand, sich weiter westwärts ausgedehnt hat. In Italien wurden dann Pfirsich und Aprikose im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft bekannt. — „Daß die Namen anfangs schwankten und erst später bekannt wurden, war bei so seltenen, unbekannten, aristokratischen Früchten, die dem Blick und der Zunge der Menge erst nach und nach vertraut wurden, und bei dem Mangel an sicherer naturwissenschaftlicher Systematik nicht zu verwundern; doch ist gerade hier die Geschichte der Namen zugleich die der betreffenden Frucht und außerdem lehrreich für die Art, wie solche Namen überhaupt im Volksmunde entstehen." So nannten die Römer eine früh reifende Pfirsichart praecoqua, praecocia, eine Bezeichnung, die später auch auf den Aprikosenbaum — der ja nicht nur frühzeitig blüht, sondern auch seine Früchte zeitig reift — übertragen wurde und ihm schließlich als Name verblieb. Von den Römern aber entlehnten die Griechen denselben — „denn im Umschwung der Zeiten war die Bewegung schon rückläufig geworden, und orientalische Natur-Producte gingen schon von Westen nach Griechenland" — und theilten ihn wieder dem Orient mit, der das damit Bezeichnete ursprünglich besessen hatte. Aus einer entstellten Form von „praecoqua" bildeten die Araber dann mit dem Artikel ihr al barqûq. und als dies nach Erfrischung schmachtende Volk in Spanien, auf den Inseln des Mittelmeeres und in Süditalien seine Gärten anlegte und gleichzeitig in den Häfen seine Waaren ausschiffte, da ging auch dieses Wort in seiner arabischen Form in den Mund der Abendländer zurück und vollendete nun so seinen westöstlichen Kreislauf.

Zu den ältesten deutschen Bäumen gehört der Apfelbaum; Samen desselben finden sich schon in den Pfahlbauten der Schweiz. Wenn er aber auch in unseren Wäldern ursprünglich wild wuchs, so sind doch die edlen Bäume unserer Gärten nicht Abkömmlinge dieser Art, sondern stammen von Zweigen, die über die Alpen gebracht und auf den einheimischen Stamm gepfropft wurden. Nach Professor Engler ist unser Culturapfel (Pirus Malus) nicht aus einer, sondern aus mehreren Arten entstanden, und zwar aus einer im Kaukasus und dem südlichen Altai vorkommenden Art Pirus pumila, sowie der im Orient heimischen P. dasyphylla und der sibirischen Art Pirus prunifolia, von welcher der Astrachaner Apfel hergeleitet wird.

Die kostbaren Früchte des Baumes machten ihn schon früh zum Liebling der Völker, und Sagen verschiedenster Art knüpfen sich bei Griechen und Römern an den Apfel an. Die alten Germanen stellten den Apfelbaum unter den besonderen Schutz der Götter. — Kein Blitz zerspaltete seinen Stamm und der Hammer des Donnerers Donar durfte ihn nicht treffen, aus welchem Grunde man den Baum als Schutzmittel gegen den ersteren möglichst nahe an die Hütte pflanzte. So hoch stand bei den alten Germanen der Apfel in Ehren, daß sie dessen Genuß selbst ihren Göttern und den Seligen zuschrieben und wie bei den Griechen und Römern, so war auch bei den Völkern des Nordens der Apfel das Bild der Liebe. — Das in Magdeburg stehende, später von Karl dem Großen zerstörte Bild der Göttin Freia hatte einen Myrthenkranz auf dem Haupte, eine brennende Fackel auf der Brust, in der rechten Hand eine Erdkugel und in der linken drei goldene Aepfel. Drei hinter der Göttin stehende verschleierte Mädchen hatten ebenfalls einen Apfel in der Hand. Natürlich schloß sich an diesen bei Göttern und Menschen so beliebten Baum auch allerlei Aberglaube an. So sollte man am Neujahrstage keine Aepfel essen; wer sich aber doch den Genuß derselben erlaubte, sollte eben so viel Geschwüre bekommen, als er Aepfel gegessen hatte; während in Mecklenburg, Westpreußen und anderen Gegenden im Volke die Ansicht verbreitet ist, daß Aepfel — am Oster- und Pfingstmorgen stillschweigend vor Sonnenaufgang gegessen — das ganze Jahr hindurch gegen das kalte Fieber schützen. — Um den Ertrag der Bäume zu steigern und eine reiche Ernte zu erzielen, schlug man sie mit Stöcken und Ruthen und noch heute besteht vielfach der Glaube, daß die erste Frucht des Baumes nicht abgepflückt werden darf, wenn er weiter tragen soll.

Die Kugelform machte den Apfel schon bei den Alten zum Symbol der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt. Deshalb gebrauchten ihn Kaiser und Könige als Sinnbild der Weltherrschaft. Ueber die Entstehung und das Schicksal des ersten Reichsapfels berichtet die Sage, daß Alexander der Große ihn aus dem Go'de der von ihm eroberten Länder habe anfertigen lassen. Später kam dieser Apfel in den Besitz einer der drei Könige von Arabien, die — als ihnen der Stern im Morgenlande erschienen war — nach Jerusalem zogen, um den neugeborenen König der Juden anzubeten. Unter den Kostbarkeiten, die sie dem Heiland der Welt mitnahmen, befand sich auch jener goldene Reichsapfel, der zerbrach, als das Jesuskind ihn berührte, ein Zeichen, daß von jetzt an das irdische Reich dem unvergänglichen, himmlischen weichen müsse.

Wie der Apfel- so wurde der Birnbaum von unseren Altvorderen geschätzt, ja besonders kräftig entwickelte Stämme von hohem Alter wurden als heilig verehrt. Deshalb fällten auch die ersten Boten des Evangeliums die meisten derselben, um mit ihnen die Erinnerung an die heidnischen Gebräuche zu zerstören. Mancherlei Aberglaube schließt sich an den Birnbaum an und nicht wenige Bäume sind noch heute vorhanden, die ein ganzer Kranz von Sagen umgiebt.

Ein solcher Baum steht auf dem Walserfeld, in der Nähe des Untersberg im Salzburgischen, in dem nach der Sage Karl der Große schläft. — Drei Mal schon wurde dieser Baum abgehauen, aber immer wieder entstand aus dem Stumpfe ein frischer, kräftiger Stamm. Seit langem ist er nun dürr und kahl, seine Blätter sind verweht in alle Winde und verdorben. Wenn aber Karl des Großen Bart drei Mal um den Tisch gewachsen ist, dann wird der Birnbaum von Neuem grünen und blühen, Kaiser Karl mit seinen Kriegern aus dem Berge hervorkommen und seinen Schild an den Baum hängen. Dann wird er an seinen Schild schlagen und alle treuen Deutschen werden sich um ihn schaaren, gegen die Feinde des Vaterlandes. Eine furchtbare Schlacht wird unter seiner Führung stattfinden und frei und einig, groß und mächtig wird Deutschland aus derselben hervorgehen. Als im Jahre 1813 das deutsche Volk die fränkische Knechtschaft abschüttelte, schlug der Baum wirklich aus, seine Blätter aber verdorrten bald wieder, denn der Tag von Deutschlands Einheit war noch nicht gekommen. Ob der Baum im Jahre 1870 von Neuem gegrünt hat, ist nicht bekannt geworden.

Bei den Griechen und Römern war der Birnbaum schon in frühester Zeit bekannt, seine Frucht hochgeschätzt, denn Plinius zählt bereits 35 verschiedene Sorten auf, von denen viele den Namen ihrer Heimath führten. Alle Culturbirnen, und heute ist ihre Zahl nicht gering, stammen von verschiedenen Arten, als welche Professor Engler folgende nennt: Pirus Achras in Centralasien, P. persica in Syrien und Persien, sowie P. cordata und P. elaeagrifolia im Orient. Somit gilt also auch wohl für die Birne, was für die anderen Obstbäume feststeht, daß sie — zum mindesten in ihrer Culturform — dem Orient entstammt, daß sie von dort aus den Griechen und Römern überkommen, und daß hinsichtlich ihrer Cultur der Norden Europas vom Süden und Südosten her beeinflußt ist.

Europa hat im Allgemeinen von dem, was es von Natur besaß, nur Weniges aus eigenem Impuls aus der Wildniß gehoben und durch Erziehung nutzbar gemacht; es mußte dazu am Mittelmeer aus Asien, in seinen mittleren Gegenden durch den Süden angeregt werden, wie dies unsere Obstbäume so recht augenfällig darthun. Und gerade das Obst, die ursprüngliche, des Feuers nicht bedürftige Nahrung des Menschen, verbreitete und veredelte sich nicht nur durch ganz Italien und wurde bis auf den heutigen Tag auch in der Familie der Armen ein nothwendiger Bestandtheil des täglichen Mahles, sondern ging hoch über die Alpen in das mittlere und westliche Europa hinüber, wo das Klima bei entsprechender Einsicht und Thätigkeit des Culturmenschen diese Zucht noch erlaubte, ja begünstigte.

Wasserrose= (Nymphaea alba) Cultur für Gartenteiche.

G. Schaedtler-Hannover.

Bald nach der Blüthezeit der weißen Seerose (Nymphaea alba L.), jedoch bevor die letzten großen, schwimmenden Blätter von dem Wasserspiegel verschwinden, etwa gegen Ende August, wird ein kräftiges Exemplar aus dem Grunde der flachen Seestellen vorsichtig mit dem ganzen Wurzelballen und den daran befindlichen Rhizomen (Stolonen) ausgegraben und in einen alten geräumigen Wasch- oder Weinkorb, der mit grobem Sackleinen ausgefüttert sein kann, eingesetzt. Der Grund des Korbes wird vorher mit Schlammerde aus dem See ausgefüllt, darin die ausgehobene Pflanze eingebettet und nachher gleichfalls mit Schlammerde zugedeckt, damit sie möglichst vor dem Austrocknen gesichert bleibt. In diesem Zustande läßt man den Korb vom überflüssigen Wasser abträufeln und verschickt ihn nach seinem Bestimmungsorte.

Im Teiche oder Weiher des Gartens wird eine sonnige Stelle, welche von einem bestimmten Aussichtspunkte, etwa einem Ruhesitze, einer Bank unter einem schattigen Baume, überschaut werden kann, ausgesucht, dort eine geräumige Vertiefung von etwa 30—40 cm ausgegraben, worin mit Sorgfalt die angekommene Pflanze, deren Rhizome nach allen Richtungen gleichmäßig ausgebreitet werden, eingesenkt und mit der vorhandenen Schlammerde bedeckt wird. Rings um die Pflanze schlägt man zu ihrem Schutze kurze Pfähle aus Bohnenstangen schräg ein, welche zur Befestigung ihres neuen Standortes viel beitragen. Auf diese Art ist für den Besitz und die sichere Fortdauer einer wundervollen Pflanze bestens Sorge getragen und bleibt diese ausdauernde Pflanze, die noch viel zu wenig berücksichtigt wird, ein Kleinod für den wahrhaft romantischen Schmuck eines Teiches oder Weihers. Alljährlich, gegen Ende Mai, treibt sie ihre schönen, großen, kreisrunden und ovalen, an der Basis tief eingeschnittenen Blätter aus der Tiefe hervor, die sich schwimmend auf der Oberfläche des Wassers erhalten. Später, im Juni, erscheinen die ansehnlich großen, schneeweißen, vielblätterigen Blumen, die im Innern mit zahlreichen, lebhaft eigelben Staubfäden geziert sind. Durch zwei volle Monate (Juni, Juli) und oft darüber hinaus, erfreuen die märchenhaft schönen Wasserrosen Auge und Herz des glücklichen Besitzers durch die Schönheit ihrer Erscheinung.

Wer es liebt, seinen neugewonnen Pfleglingen nach Jahren einen anderen Platz im Wasser zu bestimmen, kann diese auch in geräumigen Körben, aus Weidenruthen geflochten, welche im Grunde mit Steinen zu beschweren sind, an gut ausgewählten Stellen des Teiches bis zum Korbrande eingraben lassen, nur muß er an jedem Korbe eine getheerte Schnur und an dieser einen hölzernen Schwimmer anbringen, um die Körbe wiederfinden zu können.

Die reizenden, rosafarbigen Wasserrosen wurden in schwedischen Seen entdeckt und sind mit Erfolg auch im deutschen Reiche cultivirt. *)

Wer da Bedenken trägt, in seinem Teiche der Fischzucht wegen Wasserrosen dulden zu wollen, irrt sich. Bekanntlich werden die Fischnetze zum Fange der Karpfen, Hechte ꝛc. nur im Herbste durch den Teichen gezogen, zu welcher Zeit die Nymphaen durch ihre langstieligen Blätter nirgends mehr ein Hinderniß für den freien Durchzug der Netze abgeben, da Blätter wie Blüthen bereits eingegangen sind und die Pflanze im Grunde des Teiches schläft. (Prakt. Rathg.)

Meischen im Kirschbaume.

Ich habe einen Kirschbaum im Garten (königl. Amarelle), wovon die Sperlinge die Kirschen mit Vorliebe fressen. Sie stahlen sie mir in jedem Jahre, sobald sie sich nur zu röthen anfingen. Alle Vorkehrungen, die ich traf, blieben ohne Erfolg, sodaß ich den Baum schon umhauen wollte. Eines Jahres las ich im „Prakt. Rathg." die Empfehlung von Nistkästen für die Meisen, wodurch ich aufmerksam wurde, sofort nach angegebenem Muster solche anfertigte und auch einen auf den Kirschbaum brachte. Er wurde sofort bezogen. Aber wie erstaunte ich, als sich die Kirschen rötheten und ich täglich von Morgens 3 Uhr bis Abends spät den Lärm von den kleinen Meisen und den Spatzen hörte. Die Meisen ließen die Sperlinge nicht einmal auf die Nachbarbäume und verfolgten sie dort. Ich erntete einen großen Korb voll Kirschen und habe seitdem keine Verluste mehr. Ich bringe immer auf jedem zweiten oder dritten Kirschbaume einen Nistkasten für Meisen an.

Mundts Brausekanne.

Wie in allen Fächern ein gutes Handwerkzeug viel zum guten Vollbringen beiträgt, so im Gartenfach die Gießkanne. Viele Jahre habe ich diesem Gegenstande peinlichste Aufmerksamkeit geschenkt. Heute führe ich eine praktische neue Kanne vor. Diese Kanne ist durch ihre ganz besonders construirte Brause von unschätzbarem Werthe. Eine gewölbte, ovale, sehr feine Löcher besitzende, in guter Stellung befindliche Brause, ersetzt in vielen Fällen die Gartenspritze. Der Wasserwurf ist breit, sehr fein, gleichmäßig. Für Saatbeete, feine Saatpflanzen, feinere Topfpflanzen, ganz kostbar. Für Mistbeetcultur ist es jedenfalls die vorzüglichste Kanne, die bisher existirt.

Da die Kanne äußerst solid und dauerhaft, alle Fehler sonstiger Kannen vermieden, ist sie anschaffenswerth. Der Wasserwurf kommt nicht flach aus der Brause, sondern springt wie ein kleiner Springbrunnen nach oben. Dieser Umstand ist von großem Werthe, da die Spritze dadurch ersetzt wird. Einzige Bezugsquelle ist Walter Mundt, Pankow-Berlin, Kanne Nr. 1, für Kästen, Häuser, hat 5 Liter Inhalt, Nr. 2, für Freilandcultur, hat 9 Liter Inhalt.

Conservirung von Gemüsen und Früchten.

Seit einigen Jahren hat die Verwendung von Conserven im Haushalt eine immer größe Ausdehnung genommen und lediglich der Mangel eines einfachen und sicheren Verfahrens ließ das Conserviren von Früchten und Gemüsen noch nicht zum Gemeingut aller Stände werden. Die Perfektconservebüchsen der Glashüttenwerke Adlerhütten in Penzig bei Görlitz haben nun diesen bisher recht fühlbaren Mangel gänzlich beseitigt und dadurch eine nicht geringe volkswirthschaftliche Bedeutung erlangt. Tausende(?) von praktischen Hausfrauen haben sich bereits anerkennend ausgesprochen und bedienen sich nur der Perfectconservebüchsen.

Diese Perfectbüchsen, welche luftdicht schließen, ermöglichen es, ohne weiteren Zusatz von Wasser, Zucker oder Essig, Früchte und Gemüse jahrelang aufzubewahren, ohne daß dieselben im geringsten an Geschmack und Reinheit etwas einbüßen. Wie angenehm ist es, auch zur Winterszeit den Tisch mit Gemüsen und Früchten versorgen zu können. Die Anschaffung der Perfectbüchsen ist nicht kostspielig.

Die Behandlung ist sehr einfach, begründet sich auf absolute Fernhaltung von Luft, Fäulnißerregern und Schimmelkeimen und erfordert weiter nichts als ein kurzes Kochen unter Luftabschluß. Die mit den Gartenerzeugnissen gefüllte Perfektbüchse wird in einem hinreichend großen Topfe unter Wasser gesetzt; durch die Erhitzung des letzteren verflüchtigt sich die in der Büchse vorhandene Luft, der sich entwickelnde Dampf hebt den Deckel so viel, daß sie entweichen kann. Hierauf schließt sich der Deckel selbst wieder und die Conserve ist fertig. Der Vorgang ist ein so einfacher, der Erfolg in Hinsicht auf die Erhaltung ein so sicherer, daß wir nur wünschen können, es möchte diese Art der Winterversorgung allgemein Eingang finden. Viele Hausfrauen werden durch frühere schlechte Erfahrungen gegen das Conserviren von Früchten ohne Essig und Zucker eingenommen sein, indem sie oft die unangenehme Entdeckung machen mußten, daß sich nach kurzer Zeit Schimmelbildung zeigte und die Conserven weggeworfen werden mußten. Dies Alles ist bei den Perfectconservebüchsen ausgeschlossen. Sie zeichnen sich ferner vor allen andern Systemen dadurch aus, daß neben der größeren Sicherheit in Bezug auf luftdichten Verschluß der Inhalt nur mit Glas in Berührung kommt, wodurch die Reinheit des Geschmacks der Früchte auf alle Fälle erhalten bleibt.

Die Perfektconservebüchsen werden mit geöffnetem Hebel aufbewahrt; ein unfertig conservirtes Glas macht sich dadurch kenntlich, daß der Deckel von selbst aufspringt. Hier kann sofort Abhilfe durch nochmaliges Kochen geschaffen werden.

Jede Perfektbüchse trägt im Glasdeckel den Text: „Perfekt — D. R. P. 60689 und Gebrauchsmusterschutz", worauf beim Einkaufe zu achten ist.

Vorräthig in den Größen von 1/4 bis 2 Liter in allen besseren Glaswaaren- und Haushaltungsartikelgeschäften.

Vorstehender Bericht ist uns durch die Fabrik zugegangen, spricht also etwas pro domo, eines Versuches ist jedoch das empfohlene schlesische Fabrikat wohl werth.

Kochrecepte.

Kohlrabi mit Zunge. 10 Personen, 1 1/2 Stunden. Man schneidet 1 1/2—2 Mandel jungen Kohlrabi in dünne Scheiben, dünstet ihn mit Butter, Salz, einem Zusatz von Fleischextrat und ein wenig Wasser weich, giebt etwas Mehl, mit Butter durchgerührt, dazu und kocht den Kohlrabi ganz kurz ein. Nun legt man eine starke Gemüseschicht in eine Porzellan-Backform, darüber eine dünne von Zunge und fährt so fort, bis die Form gefüllt ist. Mit 4 gequirlten Eiern übergossen, läßt man das Gericht verdeckt in einer Röhre so lange backen, bis die Eier fest geworden sind.

Stachelbeer-Auflauf. 10 Personen, 1 1/2 Stunden. Man bereitet von 1 kg frisch gepflückter Stachelbeeren und 1/2 Kilo Zucker ein Gelee und zwar so, daß die Stachelbeeren erhitzt durch ein feines Sieb gestrichen, mit dem Zucker gemengt und vorsichtig zu Gelee gekocht werden, den man erkalten läßt. Nun werden 10 Eiweiß zu festem Schnee geschlagen, mit 1/2 kg Puderzucker durchzogen und mit dem abgekühlten, aber noch flüssigen Gelee verrührt. Auf einer Schüssel bergartig dressirt, muß der Auflauf, stark mit Zucker bestäubt, etwa 50 Min sehr langsam backen; sobald er sich zu bräunen beginnt, muß man ihn mit einem Bogen Papier bedecken.

Stachelbeeren einzumachen. Die Beeren werden gepflückt, kurz ehe sie zu reifen anfangen, daß sie also recht groß, aber noch ganz hart sind. Nachdem sie geputzt, werden sie 24 Stunden in kaltes Wasser gelegt und müssen dann, auf ein Sieb geschüttet, abtropfen. Nun nimmt man Zucker, 1 Pfund auf 1 Pfund Früchte, und kocht ihn bis er Fäden zieht, schüttet die Beeren hinein und läßt sie eine halbe Stunde darin kochen. Dann in Gläser füllen.

*) Im königl. Park zu Oliva bei Danzig sahen wir im vergangenen Jahre sehr schöne, fast dunkelrothe Wasserrosen, aber am schönsten bleiben doch die weißen. — Red.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 12. Juli 1895. Neunter Jahrgang. № 28.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.

1.

Ich glaube nicht, daß es jemals Menschen auf der Welt gab, die derartig von sich eingenommen waren, wie die Bewohner der guten, kleinen Stadt Langweil. Bei ihnen hingen alle menschliche Würden, alle gesellschaftliche Bedeutung, alle Ehre und aller Ruhm von der Stellung ab, die eine Person in der Stadt Langweil oder deren Umgegend einnahm.

Langweil ist ein kleines Handelsstädtchen etwa hundert und fünfzig Meilen von London entfernt, einerlei in welcher Himmelsrichtung.

Die Bewohner des kleinen Ortes bilden sich ein, der Mittelpunkt der Welt zu sein und Ihre Majestät, die Königin Victoria, von Gottes Gnaden Beherrscherin des Vereinigten Königreichs, ist in erster Linie Königin von Langweil.

Man mag in die weite Welt gehen und Millionen Geldes erwerben, so wird diese Thatsache in der Beachtung der Langweiler immer erst in zweiter Reihe kommen, der weitaus wichtigeren gegenüber, daß man aus Langweil gebürtig ist. Man mag die halbe Welt durchreisen; gehört man dem schönen Geschlecht an, so mag man bei einem Pariser Schneider arbeiten lassen, Diamanten aus Golconda tragen, Tokayer Wein trinken, — einerlei, in den Augen der Langweiler würden all die eben erwähnten Artikel bedeutend mehr Anklang finden, wären sie durch irgend einen merkwürdigen Zufall in Langweil selbst erzeugt worden.

Die Bewohner des Städtchens waren nicht nur meistens in dem kleinen Ort geboren und erzogen, sondern sie hatten auch ihren Stammbaum dort. Die meisten bewohnten ihre eigenen Häuser, und die waren alle mehr oder weniger altmodisch und unbequem. Darin lebten sie von Generation zu Generation, bis die Salonteppiche traditionell und die Salongardinen Erbstücke wurden. Ließ sich Jemand einmal ein Gewächshaus anbauen, oder ein französisches Fenster durchbrechen, so war diese Neuerung in den Annalen Langweil's ein wichtiges Ereigniß.

Es gab in der unmittelbaren Nachbarschaft des Städtchens fünf große Häuser: die Villa, die Abtei, das Schloß, die Rectorei und der sogenannte Rittersitz. Ich glaube, die „Villa" war sozusagen immer schon vorhanden gewesen und die Abtei stand ihr im Alter am nächsten. In beiden wohnten Langweiler vom reinsten Wasser, — Leute, die seit Generationen in dem kleinen schläfrigen Nest gelebt hatten.

Im Gegensatz hierzu gehörte das Schloß entschieden in die Neuzeit. Was die gesellschaftliche Stellung anbetrifft, so nahmen die Bewohner des Schlosses (freilich nicht in Langweil selbst, sondern in dessen umliegender Nachbarschaft) den ersten Rang ein. Man konnte ihnen nicht nachsagen, daß sie sich um das Leben und Treiben ihres Nachbarstädtchens viel bekümmert hätten, — sie waren thöricht und entartet genug, ihr Hauptaugenmerk auf die ländliche Nachbarschaft zu richten. Die Langweiler sprachen immer mit einem gewissen Mitleid von ihnen; gleichzeitig muß aber erwähnt werden, daß — wenn das Schloß die geringste Notiz von der Villa und der Abtei nahm — beide Häuser sich außerordentlich geschmeichelt fühlten.

Die Rectorei — der Sitz des Pfarrers — war neu, aber im ganzen genommen, war man in Langweil stolz darauf, denn das alte Pfarrhaus war nach und nach in einen derartig baufälligen Zustand gerathen, daß es unmöglich länger bewohnt werden konnte; darum legte sich die Kirchen-Behörde ins Mittel, ohne die fast geheiligte Stadt erst weiter um ihre Meinung zu befragen. Das neue Gebäude war im Elisabeth-Style erbaut und sehr bequem. Langweil ergötzte sich an dem Gedanken, daß das alte Pfarrhaus eben nur reparirt worden sei. Nun sprach man von diesem Zeitpunkt immer „ja, damals, als die gute, alte Rectorei wieder in Stand gesetzt wurde." Es war allerdings eine wunderbare, sehr gründliche Instandsetzung, denn man hatte klüglich sechs kleine Zimmer in vierzehn große verwandelt. Aber, obgleich neue Ankömmlinge darauf bestanden, daß es ein ganz neues Haus sei, konnten oder wollten die Langweiler diese unleugbare Thatsache nicht einsehen.

Der sogenannte „Rittersitz" war ein großer, kastenartiger Bau, ebenfalls neueren Ursprungs, einfach und anspruchslos. Ein geräumiges, bequemes Gebäude, aus dem selbst die Phantasie der Langweiler nichts besonderes machen konnte. Es wohnten Fremde darin; Leute, die das Licht der Welt nicht in ihrem Mittelpunkte Langweil erblickt hatten. Das heißt, die Herrin des Rittersitzes — eine Wittwe — war nicht aus Langweil gebürtig, noch entstammte ihr Mann diesem Städtchen; sie waren eben „Fremde." Und „Fremde" wurden innerhalb der Thore Langweil's als Feinde angesehen und demgemäß verachtet. Lange, lange Zeit hatte Langweil auf die Drummond's mit argwöhnischen Augen herabgeblickt und erst nachdem sie volle drei Jahre ihren neuen Wohnsitz, den sie sich selbst erbaut, inne hatten und Frau Drummond eines Töchterleins genesen war, ließen sich die Langweiler herab, den Fremden eine wichtige Stellung unter sich einzuräumen.

Das kleine Nest war zweifellos ein sehr merkwürdiger Ort. Es hatte ein reinliches, grünes Ansehen und einen Ueberfluß an schönen Bäumen. Aber es war leider auch etwas feucht. Bei regnerischem Wetter lag der sauberste Weg in der Mitte der Straße und in dunklen Nächten that man gut, eine Laterne mitzunehmen. — Die neueste Mode galt in Langweil für gewöhnlich und die neuesten Ankömmlinge wurden immer eine Zeit lang argwöhnisch beobachtet. Sie mußten, um sich eine Stellung unter ihren Mitbürgern zu erringen, verschiedene Stufen erklimmen. Meistens fingen sie es in der richtigen Reihenfolge an. Sie begannen bei der Bank, dann bahnte sich der Verkehr mit dem Doctor an, dem die Rectorei folgte und schließlich, wenn sie sehr tugendhaft waren — Sonntags zwei Mal in die Kirche gingen, und ihre Dienstboten keine Klatschgeschichten von ihnen erzählten — fanden sie auch gnädige Aufnahme in der Villa und in der Abtei. Und damit gaben sich die meisten „Fremden" zufrieden.

Frau Drummond hatte immer nur das eine Kind besessen, was sie Sybilla taufte. Den Langweilern leuchtete dieser Name nicht recht ein, denn seit Menschengedenken war in ihrer Mitte kein Kind so genannt worden. Noch fand sich der Name im Kirchenbuch vor. Aber Frau Drummond besaß einen hartnäckigen Charakter. Ihre einzige, früh verstorbene Schwester trug den Namen Sybilla und nach ihr nannte sie ihre Tochter, ohne sich um die Meinung Anderer zu kümmern.

Allmählich arbeiteten sich die Drummonds, ohne jegliches Zuthun ihrerseits — empor, — empor aus jener äußersten Dunkelheit, alias London, aus der sie hervorgingen, — empor zu der höchsten Zinne der Gesellschaft, deren das kleine Krähwinkel sich rühmen konnte.

Sie machten die gewöhnliche Reihenfolge, wie die Stadien eines Fiebers durch. Sie ließen sich in Langweil als Leute von augenscheinlich weder sehr reichen noch sehr knappen Mitteln nieder, verkehrten zuerst mit der Bank, dann mit Doctor's, gelangten zur Rectorei und von hier in eine noch höhere Sphäre, denn sie fanden sogar im „Schloß" einen liebenswürdigen Empfang. Es mag hier gleich gestanden werden, daß sich kein vertraulicher Verkehr zwischen ihnen und dem Schloß entspann, das war aber bei Niemand im Städtchen der Fall, dennoch genügte die Thatsache, daß Frau Pole-Danvers wenigstens alle drei Monate einen Besuch auf dem Rittersitz machte und daß dieser Besuch in demselben Zeitraum von Frau Drummond erwidert wurde, um diesen Fremden, die Gott weiß woher gekommen waren, den Stempel des Beifalls aufzudrücken. Man hieß sie somit gnädig im Schlosse Langweils willkommen.

Als Sybilla Drummond zehn Jahr zählte, starb ihr Vater und wurde mit allen ihm gebührenden Ehren zur Ruhe bestattet, das heißt, eine Menge Karten wurden im Rittersitz abgegeben und im Wochenblatt erschien ein Aufsatz, der von „unserm verehrten Mitbürger" sprach und des Verstorbenen noch in andern ehrenden Ausdrücken gedachte. Die Wittwe veränderte ihre jetzige Lebensweise wenig oder gar nicht. Sie nahm ihr Mittagessen immer noch um halb sieben ein, welche Thatsache, — unter uns gesagt — die Ursache ihres glücklichen Erfolges und ihrer raschen Beförderung in der Langweiler Gesellschaft gewesen war, denn von der Villa und der Abtei abwärts machte sich Niemand im Städtchen etwas daraus seine Hauptmahlzeit nach zwei Uhr einzunehmen, obgleich es in vielen Fällen bequemer, gesünder und jedenfalls bedeutend sparsamer gewesen sein würde. Da aber die Voreltern es für hochmüthig, für „oben hinaus" gehalten hatten, spät zu essen, wagte die Nachkommenschaft nicht, damit anzufangen. Frau Drummond jedoch, eine Persönlichkeit, die sich von der Art und Weise der Langweiler nicht im mindesten beeinflussen ließ, fuhr auch nach dem Tode ihres Mannes fort, ihr Mittagessen um halb sieben einzunehmen. Sie behielt auch ihre zwei Dienstmädchen, sie setzte ihr Abonnement in der Leihbibliothek fort und sie vermied es, irgend welchen Antheil an den kleinlichen Interessen, dieser von ihrer eignen Wichtigkeit durchdrungnen Stadt, zu nehmen. Sie dachte nicht daran ihres Mannes Bibliothek zu verkaufen, noch ihre gelegentlichen kleinen Gesellschaften aufzugeben — allerdings sehr bescheidne, anspruchslose Feste, — bei welchen große Tabletts mit Gelees, süßen Speisen, belegten Butterbroten und vorzüglichem, dem Keller ihres Vaters entstammenden Wein, verführerisch aufgetragen wurden.

O, die Gesellschaften in Langweil waren alle furchtbar komisch! Aber Frau Drummonds ruhige Zusammenkünfte trugen ein besonderes Gepräge, das sie über andere ähnliche Feste des Städtchens erhob. Sie begannen um acht Uhr und die Gäste erhielten bald nach ihrem Eintritt ins Haus eine Tasse Kaffee oder Thee in der Bibliothek. Die Wirthin trug bei diesen Gelegenheiten immer ein schwarzes Moirée Antique-Kleid und eine Wittwenhaube. Ihr Töchterchen erschien in weißem Musselin und sie spielte gewöhnlich ihr neuestes Stück auf dem Clavier, wobei die Gestalt ihrer Gouvernante sie zur Hälfte verbarg. Mit dem Glockenschlage halb zehn, erschien das Stubenmädchen Drusilla, öffnete die Thür des Salons, sah ihre Herrin an und sagte „die Erfrischungen sind aufgetragen". Andere Gastgeber in Langweil ließen sich immer den Kellner aus „den drei Kronen" kommen, aber Frau Drummond that dies nie. Die Erfrischungen waren immer dieselben — ein langes, schneeweißes Tafeltuch lag auf dem Tisch im Eßzimmer ausgebreitet, in der Mitte befand sich eine mächtige, silberne mit Blumen und Moos gefüllte Vase und an jedem Ende standen sehr große Tabletts von Mosaikarbeit, die in Langweil für sehr kostbar galten oder wenigstens für fast so kostbar, als Dinge, die nicht im Städtchen gearbeitet waren, nur überhaupt sein konnten. Wie bereits erwähnt, setzten sich die sogenannten „Erfrischungen" aus Gelee's, süßen Speisen, belegten Butterbröten, Kuchen, Confect, vorzüglichem Wein und Obst zusammen. Gleich nach dem Abendbrot ging Sybilla — das heißt, so lange sie noch nicht erwachsen war, zu Bett und eine Stunde später ging die ganze Gesellschaft, nachdem sie einen „reizenden" Abend verbracht oder es sich wenigstens einbildete, auseinander. Alle einzelnen Damen wurden von ihren Zofen abgeholt. Es war eigentlich urkomisch, ein ältliches Fräulein schüchtern auf ein rothbäckiges Stubenmädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren warten zu sehen, das sie auf dem dunklen Heimwege beschützen sollte. Aber diese Gewohnheit war in dem kleinen Nest traditionell und es hätte einen unerhörten Scandal gegeben, wäre eine einzelne Dame allein, ohne passenden Schutz in die nächste Straße gehend, gesehen worden.

Es war eine vertrackte Idee des kleinen Krähwinkels, daß ein hübsches, junges Ding von achtzehn oder neunzehn Jahren ein passender Schutz sei für ein ältliches Fräulein, das beinah seine Großmutter hätte sein können.

2.

Wie bereits gesagt, war Sybilla Drummond zehn Jahre alt, als ihr Vater starb. Von dieser Zeit an verfloß ihr Leben in ereignißloser Einförmigkeit.

Während der ersten beiden Jahre lebte Frau Drummond sehr zurückgezogen, dann ließ sie ihre Kleine allmählich aufhören zu trauern und kleidete sie in bunte Farben. Sie selbst behielt die Wittwenhaube im Hause bei, legte aber die lang herabwallenden Kreppschleier ab. Sie gab die sechs folgenden Jahre hindurch regelmäßig zwei Gesellschaften im Winter und zwei Gartenfeste im Sommer, bis ihre Tochter das achtzehnte Lebensjahr erreichte. Da gab Frau Drummond eines schönen Tages einen Ball. Sie nannte es zwar nicht selbst so, sie schrieb ihre Einladungen einfach und zwanglos und sprach den Geladenen ihre Freude aus, sie in ihrem Hause empfangen zu dürfen. Der Eintritt ihrer Tochter in die Welt müsse doch gebührend gefeiert werden. Langweil selbst gefiel sich darin, das Fest einen Ball zu nennen und alle Damen (manche von ihnen hatten schon recht viele Bälle erlebt) schafften sich neue Staatsgewänder zu dieser Gelegenheit. Es war diesen Winter im Städtchen überhaupt sehr viel los. Die Villa gab einen Ball, die Abtei folgte ihrem Beispiel und der Doctor und der Bankier thaten sich zusammen und gaben einen Ball im Hotel. Dann luden die ledigen Damen des kleinen Orts zu einem Tanzvergnügen ein, was einen glänzenden Erfolg errungen haben würde, wären nicht so viel Wirthinnen vorhanden gewesen. Fräulein Sybilla Drummond war die gefeierte Schönheit der Stadt.

Von dieser ereignißreichen Epoche verstrich die Zeit langsam, bis Sybilla achtundzwanzig Jahre zählte — zehn lange, öde Jahre. Man hatte von ihr angenommen, da sie hübsch und die Tochter einer wohlhabenden Mutter war, sie würde zeitig heirathen. Aber Sybilla heirathete nicht zeitig, weil einfach Niemand zum Heirathen vorhanden war. Die jungen Herren Langweils hatten den ungefälligen, tadelnswerthen Hang, in die weite Welt zu gehen, dort ihr Glück zu machen und niemals in ihr heimathliches Nest zurückzukehren, um etwa ihre Jugendliebe heimzuholen. Natürlich war dies sehr unrecht und sehr entartet, aber was kann man von jungen Leuten erwarten, die ihrem Geburtsort und den Traditionen ihrer Voreltern untreu werden!

Es hatte einmal ein Geflüster in der Stadt gegeben, daß einer der Söhne in der Rectorei sich von Sybilla mehr als angezogen fühle, aber das junge Mädchen blieb vollkommen ahnungslos in dieser Sache. Man hatte einander im Städtchen zugeraunt, daß Frank Giles, nachdem er alle Examina glücklich bestanden, auf ein paar Wochen nach Langweil gekommen war mit der ernsten Absicht, Fräulein Sybilla in seine neue Thätigkeit mitzunehmen. Vielleicht hätte Frau Drummond, die eine Abscheu vor den Bewohnern der Rektorei hegte, nicht, weil sie persönlich etwas an ihnen auszusetzen fand, sondern weil sie um einen Erbfehler in der Familie wußte, die guten Klatschbasen des Städchens aufzuklären können, aus welchem Grunde Franks Urlaub ein so plötzliches Ende erreichte. Sie hätte ihnen sagen können, daß der junge Mann wirklich mit ihr über Sybilla gesprochen und daß sie ihm mit einfachen, dürren Worten gesagt, lieber wolle sie ihre Tochter im Sarge als sie in eine Familie hineinheirathen sehen, welche einen so fatalen Erbfehler besaß. Daß ihre Handlungsweise dem armen Menschen sehr hart ankam, würde sie ohne Scheu zugegeben haben — sie that dies sogar ihm gegenüber, aber die ruhige und entschlossene Frau that nur, was sie nach ihrer Ansicht für das Beste hielt und da Sybillas Herz vollkommen unberührt war, konnte kein großer Schaden angerichtet werden. Hier muß sogleich gebeichtet werden, daß der junge Giles Sybillas erster und einziger Bewerber blieb, nicht weil es ihr an Reizen gebrach, sondern weil es in Longweil an Vertretern des männlichen Geschlechts gänzlich mangelte.

Freier gab es einfach in dem gesegneten Städtchen nicht.

So vergingen die Jahre, bis Fräulein Drummond achtundzwanzig zählte, um welche Zeit die Gesundheit ihrer Mutter bedenklich zu schwanken begann. Während der nächsten zwei Jahre verbrachte das junge Mädchen sein Dasein in ernster Besorgniß und Selbstverleugnung. Sie wußte, daß das Leben ihrer Mutter verrann und sie schloß aus des Doktors Zurückhaltung, daß das Ende in absehbarer Ferne heranrücke. Verwandte besaß sie gar nicht, sie war nur selten außerhalb ihres Geburtsortes gewesen, sie war nie nach Hereinbruch der Dämmerung allein die Straße entlang gegangen, mit einem Wort, man hatte sie gelehrt, sich in allem und jedem auf ihre Mutter zu verlassen. Mit achtundzwanzig bat sie immer noch um Erlaubniß, ihre Freundinnen zu besuchen und die Mutter besorgte immer noch ihre Garderobe. Was das praktische Leben anbetrifft, so hätte sie achtzehn statt achtundzwanzig sein können, ja, um die kleinsten Einzelheiten auszuplaudern, sie stand noch auf dem Punkt, wöchentliches Taschengeld zu empfangen.

Während der beiden nächsten Jahre ging Sybilla weniger aus und lebte fast das Leben einer Einsiedlerin. Ihre Mutter hatte viele körperliche Schmerzen zu ertragen, viel Ungeduld und Langeweile und fast ihr einziges Vergnügen bestand darin, die Leihbibliotheksbücher, die jetzt alle Tage gewechselt wurden, zu lesen oder vorlesen zu hören. Während dieser Zeit heiratheten zwei junge Mädchen in der Stadt und Sybilla wollte es bedünken, als gleite die Welt an ihr vorüber. Sie kam sich alt und unendlich eingeschränkt vor. Sie war stets noch als Kind behandelt worden, durfte nicht allein ausgehen und diese beiden jungen Damen, die ihr im Alter bedeutend nachstanden, waren im Begriff, in die weite Welt zu gehen, um mit den Sorgen und Verantwortlichkeiten des Ehelebens zu kämpfen.

Man kann sich kaum denken, wie Sybilla Drummond sich hinaussehnte, hinaus in eine weitere Sphäre, in eine freiere Atmosphäre. Seit sie erwachsen war, hatte sie oft ihre Mutter gebeten, den „Rittersitz" zu verkaufen oder zu vermiethen und dann auf Reisen zu gehen. Aber Frau Drummond erklärte hartnäckig, sie sei nicht in der Lage, sie würde für ihr Wohnhaus nie einen guten Preis bekommen, das Leben sei hier billig, das Klima bekomme ihr gut und sie sei ganz und gar abgeneigt, wie sehr ihr Langweil im ganzen auch mißfalle, unter Fremde zu gehen.

„Wenn man in meine Jahre kommt, Sybilla," sagte sie mehr als einmal, „taugt einem die Veränderung nicht mehr. Es wird einem sauer, sich an eine andere Lebensweise zu gewöhnen, sich in andere Menschen zu schicken. Glaube mir, man kann einen jungen Steckling leicht verpflanzen, aber eine alte Eiche würde dabei eingehen."

Allmählich ging es zu Ende. Einige Monate zuvor verschlimmerten sich Frau Drummonds Leiden und ihre Tochter sah sich gänzlich an das Krankenzimmer gefesselt. Als ganz junges Mädchen war sie recht hübsch gewesen — sie besaß einen frischen, zarten Teint, helles Haar, glänzende Augen und ein freundliches, sonniges Lächeln. Sie war schlank und biegsam wie eine junge Birke, ohne im geringsten schmächtig oder mager zu sein. Mit achtundzwanzig hatte sie fast ebenso jung ausgesehn als mit achtzehn, aber die beiden folgenden Jahre veränderten sie merkwürdig. Das Lächeln wurde seltener, das Haar dunkelte etwas nach, der Glanz in den Augen erlosch, die Gesichtszüge verschärften sich und sie nahm ein ernstes, gesetztes Wesen an, — eine Folge ihrer täglichen Sorge und ihres Sichaltfühlens. Und in Folge der Krankheit ihrer Mutter sah sie sich allmählich bei Seite geschoben, selbst von Frauen, die zehn und mehr Jahr älter waren als sie selbst. Das soll heißen, daß sie stillschweigend und doch mit allgemeiner Zustimmung von dem Thun und Treiben der sogenannten „jungen Damen" des Städchens ausgeschlossen wurde. Zuerst hatte es geheißen: „O Sybilla — die kann doch nicht kommen" oder „natürlich hat es keinen Sinn, Fräulein Drummond aufzufordern, sie sagt doch ab", so gewöhnte man sich nach und nach daran, sie im Lichte Einer zu betrachten, die sich nichts daraus macht, an den kleinen Vergnügungen und Festen Anderer Theil zu nehmen. Und dann, als ihr dreißigster Geburtstag vorüber war, wurde ihre Mutter plötzlich viel kränker und starb nach wenigen Tagen.

Eine Zeitlang war die Zurückgebliebene von Schmerz und Verzweiflung überwältigt. Sie hatte keine Ahnung von Geschäften, nicht die leiseste Idee, wie hoch sich ihr Einkommen belaufe, und nachdem sie den ersten Schreck überwunden, ließ sie alles seinen gewohnten Gang gehen. Während der ersten sechs Monate ihrer Trauerzeit verspürte sie weder Lust noch Kraft auszugehen. Sie blieb zu Hause, verschlang förmlich ihre Bücher aus der Leihbibliothek und machte dann und wann ein paar kurze, steife Besuche. Dann sah sie sich mit so sichtbarer Zurückhaltung und so fühlbarem Zögern in langweilige kleine Gesellschaften eingeladen, daß sie instinktiv absagte.

Man hielt es für nicht der Mühe werth, sie zu den paar Bällen einzuladen, die gelegentlich in der Stadt gegeben wurden. Gern wäre sie im Sommer in ein Seebad gegangen, aber sie hatte keine Begleiterin und mochte auch Niemand um seine Gesellschaft bitten. Wahrhaftig, niemals gab es eine junge Dame auf der Welt, die so hoffnungslos gestrandet war, als Sybilla Drummond, während jener ersten sechs Monate ihres Trauerjahres. Sie wußte nicht einmal, wie hoch sich ihr Einkommen belief, und erst volle neun Monate nach dem Tode ihrer Mutter gelangte sie zur vollen Kenntniß ihrer Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Hauses.

In Straßburg lebte einst ein Gymnasiallehrer, der sich kümmerlich durchhelfen mußte. Seines Lebens Freude fand er aber in 9 Kindern, die zu sättigen freilich keine Kleinigkeit war. Rechnete er am 1. Januar, was sie das Jahr hindurch an Hosen, Jacken, Schuhen und Stiefeln brauchen würden, was an Brot, Gemüse und Kartoffeln nöthig war, dann hätte ihm der Kopf schwindeln und sein Herz verzagen müssen, wenn er nicht den getreuen Gott im Himmel gekannt hätte. Auch waren für seine kleine Wohnung die Neun keine geringe Einquartirung; wenn schon für ihre Betten und Bettlein kein Platz war, so noch weniger für das Spiel und den Lärm, der dem lustigen Volk doch unmöglich versagt werden konnte. Aber Vater und Mutter wußten vortrefflich Regiment zu halten, und wer zu dem Lehrer kam und sah die Ordnung und Reinlichkeit in Stube und Kammer, und jedes der Kinder sauber und thätig und den jüngeren Geschwistern hilfreich, und schaute, wie die Eltern unter den Kindern walteten, der mochte sich billig wundern und nicht jeder verstand, wie der arme Lehrer das in seinem Hause zu Stande brachte.

Eines Tages kam ein Besuch zu ihm, gerade zur Mittagszeit. Als der Fremde die vielen Kinder um den Tisch sitzen und auf ihren Tellern arbeiten sah, sprach er in mitleidigem Ton:

„Sie armer Mann, was für ein Kreuz haben Sie zu tragen!"

„Ich ein Kreuz zu tragen?" fragte der Hausvater verwundert, „was meinen Sie damit?"

„Neun Kinder, darunter sieben Buben!" sagte jener und fügte hinzu: „Ich habe nur zwei, und jedes von ihnen ist mir ein Nagel zum Sarge."

Der Lehrer erwiderte mit großer Entschiedenheit: „Das sind die meinigen mir nicht."

„Wie geht das zu?" fragte jener kopfschüttelnd.

„Das will ich Ihnen erklären," sprach der Hausvater mit heiterem Gesicht. „Sehen Sie, ich habe meine Kinder eine herrliche Kunst gelehrt: die Kunst zu gehorchen. Nicht wahr, ihr Knaben, ihr wißt, daß ihr den Eltern gehorchen müßt? Wißt ihr es nicht?"

„Ja", sagten die Kinder.

„Und ihr gehorcht auch gern?" fragte der Vater weiter, denn das Fragen verstand er.

Die beiden kleinen Mädchen lachten den Fremden an, aber die sieben Jungen antworteten: „Ja, lieber Vater, ja gewiß, lieber Vater!"

Dieser aber sagte zu dem Gaste: „Sehen Sie, Herr, wenn der Tod hereinkäme und wollte mir eines von den Neun holen" — hier zog er sein Kammetkäppchen ab und warf es gegen die Thür — so würde ich zu ihm sagen: Kerl, wer hat dir weiß gemacht, daß ich eins zu viel habe?"

Da stutzte der Fremde und begann einzusehen, daß nur ungehorsame Kinder einen Vater unglücklich machen.

Einer von den Neunen des armen Lehrers aber, die so wackere Antwort gegeben hatten, ist ein gesegneter und berühmter Mann geworden. Sein Name ist allbekannt; es war der selige Pfarrer Oberlin im Steinthal.

Wer seinem Haushalte nicht vorzustehen im Stande ist, ist nicht blos ärger als ein Heide, wie der Apostel sagt, soudern taugt auch nicht zu einem Vorgesetzten. Wer im Kleinen ungetreu ist, wird der treu im Großen werden? Und wer an Vater und Mutter, an Weib und Kindern ein Schelm ist, kann der ein Ehrenmann sein gegenüber der Gemeinde oder gar dem Staate?

Jeremias Gotthelf,
Jakobs Wanderungen in der Schweiz.

Gesundheitspflege.

Wer die Augen bei seiner Arbeit, auch beim Lesen und Schreiben, längere Zeit hintereinander anzustrengen genöthigt ist, der wird sich die ungeschmälerte Sehkraft nur dann erhalten können, wenn er etwa alle 10 bis 15 Minuten einmal von seiner Arbeit auf- und im Zimmer umherblickt. Das hat eine andere und deshalb eine wohlthätige Spannung der Augenmuskeln zur Folge und begünstigt die nothwendige Versorgung derselben mit frischem Blute, auch wird dadurch die Erlahmung der Theile des Augapfels verhindert, die der Accomodation (d. i. der Einstellung des Auges für die scharfe Erkennung naher und entfernter Gegenstände) vorstehen. Die 7 bis 10 pCt. Zeitverlust bei Beobachtung dieser Vorschrift werden durch die Bewahrung der ungeschmälerten Sehschärfe reichlich wieder eingebracht.

Winke für junge Hausfrauen.

Man nehme niemals silberne Löffel zum Auskratzen der Pfannen. Kaffee, Thee, Pfeffer und andere Gewürze verwahre man in fest verschließbaren Gefäßen und lasse diese niemals offen stehen. Bürsten und Seifen lasse man nie im Wasser liegen. Besen werden stets aufgehängt. Messer mit schönen Griffen dürfen niemals in heißes Wasser gelegt werden. Holzgeschirr lasse man nie an der Sonne stehen, sondern bringe es sofort nach Gebrauch in den Keller.

Die Wintersachen klopfe man im Frühjahr tüchtig aus, setze sie einige Stunden an der Waschleine der frischen Luft aus (aber nicht der Sonne) klopfe sie abermals, bürste sie auf einem Tisch gründlich, lege sie in reine Tücher und verwahre sie so in gut verschließbaren Schränken oder Kisten. Diese Procedur ist im Laufe des Sommers noch 1—2mal zu wiederholen und man wird sicher keine Motten bekommen.

Schmutzige Wäsche hänge man, wenn genügend Platz vorhanden, auf der Leine auf, geht dies nicht, so legt man sie in reine Waschkörbe. In diesem Falle ist es gut, wenn oft gewaschen wird, da es der Wäsche nachtheilig ist, wenn sie lange im schmutzigen Zustande aufeinander liegt. Daß schmutzige Wäsche niemals in Schlaf- oder Wohnräumen aufbewahrt werden soll, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Solche Unordentlichkeit müßte wohl die Gesundheit bald büßen.

Literatur.

„Krieg und Sieg. 1870/71."

Ein Gedenkbuch. Der Reinertrag ist für das Kaiser-Wilhelm-National-Denkmal ehemaliger Soldaten auf dem Kyffhäuser bestimmt. Zur Feier der 25jährigen Wiederkehr der größten deutschen Waffenthat und der Begründung des deutschen Kaiserreiches giebt die bekannte Verlagsbuchhandlung Schall u. Grund, Geschäftsleitung des „Vereins der Bücherfreunde", unterstützt von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden und gefördert von Sr. Excellenz dem General der Cavallerie, Grafen A. von Schlieffen, Chef des Großen Generalstabes und General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers, ein nationales Gedenkwerk, ein Jubiläumswerk heraus.

Die einzelnen Abschnitte werden wie folgt bearbeitet:

von Boguslawski, General-Lieutenant, Excellenz: „Die Heere und Hülfsmittel."

Dr. von Pfister, General-Major: „Weißenburg, Wörth."

von Kretschmann, General der Infanterie, Excellenz: „Spichern, Vionville."

von der Goltz-Pascha, General-Major, Excellenz: „Gravelotte, Metz."

Exner, Oberst-Lieutenant und Vorsteher des Königl. Sächs. Kriegs-Archivs: „Maas-Armee, Sedan."

von Holleben, General der Infanterie und Gouverneur von Mainz, Excellenz: „Paris."

Bigge, Major im Großen Generalstabe: „Nord-Armee."

von Heinleth, General der Infanterie, Excellenz (weil. Königl. Bayer. Kriegs-Minister): „West- und Loire-Armeen."

von Kretschman, General der Infanterie, Excellenz: „Le Mans."

Oberhoffer, General-Lieutenant, Ober-Quartiermeister im Großen Generalstabe und Chef der Landes-Aufnahme, Excellenz: „Straßburg, Belfort."

Stenzel, Capitän z. S.: „Flotte und Küste."

Prof. Dr. Th. Flathe in Meißen: „Die politischen Vorgänge während des Krieges.

Cardinal von Widdern, Oberst: „Hinter der Front."

Anton von Werner, Professor und Director der Königl. Akademie der Künste: „Versailles und Hauptquartier."

Wille, General-Major: „Der Offizier im Felde" und „Die Artillerie."

von Bernhardi, Oberst-Lieutenant, Commandeur des 1. Bad. Leib-Dragoner-Regiments Nr. 20: „Die Cavallerie im Felde."

Consistorialrath Dr. E. Frommel, Königl. Hofprediger, Garnison- und Militär-Oberpfarrer: „Der Geistliche im Felde."

Professor Ludwig Pietsch: „Der Schlachtenbummler" (Berichterstatter und Künstler).

Professor Dr Edmund Meyer: „Daheim in Deutschland."

Ernst Wichert Kammergerichtsrath: „Literatur und Presse 1870/71."

Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung: „Historische Einleitung, der Soldat im Felde" und „Schluß."

Es ist eine Thatsache, daß der Krieg von 1870/71 — die größte Waffenthat der Deutschen, auf welcher das deutsche Staatsleben beruht — nur wenig in das Volksbewußtsein übergegangen ist. Die günstigen Verhältnisse des 25jährigen Feldzugsjubiläums bieten die Möglichkeit, dies zu bessern, bieten zugleich die Möglichkeit, ein wirklich nationales Jubiläumswerk zu schaffen.

Für einen unerhört billigen Preis wird ein Buch geliefert, gleich hervorragend in Ausstattung wie Inhalt. Es wird auf vorzügliches, holzfreies Papier gedruckt und erhält künstlerischen Prachteinband. Es ist im Bilderschmucke vornehm und doch reich gehalten, durch zahlreiche Porträts, Abbildungen von Ortschaften, bei denen gefochten wurde, Denkmäler auf den Schlachtfeldern, bezeichnende Episoden und gute Gemälde, etwa 300 an Zahl. Von den Hauptschlachten werden Einzelkarten, von Gefechten und Märschen Skizzen im Texte beigefügt.

Die bisherige Art, daß ein Nichtmilitär oder ein einzelner Offizier ein ganzes Buch über die unendlichen Wechselfälle des Krieges schreibt, ist völlig fallen gelassen. Im besten Falle kann da nur Erarbeitetes, blos in verschwindenden Nebensachen selbst Geschautes gegeben werden. Das Prinzip dieses Buches ist: den gewaltigen Stoff in naturgemäße Theile zu zerlegen und jeden Theil von einem Manne schildern zu lassen, der seinen Gegenstand selbst und in einer Stellung erlebte, von der aus er nicht nur beobachten, sondern auch beurtheilen konnte. Dadurch erhält die Darstellung Leben und Werth. Als fernere Neuerung darf gelten, daß nicht bloß der Krieg — wie bisher üblich — geschildert wird, sondern nahezu ein Drittel des Werkes von Dingen umfaßt ist, die man als Culturgeschichte des Krieges bezeichnen kann. Es ist alles das, was hinter der Front vor sich geht, wie: Das große Hauptquartier — Der Soldat im Felde — Verwundeten- und Krankenwesen — Transportwesen — Verwaltung — Franctireure — u. s. w.; dann das Leben in Deutschland: Liebesgaben — Ersatzwesen — Kriegsindustrie — Betragen der gefangenen Franzosen u. s. w. geschildert.

In seiner Gesammtheit wird also das Werk eine Leistung darstellen, wie sie noch nicht dem Büchermarkte geboten worden ist. Der ideale Werth des Buches wird dadurch erhöht, daß der Reinertrag für das Kaiser-Wilhelm-National-Denkmal ehemaliger Soldaten auf dem Kyffhäuser bestimmt ist.

Das überaus reich und vornehm ausgestattete Jubiläumswerk kostet gebunden in Prachtband mit reicher Goldpressung nur 6 Mark.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die Verlagsbuchhandlung von Schall u. Grund, Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 128, entgegen.

Die Fabrikation der Wachsperlen.

Die Herstellung der Wachs- oder Fischperlen wird in größerem Umfange speciell in Thüringen betrieben. An Einrichtungen und Maschinen stellt dieser Artikel keine nennenswerthen Anforderungen. Das Haupterforderniß ist nach dem „Diamant" die Perlenessenz, die am besten aus Uckleyschuppen hergestellt wird. Man bringt 3 Kilogramm Schuppen in eine reine, große Schüssel, übergießt sie mit 8 Liter kalten reinen Wassers, läßt 2 Stunden stehen, gießt das Wasser in einen bereitstehenden Topf ab, numerirt diesen mit a, bringt die Schuppen in ein neues, noch nicht gebrauchtes Butterfaß, gießt 6 Liter reines kaltes Wasser zu und bearbeitet sie mit dem Stempel tüchtig 2 Stunden lang, wie wenn man Butter rührt, giebt sie dann in einen festen Leinensack mit engen Maschen und preßt sie tüchtig aus. Die ablaufende, milchige, silberglänzende Flüssigkeit wird in einen reinen großen Topf gebracht Die Schuppen haben aber immer noch Silber und werden daher nochmals in das Butterfaß mit 6 Liter reinen Wassers gethan und damit verfahren wie das erste Mal. Sind sie nach dem Abpressen noch immer silberglänzend, so wiederholt man die Arbeit und das Auspressen so oft, bis die zurückbleibenden Schuppen durchsichtig und ohne Glanz sind, in den Händen rauschen und sich hart anfühlen, dann werden sie als Dünger verwendet. Die abgepreßte Flüssigkeit, in der sich keine einzige Schuppe befinden darf, da solche Fäulniß erregen, wird in großen reinen Töpfen an einem kühlen Orte einige Tage stehen gelassen, damit sich das „Silber" absetzt. Um aber dabei faulige Gährung zu verhindern, gießt man jedem Topf etwas Salmiakgeist zu; hat es sich in 3—4 Tagen gesetzt, so gießt man vorsichtig die obenstehende werthlose Flüssigkeit bis auf die etwas dickere, milchartige, glänzende Bodenflüssigkeit ab, übergießt letztere mit reinem Wasser, läßt wieder einige Tage absetzen und gießt wieder davon ab und fährt damit fort, bis sich schließlich unten der milchige Satz, oben ziemlich reines Wasser zeigt. Dies öftere Abwässern hat den Zweck, alle Unreinigkeiten aus der Essenz zu entfernen. Hat man das letzte Wasser abgegossen, so füllt man die milchartige, silberglänzende, flüssige Essenz auf Flaschen, füllt solche aber nur halb voll und gießt die andere Hälfte voll Spiritus, schüttelt durcheinander, verkorkt die Flaschen und stellt sie im Winter kühl, im Sommer in Eis. Hat die Flüssigkeit stark abgesetzt, so daß die obere Flüssigkeit hell ist, so gießt man das Helle ab, giebt frischen Spiritus zu, schüttelt und stellt wieder kühl.

Je öfter der Spiritus erneuert wird, desto fester wird der Satz und erhält schließlich die Consistenz frischer Butter, da jeder frische Spiritusaufguß eine Quantität Wasser mitnimmt und so das Product nach und nach vom Wasser befreit; diese zuletzt butterdicke Substanz ist reine beste Fischschuppen- oder Perlenessenz, die sowohl zu farbigen, als auch weißen Wachsperlen verwendet wird. Die Flüssigkeit im Topf a wird ebenso behandelt, ist aber nicht blendend weiß, sondern grau und nur zu bunten Wachsperlen verwendbar. Aus dieser Essenz wird nun die Farbe wie folgt bereitet:

In einem großen irdenen Topf wird reines Wasser gekocht und während dem die beste englische oder Schweizer-Gelatine in eine Schüssel gebracht, mit kaltem reinem Wasser begossen und darin gewaschen. Ist sie erweicht, so wird sie ausgepreßt, also das Wasser abgepreßt, in das kochende Wasser geworfen, der Topf vom Feuer weggestellt, zugedeckt, in einigen Minuten umgerührt und, wenn Alles gelöst, durch ein leinenes Tuch gegossen. Das Filtrat wird mit Spiritus gemengt, der aber sehr langsam und vorsichtig der noch kochend heißen Gelatinelösung zugegossen werden muß, und sodann eine entsprechende Menge Fischschuppenessenz zugesetzt und tüchtig gemischt. Damit ist die Farbe für weiße Wachsperlen fertig; will man farbige haben, so giebt man entsprechend beliebig in Spiritus gelöste Farbe hinzu. Das Präparat wird beim Erkalten gallertartig fest und löst sich beim Gebrauche leicht in der Wärme auf. Die Mengen von Wasser, Spiritus, Gelatine und Fischschuppen-Essenz, die zusammengesetzt werden müssen, richten sich nach der Consistenz der letzteren und der Größe der Perlen und kann nur durch die Praxis erlernt werden.

Mit dieser so zubereiteten Farbe, die — warm gemacht — ziemlich dünnflüssig ist, werden die größten Perlen durch eigene Apparate, die jeder Arbeiter sich selbst macht, zum Theil voll gefüllt (voll geblasen) und auf einem Sieb in rollender Bewegung erhalten, bis der Einzug erkaltet ist, sodann werden die Perlen jeden halben Tag einen Fuß höher, zuerst auf dem Fußboden des Zimmers, zuletzt auf einem Gestell deckenhoch gestellt, damit sie nach und nach in stets langsam zunehmender Temperatur trocknen. Die kleinen Perlen werden in die Farbe geworfen und — wenn die Farbe erkaltet — in einem reinen Tuch von der außen anhaftenden Farbe, die wieder verwendbar ist, befreit und ebenso wie die großen nach und nach getrocknet.

Sind die Perlen vollkommen trocken, so werden die Löcher mit einer Nadel durchstochen, da solche durch Farbe verschlossen sind; dann werden sie mit einem feuchten Tuche abgerieben, um die äußere Farbe abzuwaschen, und bundweise in feuchten Tüchern an feuchte Orte gelegt, damit die darin trockene feste Farbe anzieht und zur Aufnahme der Deckung fähig wird.

Nun wird ein Kasten genommen, in welchem sich eine hohle Walze von Pappe befindet, die Perlen hineingeworfen, ganz feine Talkerde in genügender Menge hinzugethan und die Walze gedreht, wobei die staubfeine Talkerde durch die Löcher in die Perlen dringt und sich an der feuchten Farbe festsetzt. Ist dies genügend geschehen, so kommen die Perlen in eine ebensolche Walze aus Drahtgaze und werden wieder gedreht, damit die überflüssige Talkerde herausgeschleudert wird. Dann werden die Perlen wieder in einem feuchten Tuche gewaschen und schließlich auf Schnüren zu Maschen zusammengehängt. Fabrikmäßig eingerichtet, so daß jede Arbeiterin ihre bestimmte Arbeit an der Perle hat, ist es noch immer eine sehr lohnende Beschäftigung und bietet fortwährend guten Absatz, während es für Hausarbeit — wobei eine Person Alles machen soll — nicht rentabel ist. Je größer die Zahl der Arbeiter, desto größer der Nutzen.

Ueber Muskatnüsse.

Einem Berichte des Dr. W. Busse, Hilfsarbeiter am königl. Gesundheitsamte, über diesen Gegenstand entnehmen wir das Nachstehende:

Unter den Naturerzeugnissen Indiens, die seit Jahrhunderten im Handel eine Rolle spielen, nehmen die Muskatnüsse ein wichtige Stelle ein. Ueber das Auftreten derselben im Abendlande, über ihre Abstammung, Cultur und Gewinnung, sowie ihre Bedeutung als Gewürz und Heilmittel liegt bereits eine umfangreiche Literatur vor; denn als Product tropischer Länder und in Folge seiner vielseitigen Verwendbarkeit lenkte dieses Gewürz die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Man schrieb ihm, besonders in früheren Zeiten, mancherlei medicinische Wirkung zu, und sein Werth als wichtige Einnahmequelle für die Besitzer der Heimathinseln gab die Veranlassung zu schweren Kämpfen und drückenden Maßregeln gegen die Eingeborenen seitens europäischer Eroberer.

In den deutschen Handel gelangen vornehmlich Samen zweier Myristicaarten, der Myristica fragrans und der Myristica argentea. Erstere liefern die sogenannten echten, letztere die langen Muskatnüsse.

Die echten Muskatnüsse von Myristica fragrans werden zur Zeit vornehmlich auf den Molukken, besonders auf den Inseln der Bandagruppe, neuerdings auch auf Celebes, den Sangiriinseln und Sumatra angebaut. Wildwachsend kommen sie kaum noch vor. Weniger für den deutschen Handel kommen die Culturen Malakka, Singapore, Penang, Java und Borneo in Betracht. Auch in Westindien wird der Muskatbaum mit gutem Erfolge cultivirt, besonders auf Jamaika, Grenada, Tobago, Trinidad und und Sta. Lucia. Von den Antillen, wohin die Muskatpflanzen im Jahre 1769 gebracht wurden, breitete sich die Cultur derselben nach Guyana aus. Später wurden sie auf Isle de France und Bourbon eingeführt, ohne dort zu besonderer Bedeutung zu gelangen.

Nach Deutschland werden — wie schon erwähnt — fast nur Bandanüsse, daneben in geringer Menge auch solche von Penang und Java eingeführt.

Der Muskatbaum trägt im allgemeinen während des ganzen Jahres Blüthen und liefert infolge dessen auch jederzeit Früchte. Es findet jedoch nur drei Mal im Jahre Ernte statt, im Frühjahr, im Sommer und im Herbst. Sobald sich die Reife der Früchte durch das Aufspringen der Fruchtschale bemerkbar gemacht hat, müssen dieselben abgenommen werden, da sie — so bald sie von selbst abfallen — durch das Liegen auf dem Erdboden und durch Insectenstiche an Güte verlieren. Aehnlich wie bei unseren edleren Obstsorten bedient man sich zum Abnehmen der Mukatnüsse auch der sogenannten Pflücker. Man befreit dann sofort die Nüsse von der Samenschale und dem Macis und trocknet sie in besonderen Häusern auf Horden von Bambusgeflecht langsam über schwachem Holzfeuer, und zwar bei einer Temperatur von höchstens 60 Gr. Celsius. Dieses Trocknen erfordert längere Zeit, 1 bis 1½ Monat, und ist erst beendet, wenn die Nüsse sich von der Samenschale gelöst haben und beim Schütteln in der harten Hülle klappern. Man verwendet ganz besondere Sorfalt auf das Trocknen, da andernfalls eine Art Gährung in den Nüssen vorgehen soll, wodurch dieselben aufschwellen und das in ihnen enthaltene Oel ranzig wird. Hierin soll auch der Grund zu suchen sein, weshalb die Nüsse nur so kurze Zeit lang ihre Keimfähigkeit behalten. Nach dem Trocknen befreit man sie durch Schlagen mit Holzklöppeln von der harten Schale und sondert die werthvolleren von den minderwerthigen Nüssen. Es soll zwar für die Haltbarkeit der Nüsse besser sein, wenn man sie in der Samenschale beläßt, doch nehmen dieselben dann einen viel größeren Raum ein, wiegen schwerer und gestatten keine Sonderung von gut und schlecht, Momente, die im Großhandel von schwerwiegender Bedeutung sind. Man hat sich dem zu Folge fast allgemein für das sofortige Schälen entschlossen.

Nach diesem Processe werden die Nüsse entweder trocken in gut getheerte dichte Fässer verpackt, oder — was die Haltbarkeit derselben ganz besonders fördert — vorher gekalkt, d. h. sie werden in einen Brei von möglichst reinem Kalk und Seewasser geschüttet, einige Male darin untergetaucht, wieder herausgenommen und getrocknet. Nach 2—3 Wochen ist auch dies zweite Trocknen beendet und die Muskatnüsse sind zur Versendung fertig. Durch das Kalken werden sie vor Insectenfraß geschützt; es läßt sich allerdings auch nicht leugnen, daß hiedurch die äußersten Schichten der Nüsse mit Kalk getränkt werden, was deren Verwendung jedoch keinen Abbruch thut.

Der Preis der Nüsse richtet sich nach deren Größe, Schwere und Härte und schwankt zwischen 120 und 482 Mk. pro 100 kg. Von den theuersten gehen nur 150—160 Stück auf 1 kg.

Die langen Muskatnüsse von Myristica argentea stammen aus Neuguinea und bilden dessen wichtigsten Ausfuhrartikel. Am Cluersgolf spielen sie vollkommen die Rolle unseres Geldes, werden aber zum größten Theile nach Macassar gebracht, dort getrocknet, geschält und gekalkt. In neuerer Zeit sollen sie auch als Gewürz nach Europa gelangen, nach Deutschland besonders unter der Bezeichnung Macassarnüsse, Neuguineamuskat, Papuanüsse, lange Nüsse oder wilde Nüsse, seltener als Pferdemuskat.

Die langen Muskatnüsse sind weicher, als die echten und oft bröckelig, von milderem Geruche und etwas anderem, weniger feinem Aroma. Demnach ist ihr Preis auch entsprechend niedriger. Die besten Sorten kosten zwischen 250—282 Mk. pro 100 kg.

Die Einfuhr betrug im Jahre 1894 von echten Muskatnüssen 808 400 kg, von langen Muskatnüssen 76 000 kg.

Deutsches National-Kochbuch. Vollständige Sammlung praktisch erprobter Recepte für einfachen Tisch und feine Küche. Unter Mitwirkung von mehreren Hundert Frauen und Jungfrauen aus allen Ländern deutscher Zunge herausgegeben von Agnes Willms-Wildermuth. Stuttgart, Verlag von Levy u. Müller. 480 Seiten Großoctav. Preis eleg. geb. 5,20 Mk. Auch in 12 Lieferungen zu je 40 Pfg.

Der Hausfrau größter Stolz ist ohne Zweifel das Lob ihres Gatten oder Gastes, daß sie gut zu kochen versteht. Mögen die Vorkämpferinnen der Frauenemancipation immerhin über die Frau in der Küche spötteln und ihr den hausbackenen Geist vorwerfen, das werden sie nie erreichen, daß eine gute deutsche Hausfrau das Küchenregiment in andere Hände giebt und so ihrer ersten Pflicht, für das leibliche Wohl ihrer Angehörigen zu sorgen, untreu wird. Bei der Mädchenerziehung kann die Forderung nicht stark genug betont werden, daß jedes Mädchen sich unbedingt eine gewisse Fertigkeit im Kochen aneignen muß. Ohne diese Kenntniß wird es nie eine tüchtige Hausfrau werden und hat es sich selber zuzuschreiben, wenn der Gatte oft verdrießlich vom Tische aufsteht oder gar wegen der schlechten Speisen eine Scene macht. So manche Ehe wäre friedlicher, wenn die Frau das alte wahre Sprichwort beherzigen wollte, daß der Weg zum Herzen des Mannes durch den Magen führt. Zum guten Kochen gehört aber Jahre lange Uebung oder, nach Aneignung der nothwendigsten Grundelemente, ein gutes, zuverlässiges Kochbuch. Als ein solches können wir das von Willms-Wildermuth, einer Tochter der rühmlichst bekannten Schriftstellerin Ottilie Wildermuth, herausgegebene „Deutsche National-Kochbuch" unseren Leserinnen empfehlen. Hervorzuheben ist, daß nur solche Recepte Aufnahme fanden, welche in Bezug auf Güte, Sparsamkeit und praktisches Bedürfniß von der Herausgeberin oder deren Mitarbeiterinnen erprobt sind. Da für das Buch ungefähr 240 praktische Hausfrauen (nahezu sämmtliche mit Namensnennung) aus allen deutschen Landen Beiträge geliefert haben, kommt die Küche jedes Landes und jeder Provinz zu ihrem Rechte.

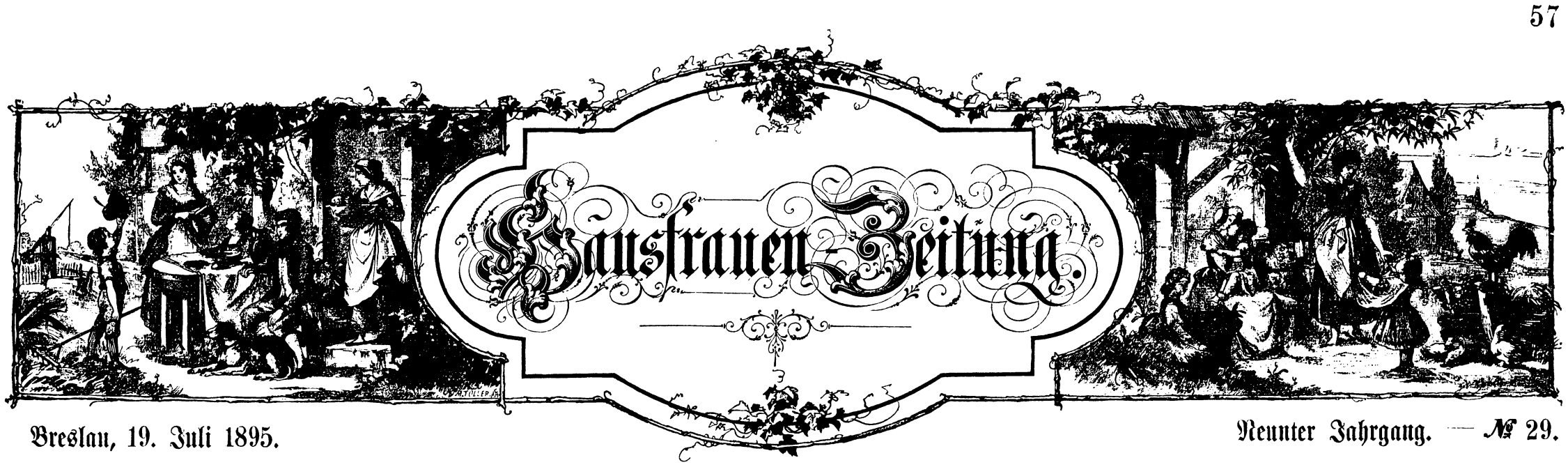
Kochrecepte.

Gebackene Hühner à la Horly, 1 Stunde. 10 Personen. Vier junge Hühner werden gerupft, gesengt und ausgenommen, sauber gewaschen. Kleinere zerlegt man in vier Theile, bei größeren trennt man die Keulen los und schneidet zwei Flügel und ein Bruststück. Nachdem die Brust-, Rippen- und oberen Beinknochen ausgelöst worden sind, marinirt man die Hühner mit Provenceröl, Estragonessig, einigen Zwiebelscheiben, Petersilie, Thymian, Salz und weißem Pfeffer unter öfterem Umwenden mehrere Stunden. Kurz vor dem Anrichten trocknet man die Stücke an einem reinen Tuche sauber ab, taucht sie von allen Seiten in einen von Eiweiß geschlagenen leichten Schaum, wälzt sie in Mehl und backt sie in nicht zu heißem Backfett goldbraun. Zur Garnierung schneidet man von mehreren Zwiebeln gleich große Ringe und färbt sie in Backfett gelblich, ferner schlägt man ganz frische Eier in dasselbe, hebt sie, sobald sie fest geworden sind, mit dem Schaumlöffel heraus und garniert die Hühner abwechselnd mit Zwiebelringen und Eiern, eine aus Fleischextract bereitete starke Jus wird besonders dazu gereicht.

Schleie mit saurer Sahne. 1. Stunde. 10 Personen. Zwei Schleie im ungefähren Gewicht von 2—2½ kg werden durch einen Schlag auf den Kopf getödtet, zur Erleichterung des Schuppens zuvor mit kochendem Wasser übergossen, ausgenommen, gewaschen und in Portionsstücke geschnitten, um dann in nicht zu vielem Wasser mit Salz, Gewürz, einer Zwiebel, einer Petersilienwurzel, 125 g Butter und einem halben Theelöffel Fleischextract kurz eingekocht zu werden Zuletzt knetet man 65 g Butter mit einem Löffel Mehl, giebt dies sowie ¾ l saure Sahne nebst einem Löffel Kapern in die Sauce, die unter wiederholtem Schwenken die Fische leimig überziehen muß und schärft sie mit ein wenig Sardellenbutter. Nach Belieben kann man den sehr schmackhaften Fisch mit kleinen Semmelklößchen, Butterteig-Fleurons oder Kartoffeln garnieren

---

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.



Breslau, 19. Juli 1895. Neunter Jahrgang. — № 29.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.

Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.

(Fortsetzung.)

Sie blieb den ganzen, langen, heißen Sommer allein in ihrem großen Hause, sehnte sich nach der Außenwelt, fühlte, daß sie nach stillschweigender Uebereinkunft unter die „Mauerblümchen" gezählt wurde, schmachtete, wie ein eingekerkerter Vogel danach, die Flügel auszubreiten und hinaus zu fliegen, hinaus aus dieser Atmosphäre gewandter Kleider und selbstgemachter Hüte in eine belebtere Gegend, wo der Geist den Vorrang vor der Herkunft einnahm und man mehr von dem Benehmen und dem Auftreten eines Menschen hielt als von seinen alten oder neuen Kleidern.

Endlich, als der Herbst fast vergangen, empfing sie einen Brief von ihrem Rechtsanwalt, in welcher er ihr mit einem Ueberfluß an Förmlichkeit in vielen Worten mittheilte, er habe jetzt alle ihre Angelegenheiten geordnet und sei bereit ihr alles auseinander zu setzen. Kurz, wenn er es auch nicht mit dürren Worten sagte, so las sie doch zwischen den Zeilen, daß er künftig seine Hände in Unschuld waschen wolle, das heißt, er wolle die ganze Sache los sein. Er schloß mit der Bitte, ihn am folgenden Tage um zwölf Uhr empfangen zu wollen, er würde bestimmt bei ihr vorsprechen.

Sibylla antwortete sogleich, daß sie um diese Stunde frei sei und sich sehr freuen würde, ihn zu sehn. So schlich der Tag dahin, noch etwas trüber wie sonst, weil sie gespannt und besorgt war zu erfahren, wie ihre Lage wohl sein werde. Eins aber wußte sie gewiß, — mochte ihr Einkommen größer oder geringer sein, als sie erwartet hatte, sie konnte in jedem Fall damit thun und lassen, was sie wollte.

3.

Es war ein trüber, sonnenloser Novembermorgen, als Sibylla in die Bibliothek ihres „Rittersitzes" ging, um hier den Rechtsanwalt zu erwarten. Für eine ländliche Bibliothek war es ein schöner Raum und daß die darin vorhandenen Bücher werthvoll waren, stand außer Frage. Das Mobiliar war alt, aber gut und ein helles Feuer flackerte im Kamin, dem Zimmer ein gemüthliches, behagliches Aussehn verleihend.

Wie es schien, verspätete sich der Rechtsanwalt etwas. Sibylla sah nach der Uhr, deren Zeiger auf zehn Minuten vor Zwölf zeigten, o! gewiß ging die Uhr falsch. Sie zog ihre Taschenuhr hervor, ach! wahrscheinlich ging diese vor. Himmel! Wie lange er verzog! Sie stand auf und trat ans Fenster, eine schlanke, blonde Erscheinung in einem eng anliegenden, schwarzen Kleide ohne irgend welchen Schmuck, ausgenommen eine kleine, silberne Brosche am Halse.

Was für ein Tag es doch war! Nicht ausgesprochen naß, aber düster und trübe! Die Umgebung des Rittersitzes war mit Immergrün bepflanzt, aber obgleich dies natürlich das ganze Jahr hindurch grünte, sah es jetzt doch sehr, sehr düster aus. Das junge Mädchen schauderte unwillkürlich, als sie am Fenster stehend über die Lorbeer- und Coniferensträucher hinweg nach den entlaubten Bäumen blickte, die den nassen, fast farblosen Rasen entstellten, während dichtrankender Epheu alles umspann und umklammerte. O ja, es war alles recht hübsch und wenn jemand an einem schönen Sommertage den Rittersitz besuchte und in der kühlen, frischgrünen Umgebung spazieren ging, so war er gewöhnlich von dem ganzen Anwesen entzückt. Aber auf die vereinsamte junge Dame, die jetzt allein, — nur mit zwei weiblichen, zu äußerster Ruhe erzogenen Dienstboten, in dem großen Hause lebte, machte dies einförmige Grün einen unendlich eintönigen, fast traurigen Eindruck.

Ich glaubte nicht, daß Sibylla ahnte, wie sehr ihr ganzes Sein sich nach einer Veränderung sehnte. O! könnte sie hinaus aus diesem grünen Gefängniß! Hinaus aus diesem winzigen Nest kleinlichen Ehrgeizes und bescheidener Wünsche, das fast in den Landen althergebrachter Förmlichkeit und Beschränkheit lag. O, wäre sie draußen in der Welt, in der Freiheit, wäre sie etwas weniger engherzig und kleinlich wie die guten Langweiler, deren Güte ihr beinah auf die Nerven fiel. Sie wandte sich mit einer fast leidenschaftlichen Bewegung vom Fenster ab, als sich die Thür öffnete.

„Herr Moore" sagte Drusilla mit lauter Stimme.

Die junge Dame ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Mein liebes Fräulein" begann der Rechtsanwalt, ihr seine beiden Hände entgegenhaltend „ich hoffe, es geht Ihnen heut Morgen gut. Sie haben Ihren Kummer jetzt ein wenig verwunden?"

Da bereits neun Monate seit dem Tode ihrer Mutter verflossen waren, fühlte sich Sibylla beinah eigenthümlich berührt.

„O danke sehr" sagte sie etwas unruhig, „ich fühle mich hier sehr einsam, dies Haus ist so groß und leer, manchmal komme ich mir ganz verlassen darin vor."

„Ja, Ja" schnurrte er besänftigend, er innerte wirklich an eine gigantische, persische Katze, dieser Mann, der vielen Generationen Langweiler Rechtsanwälte entstammte, „ja, ja, das kann ich mir denken. Nun, die Zauberin Zeit heilt alle unsere Schmerzen und Sie hätten, Angesichts der Leiden ihrer lieben Mama, keine Verlängerung ihres Lebens um Ihretwillen wünschen können. Ich bin überzeugt, Sie sind zu selbstlos dazu."

Natürlich hatte es etwas Peinliches für eine junge Dame zu sagen, sie habe nicht gewünscht, daß das Dasein ihrer Mutter sich verlängere, besonders da es schon neun Monat her war und Sibylla ihren Schmerz zu überwinden begann. Sie flüsterte jedoch eine unverständliche Antwort, die Herrn Moore ganz befriedigte, da er keine besondere Menschenkenntniß besaß.

„Und um nun zu ernsten Geschäften zu schreiten" bemerkte er, sich den größten Lehnstuhl aussuchend. „Sie denken vielleicht, mein liebes, teures Fräulein, daß ich lange Zeit gebraucht habe, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Für gewöhnlich verstehen Damen nicht viel von Geschäften, aber Ihre Frau Mama war eine so Sachverständige, daß ich gern das glauben will, was Sie mir neulich sagten, nämlich, daß Sie, mein gnädiges Fräulein, persönlich keine Ahnung von allem haben, das heißt, Ihre Frau Mama hat Sie niemals zu Rathe gezogen."

„Ja, das ist allerdings so" versetzte Sibylla ruhig.

„Darum habe ich alles nach besten Kräften selbst gethan, ohne Sie zu belästigen."

„Das war sehr nett von Ihnen."

„Aber nun kann ich wohl sagen, daß alles in tadelloser Ordnung ist. Oft ist es ein großer Vortheil, wenn der Rechtsanwalt auch Testamentsvollstrecker ist, wie ich es bei Ihrer lieben Mama und demgemäß bei Ihnen auch bin.

Dadurch konnte ich alles ins richtige Geleise bringen und jetzt will ich Ihnen alles auf das Genaueste auseinandersetzen."

Es ist unnöthig, hier eine lange Beschreibung seiner Auseinandersetzung folgen zu lassen, er erklärte ihr alles so umständlich und mit so viel Worten, daß die arme Sibylla am Schluß seines Vortrages just eben so klug war, wie vorher.

„Wenn sie mir nur eine Frage beantworten wollten, Herr Moore, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein" sagte sie etwas nervös.

„Hundert, wenn es Ihnen Vergnügen macht," versetzte er liebenswürdig.

„Nun, wollen Sie mir also, bitte, mit dürren Worten sagen, wie viel ich jährlich zu verzehren haben werde, das möchte ich gern wissen, weil ich keine Ahnung habe, wie hoch sich das Einkommen meiner Mutter belief; sie sprach mit mir, wie ich Ihnen auch bereits sagte, niemals über Geldangelegenheiten."

„Nun, ungefähr angegeben," erwiderte er — er war wie alle Rechtsanwälte, er ließ sich nicht zu einer genauen Darlegung einer Reihe von Umständen herbei, ohne eine einschränkende Klausel dabei zu machen — „ungefähr angegeben, Sie werden etwa achthundert Pfund jährlich zu verzehren haben."

Sibylla hielt unwillkürlich den Athem an, denn diese Summe war gerade doppelt so hoch, als sie erwartet hatte.

„Achthundert Pfund", wiederholte sie im Tone äußersten Erstaunens.

„Ja wohl, vielleicht noch etwas mehr. — Und das Haus noch außerdem." —

„Und das Haus!" rief Sibylla; „ob es wohl viel werth sein mag, Herr Rechtsanwalt?" wagte sie zu bemerken.

„Ihr . . Ihr verstorbener Herr Vater," versetzte er, „gab 1800 Pfund für den Rittersitz aus, ich hatte damals die Ehre, den Ankauf des Bauplatzes zu leiten. Das Haus ist in sehr gutem Zustande und würde jetzt wohl sehr viel mehr werth sein. Häuser sind letzthin in Langweil an Werth sehr gestiegen und ich kenne Einige, die sich sehr freuen würden, böte sich ihnen die Gelegenheit, das Eigenthum zu erwerben, sollten Sie, gnädiges Fräulein, ernstlich an den Verkauf denken."

Sibylla that einen langen Athemzug.

„O, Herr Rechtsanwalt," sagte sie, „man mag es hier sehr sonderbar finden, daß ich das Haus — in dem meine beiden Eltern lebten — verkaufen möchte, aber es ist so groß und düster und voller Erinnerungen an die Vergangenheit." — Sie fügte nicht hinzu, daß es voller Erinnerungen sei an jene langen, öden, dreißig Jahre, die sie unter seinem Dache verlebt. Unwillkürlich kam ihr dieser Gedanke. Aber sie hatte in der Schule des Lebens gelernt, ihre Zunge im Zaum zu halten.

Der Rechtsanwalt sah sie, über seine Brille hinweg, freundlich an, dann streichelte er väterlich ihre Hand.

„Ich verstehe Sie wohl, Fräulein Sibylla", begann er. „Es ist — bei Lichte betrachtet, auch komisch für eine junge Dame, die einzige Bewohnerin eines so großen Hauses zu sein. Als Ihre lieben Eltern es bauten, lagen die Sachen anders. Sie waren noch nicht lange verheirathet, sie hätten ein Dutzend Kinder haben können, um es auszufüllen. Ihr Herr Vater war ein feingebildeter Mann; er besaß verschiedene Passionen, zu deren Befriedigung viel Raum erforderlich war. Nehmen Sie zum Beispiel seine Bücherpassion; er wäre kaum mit einem kleineren Zimmer als Bibliothek zufrieden gewesen, aber für Sie ist der große Raum ein Luxus. Und weil Häuser von dieser Größe in Langweil selten sind, ist es jedenfalls besser, wenn Sie es an eine zahlreiche Familie verkaufen und für sich ein kleineres und bequemeres aussuchen. Das halte ich für das Beste, was Sie thun können."

„Ich freue mich über ihre Meinung", sagte Sibylla, die innerlich gefürchtet hatte, ihr Wunsch — den bisherigen Haushalt gänzlich zu verändern — könne ihn unangenehm berühren. That sie es, so geschah es auf ihre eigene Verantwortung, nebenbei gesagt, eine Verantwortung, an die sie sich noch gewöhnen mußte.

„Dann geben Sie mir also Vollmacht, den eventuellen Verkauf einzuleiten?' frug er.

Sie bejahte.

„Gut, ich werde Ihnen in einigen Tagen Bescheid sagen lassen. Zufällig kenne ich Einige, die seit Jahren ein begehrliches Auge auf diesen Rittersitz geworfen haben. Ich werde Sie Alles wissen lassen. Inzwischen hoffe ich, Ihnen Alles klar dargelegt zu haben und Sie verstehen, daß Sie sich behufs Erlangung der Zinsen nur an Ihren Bankier zu wenden brauchen. Sie haben jetzt Alles in der Hand."

„Herr Rechtsanwalt," sagte Sibylla, sich erhebend, „ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie es übernahmen, Alles für mich in Ordnung zu bringen. Ich weiß nicht, was ohne Sie aus mir geworden wäre. Um wenigstens einen kleinen Theil meiner Dankbarkeit abzutragen, habe ich etwas aus meines Vaters — aus meiner Eltern Nachlaß — ausgesucht, worüber Sie sich, wie ich hoffe, freuen werden und was Ihnen ein Andenken an meine Familie sein wird."

Damit nahm sie von einem Seitentischchen einen ziemlich großen, flachen und in Silberpapier eingewickelten Gegenstand. Sie löste die Umhüllung und zeigte ihm ein prächtiges, silbernes Tablett, auf welchem folgende Widmung eingravirt stand: „Zur Erinnerung an Ferdinand und Margarethe Drummond, in Dankbarkeit und Liebe ihrem treuen Berather, Herrn Georg Moore, gewidmet von Sibylla Drummond."

Der behäbige, kleine Rechtsanwalt war geradezu überwältigt.

„Mein liebes, gnädiges Fräulein", stammelte er verwirrt, „Sie sind zu großmüthig! Dergleichen hatte ich nicht erwartet. Ihre liebe Mama vermachte mir ein Legat von hundert Guineen, schon das war unnöthig — ich erwartete nichts, gar nichts, und . . . und dies ist wirklich zu viel."

„Aber Sie werden es doch behalten?"

„Mein ganzes Leben lang", versetzte er ernst. „Es soll ein Erbstück in meiner Familie werden; es wird mir immer ein Beweis sein, daß ich die Achtung und Freundschaft eines meiner Nachbaren genossen habe. Ich danke Ihnen, Fräulein Sibylla, nicht allein für das prächtige Geschenk, sondern auch für die Ehre, die Sie mir damit erweisen."

„Ich will es sogleich nach Ihrer Wohnung schicken," sagte das junge Mädchen, die Thränen zurückdrängend, denn die Dankbarkeit und Freude des kleinen Mannes rührten sie tief.

Aber davon wollte er nichts hören. Er behauptete, er sei stolz darauf, sein schönes, silbernes Geschenk persönlich heimzutragen. In Langweil schäme man sich nicht, seine Packete alle selbst zu schleppen — das war noch das Beste an dem kleinen Krähwinkel, — auch fliegen einem gediegene, silberne Tabletts nicht alle Tage wie die gebratenen Tauben in den Mund. Auf mein Wort, noch ehe ein halbes Stündchen verflossen, wußte halb Langweil schon um das Geschenk, und der Rechtsanwalt verbrachte kaum jemals einen angenehmeren Nachmittag.

Nur eine tadelnde Stimme erhob sich in jenem Chor, der Sibylla's Handlungsweise so lebhaften Beifall spendete. Sie gehörte der Frau des ersten Doctors der Stadt, welche, als man ihr etwa zum zwanzigsten Male die Geschichte des silbernen Tabletts erzählte, die spitze Bemerkung machte, es sei ja ganz nett von Fräulein Drummond, Herrn Moores Bemühungen anzuerkennen, aber sie fände die Gabe doch eigentlich überflüssig oder wenigstens falsch angebracht, denn so viel sie wisse, habe Frau Drummond dem Rechtsanwalt ein Legat von hundert Guineen ausgesetzt, abgesehen von seinen gebührlichen Spesen.

„Ich muß gestehen," schloß sie mit einem mißbilligenden Kopfschütteln, „ich muß gestehen, daß andere, denen keine Anerkennung zu Theil geworden ist, der Familie Drummond reichlich ebenso viel Gefälligkeiten erwiesen haben, wie Georg Moore.

Als der Rechtsanwalt sie verlassen hatte, setzte sich Sibylla nieder, um nachzudenken. Das kann man natürlich nicht mit Erfolg, wenn einem ein geschwätziger Rechtsanwalt beständig auf der Tasche sitzt; seine zahllosen „Hms" und „Schrms", seine wortreichen Auseinandersetzungen gepaart mit väterlich wohlmeinenden Rathschlägen, lassen einem keinen vernünftigen Gedanken fassen. Aber als sich die Hausthür hinter ihm geschlossen und Drusilla das zweite Frühstück gemeldet hatte, ging das junge Mädchen in das Eßzimmer, versorgte sich mit kaltem Huhn und Kartoffeln und gab sich dem Genuß ungestörten Nachdenkens hin.

Sie verzehrte ihre Mahlzeit — eine sehr mechanische Verrichtung — denn kaltes Huhn und Kartoffeln kann man auch gedankenlos genießen. Aber die Neuigkeiten, die ihr Moore heut Morgen gebracht, waren von geradezu verblüffender Ueberraschung. Achthundert Pfund jährlich und ihr Wohnhaus, dazu drei Persönlichkeiten im Hintergrunde, die schon ein begehrliches Auge auf den „Rittersitz" geworfen hatten. Sie wiederholte es sich während des Essens wieder und wieder, dann erhob sie sich, ging in die Bibliothek zurück, schob einen bequemen Lehnstuhl an den Kamin und setzte die Beschäftigung des Nachdenkens ernstlich fort. Sie war jetzt einunddreißig, genau so alt. Im Ganzen müßte sich ihr Einkommen auf etwa neunhundert Pfund belaufen. Sollte sie nun die Sanduhr ihres Lebens nicht Minute für Minute oder Tag für Tag, wie es bei vielen der Fall ist, auch nicht Woche für Woche oder Monat für Monat, sondern in ihrer absoluten Ereignißlosigkeit buchstäblich Jahr für Jahr verrinnen sehen? Hier in diesem weltverlassenen, jämmerlichen Krähwinkel? Nein, nein, tausendmal nein! Einer jener Drei, die sich für den Rittersitz interessirten, die ihn ansahen, wie Ahab Naboths Weinberg ansah, sollte seine Wünsche erfüllt sehn.

Und was würde dann aus ihr werden? Sollte sie ein andres Haus in Langweil miethen? Nein, gewiß nicht. Aber wo sollte sie denn hin? Was sollte sie thun? Wie sollte sie einen Entschluß fassen? Wo und wie in der Außenwelt — die ihr ein gänzlich unbekanntes Land war, sollte sie sich ein Heim gründen? Wie hatte sie sich nach Freiheit gesehnt und jetzt lag dieser Wunsch erfüllt auf ihrer flachen Hand. Fast instinctiv kam ihr der Gedanke an ein Wanderleben als die vollkommenste Form des Wohlseins, umherzuwandern nach Herzenslust ohne besonderes Ziel und doch nicht ganz ziellos. Sie hatte so viel gelesen, sich so oft jene schönen, fremdländischen Städte ausgemalt, deren bloßer Name ihr wie Musik im Ohre klang. Ein Tag wie der heutige im sonnigen Italien tauchte in ihrer Phantasie auf — Neapel mit seiner herrlichen Bucht, seinen blauen, tiefblauen Gewässern, dem noch blaueren Himmel und den köstlichen, klaren, warmen Nächten, in denen man die wunderbarsten Sternbilder beobachten konnte, wie sie niemals dem heimischen Firmament dieser dumpfigen, unsaubern, unschönen Stadt zur Zierde gereichten. Der bloße Name Neapel rief ihr eine Strophe ihres Lieblingsliedes lebhaft ins Gedächtniß zurück.

O, es war, als habe sich ein neues Leben vor ihr aufgethan. Sie fühlte im Geist die leisen Zephyrwinde Italiens und freute sich an den dunklen Feueraugen und den nachlässig graciösen Bewegungen der leichtherzigen Südländer. Und da war Rom, — Roma eterna, das interessante, herrliche, urewige Rom, das liebliche Florenz, Venedig, die Königin des Meeres mit ihren romantischen Wasserstraßen und ihrem eignen, geheimnißvollen Reiz, Genua mit seinen marmornen Palästen und stolz gewölbten Säulenhallen! O nur zu denken, daß sie alle diese Herrlichkeiten jetzt bald würde mit eignen Augen sehen! Und wie viel Sehenswerthes gab es noch außerdem! Die Schweiz mit ihren schneebedeckten Alpen und Gletschern, ihren schmalen Gebirgspässen, grün und blauschimmernden Seen und tosenden Wasserstürzen! Dann Deutschland mit seinen anziehenden Städten, Frankfurt am Main, Dresden, dem ehrwürdigen Nürnberg, ferner Paris mit seiner tausendfachen Anziehungskraft, das interessante Holland, Belgien mit seinen reichen Kunstschätzen, die Riviera und endlich die tiefblauen Wasser des mittelländischen Meeres. O! welche verlockende Zukunft that sich vor ihren Augen auf!

Während der nächsten Tage ging Sibylla wie im Traum, wie verzaubert, umher. Langweil hatte bereits aufgehört, sich um sie zu kümmern. Sie hatte mit keiner Seele über ihre Absicht gesprochen, aber sie begann nach einigen Tagen Besuche zu machen. Jetzt betrachtete sie die kleine Stadt mit ganz anderen Augen, von einer ganz andern Seite, sie sah alles und jedes und jeden in einem neuen Licht. Es war wie Zauberei. Sie begann ihre Besuche in der Bank. Sie fand die alten Tische und Stühle noch ganz auf demselben Fleck stehen wie in den Tagen ihrer frühesten Kindheit, derselbe traurige Bilderschmuck verunzierte die kahlen Wände, derselbe Theetopf, dieselbe Sorte Theekuchen und endlich dieselbe müßige, kleinliche, boshafte und im Grunde doch unendlich langweilige Klatscherei, wie vor dreißig Jahren. Wahrhaftig, die Zeit schien in diesem weltvergessenen, entlegenen Nest stillgestanden zu haben!

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über die Samenculturen der Gebr. Dippe in Quedlinburg.

Von Nath.*)

Mein lange gehegter Wunsch, die großartigen Samenculturen der Herren Gebr. Dippe in Quedlinburg kennen zu lernen, wurde im Sommer 1894 zur Wirklichkeit.

Wenn schon die Provinz Sachsen in Bezug auf Klima und Boden von der Natur in hohem Grade begünstigt worden ist, so sind speciell dem Quedlinburger Gebiet die denkbar günstigsten Vorbedingungen für eine rationelle Samencultur gegeben. Die Lage Quedlinburgs mit seinen weiten Ebenen ist eine durch die Vorberge des Harzes gegen rauhe Winde von Norden und Osten her und gegen späte Fröste äußerst geschützte; auf den allmählich ansteigenden Südhängen vermögen die Leben und Gedeihen spendenden Sonnenstrahlen ihre volle Wirkung zu äußern. Die großen Waldungen des Harzes tragen wesentlich zur Regulirung der Feuchtigkeitsverhältnisse bei. Was die Bodenbeschaffenheit anbetrifft, so finden sich hier die Verwitterungsproducte der verschiedenartigsten Gesteinsformationen vor,

*) Inspector der Max Hoffmann'schen Gutsverwaltung in Striegau.

von denen die kalkigen Gesteine, besonders der Muschelkalk, eine aus den Schalen vorweltlicher Muscheln entstandene Formation, vorwiegen. Neben den Grundbedingungen für eine rationelle Samencultur in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, den denkbar günstigsten klimatischen und Bodenverhältnissen, finden wir hier aber auch in Folge der dichten Bevölkerung ein unerschöpfliches Arbeitermaterial und vortheilhafte Verkehrs- und Absatzverhältnisse, welch letztere, Dank der Intelligenz und dem Fleiße der Herren Gebr. Dippe, diesen unermüdlichen Forschern und Züchtern auf dem Gebiete unserer heimischen Samenculturen, in stetem Aufblühen begriffen sind. Das Gesammtareal der Herren Gebr. Dippe umfaßt einschließlich der bei Halberstadt und Neundorf gelegenen Flächen 11 425 Morgen, davon entfallen auf Quedlinburg 6575 Morgen, auf Halberstadt 2550 Morgen und auf Neundorf 2300 Morgen. Erwägt man, unter welch bescheidenen Verhältnissen vor wenigen Jahrzehnten der Grundstein für das heutige Weltgeschäft gelegt wurde, so hat man einen ungefähren Maßstab für den rapiden Entwickelungsgang dieses heute einzig dastehenden, mächtigen Betriebes in Samenzucht und Reinculturen. Eine Besichtigung der Quedlinburger Musterwirthschaft von Dippe, die von den Herren in zuvorkommenster Weise Jedem gern gestattet wird, ist nicht nur jedem Fachmann auf das Wärmste zu empfehlen, sondern auch dem Auge des Laien bietet sich hier so viel des Sehenswerthen, was Natur und Menschenhand in gemeinsamem Bunde hervorzubringen vermögen, daß man die Quedlinburger Culturen mit Recht als ein Muster deutschen Fleißes hinstellen kann. Beim Betreten des Haupthofes an der nach dem sogen. Brühl den herrlichen, parkartigen Promenadenanlagen Quedlinburgs, führenden Straße, fallen dem Besucher zunächst die rechts von dem Eingange gelegenen, in geschmackvollem Rohbau aufgeführten Villen der Besitzer in die Augen; links von dem Eingange zieht sich an der Straße entlang ein Verwaltungsgebäude mit zahlreichen Comptoirs, Geräthe-, Werkzeug-, Lager-, Pack- und Versandräumen hin, in welch letzterer namentlich zur Winterszeit ein außerordentlich reges Leben und Treiben herrscht, denn wahrlich eine Kleinigkeit ist es nicht, den Versand dieser ungeheuren Quantitäten von Samen, die in den Speichern ihrer Versendung harren, in der verhältnißmäßig kurzen Frist zu bewerkstelligen, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß ein großer Theil der für überseeischen Transport bestimmten Waaren wegen der Frostgefahr vor Eintritt des Winters befördert werden muß. Hier finden meist die weiblichen Arbeiter ihre Winterbeschäftigung; an langen Tischen, welche inmitten eines jeden der Packsäle aufgestellt sind, rühren sich hunderte von fleißigen Händen, um das fertige Saatgut, hier namentlich Blumen und sonstige feinere Sämereien, zum Verkauf am Orte oder zum Versand zu verpacken. Mächtige Regale in den Sälen, mit zahlreichen Fächern versehen, bergen die verschiedenen Sämereien, welche von den kleinsten Quantitäten bis zu Waggon- und Schiffsladungen abgegeben werden. Die oberen Räume des Verwaltungsgebäudes sind zu Lagerböden unverpackter Waaren, zu Vorrathsräumen u. dergl. m. hergerichtet. Es würde zu weit führen, auf eine Beschreibung der einzelnen Baulichkeiten, welche den eigentlichen Wirthschaftshof bilden, näher einzugehen. Speicher und Lagerhäuser wechseln hier mit Arbeiterwohngebäuden, Stallungen, Scheunen, Maschinenschuppen, Werkstätten u. a. m. ab. Mit Ausnahme weniger älterer, sind sämmtliche Gebäude in Stein und Eisen aufgeführt; in jedem Jahre entstehen Neubauten, die sich bei dem ständigen Wachsen des Betriebes als unbedingte Nothwendigkeit erweisen. Einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung der Quedlinburger Baulichkeiten hat man, wenn man bedenkt, daß die Gebäude allein ohne Inhalt mit 1 500 000 Mk. versichert sind. Die Speicher sind meist drei- bis vierstöckig aufgeführt, die einzelnen Etagen sind durch bequeme Treppenaufgänge mit einander verbunden; für den Transport der Producte nach den Bodenräumen sind in den meisten Speichern Fahrstühle angebracht, welche sämmtliche Etagen durchlaufen. Diese Fahrstühle sowohl, als auch die Dresch-, Reinigungs-, Stoppelauslesemaschinen, Windfegen ꝛc. werden zum Theil durch Elektricität, zum Theil durch Gasmotoren betrieben. Zur Bewältigung dieses enormen Betriebes finden wir in einem geräumigen Maschinenhause eine Dynamomaschine aufgestellt, welche außerdem noch zur elektrischen Lichterzeugung verwendet wird. Dieselbe hat mehr wie 900 Glühlampen und circa 10 Bogenlampen zu speisen. Bedenkt man, daß diese Maschine in der Villa des Herrn Commerzienrath Dippe allein schon über 240 Glühlampen zu versorgen hat und daß, wie oben erwähnt, noch eine zweite weit geräumigere Villa im Bau begriffen ist, so wird man es begreiflich finden, daß diese eine Maschine den Anforderungen nicht mehr genügen kann. Es soll vielmehr eine zweite noch stärkere Maschine neben der ersteren Aufstellung finden. Außer dieser Dynamomaschine treten zum Dreschen und Reinigen des Saatgutes, sowie zum Betriebe der Fahrstühle u. s. w. noch in Thätigkeit: 2 Stück 12pferdige, 5 Stück 8pferd., 2 Stück 4pferd, 2 Stück 1pferd. Gasmotoren, welche auf die verschiedenen Gebäude vertheilt sind. Für Samen, die zufolge ungünstiger Erntewitterung feucht eingebracht werden mußten und denen die luftigen Trockenböden mit ihren praktischen Trockengerüsten nicht genügen, finden wir eine künstliche Trockenanlage in einem neu erbauten Speicher angebracht. Das Trocknen erfolgt folgendermaßen: Die feuchten Samen gelangen durch einen weiten Holztrichter, welcher im Fußboden der oberen Etage eingelassen ist, auf eine Leinwand ohne Ende, welche in horizontaler Ebene schlangenförmig von oben nach unten über Rollen rotirt. Die auf die oberste Fläche der Leinwand durch den Trichter breit auffallenden Samen werden nun durch die rotirende Bewegung der Leinewand mitgeführt und müssen je nach Bedarf schneller oder langsamer die einzelnen Etagen derselben passiren, bis dieselben von der letzten Etage zur Erde fallen. Zwischen den schlangenförmigen Windungen, welche die Laufbahn der Leinwand bilden, verläuft in entgegengesetzter Richtung ein Röhrensystem, durch welches heiße Luft hindurchströmt. Auf diese Weise wird eine intensive Trocknung der feuchten Samen bewirkt. Im Erdgeschoß der Speicher und anderer Gebäude sind die Stallungen eingerichtet und sind besonders die neu erbauten Pferdeställe zu erwähnen, welche in Bezug auf praktische Einrichtung und Bequemlichkeit mit allen erdenklichen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüstet sind. Die noch zum Theil vorhandenen älteren Stallungen werden in wenigen Jahren ebenfalls neuen Platz gemacht haben. Das lebende Inventar in Quedlinburg, Halberstadt und Neundorf umfaßte im Sommer 1894: 226 Ackerpferde, 38 Kutsch- und Reitpferde, 22 Fohlen, 294 Zugochsen, 40 Mastochsen, 9300 Mastlämmer; hiervon entfallen auf Quedlinburg: 154 Ackerpferde, 30 Kutsch- und Reitpferde, 22 Fohlen, 140 Zugochsen, 40 Mastochsen, 5000 Lämmer; auf Halberstadt: 44 Ackerpferde, 4 Kutschpferde, 70 Zugochsen, 1800 Lämmer; auf Neundorf: 28 Ackerpferde, 4 Kutschpferde, 84 Zugochsen und 2500 Lämmer. Dem sehr intensiven Betriebe entsprechend ist hiernach der Zugviehbestand ein hoher; es sind im Durchschnitt auf ein Zugthier 22 Morgen gerechnet. Einen herzerfreuenden Anblick gewähren die, mit dem kostbaren Pferdematerial der schweren Belgierrace gefüllten Stallungen des Quedlinburger Gehöftes; die Thiere sind hier, nach Farbe, Temperament und Alter geordnet, in den verschiedenen Stallräumen untergebracht. Die große Zahl von Kutsch- und Reitpferden dient sowohl zum persönlichen Gebrauch der Besitzer und deren Beamten, wie auch besonders zur Bewältigung des Fremdenverkehrs. Beim Ankauf von Kutschpferden wird besonders auf schnelle Wagenpferde mit viel Blut großes Gewicht gelegt.

In dem in nächster Nähe des Gehöftes gelegenen Abteigarten befinden sich die Stallungen und Koppeln für die Fohlenzucht. Es werden sowohl reine Trakehner, als auch Kreuzungsproducte von Trakehner Blut mit schwererem Reit- und Wagenschlag gezüchtet. Einem eigens zu diesem Zweck angestellten, erfahrenen Beamten liegt die Leitung der gesammten Viehwirthschaft, wie auch im besonderen der Fohlenzucht ob. Wie bei der Pferdehaltung auf nur bestes, leistungsfähiges Material gesehen wird, so finden wir auch im Zugochsenbestande einen in Bezug auf Arbeitsleistung und Mastfähigkeit hervorragend geeigneten Schlag vertreten; es werden nur bayerische Ochsen vom Voigtländer Stamm gehalten. Die Anspannung erfolgt mittelst Stirnjochen. Die Aufstellung von Ochsen und Lämmern zur Mast erfolgt lediglich um die beim Dreschen und Reinigen der verschiedenen Samen sich ergebenden Abfälle zu verwerthen, wie auch um eine vermehrte Düngerproduction zu erzielen. Ebenso, wie bei dem lebenden Inventar auf nur vorzügliches Material gehalten wird, so wird auch bei dem todten Inventar auf die Verwendung von Maschinen und Geräthen zur Bodenbearbeitung und Pflanzencultur, sowie bei den Dresch-, Reinigungs-, und anderen Maschinen und Apparaten auf allerbeste Construction und größtmöglichste Leistungsfähigkeit Bedacht genommen. Das besondere Interesse eines jeden Fachmannes müssen die verschiedensten Geräthe und Maschinen für Reihencultur erregen; die hier, wie in keiner anderen Wirthschaft, die beste Probe für ihre Verwendung in der Praxis zu bestehen haben. Dem gesammten Betriebe entsprechend, ist das Maschinen-, und Gräthecapital hier ein ganz bedeutendes; neben der großen Zahl von Maschinen für Hand- und Spannbetrieb finden wir hier auch einen eigenen Dampfpflugapparat.

Für die Instandhaltung des todten Inventars sowohl, wie auch für die Ausführung von Neubauten, Reparaturarbeiten ꝛc. ist von den intelligenten Besitzern durch die feste Anstellung von Handwerkern in der weitgehendsten Weise Sorge getragen worden. So haben Gebr. Dippe eine eigene Schmiede mit 1 Meister und 6 Gesellen, eine eigene Schlosserei mit 1 Meister und 4 Gesellen, eine eigene Stellmacherei, Tischlerei, Glaserei, 1 Zimmerpolier mit 9 Gesellen und 1 Maurerpolier mit 50—60 Gesellen.

Ueberall, wohin wir uns im Hofe wenden, in den Stallungen, auf Speichern, Lager- und Schüttböden, in den Scheunen, Vorrathsräumen ꝛc. — überall herrscht eine musterhafte Sauberkeit und Ordnung. Alles zeugt von einer sachgemäßen, zielbewußten Betriebsleitung.

Beim Betreten der Felder breitet sich vor den Blicken des Besuchers ein buntes Panorama von eigenartiger Schönheit und seltener Mannigfaltigkeit aus, dessen farbenprächtiges Bild nach Blüthe- und Jahreszeit wechselt. Besonders wirkungsvoll ist der Anblick der Quedlinburger Culturen von Südosten her; die nach Norden und Nordwesten allmählig ansteigenden, mit den zahlreichen verschiedensten Früchten und Blumen bebauten Felder, von Obstalleen und Feldwegen durchkreuzt, im Hintergrunde von den dunklen Waldungen des Harzes umrahmt, gleichen einem weithin ausgebreiteten, in den herrlichsten Farben schillernden Teppich.

Eine Wanderung durch die Felder bietet uns so viel Sehenswerthes und Lehrreiches, daß wir nicht müde werden, uns bei dem Anblick jeder einzelnen für uns fremden Cultur von dem begleitenden Beamten Aufklärung geben zu lassen über Benennung, Wachsthumsbedingungen, Anbau, Pflege und Ernte der verschiedenen Samenpflanzen. In bunter Aufeinanderfolge wechseln hier, auf verschieden große Flächen vertheilt. Halm- und Hackfrüchte mit der großen Zahl von Wurzelgewächsen, Blumen und Hülsenfrüchten ab. Hier stehen wir, die Pracht eines mit Stiefmütterchen bebauten Feldes bewundernd still, deren zahlreiche Variationen jede für sich nach Farbe und Gestalt in besonderen Abtheilungen als Reinculturen angebaut sind, von dem tiefschwarzen, in allen erdenklichen Farbenzusammenstellungen wechselnd, bis zu dem einfarbigen schneeweißen, von den größten, bis zu den kleinsten Exemplaren, finden wir hier alle Sorten vertreten.

Daneben fesselt uns der Anblick eines mit Squarehead-Weizen üppig bestandenen Feldes. Die langen, rohrartig starken Halme wiegen sich schon zur Zeit der Blüthe (hier Ende Juni beginnend) unter der Last einer kolbenartigen, außerordentlich kräftigen Aehre. Schon aus weiter Ferne, lange noch bevor wir uns durch den Augenschein zu überzeugen vermögen, verräth uns ein lieblicher Duft, daß wir uns einem mit Reseda bebauten Felde nähern. Von dem matten Grün dieses dicht bestandenen Resedafeldes hebt sich weiterhin wirkungsvoll das kräftige Dunkelblau eines mit unserer gemeinen Kornblume bestellten Schlages ab, die hier ebenfalls in verschiedenen Farben, wie dunkelblau, mattblau, mattrosa, weißlich u. s. w., cultivirt wird. Der Same hiervon wird größtentheils nach England exportirt; dort ist die Kornblume eine beliebte Zierpflanze. Im weiteren Verlaufe unserer Wanderung gleitet unser Blick wohlgefällig über musterhaft bestellte und vorzüglich bestandene Sommerung-, Kartoffel-, Zucker-, und Futterrübenfelder hinweg, um dann wieder für eine kurze Zeit sich an dem herrlichen Anblick mehrerer nebeneinander gelegener mit Ritterſporn bebauter Flächen zu weiden. Von verschiedenen hier angebauten Saaten dieser verbreiteten Gartenpflanze ist namentlich der über manneshohe Pyramiden-Ritterſporn zu erwähnen, der mit seinem kräftigen Blüthenansatz seine ihm nahe verwandten Nachbarn um ein Bedeutendes überragt.

Einen herrlichen Anblick gewähren ferner die großartigen Stangen- und Buschbohnen-Culturen, namentlich fesseln erstere das Auge des Besuchers. Unsere weitere Fahrt führt uns, immer im Wechsel mit zahlreichen anderen Culturgewächsen durch mehr oder minder ausgedehnte Flächen, die mit diversen Erbsensorten, Salat, Zwiebeln, Spinat, Kreße, Borrée, Repinschen, Kerbel, Kopfkohl, Radies, Rettig, Möhren, Petersilie, Cichorien, Pastinaken, Thymian, Salbei, Wermuth, Gurken u. s. w. bebaut sind.

Es würde zu weit führen, die große Zahl der einzelnen Culturen einer näheren Besprechung zu unterziehen. Ueber die Mannigfaltigkeit der angebauten Gewächse und über den Umfang der verschiedenen zu Samen bebauten Flächen mögen die folgenden Zahlen einen Anhalt geben.

Im Jahre 1894 wurden in Quedlinburg allein zu Samen bebaut: circa 1000 Morgen Zuckerrübensamen, 70 Morgen Zuckerrüben zur Auswahl der Eliterüben, 80 Morg. Spinnat und Kresse, 50 Morg. Thymian, 70 Morg. Salat, 40 Morgen Rapunzel, 20 Morgen Salbei, 45 Morgen Petersilie, 250 Morgen Kohl, Kohlrüben, Kerbel und Porrée, 150 Morg. Radies und Rettig, 20 Morg. Gurken, 110 Morg. Carotten, 280 Morg. Gartenerbsen, 250 Morgen Klee, 60 Morgen Petersilienwurzel, 200 Morg. Buschbohnen, 110 Morgen Stangenbohnen, 30 Morgen Saatzwiebeln, 90 Morg. Zwiebelsaamen, 230 Morgen Kartoffeln, 1450 Morgen Weizen, 650 Morg. Gerste, 190 Morgen Roggen, 110 Morgen Hafer, 155 Morgen Astern, 50 Morgen Reseda, 320 Morgen diverse Blumen ꝛc.

Neben dieser außerordentlich umfangreichen Cultur von Freilandpflanzen wird aber auch noch in Gewächshäusern und besonderen Gartenabtheilungen eine ganz bedeutende Topfcultur betrieben. Es werden in Töpfen cultivirt: ca. 30000 Töpfe Sommer-Levkoyen, 50000 Töpfe Herbst- und Winter-Levkoyen, 36000 Töpfe Goldlack, 15000 Cinerarien, 5000 Töpfe Calceolavien, 5000 Töpfe Nelken, 80000 Töpfe Primula chinensis fimbriata, außerdem eine große Anzahl anderer feinerer Blumen, wie Petunien, Begonien, Gloxinien und viele andere. Bewundernswerth ist die bei diesem umfangreichen Betriebe überall hervortretende, musterhafte Ordnung, die ganz besonders auch in den Feldern zur Geltung gelangt. Wohin wir uns auch wenden mögen, überall werden wir uns überzeugen können von einer mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Bestellung und Cultur der Aecker. Hier finden wir keine Grenzraine und überflüssigen Sträucher, diese Träger vieler lästiger Unkrautsamen, eine Pflugfurche bildet die Grenze an den Nachbarfeldern. Die Wege und Grabenränder werden von hierzu besonders angestellten Arbeitern vermittelst Harke und Spaten sauber gehalten; ein Aufkommen von Unkräutern auf den Feldern ist bei der exacten Bearbeitung derselben und bei der durchgreifenden Pflege der Culturpflanzen nicht denkbar, kurz gesagt, die ausgedehnten Flächen der Quedlinburger Musterwirthschaft dürfen sich nicht scheuen, sich der Kritik des verwöhntesten und anspruchsvollsten Fachmannes zu unterziehen; sie werden siegreich aus jeglicher Concurrenz hervorgehen.

Mit welch peinlicher Gewissenhaftigkeit die Gebr. Dippe auf die Verbesserung der für ihren eigenen Bedarf bestimmten Nachzucht bedacht sind und mit welcher Sorgfalt die Auswahl der Elitemutterpflanzen erfolgt, geht daraus hervor, daß eigens zu diesem Zweck angestellte Aufseher, deren Blick sich unter sachgemäßer Oberleitung durch mitunter Jahrzehnte lange Uebung für das Erkennen der geeigneten Exemplare besonders geschärft hat, jahraus jahrein damit betraut sind, die für die Verwendung zur Nachzucht geeigneten Pflanzeu nach dem Adel ihres Wuchses sowohl, als auch nach ihrem ganzen Habitus auszuwählen. Die Einernung sowohl, wie auch der Erdrusch resp. die Aufbewahrung dieser, durch kleine Stecken gekennzeichneten Musterpflanzen erfolgt getrennt von dem übrigen Bestande des Feldes. Nur durch dergleichen, für eine rationelle Samenzucht unerläßlichen Maßregeln, die hier mit aller Strenge und größter Gewissenhaftigkeit durchgeführt werden, ist sowohl dem Züchter selbst, als auch besonders dem Käufer von Samen jeglicher Art, die sicherste Gewähr für eine denkbar beste Saatwaare gegeben. Bei den weit ausgedehnten Flächen der Quedlinburger Wirthschaft ist es ferner möglich, die einzelnen Samen sowohl, wie auch unter sich verwandte Saaten getrennt zu cultiviren, ohne daß eine gegenseitige Befruchtung zu befürchten ist, und auch zufolge der verschiedenartigen Gesteinsformationen im Boden, jeder Pflanze den ihr meisten zusagenden Platz einzuräumen.

Einleuchtend ist, daß es zur Bewältigung eines so außerordentlich umfangreichen, vielseitigen Betriebes eines gewaltigen Beamten-, Aufsichts- und Arbeiterpersonals bedarf. Unter der Oberleitung der Herren Gebr. Dippe selbst werden dann auch neben einer stattlichen Zahl angestellter Beamten für den Betrieb der Landwirthschaft, Gartenbau, Maschinenwesen u. s. w., wie für den Comtoirdienst mehr als 230 Gärtnergehülfen, ca. 30 Lehrlinge und durchschnittlich 1800 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt. Das gesammte Arbeitermaterial ist eingetheilt in bestimmte Arbeitscolonnen von je ca. 20 Arbeitern, deren jede der speciellen Aufsicht eines Gehülfen oder Lehrlings unterstellt ist; mehrere solcher Colonnen stehen wiederum unter der Controle eines Unterbeamten resp. Oberaufsehers. Die Art und Weise des gesammten Betriebes entsprechend müssen an die Intelligenz des Personals, — Beamten sowohl als auch Arbeiter, — erhöhte Anforderungen gestellt werden. Demzufolge ist auch die Besoldung eine verhältnißmäßig hohe. So z. B. beträgt das durchschnittliche Tagelohn im Sommer bei männlichen Arbeitern 1,80 Mark, bei weiblichen 1,30 Mark. Sämmtliche Arbeiter werden das ganze Jahr hindurch beschäftigt; im Winter hauptsächlich mit Dreschen, Reinigen, Verpacken der Samen u. s. w. Das freundliche Wesen und den zufriedenen Ausdruck auf den Gesichtern der Arbeiter berühren den Besucher angenehm und lassen darauf schließen, daß man durch humane Behandlung bemüht ist, den Arbeitern ihr schweres Loos nach Möglichkeit zu erleichtern, in der richtigen Erkenntniß, daß nur ein zufriedener Arbeiterstand ein leistungsfähiger sein kann.

Die Hauptabsatzgebiete für die Producte der Dippe'schen Wirthschaften sind neben Deutschland besonders Oesterreich, Rußland und England. Weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, ist die Firma Gebr. Dippe bekannt und erfreut sich in Folge ihrer strengen Reellität und hervorragenden Leistungsfähigkeit überall großer Beliebtheit. Von nah und fern treffen täglich Besucher ein, häufig sogar von außereuropäischen Ländern, um die Culturen zu besichtigen. Wohl mögen häufig die Erwartungen fremder Züchter und anderer verwöhnter Fachmänner hoch gespannte sein; durch eine Besichtigung der Culturen jedoch werden alle Erwartungen übertroffen.

Der Eindruck, den der Besuch der Dippe'schen Wirthschaften auf den Besucher hinterläßt, wird je nach dessen Charakter und Gemüth ein sehr verschiedener sein. Der säumige Landwirth, dem es an Entschlossenheit und Selbstvertrauen mangelt, und der sich heute noch ängstlich mit jeder Faser seines Seins an der althergebrachten Weise seines Betriebes klammert, in dem irrigen Glauben, eine zeitgemäße Aenderung in dem veralteten Modus seines Wirthschaftssystems müsse ihn dem völligen Ruin preisgeben, der wird auch von einem Besuche dieser Musterwirthschaften weit weniger Nutzen, als Schaden haben. Er wird, seine eigenen Kräfte unterschätzend, nicht den Muth finden, von seinem bisherigen System abzulassen und, soweit es seine localen Verhältnisse ermöglichen, die Bewirthschaftung seiner Scholle in andere, zeitgemäßere Bahnen zu lenken. Unzufriedenheit mit sich selbst und Unentschlossenheit bei seinen Handlungen werden bei ihm miteinander kämpfen. Sein ohnehin schon schwacher Unternehmungsgeist wird mehr und mehr ins Wanken gerathen, er wird die Freudigkeit an seinem Berufe verlieren und die Folge davon muß naturgemäß ein ständiger Rückgang seines Betriebes sein. Ganz anders dagegen der intelligente, strebsame Landwirth; er wird sich bemühen, nachdem er hier gesehen, was unermüdliche Ausdauer und zielbewußte Thätigkeit, gepaart mit persönlicher Intelligenz und Tüchtigkeit zu schaffen vermögen, im Rahmen seiner Verhältnisse diesen großen Vorkämpfern auf dem Gebiete der Samenzucht nachzustreben; seine Lebensklugheit und Erfahrung werden ihn bei seinem ernsten Bestreben leiten, sein Selbstvertrauen und seine Liebe zum Beruf werden sein Wollen zum Vollbringen gestalten. Wie mancher Landwirth, der heute unter dem Druck der Zeiten seufzt und sorgenvoll in die Zukunft blickt, wird bei einem Besuch der Dippe'schen Culturen das Lückenhafte seines Betriebes erkennen und mit der Entschlossenheit und Kraft eines Verzweifelnden, der im harten Kampfe um sein Dasein ringt dem Bestreben dieser intelligenten Züchter nacheifern. Sein reger Geist und seine unerschütterliche Willenskraft werden ihm die Wege vorzeichnen, die er zur Erreichung seines Zieles einzuschlagen hat, sein kranker Betrieb wird unter seiner sachgemäßen Leitung gesunden. Darum rütteln wir uns auf aus dem Schlafe vergangener Zeiten und folgen wir getrost den Spuren jener Männer, die uns um ein Jahrzehnt im Hochfluge voraneilen. Mit gerechtem Stolze darf unsere heimische Landwirthschaft sich rühmen, in den Besitzern der Samenculturen von Quedlinburg, Halberstadt und Neundorf würdige Vertreter auf dem Gebiete der Samenzucht zu besitzen, welche jeglicher Concurrenz des Auslandes gewachsen sind. So lange es der deutschen Landwirthschaft noch vergönnt ist, Männer von so hervorragender Schaffenskraft, verbunden mit eiserner Energie und rastloser Thätigkeit, ihr eigen zu nennen, wird sie auch im Stande sein, den Wogen, die sie jetzt von allen Seiten gefahrdrohend umbranden, Stand zu halten.

Im Reiche der Mode

droht der Umsturz. Die Bewegung hat in England ihren Ursprung genommen, wo die Damen in Modesachen immer ein wenig unabhängig sich geberdeten. Einige originelle Misses hatten zunächst die Idee des Picture hat, das ist eines Hutes, der nach dem Muster auf irgend einem berühmten Gemälde „gebaut“ war. Sie trugen solche Hüte — vorausgesetzt natürlich, daß sie ihnen zu Gesichte standen — entgegen und trotz der gerade herrschenden Mode. Dieser ketzerische Brauch griff dann auch auf die Toiletten über und drang bald nach Frankreich ein. Französische Damen nahmen die Idee auf und in Paris fand sie bald ergiebigen Boden. Frauen, in hervorragender socialer Stellung, schön, elegant und gefeiert, welche eine absolute Herrschaft über ihre Zeitgenossinnen, natürlich auch über die Zeitgenossen ausübten, machten sich zu Bannerträgern der neuen Lehre. Sie begannen, sich die Inspirationen für ihre Toiletten-Kunstwerke aus den Gemälde-Gallerien zu holen. Nicht mehr die Mode, sondern der eigene Geschmack, die eigene künstlerische Ueberzeugung sollte ihnen die Modelle für ihre Roben liefern, und die berühmten Meister, die im Louvre Frauen-Portraits ausgestellt haben, sollten ihnen Lehrmeister sein. Sie werden alle Stile probiren, um jenen zu finden, der am meisten mit ihrer Anmuth und mit ihren Reizen harmonirt, um sich dann für immer oder wenigstens für längere Zeit an ihn zu halten. Es braucht keine sclavische Nachahmung des Originals zu sein; alle Monstruositäten vergangener Moden, alle Excentrizitäten und Lächerlichkeiten werden entfernt werden, aber was übrig bleibt, wird eben doch noch individuell und originell genug sein. Man wird also bald in den Straßen von Paris lebende Marie-Antoinettes, lebende Katharinen von Medici, lebende Gretchen — und wie sie alle heißen — sehen, die gleichsam aus ihren Rahmen herabgestiegen sind und nun in verjüngter, verfeinerter und geschmackvollerer Gewandung unter uns umhergehen. — Einige kühne Damen der Pariser Gesellschaft haben bereits die Fahne der Revolution erhoben. Sie haben in ihren neuen Toiletten allgemeine Bewunderung erregt und die Nachahmerinnen lassen nicht auf sich warten. Man wird leicht Toiletten für alle weiblichen Typen finden können, denn man kann alle Jahrhunderte und auch alle Länder durchstöbern. Der persönliche Stil, die Mode des Individuellen werden rasch triumphiren.

Petersilie als Einfassungspflanze.

Nicht nur, daß die Petersilie sich praktisch und nutzbringend bewährt als Küchenkraut für Suppenwürze und zur Verzierung von Fleisch- und Fischplatten, sie bildet auch als Einfassungspflanze eine Zierde und gereicht selbst einem Ziergarten durch ihre schönen, krausen Blättchen zum Schmuck. Sie bedarf einen fetten Boden, wird sehr weitläufig in flache Rillen gesäet, und zwar im April für den Bedarf in den Sommermonaten, und im Juli für den Herbstbedarf. Die Petersilie kann somit als Einfassungspflanze für Beete und Rabatten empfohlen werden.

Erdbeergelee mit Johannisbeersaft.

Weil Erdbeeren allein kein Gelee geben, so müssen stets Johannisbeeren dazugenommen werden. Die wohlgereinigten, nicht gewaschenen Früchte werden zusammen in einer Schüssel tüchtig gequetscht und durch ein Tuch oder eine Fruchtpresse gedrückt. Man läßt den gewonnenen Saft mehrere Stunden stehen, damit sich alles setzt, um ihn dann klar abzugießen. Auf je 500 Gramm Saft rechnet man 500 Gr. Zucker und kocht dies zusammen unter fortwährendem Rühren so lange, bis einige Tropfen auf einen kalten Teller gegossen, gelieren (nicht mehr auseinander laufen). Man füllt alsdann damit sofort trockene, gut gereinigte Gläser und verbindet sie nach vollständigem Erkalten in üblicher Weise mit Pergamentpapier.

Kochrecepte.

Krebsschwänze mit Reis und grünen Erbsen. 2 Stunden. 10 Personen. Von einem Schock gekochter Krebse breche man die Schwänze und Scheeren aus, behalte 15 Stück der Nasen zurück und bereite von den getrockneten Schalen mit 250 g Butter eine schöne rothe Krebsbutter. Nun gebe man etwa den vierten Theil derselben mit einem viertel Liter Bouillon in eine Kasserole, füge, sobald die Brühe kocht, so viel Mehl hinzu, als dieselbe aufnimmt, rühre die Masse mit zwei Eiern ab, salze sie, fülle sie lauwarm in die Krebsnasen und koche solche in Bouillon. Weiter koche man 2—3 l junger grüner Erbsen in Salzwasser mit einem Stück guter Butter weich und ebenso 250 g Reis, der aber trocken und kernig bleiben muß und mit dem zweiten Viertel der Krebsbutter verrührt wird. Den Rest derselben ziehe man mit Mehl, saurer Sahne und zwei Eigelben nebst einem halben Theelöffel Fleischextract auf und wärme darin das Krebsfleisch. Das Anrichten geschieht so, daß der Reis bergartig in die Mitte einer runden Schüssel gefüllt wird, von den Schoten und Krebsnasen abwechselnd umgeben. Die Sauce mit dem Krebsfleisch wird besonders dazu gereicht.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 26. Juli 1895. Neunter Jahrgang. № 30.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatte die Frau des Bankdirectors Sibylla immer geärgert mehr als jede andre Frau in Langweil. Sie war eine kluge Person, die das zweifelhafte Talent besaß, ihren Bekannten häufig mit umgekehrten Liebenswürdigkeiten aufzuwarten, ohne daß dabei ein Schatten auf sie fiel, ja, was noch mehr, sie verstand es, Jemand unter der Maske freundlicher Rathschläge Grobheiten ins Gesicht zu sagen. Sie machte gelegentlich unbestimmte Andeutungen, ließ ihre Mißbilligung durchblicken und ihr Tadel war immer mit einer schwachen Dosis Lob versetzt. Jetzt war das alles anders. Sibylla sah Frau Beetham mit andern Augen, in einem andern Licht. Sie war jetzt nicht mehr eine Persönlichkeit, die Jemand ernstliches Leid zufügen konnte, sondern nur eine verbitterte, enttäuschte Frau, die am liebsten Schloßherrin gewesen wäre, während ihr das grausame Schicksal ihren Lebensweg als Bankiers Frau vorgezeichnet hatte, wenn ihr Gatte auch immerhin eine Hauptperson im Städtchen war.

Frau Beetham bemerkte ziemlich spitz zu der Doctorsgattin, als Fräulein Drummond eben das Haus verlassen, sie fände, daß die junge Dame sich jetzt ein ganz sicheres Auftreten angewöhne.

„Ich glaube" erwiderte die Frau Doctorin, „das kommt daher, weil sie so viel mehr Geld hat, als sie erwartete. Sie ist auch ganz und garnicht wie ein echtes Langweiler Kind. Diese Idee, dem alten Rechtsanwalt das schöne, silberne Tablett zu schenken! Nur weil er seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit that, für die er gehörig bezahlt wurde! Ich kann mich nur wundern, daß Herr Moore überall damit herumlief und es so prahlerisch allen Menschen zeigte, gerade, als sei ihm noch nie zuvor eine Anerkenaung zu Theil geworden. Nein, mit solchen Leuten habe ich keine Geduld."

Und da es Frau Beetham ganz ebenso ging, setzten sich die beiden guten Damen hin, steckten die Köpfe zusammen und hielten einen richtigen Klatsch ab, in dessen Verlauf sie besondern Nachdruck auf die Beschränkheit Anderer sowie auf ihre persönliche, gänzlich uneigennützige Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit legten. Wahrhaftig, es giebt komische Heilige auf der Welt!

Als jedoch Frau Crostan an diesem Abend eben ihren Thee beendet hatte, wurde ein Packet an den Doctor hereingebracht mit Fräulein Drummonds herzlichsten Empfehlungen, der in Langweil althergebrachten, jedes Packet begleitenden Form. Es war ein ziemlich großes Packet in gelbem Papier. Neugierig und aufgeregt schnitt der Doctor den Bindfaden durch. Dann enthüllte sich aus mehreren Bogen Seidenpapier ein prächtiger, silberner Kuchenkorb, den Frau Crostan schon immer, seitdem sie vor zwanzig Jahren als ganz junge Frau nach Langweil gekommen, aufrichtig bewundert hatte.

„Ich schicke Ihnen diese Kleinigkeit" so schrieb Sibylla dazu, „damit Sie dadurch immer an ein dankbares Herz erinnert werden, das die Sorgfalt und Theilnahme, die Sie einer armen Kranken in den letzten Tagen erwiesen haben, nie vergessen wird und kann. Ich wählte gerade diese Gabe aus dem Nachlaß meiner Mutter, weil ich weiß, daß Ihre Frau Gemahlin den Korb oft bewundert hat.

Mit herzlichem Gruß stets

Ihre

Sibylla Drummond.

Dieses zweite Geschenk, diese zweite Anerkennung geleisteter Dienste rief im Städtchen fast noch mehr Aufsehn hervor, als das silberne Tablett des Rechtsanwalts. Frau Crostan war ganz entzückt darüber. Gleich am folgenden Tage setzte sie ihren besten Hut auf und machte eine Extra-Visitentour in der Stadt, um jedem zu erzählen, was für ein gutes, dankbares Mädchen Fräulein Sibylla sei und daß es wirklich ein Vergnügen wäre, sich manchem Menschen nützlich erweisen zu können.

„Natürlich widmete der Doctor ihr sehr viel Aufmerksamkeit" sagte sie mit einem Anfluge ehelichen Stolzes, „weil sie so schwer litt und ihr Krankenlager so geduldig und klagelos ertrug, aber ich versichere Ihnen, er that es ohne jeden andern Beweggrund. Wir wurden gänzlich überrascht und meinem Mann kamen unwillkürlich die Thränen in die Augen, als er ihre Zeilen las. Ich glaube, das hat ihn für manche kleine Nichtachtung entschädigt, wo er mehr Grund hatte, Anerkennung zu erwarten, als von Sibylla Drummond."

Wahrhaftig, ganz Langweil war gespannt, wer nun zunächst ein Silbergeschenk erhalten würde und die Bewohner der Rectorei glaubten sich eines Dutzends silberner Sectbecher bereits so sicher als ihres leibhaftigen Daseins. Indessen wurden sie bitter enttäuscht. Mit dem Rechtsanwalt, der ihre Geldangelegenheiten so erfolgreich geordnet und dem Doctor, der die letzten Tage ihrer Mutter erleichtert, hielt Sibylla ihre Verpflichtungen für erledigt und mit Recht.

So vergingen ein paar Tage und nichts Besonderes geschah, ausgenommen, daß der Rechtsanwalt den Verkauf des Rittersitzes einleitete und zwar an einem jener Drei, die sich in dem Verhältniß Ahabs zu Naboths Weinberg befunden hatten. Und an dem Tage, an welchem diese Angelegenheit zu vortheilhaftem Abschluß gebracht wurde, kam Sibylla ein neuer Gedanke. Sie hatte soviel von den fremden Städten geträumt, die sie auf ihren Reisen besuchen wollte, daß sie mit keinem Gedanken an die Frage gedacht „mit Wem sie eigentlich gehen solle?"

Einer Dame von einunddreißig Jahren, die schon in der großen Welt gelebt hatte, wäre die Beantwortung dieser Frage nicht schwer gefallen, sie hätte sich sogleich gesagt, daß sie ohne jede Begleitung allein reisen könne! Aber Sibylla Drummond, die sich bisher in dem Stadium lächerlicher Hülflosigkeit befand, Sonntag Abend nicht allein aus der Kirche nach Hause gehen zu dürfen, setzte dieser Gedanken vollständig in Schrecken. Nicht weil sie um ihre eigene Person besorgt gewesen wäre, sondern weil sie sich fürchtete vor dem, was wohl die Fremden, deren Bekanntschaft sie möglicherweise im Auslande machen könnte, von einer jungen, unverheiratheten Dame denken würden, die ganz allein auf eigene Faust in der Welt herumreiste. Dieser Gedanke war ihr wie ein Schlag ins Gesicht, — was sollte sie thun? Sollte sie die Verwirklichung ihrer herrlichen Träume, die während der letzten Tage ihre Phantasie vollauf beschäftigt hatten, aufgeben? Sollte sie warten, bis sie eine ältliche, geeignete dame d'honneur gefunden, die ihre Reisen vom conventionellen Standpunkt aus vor jedem mißbilligenden Tadel schützte? Und wo bleibe dann zum Beispiel das Vergnügen, Neapel zu besuchen in Begleitung eines ältlichen, mit der Brille und Haube behafteten Wesens, mit Jemand, der gewiß zu müde sein würde, um diese Galerie zu besuchen und es nicht für ganz passend halten würde, jenen Ausflug zu unternehmen! Abgesehen davon, daß ihr „chaperon" ihre Ausgaben verdoppelte? Nein, nein, tausendmal nein. Lieber wollte sie den ganzen Plan aufgeben. O, es war zu hart!

Gab es denn keinen Ausweg? Gab es denn kein Mittel, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, damit sie ein Auge zudrücken mußten?

O wenn sie eine Wittwe gewesen wäre! Und fast fühlte sie ein leises Bedauern in sich aufsteigen, daß ihr der herbste Schmerz eines Frauenlebens gnädig erspart geblieben war, was als Beweis ihrer gänzlichen Fassungslosigkeit gelten mag.

Dann kam ihr plötzlich ein herrlicher Gedanke! Warum sollte sie ihre Reisen nicht in der Verkleidung einer Wittwe unternehmen? Das würde für sie der beste Schutz in der Welt sein — Langweilern würde sie wahrscheinlich nicht begegnen, und ihr angenommener Name würde jegliches Wiedererkennen seitens anderer, die möglicherweise Bekannte in ihrem Geburtsort haben konnten, unmöglich machen. Ja, warum sollte sie das nicht thun? Es war ein herrlicher Gedanke, aber Sibyllas Gemüthsthermometer sank bis auf den Gefrierpunkt herab, als sie sich selbst sagte, daß an die Ausführung dieses Planes garnicht zu denken sei.

5.

Fräulein Drummond besaß viel Charakterähnlichkeit mit ihrer Mutter. Bis jetzt hatte sie sich um nichts zu bekümmern brauchen, man hatte ihr das Leben leicht, wenn auch immerhin sehr einförmig gemacht. Aber obgleich sie ganz und gar in Langweil aufgewachsen war und man die beschränktesten Ansichten im Städtchen hegte, hatte sich Sibylla doch nicht davon einschüchtern lassen, sondern beharrte, wenn es darauf ankam, zähe bei ihrer Ansichl, gerade wie ihre verstorbene Mutter.

Als ihr zum ersten Mal der Gedanke kam, sich auf Reisen für eine Frau auszugeben, um sich alle etwaigen Redereien zu ersparen, hatte sie ihn von sich gewiesen als etwas, an dessen Ausführung gar nicht zu denken sei. Aber während der folgenden Tage wurde sie ihn nicht los. Warum sollte sie ihre Absicht nicht ausführen? Irgendwo hatte sie einmal gelesen, daß es in Rußland wirklich nicht zum guten Ton gehöre, eine Wittwe nach ihrem verstorbenen Gemahl zu fragen. Wahrhaftig, sie hatte volle Befugniß sich einen Reisenamen, einen „nom de guerre" auszusuchen. Reist nicht Ihre Majestät unter dem Namen einer Gräfin von Balmoral? Thun Prinz und Prinzessin von Wales nicht dasselbe als Graf und Gräfin von Chester? Warum sollte sie denn nicht unter dem Incognito einer Frau Schmidt reisen? Freilich hatten diese drei Fälle nicht viel Aehnlichkeit mit einander, aber jedenfalls war ihre Noth reichlich ebenso groß, als die Nöthe jener hohen Herrschaften es nur irgend sein konnten.

Nein, sie wurde den Gedanken absolut nicht los, Tag und Nacht hing er ihr an. Es würde alles ganz gut gehen, man müßte es nur vorher ein bischen einzurichten verstehn. Selbst wenn sie mit Langweilern zusammentraf, was besonders in der ersten Zeit sehr unwahrscheinlich war, so konnten diese doch unmöglich unverschämte Fragen betreffs ihres verstorbenen Mannes an sie stellen, besonders wenn sie noch Halbtrauer trug. Dies wollte sie thun, keine Schnippenhaube und langen Kreppschleier, sondern nur ein einfaches, schwarzes Kleid und einen schwarzen Hut mit schmaler, weißer Rüsche, gerade nur um den Leuten einen Wink zu geben, etwas anzudeuten ohne mit dürren Worten etwas zu verrathen. Natürlich log sie, wenn sie sich für eine Frau ausgab, sie war sich dessen wohl bewußt, aber dann schadete es ja Niemand etwas, wenigstens nicht halb so viel als ihr und ihren Ruf, wenn sie allein in der halben Welt umherstreifte.

Dann fand sie die ganze Idee wieder entsetzlich albern und lächerlich. Aber einen andern Ausweg wußte sie auch nicht oder sie hätte eben noch heirathen müssen. Letzteres verbot sich von selbst, denn sie kannte Niemand und hier in Langweil heirathete man auch nicht mehr mit dreißig Jahren. Wenn ein Mädchen hier jung heirathete, etwa mit achtzehn oder neunzehn, so war sie zehn Jahr später schon eine matronenhafte Frau, die ganz in der Sorge für ihre Kinder und ihres Mannes Mittagessen aufging, erfüllt war von allerhand kleinen Eifersüchteleien und Klatschereien, froh, wenn sie einmal im Jahr eine Woche in London und im Sommer einen Monat in einem kleinen Badeort zubringen konnte. Und das bedeutete für die Langweiler Frauen das sogenannte „Leben"! Aber Sibyllas Zeit war vorüber. Sie hatte, um eine in Langweil bekannte, häßliche Redensart zu gebrauchen „sie hatte den Anschluß verpaßt" und war „sitzen geblieben".

Freilich blieben junge Damen im Städtchen „junge Damen", bis sie das fünfzigste Lebensjahr erreichten und kahle Scheitel bekamen, aber es fiel nie Jemand im Traum ein, sie zu heirathen, sie verblühten allmählich und spielten „junges Mädchen" bis sie anfingen Hauben zu tragen. Ein trauriges Schicksal! Und doch dünkte es Sibylla nicht so schlimm, in die hinterste Reihe der Mauerblümchen versetzt worden zu sein. Der Gedanke zu heirathen und dann für immer und ewig in diesem jämmerlichen, kleinen Nest sitzen zu müssen ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft schien ihr gleich bedeutend mit dem Leben eines Atheisten, der an kein Jenseits glaubt.

Darum erschien ihr der Gedanke, ihren Namen zu wechseln und sich für „Frau" auszugeben, mit jedem Tage annehmbarer. Sie fühlte, daß sie ihre Reisepläne nicht aufgeben könne, sie hatte so lange Langweiler Luft geathmet, daß sie ersticken zu müssen glaubte, wenn sie nicht bald einen sonnigeren Himmelsstrich aufsuchte, um frische, erquickende Bergluft einzuathmen. Schließlich war es doch kein Betrug, nur ein Tribut, den sie dem guten Ton zahlte. Sie würde damit Niemand verletzen oder schaden, es ging ja nur ihre eigene Person an und wie bereits erwähnt, besaß Fräulein Drummond viel Charakterähnlichkeit mit ihrer Mutter. Und als Herr Moore den Verkauf des Rittersitzes mit zweitausend Pfund abgeschlossen hatte, war sie schon ziemlich ins Reine mit ihrem Plan gekommen.

Und dann fiel ihr ein, was sie wohl mit den Möbeln thun solle? Sollte sie alles verkaufen oder in einem andern, gemietheten Hause einstellen? Nein, letzteres auf keinen Fall. Sie war noch im Unklaren darüber, als Frau Crostan, die zukünftige Herrin des Rittersitzes ihr einen Besuch machte.

„Ich wollte mit Ihnen Rücksprache über die niet- und nagelfesten Gegenstände nehmen, Fräulein Sibylla" sagte sie, nachdem die erste Begrüßung vorüber.

Die junge Dame sah sie betroffen an.

„Herr Moore sagte mir schon etwas davon" versetzte sie unsicher, denn sie schämte sich, geschäftlich so wenig unterrichtet zu sein.

„Ja, ja, ich weiß" versetzte die Frau Doctorin, die, seitdem ihr Mann den Drummond'schen Besitz gekauft außerordentlich im Ansehen gestiegen war, „ich meinte jetzt eigentlich das Mobiliar nnd solche Sachen, die Sie möglicherweise nicht mitnehmen möchten."

Einen Moment sah Sibylla sie verständnißlos an, dann frug sie: „O Frau Crofton, soll das heißen, daß Sie Möbel kaufen wollen?"

„Sie fühlen sich doch nicht verletzt, Fräulein Drummond?"

„Verletzt? O nein, durchaus nicht! Wirklich, Frau Crofton, ich weiß noch nicht genau, ob und wo ich mir einen neuen Hausstand gründen werde. Es ist sehr langweilig, ganz allein für sich zu leben."

„O, Sie meinen, Sie wollen mit Jemand zusammenwohnen", bemerkte die Besucherin, die sich vornahm, Sibylla ein wenig auszuhorchen, und bei deren eben gemachter Andeutung einen materiellen Vortheil für sich witterte.

„O ja, vielleicht", antwortete Fräulein Drummond ausweichend, „ich weiß noch nicht genau. Augenblicklich will ich überhaupt fort, in eine ganz andere Umgebung. — Ich habe es die letzten drei Jahre sehr schwer gehabt!"

„Ja, gewiß, das ist nur zu wahr, Fräulein Sibylla", erwiderte Frau Crofton mit warmer Herzlichkeit. „Vielleicht gehen Sie erst nach Seaborough?"

„Nein, gleich noch nicht. Erst will ich nach London", antwortete Sibylla zögernd. „Dann werde ich ja weiter sehen."

„Ja, ja, ich verstehe. Sehen Sie, Fräulein Drummond, wir haben uns bis jetzt in unserem kleinen Hause redlich durchgeplagt; einfach, weil wir kein anderes hatten und wir immer glaubten, es würde sich noch einmal eine passende Gelegenheit bieten, ein größeres zu erlangen, so haben wir uns nicht viel Mobiliar gehalten und unsere Möbel würden für diese vielen Räume nicht ausreichend sein. Wenn Sie Ihren Haushalt auflösen, möchten Sie gewiß manches los sein."

„Ich möchte Alles los sein", platzte Sibylla heraus.

„Alles würden wir natürlich nicht gebrauchen", versetzte die Frau Doctorin, die ihr altes Gerümpel natürlich auch noch unterbringen wollte.

„Nein; aber Sie können sich aussuchen, was Sie haben wollen, Frau Crostan. Wollen wir einmal durch das Haus gehen und eine Liste von allem Wünschenswerthen aufsetzen?"

Das thaten sie.

Frau Crostan wählte sich eine Menge Sachen aus und am Ende gelangten sie zu einem vortheilhaften Abschluß, bei dem die Doctors-Familie gut wegkam, aber auch Sibylla ein guter Theil Mühe und Umstände erspart blieb. Die übrig gebliebenen Sachen übergab sie einem Auctionator und in kürzester Frist war Alles ins Reine gebracht.

Sibylla besuchte noch ein paar Tage die Frau ihres Rechtsanwalts, und machte von hier aus ihre Abschiedsvisiten. Nachdem sie auch dem Grabe ihrer Eltern „Lebe wohl" gesagt, verließ sie das Städtchen ohne Bedauern, und ohne Neigung zu verspüren, jemals wieder zurückzukommen. — Einige Familienbilder und ihre Silbersachen hatte sie dem Rathhause der Stadt zur Aufbewahrung übergeben.

Sie ging zunächst nach London, wo sie sich in einem Kosthaus ersten Ranges in Pension gab. Die nächsten vier Wochen benutzte sie, um Alles für ihre Reise einzuleiten. Sie entzog der Langweiler Bank ihr Vermögen und übergab es einer Londoner auf den Namen „Sibylla Schmidt." — Sie glaubte, dieser so häufige, gewöhnliche Name sei der sicherste und Niemand würde sie mit Fragen über die Familie ihres verstorbenen Gatten belästigen, was leicht der Fall sein konnte, wenn sie einen Namen von vornehmen Klange annahm.

Dann begab sie sich in ein großes Confectionsgeschäft, kaufte mehrere schwarze Kleider und einen schwarzen Hut mit schmaler, weißer Rüsche. Bei einem Sattler erstand sie mehrere Koffer, die sie mit „Frau S. Schmidt" zeichnen ließ. Natürlich kam sie sich bei diesem ganzen Thun und Treiben unendlich schlecht und verlogen vor, aber was half das? Sie war schon zu weit gegangen und wer A sagt, muß auch B sagen. Sie ließ alle ihre Einkäufe in ein großes Hotel, nicht weit von Station Victoria, schicken, auch ihr alter Koffer wurde umgeändert und auf ihren jetzigen Namen gezeichnet. Kein Mensch schien irgend welchen Verdacht gegen sie zu hegen. Die Leute im Hotel waren gefällig und entgegenkommend, und schon am ersten Abend überkam sie ein Gefühl der Erleichterung, als sei ein lästiger Zwang von ihr genommen. Wahrhaftig, das war nichts anderes, als die Wirkung des Zauberwörtleins „Frau".

Dies Alles rief in Sibylla eine merkwürdige Veränderung hervor. Sie sah älter aus, nein, älter ist nicht der richtige Ausdruck, sie sah würdiger aus. Die schüchterne, zurückhaltende Art und Weise, die sie von Langweil mitgebracht, verschwand angesichts der zwingenden Nothwendigkeit, selbst ihre Interessen wahrzunehmen. Als sie ihr Hotel verließ, um nach Paris zu gehen, hätte man sie für eine junge, wohlhabende Wittwe halten können. O Sibylla, Sibylla, hätten die Langweiler Dich so sehen können! Sie lachte ein paar Mal laut heraus bei dem Gedanken an die Gesichter ihrer früheren Landsleute! Was würden sie für Augen gemacht haben, hätten sie eine Ahnung von Sibylla's Ausgaben gehabt! Sie kaufte sich zwei neue, sogenannte Theekleider, höchst elegante Gewänder, ferner einen Seal skni Pelz, ein paar Diamantringe und etwas Schmuck, schließlich noch mehrere seidene, gestickte Taschentücher neuesten Musters. Zweifellos hätte ganz Langweil Kopf gestanden, würde es geahnt haben, wie furchtbar theuer dieser Luxusartikel gewesen. Denn die eingeborenen Langweiler kauften nie fertig gestickte Taschentücher, die Putzgeschäfte des Städtchens, deren es zwei gab, hielten sie überhaupt nicht auf Lager, weil sie dieselben doch nicht los geworden wären. Die Langweiler Damen stickten sich ihre Taschentücher selbst und, um einmal eine Abwechselung hervorzubringen, borgten sie sich untereinander ihre Schablonen, was für eine große Gunstbezeugung galt.

Frau Schmidt — um Sibylla bei ihrem neuen Namen zu nennen — befand sich alsbald in Monte Carlo. Dann bereiste sie die Riviera, dann Italien, amüsirte sich überall königlich, schloß viele neue Freundschaften, bezog ihre Einkünfte regelmäßig und kümmerte sich um wenig oder gar nichts.

Wie ganz anders erschien ihr das Leben jetzt! Sie kannte sich selbst kaum wieder, sie hatte jene öden, farblosen Jahre, die sie in ihrem Geburtsort zugebracht, ganz vergessen.

Im Anfang war sie Fremden gegenüber etwas scheu gewesen, aber man kam ihr überall freundlich entgegen, weil sie jung, hübsch und noch in Trauer war. Als man in der ersten Zeit ihrer Reise ein paar Mal Fragen über ihren verstorbenen Gatten an sie richtete, konnte sie nicht umhin, dieselben mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit zu beantworten, was sie aber bei den Menschen nur um so beliebter machte. Es war ja ganz natürlich, daß es einer jungen Wittwe schwer wurde, von ihrem verstorbenen Mann zu sprechen. Tagtäglich gewöhnte sich Sibylla mehr an ihren Frauentitel und an ihren selbstgewählten Namen.

Einmal passirte ihr etwas sehr Komisches, als sie zögernden Schrittes in einen Juwelierladen trat, um sich einen Trauring zu kaufen, Bisher trug sie den ihrer Mutter, und hätte sie nur geahnt, daß der Juwelier nicht den geringsten Verdacht gegen sie hegte, so würde sie viel sicherer aufgetreten sein.

„Welche Größe, Madame," frug er.

„O ebenso groß wie mein eigener," antwortete sie.

Es war ihr so verlegen zu Muth, aber der Mann schien an alles gewöhnt zu sein und er hatte kein persönliches Interesse an ihr, wie der Langweiler Goldarbeiter es gehabt haben würde. Er zeigte ihr ein ganzes

Tablett voll Trauringe und Sibylla wählte sich einen sehr breiten, schönen Reif aus.

„Darf ich ihn in ein Etui thun? frug der Verkäufer.

„Ach ja, ich bitte darum," antwortete sie und war ganz stolz auf ihr diplomatisches Talent.

Und am nächsten Tage, als sie von ihrem Kosthause in einer Droschke nach ihrem Hotel fuhr, entfernte sie den Namen des Juweliers aus dem Etui, warf dieses aus dem Fenster und schob stillschweigend den Ring an ihren Finger.

Es war wirklich merkwürdig, wie rasch sie sich an ihren Frauentitel gewöhnte! Hätte in Monte Carlo sie Jemand mit „Mademoiselle" angeredet, so wäre ihr das sehr komisch vorgekommen. So glitt sie in ein ganz neues Leben hinüber, nachdem sie alle Brücken hinter sich abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus großer Zeit.

Der Hahn hat gekräht! So betitelt sich ein prächtiges, kurzes Gedicht, das Professor Rudolf Genée 1870 am 18. Juli in München gesprochen hat. In Folgendem geben wir die Verse wieder:

Frisch auf, frisch auf! Der Hahn hat gekräht,
Hinweg nun das Bangen und Sorgen!
Es ruft uns der Hahn, der gallische Hahn
Zu einem blutigen Morgen.
Frisch auf! Denn es ist nur ein neuer Streich
Vom alten Räuber im Deutschen Reich.

Der Räuber aber findet nicht mehr,
Was einst zum Raub er gefunden;
Wir haben gelitten, haben gelernt
In ernsten und schweren Stunden:
Ein Herz und Ein Volk und Ein heiliger Zorn
Dem gallischen Hahn und seinem Sporn.

Wer fragt nun, ob Preußen-, ob Bayerland,
Ob Schwaben, oder ob Sachsen —:
Ein einiger, fester, ein deutscher Wall,
So sind wir dem Feinde gewachsen.
Und wer nicht Verrath in dem Herzen nährt,
Der weiß jetzt, wie man dem Franzmann wehrt. —

Frisch auf, frisch auf! Der Hahn hat gekräht!
Wir werden das freche Prahlen
Der räuberischen Franzosenbrut
Mit deutschen Hieben bezahlen.
Und wer kein Feigling, kein Bube ist,
Der sei ein Deutscher zu dieser Frist!

Schreiben und Malen mit dem Munde.

Hofrath Professor Preyer berichtet in der Zeitschrift: „Die Handschrift" von einem Maler und Schriftsteller, der mit dem Munde Feder und Pinsel führt. Es handelt sich da nicht um eine Schaubuden-Specialität, sondern um einen Mann von hervorragenden Gaben, hervorragender gesellschaftlicher Stellung und still ernstem Wirken. Vor einigen Monaten erhielt Hofrath Prof. Preyer in Wiesbaden einen Brief, dessen sehr eigenartige, klare, schöne und deutliche, flotte Schrift sofort sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Der Inhalt dieses Briefes ist für die Physiologie und Psychologie des Schreibers so instructiv, daß Herr Prof. Dr. Preyer Einiges davon mit der Erlaubniß des Absenders, Herrn Du Jarrys Freiherrn von La Roche, wiedergiebt. Es heißt da u. A.: „Das Schicksal hat mich in folgender Weise zu einem Mundschreiber gemacht. Vor neun Jahren zog ich mir als Commandeur des 5. Jägerbataillons durch Erkältung beim Manöver völlige Lähmung beider Arme und Hände zu. Fünf Jahre lang wurde vergeblich an mir herumkurirt — es wurde noch schlechter. Nicht des Leibes Nahrung zum Munde führen, sich nicht selbst ankleiden, keine Thür öffnen, kein Blatt wenden zu können und dabei sonst frisch und gesund einer langen trostlosen Zukunft entgegensehen zu müssen — dies war zum Verzweifeln. Da nahm ich den ersten besten Federhalter — es war just der beste, das heißt geeignetste — zwischen die Zähne und — schrieb sofort einen Brief. Die Freude war echt. Meine Frau sagte: „Merkwürdig, die Schrift ähnelt in vielem Deiner früheren Handschrift" . . . Wohl habe ich mich seit jener Zeit durch Uebung vervollkommnet, denn ich ging ja alsbald unter die Schaar der Witzfabrikanten, gelangte sogar zu den erfolgreichen, obschon ich früher keine Scherzader an oder in mir entdeckt hatte. Als aber diese Humorwelle verlaufen war, machte ich mich an Ernsteres, und jetzt fühlte ich, daß die Löcher im Wissen so wenig warm geben, wie jene im Rock. Mein Leben lang schrieb ich fast immer liegendr Schrift. Nur als ich einmal eine bestimmte Sorte Soenneken'scher Federn benutzte, mußte ich steil schreiben. Letzteres ist nun aber unendlich viel bequemer und kann so rasch und leicht geschehen, wie mit der Hand. Was meine Mundschreiberei erschwert, ist die Körperhaltung — stark vornüber gebeugt, um die Feder flach ansetzen zu können, denn ein Stehpult würde mir nicht ermöglichen, an einem großen Bogen den oberen Rand mit der Feder zu erreichen — und dann die zu kurze Entfernung zwischen Auge und Federspitze, weil ein langer Halter allzu schwank wäre. Letzterer Uebelstand greift die Augen an. Daß ich jetzt noch mehr als früher alle Schnörkeleien vermeide, geschieht aus triftigen Gründen. Meine Buchstaben sind jetzt eckiger, weil ich die Feder nicht ganz nach Willen lenken kann. Daß mein Unglück mich selbst eckiger gemacht hat, mag wahr sein, hat aber auf meine Schrift solchen Einfluß kaum geübt. Vielleicht interessirt es, daß ich auch die Oelmalerei — Porträts — angefangen und, dank meiner festen Zähne, eine recht kräftige Pinselführung habe. Kenner, welche meine Leistungen loben, meinen, daß ich Talent habe. Wenn dies erkennbar ist, so wird es gerade wie mit der Schrift sein; wie man auffaßt, wie man denkt, so giebt man es wieder in Bild und Wort und Zeichen . . ." Prof. Preyer erzählt weiter: „Ich besuchte im Februar Herrn von La Roche in Berlin und dankte ihm und seiner Gemahlin, welche ihn mit beispielloser Selbstaufopferung pflegt, für das freundliche Entgegenkommen bei der Beantwortung meiner vielen Fragen. In seinem 45. Lebensjahre, das ist 1885, erlitt er das Unglück, den Gebrauch beider Hände, zuerst der rechten, dann der linken, zu verlieren. Anfangs war das Essen und Schreiben zeitweise noch eben möglich. Im Jahre 1886 aber mußte er seinen Abschied nehmen und schrieb dann drei Jahre lang nicht. Im Jahre 1889 wurden Versuche gemacht, mit einem eigenthümlichen, die Feder haltenden Handschuh zu schreiben, wobei das Schultergelenk und der Rumpf den passiv auf dem Tische verharrenden Arm hin- und herbewegten. Die Schrift war jedoch zu unvollkommen und das Verfahren zu unbequem. Es wurde zwei weitere Jahre lang nichts geschrieben. Erst 1891 begann das Mundschreiben, welches sogleich ausgedehnte Verwendung fand. Ich sah ganze Stöße von Skripturen. Namentlich sind es dramatische Dichtungen, welche in den letzten Jahren ausschließlich mit dem Munde niedergeschrieben worden sind. Die beiden mit dem Munde, ohne jede Nachhilfe seitens einer Künstlerhand angefertigten Portraits, die ich sah, zeugen von Talent. Formen- und Farbensinn sowie ästhetisches Gefühl sind gut ausgebildet."

Ueber Platzfurcht.

Ueber die Platzfurcht, jene eigenthümliche und hochinteressante Krankheit, die erst in neuester Zeit von den Aerzten richtig erkannt und behandelt wurde, bringt „Für alle Welt", die neue illustrirte Familien-Zeitschrift des Deutschen Verlagshauses Bong u. Co., Berlin, in ihrem neuesten 15. Heft einen eingehenden Artikel aus der Feder des bekannten Dr. F. Ranzow. — Der Verfasser beschreibt die Krankheit wie folgt: „In den ausgesprochensten Fällen tritt bei den Kranken ein schwerer, nervöser Zustand in dem Augenblicke ein, wo sie einen freien Platz überschreiten wollen. Sie werden plötzlich mitten im besten Wohlbefinden von einer unerklärlichen Angst befallen, und zwar von einer tödtlichen Angst, als ständen sie vor einer das Leben unmittelbar bedrohenden, entsetzlichen Gefahr. — Alle die Erscheinungen, welche uns von gesunden Menschen berichtet werden, die bei einem Haare dem Rachen des grauenhaftesten Todes entronnen sind, — die beispielsweise schon unter den Pranken und dem stinkenden Rachen eines Raubthieres lagen — alle diese Erscheinungen treten auch hier auf. Die Kranken beben am ganzen Leibe, die Brust ist ihnen wie zugeschnürt, das Herz klopft zum Zerspringen, Hitze und Frost wechseln im Augenblick, der Angstschweiß dringt aus allen Poren, der Fuß klebt am Boden, ein böser Alp lähmt alle Glieder, vor den Augen tanzen farbige Flocken und in den Ohren hämmern die Glocken des jüngsten Gerichts. Jeder Versuch — den der von der klaren Einsicht der Grundlosigkeit dieser entsetzlichen Angst unterstützte Wille macht — den geheimnißvollen Empfindungen Trotz zu bieten, verschlimmert diese Erscheinungen — und der Kranke ist gezwungen, umzukehren oder den Platz zu umgehen." Der geistvolle Verfasser, selbst ein tüchtiger Arzt, geht dann auf die Krankheit näher ein, ohne freilich eine völlige Aufklärung über Wesen, Ursache und Heilung derselben geben zu können.

Das Gärtnern in Schule und Haus

macht immer mehr Fortschritte. Die Königliche Regierung zu Düsseldorf hat kürzlich eine Verfügung erlassen, in der sie empfiehlt, daß von den Lehrern und Lehrerinnen in den Schulzimmern Topfpflanzen gezogen und die Schulkinder bei der Pflege derselben beschäftigt werden, daß ferner auf den Schulhöfen Blumenbeete angelegt und an die Schulkinder von Zeit zu Zeit Stecklinge und Samen ausgetheilt werden.

Schneidet die abgeblühten Blumen ab.

Immer wieder ist daran zu erinnern, daß bei allen Blüthenpflanzen das Abschneiden der abgeblühten Knospen von großem Vortheil ist. Jederzeit wird eine Blume, welche sofort von ihrer abgeblühten Blüte befreit wird, williger blühen, als eine sich selbst überlassene. Tragen doch auch solche Bohnen und Erbsen, denen man stets die Schoten, sobald sie nur für die Küche brauchbar sind, alle abnimmt, stets reichlicher und länger als solche, von denen man einige Hülsen reifen ließ. Dieser Vorgang erklärt sich leicht: Eine jede Pflanze ist dazu bestimmt und strebt nach Gottes Ordnung danach, sich zu vermehren, wird ihr nun die Möglichkeit, Samen zu zeitigen, genommen, so wird sie immer neue Blüten bringen und immer aufs neue versuchen, sich zu vermehren. Ein besonders eklatantes Beispiel dieser Art erlebte ich an einem „Jelängerjelieber", einer sogenannten immerblühenden Lonicera. Gestattete ich den rothen Beeren derselben nicht, zu reifen, sondern schnitt dieselben sofort nach dem Abblühen ab, so lohnte es mir der Strauch durch weit reichlicheres Blühen. Täglich kann man ähnliche Bemerkungen machen, ganz besonders bei allen Arten von Rosen, welche ja um so williger blühen, je mehr man sie abschneidet. Darum greife jeder Gartenfreund fleißig zur Gartenscheere. (Loni von Bülow im Prakt. Rathg. f. Obst- u. Gartenb.)

Junge Obstpflanzungen vor Trockenheit zu schützen.

Die Zukunft einer Obstanlage hängt zum großen Theil mit davon ab, wie die Bäume im ersten Jahre Wetter zum Anwachsen finden. In diesem Jahre haben die jungen Anlagen einen recht schweren Anfang, denn hier ist es furchtbar trocken. Die Bäume wachsen aber, denn es wird stark gegossen und häufig gespritzt (frische Luft). In einer benachbarten jungen Pflanzung, in welcher kein Wasserwagen vorhanden ist, habe ich zu meiner Ueberraschung sämmtliche Bäume in recht gutem Zustande gesehen, und obwohl die Wurzeln nicht einen Tropfen Wasser erhalten hatten, war der Boden frisch. Er war rings um die Bäume durch die Hacke locker gehalten und mit Dünger belegt worden. Weiterhin sah ich aber frisch gepflanzte, von Haus aus kräftige und gesnnde Bäume, die aus Mangel an Pflege in den trostlosesten Zustand gerathen waren. Ich habe es aber immer gesagt, Wetter und sonstige Umstände mögen noch so traurig sein, bei guter Behandlung schaut unser Garten doch fröhlich aus.

Reinigen von Kieswegen.

Wie jedermann bekannt ist, der mit dem Reinigen von Kieswegen in Gärten und Anlagen zu thun hatte, hält es oft schwer, dieselben von kleinen Blättern, Blüthenresten ꝛc. zu säubern und geht sehr viel Zeit dabei verloren. Ein einfaches Mittel, um diese zeitraubende, oft sehr mühsame Arbeit, bedeutend zu vereinfachen, besteht darin: Man bringe bei trockenem Wetter die zusammengerecheten oder gewischten, mit solchen Blättchen, Blüthenresten u. s. w. vermengten Kieshäufchen in ein größeres Gefäß von Wasser; dann sinkt der Kies unter, und die Blättchen und Blüthenreste schwimmen oben auf und lassen sich so mit einer alten Schaumkelle oder auch der bloßen Hand mit geringerer Mühe beseitigen. (Eine durchlöcherte blecherne Schaufel würde sich zwar für diese Operation wahrscheinlich am besten eignen.) Schw. Fam.-Bl.

Einiges über das Dörren von Obst für Groß- und Kleinbetrieb.

Hugo Bethke — Nieder-Herzogswaldau.

1. Die Horden. Bei jedem Dörren ist es wichtig, handliche Horden zu besitzen. Ich hatte früher Horden aus Drahtgeflecht. Sie bewährten sich nicht, weil sie sich durch die Last bogen. Dann besaß ich Horden aus Holz, die etwa 90 cm lang und ebenso breit waren. Die Verwendung des Holzes war gut, aber die Form unhandlich. Jetzt benutze ich Horden von 90 cm Länge und 50 cm Breite. Das ist die richtige Größe. Der Rahmen dieser Horden besteht aus ast- und kiehnfreiem Kiefernholz (kann auch blaues, also verkommenes Holz sein). Ihre Querstäbe sind aus Rundstäben gefertigt, wie solche in den Fabriken Thüringens billig erhältlich sind. Die Ecken benagelt man mit Eckeisen, um ihnen Halt und Festigkeit zu geben.

2. Das Dörren von Sauerkirschen und Pflaumen. Reife große Sauerkirschen und Pflaumen — daß sie reif und groß sind, ist sehr wichtig — werden auf Horden gelegt und zuerst einer geringeren, dann einer größeren Wärme ausgesetzt. Es heißt dabei sehr vorsichtig sein. Nichts brennt leichter an und nichts wird leichter blasig als gerade Kirschen und Pflaumen. Sind die Früchte fertig gedörrt, dann werden sie ganz dick auf eine Horde gelegt, mit Wasser befeuchtet und nochmals in den Dörrraum geschoben. Man erhält auf diese Weise eine gleichmäßig schwarze schöne Farbe. Manche Herren empfehlen ein Eintauchen in eine Zuckerlösung. Dies ist des Kostenpunktes und späteren Krystallisirens des Zuckers wegen (Weißwerden) nicht zu empfehlen.

3. Das Dörren von Aepfeln. Aepfel werden hier ausgebohrt, geschält und ganz gedörrt. Es ist dabei besonders zu beachten, daß so schnell wie möglich die Horde gefüllt und in die Dörre geschoben werden muß. Je länger der Apfel der Luft ausgesetzt wird, desto brauner wird er. Von manchen Herren wird nach dem Schälen ein Salzwasserbad empfohlen. In neuester Zeit brüht man auch die geschälten Aepfel. Mir ist beides unsympathisch; da der Apfel sehr viel Wasser aufnimmt und dadurch der Dörrproceß verlängert wird.

4. Das Dörren von Birnen. Birnen schälte und dörrte man in früheren Jahren erst dann, wenn sie teigig waren. Sie wurden dadurch dunkel in der Farbe; heut, wo man leider Aepfel und Birnen nur hell zu haben wünscht, verarbeitet man mit Vorliebe nur Früchte, deren Kern wohl schwarz ist, die aber noch nicht weich sind, dämpft solche mit der Schale (manche Fabrikanten schälen erst und dämpfen dann, welches ich jedoch verwerfe) und läßt sie mit der Hand schälen. Werden sie recht hell gewünscht, kommen dieselben erst in den Schwefelkasten und von da aus in den Dörraum. Ganze Birnen werden immer besser bezahlt als Stücke, brauchen aber lange Zeit und viel Feuerung. Große geschälte Birnen werden am höchsten, kleinere geschälte Birnen am schlechtesten bezahlt. Dies ist um so sonderbarer, als z. B. die „gute Graue", Bergamotte, Weiße Herbstbutterbirne, also die besten Birnen, immer klein sind.

Um gedörrten Birnen einen feinen angenehmen Geschmack zu geben, sie haltbarer zu machen und ihr Aussehen zu verschönern, dämpft man Weiße Herbst-Butterbirne, oder Bergamotten, preßt sie und kocht den Saft so lange, bis er dickflüssig ist. In diesem aromatischen Safte werden die halbfertig gedörrten Birnen eingetaucht und nachdem derselbe abgetropft, nochmals in den Dörrraum geschoben.

5. Pflaumenmus. Das Rühren von Pflaumen ist wohl jedermann bekannt.

Der Privatmann entfernt zunächst die Steine, schüttet die Pflaumen in einen kupfernen Kessel und rührt bei mäßigem Feuer mit der Platsche, die von Akazienholz hergestellt ist und unten eine scharfe Kante hat. Sobald die Pflaumen zerkocht sind, nimmt man die Krücke. Diese ist bedeutend besser als das Klumbholz, welches man früher sehr benutzte, weil man mit der Krücke dem Bespritzen mit heißem Mus und auch der Hitze weniger ausgesetzt ist, und mit der scharfen Kante die Kesselwände energischer bestrichen werden können, ein Anbrennen demnach seltener ist.

Die großen Pflaumensiedereien unserer Gegend, die bis 1000 Centner Mus fabricieren, wenden dasselbe Verfahren an wie jeder Privatmann, nur kochen sie die Pflaumen weich und kehren sie, sobald sie genügend weich sind, durch ein Sieb, in welchem die Kerne bleiben, denn das Ausschneiden der Kerne wäre bei solch großen Mengen nicht zu bewältigen.

Die Arbeiter, welche das Rühren besorgen, haben sehr schwere Arbeit. Die Maschinenfabrikanten sind daher bemüht, Rührwerke, die mit Dampf oder Göpel betrieben werden, anzubringen.

Diese Rührwerke sind selbstredend nur bei Dampfsiedereien zu empfehlen, bei directer Feuerung dürfte die Gefahr des Anbrennens zu groß sein.

Das Anlegen einer Dampfsiederei, nur für Pflaumen allein, würde sich niemals rentieren, nur da, wo das Etablissement, mit Marmeladen und Gelees anfangend, sich die ganze Saison über beschäftigt, ist eine Verzinsung möglich. (Prakt. Rathg. f. Obst- u. Gartenb.)

Linoleum-Arbeiten.

Das seit kurzer Zeit in ausgedehntem Maße zu Teppichen und Läufern angewandte braune oder olivgefärbte, prächtige Linoleum läßt sich durch einfache Verzierung mittelst eines Zierbohrers oder einiger Schneidemesser zu allerliebsten Gegenständen verwenden, namentlich zu Untersetzern für heiße Gefäße, Waschtischgarnituren, Spieldecken, Vorlegern, Wandschonern, Einlagen jeder Art, zu allerhand Unterlagen für Küchengeschirre, Töpfe u. s. w. Linoleum ist nicht sehr theuer, es liegt gewöhnlich 180 cm breit und kostet pro Quadratmeter je nach der Stärke ca. 3 bis 5,50 Mark. Da das Material zur Herstellung des Linoleums aus mit Leinöl vermengtem Korkpulver besteht, welche Masse in geeigneter Weise durch Maschinen auf ein Gewebe befestigt wird, so ist dasselbe auch sehr weich und gestattet ohne Mühe die Aushebung von Linien, das Einschneiden von Kerbfiguren, ja sogar das Modelliren von Blumen und dergl., deren plastische Formen allerdings nicht heraustreten, sondern tief liegen, aber auch in dieser Weise zu schöner Wirkung kommen, wenn man nicht vorzieht, überhaupt eine vollständige Ausgründungsarbeit auszuführen. — Man verwende nur unbedrucktes, einfarbiges Linoleum. — Irgend ein schönes Muster mit nicht zu viel Einzelheiten wird auf das, mit einem Messer in der benöthigten Größe zugeschnittene Linoleum aufgetragen und nach Maßgabe dieses Musters sämmtliche Linien mit dem Zierbohrer ausgehoben, indem man namentlich bei Rundungen denselben wie eine Thürklinke anfaßt — vier Finger oben, den Daumen unten — und langsam vorwärts führt, dabei etwas aufdrückend. Bei geraden Linien wird der Zierbohrer an ein Lineal angelegt. Es giebt drei Größen von diesen Instrumenten, welche Rinnen von 1, 2 und 3 mm Breite ziehen. — Man kann bei Benutzung der verschiedenen Zierbohrer (pro Stück ca. 1,25 Mk.) noch besondere Effecte erzielen. Die ausgehobenen Linien werden zum Schluß vergoldet oder eingeschwärzt. Beides geschieht durch Nachziehen mit einem in flüssige Bronze oder schwarze Farbe getauchten Pinsel, welch letztere in Frankfurter Schwarz — in Siccatif verrührt — besteht. Auch das Ausmalen mit Emaillefarben sieht sehr schön aus.

Hutfedern zu reinigen.

Man bereitet aus lauwarmem Wasser und Seife eine schäumende Lauge, schwenkt darin die Feder mehrmals durch, spült sie in reinem Wasser ab, drückt sie leicht aus und zieht sie dann nochmals durch's Wasser, in welchem etwas Blau aufgelöst ist. Leicht ausgedrückt, hängt man die Feder zum Trocknen in die Sonne oder an den warmen Ofen. — Man träufelt die Feder mit einer Scheere, indem man jeden einzelnen Theil über den Rücken derselben zieht, oder streut Salz auf glühende Kohlen und hält dann die Feder darüber.

Reinigen von Strohmatten.

Wenn man eine Hand voll Kochsalz in warmem Wasser auflöst, eine scharfe Bürste hineintaucht und die Strohmatten gehörig mit dem Salzwasser abbürstet, werden sie — in dieser Weise behandelt — so weiß und schön, wie man es nur wünschen kann.

Versengte Wäsche.

Hat man mittelst des Plätteisens die Wäsche versengt, so kann man — ohne der Wäsche im geringsten zu schaden — diesen Uebelstand, wie folgt, beseitigen: Man bereitet aus 100 Gramm Chlorkalk, den jeder Droguist vorräthig hat, und 900 Gr. heißem Wasser eine Chlorkalk-Lösung. Nachdem diese sich geklärt hat, taucht man in dieselbe einen Wattebausch oder ein leinenes Läppchen und bestreicht damit sanft die versengten Theile der Wäsche. — Hat man gestärkte Wäsche, z. B. Oberhemden, Kragen, Manschetten u. s. w., mittelst des Plätteisens versengt, so muß vor der Behandlung der Wäsche mit Chlorkalk-Lösung die Stärke mittelst heißem Wasser beseitigt werden. Sobald die versengte Stelle verschwindet und die Wäsche wieder weiß wird, wäscht man mit kaltem Wasser gründlich die Chlorkalk-Lösung aus.

Verwendung abgenutzter Stiefel und Schuhe.

Eine neue und vom American Upholsterer befürwortete Verwendung abgenutzter Stiefel und Schuhe ist neuerdings dadurch gefunden worden, daß man letztere zu Läufern und Decken für Hausflure und dergl. verarbeitet. Das hierbei beobachtete originelle Verfahren ist das folgende: Das Schuhzeug wird — so wie es angesammelt worden ist — gemeinschaftlich in einen großen Behälter geworfen, in welchen auch Dampf und Lösungsmittel eingelassen werden, so daß unter der Einwirkung der letzteren die Bildung einer dicken, flüssigen Masse vor sich geht. Man setzt sodann bestimmte Mengen Talg, Borax und Leim zu und läßt den Brei in Formen auslaufen, die regelrecht als Blumen, Blätter, geometrische oder andere Figuren in Sand gearbeitet sind und in denen der Brei an der kalten Luft erhärtet. Gleichzeitig wird aber auch ein aus Leder und Leim zusammengesetzter Cement zwischen die, von dem anfänglich erwähnten Brei gebildeten Figuren gegossen, wobei der Cement von dem Brei zum Theil aufgesogen wird, worauf beide zusammen fest werden. Zur Erzielung verschieden gefärbter Blumen, Blätter und dergl. giebt man den in die entsprechenden Formen auslaufenden Massen die geeigneten Farbentöne, so daß man die mannigfaltigsten Muster zusammenzustellen in der Lage ist. Die erhärtete Decke wird endlich mit Preßwalzen geglättet und mit Firniß polirt. Das Ergebniß ist ein geschmackvoller, dauerhafter Flurbelag, dessen Preis geringer als derjenige von Strohmatten und Wachstuch sein soll.

Reinigung der Eisspinde.

Sehr oft wird geklagt, daß das Fleisch im Eisspinde schmierig werde, oder die in den Eisspind gelegten Waaren beschlagen. Meistens ist eine dem Auge unsichtbare Unsauberkeit im Eisspinde daran Schuld. Vor allen Dingen sollen nie „warme Gegenstände" in den Eisspind gebracht werden, der sich entwickelnde Wrasen wirkt ungünstig auf die übrigen im Eisspinde befindlichen Waaren. Wo es möglich ist, sollte jeder Eisspind allwöchentlich einmal gehörig ausgeschwefelt werden; dies wird aber, da dieselben meistens in Wohnräumen stehen, selten möglich sein. In diesen Fällen sollte jeder Eisspind alle 1 bis 2 Wochen mit heißem Wasser, in welchem etwas übermangansaures Kali aufgelöst ist, ausgescheuert werden; das Wasser muß eine dunkelrothe Färbung haben. — Uebermangansaures Kali ist in jeder Apotheke zu haben, und genügt eine Quantität für 15 Pfg., um zwei Eimer Wasser damit zu sättigen. Je heißer das Wasser ist, desto leichter wird das Fett weggenommen, welches mit der Zeit sich an den Wänden ansetzt und in Verderben übergeht. Dieses Mittel ist überall anwendbar, da es weder Zink, Zinkblech oder Marmor angreift. Die desinficirende Wirkung des übermangansauren Kalis ist absolut sicher, und hat dieses Mittel den Vorzug, daß es an und für sich fast geruch- und geschmacklos ist, seine Anwendung daher jederzeit stattfinden kann; einfaches Nachspülen mit warmem Wasser genügt, um die Reinigung zu vollenden. Die geringe Wärmezuführung wird bald durch das Eis aufgehoben sein, die erzielte Reinigung aber unterstützt die Conservirung der Waaren mehr und besser, wie einige Centner Eis. Auch der Raum, in welchem das Eis aufbewahrt wird, muß mit der erwähnten Lösung ausgespült werden, da gerade dort die Rückstände aus dem Eise sich ansammeln, in Fäulniß übergehen und die Luft im Eisspinde verschlechtern. (Fundgr.)

Kochrecepte.

Suppe à la Julienne. 10 Personen. Bereitungszeit 1½ Stunden. 1½ bis 2 Kilo Kraftknochen werden in bekannter Weise zu Suppe verkocht, die Bouillon wird milde gesalzen, entfettet, erforderlichen Falls durch ein Seihtuch gegossen, damit sie vollständig klar sei, noch einmal auf das Feuer gesetzt und mit einem Theelöffel Fleischextract kräftig gemacht. Zu der Einlage schneidet man 3—4 Mohrrüben, einen Kohlrabi, einen kleinen Sellerieskopf, einige Poreezwiebeln und einen Welschkohlkopf in nudelartige feine Streifchen, dämpft dieselben in Butter ½ Stunde, wobei darauf zu achten ist, daß jedes Ansetzen vermieden werde, füllt etwas Brühe aus Fleischextract über und läßt die Gemüse hierin vollständig weich kochen. Der Suppe kurz vor dem Anrichten zugefügt, richtet man dieselbe über geröfteten Semmelscheiben an, auch kann man letztere durch einen Tassenkopf, in Bouillon ausgequollenen Reis ersetzen.

Fray-Bentos-Zunge mit Gurken-Sauce. 10 Personen. Zeitdauer ½ Stunde. Man thut am besten, die Zunge in ihrem eigenen Jus zu erwärmen, und zwar öffnet man hierzu die Büchse, setzt dieselbe in eine flache Kasserole mit kochendem Wasser und wendet, sobald der Aspik sich aufgelöst hat, die Zunge verschiedentlich um, bis sie durch und durch heiß geworden ist. Die Sauce besteht, je nach der Größe, aus 1—2 Gurken, die geschält, ausgekernt und in Scheiben geschnitten, zuerst in Butter gedünstet, mit Mehl überpudert und Bouillon aus Fleischextract übergossen, in letzterer weich geschmort werden. Mit französischem oder Estragonessig abgeschmeckt, muß die Sauce recht seimig sein und wird über die auf einer Schüssel in Scheiben arrangirte Zunge gefüllt.

Kohlrabi à l'asperge. 10 Personen. 1—½ Stunden. 15 Stück große Kohlrabiköpfe werden geschält, sorgfältig von allen holzigen Theilen befreit und mit einem Gemüsekerbmesser in gleichmäßige, etwa 6—8 Ctmtr. lange Stücke, von der Dicke einer Spargelstange, geschnitten, in Brühe aus Fleischextract weich gekocht. Die Sauce, mit der sie überfüllt auf die Tafel kommen, bereitet man aus 125 Gramm Butter, etwas Mehl, dem Saft einer Citrone, der erforderlichen Menge der Brühe, in welcher die Kohlrabi gekocht wurden und zwei Eidottern, mit welchen sie zuletzt abgezogen wird.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Hausfrauen-Zeitung.

Breslau, 2. August 1895. Neunter Jahrgang. — № 31.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Fortsetzung.)

In Italien blieb sie so lange, bis der wärmer werdende Frühling sie nöthigte, ein kühleres Klima aufzusuchen. Sie ging nach der Schweiz, genoß ihr Leben in vollen Zügen, wurde mit Vielen bekannt und sah stark und gesund aus, ganz anders als früher in ihrem Geburtsort. Wahrhaftig, man hätte das schlanke, schmächtige Mädchen, das sich in Langweil nie ganz wohl gefühlt, in der frischen, stattlichen Erscheinung dieser „Frau Schmidt" kaum wiedererkannt.

Manchmal, wenn sie allein war, mußte sie an Langweil zurückdenken. Ach! Was die guten Leute wohl machten! Ob sie manchmal einen Gedanken an Sibylla Drummond verschwendeten? Ob ein paar von ihnen gestorben und ein paar sich verheirathet hatten? Und obgleich sie nie zurück gemocht hätte, um ihr früheres Leben im Rittersitz wieder aufzunehmen, so sehnte sie sich doch in ihrem neuen, abwechselungsreichen Leben mit jenem seltsamen Widerspruch, dem die menschliche Natur unterthan ist, danach, wieder einmal mit ihrem früheren Leben in Berührung zu treten. Sie hätte gewünscht, eine Vertraute in Langweil zu besitzen, Jemand, der sie ab und zu wissen ließ, wie die Dinge dort standen. Aber das war jetzt rein unmöglich, sie hatte jede Verbindung abgeschnitten, die Brücken hinter sich abgebrochen, die Vergangenheit lag hinter ihr und sie lebte nur in der Gegenwart. Freilich war es eine schöne Gegenwart, aber eine Schattenseite hatte sie doch, — es war kein Ende abzusehen.

Als sie länger denn ein Jahr auf Reisen gewesen, die Schweiz und theilweise Deutschland besucht und die kalten Wintermonate an der sonnigen Küste Italiens verbracht, überkam sie das Gefühl, daß sie, obwohl das Nomadenleben ihr herrlich dünkte, doch irgendwo ein Erdenwinkelchen ihr eigen nennen möchte, gerade nur ein kleines Fleckchen Erde, wo sie unterschlüpfen könne, wenn sie nach Ruhe verlangte. So wie die Dinge jetzt lagen, fürchtete sie sich, kleine Andenken an ihre Reise zu kaufen, weil sie nicht wußte, wo sie dieselben lassen sollte. Oft, wenn sie mit Bekannten einen Ausflug unternahm, hätte sie sich gern ein Bildchen, eine Photographie, eine kleine Vase oder dergleichen gekauft, aber sie besaß ja Niemand, dem sie damit eine Freude hätte machen können, kein Heim, dem die Kleinigkeiten zur Zierde gereicht hätten.

Endlich beunruhigte sie dieser Gedanke, sie ärgerte sich darüber und es fehlte nicht viel, so hätte sie sich entschlossen, sich einen festen Wohnsitz zu gründen. Sie verschob es jedoch noch dies Jahr, ging nach Südfrankreich, in die Pyrenäen und als die Hitze zu arg wurde, besuchte sie die Normandie. Aber hier überkam sie das Heimweh und Tag für Tag wuchs die Sehnsucht in ihr, wieder einmal heimathlichen Boden unter den Füßen zu haben. Ja wahrhaftig! Sie verlangte sogar danach, Langweil zu besuchen, vielleicht auf ein paar Tage, gerade nur, um zu sehen, wie das kleine Nest, das sie noch aus ihren unerfahrenen Tagen her lebhaft im Gedächtniß hatte, jetzt ihren von der Reise verwöhnten Augen gefallen würde.

Und doch fühlte sie, daß sie nicht nach Langweil könne, — daß sie auch nicht für ein paar Tage ihren angenommenen Ehrentitel ablegen könne, es sei denn, daß sie bald wieder zu ihrer jetzigen Lebensweise zurückkehre Was sollte sie thun? Sie sehnte sich danach, wieder ihre Muttersprache zu hören, englische Sachen zu kaufen, ein englisches Mittagessen und englisches Obst zu kosten.

Freilich fand sie sich sehr thöricht, aber ihre Sehnsucht war echt und als der October ins Land zog, reiste sie nach der Welthauptstadt. O! Wie ganz anders kam sie sich jetzt vor.

Sie gab sich wieder in einem Kosthaus in Pension, nicht in demselben wie damals, und dort fand sie einige alte Bekannte oder wenigstens schienen es ihr solche, denn sie hatte sie in den ersten drei Monaten ihrer Reise kennen gelernt. Sie machten Commissionen zusammen und gingen auch öfter ins Theater.

London war jetzt ziemlich menschenleer, aber Sibylla gefiel es außerordentlich und sie amüsirte sich nach Herzenslust. Und als Tag auf Tag verging, wurde ihre Sehnsucht, Langweil wieder zu sehn, immer heftiger, das heißt, sie wollte nicht dauernd dort bleiben, sondern höchstens ein paar Tage in dem heimischen, kleinen Nest zubringen.

Endlich wurde ihr dieser Zustand unerträglich, sie nahm all ihren Muth zusammen und begann einen Brief an Frau Doctor Crofton zu schreiben. Dies war durchaus kein leichtes Unternehmen, denn sie mußte ihr, ohne eine directe Lüge zu sagen, begreiflich machen, daß sie jetzt nicht mehr Sibylla Drummond, sondern Frau Schmidt sei. Auf irgend eine Weise bekam sie es fertig. Sie erzählte, sie sei nach fast zweijähriger Abwesenheit eben in ihre Heimath zurückgekehrt und möchte gern Langweil ein paar Tage besuchen. „Ich bin jetzt Frau Schmidt" so schrieb sie, aber dann stockte ihr unwillkürlich die Feder und es wurde ihr himmelangst bei dem Gedanken, wie sie ihre erlogene Situation wohl durchführen würde.

Dieser Theil des Briefes machte ihr so viel Kopfzerbrechen, daß sie beschloß, noch eine Nacht darüber zu schlafen, darum verwahrte sie den angefangenen Brief in ihrem Schreibtisch und begann, sich zum Essen anzuziehen.

Abends ging sie mit ihren Bekannten ins Theater und als sie ihren Platz im ersten Rang einnahm, entdeckte sie zu ihrem Erstaunen und ihrer etwas unangenehmen Ueberraschung, daß ihre nächsten Nachbarn keine anderen waren als Doctor und Frau Crofton!

„Meine liebe Sibylla" sagte die Frau Doktorin im Ton äußersten Erstaunens „sind Sie es denn wirklich?"

„O, Frau Doktor Crofton! O wie freue ich mich, Sie und Ihren Herrn Gemahl wiederzusehn" rief Sibylla. „Ich hatte ja keine Ahnung, daß ich diese Freude haben würde heut Abend. Mir ist, als hätte ich seit Ewigkeiten kein Langweiler Gesicht mehr gesehen."

„Aber dafür können Langweiler Gesichter nicht" lächelte Frau Crofton.

„Nein, nein, es ist meine Schuld natürlich. Aber wissen Sie, ich bin erst seit wenigen Tagen wieder zurück in England."

„Was? Sie sind außer Landes gewesen?" frug die Doktorin.

Einem eingeborenen Langweiler erschien eine Reise ins Ausland ungefähr so, wie einem andern Sterblichen eine Reise um die Welt.

„Ja, ich bin einige Zeit im Auslande gewesen" versetzte Sibylla. „Ich . . . ich wollte Ihnen schon öfter schreiben, aber als ich Frau Schmidt wurde . . ."

„Was, Sie sind verheirathet?"

Dies war eine Feuerprobe für Sibylla, aber sie bestand sie glänzend

„Ich habe keinen Gatten mehr" sagte sie mit leiser Stimme „und da können sie sich denken, daß es für mich ein schwerer Entschluß war, darüber an Sie zu schreiben. Es kam alles so plötzlich und ich fand meine einzige Befriedigung in beständigem Umherreisen. Aber jetzt komme ich nach Langweil, wahrhaftig, das thue ich. Denken Sie sich, ehe ich heut Abend ausging, begann ich einen Brief an Sie zu schreiben, ich verschloß ihn noch unvollendet in meinem Schreibtisch."

„Wir werden entzückt sein, Sie wieder in Langweil zu haben. Werden Sie sich für immer dort niederlassen?"

„Nein, ich weiß es noch nicht genau . . . ich glaube kaum", versetzte die Gefragte ausweichend. „Ich dachte daran, mir ein kleines Absteige-Quartier, „einen pied à terre" in London einzurichten. Nichts befriedigt mich so, wie Reisen; aber schließlich verlangt man doch nach einem eigenen kleinen Unterschlupf, wo man sich vom Reisen ausruhen kann."

„Ja, das finde ich auch", bemerkte Frau Crofton, für welche eine Woche in London den tollsten Carneval bedeutete.

Dann begann das Stück und man mußte gezwungener Maßen stille schweigen. In den Pausen jedoch wurde die Unterhaltung fortgesetzt. — Frau Crofton lud Sibylla auf das herzlichste ein, nach Langweil zu kommen und sie im Rittersitz zu besuchen. Sibylla nahm die Einladung mit weit mehr Freude an, als sie es vor zwei Jahren für möglich gehalten hätte.

„Morgen reisen wir heim; heute Abend ist unser Carnevalsschluß", sagte Frau Crofton. „Wir sind eine ganze Woche hier gewesen. Und wann darf ich Sie erwarten, liebe Sibylla?"

„Am Dienstag," antwortete diese zögernd. „Wird es Ihnen passen?"

„Dienstag paßt mir's ausgezeichnet. — Frau Moore giebt am Donnerstag eine kleine Gesellschaft und wird sich furchtbar freuen, Sie bei sich zu sehen."

„Aber Frau Crofton, nicht wahr, Sie sagen den Menschen, daß sie Rücksicht auf mich nehmen und mich nicht zu sehr ausfragen," bat Sibylla. „Es wird mir sehr schwer, davon zu reden."

„Gewiß, gewiß, liebes Herz", versetzte die Frau Doctorin schnell und strich freundlich über Sibylla's Arm. — „Ich werde ihnen sagen, Ihr Schmerz sei noch zu frisch, um berührt zu werden. Ueberlassen Sie mir Alles."

„O, wie gut Sie sind", sagte Sibylla dankbar.

Sie fühlte, daß sie sich in eine Löwenhöhle wagte, wenn sie sich nach Langweil begab, während die Verantwortung ihres fremden Federschmuckes, das heißt, ihres erlogenen Frauentitels, schwer auf ihr lastete. Aber schließlich dachte sie, daß die Leute nicht viel heraus bekommen konnten über einen Mann, der überhaupt nie existirt hatte.

Am nächsten Morgen kaufte sie sich in einem großen Confectionsgeschäft ein schwarzseidenes Kleid und einen kleinen, schwarzen Hut, den sie seit länger als einem Jahr nicht mehr getragen. Freitag und Sonnabend verlebte sie still, aber am Sonntag begleitete sie ihre Bekannten in eine Gesellschaft zu einer als Künstlerin bekannten Dame, die in Kensington lebte. — Frau Donnas war sehr gesellig und man konnte sicher sein, in ihrem Hause alle Gattungen von Künstlern und Künstlerinnen, sowie allerhand Berühmtheiten der ersten Kreise anzutreffen.

Da man jetzt October schrieb, so konnte ihr „jour fix" keine so glänzende Versammlung sein als sechs Monate später, aber Sibylla fand es doch sehr interessant.

Frau Donnas war entzückt von der vermeintlichen jungen Wittwe, von ihrem schönen Teint, ihrem liebenswürdigen Wesen, und erzeigte ihr besondere Aufmerksamkeit.

„Ich möchte Sie malen", sagte sie in ihrer geraden, offenen Weise; „Sie würden eine herrliche „heilige Cäcilie" abgeben. Ich wünschte, Sie bewilligten mir ein paar Sitzungen."

„Dazu bin ich gern bereit, wenn ich in der Stadt bin."

„Das ist nett von Ihnen." — Darf ich Ihnen jetzt meinen alten Freund, Oberst Le Marchant, vorstellen?

Oberst Le Marchant, — Frau Schmidt. So, nun führen Sie, bitte, meinen neuen Gast zum Thee."

„Ich wüßte nicht, was ich lieber thäte", versetzte der Oberst galant mit einem respectvollen Blick auf Sibylla.

Ich weiß nicht, ob diese sich jemals an einem Nachmittag so gut amüsirte, als an dem heutigen.

Frau Donnas war sehr beliebt, machte eine reizend liebenswürdige Wirthin und besaß die Gabe, jedem Fremden, der ihr Haus zum ersten Male betrat, dasselbe so behaglich zu machen, als habe er schon Jahrelang bei ihr verkehrt. Dies ist ein schönes, aber seltenes Talent.

Der Oberst bot Sibylla seinen Arm, führte sie ins Eßzimmer und versorgte sie auf das liebenswürdigste mit allem Nöthigen; dann nahm er neben ihr Platz.

„Kennen Sie hier Viele?" fragte er.

„O nein", antwortete Sibylla, „keine Seele, ausgenommen meine Bekannten, mit denen ich herkam. Ich bin erst seit einigen Tagen wieder in London; ich war eine Zeitlang im Auslande."

„Ach, also, gerade so wie ich. Ich bin nämlich fünfzehn Jahre in Indien gewesen und Sie glauben nicht, was es für mich heißt, wieder in der Heimath zu sein."

„Gefiel Ihnen Indien nicht?"

„O, nun, es gefiel mir und doch auch wieder nicht. Wissen Sie, gnädige Frau, der glänzende Osten taugt für Jemand, der eine gute Gesundheit und kein Vermögen besitzt. Letzteres war bei mir der Fall. Nun hinterließ mir aber neulich ein alter Verwandter, der seine Reichthümer in höhere Regionen nicht mitnehmen konnte, ein paar hundert Pfund jährliches Einkommen, da machte ich mich auf und davon, ließ Indien hinter mir und kehrte in meine Heimath zurück, um mein Leben zu genießen."

„Die Wirthin hier ist eine alte Freundin von Ihnen?"

„O ja, freilich Ich kenne sie, seitdem ich laufen kann, oder wenigstens, seitdem sie es kann. Sagen Sie, gnädige Frau, werden Sie sich in London häuslich niederlassen?"

Sibylla sah ihn einen Moment unsicher an.

„Nun," gab sie zur Antwort, „ich weiß es selbst noch nicht genau. — Mein ganzes Leben verbrachte ich nämlich in einer kleinen Provinzstadt, einem schreckichen Nest, was ich schließlich hassen lernte. Die letzten zwei Jahre war ich auf Reisen, wanderte von einem Ort zum andern, genoß mein Dasein und amüsirte mich, aber dennoch verlangt mich jetzt nach einem eigenen Heim, nach einem Plätzchen, wo ich mein Haupt niederlegen kann, wenn ich krank werde oder der Ruhe bedarf. Ich finde, jeder Mensch muß ein Winkelchen sein Eigen nennen können; meinen Sie das nicht auch?"

„Nun, das habe ich eben nie gekannt, wir Soldaten sind der Versetzung zu sehr unterworfen. Aber wenn man in meine Jahre kommt, spürt man auch ein Verlangen darnach. Wissen Sie, ich kann die Armen ganz gut verstehen, die lieber in ihrem eigenen, jämmerlichen Loch verschmachten, statt sich im Armenhause auf Gemeindekosten verpflegen zu lassen. Wahrhaftig, ich kann es ihnen nachfühlen."

„Ich auch" versetzte Sibylla nachdenklich. Sie fand es sehr nett von diesem sonnengebräunten, stattlichen Sohn des Mars, der Bedürftigen im Armenhause zu gedenken

Beide saßen noch eine Weile auf dem behaglichen, kleinen Ecksopha und plauderten lebhaft miteinander. Dann fand Sibylla, daß es Zeit sei, sich auch den Andern zu widmen und kehrte in das Gesellschaftszimmer zurück. Als sie sich eine Stunde später mit ihren Bekannten empfahl, empfing sie eine sehr liebenswürdige Einladung der Wirthin, sie wieder aufzusuchen, wenn sie in London sei.

Während des übrigen Abends hatte sie viel harmlose Neckereien seitens ihrer Bekannten auszuhalten, die übereingekommen waren, Sibylla habe sich von dem stattlichen Obersten gehörig die Cour machen lassen, ja, sie habe sogar ordentlich mit ihm kokettirt. Aber letzteres hatte sie bestimmt nicht gethan, noch nie in ihrem Leben. Offen gestanden wußte sie gar nicht, wie sie es machen sollte, denn in Langweil war dergleichen völlig unbekannt.

Und am folgenden Dienstag begab sie sich nach Langweil, um ein paar Tage im Rittersitz zu verbringen. Wie sonderbar das alles war! Ihre Rückkehr rief in dem kleinen Nest förmliches Aufsehen hervor, am Mittwoch hielt Frau Crofton einen förmlichen Empfang ab und es schien wirklich, als sei die ganze Stadt herbeigeeilt, um Sibylla willkommen zu heißen. Ihr einziges Gefühl war das bitterster Enttäuschung. Da saß sie nun in dem hübschen Wohnzimmer oder plauderte mit den gruppenweis Herumstehenden, während sie innerlich nur der Gedanke bewegte: Wie in aller Welt hatte ihre Mutter und sie selbst es fertig bekommen, dreißig Jahre unter diesen gewöhnlichen, geistig beschränkten und entsetzlich kleinstädtischen Menschen zu leben?

Sie waren alle wirklich sehr nett zu ihr. Freilich erkannte Sibylla bald, daß sie sehnsüchtig danach schmachteten, sie über ihren verstorbenen Gemahl Herrn Schmidt auszufragen. „Wir wußten ja gar nichts von Ihrer Heirath", sagte die eine. „Sie haben uns nie ein Stückchen Hochzeitskuchen geschickt" flüsterte eine andere vorwurfsvoll. „Es thut mir so leid, Sie in diesem Kleide zu sehen", stimmte eine dritte ein. Und Sibylla gab allen sehr freundliche und sehr ausweichende Antworten.

„O, es kam alles so plötzlich" erwiderte sie die hübschen Augen niederschlagend, „ich konnte es nicht übers Herz bringen, darüber zu schreiben . . . ich . . . o nicht wahr, Sie verstehen mich?

Die armen Seelen! Ja, das thaten sie oder sie bildeten es sich wenigstens ein.

„Sie sieht so modern, so „fashionable" aus" sagte eine zur andern, als sie den Heimweg antraten. „Und sehr, sehr französisch" meinte eine dritte. „O ja, sie hat ein sehr sicheres Auftreten, sie scheint überall gewesen zu sein" versetzte die erste wieder. „Nun es muß ganz angenehm sein, neunhundert Pfund jährliches Einkommen zu haben und mit Niemand theilen zu müssen." „Aber es ist sehr traurig, daß sie ihren Mann verloren hat" stimmte noch eine andere Zunge ein. „Ich finde, sie sah sehr traurig aus." „Ja, wenigstens, als sie von ihm sprach, ich muß gestehn, ich hätte furchtbar gern gefragt, wie lange sie mit ihm verheirathet gewesen und wann er gestorben ist."

O, erst ganz kürzlich, ihre Trauerkleider waren noch sehr neu." Und dann wurde Sibyllas „Theekleid" einer eingehenden Besprechung unterzogen. Theekleider wurden nämlich im Städtchen gar nicht getragen. Nur im vorigen Jahre tauchte eins auf, aber nur ganz vorübergehend. Es kam damals eine ganz junge Frau nach Langweil — ihr Gatte war Doctor Croftons Partner — und diese erschien eines Tages in einem rosa und grünen, sogenannten „Theekleide", das in weichen, losen Falten an ihr herabfloß. Ganz matt rosa und ganz mattgrün — eine höchst geschmackvolle Zusammenstellung. Aber sie trug es nur ein paar Mal. Bald wurde ihr instinctmäßig klar, daß es ihrem Gatten zum Nachtheil gereichen würde, wenn sie diese hier gar nicht in der Mode stehende Kleidung trug, — man würde sie bald für ein fahriges, junges Geschöpf halten, was keine Ahnung hatte, wie viel Butter wöchentlich im Haushalt verbraucht wurde oder ob ihre Köchin einen „Coufäng" in der Küche empfing. Darum machte sie kurzen Proceß und zerschnitt den gordischen Knoten, indem sie das prächtige Kleid ihrer Schwester schenkte, die das Glück genoß, in einer Stadt zu leben, die sich nicht derartig von unwichtigen Kleinigkeiten beeinflußen ließ.

Sibylla kümmerte sich nicht um die Meinung der hiesigen Eingebornen. Sie trug ihr reiches, schwarzes Seidenkleid mit einer von den Schultern herabfallenden Schleppe, hier und da mit blitzendem Jet verziert, und was noch mehr, sie hielt in ihrer Hand ein weißes, mit schwarzer Seide gesticktes Taschentuch, was die guten Langweiler Damen mit Gesprächsstoff für mindestens eine Woche versorgte.

Man kann sich kaum denken, wie merkwürdig sie sich vorkam! Als habe sie weder Freundschaft noch Gemeinschaft mit diesen Leuten, ja, sie verglich sich mit einem Naturforscher, der durch ein Vergrößerungsglas das Thun und Treiben eines Ameisenhaufens betrachtet. O du grundgütiger Himmel, nur zu denken, daß, wäre das Schicksal ihr weniger günstig gesinnt gewesen, so säße sie vielleicht auch schon seit Jahren hier fest ohne Aussicht oder Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Am Donnerstag Abend lud Frau Moore zu einer Gesellschaft ein, welche Sibylla selbstverständlich auch besuchte. Sie trug ein schwarzes Kleid, etwas Diamantschmuck und eine Füchü aus weißem Krepp zierte den viereckigen Ausschnitt ihres Kleides. Jeder bemühte sich, zuvorkommend und liebenswürdig gegen sie zu sein und sie spielte im ausgedehntesten Sinne des Worts die erste Rolle am heutigen Abend. Es wäre alles herrlich gewesen, hätte sich ihr die Beschränktheit und Kleinigkeitskrämerei dieser guten Leute nicht so fühlbar gemacht

„Sie müssen am nächsten Montag bei mir zu Mittag essen", sagte Frau Brookes, die Herrin der Villa.

„O, ich bin aber bei Frau Crofton zum Besuch" versetzte Sibylla, sich unbehaglich fühlend, denn sie fürchtete heimlich, allein eingeladen und dann ausgefragt zu werden.

„Ich schreibe natürlich auch an Frau Crofton," sagte die Herrin der Villa rasch.

„O, liebe Sibylla," bemerkte Frau Stubbs, die Bewohnerin der Abtei, „am Mittwoch habe ich eine kleine Gesellschaft und ich würde mich sehr verletzt fühlen, wenn Sie nicht kämen."

So sah sie sich nach und nach für viele Abende eingeladen, bis sich ihr Besuch auf drei Wochen ausdehnte.

„Es ist mir peinlich, alle diese Einladungen anzunehmen," sagte sie zu Frau Crofton, „wissen Sie, es sieht aus, als säße ich Ihnen ewig auf der Tasche."

O durchaus nicht, liebes Herz, ich freue mich im Gegentheil sehr, Sie bei mir zu haben. Wir werden einen ordentlichen Carneval erleben, passen Sie nur mal auf! Ihr lieber Besuch wird uns nie zu lange dauern. Ich glaube, Frau Beetham wollte Sie auch noch einladen, aber ich würde mich sehr gekränkt fühlen, wenn Sie zu ihr gingen."

„Das würde mir nie im Traume einfallen," erwiderte Sybilla kurz."

(Fortsetzung folgt.)

Aus großer Zeit.

Vor 25 Jahren veröffentlichte Julius Wolff in der von ihm redigirten „Harzzeitung" das folgende Gedicht, mit dem er zugleich von seinen Lesern Abschied nahm, da er selbst mit ins Feld rücken mußte.

Vorwärts!

Macht kurz den Abschied, Kameraden, schließet
Noch einmal in die Arme Weib und Kind,
Und wenn dabei ein weicher Tropfen fließet —
Den weht bald weg der frische Morgenwind,
Den Freunden drücket einmal noch die Hand,
Und vorwärts dann mit Gott für's Vaterland!

Laßt Andere die reifen Aehren mähen,
Die Garben binden und den Erntekranz,
Wir wollen Furchen ziehen, um zu säen,
Uns winkt der Herbst zu einem andern Tanz;
In jeder Kugel steckt ein Friedenskeim,
Nur recht gepflanzt — bringt sie Euch Früchte heim.

Den Vater Rhein hör' ich die Stimm' erheben:
„Ihr trankt Euch manches Mal die Wangen roth
Bei Tag und Nacht am Safte meiner Reben,
Jetzt steht mir bei in meiner höchsten Noth,
Dein Blut für meines jetzt, Du junges Heer,
Ihr Alten, jetzt für mein Gold Eures her!

Herbei! Herbei! vom Norden und vom Süden,
Seid einig, einig, von dem Fels zum Meer,
Ihr dürft nicht zögern, dürfet nicht ermüden,
Was Hände hat, das greife zum Gewehr,
Auf Sturmesschwingen kommet Schaar auf Schaar,
Hört Ihr's? das Vaterland ist in Gefahr!"

Vom Bodensee bis an die Bernsteinküste,
Von Oesterreich's Marken bis zum Friesenmoor,
Ein Volk nur ist's und eins nur das Gelüste,
Ein Geist, ein heil'ger Wille loht empor
Für Freiheit, Ehre, für den eigenen Herd,
Heraus! Heraus! Du blankes, deutsches Schwert!

Seht! Seht! Sie kommen, Keiner bleibt zurücke,
Der rüst'ge Kraft in Leib und Seele spürt,
Sie fragen Euch: Wo ist die nächste Brücke,
Die über'n Rhein hinweg nach Frankreich führt?
Wie anno dreizehn: Schul' und Werkstatt leer
Und Heer und Volk all' eins, wie Volk und Heer.

Du greiser König und Ihr Königssöhne,
Blickt um im Lande, welche Heeresschau!
Daß frischer Lorbeer Eure Helme kröne,
Du Steinmetz, Blücher, Moltke, Gneisenau,
Der Schlachten Lenker sei mit Eurem Rath,
Euer Degen schreibt Geschichte — Wort ist That!

Wenn, wie ein Mann, ein Volk ist aufgestanden,
Sein Recht zertreten und sein Heil bedroht,
Dann, wie der Lenz das Eis, sprengt es die Banden,
Ihm bleibt nur eine Wahl: „Sieg oder Tod!"
Es wird im Herbste an dem Rheine grün,
Wohl auf dem Grund manch' Röslein roth erblüh'n.

Kam'raden kommt! Ein Deutschland gilt's zu schaffen,
Die Trommel ruft, es lockt des Jägers Horn,
Seid Eurem Roß ein Freund, pflegt Eure Waffen,
In Eu're Kraft gießt Eu'ren ganzen Zorn,
Steh Jeder seinen Mann! Thut Eure Pflicht!
Vorwärts mit Gott! Ein Rückwärts giebt es nicht!

Die Erfindung des Fingerhutes.

Mit Erfindungen geht es oft sonderbar, noch sonderbarer aber mit den Erfindern, welche gewöhnlich für ihre Mühen nichts ernten als — Undank: Freilich hat die Geschichte auch Ausnahmen zu verzeichnen, aber diese sind ziemlich selten. Am glücklichsten kommt noch der davon, der bei seinen Experimenten die nöthige Brotarbeit nicht vernachlässigt und von vornherein auf jeden Verdienst verzichtet, wie z. B. Nicolas van Benschoten — der Erfinder des Fingerhutes. 200 Jahre sind bereits verflossen, seit dieser Amsterdamer Goldschmied das nützlichste Geräth, welches heutzutage alle Welt kennt und gebraucht, hervorbrachte. Und dies geschah auf die folgende Art: Eine dem Meister verwandte Dame, die Myfrouw van Rensselaer, welche höchstwahrscheinlich viel nähte und stickte, aber sehr zarte Finger besaß, klagte ihm einst ihre Noth. N. van Benschoten nahm sich vor, dem Uebelstande abzuhelfen und construirte so eine practische Schutzhülle für den Daumen, welche er der Myfrouw von Reusselaer mit einem Widmungsschreiben (das man noch aufbewahrt) zuschickte. Natürlich waren es wieder die Engländer, welche sich dieser neuen Erfindung annahmen; sie nannten dieselbe thimple (aus thumb-Daumen und bell-Glocke zusammengesetzt) und fanden bald ein reiches Absatzgebiet. Der Fingerhut ist heute ein fast unentbehrlicher Gegenstand der Hausfrau; nur wird er nicht mehr am Daumen, sondern am Mittelfinger getragen.

Die Höhe der Wolken.

Wie hoch sind die Wolken. Nachdem auf der Meteorologenconferenz in München 1891 beschlossen wurde, an zwanzig Stationen, die über die ganze Erde vertheilt sind, ein volles Jahr hindurch Wolkenmessungen vorzunehmen, werden jetzt die ersten Ergebnisse der Messungen veröffentlicht. Die Beobachtungen geschahen nach der sogenannten Hildebrandsonschen Methode; diese Methode nach dem Meteorologen Hildebrandson in Upsala ausgearbeitet, besteht darin, daß die Wolken mittelst eines astronomischen Fernrohr beobachtet, und gleichzeitig in einer an dem Fernrohr angebrachten Dunkelkammer photographirt werden. Durch Beobachtung einer und derselben Wolke von mehreren Stationen aus und durch eine sehr komplicirte Rechnung, welche die Beobachtungen der verschiedenen Stationen berücksichtigt, erhält man die Höhe der Wolken. Die höchsten Wolken sind die sogenannten Cirruswolken, die bekannten Feder- oder Schäfchenwolken, diese sind im Sommer bis zu 14930 Meter, im Winter bis zu 11560 Meter hoch, im Durchschnitt beträgt ihre Höhe 9923 Meter. Nur den dritten und vierten Theil dieser Höhe erreichen die sogenannten Cumulus- oder Haufenwolken, sie erreichen im Sommer mit 3582 Meter, im Winter mit 2690 Meter ihre größte Höhe. Im allgemeinen schwankt die Höhe der verschiedenen Wolkenarten zwischen 120 und 12000 Meter. Aber auch Wolken von einer unvergleichlich bedeutenderen Höhe kommen vor. Es sind das diejenigen Wolken, welche in schönem Roth erscheinen, lange bevor noch die Sonne aufgegangen ist, die aber doch schon ihrer Höhe wegen von den Sonnenstrahlen getroffen werden, oder welche noch leuchten, wenn die Sonne längst untergegangen ist. Eine solche Wolke ist einmal 13800 Meter über der Meeresfläche beobachtet worden. Eine andere ähnliche Wolke beobachtete Professor Mohn am 19. December 1892 über der Nordsee; er berechnete ihre Höhe auf 132000 Meter. Da der höchste Berg der Erde, der Mount Everest oder Gaurisankar im Himalaja, 8840 Meter hoch ist, so müßten 15 solcher Bergriesen übereinander gethürmt werden, um die Höhe dieser Wolken zu erreichen.

Ein Kuckuck in einem Bachstelzennest.

In Zalenze ist der „Oberschl. Grenzztg." zufolge gegenwärtig ein für jeden Naturfreund interessantes Naturschauspiel zu beobachten. Ein Bachstelzenpärchen ist nämlich mit einem Kuckucksei beglückt worden. Zur Zeit kann man die Atzung des vollständig ausgewachsenen flüggen Kuckucks im Schloßpark bequem beobachten. Es macht auf den Zuschauer einen komischen Eindruck, wenn er sieht, wie sichs dieser große, einem Taubenstößer ähnliche Vogel auf der Erde bequem macht, und mit welcher Rührigkeit die niedlichen Bachstelzen ihm das Futter zutragen, das er nach Vogelart bettelnd mit Dank in Empfang nimmt. Da man junge Bachstelzen nicht dabei sieht, so muß man annehmen, daß der bekannte Nimmersatt als vorwüchsiger Bursche und unnatürlicher Bruder die anderen Geschwister ausgehungert hat. Man sieht aber, daß sich dennoch die Aeltern ihrer Erzieherpflicht nicht entziehen und ihrem Liebeswerk mit Aufopferung obliegen.

Ueber die Kunst des gesunden Trinkens.

Mehr als man anzunehmen pflegt, hängt die Gesundheit von der Art und Weise ab, wie man seinen Durst löscht, und Herr Henri de Parville hat recht, wenn er behauptet, daß nur wenige die Kunst des gesunden Trinkens während der heißen Jahreszeit verstehen. — Man trinkt oft aus bloßer Gewohnheit, entweder zu viel oder zu wenig; viele schwächen sich dabei, noch andere werden krank davon. Es ist ebenso nützlich, vernunftgemäß trinken zu lernen, als es unumgänglich ist, essen zu lernen. Ein guter Theil der Sommer-Krankheiten, welchen der Mensch unterworfen ist, entsteht aus zu großem und unzeitigem Genuß der Erfrischungen.

In erster Linie erhebt sich die Frage: „Ist es gefährlich zu trinken, wenn man erhitzt ist? Löscht das Trinken den Durst oder wird er im Gegentheil dadurch noch mehr gereizt? Wie soll man trinken, um die quälende Trockenheit des Schlundes und Gaumens zu stillen?"

Im Allgemeinen wird das Trinken bei Schweiß streng untersagt. — Truppenführern war es sogar früher in den meisten Armeen ausdrücklich verboten worden, die Soldaten unterwegs Wasser trinken zu lassen. Man befürchtete, durch die Eingießung kalter Flüssigkeit in den schwitzenden Körper eine Brustfell-Entzündung, Lungen-Affection u. dergl. hervorzurufen, und wirklich kann der rasche Genuß kalten Wassers tödtliche Krankheiten nach sich ziehen. Machen wir uns den Hergang klar!

Wenn man bei sehr erwärmtem Körper kaltes Wasser trinkt, geht folgender Prozeß in der inneren Oekonomie vor sich: Die entstandene Kühle jagt das Blut nach der Oberfläche der Haut; dadurch wird Wärme erzeugt und der Schweiß vermehrt. Man hat die Empfindung heißer Wallungen im Gesicht. Bei dem Genuß von Fruchteis oder sehr kaltem Wasser wird der Schweiß hervortreten. Nach zwei, drei oder mehreren Gläsern wird die Wirkung so merklich sein, daß man sich von einem kalten Schauer befallen fühlt. Wenn hingegen aber der Genuß mäßig war, kehrt das Blut — nachdem es nach außen gejagt worden — nach innen zurück, und diese verdoppelte Blutbewegung ist im Grunde ungefährlich. Die Gefahr liegt anderswo.

Die menschliche Temperatur ist ziemlich allgemein dieselbe, ungefähr 38 Grad. Die außerordentliche Hitze des Sommers vermag sie nicht zu steigern, weil sie durch den Wärmeverbrauch (Verdunstung des Schweißes) neutralisirt wird. Jedermann hat beobachtet, daß die Benetzung der Stirn mit Aether, Kölnischem Wasser oder irgend welchem Alkohol eine momentane Kühle hervorbringt. Jede Flüssigkeit entlehnt durch ihre Verdunstung die Wärme des nächstliegenden Körpers, und der Schweiß unterliegt auch diesem Gesetze. Jedes Gramm davon erkältet durch Verdunstung den Körper. Setzt man sich aber im Schweiße einem Luftzuge aus, so wird die Verdunstung desselben nicht mehr, wie das bei normalem Verhalten geschieht — nur durch das Nervensystem regulirt. Der Luftzug bewirkt die Verdunstung in zu großem Maße, und es tritt eine abnorme Verkühlung ein, welche je nach den Verhältnissen eine Brustfell- oder Lungenentzündung bewirkt. — Je größer die verdunstete Quantität Schweiß, um so heftiger ist die Erkältung.

Hieraus geht hervor, daß nicht der Genuß kalten Wassers, sondern die Abkühlung der in Folge des Trunkes schweißfeuchten Haut gefahrbringend ist. Auch diese Gefahr schwindet, wenn der Erwärmte, anstatt an zugigen Orten Kühlung zu suchen, seinen Marsch nach dem Trunke fortsetzt. Die Bewegung erweckt neuen Schweiß, und es tritt kein Wärmeverlust ein. So kann man auch beim Tanzen ohne Schaden Eis und Erfrischungen genießen, selbst bei sehr erhitzter Haut, wenn man sich dabei vor Zug hütet und nachher wieder tanzt.

Aber wenn auch hier das kalte Trinken nicht folgenschwer ist, so ist es doch nicht zu empfehlen, und sind wir auch der Ansicht, daß es auf Märschen und Ausflügen den Schülern und Soldaten untersagt werden soll. Wir haben eben erklärt, daß der kalte Trunk viel Körperwärme von innen nach außen jagt. Wer mit den Fortschritten der Physik vertraut ist, weiß aber, daß Kraft und Wärme sinnverwandt sind: Dem Körper Wärme entziehen heißt also, ihn schwächen. Ein jedes Glas Wasser repräsentirt also ein unnütz verlornes Kapital an Kraft.

Auf großen Märschen erkennen die Officiere sehr bald, welche Soldaten das Verbot des Trinkens übertreten. Diese sind es, aus denen die Nachzügler bestehen, und die die Spitäler anfüllen. Die soliden Fußgänger hüten sich vor dem Trinken, erhalten somit ihre Kräfte und gelangen zum Ziele.

„Ueber Gebühr trinken, schwächt!" Möge man es beherzigen. Der geschwächte Organismus ist selbstverständlich zur Annahme aller herrschenden Krankheiten geneigt, daher die im Sommer so sehr häufigen ansteckenden Krankheiten.

Nun bleibt aber noch zu erklären, daß das viele Trinken den Durst überhaupt nicht löscht, sondern reizt. Der Durst ist das Resultat der Verminderung der im Blut befindlichen Wassertheile. Während großer Hitze verliert das Blut aber viel von seinem Wassergehalt durch Schweiß, sogar ein bis zwei Pfund in einer Stunde. Der Magen kann unmöglich eine gleiche Dosis Flüssigkeit aufnehmen, und so ist der Verlust größer wie der Gewinn; und da das absorbirte Wasser wieder Schweiß erzeugt, kann der Durst nicht aufhören. Hieraus wird verständlich, daß Eis und Gefrorenes den Durst nur augenblick stillen, daß er aber nachher, von neuem erwacht. Um den Durst zu löschen, muß man trachten, keinen neuen Schweiß hervorzurufen; muß warten, bis man nicht mehr schwitzt, damit das Blut keinen Wasserstoff einbüße; ferner nicht zu kalt zu trinken, damit der Blutandrang nach der Haut keine Feuchtigkeit auf derselben anrege, und zuletzt etwas solide Nahrung in den Magen führen, um die Wirkung der kalten Flüssigkeit zu mindern.

Die neue Sitte, kalte Getränke durch Strohhalme einzuschlürfen, ist sehr zu empfehlen, weil die geringe Menge, die dadurch auf einmal geschluckt wird, keine innere Kühlung bewirkt und den Durst viel besser löscht. Die Hauptgesetze des gesunden Trinkens sind also: Nicht zu kalt und nicht zu schnell. Nicht trinken, ohne ein Stückchen zu essen, sich nicht dem Zug aussetzen, auf Touren nach einem kalten Trunk nicht ruhen. Wenn beim Gehen der Durst unerträglich wird, wirke man auf die Speicheldrüsen durch einen im Munde hin und herbewegten Kieselstein; auch der Genuß einer Backpflaume thut außerordentliche Dienste. Diese scheinbar sehr elementaren Vorschriften sind von großer Wichtigkeit. Die Krankheit befällt am meisten geschwächte Organismen; ohne Maß trinken, heißt aber, sich schwächen!

(Thurg. Ztg.)

Gegen das Verbrennen des Teints.

Ein einfaches, aber als sehr wirksam bezeichnetes Mittel, das die Damen am Hofe der Kaiserin Eugenie gegen das lästige Verbrennen des Teints anwendeten, ist folgendes: Der Saft einer Citrone wird mit einer reichlichen Messerspitze voll Salz gemischt, dazu setzt man das Weiße eines Eis, halb zu Schnee geschlagen, damit es sich gut mischt, und dann einen Theelöffel reinen kölnischen Wassers. Alles das mengt man gut zusammen und reibt damit die Haut, soweit sie am Tage der Sonne ausgesetzt war, vor dem Schlafengehen tüchtig ein. Am nächsten Morgen ist, wie versichert, der Teint wieder so zart und frisch wie je zuvor.

Ein automatischer Arzt.

In Holland kurirt bereits mit größtem Heilerfolg ein automatischer Arzt, der nächstens auch bei uns seinen Einzug hält. Der Apparat, der äußerlich die Figur eines Arztes zeigt, enthält — auf den Körper des Heilkünstlers vertheilt — eine Menge Einwurfsöffnungen, über welchen sich der Name je eines Leidens oder einer Krankheit befindet. Leidet der Kranke z. B. an Kopfschmerz oder Bandwurm, so wirft er ein Zehncent-Stück in den betreffenden Schlitz, worauf ihm sofort ein Päckchen „unfehlbar helfender Arznei" in die Hände fällt. — Der Zuspruch zu dem neuen Aesculap wächst von Tag zu Tag.

Gegen das Schlucken.

Wir erhalten, so schreibt das „N. W. Tagebl.", folgende Zuschrift: „Geehrter Herr Redacteur! In Ihrem geschätzten Blatte fand ich eine Auswahl von Mitteln gegen das Schlucken. Ein sehr probates und dabei unauffälliges Mittel, das mir und manchen Anderen geholfen, erlaube ich mir hier anzuführen: Man athme die Lunge möglichst voll ein und erhalte die eingeathmete Luft darin nach Möglichkeit lange; 1/2, 3/4 bis eine Minute. Es bedarf meistens keiner Wiederholung und das Schlucken hat aufgehört.

Schafmilch als Krankennährmittel.

Dr. Auerbach hielt einen Vortrag im Verein für innere Medicin zu Berlin über den Nährwerth der Milch von einem ostfriesischen Schaf. Diese enthält in einem Liter das Doppelte der Kuhmilch an Eiweiß und Fett, nämlich 5—6 pCt. Eiweiß, 6—8 pCt. Fett, während der Zuckergehalt meist gering ist. Für die Krankenernährung mit einer derart zusammengesetzten Milch ergiebt sich der Nutzen, daß der Magen weit weniger belastet und der Körper gut ernährt wird. Dabei ist der Geschmack der Milch süß und durchaus angenehm. Zweckmäßig ist der Genuß der Schafmilch bei der Reconvalescenz von acuten Krankheiten, sowie zahlreichen chronischen Krankheiten, wie Schwindsucht, Nierenentzündung, Herzfehler, Blutarmuth u. s. w.

Seidensaison Herbst und Winter 1895.

Wetterwendisch und herrisch, unberechenbar in ihren Launen, vom Effect zum diametralen Effect eilend, vom Extremen zum Extrem greifend, so charakterisiren wir mit Vorliebe das Undefinirbare —: „die Mode", welche trotzdem Alles in den Bann ihrer Reize schlägt. Doch auch consequent kann sie sein, diese Göttin der Schönen, und dies seltene Beispiel zeigt uns die Mode in der beginnenden Saison Herbst und Winter 1895 in Stoff-Genre der Seiden, welch letztere auf immer größere Kreise ihrer Anziehungskraft ausübt. Theils durch das Sinken der Seidenpreise, mehr aber durch eine vervollkommnete und trotzdem billigere Fabrikation, durch Farbenzusammenstellungen par excellence hat die Seide binnen Kurzem den größeren Theil der Damenwelt für sich gewonnen, welche bisher für die Sommersaison der Wolle, ihren zarten Geweben oder den im englischen Genre stark markirten Stoffen huldigte. Diesen duftigen Erzeugnissen fehlt der Lustre, der Chic, der Cri für die Dame der feinen Welt, welche nicht allein gesehen und bewundert, sondern auch gehört sein will. Wie vor Jahren die feinen Genres des Kattundrucks den Mousselinen und den besseren und feinen Wollengeweben weichen mußten, so gehen letztere im Gebrauch immer mehr und mehr zurück gegenüber den neuen Seidenstoffen, welche heute nicht mehr ein Privilegium der oberen Zehntausend wie früher bilden. Man wird gut thun, diesen Punkt nicht aus dem Auge zu lassen, denn die Mode und die heutige Kostümrichtung begünstigen die Seidenwaaren mehr wie vielleicht jemals zuvor, und es hat noch nie eine Periode gegeben, wo quantitativ so viel Seidenstoffe gebraucht wurden, wie seit einem Jahre.

Sehen wir auch gern unsere blühende Jugend in dem mit poetischem Zauber umwobenen Unschuldskleide der Battiste, der Cachemire und Mousseline, die große Dame und auch die Dame des gut situirten Mittelstandes verlangen einen stärkeren Effect, den sie durch die heutige Kostümrichtung in den neuen Seidenstoffen finden. Nach dem Genre der phosphorescent und changeant Gewebe, welche nur in zwei Farben changiren — auf die Taffetas und Taffetas glacés ist die Mode consequent einen Schritt weiter gegangen, indem sie heute das Gewebe wechselnd in den verschiedensten Farben: „chamäleonartig" schillern läßt.

Chamäleon! — Wer hätte wohl diesem bescheidenen, aber in allen Farben schillernden und glitzernden Thierchen aus der Familie der Eidechsen prognosticirt, daß es einstmals als das Sinnbild der Saison und des feinen Geschmacks von der Damenwelt gepriesen werden würde!

Nach der Naturforscher Ausspruch zeigt das Chamäleon je nach seinem Gemüthszustande, nach den Ernährungsverhältnissen, nach Beleuchtung und Temperatur die verschiedensten, auf einander wechselnden Färbungen zwischen grün-roth-violett-strohgelb bis dunkelblau-schwarz, hervorgerufen durch zahlreiche verschieden gefärbte Pigmentzellen (Chromotophoren), die, in zwei Schichten unter der Oberfläche der Haut gelegen, sich in Reaction auf Nervenreize zusammenziehen und ausdehnen können und dann ihre Farben mehr oder minder durch die Oberhaut durchscheinen lassen. Diese glitzernden schimmernden Farben des Chamäleons zeigen, in wunderbarer Weise der Natur abgelauscht, „Cameleon-Gewebe" in Seide, die Haute Nouveautee der kommenden Saison. Vor uns liegt eine reichhaltige Collection dieser Cameleon-Gewebe, welche manchem Fabrikanten schwere Sorgen bereiten und noch bereiten werden — schillernd und spiegelnd in den modernsten Farben, spielend im Wechsel und durcheinander, je nach der Lage, welche man dem Stoff giebt, oder durch Drapirung hervorgerufen. Die modernsten Farbencombinationen sind unter anderen:

Fleur des Alpes (hell electrisch blau) und Nacarat (röthlich violett) mit hell violett, oder Vert d'Herbes und Crêmes goldbraun) mit hell violett, oder Vert de serpentte (zeisiggrün) und Orange d'Egypte (gelbroth) mit Vert d'Iris (irisgrün hell), oder Velasquez (dunkles Tabakbraun) und Vert d'Herbes (grasgrün) mit Jaune d'or, oder Romarin (dunkelblau) und Pomme d'amour (Tomatenroth) mit Vert de cuivre (kupfergrün) u. s. w.

Die Hauptfarben sind:

Blau in hellen, grünlichen und gelben Tönen, vereinzelt reinblau; Grün nur in hellen, gelbgrünen Abstufungen, bis mitteldunkel; Carmoisin in der mittleren Scala, bald blau, bald violett Stich, auch in rosa; Goldbraun von mittel bis dunkel, schwarz tiefdunkel, roth, vorzugsweise gelbroth.

Welche Combinationen durch die Nüancen der Farben sind bei diesem Artikel den Fabrikanten in die Hand gegeben; denn die Wirkung der Farben des Cameleon-Effects liegt in der eigenthümlichen Art der Weberei.

Cameleongewebe liegen vor im glatten Faille wie in Taffetasgeweben. Bereits bringt die Mode façonnirte Gewebe mit kleinen und großen Mustern, Streifen, Carreaux, Punkten, Strichen und Arabesken; alles im Chameleon-Genre. Auch die Seidensammete erscheinen in den letzten Tagen im Genre Cameleon und zeigen Effecte, die bis jetzt als unerreichbar galten.

Die noch immer herrschende Mode der weiten Aermel und der bis 10 und mehr Meter weiten Röcke, die sobald nicht verschwinden wird, begünstigt ungemein die Cameleon-Gewebe und bringt dieselben zur richtigen Geltung; in dem Faltenmeer der Stoffe kommen durch Brechen des Lichtes in der Höhe und Tiefe der Falten die Cameleon-Effecte zur höchsten Wirkung, die Gewebe gebrauchen zur Entwickelung ihrer Farben das freie Spiel der Pauschen, Ueberfalten und Puffs und die reiche Drapirung der herrschenden Kostümrichtung. So steht die Damenmelt im Zeichen des „Cameleon".

Frisches Schweinefleisch während des ganzen Jahres.

Statt das Schweinefleisch in der überall üblichen Weise zu pökeln und zu räuchern, verfahren die im Tolnaer und Baranyer Comitat ansässigen Deutschen nach der Wochenschrift „Fürs Haus" wie folgt: Das geschlachtete und ausgenommene Schwein wird in der Mitte zertheilt. Man läßt es darauf etwas auskühlen, zieht den Speck — sobald er steif ist — ab und stellt ihn zerschnitten in einem Kessel zum Feuer. Das Fleisch wird in beliebig große Stücke getheilt, in Pfannen gelegt und in dem inzwischen geheizten Backofen halb gar gebraten. Nun schichtet man es fest in verzinnte Blechbüchsen und läßt es wieder auskühlen. Es wird dann mit dem indessen ausgekochten, heißen Schweinefett übergossen, das erstarrt, etwa fingerhoch über dem Fleische stehen muß. Die Blechbüchsen sind mit einem Deckel gearbeitet, dessen rauchfangähnliche Oeffnung Luft zum Fett zuläßt und müssen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Solche Dosen werden in Ungarn auch allgemein zur Aufbewahrung des Schweinefettes benutzt. — Will die Hausfrau gebratenes Schweinefleisch geben, so nimmt sie ein Stück aus dem Fett und bratet es vollständig fertig. Auf diese Weise haben die Deutsch-Ungarn das ganze Jahr hindurch frisches Schweinefleisch, das sie mit verschiedenen Zuthaten genießen.

Kochrecepte.

Schweine-Filets mit Oliven-Sauce. 10 Personen. 1 1/2—2 Stunden. 2—3 Schweinefilets werden gehäutet, gespickt, mit Salz bestreut, mit Butter, 1/2 Theelöffel aufgelöstem Fleischextract, einer Zwiebel und einer Mohrrübe gar gedämpft und schön glasirt. Nun schält man 25—30 Oliven, so daß man das Fleisch in einem Stück vom Kern trennt und die Olive ihre frühere Gestalt behält und läßt sie einen Augenblick in kochendem Wasser aufwallen. Weiter verkocht man einige Löffel braunen Schwitzmehls mit Brühe aus Fleischextract, schmeckt dieselbe mit einem Glase Madeira ab und giebt zuletzt die Oliven hinein.

Kohlrabi à l'asperge. 10 Personen. 1—1 1/2 Stunden. 10 Stück große Kohlrabiköpfe werden geschält, sorgfältig von allen holzigen Theilen befreit und mit einem Gemüsekerbmesser in gleichmäßige, etwa 6—8 cm lange Stücke, von der Größe einer Spargelstange, geschnitten, in Brühe aus Fleischextract weich gekocht. Die Sauce, mit der sie überfüllt auf die Tafel kommen, bereitet man aus 125 gr Butter, etwas Mehl, dem Saft einer Citrone, der erforderlichen Menge der Brühe, in welcher die Kohlrabi gekocht werden und 2 Eidottern, mit welchen sie abgezogen wird.

Schweinefilets mit Olivensauce. 10 Personen. 1 1/2—2 Stunden 2—3 Schweinefilets werden gehäutet, gespickt, mit Salz bestreut, mit Butter, 1/2 Theelöffel aufgelöstem Fleischextract, einer Zwiebel und einer Mohrrübe gar gedämpft und schön glasirt. Nun schält man 25—30 Oliven, sodaß man das Fleisch in einem Stück vom Kern trennt und die Olive ihre frühere Gestalt behält, und läßt sie einen Augenblick in kochendem Wasser aufwallen. Weiter verkocht man einige Löffel braunen Schwitzmehls mit Brühe aus Fleischextract, schmeckt dieselbe mit einem Glase Madeira ab und giebt zuletzt die Oliven hinein.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 9. August 1895. Neunter Jahrgang. — № 32.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Fortsetzung.)

Frau Croston fühlte sich in der Seele befriedigt. Es war ihr ein kleiner Triumph, Sibylla bei ihrem ersten Besuch im Städtchen für sich gewonnen zu haben, und es würde ihr ein zweifacher Triumph sein, könnte sie die junge Wittwe während der ganzen Dauer ihres Besuches an ihr Haus fesseln. Die beiden braven Frauen liebten sich nicht übermäßig und Frau Croston war sich wohl bewußt, eine kleine „Pike" gegen die Bankiersfrau auszuüben, wenn sie Alles that, was in ihren Kräften stand, um den von Frau Beetham geplanten Besuch Sibylla's in der Bank zu vereiteln.

Langweil war eben ein fürchterlicher Krähwinkel, ein kleine Welt für sich. Es stellte die Gesellschaft en miniature vor, besaß aber seine aparten Thorheiten und Laster, seine aparten Sitten und Vorzüge.

Am Sonnabend Abend erschien der junge Doctor mit seiner noch jüngeren Frau, um auf dem Rittersitz zu Mittag zu speisen. O, wie bemitleidete Sibylla sie! Sie war jung und hübsch und sehr verliebt in ihren Mann; sie stammte aus einer großen, lustigen Familie in Kensington, und Langweil war für sie eine Art Sibirien, — eine Verbannung.

Sibylla erkannte deutlich, wie man das arme, junge Ding entgelten ließ, daß ihr Gatte keine eingeborene Langweilerin geheirathet hatte. Das bedauernswerthe Kind! — In einem kleinen, feuchten Langweiler Hause mit einer ungeschickten Langweiler Dirne von Mädchen, mit einem Gatten, der sich sein Dasein erkämpfen mußte, zwanzig sich in fremde Sachen einmischende ältliche Matronen, die über Alles, was sie that, zu Gerichte saßen, und fünfzig wunderliche, alte Fräuleins, deren jede von einem feindlichen Gefühl gegen die junge Frau Doctorin besessen war, weil sie ihnen zuvorgekommen im Erringen jenes ehelichen Preises, der im natürlichen Lauf der Dinge ihnen hätte zufallen müssen. — Wahrhaftig, sie befand sich in keiner beneidenswerthen Lage und Sibylla bemitleidete sie aus Herzensgrunde.

Andererseits war Frau Darbirschire von einem herzlichen, mädchenhaften Mitleid für die sanfte, junge Frau mit den hübschen Augen erfüllt; die ihren Gatten so früh verloren und nun ganz allein in der Welt stand, die ihr — die arme Kleine — wie ein Jammerthal erschien.

Es war ein gegenseitiges Gefühl zarter Sympathie, das sich zwischen ihnen entspann.

„Wollen Sie mich zur Kirche begleiten?" fragte Frau Croston ihren Gast am Sonntag Morgen.

„Gewiß", antwortete Sibylla, etwas überrascht durch diese Frage.

So gingen sie zusammen und Sibylla saß im Kirchenstuhl des Doctors neben seiner Frau. — Fünf Minuten später, nach dem der Gottesdienst begonnen hat, kam der alte Küster in seinem abgeschabten, schwarzen Rocke den Chorgang heraufgetapft, gefolgt von einem Herrn, den er mit viel ceremonieller Höflichkeit in den aparten Kirchenstuhl wies, der nur von den Bewohnern des Schlosses benutzt werden durfte.

Wie Jedermann, so wandte auch Sibylla unwillkürlich den Kopf nach dem neuen Ankömmling. Zu ihrem größten Erstaunen war es kein anderer, als — der Oberst Le Merchant!

Frau Croston nahm die Gelegenheit war, um Sibylla leise zuzuflüstern, der eben Gekommene sei der Bruder der Frau Pole-Danwers, der kürzlich aus Indien zurückgekehrt und ungeachtet der Abwesenheit seiner Schwester einige Zeit im Schlosse für sich allein leben werde, um dem edlen Waidwerk obzuliegen.

Hoffentlich fühlt sich kein Leser über diese in der Kirche geflüsterte Mittheilung verletzt. — Die Langweiler waren im Allgemeinen fromme Leute, aber ihre Frömmigkeit reichte nicht so weit, ihre Beobachtungsgabe und ihre Mittheilsamkeit abzustumpfen, selbst wenn sie sich in der Kirche befanden.

Frau Croston benutzte die Gelegenheit während die Einleitung zum Hauptliede gesungen wurde, um ihrer Feundin Aufschluß über den Neuangekommenen zu geben.

Diese antwortete mit einem Lächeln und Kopfnicken, hielt es aber nicht der Mühe werth, hinzuzufügen, daß sie den Obersten bereits persönlich kenne.

Während des Hauptliedes sah der Oberst zum ersten Male auf und natürlich fesselte unter der Menge ihm gänzlich unbekannter Gesichter Sibylla's feine Aufmerksamkeit. Er sah kein zweites Mal nach ihr und sobald der Gottesdienst zu Ende war, erhob er sich und schritt hinaus.

„Ein sehr gut aussehender Mann", bemerkte Frau Croston in ziemlich lautem Flüsterton, als er an ihrem Kirchenstuhl vorüberschritt.

Sibylla antwortete mit einem Kopfnicken. Vielleicht war sie ein wenig enttäuscht, daß der Oberst keine Notiz von ihr genommen. Doch war diese Empfindung nur von kurzer Dauer, denn als sie ins Freie traten, stand der Oberst bereits draußen — augenscheinlich ihrer wartend.

Die Frau Doctorin befand sich in freudiger Aufregung.

„Das ist ja ein ganz unerwartetes Vergnügen" begann der Oberst zu Sibylla gewendet, indem er den Hut vor ihr lüftete. „Warum sagten Sie mir nicht, daß Sie nach Langweil kämen?"

„Ich würde es gethan haben" antwortete die Gefragte, „aber wie konnte ich wissen, daß Sie überhaupt etwas von Langweil ahnten?"

„Frau Donwers ist ja meine Schwester" versetzte er belustigt. „Das wußte ich gar nicht. Darf ich Sie Frau Croston vorstellen? Ich bin augenblicklich bei ihr zum Besuch." Der Oberst nahm seinen Hut vor ihr ab, dann streckte er seine Hand aus.

„Ich freue mich die Ehre zu haben, mit Ihnen bekannt zu werden, gnädige Frau" sagte er in seiner liebenswürdigen, geraden Weise. „Ich war so überrascht und erfreut, Frau Schmidt wiederzusehn. Ich hoffe, Sie erlauben mir, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Es ist so einsam und langweilig im Schloß, wenn man ganz allein ist."

Frau Croston war einfach strahlend.

„Ich werde entzückt sein" versetzte sie liebenswürdig. „Ja, es muß auch sehr einsam für Sie sein! Ihre Frau Schwester ist in Amerika, nicht wahr?

„Nein, sie ist in Westindien. Mir erscheint es fast unglaublich, daß Jemand, der ein so schönes Landhaus besitzt, zum Vergnügen nach Indien geht. Wissen Sie, ich war fünfzehn Jahre dort, aber ich werde nie nach dem glänzenden Osten zurückverlangen."

„Aber ich fürchte, sie werden Langweil sehr einförmig finden nach dem flotten, lustigen Leben in Indien."

„Das Schloß ist sehr einsam" gab er freimüthig zu, aber Langweil selbst ist reizend. Mir gefällt das Städtchen sehr."

Er ging mit ihnen und brachte sie bis an die Thür des Rittersitzes.

„Und wann darf ich Ihnen meinen Besuch machen? Heut Nachmittag?

„O gewiß, gern Wir sind ja Sonntags immer zu Hause. Aber wollen Sie nicht mit hereinkommen und mit uns frühstücken?" (Frau Croston nannte diese Mahlzeit „Frühstück" aus Respect für das Schloß, während sie in Wahrheit Sonntags immer um halb zwei Uhr Mittag aßen und um sieben Uhr Abends kaltes Abendbrot einnahmen.)

„Nein, ich danke tausendmal. Sehen Sie, gnädige Frau, die Leute meiner Schwester werden mein Frühstück schon in Bereitschaft halten und da möchte ich sie nicht irre machen in ihren Pflichten. Wenn ich dann also um halb fünf Uhr bei Ihnen vorsprechen darf? Es ist zu liebenswürdig von Ihnen, mir das zu erlauben."

Dann schüttelte er beiden die Hand und verschwand mit schnellen elastischen Schritten in der Richtung nach dem Schloß.

„Was für ein liebenswürdiger Mensch", bemerkte Frau Croston.

„Ja, nicht wahr?" gab Sibylla zurück.

„O, so liebenswürdig, so hübsch und ein so feines, gewandtes Benehmen. Ja, so einer gefällt mir", sagte die Frau Doktorin enthusiastisch.

Freilich gefiel er Sibylla auch — sie sprach es nur nicht aus. Und pünktlich um halb fünf Uhr stellte sich der Oberst ein, spielte den Angenehmen bei der Frau Doktorin (sie stand nur auf sehr geringem Verkehrsfuß mit dem Schloß, man besuchte einander etwa zweimal im Jahr), lobte ihren Thee und Kuchen, erbat sich eine zweite Tasse und ließ sich sogar zureden, noch eine dritte zu trinken, ging am Ende mit ihnen zur Kirche und nahm eine Einladung zum Abendessen an. Frau Croston befand sich in einem Zustand strahlenden Entzückens, denn es war in Langweil etwas sehr Wichtiges, die „Vorhand" zu haben, besonders wenn es sich um einen neuen Ankömmling handelte.

Montag und Dienstag fluthete ein wahrer Strom von Besuchern in Gestalt von Vätern und Brüdern nach dem Schloß und Frau Brookes schickte dem Obersten eine sehr dringende Einladung zu ihrem Diner. Und da der gegenwärtige Schloßherr sich allein zu Tode langweilte, auch keine andre Verabredungen hatte und Sibylla gern wiedersehn wollte, nahm er ihre Aufforderung mit großem Vergnügen an.

Von jetzt ab ging es in Langweil lustig her. Es war prachtvolles Jagdwetter, wohl geeignet, die Lust an dem nationalen Lieblingssport wachzurufen. Dennoch betheiligte sich der Oberst wenig daran. Einmal war irgend etwas mit seinen Pferden nicht ganz in Ordnung, dann wieder lagen die Sammelplätze zu weit entfernt, und wenn letzteres keinen stichhaltigen Grund mehr abgab, dann fühlte er sich nicht ganz auf dem Posten, hatte etwas Sumpffieber, was aber merkwürdiger Weise nie so heftig auftrat, daß es ihn an seinen täglichen Besuchen im Rittersitz gehindert hätte.

Aber Frau Croston war es, der er solche auffallende Aufmerksamkeit erwies. Frau Croston schickte er Blumen und Obst aus den Treibhäusern des Schlosses, Frau Croston frug er oft um Rath in allerhand onbedeutenden Kleinigkeiten, mit denen er während der letzten zwänzig Jahre ganz gut allein fertig geworden war. Und wenn alle Stricke rissen, das heißt, alle Vorwände zu abgenutzt und durchsichtig erschienen, so stellte es sich heraus, daß er selbst ärztlichen Rathes bedurfte, weshalb er nothwendig im Rittersitz vorsprechen mußte.

Für die Crostons war es eine schöne, lustige Zeit. Die ältlichen Fräuleins in Langweil sprühten Gift und Galle oder Zorn. Sie thaten alles, was in ihren Kräften stand, überhäuften den Obersten mit zuckersüßen Briefchen und zwar mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, sie luden ihn zu allen nur möglichen Vergnügungen ein, gaben einen Ball, arrangirten einen Bazar, ja, sie gingen sogar noch weiter und spielten unter dem Mantel der christlichen Liebe Liebhabertheater. Natürlich nahmen sie Entree, der Ertrag floß einem Krankenhause zu und es wurde vor ausverkauftem Hause gespielt. Aber es nützte alles nichts. Im ersten Rang saß der Oberst zwischen Frau Schmidt und Frau Croston. Die letztere nahm so lebhaften Antheil an den Vorgängen auf der Bühne, vertiefte sich eifrig in ihren Theaterzettel, mußte auf ihre junge Tochter neben sich aufpassen und anch uoch ein paar gute Bekannte in der zweiten Reihe begrüßen, daß sie nicht Zeit hatte, irgendwelche Notiz von dem Obersten zu nehmen, sodaß dieser sich ausschließlich seiner anderen Nachbarin, Sibylla, widmete.

Ich weiß nicht, ob es im Allgemeinen vortheilhaft ist, mit einem feinen Gehör gesegnet zu sein. Letzteres traf bei Sibylla zu. Sie hörte, wie ein älteres Fräulein einem andern in scharfem Ton zuflüsterte „Wittwen seien so hinterlistig und sie fände, es müßte eigentlich ein Gesetz geben, das den Frauen untersagte, zum zweitenmal zu heirathen."

Hier mag gestanden werden, daß sich Sibylla Drummond außerordentlich unbehaglich zu fühlen begann. Da sie ein paar Jahre auf Reisen gewesen und Land und Leute kennen gelernt, kam sie nicht ohne weiteres zu dem Schluß, daß der Oberst um sie werben wolle. Aber als die Zeit verstrich, Frau Croston nichts von ihrer Abreise hören wollte und auch Le Marchant keine Neigung zeigte, die Einsamkeit des Schlosses aufzugeben, stieg doch allmählich der Gedanke in ihr auf, es liege nicht ganz außer dem Bereich der Möglichkeit, daß er Ernst machen könne. Was sollte sie thun, wenn er ihr einen Antrag machte? Was *konnte* sie thun? Aber dann wies sie den Gedanken energisch von sich, es hatte keinen Sinn, sich den Ausgang einer Sache zu überlegen, die vielleicht noch weit im Felde lag. Es war ziemlich unwahrscheinlich, daß es einem Manne wie ihm, der so viel gereist und so viel gesehn, der sich sein Leben lang in der besten Gesellschaft bewegt und bereits im vierzigsten Lebensjahr stand, jetzt auf einmal einfallen sollte, sie heirathen zu wollen. Nein, man konnte es sich kaum denken. Jedenfalls blieb er nur deshalb so lange, um die Rückkehr seiner Schwester abzuwarten, dann würde er sie, Sibylla, bald genug vergessen Was hatte sie denn auch an sich, daß sie ihm so besonders gefallen sollte? Nein, nein, es war noch Zeit genug, dem Unheil zu begegnen, wenn sie ihm gegenüber stand. Bis dahin wollte sie sich keine grauen Haare darüber wachsen lassen, sondern ruhig und zufrieden weiter leben.

Aber die Tage verflossen, einer nach dem andern und der Oberst schien immer noch nicht daran zu denken, das Schloß zu verlassen. Die Bekannten seiner Schwester — zum Glück lebten sie nicht in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, sondern drei bis vier Meilen entfernt — machten ihn nicht ausfindig und belästigten ihn daher auch nicht mit Einladungen. Er erwiderte alle Besuche der Langweiler, aber es gelang ihnen nicht, ihn für ihre kleinen Festlichkeiten dingfest zu machen, wenn Sibylla nicht auch eingeladen war. Die jungen Damen des kleinen Nestes zürnten ernstlich mit Frau Schmidt, die doch am wenigsten zu tadeln war, die arme Seele! Sie versicherten einander immer wieder, Wittwen seien so hinterlistig und man müßte ihnen „das Handwerk legen".

„*Einen* Mann hat sie doch gehabt", bemerkte ein besonders gereiztes Fräulein zu einer andern gewandt. „Warum kann sie mit dem einen nicht zufrieden sein? Und dazu spielt sie sich immer auf die Unschuldige, als ob wir nicht ganz genau wüßten, was sie will."

Mochten sie sich indessen immerhin aufregen und ärgern — sie vermochten an der Thatsache nichts zu ändern, daß der Oberst ein Mann sei, der jedenfalls seinen eignen Weg und keinen andern gehen würde. Um hier gleich der Wahrheit die Ehre zu geben, er war fest entschlossen, Sibylla für sich zu erringen, als seine Frau.

Als wieder ein paar Wochen verstrichen, begegnete er eines Nachmittags Frau Croston zufällig auf der Straße, die ihm erzählte, Sibylla fühle sich etwas erkältet und sei deswegen allein zu Hause geblieben. „Jetzt oder nie", dachte er, ging kurz entschlossen geraden Wegs nach dem Rittersitz und trat unangemeldet in das Wohnzimmer, wo seine Coeurkönigin, die Zeitung lesend, am hellflackernden Kaminfeuer saß.

(Fortsetzung folgt.)

„Nein, diese Fliegen."

[Nachdruck verboten.]

Saisonnovellette von Silvester Frey

„Nein, diese Fliegen!"

Meine anmuthige Begleiterin zog das feine Battisttuch hervor und suchte sich durch Schläge, welche sie bald nach dieser, bald nach jener Richtung austheilte, der zudringlichen Gesellen zu erwehren.

Die Galanterie erforderte es schon, daß ich ihr bei dieser Beschäftigung, für so erfolglos ich sie auch hielt, Hilfe leistete.

Wir waren etwas abseits von der übrigen Gesellschaft gerathen, mit welcher gemeinsam wir diesen Ausflug unternommen hatten. Während die übrigen, hier und dort still stehend, um einen Käfer zu betrachten oder den charakteristischen Wuchs eines Baumes, ein wenig zurückblieben, waren wir gleichmäßig vorwärts geschritten. Meine hübsche, kluge Begleiterin verstand es, die Fäden der Conversation so geschickt zu spinnen, daß man sofort darin verstrickt war. Zu dem Zauber, welchen ihr gesammtes Wesen ausströmte, kam der feinere und gewiß nicht geringe, daß sie allerliebst zu plaudern verstand.

„Wenn nur diese Fliegen nicht wären!" rief sie ärgerlich, indem sie von Neuem das Taschentuch hin und her bewegte.

„In diesem Augenblick möchte ich die Thiere sogar beneiden!"

„Inwiefern?"

„Lieber Himmel! Das liegt doch auf der Hand! Denken Sie sich das Vergnügen, tief in ihre Augen blicken zu dürfen, Ihre blühenden Wangen zu streifen, Ihre rothen Lippen zu küssen. —"

Sie hob drohend den kleinen Finger.

„Sprechen wir von etwas Anderem!"

„Nein, bleiben wir bei den Fliegen!"

„Meinetwegen also! . . . . In jedem Falle jedoch bitte ich Sie, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben! . . . . Ich möchte etwas Ernstes, Gediegenes hören, keine landläufigen Schmeicheleien! . . . . Sagen Sie mir also, mein Herr Doctor, wie es kommt, daß mich gerade diese unverschämten Thiere in einem fort belästigen, während Sie, wie ich zu meinem Unwillen bemerke, weit mehr von ihnen verschont bleiben?"

Sie war stehen geblieben.

„Gestatten Sie mir mit einer Anekdote zu antworten?" versetzte ich.

„Wenn sie zutreffend ist!"

„König Georg II. von Großbritannien rief einst bei der Tafel in Gegenwart einer Schaar seiner Höflinge, als ihn eine Fliege fortwährend belästigte und nach jedesmaligem Fortscheuchen immer wieder auf seine Nase zurückkehrte, im größten Unwillen: „Ich beherrsche drei große Reiche! Hast Du, böses Thier denn darin gar keinen anderen Platz, als gerade meine Nase!"

Ich sah deutlich, wie ein lachender Zug über das Antlitz meiner hübschen Begleiterin fuhr. Dabei bewegte sie die Rechte nach der eigenen Nase, wie wenn sie eines dieser lästigen Insecten in diesem Augenblicke von dort verjagen müßte. Gleich darauf lachte sie hell auf.

„Nun treiben Sie geradezu Ihren Spott mit mir! . . . Wissen Sie, daß das gar nicht schön von Ihnen ist! Ich meinte, Sie würden mir etwas recht Sachliches, Gediegenes mittheilen! Wozu unterhält man sich mit Euch Herren der Schöpfung, wenn Ihr nicht einmal im Stande seid, uns vom schwachen Geschlecht einen Theil Eures Wissens und Eurer Gelehrsamkeit abzugeben!"

Ich verbeugte mich ceremoniell.

„Sie geloben also Besserung?"

„Ich kann sofort mit meinem Vortrage beginnen!"

„Sie sollen eine aufmerksame Zuhörerin an mir finden!"

„Unsere Stubenfliege heißt auf lateinisch: Musca domestica. Alle Mittel, welche man gegen sie anwendet, pflegen sich nicht zu bewähren. — Das Beste ist, man nimmt trockene Kürbisblätter, zündet sie in dem Zimmer an, wo sich die Fliegen befinden, und räuchert sie durch den entstehenden Qualm hinaus. Will man Gegenstände vor ihnen beschützen, so muß man sie mit Lorbeeröl bestreichen. Hätte also König Georg II. von Großbritannien seine Nasenspitze auf diese Weise geschützt —"

„Sie fallen schon wieder in Ihren scherzhaften Ton zurück."

„Verzeihung! . . . . Ich werde mich also bemühen, bei der Sache zu bleiben!"

Vielleicht kennen Sie noch einige recht wirksame Mittel, mit welchen man den Fliegen ohne große Mühe den Garaus machen kann! Sie wissen, meine Wohnung hat einen Vordergarten. Von diesem aus überfluthen diese häßlichen Thiere die gesammten Räume geradezu in Schaaren. Ich bin gezwungen, einen steten Krieg wider sie zu führen.

„Es ist vielleicht besser, Sie schließen Frieden, indem Sie sich diesen Gegnern auf Gnade und Ungnade ergeben."

„Soll das in der That heißen, daß es unmöglich ist, sich ihrer mit Erfolg zu erwehren?"

„Es waren einmal —"

„Sie antworten mit einem Märchen —"

„Mit einer Fabel aus dem Thierreich, wenn Sie mir gütigst die Erlaubniß ertheilen . . . . „Also, es waren einmal vier Fliegen, die hatten Hunger. Die erste machte sich über eine Wurst her, denn diese schien zum Fressen schön. Allein, die Fliege starb an Dünndarm-Entzündung, weil die Wurst mit Anilin gefälscht war. Die andere Fliege naschte am Mehl, und siehe da, sie verendete an Magenverengung, weil das Mehl mit Schwerspat vermengt war. Die dritte Fliege trank aus einem Milchtopf; da ging auch sie elendiglich zu Grunde, weil natürlich die Milch mit Kalk verfälscht worden ist. „Gestorben muß nun einmal sein!" dachte die vierte Fliege; währenddessen flog sie todesmuthig auf ein Fliegenpapier, worauf ein Todtenkopf gemalt war mit der Aufschrift: „Sicher wirkendes Fliegen-

gift." Dort saß sie, trank und trank und war guter Dinge und starb — nicht, denn auch das Fliegengift war gefälscht!" —

„Nicht übel!" sagte meine schöne Begleiterin, indem sie sich auf die Bank niederließ, an welcher wir soeben vorüber schritten."

„Gestatten Sie?" fragte ich, indem ich mich ihr zugesellte."

„Aber bitte, nicht zu dicht, Herr Doktor!"

„Sie wollen also absolut nichts von mir wissen, wo ich doch nur darauf bedacht bin, zu Ihren Diensten zu stehen!"

„In der That! Und das beweisen Sie, indem Sie sich so nahe zu mir setzen, daß mein Barégekleid Gefahr läuft, von Ihnen zerknittert zu werden!"

„Pah! Es geschieht nur, um durch den Rauch meiner Cigarre die Fliegen von Ihnen fern zu halten!"

Sie lachte hell auf.

„Für so naiv dürfen Sie mich doch nicht halten! Eine Frau, die, wie ich, schon einmal verheirathet gewesen, nimmt die Worte und Handlungen der Männerwelt nicht immer für so baare Münze, wie sie gelten sollen."

„Hat Ihnen Ihr verstorbener Herr Gemahl diese Ansicht beigebracht?"

„Nehmen wir den Fall, daß er es gethan!"

„Dann hat er nicht gut um Sie gerathen! Dann wollte er, daß Sie, nachdem er gestorben, einsam, ohne Stütze durch das Leben hinwandern!"

„Lassen wir das! . . . In jedem Falle hat er mich gelehrt, daß die Fliegen sich in keiner Hinsicht an die Rauchwolken kehren, mit denen die Herren der Schöpfung das Dasein erfüllen . . . Ich traute diesem blauen Geringel zuerst auch verschiedene Kräfte zu. Allein im Laufe der Ehe, welche ich führte, kam ich zu der bestimmten Ueberzeugung, daß sie nur in der Einbildung beruhen. Ich konnte so nahe bei meinem Gatten sitzen, daß ich wie eingehüllt war in den von Euch so vergötterten blauen Dunst. Die Fliegen ließen sich dadurch ebenso wenig verscheuchen, wie die — Sorgen!"

Sie war ernst geworden, beinahe traurig, Eine Pause trat ein, während welcher ihr großes braunes Auge sinnend in die Ferne lugte.

Ich suchte die kleine Hand zu erhaschen.

Sie entzog mir dieselbe, indem sie that, als ob sie mein Unterfangen nicht bemerkt habe.

„Uebrigens", fuhr sie fort, „erinnere ich mich auch eines Falles, in welchem sich die Fliege als ein durchaus nutzbringendes Lebewesen bethätigt hat. Es war in Rußland, ich glaube in einem Dorfe bei Kiew, wo sich die Geschichte zugetragen hat. Ein Bauermädchen fiel bei Gelegenheit einer Flußfahrt in die Wellen und ertrank. Da sie, aus dem Wasser gezogen, kein einziges Lebenszeichen mehr verrieth, wurde sie mit ihren Leichenkleidern angethan und aufgebahrt. Am zweiten Tage flog durch die geöffnete Thür in das Zimmer, wo die Todte lag, eine große Fliege. Sie setzte sich der Leiche auf die Nase und kroch dann in dieselbe hinein. Plötzlich nieste die Todte, schlug die Augen auf und erhob sich von ihrem Lager. Man kann unmöglich die Freude der Mutter des verstorbenen und nunmehr wieder lebendig gewordenen Mädchens und die Verwunderung der anwesenden Leichengäste schildern. Als die Bauern das Insekt wieder zum Vorschein kommen und im Zimmer herumfliegen sahen, erklärten sie einhellig, daß die Seele in Gestalt einer Fliege in den todten Körper zurückgekehrt sei und denselben zum Leben gebracht habe. Anstatt des schon zugerüsteten Todtenschmauses wurde nun ein Freudenfest gefeiert, wobei man den Beschluß faßte, nie mehr eine Fliege zu tödten, nachdem man erkannt, einen wie wichtigen Zweck sie unter Umständen im Dasein des Menschen zu erfüllen hätten,"

„Sie erzählen allerliebst, meine gnädige Frau! Sagen Sie mir nur das Eine: wäre es nicht sehr hübsch, wenn Sie dies angeborene Talent weiter entwickeln möchten?"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Je nun! . . Ich denke es mir etwa so! . . Es ist Winterabend, und die Flamme spielt im Kamin. Im Zimmer herrscht jene stilvolle Behaglichkeit, wie sie nur durch das Walten einer Frau hervorgebracht werden kann. Nehmen wir an, daß es draußen außerdem so kalt ist, daß der Schnee unter den Sohlen derer knirscht, welche darüber hinwegschreiten. Und ein anderer sitzt dabei, der wie berauscht von dem holden Ton ist, welcher an sein Ohr schlägt. Er kann sich nicht satt hören an dieser ihm so innigwerthen klangvollen Stimme! Sie aber wissen dies und erzählen unablässig, immerfort —"

„Von den Fliegen?" fiel sie gleichgiltig ein.

Ich sprang auf.

„Ah, wie grausam Sie sind! . . . Also da Sie nicht anders wollen, bleiben wir bei den — Fliegen.

Nachdem ich meine Geschichte erzählt habe, ist die Reihe wieder an Ihnen!"

„Richtig! Mir fällt ein, daß ich noch ein Mittel gegen die Fliegenplage auf Lager habe. Es rührt von Professor Jäger, dem bekannten Enthusiasten für alles Wollene her. Er behauptet, daß die Fliege eine instinctive Abneigung gegen diesen Stoff hat. Personen also, welche sich, wie er es anräth, beständig und ganz und gar in Wolle kleiden, wären demnach vor der Zudringlichkeit dieses Insects für immer geschützt!"

„Das läßt sich hören!"

„Wohl gemerkt: ja echte, unverfälschte Schafwolle! Sie darf nicht einmal eine andere Farbe angenommen haben, als jene gelblich verwaschene, welche sie von Natur besitzt. Am besten ist es sogar, wenn sie noch ihren ursprünglichen Geruch, der so unausstehlich ist, beibehalten hat."

„Lieber Himmel! Man wird von Tag zu Tag älter!

„Wie! rief ich aus . . . Das sagen Sie, die Sie mit allen Reizen der Jugend ausgestattet sind . . . Schelten Sie mich, so sehr Sie wollen! Bekennen Sie sich zu Grundsätzen, die meinen liebsten Hoffnungen einen Damm setzen! Allein zwingen Sie mich nicht dazu, Zeuge zu sein, wie Sie sich selbst verleumden."

„Wie aufgeregt Sie sind!"

„Es handelt sich ja doch um eine Dame!"

„Sie irren sich: es handelt sich bloß um — Fliegen!"

„Zur Strafe sitzt eben wieder eine auf Ihrer Wange!"

„Nun wohl! Ich gestatte Ihnen, sie zu verjagen!"

„Sie müssen jedoch still halten!"

„Wissen Sie, daß das seine Gefahren hat?"

„Inwiefern?"

„Ich erinnere mich eines Falles, wo ein junger Mann unter dem Vorgeben, eine Fliege verscheuchen zu wollen, einfach und entschlossen die betreffende Stelle — ich glaube, es war sogar auch die Wange — geküßt hat?"

„Wenn ich mir nun dasselbe erlaubte?"

„Habe ich es Ihnen verboten," versetzte sie mit einem Blick, der mein Herz vor Glück überströmen ließ.

„Selma! Theures, geliebtes Wesen, rief ich aus, indem ich sie in meine Arme schloß.

„Was machen Sie?" sagte sie, indem sie sich den Anschein gab, als wollte sie sich meiner Liebkosungen erwehren.

„Ich verjage Fliegen," erwiderte ich, indem ich einen Kuß nach dem andern auf die blühenden Wangen, den kleinen rosigen Mund heftete.

So saßen wir eine Weile, innig umschlungen und das Glück kostend, welches unvermuthet in unsere Herzen gezogen war.

„Du hast es mir eigentlich recht schwer gemacht, mich zu erklären," nahm ich schließlich das Wort.

„Ich? . . . Inwiefern?"

Immer, wenn ich daran ging, Dir das Geständniß meiner Liebe zu machen, hast Du Dich hinter diese verdammten Fliegen verschanzt. Es fehlte wirklich nicht viel, so wäre ich überhaupt gar nicht dazu gekommen."

„Das geschah Dir schon recht! . . . Warum ließest Du überhaupt so lange auf Dich warten!"

„So hast auch Du mich schon früher ein wenig gern gehabt?" rief ich, ebenso erstaunt wie erfreut.

„Oh, eine ganze Zeit!"

„Aber, mein Lieb! Wie konnte ich es wagen? Assessor Liebenow war doch immer an Deiner Seite! Ich glaubte wirklich, er sei Dir nicht gleichgiltig!"

„Der abscheuliche Mensch! Ich ließ ihn mir nur gefallen, weil Du keine Anstalten machtest, Dich zu einer Erklärung emporzuraffen. Du weißt ja: „In der Noth —"

„Frißt der Teufel Fliegen! fiel ich lachend ein.

Fertig werden.

Von Eugenie Tafel.

Fertig werden wir nie, nicht für's ewige Leben, aber auch nicht für das irdische Dasein. Sünde haftet immer uns an und macht der Gnade bedürftig. Stets giebt es noch zu lernen, zu streben, besser zu machen, zu bereuen; klüger, besonnener, frommer zu werden, weiter zu kommen. Jedes erreichte Ziel schließt sofort wieder ein neues, sei es ein erfüllter Wunsch, eine vollbrachte Arbeit, eine erklommene Lebensstufe, ein ersehntes Glück, eine Leistung irgend welcher Art.

Das Kind glaubt sich fertig, wenn es erwachsen sein wird; der Jüngling, die Jungfrau, wenn sie erst ihre Bestimmung im Leben gefunden haben. So geht es weiter von Jahr zu Jahr wird das Ziel hinausgerückt und im Alter angekommen, müde von dem durchwanderten Lebensweg, da lacht die selige Ewigkeit, wenigstens für solche, die darnach strebten, darum kämpften, fertig zu werden für das ewige Leben.

Daneben steht aber ein gefährliches „fertig werden" oder fertig sein, das mit Selbstbewußtsein und Selbstgefälligkeit das eigene Thun, die eigenen Ansichten als das allein Richtige anerkennt, nichts zu bereuen, nichts besser zu lernen, nichts mehr zu vervollkommnen an sich findet. Gar oft sind es sonst vortreffliche Menschen, hervorragend in ihren Leistungen, untadelhaft in ihrem Lebenswandel, erwachsene „Musterkinder". Aber nicht diesen, nur den Demüthigen giebt Gott Gnade, er kann denen nicht helfen, die schon fertig sind, nur solchen, welche fertig werden wollen für Sein Reich.

Außer diesem „fertig werden" im höheren Sinn, giebt es eines im täglichen, häuslichen Leben, von dem viel Frieden und Wohlsein abhängt, die feine Kunst: „fertig zu werden."

Zumeist sagt man es den Frauen nach, sie könnten nicht fertig werden; häufig sind es zwar die Männer und nicht die Frauen. Nur wird die männliche Geduld, als die meistens kleinere, auf härtere Probe gestellt, wenn die Frauen nicht fertig werden und es immer heißt: „warten". Da ist morgens das Frühstück nicht fertig; die Kinder sind zur Schule nicht bereit; das Mittagessen ist verspätet; es soll ausgegangen werden, dieses und jenes fehlt noch an der Toilette im letzten Augenblick; im Hause giebt es noch anzuordnen, abzuschließen, nachzusehen; da wird gar nochmal zurückgelaufen, — man konnte nicht fertig werden, und — der Verdruß ist da, und je öfter er sich wiederholt, um so dauerhafter wird der häusliche Friede gestört.

Die unglückliche Anlage liegt meist schon im Kinde, und in manchem Falle erscheint es fast unmöglich, daß Erziehung den Fehler überwinde, und es gehört ein starker Wille dazu, dann selber damit „fertig zu werden". Bei solchen Kindern werden schon die Schulaufgaben nicht fertig zu rechter Zeit; später giebt es unvollendete Handarbeiten zu Geburtstag und Weihnachten, man ist — nicht fertig geworden — und doch ist die Freude bei den Beschenkten eine so viel größere über die fertig gewordene Arbeit, als über eine nur angefangene. Und wie unangenehm für die Geberin, nach dem Fest das Unfertige wieder aufzunehmen, das dann wie ein stiller Vorwurf sie anblickt. Trotzdem — bei manchen ist es stehende Regel.

Gemüthlichkeit ist ausgeschlossen in einem Haushalt, einem Leben, wo man nicht fertig wird, nicht fertig mit dem Ausbessern, nicht fertig mit der Wäsche, dem Reinemachen; wo es keine Ruhepunkte giebt, niemals den Genuß „der gethanen Arbeit".

Zuweilen sind es die phlegmatischen Naturen, welche nie fertig werden, oder die gar zu Umständlichen, Schwerfälligen; häufig aber auch die Hastigen, Unruhigen, Unstäten und besonders die Unüberlegten.

Es ist kaum zu entscheiden, was schwerer zu tragen wird für die Umgebung, Menschen, die immer angetrieben werden müssen und geschoben, um fertig zu werden, oder solche, die man stets fast halten möchte, damit sie in Ruhe überdenken und dann thun, was zu thun ist, um fertig zu werden. Beiderlei Arten werden zur harten Geduldsprobe für den Nebenmenschen und das will im Grunde doch Niemand gerne sich sagen lassen.

Glauben Sie an Träume?

Das „N. W. Tageblatt" erhält folgende Zuschrift: „Sehr geehrter Herr Redacteur! Glauben Sie an Träume? Ich auch nicht. Noch nie hat sich mir irgend ein Ereigniß meines Lebens vorher im Traume angekündigt, mein Schlaf ist zumeist traumlos, und wenn ich ja hier und da einen Traum habe, bin ich des andern Tages nie im Stande, auch nur annähernd anzugeben, was ich geträumt, so gründlich habe ich Alles wieder vergessen. Dies vorausgeschickt, bitte ich Sie zur Kenntniß zu nehmen, daß ich kein „altes Weib" bin und allen übernatürlichen Dingen äußerst sceptisch gegenüberstehe. Und nun erlauben Sie mir, Ihnen nachfolgendes Erlebniß mitzutheilen: In der Nacht vom 17. auf den 18. d. Mts. träumte mir, ich hätte die Nummern 30, 31, 32 in die Lotterie gesetzt und einen Haufen Geld gewonnen. Merkwürdig genug, vergaß ich diesmal nicht, was ich geträumt, und selbst die Zahlen — die freilich leicht zu merken sind — blieben mir im Gedächtniß haften. Dem Traume selbst legte ich aber gar keine Beachtung bei, und es fiel mir auch gar nicht ein, diese dummen Nummern etwa in die Lotterie zu setzen. Tags darauf kam ich in Kritzendorf, wo ich zur Sommerfrische weile, mit einigen Freunden zusammen und wir beschlossen, den schönen Abend zu einem Spaziergang nach Greifenstein zu benützen. Dort kehrten wir in Ries' Gasthaus ein. Am Tische, wo wir Platz nahmen, lag ein Rechnungszettel des Kellners. Ich nahm ihn während des Gespräches in die Hand und sah auf der Rückseite die Zahlen 30, 31, 32. Im Moment fiel mir mein Traum ein und, ich machte meine Freunde auf diesen sonderbaren Zufall aufmerksam. — „Nun," sagte mein Freund, Dr. R., der Mann ist — ich bitte, das wohl zu merken — Docent der Philosophie — „hast Du die Nummern in die Lotterie gesetzt?" — „Du weißt doch, daß ich ein geschworener Feind dieses nur für Dummköpfe geschaffenen Lotto bin, Du wirst mir doch nicht zumuthen, daß ich in die Lotterie setzen werde? — „Du bist ein Esel!" war die Antwort meines Freundes. „Versuchen kannst Du es ja immerhin, was liegt denn d'ran?" „Und wenn meine Schüler (ich bin nämlich Gymnasial-Professor) erfahren, daß ich in der Lotterie spiele, das würde unter diesen Rangen nicht wenig Aufsehen erregen!" erwiderte ich. — „Ah was," meinte Dr. R., „Einmal in seinem Leben kann jeder Mensch eine Dummheit begehen!" — Behalte Deine Weisheit und Philosophie für Dich — ich spiele nicht in der Lotterie!" Und damit warf ich den Zettel über das Gebüsch auf das Bahnhofgeleise. — Nun mengte sich der zweite Freund, seines Zeichens ein ehrsamer Wiener Buchhändler, in's Gespräch und sagte: „Weißt Du, Du solltest doch einmal Dein Glück probiren. Schon Kaiser Josef sagte, derjenige, der in der Lotterie spiele, sei ein Narr, aber derjenige, der niemals einen Einsatz wage, sei ein noch größerer!" — „Ich weiß zwar nicht," war meine Antwort, „aus welchem der 9999 Kaiser Josef-Romane Du diese Sentenz her hast, aber Du kannst versichert sein, daß sie erfunden ist und daß nur alte Lotterieschwestern an diesen angeblichen Ausspruch von Kaiser Josef glauben!" Damit war das Gespräch beendigt. Wir zogen heimwärts, und da Jeder von uns tagsüber in der Stadt beschäftigt ist, sahen wir uns die nächsten drei Tage gar nicht. Wie erstaunte ich nun, als ich Montag, am 22. d. Mts., ein Billet meines Freundes Dr. R. erhielt, das folgenden Inhalt hatte: „Du bist ein Esel! Ich habe Deine blöden Nummern in die Lotterie gesetzt und auf dieselben bei der Ziehung, Sonnabend, am 20. d. Mts., ein Terno gemacht. Jawohl, ein Terno, alle drei Nummern kamen heraus. Ich könnte Dich ohrfeigen, daß ich nicht mehr gesetzt habe und mich von Dir „flau" machen ließ! Dein Freund Dr. R . .." P. S. „Wage es ja nicht, mich anzupumpen, ich bin wüthend!" — Ich traute meinen Augen nicht, stürze zum Schreibtisch, wo die Zeitungen der letzten Woche aufgestapelt lagen und suche die Sonntags-Nummern. Richtig, da stand unter „Lotto-Ziehungen vom 20. Juli" — in der Triester Ziehung waren diese dummen Nummern 30, 31, 32 thatsächlich gezogen worden. Wieso dieser Philosoph auf die Idee gekommen, gerade in Triest zu setzen? Er hatte ganz einfach diese Nummern in allen drei Ziehungen, die an diesem Sonnabend waren (Linz, Triest, Ofen) gesetzt. Und nun lacht er mich noch aus! — Glauben Sie nun an Träume, Herr Redacteur?" — Ich noch immer nicht, denn mir träumte, daß ich in der Lotterie gewonnen habe, und der Traum ging — meinem Freunde in Erfüllung, aber nicht mir. Soll man da an Träume glauben?" — Zum Schluß versichert der Einsender, daß er trotz dieses Vorfalles doch niemals in die Lotterie setzen werde — ein Entschluß, den man nur billigen kann.

Das Alter der Hühner.

Bezirksthierarzt Frank kam, wie er in der „Wochenschr. f. Thierhlk." Nr. 13 1895 mittheilt, in die Lage, ein Gutachten über das Alter eines Legehuhns abzugeben, welches angeblich erst drei Jahre alt sein sollte, während von anderer Seite es als 7jährig bezeichnet wurde. Bei Lebzeiten ließ sich nichts feststellen; das Thier wurde getödtet. In dem Gutachten wurde Folgendes ausgeführt: Das Huhn, ein kleines schwarzes Landhuhn, hatte blaue Ständer mit 3 mm langen Sporen, einen niedrigen, 4zackigen, an der Basis $2^1/_2$, am freien Rand 3 cm langen Kamm. Die Untersuchung des Schnabels ergiebt nichts Bestimmtes. Die kleinen und relativ hell gefärbten zarten Schuppenplatten an den Ständern, sowie die Größe des Sporns deuten auf nicht zu hohes Alter; denn der Sporn pflegt fortschreitend bis über 1 cm zu wachsen. Die Schuppenplatten vergrößern und verdicken sich, während Füße und Schnabel sich bekanntlich dunkel färben. Der Eierstock enthielt kleinste bis hanfkorngroße Eikeime, welche durch makro- und mikroskopische Untersuchung auf ca. 400 berechnet wurden. Ein normales Landhuhn hat nur ca. 600 vorgebildete Eikeime, die sich bekanntlich nicht mehr vermehren, sondern entsprechend den bereits abgesetzten Eiern an Zahl natürlich abnehmen. Ein gesundes und normal gehaltenes Huhn legt im ersten Jahr 15—20, im zweiten und dritten Jahr je 100—125 Eier. Vom 4. Jahr ab nimmt die Legekraft allmählich ab, so etwa, daß die noch vorhandenen Eier in den folgenden 3 Jahren völlig ausreifen und abgelegt werden, womit die Legekraft zu Ende ist. Mit 6—7 Jahren hört also das Huhn zu legen auf. Demnach würde ein Huhn in den ersten drei Jahren etwa 250 Eier im günstigen Fall abgelegt haben. Wenn aber durch besondere Umstände das Eierlegen auf die niedrigeren Zahlen beschränkt wurde, so würden nicht mehr als 150 Eier abgelegt und demnach 420 Keime übrig geblieben sein. Demnach konnte das fragliche Thier nicht über drei Jahre alt sein; denn es hatte sogar noch 400 Keime. Außerdem kommt es bei alten Hühnern zu physiologischen Veränderungen in den Muskeln, Sehnen und Gelenken, die hier nicht vorhanden waren. Bei jungen Hühnern läßt sich die zarte Muskulatur leicht an den Knochen-Insertionen lösen. An den Zwischenwirbelmuskeln, sowie an den verschiedenen Sehnen der Hals-, Rücken- und Schenkelmuskeln treten Kalkeinlagerungen und Verknöcherungen auf. Ebenso findet sich oft schon im dritten Lebensjahr eine Verwachsung des Rücken-, Lenden-, Wirbelgelenks. Alles dies war im vorliegenden Fall nicht der Fall.

Die „Ztschr. f. Fl. u. Milchhyg.", welche das Referat über dieses Gutachten bringt, fügt für die Beurtheilung des Geflügelalters noch Folgendes hinzu: Bei alten Hühnern ist die Unterhälfte des Schnabels so hart, daß sie mit den Fingern nicht gebogen werden kann, der Kamm dick und rauh; bei jüngeren dagegen dünn und glatt. Eine alte Truthenne hat ebenfalls rauhe Schuppen an den Füßen, Schwielen an den Sohlen und lange starke Krallen, Alles im Gegensatz zu den jungen. Einem jungen Truthahne fehlt die Bartquaste, welche der alte stets auf der Brust hat, auch die Größe der Bartlappen kommt in Betracht. Eine alte Gans hat rauhe Füße, starke Flügel, starken Schnabel und Federn. Aehnlich ist es bei den Enten. Außerdem ist der Schnabel im Verhältniß zur Kopfbreite bei der jungen Ente länger als bei der alten. Eine junge Taube ist blaß, hat glatte geschlossene Füße und lange gelbliche Flaumenfedern zwischen den Gefiedern. Eine alte schon ausfliegende Taube hat letztere nicht mehr und zeigt roth gefärbte Füße.

Lieblingsblumen.

Die Sitte, Blumen im Knopfloch zu tragen, schreibt das Wiener „Fremdenblatt", ist noch gar nicht so alt. Der erste Fürst, von dem man weiß, daß er einer Blume einen Platz in seinem Knopfloch anwies, war Ludwig XVI., und diese Blume war — die Blüthe der Kartoffel. Durch die Blüthe wurde bald der nahrhafte Knollen bekannt, und dieser behauptete sich besser in der Schüssel, als die Blüthe im Knopfloch. Erwähnt muß freilich werden, daß die ersten Kartoffelblüthen, die auf europäischem Boden erwuchsen, stark und angenehm dufteten. Als Parteizeichen wurde die Blume zuerst von den Engländern angewendet in dem Kriege der rothen und weißen Rose. Der Herzog von York überreichte bei seiner Trauung mit der Prinzessin Mary of Teck seiner Braut und ihren Kranzdamen Bouquets, die nur aus weißen Rosen bestanden, eine Erinnerung an die Rose von York. Das Embleme der Bonapartisten ist das Veilchen, die Boulangisten hatten sich die rothe Nelke gewählt, die Socialisten, Radicalen und Antiklerikalen die rothe Immortelle. Die Antisemiten in Wien wollen nach Lüger's Muster von nun ab mit der in unschuldvolles Weiß gekleideten Nelke paradiren. Die Liberalen demonstrirten bei den letzten Wahlen mit Maiglöckchen dagegen. Die Marguerite, die Blume der Königin von Italien, wird auch in Dänemark hochgehalten. Im Jahre 1873 war sie das Emblem der Karlisten zu Ehren der Herzogin von Madrid, der Tochter der Herzogin von Parma. Die Lieblingsblume Kaiser Wilhelm I. war die Kornblume. Als Lieblingsblume Kaiser Wilhelms II. wird die nach dem französischen Kriegsminister benannte Marschall Niel-Rose angeführt. Die Gräfin von Paris trägt mit Vorliebe die Rose de France. In Belgien ist die Mohnblume das Zeichen der Katholiken und die Kornblume das der liberalen Partei. Das Wappen Schottlands zeigt eine Distel, die auch das Emblem eines hervorragenden englischen Ritterordens ist. Auch andere Orden haben Blumen angenommen; so die Rose von Brasilien und die Chrysantheme von Japan. Die Chrysantheme hat sich, wie den Salon und das Boudoir, so auch das Knopfloch mit ihrer eindringlichen Pracht erobert. In Paris wird seit einigen Jahren bei Soireen und Bällen eine große weiße oder gelbe Chrysanthemenblume im Knopfloch getragen. In den letzten Russentagen machte der Japanerin das heimische Vergißmeinnicht — die Nationalfarbe der Russen — den Rang streitig. Die goldene Rose ist der Tugendpreis, den der Papst jährlich an verdiente Frauen versendet. Auch Künstlerinnen haben sich oft bestimmte Blumen auserkoren; die Patti zum Beispiel trug lange Zeit eine rothe Rose im Haare, später, nach ihrem großen Erfolge in „Traviata", zeigte sie eine Vorliebe für Kamelien. Der Prinz von Wales, der die Mode der Knopflochblumen erneuert hat, trug anfangs Gardenien, bis er dieselben gegen die bekannte weiße Riesennelke vertauschte, für deren Verbreitung in Paris der Prinz von Sagan Sorge trug. Die Knopflochblumenfrage ist in Paris noch immer nicht entschieden; man will für die vornehme Welt durchaus diesen bescheidenen Platz im Anzug der Herren der stolzen Orchidee sichern. Doch dringt sie nicht durch; für den Gesellschaftsanzug bleibt die weiße Nelke, für die Straßentoilette empfehlen sich, je nach Jahreszeit, Veilchen, Kornblumen oder farbige Nelken.

Wie man sich reich bewurzelte Wildlinge erziehen kann.

Vor ungefähr neun Jahren säete ich Apfel- und Birnkerne gemischt aus. Die Wildlinge blieben stehen, vorläufig ein Jahr, schließlich waren es vier, nur wurden die Beete ab und zu gereinigt; endlich aber wurden die Beete ausgehoben. Man kann sich denken, in welchem Zustande sich die Wurzeln befanden. Bei den Birnen: Pfahlwurzeln, so lang wie die Mohrrüben, ohne jede Seitenwurzel; bei den Aepfeln: kräftige Dreiböcke.

Was sollte nun werden: Kurz entschlossen schnitt ich $^2/_3$ der Wurzeln ab, daß nur ein kurzer Stumpf stehen blieb, dann steckte ich die Wildlinge in gut gedüngtes, mildes Land; natürlich konnte keiner auf eigenen Beinen stehen, sie mußten alle Pfählchen erhalten, und zwar ausrangirte Bohnenstangen.

Ungefähr fünf Procent nahmen die starke Operation übel und gingen ein, die anderen — von Zeit zu Zeit fleißig begossen — fingen an auszuschlagen, wurden im zweiten Jahre veredelt und im dritten Jahre zur Weiterverpflanzung ausgehoben.

Wie sahen nun die Wurzeln aus? Die ursprünglichen Stumpfe hatten eine große Fülle feiner Faserwurzeln getrieben, einen wahrhaften Busch. — Bei der Pflanzung wurden einige Wurzeln sorgfältig nach unten gerichtet, um die Nahrung aus dem Boden in der Tiefe ziehen zu können; die übrigen sorgfältig nach allen Richtungen stockweise ausgebreitet. Ab und zu angestellte Untersuchungen ergaben Lebensfähigkeit und Thätigkeit aller Wurzeln. Besonders ist mir eine sehr langsame Zunahme der Veredelung und Neigung zu früher Fruchtbarkeit aufgefallen, so daß es nicht ausgeschlossen ist, so gezogene Wildlinge von Birnen und auch von Aepfeln als Unterlage für Zwergobst zu verwerthen. Gerade für Birnen ist die Sache wichtig.

Ich bin ganz durch Zufall zu meiner Beobachtung gekommen. Bei rationeller Anzucht kann man vielleicht diese Sache noch vervollkommnen. Die Nachprobe mit Birnenwildlingen kann Jeder im Versuchsgarten selbst machen. Hauptsache bleibt nur, die Kerne dick zu säen und dieselben dann ruhig 5 Jahre stehen zu lassen, damit die Pfahlwurzel auch recht dick wird. Abgeschnitten, treibt dann der stehengebliebene Wurzelstock unendlich viel Faserwurzeln. (Kuhlmey im „Prakt. Rathg.")

Kleidungsstücke wasserdicht zu machen.

Ein neues Verfahren, um völlige Wasserdichtheit bei Kleidungsstücken zu erzielen, hat sich gut bewährt und besteht in Folgendem. Man löse in einem Handeimer 2 Pfund Alaun und in einem anderen Eimer 2 Pfund Bleiessig. Beide Flüssigkeiten werden hierauf zusammengegossen, und aus der Mischung scheidet sich, wenn sie eine Zeit lang ruhig stehen bleibt, schwefelsaures Bleioxyd ab, welches sich niederschlägt. Dieser Bodensatz muß ganz zurückbleiben und die Flüssigkeit deshalb sehr behutsam abgegossen werden. Man weicht die betreffenden Kleidungsstücke in dieser Flüssigkeit ordentlich ein, durchknetet sie nach dem Herausnehmen einige Male und trocknet sie womöglich in freier Luft. Das Verfahren ist so einfach, daß es jeder Zeit wiederholt werden kann, wenn die Kleidungsstücke, was ja nach einer gewissen Gebrauchsdauer eintreten muß, ihre Widerstandsfähigkeit gegen Wasser verlieren.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 15. August 1895. Neunter Jahrgang. — № 32.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Fortsetzung.)

„Frau Croston ist ausgegangen“, sagte Sibylla aufsehend.

„Ja, ich begegnete ihr, aber ich kam her, um Ihnen einen Besuch zu machen.“

„So, wirklich?“

Das war vielleicht nicht das Klügste, was sie sagen konnte, jedenfalls faßte der Oberst ihre Worte als eine Einladung auf.

„Frau Schmidt“, begann er, „Sibylla, wir haben uns während der letzten Wochen doch recht gut kennen gelernt? Nicht wahr?“

„O ja“, antwortete sie, unruhig werdend. Bis jetzt hatte sie noch nicht geglaubt, daß er sich für sie interessire, aber jetzt mußten alle Zweifel schwinden, sein ganzes Gesicht strahlte und aus seinen Augen leuchtete ein Glanz, den sie nicht mißverstehen konnte.

„Sibylla“, fuhr er fort, „ich denke, Sie wissen, warum ich gekommen bin, Sie müssen wissen, warum ich so lange in diesem jämmerlichen kleinen Nest geblieben bin, es geschah alles einzig und allein um Ihretwillen. Jetzt ist aber die Zeit gekommen, wo ich nicht länger schweigen kann. Ich habe ein einsames Leben geführt, aber ich bin kein übler Geselle. Ich schwöre Ihnen, daß ich noch nie zuvor im Leben eine Frau um ihre Hand gebeten habe. Wollen Sie“, fragte er, ihre beiden Hände ergreifend, „wollen Sie mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen?“

Als der Oberst diese Frage that, trat Sibylla unwillkürlich ein paar Schritt zurück und sah ihn mit entsetzten Augen an.

„O warum, warum fragen Sie mich das?“ rief sie, „Sie hätten das nicht thun sollen! Warum thaten sie es? Alle werden so ärgerlich auf mich sein und ich kann nicht . . . ich kann es wirklich nicht thun. Sie müssen mich nicht so fragen!“

„Aber ich thue es. Warum sollte ich es nicht?“

„O warum thun Sie es? Ich wünsche, Sie hätten es nicht gethan. Ich hatte keine Ahnung, daß Sie dergleichen im Sinn hatten! Es war sehr thöricht von Ihnen.“

„Nein, im Gegentheil, sehr weise.“

„O, ich kann aber nicht.“

„Warum nicht?“ fragte er in gebieterischem Ton.

„O, fragen Sie mich nicht danach! Ich kann eben nicht.“

„Aber ich will wissen, warum nicht?“ forschte er entschlossen weiter.

„O Ihre Schwester würde es nicht gern sehn.“

„Meine Schwester!“ wiederholte er. „Mein liebes Kind, Sie bilden sich doch nicht etwa ein, daß ich meine Schwester um Rath fragen werde, wenn ich heirathen will. Wahrhaftig, ich habe noch nie in meinem Leben etwas so Komisches gehört. Meine Schwester würde sich ebenso wenig in meine Sachen mischen, wie ich mich in die ihrigen. O nein, auf diesem Fuße stehen wir Geschwister nicht. Sie kümmert sich um ihre Angelegenheiten und ich mich um meine. Sie heirathete den Mann ihrer Wahl und ich werde die Frau heirathen, die mein Herz begehrt. Es ist alles ganz einfach und ich habe keine Lust, den Rest meines Lebens in Langweil zu verbringen.“

„Ich auch nicht,“ versetzte sie.

„Aber mich verlangt nach Ihnen, ich möchte meine Zukunft mit Ihnen verleben.“

Aber Sibylla verrieth kein Zeichen von Nachgiebigkeit.

„Ich kann es nicht“, rief sie, „es ist ganz außer aller Frage, Sie müssen Jemand anders heirathen. O fragen Sie mich nicht darum.“

„Aber ich frage Sie, ich muß Sie fragen“, sagte er beinahe herrisch. „Es nützt Ihnen nicht, mir „Nein“ zu antworten, weil ich fortfahren werde, Sie zu fragen, so lange ich meine Zunge bewegen kann.“

Sie trachtete, ihre Hände zu befreien, sie wandte den Kopf hin und her und versuchte wo anders hin zu sehn als in seine durchdringenden Augen. In ihrem ganzen Wesen sprach sich tiefe Bekümmerniß aus, aber kein Mißfallen. Der Oberst nahm dies sofort wahr.

„Sehen Sie, Sibylla“, sagte er mit einem Anfluge rauher Zärtlichkeit, „wenn ich dächte, Sie machten sich nichts aus mir, so würde ich sogleich auf und davon gehen, ich würde mich nie einer Frau aufdrängen, die mich nicht gern hätte. Ich frage nicht . . . ich erwarte nicht, daß Sie mich so lieben, wie ich Sie.“

„O, Sie lieben mich?“ rief sie. Die Frage entschlüpfte ihr unversehends, als sei sie nicht im Stande gewesen, sie zu unterdrücken.

Dies gab ihm neuen Muth, eine ihrer Hände freizugeben, aber nur, um seinen Arm um sie zu legen und sie an sich zu ziehn.

„Ob ich Dich liebe?“ fragte er zärtlich. Weißt Du das nicht? Wer, glaubst Du wohl, hat mich an diese elende kleine Stadt gefesselt, unter all diesen Karrikaturen von Menschen, die mich mit Kuchen überfütterten, genug, um meinen Magen auf Lebenszeit zu ruiniren? Wer anders als Du?“

„Aber Sie kamen hierher, noch ehe Sie von meinem Aufenthalt hier erfuhren“, wandte Sibylla ein.

„Ja, das ist wahr, ich that es. Ich kam hierher, um die Jagdsaison auszunützen, um meines Schwagers Revier in Ordnung zu halten und Parforcejagden zu reiten. Und das habe ich doch auch gethan, nicht wahr? Zweimal bin ich mit der Flinte ausgegangen und auch dann nur, weil ich Frau Croston Wild schicken wollte. Und was die Parforcejagden anbetrifft, — im ganzen bin ich vielleicht viermal geritten. Ich bin nicht hierher gekommen, um ein Löwe der Langweiler Gesellschaft zu werden, das kann ich Dir versichern. O mein Herz, Du mußt Dich entschließen, heirathen mußt Du mich. Und glaube mir,“ seine Stimme nahm einen andern Ton an, „Du wirst Keinen finden, der Dich mehr liebt als ich. Ich will nichts gegen Deinen verstorbenen Mann sagen — er mag der beste Mensch in der ganzen Welt gewesen sein, er hat Dich gewiß angebetet, auf Händen getragen, aber er kann Dich nicht mehr geliebt haben, als ich Dich liebe. Das ist unmöglich.“

Bis zu diesem Moment war Sibylla nahe daran gewesen, zu capituliren. Um die Warheit zu gestehen, sie liebte zum erstenmal in ihrem Leben. Jede Fiber in ihr zuckte bei seiner Berührung, seine Augen offenbarten ihr die Wahrheit, seine Stimme übte jenen Zauber auf sie aus, der ihr die ganze Welt verklärt erscheinen ließ und durch ihre eigne Thorheit, ihre eigne hirnverbrannte, kurzsichtige Thorheit hatte sie sich für immer von diesem Paradiese ausgeschlossen. Sie konnte ihn unmöglich heirathen, ohne ihm zu sagen, daß sie überhaupt keine Wittwe sei, daß sie sich nur aus conventioneller Rücksicht so genannt. Sie wußte, daß sie das nicht thun konnte. Tausend Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf. O, wie unglücklich fühlte sie sich!

„Es nützt nichts“, rief sie, „ich kann Sie nicht heirathen, o fragen Sie mich nicht weiter! Sie machen mich nur unglücklich!“

„Aber ich möchte wissen, warum Sie mich nicht heirathen können,“ fragte er hartnäckig.

„O, ich kann es eben nicht; fragen Sie mich nicht weiter. Sie müssen meine Weigerung gelten lassen.“

„Nein, das thue ich nicht. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, Sie haben mich die Liebe gelehrt, mein Herz geraubt und Sie halten mein Lebensglück in Ihrer Hand. Wenn ich dächte, Sie machten sich nichts aus mir“ — hier schauderte Sibylla unwillkürlich — „so würde ich morgen auf und davon gehen. Aber Sie haben mich gern, Sie wissen es selbst.“

Ja, das wußte die arme Sibylla allerdings. Er verstand die heiße Blutwelle, die ihr jäh ins Antlitz stieg und den plötzlichen Glanz, der in ihren Augen leuchtete. „Sibylla“, sagte er ernst, „wenn Sie mir sagen wollen, daß Sie mich nicht lieben, will ich Sie sofort verlassen.“

Aber sie konnte sich nicht überwinden, ihm das zu sagen. Sie zögerte, sah ihn an und ihre Mundwinkel zuckten. Im nächsten Moment hielt er sie fest umschlungen und küßte sie leidenschaftlich mehrere Male.

„Du . . . Du hartherzige kleine Seele! Wie kannst Du mich so auf die Folter spannen! Wie kannst Du mir das Paradies auf einen Augenblick verschließen! Du, warte nur. Ich schäme mich Deiner.“

„Du schämst Dich meiner nicht halb so, als ich mich meiner selbst schäme,“ sagte sie reuevoll.

Er küßte sie wieder.

„Wir wollen nicht warten,“ rief er freudig, „wir wollen uns bald heirathen, in einem Monat, oder in drei Wochen, oder könnten wir es nicht schon in vierzehn Tagen einrichten?“

Sibylla unterdrückte nur mit Mühe einen Schrei.

„O nein, nein,“ rief sie, „es hat gar keine Eile.“

„Doch, doch,“ widersprach er.

„O nein, ich könnte nicht . . . o bitte, muthe mir nicht so etwas zu. Wenn Du mich wirklich liebst, so sprich vorläufig noch nicht von der Hochzeit. Wenn die Leute hier es wüßten! Es würde mich tödten! O, Sie kennen sie nicht, wie ich sie kenne! Sie würden klatschen und klatschen und klatschen, sie würden alles in die Hand nehmen und alle Brautjungfern sein wollen.“

„Was! all die alten Fräuleins hier?“ rief der Oberst entsetzt.

„Ja, ja, jede einzelne, und sie würden sich sehr beleidigt fühlen, wenn ich sie nicht einlüde und . . . und ich habe auch noch nicht versprochen, Sie zu heirathen.“

„Nein, aber Du wirst es thun.“

„Ich weiß nicht . . . ich will es mir noch überlegen, sagen Sie keiner Seele in Langweil etwas darüber . . . ich will noch darüber nachdenken . . . ich möchte nichts übereilen. In ein paar Tagen will ich nach London und Sie können mich dort aufsuchen, wenn Sie wollen.“

„O gewiß will ich das, und ich finde es sehr richtig, es hier geheim zu halten. Aber heirathen müssen Sie mich.“

Sie that einen ungeduldigen Seufzer. „Ich weiß nicht, was ich thun soll,“ sagte sie halblaut, als spräche sie mit sich selbst.

„Aber es ist alles so einfach. Wahrhaftig, Sibylla, wenn man Dich reden hört, so sollte man meinen, ich sei ein Menschenfresser. Ich versichere Dir, ich bin wirklich ein ganz liebenswürdigor Mensch und ich werde Dir ein guter Ehemann sein.“

„Ja, das weiß ich,“ fuhr es ihr in Verzweiflung heraus.

„Siehst Du wohl! Wann willst Du nach London zurück?“

„Vielleicht am Donnerstag.“

„Gut, ich werde morgen hingehen. Wollen wir am Abend zusammen ins Theater gehen?“ Und Freitag früh können wir das Aufgebot bestellen.“

„O nein, bitte, thun Sie nichts, ehe Sie mich nicht gesprochen haben. Ich habe noch nichts Bestimmtes gesagt, Sie sind in solcher Eile . . . ich muß noch darüber nachdenken.“

„Nachdenken ist ein übles Ding,“ versetzte der Oberst, „und heirathen mußt Du mich nun einmal, darum hat es keinen Sinn.“

„Ich weiß, daß Sie das sagen,“ erwiederte Sibylla mit einem Anfluge von Würde.“

„Das kommt auf eins heraus.“

„Nein, durchaus nicht, zu diesem Handel gehören zwei.“

„Das stimmt. Du und ich sind zwei.“

Sie kam sich vor, wie ein im Netz gefangener Vogel, freilich zog sie das Netz der Freiheit vor, wenn nur jenes fürchterliche Geheimniß um den verstorbenen Herrn Schmidt nicht gewesen, der so zu sagen gestorben war, ehe er zur Welt kam.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll,“ sagte sie endlich verzweifelt.

„Aber Kind, es ist alles so einfach, Du hast es ja auch schon einmal durchgemacht und kennst die Sache also. Du mußt ja eigentlich besser Bescheid wissen, wie ich. Ich bin nur ein paar Mal Brautführer gewesen.“

„Ich will es mir überlegen,“ sagte sie ausweichend.

„Und Donnerstag gehst Du nach London und wo wirst Du wohnen?“

Sie sagte ihm die Adresse und er schrieb sie in sein Notizbuch.

„Und Abends gehen wir ins Theater zusammen.“

„O ja, das möchte ich gern.“

„Gut. Wollen wir in eins gehen, das wir beide nicht kennen?“

Nachdem sie sich darüber geeinigt, kam Frau Croston herein und bat den Obersten, zum Thee zu bleiben.

„Ich kam, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Frau Croston,“ begann der Oberst, „ich reise morgen nach London. Ich muß Ihnen für alle Güte und Freundlichkeit danken. Ich werde es nie vergessen.“

„O, Sie gehen fort?“ rief sie erstaunt.

„Ja, ich habe morgen ein für mich wichtiges Geschäft zu erledigen, darum muß ich fort.“

„Doch nicht für immer?“

„Ich hoffe, Sie werden mich bei meiner Rückkehr freundlich empfangen.“

„Darauf können Sie sich verlassen.“

„Das ist nett von Ihnen. Ich werde bald wieder kommen. Kann ich Ihnen in der Stadt etwas besorgen?“

Dies war eine liebenswürdige Gefälligkeit und obwohl es der Oberst nicht wußte, war es von keinerlei Bedeutung, denn man hätte eine Langweiler Eingeborene eben so gut fragen können, ob sie eine Besorgung auf dem Monde habe.

Vielleicht kann man Sibylla kaum verantwortlich machen für das, was nach ihrer Rückkehr in der Stadt geschah. — Ein paar Mal hielt sie dem Obersten vor, daß sie durchaus nicht mit ihm verlobt sei und erinnerte ihn daran, daß sie nicht versprochen habe, ihn zu heirathen. Aber er besaß sehr viel Selbstvertrauen und die feste Ueberzeugung, daß alle seine Wünsche sich auch erfüllen müßten.

Bis jetzt war ihm im Leben auch Alles geglückt. Darum — als Sibylla ihn in der folgenden Woche daran erinnerte, daß sie ihm das Jawort noch nicht gegeben — lachte er sie einfach aus und sagte ihr mit dürren Worten: Heirathen müsse sie ihn; einerlei, ob sie mit ihm verlobt sei oder nicht.

„Nenne es wie Du willst“, sagte er vergnügt, „ich nenne es verlobt.“

Daraufhin kaufte er ihr einen Ring, gegen den Sibylla lebhafter denn je protestirte. Aber nehmen mußte sie ihn und tragen mußte sie ihn auch. Es war ein schöner, kostbarer Ring und um die Wahrheit zu gestehen, sie fühlte sich sehr glücklich in seinem Besitz.

O, wie glücklich würde sie gewesen sein, hätte sie nicht jenes fürchterliche Geheimniß besessen; hätte sie nur den Muth gefunden, ihm zu sagen, sie sei keine Wittwe und sei überhaupt niemals verheirathet gewesen. — Sie fühlte, wenn sie seiner glühenden Schilderung ihrer gemeinsamen Zukunft lauschte, daß sie ihm Alles gestehen müsse. Aber, o! welch' schwierige Aufgabe war das!

Ihm selbst unbewußt, erschwerte der Oberst seiner Braut die ganze Sache, indem er mit keiner Silbe nach ihrem verstorbenen Gemahl fragte. Er hätte doch fragen können, wie a't er gewesen sei, wie er ausgesehen, welchen Beruf er gehabt habe; aber er that nichts von alledem. — Merkwürdigerweise fragte er sie auch wenig über ihre eigene Person. Er erkundigte sich nie, wie alt sie sei, ob sie Vermögen habe und wie hoch sich ihre Einkünfte beliefen. Dadurch wurde ihre Lage ihm gegenüber immer peinlicher.

Eines Abends holte er sie zum Mittagessen in ihrem Hotel ab und dann wollten sie zusammen ins Theater. Es war kurz vor Weihnachten und sehr feuchtes, aber milderes Wetter.

„Man sagte mir“, begann er, als sie „Bromyton Roow“ entlang fuhren, „ich könne froh sein, einen so milden Winter getroffen zu haben nach meinem langen Aufenthalte in Indien. — Aber ich fühle mich trotzdem unbehaglich, es ruckt und zuckt mir in allen Gliedern. Die dicke, feuchte Luft bedrückt mich. Meinst Du nicht auch, mein Liebling, es wäre das Beste, wir heiratheten uns bald und machten uns auf und davon?“

„O nein! Das können wir noch nicht, ich habe ja noch Nichts versprochen.“

„Ja, allerdings, aber das hat ja damit nichts zu thun“, versetzte er vergnügt lachend in dem Bewußtsein ihres Besitzes. — „Also wie denkst Du darüber, wollen wir uns in aller Stille trauen lassen und dann nach dem Süden gehen?“

„Das wäre herrlich“, gab sie zu, denn sie sehnte sich längst nach den sonnigen Ufern des mittelländischen Meeres.

„Gut also, ich denke, in vierzehn Tagen etwa kannst Du mit Allem fertig sein.“

„O nein, ich mag nicht in aller Stille heirathen; ich muß eine richtige Hochzeit haben!“

Er wandte den Kopf und sah sie an. „Du willst Doch nicht nach Langweil zurück? — Ach nein, ich vergaß, Du sagtest ja schon, fünfzig Brautjungfern möchtest Du nicht haben. Nun, was meinst Du zu meinem Plane?“

„O nein, nein! Du mußt mir noch Zeit lassen.“

„Nein, mein Herz, das kann und will ich nicht thun“, erwiderte er beinahe herrisch. „Ich wünsche, in vierzehn Tagen getraut zu werden.“

Er ergriff ihre Hand und drückte sie zärtlich, dann lachte er und änderte seine Tonart. „Meine süße, kleine Braut, sage mir nicht, daß Du wirklich noch Aufschub verlangst.“

Etwas in seinem Ton ließ ihr die Thränen in die Augen steigen und sie wandte den Kopf ab, um ihm ihren Kummer zu verbergen. O, hätte sie nur den Muth gefunden, ihm Alles zu sagen!

„Herr Oberst“, begann sie mit dem plötzlichen Entschluß, tapfer zu sein.

„Nenne mich nicht so, es klingt zu unfreundlich“, sagte er ärgerlich.

„Nein, nein — ich vergaß — Ralph wollte ich sagen. Siehst Du wohl, Du verstehst mich eben nicht; ich habe Dir noch sehr viel zu erklären, ehe ich verspreche, Dich zu heirathen, und wenn Du Alles gehört haben wirst, dann . . . dann wirst Du mich vielleicht nicht mehr wollen. — Nein, sprich ja nicht von einer übereilten Trauung, das taugt nichts, erst muß ich Dir alles auseinander setzen.“

„Ich mag aber nichts auseinander gesetzt haben.“

„O, Du mußt aber — ich muß Dir meine Verhältniße auseinander setzen. Du weißt ja noch gar nichts über mich; Ralph, Du kannst doch keine Frau heirathen, von der Du Nichts weißt, das hieße: die Katze im Sack kaufen.“

Aber der Oberst war so glücklich im Besitz seiner Liebe und ihr Vergleich belustigte ihn so sehr, daß er in lautes Gelächter ausbrach, als sei es der beste Witz, den er seit langer Zeit gehört.

„Ich kenne Dich doch“, sagte er, „warum liegt Dir etwas daran, mir auseinander zu setzen, ob Du zweitausend Pfund jährliches Einkommen hast oder nur zwei Sixpence? Darnach frage ich gar nichts, denn ich habe für Beide genug. — Warum bestehst Du nun darauf, mir Alles auseinander zu setzen? Ich erzähle Dir auch nicht jede Kleinigkeit aus meinem vergangenen Leben, weshalb willst Du es also thun? — Ich liebe Dich so wie Du bist und ich stelle Dir keine Bedingungen, wenn ich Dich heirathe. Du bist ein thörichtes Kind, Sibylla. Willst Du Dich in vierzehn Tagen bereit halten?“ —

„Nein! nicht früher als ich Dir Alles gesagt habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Schlagfertiger Witz.

Aus dem Englischen von R. Thie.

„Es giebt keinen Witz, der nicht mit Weisheit verbunden“, sagt Shakespeare, der witzigste und weiseste aller englischen Dichter. Aber der größte Theil der erforderlichen Weisheit besteht in der rechtzeitigen Verwerthung von Witz. Man könnte eine lange Liste von Leuten aufstellen, die ihr Emporkommen im Leben einer im rechten Moment gegebenen schlauen Antwort verdanken. Ein napoleonischer Veteran z. B. erzählte immer mit großer Freude, wie er einst auf der Parade Napoleons geschweiften Hut aufhob, und der Corse, nicht bemerkend, daß es ein Gemeiner von seiner Garde war, zerstreut sagte: „Ich danke, Capitän!“ „In welchem Regiment, Sire?“ fragte kühl der Soldat. „In meiner Garde!“ lautete die Antwort des, seinen Irrthum entdeckenden Kaisers. „Ich sehe, daß Sie Entschlossenheit besitzen.“ Aus Marschall Suwarows Leben erzählt man sich Folgendes: Aus den Händen eines russischen Sergeanten empfing er einst eine wichtige Depesche. Sich erinnernd, daß der Mann sich auch an der Weichsel ausgezeichnet hatte, versuchte der Marschall gleichwohl, ihn durch spitzfindige Fragen zu verwirren. „Wie viele Fische giebts in der See?“ herrschte er den Soldaten an. „So viele, als noch nicht gefangen sind, war die schnelle Antwort. — „Wie weit ist es bis zum Monde?“ „Zwei von Ew. Excellenz berühmten Eilmärschen.“ — Was würdest Du

thun, wenn Deine Leute in der Schlacht Miene machten, zurückzuweichen?" „Ich würde ihnen sagen, daß dicht hinter der feindlichen Batterie ein Wagen, beladen mit Wutkitonnen, stehe; dann würde solche bald in Sturm genommen sein." Auf allen Punkten geschlagen, fragte Suwarow schließlich: „Was ist der Unterschied zwischen Deinem Obersten und mir?" — Mein Oberst kann mich nicht zum Lieutenant machen, Excellenz aber brauchen nur ein Wort zu verlieren." — „Nun, dann thue ich es jetzt, wissend, daß Du einen guten Offizier abgeben wirst," sagte der Marschall und bald hatte der Sergeant das Offizierspatent. Die Ueberlieferungen der englischen Flotte haben ein ähnliches Vorkommniß aufbewahrt. Der Herzog von Clarence ging einst nach Portsmouth zur Flotteninspektion. Ein alter, verwitterter Lieutenant war ihm attachirt, der beim Avancement immer übersprungen worden war, weil er bei Hofe keine Freunde hatte. Als der Veteran vor dem Prinzen den Hut lüftete und seine kahle Platte zeigte, bemerkte dieser gutgelaunt: „Ah, ich sehe, Sie haben Ihr Haar im Dienst nicht geschont." „Nein. königliche Hoheit, gewiß nicht. Es sind so viele junge Leute über meinen Kopf hin avancirt, daß ich mich immer wundern muß, überhaupt noch ein Haar auf demselben zu besitzen." Der Prinz lachte aus vollem Halse, machte aber einen Vermerk in seinem Notizbuche und wenige Tage später erhielt der witzige Lieutenant das Patent als Capitän.

Witzige Geistesgegenwart hat indessen nicht allein oft Beförderung erwirkt, sondern auch häufig aus gefährlichen Lagen befreit. Als Charles Lever Consul in Tri st war, begleitete er einst seine Tochter nach England, ohne um Urlaub nachgesucht zu haben. In London angekommen, lud ihn Lord Lytton zum Diner ein. „Ah, sehr erfreut, daß Sie kommen", begrüßte er den Novellisten, Sie werden auch Ihren Chef, den Minister des Auswärtigen, Lord Clarendon, bei mir sehen." Dies hörend, fuhr sich Lever plötzlich mit dem Taschentuch an die Nase: „Dieses ewige Nasenbluten! — Es ist zum Verzweifeln!" — Ich muß mich zurückziehen!" — Damit strebte er dem Ausgang zu, doch wurde eben Lord Clarendon gemeldet, der den Ausreißer in dem Moment entdeckte, als Lord Lytton ihm selbst begrüßend entgegenkam. „Ah, Mr. Lever", sagte Clarendon, „Wußte kein Wort von Ihrer Anwesenheit in England. Nicht einmal von Ihrem Urlaub habe ich etwas vernommen." „Nein, Mylord", stammelte der Literat, „ich hielt es für artiger, bei Eurer Lordschaft persönlich darum einzukommen."

Von Thackeray wird auch eine hübjche Geschichte erzählt. Er verkehrte viel im Hause der geistreichen Lady Ashburton, die manchmal aber eine böse Zunge hatte und rücksichtslos über Andere herzog. Auch den großen Schriftsteller hatte sie eines Tages tödtlich gekränkt. In Folge dessen lehnte er nicht nur alle Einladungen nach Ashburton-Hall ab, sondern äußerte sich auch sehr unvortheilhaft über dessen Gebieterin. Diese ließ sich nicht beirren. Nach Ablauf mehrerer Monate, als sie richtig voraussetzte, Thackerays Wuth werde ausgetobt haben, schickte sie ihm wieder eine Einladung zum Diner. Der Satyriker sandte die Karte zurück, aber mit einer eigenhändigen Federzeichnung auf der Rückseite. Sie stellt ihn zu Füßen der Lady dar. Sein Haar steht in Kammen, da sie fortwährend feurige Kohlen aus einem Becken auf sein Haupt sammelt. Dieser liebenswürdige Humor führte zu völliger Aussöhnung und zu einer bis ans Ende ihrer Tage dauernden Freundschaft zwischen der schöngeistigen Lady und dem berühmten Schriftsteller.

Cultur und Vermehrung der Ziersträucher.

Die Verwendung von feineren Ziergehölzen in Gärten und öffentlichen Anlagen, schreibt Wilh. Fedler-Erfurt in der „Braunschweig. landw. Ztg.", nimmt eine immer größere Ausdehnung an, so daß es wohl am Platze sein dürfte, Einiges über die Vermehrung derselben zu erwähnen.

Die natürliche Vermehrung geschieht im Allgemeinen durch Samen; indem aber letzterer von sehr vielen Ziersträuchern nur selten oder gar nicht zur Reife gebracht wird, so ist die künstliche Vermehrung durch Endtriebe zu benutzen.

Hierbei sind zwei Methoden in Betracht zu ziehen und zwar diejenige im zeitigen Frühjahr und die andere im Sommer. Erstere erfordert allerdings mehr Umstände und Aufmerksamkeit als die letztere Methode, jedoch ist bei der Frühjahrsvermehrung der Erfolg für die Zukunft gesicherter, als bei der im Sommer. Zur Vermehrung im Frühjahr eignen sich fast alle Gattungen von feineren Ziersträuchern, z. B. alle Sorten von Deutzien, Weigelien, Ribes, Cerria japonica fl. pl., Hortensia, Cydonien, Spiraeen, Viburnum, Ligustrum, Cornus, Calycanthus, Lonicera, Amygdalus fl. pl. Hortensia u. s. w. Sobald die Gehölze im Herbst ihre Blätter abgeworfen haben, wähle man die zur Vermehrung geeignetsten Ziersträucher aus, jedoch nur mit kräftig ausgereiftem Holze, hebe dieselbe gut mit Ballen aus und pflanze sie in entsprechend große Töpfe oder Kübel in gewöhnliche, mit Sand vermischte Mistbeeterde.

Hierauf werden die eingesetzten Pflanzen nahe zusammen auf einen vor rauher Witterung geschützten Standort gebracht, womöglich in eine Erdvertiefung, und die Töpfe oder Kübel gut mit Laub zugedeckt, so daß die Erde in letzteren nur wenig gefrieren kann. Im Januar konnten gelegentlich oder bei günstiger Witterung einige oder auch alle Sträucher aus ihrer Bedeckung herausgenommen und in ein kaltes, später temperirtes, 10 bis 15 Gr. R. haltendes Haus gebracht werden.

Anfangs begieße man wenig, nach und nach aber mehr, sowie auch öfteres Spritzen bei trockener Luft dem Wachsthum förderlich ist. Wenn die frisch ausgetriebenen Zweige eine Größe von 3 bis 5 Augen erreicht haben, kann man dieselben als Stecklinge verwenden. Man bringe sie auf ein Vermehrungsbeet in Sand mit einer gleichmäßigen Bodenwärme von 15 bis 18 Gr. R. Nach ungefähr einem Monat werden die Stecklinge bewurzelt sein und können dieselben dann vorläufig in Kisten pikirt oder bei günstiger Witterung gleich in einen mittelmäßig warmen Kasten ausgepflanzt werden, wo sie jedoch bis zum nächsten Frühjahr verbleiben müssen. Bis die Stecklinge eingewurzelt sind, begieße man dieselben nur wenig, nachdem aber spritze man fleißiger und lüfte bei warmer Temperatur mehr und mehr, bis die Fenster gänzlich beseitigt werden können. Im Sommer sind die jungen Pflanzen bei trockenem Wetter fleißig zu begießen und bei starker Sonnenhitze etwas zu beschatten. Im Winter werden die Pflanzen mit Tannenreisig überdeckt, um sie vor dem Erfrieren zu schützen.

Nachdem dasselbe im Frühjahr wieder entfernt worden ist, können die Pflanzen in einer Baumschule oder auf einen sonst hierzu geeigneten Standort versetzt werden, bis sie die Größe erreicht haben, um für Gärten oder Anlagen verwendet zu werden.

Die Frühjahrs-Veredlungsmethode bietet den Vortheil, daß das Holz der kleinen Sträucher während des Sommers und Herbstes völlig ausreifen kann und daher während des Winters weniger Pflanzen zu Grunde gehen, als wenn die Stecklinge erst im Sommer gemacht werden und dann im Herbst noch wenig Wurzel und unreifes Holz haben. Die Sommervermehrung ist bedeutend leichter, indem die kräftigen Zweige von allen beliebigen Ziergehölzen genommen und zu Stecklingen verwendet werden. Letztere werden auf ein mittelmäßig warmes Beet gebracht, geschlossen gehalten und zeitweise überspritzt und vor Sonnenstrahlen geschützt. Sobald die Stecklinge Wurzeln gebildet haben, gebe man etwas Luft und entferne die Fenster gänzlich. Dem ferneren Gedeihen ist fleißiges Begießen und leichter Schatten sehr zuträglich. Im Winter müssen die jungen Pflanzen bedeckt und im Frühjahr in eine Pflanzschule versetzt werden, bis sie im nächsten Jahre in den Handel gebracht werden können, oder zur späteren Verwendung für Anlagen und Gärten gelangen.

Hyazinthen.

Für die Zwiebelbestellung will ich auf zwei schöne Hyazinthensorten aufmerksam machen. 1. Duc de Malakoff, mit schön orangegelber Farbe, und 2. Orondatus, mit rosa angehauchter weißer Blume. Beide Sorten sind mittelfrüh, groß- und vielglockig. Gleichzeitig empfehle ich dem Tulpenfreunde die Sorte Prosperine, dieselbe besitzt eine schöne große Blume von rosavioletter Farbe und ist fast so früh als Duc van Tholl.

Rationelle Hühnerzucht.

Von E. Zinke.

In „Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben."
(Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung.)

Zehn muntere Hühner und ein stolzer Hahn führen schon seit vielen Jahren auf meinem Hofe ein idyllisches Dasein. Es ist das Bild der echten Paschawirthschaft, das den Hof anmuthig belebt. Aber der Anblick dieses Bildes eines Mormonen-Staates im Kleinen ist es nicht gewesen, der mich veranlaßt hat, Hühner zu halten; ich hatte hauptsächlich den praktischen, den materiellen Zweck dabei im Auge. Auch hielt ich die Hühner nicht nur „einestheils", wie die bekannte Wittwe Bolte, sondern ganz und gar

— — der Eier wegen,
welche diese Vögel legen.

Ich war meinem Hofvolke gegenüber ein kaltberechnender, egoistischer Brotherr, der den Lohn in Form von Naturalverpflegung zwar immer ziemlich pünktlich gezahlt hat, der dafür aber auch möglichst viele und große Eier verlangte. Auf die Race der Hühner kam es mir zuerst nicht an. Mein Motto war: „Immer möglichst bunt!" — Ich hatte ein weißes, ein schwarzes, ein gelbes Huhn, auch mehrere gescheckte; verschiedene Größen brachten noch mehr Abwechselung in mein Volk.

Kalt berechnend bin ich allerdings bei meinem Hühnerhalten gewesen. Ich sah einmal bei einem Nachbar verhältnißmäßig große Hühner, eine Art von Cochins. — „Alle Wetter", dachte ich, „was müssen diese Thiere für große Eier legen!" — Ich sprach die Bitte aus, mir ein solches kostbares Individuum abzulassen und zahlte den mir äußerst hoch erschienenen Preis von 2,50 Mk. für ein ausgewachsenes Excemplar, der Nachbarschaft wegen mit einem verbindlichen Lächeln. — Ich habe mir aber bald das Fleischvolumen des Thieres zu Nutze gemacht, als ich meine schönsten Hoffnungen auf die gänseeigroßen Erzeugnisse meiner neuen Henne schnöde getäuscht sah.

Immer habe ich für einen stattlichen Hahn auf meinem Hofe gesorgt, von dem ich trotz der ihm gewährten, in jeder Beziehung leckeren Verpflegung und miethsfreien Wohnung nur verlangt habe, daß er seine Damen in ihren Mußestunden durch Kratzfüßchen und andere galante Tändeleien ergötzen sollte.

Die drei ältesten Damen meines „Hofstaates" wanderten alle Jahre im Herbste in den Kochtopf und verwandelten sich unter den kundigen Händen der weise waltenden Hausfrau in saftiges „Fricassée de poulets aux truffes de Perigord" oder andere nobel klingende Delicatessen. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, daß ich es mir auch angelegen sein ließ, immer für einen jungen Nachwuchs zu sorgen. Zuweilen allerdings waren wir inbetreff des Alters der Thiere nicht ganz sicher, und so ist es denn wohl oftmals vorgekommen, daß junge Hühnchen an Stelle ihrer bedeutend älteren Schwestern, Mütter oder Tanten ihr schönes Leben gar zu frühzeitig aushauchen mußten. Wenn ich ehrlich sein soll — ich glaube, diese Ausnahme ist beinahe die Regel gewesen.

Als Frucht dieses feinen Betriebes hatte ich aber auch herrliche Ergebnisse zu verzeichnen. Zwar wurde in den kalten Monaten October bis Februar selten einmal ein Ei gefunden; in der übrigen Zeit legten die Thierchen aber sehr fleißig, denn ich bekam von meinen 10 Hühnern immer 600 frische, schöne Eier im Jahr.

Jetzt sehe ich, wie Du kundiger Leser, oder Du, schöne Leserin, lächelst, Ihr habt beide Recht damit. So lange ich eben nichts Besseres kannte, war ich mit solchen Resultaten außerordentlich zufrieden. Es ging mir in dieser Beziehung wie fast allen Landwirthen, die ihre Hühner einfach Hühner sein lassen und die bei demselben Futter — das die Thiere finden, oder das ihnen gereicht wird — doppelt soviel Eier haben könnten, als bisher. Mein Vetter z. B., der Besitzer eines größeren Landgutes, ist im schönen Monat Mai schon immer zufrieden, wenn er von seinen 60 bis 70 Hühnern täglich 20 bis 30 Eier erhält.

Durch Zufall habe ich nun die bedeutend höheren Lege-Ergebnisse eines Hühnerzüchters kennen gelernt, der viele Racen hält. Als Nutzhühner lobte er am meisten die „schwarzen Minorkas", die mir auch am Besten gefielen, denn

„Schwarz ist stets meine Lieblingscouleur!"

und seit jener Zeit bin ich allmählich unter die Züchter gegangen. Ich kaufte mir sofort Bruteier. Glucken hatte ich immer, allerdings meistens nur von Ende Juni ab. Die spät ausgebrüteten Kücken konnten sich nicht mehr genügend entwickeln. So habe ich im ersten Jahre des Zuchtbetriebes mit „Minorkas" meinen Hühnerbestand nur um fünf, und zwar nicht gerade ausstellungsfähige Race-Exemplare verbessern können.

Aehnliche „großartige" Zuchterfolge hatte ich auch im zweiten und dritten „Geschäftsjahre" aufzuweisen. — Das Ergebniß der Eierproduction war durch diese Veredelung meines Hühnerbestandes aber doch bereits wesentlich gestiegen, wie folgende wahrheitsgetreue Aufstellung zeigen mag:

1889	1890	1891	1892	1893
10 Landhühner	5 Landhühner 5 Minorkahühner	4 Landhühner 6 Minorkahühner	11 Minorkahühner	11 Minorkahühner
614	804	987	1203	1398

Diese viel besseren Ergebnisse habe ich erzielt bei derselben Fütterungs-Methode, bei demselben Laufraum, bei derselben Stalleinrichtung, überhaupt unter denselben Bedingungen, unter denen ich früher die geringere Eiermenge erhielt.

Aber nicht nur die Zahl der Eier hatte sich im Laufe der Jahre bedeutend vermehrt; die einzelnen Eier der Minorkahühner sind auch wesentlich größer, als die der Landhühner. Gewichtsmessungen habe ich nicht vorgenommen; zahlenmäßige Vergleiche kann ich deshalb leider nicht anstellen. Der Unterschied ist aber jedenfalls nicht unerheblich.

So stand meine Zucht am Ende des Jahres 1893. Ich hatte in der Eierproduction meiner Hühner noch nicht den höchstmöglichen Grad erreicht. Meine Hennen zeigten nur zum Theil eine tadellose körperliche Ausbildung, da sie spät im Jahre — meistens im Juli — dem Ei entschlüpft waren, und deshalb konnte mich ihre Legethätigkeit, besonders in den Wintermonaten, noch nicht befriedigen.

Im April 1893 ließ ich von zwei Puten genügend viele Eier von sehr guten Minorkas ausbrüten. Die im Jahre 1894 dadurch erreichte Eierzahl betrug von elf einjährigen Hennen 1435 Stück und ich habe Grund zu der Annahme, in diesem Jahre von den nun schon besser ausgewachsenen Thieren noch mehr zu erzielen. Das ist ein Erfolg der rationell betriebenen Hühnerzucht!

Für Alle, die ihren Hühnerbestand verbessern wollen, wird es nicht uninteressant sein, etwas mehr aus meinen praktischen Erfahrungen zu hören. Ich habe in erster Linie die Landwirthe im Auge, bei denen die Hühnerzucht noch sehr im Argen liegt. Reichthümer sind mit diesem Zweige des landwirthschaftlichen Wirkungskreises zwar nicht zu erwerben; aber es ist erstrebenswerth und es ist Pflicht, jede Gelegenheit warzunehmen, wenn wir bei denselben Ausgaben und bei derselben geringen Mühe eine bedeutend größere Einnahme erzielen können, als bisher. In diesem Falle ist es eine größere Einnahme an Eiern, die schwerer sind als die bisherigen, an schweren Brathähnchen und noch schwereren Kochhühnern.

Es kommt zur Erreichung besserer Resultate auf die Punkte besonders an:

1. auf die Race; 2. auf die Ausbrütung und Aufzucht; 3. auf die Ergänzung der alten Hühner durch junge.

1. Race: Es wird denen, die sich Nutzhühner halten, meist vor Allem wünschenswerth sein, möglichst viele Eier zu erzielen. Als beste Producenten von vielen und großen Eiern sind in erster Linie die italienischen Hühner zu empfehlen. Dieses Huhn ist ein bewegliches Thier, das — besonders bei freiem Auslaufe — sehr wenig gefüttert zu werden braucht, denn es ist stets bestrebt, sich seine Nahrung zu suchen. Es ist in dieser Beziehung außerordentlich eifrig. Auch findet es jedes Körnchen, jedes Würmchen, jedes Insect und alles andere irgendwie Genießbare. Es ist ein verhältnißmäßig kleines Huhn, das wiederum zu seinem Körperaufbau weniger Nahrung bedarf.

Wem es dagegen daran gelegen ist, ein gutes Fleischhuhn zu haben, das in der Eierproduction ebenfalls enorme Leistungen aufweist, dem kann nicht warm genug das Minorkahuhn empfohlen werden. Dieses erreicht mit einem Jahr schon ein Gewicht von annähernd fünf Pfund; die in jedem Jahre gezüchteten Hähnchen geben bereits nach etwa drei Monaten, bei einem Durchschnittsgewichte von 2½ Pfund, einen ausgezeichneten Braten, so fern sich der Besitzer nicht damit befassen will, die selbstgezogenen jungen Thiere als Zuchthähne theuer zu verkaufen.

2. Ausbrütung und Aufzucht. Weder die Italiener noch die Minorka-Hühner sind gute Bruthennen. Meine Minorkas glucken im Allgemeinen überhaupt nicht, aber sie legen dafür nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter fleißig ihre Eier, wenn ihnen in der kalten Jahreszeit nur ein einigermaßen warmer Stall zur Verfügung steht. Meine Hühner haben einen nach drei Seiten hin freistehenden Stall aus 26 cm starken (steinstarken) Mauern. Es vergeht im Winter kaum ein Tag, an dem nicht wenigstens einige Eier gefunden werden.

Zur Ausbrütung der Eier benutze ich zwei Puten, und zwar von der broncefarbigen Race. Diese ausgezeichneten Thiere besorgen das Brutgeschäft in tadelloser Weise und legen zusammen jährlich noch etwa 60 Eier (die eine Hälfte im März, die andere Hälfte im Sommer). Sie können zum Zwecke des Eieruntersuchens beliebig oft vom Neste genommen werden, ohne daß sie sich dadurch im Geringsten beunruhigen lassen. Die von mir gesetzten Hühner waren bei einem ihnen abgestatteten Besuche stets aufgeregt, ängstlich und wild. Es ist aber sehr nothwendig, daß die Bruteier zuweilen untersucht werden. Man sehe die Eier am achten Bruttage zum ersten Male an, halte sie eins nach dem andern gegen das Licht und scheide die nicht angebrüteten aus. Ob die Eier befruchtet sind oder nicht, kann man leicht erkennen. Ein befruchtetes Ei ist undurchsichtig und hat nur einen kleinen hohlen, also hell erscheinenden Raum, meistens an seinem stumpfen Ende. Dadurch, daß nicht befruchtete Eier entfernt werden, gewährt man den guten einen besseren, wärmeren Platz unter der Henne und erzielt dadurch ein gleichmäßigeres Ausschlüpfen der Kücken. Einem Huhne gebe ich nicht mehr als 11, einer Truthenne 21 Eier zum Brüten.

Wenn die erst n Hühnchen ausgeschlüpft sind, setze man sie, mit Watte umgeben, in einem kleinen Handkorbe an einen warmen (ja nicht zu warmen!) Ort, fahre damit fort, bis alle Kücken erschienen sind und setze dann die Putermutter dazu. Nun bringt man Mutter und Kinder in einen kleinen sauberen Stall, der in einem Theile mit Torfmull bestreut ist und gebe geeignetes Futter und Wasser in Näpfen. Bei Sonnenschein lasse man die Thierchen in den ersten acht Tagen einige Stunden auf den Hof; später bringe man sie nur zur Fütterung und bei kaltem oder Regenwetter in den Stall. Alles Uebrige macht sich ganz von selbst.

Das Futter bestehe aus Hirse, abgekochtem Reis, Hafergrütze, eingeweichtem käuflichen Kückenfutter (à Pfund 20 Pfg., Centner 18 Mk.) Fleisch- und Brotresten, einigen Leckerbissen wie Salat, Mehlwürmern oder in Ermangelung der letzteren fein zerschnittenen Wurstschalen 2c.

Wenn man noch dafür sorgt, daß die Thierchen auf dem Hofe nicht verunglücken können, dann wird man bei dieser Art der Aufzucht durch Krankheit keine Verluste haben.

Die Kücken der Minorkarace wachsen auffallend schnell heran. Die Hähnchen lasse man so alt werden, bis sie ein Gewicht von 2½ Pfund erreichen, was bald geschehen sein wird. Sie geben, mit Farce gefüllt, einen für vier Personen ausreichenden ganz delicaten Braten. Viele wissen übrigens noch nicht, daß der Kamm des Brathähnchens, bei den Minorkas von hervorragender Größe, ein ausgezeichneter Leckerbissen ist.

Zur Brut verwende man nie Eier von einjährigen, sondern immer nur von zwei- oder dreijährigen Hennen.

3. Ergänzung der alten Hühner durch junge. Wenn das Huhn drei Jahre lange gelegt hat, muß es ausrangirt werden. Alle Thiere sehen ziemlich gleich aus. Alle sind schwarz. Woran erkennt man nun, besonders bei einem großen Bestande, die ältesten? Ganz einfach! Man macht die Hühner des ersten Jahrganges dadurch kenntlich, daß man um ihre rechten Beine schmale Ringe aus Aluminium legt. Die Hühner des zweiten Jahrganges bekommen einen Ring um die linken Beine, die Hühner des dritten Jahrganges je einen etwas breiteren oder farbig emaillirten Ring wieder um die rechten Beine u. s. f. Die Ringe sind auch mit Jahreszahlen 2c. käuflich. Die geschlossenen Ringe müssen angelegt werden, wenn die Thiere halb ausgewachsen sind, die verschließbaren Ringe können zu jeder Zeit an den Beinen befestigt werden. Bei der Bestellung der Ringe muß man angeben, für welche Race man sie zu haben wünscht. Nichts ist leichter, als an den Ringen der Thiere der verschiedenen Jahrgänge auf den ersten Blick herauszuerkennen.

Die drei Jahre alten Hennen sind vorzüglich schmeckende Kochhühner und geben eine ausgezeichnete Suppe oder, wie der Deutsche sagt, eine kräftige Bouillon. Sie eignen sich aber auch, wie bereits angedeutet, ganz vorzüglich zu Fricassée.

Die Hühnerzucht auf dem Lande krankt hauptsächlich an dem Uebelstande, daß absolut keine Uebersicht über das Alter der Thiere vorhanden ist. Es werden fünf, sechs, sieben Jahre alte und womöglich noch ältere Hennen unnütz gefüttert, die nie oder nur selten ein Ei legen. Daher rührt auch meist das schlechte Ergebniß des Eierertrages. Wenn Landwirthe und andere Hühnerfreunde sich nichts weiter aus diesem Artikel zu Nutze machen, als daß sie das Alter ihrer Hühner sich auf irgend eine Art und Weise erkennbar machen, schon dann ist mein Zweck, an meinem bescheidenen Theil für Verbesserung der Hühnerzucht zu wirken, zum großen Theile erreicht. Schon damit hat sich jeder Hühnerbesitzer einen großen Dienst erwiesen. Der vermehrte Eierertrag wird ihn davon überzeugen.

Hartgewordene Pinsel zu reinigen.

Man steckt die Pinsel in eine heiße Sodalösung und läßt sie unter gelegentlichem Durchkneten so lange darin, bis vollständiges Aufweichen stattgefunden hat. Soda schadet den Haaren in keiner Weise, und die Pinsel werden wieder weich und so gut wie neu.

Hollunderbeerbranntwein.

Durch Mischung von 20 kg reifer Hollunderbeeren, die von den Stielen und Kämmen befreit sind, mit 2 kg Honig und 2,5 kg Traubenzucker, wozu 40 Liter Wasser gesetzt sind, erhält man nach der Gährung und Destillation einen angenehmen, wohlschmeckenden Branntwein.

Hollunderbeerwein.

Wasser 40 Liter, Rosinen (kleingestampft) 5 kg, lasse unter zweimaligem täglichen Umrühren gähren, seihe durch einen Flanellsack und füge hinzu; Hollundersaft 3 Liter, Schlehensaft 0,5 Liter. Diese Mischung bringt man auf ein Gährfaß, fügt hinzu Zucker (gestoßen) 1,75 kg. Der Wein ist in 3—4 Monaten flaschenreif.

Die Beeren des Hollunders werden in ein irdenes Gefäß geschüttet, das man in siedendes Wasser oder in einen Ofen stellt, bis es unmöglich wird, die Hand auf die Oberfläche zu halten. Die ausgepreßte Flüssigkeit wird in einen Kessel gegossen, den man auf das Feuer stellt und 500 gr Zucker auf je 20 Liter Saft hinzufügt, sodann der Gährung unterworfen und mit Eiweiß geklärt. Man läßt bis zum Frühling ruhig stehen und fügt dann auf jedes Faß 500 gr Hollunderblumen und 500 gr Zucker hinzu. Nach Verlauf von 14 Tagen wird der Wein klar und von sehr angenehmem Aroma sein.

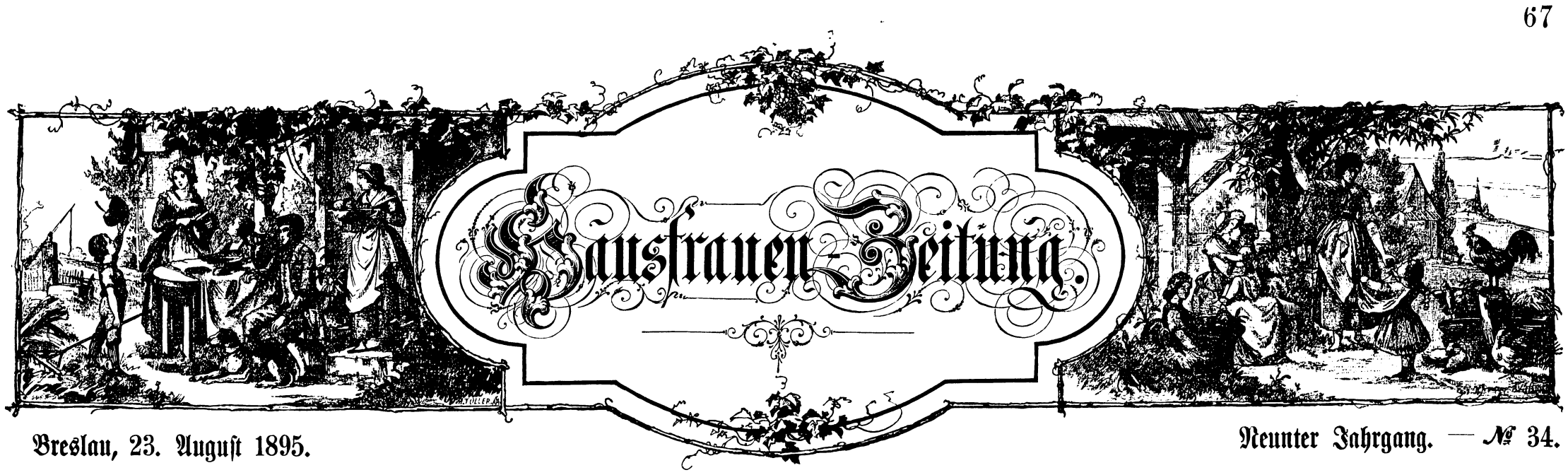
Kochrecepte.

Klare Bouillon mit Spargelspitzen und Butterklößchen. 3 Stunden. 10 Personen. Die Brühe wird von 1½—2 Kilo bestem, magerem Rindfleisch-Schwanzstück bereitet, dem man gern einige alte Tauben oder ein solches Huhn zusetzt; erst wenn nach dem Sieden aller Schaum abgefüllt ist, salze man die Suppe, die auf ungefähr 3 Liter einzukochen ist, gebe das Wurzelwerk später hinzu, ebenso einen halben Theelöffel Fleischextract und kläre sie vorsichtig. — Zu den Butterklößchen rührt man 125 gr Butter schaumig, schlägt nach und nach 3 Eier hinzu, giebt ein wenig Milch, Semmelmehl, Salz, etwas Muskatnuß hinein, legt die abgestochenen Klößchen in Brühe aus Fleischextract und läßt sie etwa 10 Min. sieden.

Lendenbraten mit Sauce Béarnaise. 1 Stunde. 10 Personen. Das verwendete Filet muß altgeschlachtet und von einem jungen Ochsen sein, man schneidet den an der Seite befindlichen Strang ab, entfernt die Haut und den größten Theil des Fettes, spickt die obere Seite recht gleichmäßig, belegt den Boden der Bratpfanne mit Scheiben von Rindstalg und bratet das schwach gesalzene Fleisch, mit einem Butterpapier bedeckt, recht saftig, es mit ½ Theelöffel in wenig Wasser aufgelöstem Fleischextract glasirend. Die Sauce Béarnaise besteht aus drei Eigelben, zwei Eßlöffel Weißwein, einem Eßlöffel Wasser, einer Messerspitze Fleischextract, einem Eßlöffel Estragonessig und ein wenig gestoßenem Pfeffer. Alles dies wird gut verquirlt in eine Casserole gethan, unter beständigem Schlagen nach und nach mit 250 g zerlassener feiner Butter vermischt und muß eine dickschaumige Sauce von pikantem Geschmack ergeben, die ohne längeres Stehen sofort mit dem Braten zur Tafel kommt.

Kaisergemüse. Zeit der Bereitung 2 Stunden. 10 Personen. Man putzt guten weißen Blumenkohl, 1 l Carotten und enthülst 2 l Schoten. Nachdem diese Gemüse gesondert in Salzwasser weich gekocht wurden, werden sie abgegossen und abermals getrennt in kleine Casserolen gefüllt, um in einer von frischer Butter, einem Theelöffel Fleischextract und ein klein wenig Zucker bereiteten Sauce vollends gar zu ziehen. Inzwischen kocht man einige Liter Spinat, drückt ihn durch ein Sieb, verrührt ihn mit einem Stück Butter, einigen Eiern, einem Theelöffel Kraftmehl und füllt die Masse in kleine gebutterte Formen, die im Wasserbade gar gemacht werden. Weiter kocht man eine große Kalbsmilch, schneidet sie in Scheiben und schwenkt sie in einigen Löffeln der Brühe, in der sie gekocht wurde, nebst einer Messerspitze Fleischextract auf dem Feuer durch, ebenso hält man eine tranchirte Fray-Bentos-Zunge bereit. Das Anrichten der sehr hübschen Schüssel geschieht in folgender Weise: In die Mitte schichtet man bergartig Karotten und Erbsen gemischt, eingefaßt von gleichmäßigen Scheiben der Zunge, auf diese folgt ein Kranz von Blumenkohl, nach außen die gestürzten Formen mit Spinat, zwischen diesen die Kalbsmilch, das Ganze abschließend mit in Backfett gebratenen, hahnenkammähnlich geschnittenen Semmelscheiben.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.



Breslau, 23. August 1895. Neunter Jahrgang. — № 34.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Fortsetzung.)

Sie sah so betrübt aus, ihre hübschen Augen schimmerten feucht, ihr kleiner, rother Mund zitterte leise und da geschah es, als sie die halbdunklen Straßen entlang rollten, daß dem Oberst ein neuer Gedanke kam — ein Gedanke, der das Lachen auf seinen Lippen verstummen und den Glanz in seinen Augen erlöschen ließ, ein Gedanke, der ihm wie eisiger Reif auf die Seele fiel. Gesetzt den Fall, diese Frau, der sein ganzes Herz gehörte, hätte in ihrer Vergangenheit etwas zu verbergen, das einen Unterschied in ihrem gemeinsamen zukünftigen Leben machen würde? O, es war ein fürchterlicher Gedanke!

„Mein Kind", sagte er ernst und doch freundlich, „Du willst mir etwas sagen und Du fürchtest Dich, daß es einen Mißklang zwischen uns rregen könne. Es giebt aber nichts dergleichen, es giebt nichts, das trennend zwischen uns treten könnte. Du mußt mich nehmen, wie ich bin, und ich nehme Dich, wie Du bist. Nach Vergangenem frage ich nicht. Bitte, laß uns den Punkt nicht mehr berühren. Wirklich, mein Herz, ich sehe nicht ein, warum wir uns nicht in vierzehn Tagen trauen lassen wollen, um dann nach dem Süden zu gehen."

Sibylla fiel es in der Unschuld ihres Herzens niemals ein, was er sich möglicherweise für Gedanken über sie machen könnte. Sie glaubte, er spiele auf ihr Vermögen an oder auf ihre Familie, über welche Punkte er jedoch völlig im Klaren war. Niemals tauchte der Gedanke in ihr auf, er könne sich einbilden, sie habe in ihrer Vergangenheit etwas zu verbergen, einen dunklen Punkt, eine Geschichte, die das Tageslicht scheue. Wäre sie in der sogenannten großen Welt aufgewachsen, so würde sie gewußt haben, wie gänzlich er seine eignen Gefühle, seine eigenen Ansichten über Ehre aufopferte, wenn er sich weigerte, den Einzelnheiten ihres vergangenen Lebens zu lauschen und sie hätte gerade in seinem Schweigen die Größe und Tiefe seiner Liebe erkannt.

Es war eine merkwürdige Situation. Hier eine völlig schuldlose Frau, die sich, ihr selbst unbewußt, dem Manne ihrer Wahl in den denkbar schwärzesten Farben ausmalte, dort ein braver, edler und streng ehrenhafter Mann, dem eingeredet oder in dem wenigstens der Verdacht geweckt wurde, die Frau, die ihn grade durch die Reinheit und Weiblichkeit ihres Wesens angezogen, habe ihm fürchterliche Enthüllungen zu machen

So wie die Dinge lagen, hielt er es für das Beste, das heikle Thema gar nicht mehr zu berühren, er war an jenem Theaterabend ebenso fürsorglich und freundlich zu ihr, als heiratheten sie in den nächsten Tagen oder als seien sie schon mit einander getraut. Als er sie jedoch nach Hause gebracht, fuhr er in sein Hotel zurück und versank in grübelndes Nachdenken. Fast die ganze Nacht brachte er so zu.

War es möglich, daß es einen dunkl n Punkt in ihrer Vergangenheit gab? Das schien unglaublich, ungeheuerlich und doch sagte sie es selbst! Sie war eine verheirathete Frau, verstand ihre Worte zu wägen und ihr ganzes Wesen machte einen zuverlässigen Eindruck. Er beleuchtete die Sache von allen Seiten. Hatte Herr Schmidt sich von ihr scheiden lassen? Oder sie sich von ihm? Was mochte wohl geschehen sein? Er konnte nicht klug daraus werden.

Wenn überhaupt etwas in ihrem Leben passirte, so geschah es augenscheinlich in den letzten beiden Jahren und so viel stand fest, daß die Langweiler alle miteinander keine Ahnung davon hatten, sonst würde er selbst schon davon flüstern haben hören. Der Oberst schenkte der christlichen Duldsamkeit und Liebe der Langweiler kein großes Zutrauen. Ohne im geringsten eingebildet zu sein, wußte er recht gut, daß Ehemänner in dem kleinen Krähwinkel eine seltene Waare seien und hätte sich das geringste gegen Sibylla sagen lassen, so würde irgend ein guter Freund oder Nachbar nur zu froh gewesen sein, es ihm auszuplaudern.

Auf irgend eine Weise bekam Sibylla es fertig, die Hochzeit immer wieder hinauszuschieben. Seit jenem Theaterabend lag etwas in ihrem Wesen, das ihn bestimmte, von seinen Vorstellungen und Bitten abzusehn. Er liebte sie mehr denn je, mit jedem Tage wurde sie ihm theurer und er ihr, aber wenn irgend ein Bekannter sie nach dem Hochzeitstermin fragte, so antwortete sie ausweichend „o wir wissen es noch nicht genau." Er selbst schien außer Stande, die Sache ins Reine zu bringen. Er schrieb an seine Schwester und kündigte ihr seine Verlobung an, worauf er nach wenigen Tagen einen Brief von ihr empfing, in dem sie ihm so herzlich Glück wünschte, daß es ihn mehr verwirrte denn je. Denn er wußte, hätte sich der leiseste Tadel gegen Sibylla aussprechen lassen, würde seine Schwester sicher darum gewußt haben und sie hätte es ihm auch zweifellos offen und ehrlich gesagt. Der Oberst war vollständig rathlos und verblüfft. Der Februar zog eben ins Land und dennoch schien er seinem Ziel nicht näher als damals, wo er Sibylla oder „Frau Schmidt", wie er sie nannte, in Frau Crofton's Wohnzimmer Adieu gesagt hatte.

In seinem Brief an Frau Pole-Danwers fragte er, ob sie jemals den verstorbenen Mann seiner Braut gesehen nnd ob sie etwas über ihn wüßte? Die Antwort lautete: „Ich habe Sibyllas ersten Gatten nie gesehen und habe überhaupt erst diesen Winter erfahren, daß sie verheirathet gewesen ist. Ich denke mir, es war eine schlechte Partie oder sie fühlte sich unglücklich, das heißt, ich weiß nichts Bestimmtes, ich denke es mir nur. Sie war ein reizendes Mädchen, die Tochter einer fein gebildeten und liebenswürdigen Frau und ebenso erhaben über die ganze kleinliche Rotte Langweiler Eingeborener wie ich selbst es immer gewesen bin. Pekuniär befanden sie sich in einer sehr guten Lage und da ich hörte, Sibylla besitze keine Verwandte, so muß sie das ganze, nicht unbedeutende Vermögen ihrer Mutter geerbt haben. Ich freue mich unbeschreiblich, daß Du sie heirathen wirst und so bald ich heimkomme, werde ich Euch bei allen meinen Bekannten einführen, was wohl kaum nöthig sein wird."

Der Oberst befand sich in einem Zustand völliger Verwirrung, — Sibylla lebte in beständiger Todesangst. Die arme Seele! Es dünkte ihr, als entschlüpfe ihr das eigne Lebensglück unter den Händen und als habe sie keine Macht, es festzuhalten. Sie war fest entschlossen, ihm ein offenes Geständniß abzulegen und doch bot er ihr nie die geringste Gelegenheit, kam ihr auch nicht um eines Haares Breite entgegen. Sie wußte eben nicht, daß er sorgfältig alles vermied, was seine Wißbegier über die Vergangenheit verrathen könne. Er hätte sie mit tausend Freuden ohne Weiteres „vom Flecke weg" geheirathet, ungeachtet alles Vergangenen.

Es ist fast unmöglich mit Worten auszudrücken, wie bitter, bitter sie jenen unbesonnenen, beim Antritt ihrer Reise gethanen Schritt bereute. In ihren einsamen Stunden, wenn sie allein war, ging sie in Gedanken alles noch einmal durch, und begriff dann nicht, wie sie jemals eine solche Närrin, eine solche dreifache Närrin hatte sein können. Sie selbst hatte sich durch ihre eigne Thorheit in diese peinliche Lage gebracht. Wer hatte sie denn geheißen, sich mit fremden Federn schmücken? Nun konnte sie ausessen, was sie selbst in bodenloser Thorheit eingebrockt. Natürlich war sie in den zwei Jahren ihrer Reisen längst selbst dahinter gekommen, daß sie ganz gut als Fräulein Drummond hätte fahren können, längst war ihr klar geworden, daß Niemand sie belästigt oder irgend welche Notiz von ihr genommen haben würde, es hätte auch kein Mensch über sie häßlich gesprochen, ausgenommen jene thörichten Langweiler, aber selbst deren dummes Geklatsch kam hier nicht in Betracht, denn sie würden ja nicht gewußt haben, wo sie war und was sie trieb. Aber nun war das Unglück geschehen. Seit zwei Jahren und länger gab sie sich als „Frau Schmidt" aus und nun, wo sie wirklich „Frau" werden wollte, fühlte sie, daß kein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Zukünftigen stehn dürfe. Todtunglücklich fühlte sie sich. Hundert Mal versuchte sie, ihm klaren Wein einzuschenken, aber immer wieder fehlte ihr der Muth. So ging der Februar zur Neige und mit rauhen Winden kam der März ins Land gestürmt.

Mitte dieses Monats kehrte Frau Pole-Danwers heim und gleich in den ersten Tagen schrieb sie natürlich an ihren Bruder und lud ihn sammt seiner Braut zu längerem Besuch ein. Nur zu gern wäre Sibylla entschlüpft, aber das erwies sich als eine Unmöglichkeit. So reisten sie nach Langweil zurück und die vermeintliche junge Wittwe traf auf dem Bahnsteig der kleinen Station einige ältliche Fräuleins, — immer noch ihre erzürnten Gegnerinnen. Der Bahnhof war nämlich ein Lieblingsspaziergang der Langweiler sogenannten „jungen Damen", ich weiß nicht recht aus welchem Grunde, vielleicht gereicht es ihrem einfachen, anspruchslosen Geist zum Vergnügen, einen Zug abgehen oder ankommen zu sehen oder sie hatten ein abenteuerliches Gefühl dabei, als könne eines schönen Tages irgend ein zauberhafter Märchenprinz am Wagenfenster der ersten Klasse stehen, stracks auf den Bahnsteig springen und einer von ihnen ohne Weiteres auf dem Fleck seine Hand sammt Krone zu Füßen legen und dadurch ein jungfräulich-romantisches Herz beglücken.

Die guten Dinger thaten, als ob sie sich ungemein freuten, Sibylla wiederzusehn. Dem Obersten begegneten sie zu seiner geheimen Belustigung etwas spröde und auf dem Rückwege sprachen sie einander ihre Verwunderung aus, was in aller Welt der Oberst wohl Liebenswerthes an Sibylla Drummond gefunden haben könne!

„Was nur eigentlich an ihr sein mag! Wie sie es fertig gebracht hat, zwei Männer zu bethören, ist mir unbegreiflich, es geht über meinen Horizont. Dumm ist sie wie eine Gans und hübsch war sie nie, — wahrhaftig, sie sieht jetzt dreimal besser aus als vor zehn Jahren!"

„Ja, wissen Sie", begann eine andere, mir scheint überhaupt etwas Geheimnißvolles um Sibyllas ersten Mann zu sein! Es ist merkwürdig, daß sie, die sie doch unter uns aufgewachsen ist, heirathen sollte ohne Jemand ein Sterbenswörtchen darüber zu sagen. Sie erwähnt ihn nie, hat kein Bild von ihm, wenigstens hat sie es uns nie gezeigt. Wir wissen nicht, was er war noch wo er herkam, wir wissen nicht, wann er starb, wie alt er war, noch ob er Vermögen hatte oder dergleichen mehr. Ich glaube fügte diese liebenswürdige Demoiselle mit wichtiger Miene hinzu: „ich glaube, mit Frau Schmidt's erstem Manne war irgend etwas nicht ganz in Ordnung."

Freilich war dies der Fall, wenn auch auf andere Weise, als diese Leute es glaubten. Sie dachten, Sybilla habe eine Mesalliance gemacht, und das sei der Grund, warum sie nie von ihrem verstorbenen Mann rede. Die guten Seelen! Hätten sie eine Ahnung von der Wahrheit gehabt, wie würden sie gekichert und geklatscht haben. Das thaten sie auch so noch, nur in einer milderen und liebenswürdigeren Weise.

„Liebe Frau Pole-Danwers", sagte eine von ihnen, als sie diese Dame eines Sonntags auf dem Spaziergange einholten, „wie lange ist Sibylla's Mann schon todt?"

„Ich weiß es nicht", lautete die rasche Antwort.

„Glauben Sie auch, daß der Oberst es weiß?" fuhr die verblühte Schöne fort.

„Das kann ich nicht sagen. Er ist todt, das genügt auf jeden Fall", versetzte die Herrin des Schlosses etwas kurz.

„Aber, gesehen haben Sie ihn nie, nicht wahr?" fragte die Andere zudringlich weiter.

„Nein, nie!"

„Zu komisch, nicht? Das kein Mensch Sibylla's ersten Gatten gekannt hat! Niemand wußte, daß sie überhaupt geheirathet hat und es scheint etwas Geheimnißvolles um ihn zu sein."

„O, das finde ich durchaus nicht", lautete die unwillige Antwort, „sie war auf Reisen und sie hatte es nicht nöthig, die Thatsache ihrer Vermählung Jedermann mitzutheilen. Ich glaube, sie hat auch gar nicht daran gedacht."

„Aber uns nicht 'mal Anzeigen, oder Hochzeitskuchen zu schicken." —

„O, das ist ja ganz aus der Mode", versetzte Frau Danwers anzüglich. „Niemand schickt jetzt mehr Anzeigen oder Kuchen."

Nun hatte sie zwar selbst noch heute Morgen ein Stück Hochzeitskuchen von einer vornehmen Freundin erhalten, aber das gehörte nicht hierher.

Frau Danwers machte es mitunter Spaß, bei den guten Langweilern eine neue Etiquette einzuführen und sie nahm mit Freuden jede Gelegenheit wahr, ihnen etwas aufzubinden.

„Aber weiß denn der Oberst gar nichts davon?" fragte Fräulein Carey hartnäckig weiter, denn sie war fest entschlossen, etwas heraus zu bekommen.

„Er mag wohl darum wissen", antwortete Frau Danwers belustigt, „gefragt habe ich weder ihn noch sie. Sie ist ein reizendes Mädchen und sie wird meinem Bruder eine vorzügliche Frau sein; ich freue mich sehr, daß sie meine Schwägerin wird. — Ich kannte ja ihre beiden Eltern, habe sie selbst aufwachsen sehen, aber ich begreife nicht recht, warum ich sie über ihren verstorbenen Mann aushorchen soll. Sie hatte einen Mann und er starb, was für meinen Bruder ja schließlich auch ganz gut war."

Letztere Bemerkung dünkte Fräulein Carey sehr unchristlich.

Indessen wagte sie nicht, Frau Pole-Danwers diese ihre Meinung darüber auszusprechen, man pflegte überhaupt der Schloßherrin dergleichen unangenehme Sachen nicht dreist ins Gesicht zu sagen, dazu war das Schloß zu mächtig. Dessenungeachtet genügten Fräulein Carey's Versuche, etwas aus Frau Pole-Danwers herauszupumpen, um diese Dame nachdenklich zu stimmen.

Ohne im Geringsten neugierig zu sein, wunderte sie sich doch, daß sie so wenig über Sibylla's ersten Gatten wußte.

„Sage 'mal, Ralph," begann sie am folgenden Abend, nachdem Sibylla zu Bett gegangen war, „hat Dir Deine Braut etwas über ihren ersten Mann erzählt?"

„Nein, kein Wort."

„Weißt Du nicht, was er war?"

„O, ich glaube nicht, daß er überhaupt etwas war", erwiderte der Oberst. „Ich habe sie nie nach ihm gefragt. Sie scheint nicht gern von ihrem Verheirathetsein zu sprechen. — Die Dame, in deren Begleitung ich sie das erste Mal sah, erzählte mir, Sibylla sei bereits Wittwe gewesen, als sie vor anderthalb Jahren ihre Bekanntschaft machte. Sie kann also nur wenige Monate verheirathet gewesen sein."

„O, das arme Ding! Dann erklärt das auch Alles; Ralph, Deine Verlobung gefällt mir."

„Das freut mich", sagte er in warmem Ton.

Er achtete das Urtheil seiner Schwester sehr hoch und obgleich er sich davon niemals hätte persönlich beeinflussen lassen, so freute es ihn doch ungemein, daß seine Schwester der Wahl seiner Coeur-Königin solchen ungetheilten Beifall spendete.

„Aber Ralph, wann ist denn die Hochzeit?"

„O, sehr bald", versetzte er rasch.

Er hatte kein Recht, diese bestimmte Aeußerung zu thun, aber er gehörte nicht zu denen, die leicht ihre Verhältnisse ausplaudern.

„Dann nehme ich an, daß Ihr von hier aus heirathen wollt? Ich werde mir ein besonderes Vergnügen daraus machen, Eure Hochzeit auszurichten, wenn Ihr Lust habt."

„Das ist riesig nett von Dir, Bessie", sagte er; „ich fürchte nur, sie wird sich aus einer Hochzeit am hiesigen Orte nicht viel machen. Ich spielte einmal darauf an, da meinte sie, sie möchte hier nicht heirathen, denn alle die ältlichen Fräuleins aus der Stadt werden es schrecklich übel nehmen, wenn wir sie nicht als Brautjungfern einladen würden."

„Aber, lieber Freund," rief seine Schwester, „Wittwen haben überhaupt keine Brautjungfern."

„So? Das würde ja die ganze Sache wesentlich vereinfachen. Ich möchte es Sibylla sagen."

„Ja, bitte, thue es und ich will dann auch noch mit ihr reden. Vielleicht sagt sie nicht eher „ja", ehe sie nicht meine Ansicht kennt."

12. Capitel.

Der Oberst ergriff die erste Gelegenheit, um Sibylla mit dürren Worten nach dem Termin der Hochzeit zu fragen.

„Mein liebes Herz," begann er, als er sie in dem Boudoir seiner Schwester ganz allein für sich hatte, ohne die geringste Möglichkeit, während der nächsten zwei Stunden gestört zu werden, „mein liebes Herz, ich habe nun länger als drei Monate auf die Festsetzung meines Hochzeitstermins gewartet und ich möchte jetzt darüber ins Klare kommen."

Der armen Sibylla lief es kalt über den Rücken.

„O Ralph," versetzte sie, „hast Du Dich diese drei Monate sehr gelangweilt?"

„Nein, im Gegentheil, ich fühlte mich sehr glücklich, aber ich würde doch noch lieber verheirathet gewesen sein. Das Schloß mag sehr nett sein, wenn es mit Gästen gefüllt ist, aber ich würde doch lieber in Monte Carlo oder sonst wo an der Riviera gewesen sein, natürlich mit Dir zusammen. Neulich Abend sprach ich mit Bessie darüber, oder vielmehr sie mit mir, und sie wird Dich fragen, ob Du von hier aus heirathen willst."

„O nein," wehrte die junge Dame ab, „nein, das will ich nicht." Eine fürchterlich peinliche Vision stieg vor ihrem Geiste auf — würden nicht alle Zuschauer sich in die Sakristei drängen, um Sibylla's Unterschrift zu betrachten?

„Aber, eigentlich wäre es doch ganz natürlich."

„Nein, nein, das geht nicht. Siehst Du, ich kann den ganzen Spektakel nicht ausstehen, es hängt hier so vieles drum und dran. Verstehst Du mich denn nicht, Ralph? Wir wollen rasch nach London fahren, nur Du und ich, und wir können uns dort in aller Stille trauen lassen. Du wolltest es schon 'mal gerne so."

„Gut, mein Schatz, ich bin damit einverstanden und je eher, je besser. Ich will meiner Schwester Deine Ansicht sagen."

„Ja, bitte, thue es."

Wahrhaftig, je mehr sich die arme Sibylla dem Punkt einer klaren Auseinandersetzung näherte, je mehr entsetzte sie sich davor. Sie grübelte darüber nach, bis sich ihre Gedanken verwirrten und ihr Herz zu Eis erstarrte. Sie bildete sich ein, daß, wenn sie sich als Wittwe eines angeblichen Herrn Schmidt trauen ließ, ihre Ehe nicht rechtsgiltig sei und doch war ihr der Gedanke höchst peinlich, ihren Bekannten Gelegenheit zu geben, das fatale „Jungfrau Sibylla Drummond" in ihrem Trauschein zu sehen. Sie sah keinen Ausweg aus diesen Wirrnissen. Hätte sie doch damals seinen Bitten um eine stille Trauung in London nachgegeben! Die bittere Reue kam jetzt zu spät! Dann hätte Niemand seine Nase neugierig in das Kirchenbuch gesteckt, um ihre Unterschrift zu sehen. Wenn sie jetzt heimlich beide nach London gingen und sich dort trauen ließen, so würden die Leute hier sicher Verdacht schöpfen, daß irgend etwas nicht ganz in Ordnung sei, und am Ende spionirten sie noch die Wahrheit heraus. Ach! es war eine fürchterliche Lage, in der sich die arme Sibylla befand, sie verzweifelte fast an ihrem Lebensglück.

Der Oberst hingegen fühlte sich durch ihre endliche Capitulation so beglückt, daß ihm der Ort und die Art der Trauung ganz einerlei war. Aber freilich, ihn quälten auch keine solche peinlichen Gedanken, die seiner armen Braut das Dasein verbitterten.

„Mein Herzenskind, wir wollen also schleunigst nach London und uns, Deinem Wunsche gemäß, trauen lassen. Was Dir recht ist, ist mir auch recht. Gleich werde ich es Bessie erzählen. Damit wären wir also fertig."

(Fortsetzung folgt.)

Krank!

Aus dem Tagebuche einer jungen Frau.

Eines Morgens fing es an: Wilhelm fühlte sich mit einemmale recht elend. Aus Vorsicht blieb er zu Bett und wir schickten um den Doktor, der eine leichte Influenza constatirte. Zu verschreiben gab es nichts als Ruhe und Wärme. Als er fortgegangen war, sahen wir einander gerührt an. Die erste Krankheit in unserer Ehe! Wilhelm schien sichtlich erschüttert und in meinem Herzen sproßten die heiligsten Vorsätze. Mit welcher Sorgfalt wollte ich meinen guten Mann pflegen; er sollte dies Leiden zu seinen glücklichsten Erinnerungen zählen! Das waren weihevolle Stunden, als ich an seinem Bette saß, und noch nie fühlten wir so innig, wie wir zu einander gehörten. Wilhelm bot ein Bild des Friedens und ich war im Grunde genommen stolz darauf, daß auch er die Influenza bekommen hatte, die schon alle berühmten Männer durchgemacht haben.

Unser trautes Beisammensein wurde Nachmittags durch den Besuch meines Onkels gestört, der auf einige Tage zu uns kam, um Wilhelms Musterwirthschaft kennen zu lernen. Ohne Rücksicht darauf, daß der Patient der Schonung bedürfe, erzählte er die langweiligsten Dinge von Mastvieh und Kraftfutter. Schließlich behauptete er, Wilhelm fehle „ein Schmarrn" und verrieth zum Ueberfluß, daß eine Jagdeinladung für den nächsten Tag eingetroffen sei, was ich ängstlich geheim gehalten hatte.

Wilhelm stutzte. Die Nachricht brachte ihn aus der Fassung. Er markirte sogleich ein gewisses Wohlbefinden, und der ganze Krankheitszauber war gebrochen. Diese Wirkung hatte der Onkel beabsichtigt; hohnlachend zog er sich zurück. Doch Wilhelms Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen.

„Also was meinst Du, soll ich zu der Jagd fahren?" fragte er mich am nächsten Morgen. Das hieß: längst entschlossen, zu Hause zu bleiben, wollte er mir nur die Freude machen, ihn scheinbar umzustimmen.

„Nein — nein, fahr nicht!" bat ich, auf das harmlose Vergnügen eingehend.

„Mir ist nämlich elend", gestand er. „Das war eine Nacht! Kein Auge habe ich zugemacht — und diese Träume!"

Die beängstigendsten Vorstellungen hatten ihn gequält; immer sah er seinen eigenen Kopf vor sich hin- und herpendeln; dazu riß es ihn bald im Kreuz, bald in der Schulter, bald im Fuß, als ob ein ganzes Heer von Kobolden sich damit vergnügte, an ihm herumzuzupfen. Und nun begann ein Husten, Pusten, Niesen; und je mehr er nieste, um so kleinmüthiger wurde er. „O diese Influenza!" wimmerte er hinter einem Berg von Taschentüchern hervor, er, der Riese, der nie einen Schnupfen gehabt! Ich war aufgelöst in Mitgefühl und Theilnahme. Der Onkel ließ sich nicht blicken, der Feigling! Wie mir der Diener verrieth, packte er seinen Koffer.

Nachmittags schickten wir abermals um den Arzt. Er zog sein Gesicht in theilnehmende Falten, klopfte Wilhelm von allen Seiten ab, erklärte, daß der Zustand nichts von der imminenten Gefahr habe, die der Patient voraussetze und verschrieb — ein Beefsteak. „Denn es ist gut, wenn Sie zu Kräften kommen; man weiß nicht, ob Sie sie nicht in den nächsten Tagen brauchen werden." Wir blickten einander fassungslos an. Also auch das noch! Vielleicht gar eine schwere Krankheit in Sicht.

Der Onkel war inzwischen wirklich abgereist. Er hatte eine dringende Geschäftsreise vorgeschützt, ließ „gute Besserung" wünschen und stellte seine Hausapotheke mit dem kleinen Maximalthermometer zu Wilhelms Verfügung. Schonend theilte ich die Nachricht von seiner Flucht meinem Kranken mit. Er nickte nur wehmüthig vor sich hin; ich sah es ihm an, daß er der Ratten gedachte, die das sinkende Schiff verlassen. Der Thermometer des Onkels erwies sich indessen als ein wahrer Segen. Jede halbe Stunde legte ihn Wilhelm auf zehn Minuten ein und so verging uns der Tag recht angenehm. Es trat endlich entschiedene Besserung ein, nur das Fieber wollte nicht weichen, das vertrackte Fieber!

Da ich grade einen interessanten Roman zu lesen begonnen hatte, las ich bis zwölf Uhr an Wilhelms Bett, unter dem Vorwande, seinen Schlaf zu beobachten. Er schnarchte wie gewöhnlich.

Die Nacht verlief gut, auch der Morgen war günstig bis zu dem Augenblick, da wir das Thermometer besichtigten. Barmherziger Gott! Noch immer Fieber! Nicht bedeutend, nur 37,6, aber immerhin keine normale Temperatur. Ja, was sollte denn daraus werden? Dahinter steckte ohne Zweifel jene tückisch herbeischleichende Krankheit, die der Doktor vorausgesehen hatte. Es war, um die Geduld zu verlieren — und Wilhelm verlor sie. Jede Kleinigkeit ärgerte ihn. Wo das Frühstück bleibt? Eine Ewigkeit braucht die Köchin, um eine Schale Milch zu kochen! Ich flog um ihn herum.

„Einen kalten Umschlag um den Hals!" commandirte er plötzlich. „Warum ist Dir das noch nicht eingefallen?"

Jetzt war der Umschlag zu kalt, jetzt zu naß.

„Und wie ungeschickt giebst Du mir ihn!" stöhnte er und begann, das Tuch selbst um seinen Hals zu wickeln. „Warum hilfst Du mir nicht? — Zu fest! Willst Du mich erwürgen?" Mit herzzerreißendem Vorwurf hefteten sich seine Blicke auf mich, die ich Qualen litt und das Ende dieser Krankheit herbeisehnte.

Als das Fieber durchaus nicht zurücktreten wollte, entschloß sich Wilhelm zu einer Radikalkur; er verordnete sich kalte Einpackungen, die alle zwei Stunden wiederholt werden sollten. Nach Jahren noch werde ich nur mit Thränen jenes Tages gedenken!

Wer beschreibt unser Entsetzen, als am nächsten Morgen des Quecksilbers muntere Säule 37,8 markirte. Jetzt ergriff uns eine wahre Verzweiflung. Wollte denn dieses unersättliche Fieber die ganzen Kräfte meines armen Wilhelm aufzehren? Vom Doktor mochte er nichts wissen. Wie sollte ein Mann ihm helfen, der nur Beefsteaks zu verschreiben wußte? Eine tiefe Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner. Wie — wenn dieser gefahrdrohende Zustand sich nicht besserte? Was mußte das Ende sein? Schwach sank er in die Kissen zurück und ließ mit wegwerfender Bewegung die Hand auf das Bett fallen, wie Einer, der sich aufgiebt. Ja, ich sah es ihm an — er gab sich auf. Eine Thräne schimmerte in seinem Blicke, so jung zu sterben! Wenn man eine so liebe Frau hat! Umsonst — umsonst — da hilft kein Weinen. Muthig tupfte er mit dem Finger das Wasser aus dem Auge fort. Ich neigte mich über ihn — schon kam sie wieder, die Thräne . . . und jetzt das verwünschte Niesen. An den Folgen eines Schnupfens dahin zu gehen — welches erbärmliche Schicksal! Ach, wie schön war doch die Welt — und die Jagd! Und nun sollte es mit Allem vorbei sein für immer, vorbei, vorbei —

Während wir so lautlos litten, wurde die Post gebracht. Ich schob entrüstet die eingelaufenen Geschäftsbriefe beiseite — wie die Leute Einem zu solchen Stunden mit derlei Dingen kommen können! Doch — da lag ja ein Schreiben vom Onkel. Wilhelm begehrte, es selbst zu lesen. Gott sei Dank, darin lag Wille zum Leben. Liebevoll stützte ich seinen Kopf und reichte ihm das Blatt.

„Kraftfutter — Rübenschnitte — Rapskuchen —" murmelte er zwischen den Zähnen, während seine Augen den Brief überflogen. Plötzlich stieß er einen heisern Schrei aus, ballte das Papier zusammen und schleuderte es in die entfernteste Ecke des Zimmers. Mir sträubten sich die Haare zu Berge. Sollte die Nacht des Wahnsinns . . ?

„Dort — lies die Nachschrift!" schrie er.

Ich stürze auf den Brief zu und entfaltete ihn. Nach einigen Sekunden hatten die vor meinen Augen tanzenden Buchstaben folgende feste Form angenommen: „Ich vergaß, Dir sagen zu lassen, daß der Thermometer um neun Zehntel zu viel zeigt . ."

„Ist das nicht zum Rasendwerden?" rief Wilhelm. „Seit zwei Tagen bin ich gesund und habe nichts davon gewußt."

„Hast Du denn auch den Schluß gelesen?" fragte ich mit meiner gewohnten Sanftmuth und fuhr fort: „Auch mich hat die verfluchte Influenza erwischt!!" — —

Der Tag, an welchem wir Wilhelms Genesung und des Onkels Erkrankung feierten, gehört zu den erhebendsten unserer Ehe.

Marie Stona.

Gartenarbeiten im August.

(Verspätet.)

Obstgarten. Obstbäume und Beerensträucher sind bei trockener (!) Witterung durchdringend zu gießen. Das Anbinden und Abkneifen, hauptsächlich bei Pfirsich und Aprikosen, wird fortgesetzt. Bei Himbeeren und Brombeeren werden die alten Fruchtruthen weggeschnitten. Johannis- und Stachelbeeren werden jetzt durch Stecklinge unter Glas vermehrt. Die an den Ranken befindlichen jungen Erdbeerpflanzen werden auf gut bearbeitete Beete gepflanzt. Die Reben sind gegen Mehlthau mit Schwefelblüthe zu bestreuen, überhaupt alles Ungeziefer ist zu vertilgen. Ernte von frühen Birnen, Aepfeln, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen.

Baumschule. Das Veredeln auf's schlafende Auge wird fortgesetzt und wenn möglich beendet. Das Veredeln mit Zweigen, welche sofort entblättert werden müssen, kann jetzt bei allen Obstgattungen, mit Ausnahme von Pfirsichen und Aprikosen vorgenommen werden. Diese Veredelung ist die gleiche wie im Frühjahr; sie bietet den Vortheil, daß die Edelreiser bis zum Winter noch anwachsen, folglich auch im Frühjahr stärker treiben als die dann erst gepfropften. Anbinden und Abkneifen der Formbäume wird fortgesetzt. Steinobst kann ausgesäet werden.

Gemüsegärtnerei. Kartoffeln der frühesten Sorten, namentlich der langen, gelben Sechswochen-Kartoffel, sollten möglichst bald in nahrhaften, aber sandigen Boden gelegt werden; sie bilden sich vor dem Winter genügend aus, bleiben aber unter genügender Schutzdecke liegen, die das Einfrieren verhindert, und werden im Laufe des Winters nach und nach als „neue Kartoffeln" aufgenommen und verbraucht. Alle Kraut- und Kohlsorten sind wiederholt zu behacken und anzuhäufeln und bei Bedarf kräftig zu begießen, abwechselnd mit Dungwasser; auch suche und tödte man die Raupen des Kohlweißlings, die sich jetzt mehr und mehr bemerklich machen, ebenso alle anderen schädlichen Insecten. Die Wurzeln von Meerrettig und Knollen-Sellerie werden bis zur Hälfte von Erde entblößt und ihrer Seitenwurzeln zugunsten der Hauptwurzel beraubt, welche dadurch glatter und größer wird. Binde- und Endiviensalat werden, wenn dazu stark genug, bei trockenem Wetter zusammengebunden und dadurch im Innern gebleicht. Die zu dicht aufgehenden Pflanzen von dem für die früheste Ernte im nächsten Jahre in diesem Monat zu säenden Gemüse sind zu verziehen, in gut bearbeitete Beete möglichst tief zu pflanzen und vor dem Winter bis an das Herzblatt anzuhäufeln. Blumenkohl verstopft man in kalte Mistbeete und bedeckt diese mit Fenstern, welche bei warmer Witterung zu lüften, bei kaltem Wetter aber noch mit Strohmatten zu bedecken sind. Ihres Krautes wegen angebaute Gewürz- und Arznei-Pflanzen sind zu Anfang d. Mts. zum letzten Male zu schneiden; sie erholen sich dann bis zum Herbst wieder und überdauern den Winter ohne zu leiden. — Die zur Samenzucht ausgewählten Melonen, Kürbisse und Gurken sind erst nach der Vollreife abzunehmen. Zur Samenzucht bestimmte Zwergbohnen werden, nachdem sie zum größten Theil ausgereift, aus der Erde genommen, zu Bündeln zusammengebunden und an Gartenzäune u. s. w. zum Nachtrockenen aufgehängt. Bei Stangen-Bohnen zieht man die Wurzeln etwas aus der Erde, die Planzen hören dann auf zu blühen und die Schoten reifen schnell. Früher ausgesäete und verpflanzte Gemüsepflanzen sind zu behacken und zu gießen, zu dicht aufgehende Saaten zu verziehen, Beete und Wege sind frei von Unkraut zu halten. Reife Samen sind einzuernten. — Aussaat ins Freie: Radieschen und Spinat auf leer gewordene Beete, z. B. nach Erbsen, mit frischer Düngung und Umarbeitung; auf einem 1,3 m breiten Beete etwa 4 Reihen Spinat und dazwischen die Radieschen. Karotten für den Wintergebrauch müssen bei Frost zugedeckt werden; Knoblauch, Perlzwiebeln, Winterzwiebeln, Schalotten (sämmtlich zu legen) nach Aberntung von Sommer- und Blumenkohl auf deren Beete ohne Düngung. Herbstrüben, Teltower Rüben nach Karotten oder anderen Gemüsen ohne Dung, zu Anfang dieses Monats noch, nur in sonniger Lage bis Mitte d. M., letztere nur in Sandboden. Blumenkohl, früheste Sorten, Kraut und Wintersalat für die früheste Ernte nächsten Jahres. Oberkohlrabi, Sellerie u. dergl., Kopfsalat, früher auf sonnige Beete, derselbe wird im October verbrauchsfähig. — In abgetragene Mistbeete: Radieschen, zum Gebrauch für den Winter, der Vorsicht halber zu Ende d. Mts. noch einmal, für den Fall, daß die erste Aussaat zu früh fertig würde und Blüthenstengel bildete. — Pflanzen: Grünkohl, bis Mitte d. M. in kräftigen Setzlingen, die auf dem Saatbeet dünnstehend oder im Anzuchtgarten verstopft vorräthig sein müssen. Kopfsalat, Winter-Endivien. — Ernte: Zwiebeln (Steck- und Saat-Zwiebeln), Knoblauch, Schalotten und frühe Kartoffeln.

Blumengärtnerei. Alle im Freien aufgestellten Topfgewächse sind fleißig zu begießen und zu bespritzen, die Töpfe sind von Unkraut und Moos rein zu halten. Stark wachsende Topfgewächse werden, wenn gut durchgewurzelt, zu Anfang d. Mts. zum zweiten Male verpflanzt und bei dieser Gelegenheit frisch aufgebunden, ebenso sind auch die nicht zu verpflanzenden Topfgewächse, wenn erforderlich, frisch aufzubinden. Gesunde und kräftige Pflanzen, welche nicht mehr versetzt werden sollen, sind wöchentlich zweimal mit nicht zu starkem Dungwasser zu begießen. Sogenannte Neuholländer und Kappflanzen sind, wenn sie zu sperrig wachsen, wiederholt zurück zu schneiden, damit sie dicht werden und schöne Formen annehmen. Feine blühende Topfgewächse sind, wenn die Blüthe lange dauern soll, vor Regen und starker Sonne zu schützen. Empfindliche Kalthaus-Pflanzen in den Schattenstellagen werden wiederholt umgestellt, vor starker Sonne und andauerndem Regen geschützt. — Die jetzt leeren Kalt- und Warmhäuser werden in Stand gesetzt, verfaulte Gestelle durch neue ersetzt, schlechtes Mauerwerk ausgebessert, Scheiben frisch eingezogen, die Feuerungen geprüft, überhaupt zur Aufnahme der Pflanzen vorbereitet. Die im vorigen Monat ausgesäeten Pflanzen sind zu vereinzeln, Calceolarien, Primeln und Cinerarien mit größter Vorsicht in Schalen und in lauwarme oder auch kalte Kästen zu bringen, welche etwas gelüftet und gut beschattet werden müssen und später einzeln in kleine Töpfe zu pflanzen. Der Blumengarten steht jetzt in voller Pracht und muß in dieser erhalten werden. Die Blumenbeete müssen sorgfältig gepflegt werden, und namentlich die mit Sommerblumen bepflanzten sind, wenn erforderlich, neu zu bepflanzen, wozu man jetzt hauptsächlich blühende Astern verwenden kann. Reife Blumensamen sind einzuernten, zu trocknen, mit Namen zu versehen und wenn Zeit vorhanden ist, zu reinigen. Die jungen Edeltriebe der auf's treibende Auge veredelten Rosen sind bis spätestens zu Anfang d. Mts. auf 2 bis 3 Augen zurück zu schneiden. Die wilden Triebe sind ebenso wie bei veredelten Ziergehölzen und Zierbäumen zurück zu schneiden und später ganz fortzunehmen. Die Gartenwege, Beete und Gehölzgruppen sind frei von Unkraut zu halten. — Aussaat: Ins Mistbeet Sommerlevkojen für den Winterflor. — Pflanzen: Astern auf Beete mit abgeblühten Sommerblumen, spät ausgesäete Stauden, bewurzelte Nelkensenker auf gut gegrabene Beete. Feine Nelken in Töpfe. Gänseblümchen, Nachtviolen, Aurikeln, Primeln, Pechnelken und andere frühblühende Stauden sind auszunehmen, durch Theilung zu vermehren und auf frische Beete zu pflanzen. Herbst- und Winter-Levkojen, welche sich als gefüllt blühend schon erkennen lassen, sind in Töpfe zu pflanzen und unter Glas zu bringen. Frühblühende Zwiebelgewächse können umgelegt, d. h. auf frische Beete gepflanzt werden; dies ist alle 3 bis 4 Jahre erforderlich. — Vermehrung: Immergrüne Kalthauspflanzen, Nadelhölzer, durch Wintersteckline in Schalen, welche mit Glasglocken zu bedecken sind. Kamelien in warme Mistbeete, Ziergehölze aller Art, in kalte Mistbeete. — Veredelung: Rosen, Zierbäume, Ziersträucher (durch Okuliren aufs schlafende Auge). Orangen (im Gewächshaus), baumartige Päonien (durch Pfropfen auf Wurzelstöcke der gemeinen Päonie), Nadelhölzer und Immergrüne Pflanzen (durch Pfropfen auf in Töpfen stehende Unterlagen im Gewächshause bei 12 Grad R. Winterwärme). — Treiberei: Mit dem Einpflanzen früher Treibzwiebeln von Hyacinthen und Tulpen wird begonnen.

Neue Art der Conservirung von Weintrauben.

Die Traubencultur in freier Luft hat in der Umgegend von Paris, ganz besonders in Thomery, Argenteuil, Conflans Mirecourt und Andresy eine sehr große Ausdehnung gewonnen, und in erstgenanntem Ort allein übersteigt die jährliche Production drei Millionen Kilo. Die Züchter suchen natürlich die Trauben so lange als möglich auch nach dem Pflücken zu conserviren, da während des Winters der dafür erzielte Preis ein recht hoher ist. So wurden z. B. in den letzten Jahren für ein Kilo Trauben bester Sorte vom September bis November 2—4 Francs gezahlt, im Februar erreichten dieselben 8 Francs und im April bis Mai selbst 12—14 Francs. Diese außerordentliche Steigerung giebt den besten Beweis dafür, daß das Conserviren dieser Frucht große Schwierigkeiten bietet und die bisher angewendeten Verfahren noch sehr unvollkommen sind.

Es werden daher in Frankreich fortwährend Versuche nach dieser Richtung angestellt und hat sich dabei erwiesen, welchen günstigen Einfluß Spiritusdämpfe ausüben, um das Schimmeln der Früchte zu verhindern. Birnen und Aepfel die mehrere Monate in einer mit Wasser- und Spiritusdämpfen getränkten Atmosphäre gehalten wurden, zeigten keine Spur von Schimmel, selbst solche, die bereits zu faulen angefangen, während andere gleichen Ursprungs unter den nämlichen Bedingungen, mit Ausnahme, daß sie nicht den Einwirkungen von Spiritusdampf ausgesetzt waren, eine Schimmeldecke hatten. Man hat nun aus dieser Erfahrung bei der Conservirung der Früchte überhaupt, ganz besonders aber der von Trauben, welche ja durch Schimmel am meisten zu leiden haben, Nutzen gezogen. Man sagte sich, daß, wenn diese Früchte sofort nach der Lese in eine mit Wasser- und Spiritusdämpfen erfüllte Luft gebracht und dort belassen würden, sie nicht nur vor dem Verschimmeln geschützt werden könnten, sondern auch ihr schönes Aussehen bewahren müßten, falls die Temperatur des Raumes eine niedrige und gleichmäßige sei. Der Erfolg hat diese Annahmen vollauf bestätigt. Am 31. October 1894, also zu einer späten und daher nichts weniger als günstigen Jahreszeit, wurden mit anderen Früchten Chasselastrauben aus Fontainebleau, die eben gepflückt waren, in einen Behälter aus Ziegeln gethan, der inwendig cementirt und durch eine gewöhnliche Holzthür geschlossen wurde. Zu gleicher Zeit stellte man ein Gefäß mit 100 ccm Spiritus zu 96° hinein. In zwei Behälter der nämlichen Art, die dicht neben dem ersten standen, von denen der eine offen, der andere geschlossen wurde, legte man am selben Tage die gleichen Früchte und wie diese auf Holzabfälle. Die Kästen befanden sich in einem Keller der Gartenbauschule, der sehr feucht ist und dessen Temperatur während der ganzen Dauer des Versuchs + 8—10 Celsius aufwies.

Am 20. November waren die Trauben in dem offenen Behälter und noch mehr in dem geschlossenen ohne Spiritus verdorben und mit Schimmel bedeckt, in dem, welcher Alkohol enthielt, dagegen von größter Schönheit und nur eine einzige zeigte zwei braune Beeren; auch diese aber hatten an Umfang nichts eingebüßt und hatten keinerlei bitteren Geschmack, wie ihn sonst Beeren, die von Schimmel und ganz besonders durch das Penicillium glaucum angegriffen sind, besitzen. Am 7. December waren die Trauben immer noch von schönstem Aussehen, die meisten wiesen aber eine oder zwei braune, sonst jedoch ganz gute Beeren auf. Am 24. December gleiches Resultat, so daß also innerhalb zwei Monaten jede Traube nur 2 bis 4 Beeren eingebüßt hatte. Jeder, der sie kostete, fand ihren Geschmack vorzüglich, die Stiele waren noch vollständig grün, die Beeren voll und rund, als ob sie eben gepflückt wären.

Das Verfahren ist, wie ersichtlich, sehr einfach, jeder Raum, der eine niedrige Temperatur hat, selbst der feuchteste Keller, kann als Conservirungskammer dienen. Es genügt, wenn man die Trauben sofort nach der Lese in möglichst gut geschlossene Behälter bringt, in welche man eine spiritusgeschwängerte Atmosphäre durch das Aufstellen von mit Alkohol gefüllten Gefäßen mit weiter Oeffnung erhält. Das Beste wäre, ein für allemal solche Behälter aus hohlen Ziegeln anzulegen, sie inwendig zu cementiren und übereinander gestellte Holzrahmen anzubringen, die man mit Holzschnitzel bedeckt, auf welche die Trauben ausgebreitet werden. Die nöthige Menge Spiritus ist verhältnißmäßig gering; bei dem mitgetheilten Versuche, bei dem keinerlei besondere Vorsichtsmaßregeln gebraucht worden waren, um einen guten Verschluß zu erzielen, verblieben nach zwei Monaten von den 100 ccm Alkohol 28 ccm von 60°.

In diesem Jahre gedenkt man in Frankreich sich die Erfahrung zu Nutze zu machen und das Experiment im großartigen Maßstabe zu wiederholen.

Die neue Einbaumleiter.

Auf der Ausstellung der D. L.-G. in Köln sahen wir eine neue Art Leitern, die für den Gartengebrauch recht praktisch erscheint; es sind das die sogen. Einbaumleitern mit Drahtsicherung gegen das Durchbrechen der Sprossen und Abgleiten, von J. Weyer, Nieder-Ingelheim (Rheinhessen). Der Werth einer — selbstverständlich genügend tragfähigen — Freistellleiter wird durch ihre Leichtigkeit und Handlichkeit wesentlich bedingt. Die Einbaumleitern lassen zwar eine sehr leichte und doch genügend starke Ausführung zu, allein in der seitherigen Bauart hatten sie den Mißstand, daß seitliches Abgleiten, namentlich bei feuchtem Wetter, leicht vorkommt, daß die Sprossen häufig abbrechen, und außerdem bei Verwendung unter der Krone und zwischen den Zweigen an diesen hängen bleiben und sie beschädigen. Die jetzt angewendete Drahtsicherung, die die Sprossen fest umschließt, giebt denselben unbedingten Halt, verhindert das Abgleiten und Abbrechen und verleiht der ganzen Leiter eine große Standfestigkeit. Die letztere wird noch wesentlich verstärkt durch den breiten Fuß und die beiden freihängenden, nach jeder Richtung hin verstellbaren Stützstangen, die in Folge geeigneter Anordnung beim Besteigen der Leiter nie herausgehen können, sondern sich fest gegen den Leiterbaum stemmen, so daß, richtig aufgestellt, die Leiter den denkbar festesten Stand gewährleistet. Dieselbe wird in zwei Ausführungen angefertigt: Eine mit festem Fuße für ebenes Gelände und eine zweite mit beweglichem, ungleichschenkeligem Fuße, welche sich sowohl auf ebenem, wie auch auf sehr unebenem Boden bis zu 60 pCt. Steigung rasch und sicher gerade einstellt. Preis der Leiter mit festem Fuße: 10 Sprossen Höhe 9 Mk., 12 Sprossen Höhe 10,50 Mk., 12 Sprossen Höhe 12,50 Mk.; mit beweglichem Fuße (Vergleiter): 10 Sprossen Höhe 14 Mk., 12 Sprossen Höhe 15 Mk.

Glanzstärke.

Weißes Wachs 40 gr, Walrath 80 gr, schmilz beides zusammen bei mäßiger Wärme, bewahre auf und thue ein Stück, so groß wie eine Erbse, davon in die wöchentliche Stärke.

Erprobte Recepte aus dem deutschen Nationalkochbuch von Frau A. Willms, geb. Wildermuth.

Jedes Recept in diesem originellen Kochbuch ist durch eigene Erfahrung von den unterzeichneten Frauen erprobt und für das Nationalkochbuch geschrieben. Wir geben hier zur Probe einige Recepte für das

Einmachen der Herbstfrüchte und Gemüse.

Gurken einzumachen. 40 reife Gurken werden abgeschält, durchschnitten und die Kerne entfernt. ½ Kilo geriebener Zucker, 2 Hände voll Schalotten, 30 g weißer Pfeffer, 2 gute Stangen Meerrettich, in Scheiben geschnitten, ¾ Kilo gelbe Senfkörner, 2 Hände voll gehackter Zwiebeln, 2 Hände voll Salz werden gut durchgemengt und mit Gurkenstücken in einen steinernen Topf gelegt. Dann gießt man so viel Weinessig darüber, daß die Gurken bedeckt sind, läßt sie acht Tage zugebunden stehen und kocht sie dann ordentlich auf. Beim Kochen weichgewordene Gurken sind unbrauchbar. In Gläsern aufbewahrt und mit Blasen verbunden, halten die Gurken sich Jahre lang.

Kiel. Fräulein Navit.

Butterbrotsgurken. Gurken, die noch keine Kerne haben, schält man sehr fein, schneidet sie in 2 oder 3 Stücke, streut Salz darauf und läßt sie eine Nacht darin liegen. Dann trocknet man sie ab, packt sie dicht nebeneinander und streut schichtweise je zwei Theelöffel Zucker, etwas Muscatblüthe, weißen Pfeffer und Nelken, einige Lorbeerblätter und ziemlich viel in Scheiben geschnittene Schalotten dazwischen. Zuletzt legt man oben darauf ein bißchen Dill und gießt so viel Weinessig darüber, daß sie bedeckt sind. Man giebt die Gurken zum Thee und kalten Aufschnitt, schneidet sie dazu wie zum Salat, nur etwas dicker, und legt die Zwiebeln darum.

Rheinprovinz. Frau M. v. Mutius.

Kochrecepte.

Mürber Teig zur Pastete. 75 Gramm Butter werden zerpflückt, mit 200 Gramm Mehl, ein Ei, 2 Löffel Sahne, 1 bis 2 Eßlöffel Wasser und einer Prise Salz mit einem Messer vermischt, dann mit den Händen geknetet, was möglichst schnell geschehen und einen glatten Teig ergeben muß. An einem kühlen Orte bereitet, bleibt der Teig bis zum Gebrauch kalt gestellt.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 30. August 1895. Neunter Jahrgang. — № 35.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Fortsetzung.)

Jedoch noch ehe der Oberst Zeit und Gelegenheit fand, seiner Schwester die gefaßten Entschlüsse mitzutheilen, geschah etwas. Das pflegt in dieser elenden Welt so zu sein; immer geschieht etwas, wenn man es am wenigsten erwartet.

Als Frau Danvers zum Nachmittagsthee hereinkam — sie sah nach ihrer langen Spazierfahrt in der kalten Märzluft sehr frisch und hübsch aus — geschah es, daß ihr Gatte sich auch dazu fand, obwohl seine Gegenwart bei dieser Mahlzeit durchaus nicht seine regelmäßige Gewohnheit war.

„Nebenbei gesagt, Ralph", begann er, sich an seinen Schwager wendend, wenn Du nicht zu sehr beschäftigt bist, so sei so gut, mich nachher in den Pferdestall zu begleiten. Mit meiner Kastanienbraunen ist irgend etwas nicht in Ordnung. Sie lahmt und ich fürchte, sie hat sich die Fessel vertreten. Ja, bitte, gieb mir eine Tasse Thee, Bessie. Nun, Sibylla, was hast Du den ganzen Tag getrieben?"

„Ich . . o ich glaube, ich bin müßig gegangen", lachte sie vergnügt.

„Müßig gegangen? Na, na", scherzte er, „wir hätten vielleicht auch noch einen anderen Ausdruck dafür."

„Vielleicht."

„Willst Du mitkommen oder willst Du lieber Bessie Gesellschaft leisten?"

„Danke sehr, ich bleibe lieber hier. Mir thut der Kopf weh, darum möchte ich lieber nicht mehr ausgehen."

Als die beiden Herren ihre Mahlzeit beendet, gingen sie ihrer Wege und Frau Pole-Danvers, die außerordentlich gern ein Schwätzchen machte (obwohl sie sehr aufbegehrt haben würde, hätte man es ihr auf den Kopf zugesagt), setzte sich in ihrem behaglichen Lehnstuhl zurecht, um sogleich „ein Wörtchen zu der Sache zu reden."

„Besinnst Du Dich noch auf die hübsche Mary Swannigham?" begann sie, sobald sich die Thür hinter den beiden Herren geschlossen hatte.

„O ja, gewiß", antwortete Sibylla.

„Nun, Du weißt, sie heirathete einen jungen Offizier vom 170. Infanterieregiment und begleitete ihn nach Indien sehr gegen den Willen ihrer Verwandten."

„Nun — und?"

„Sie ging vorige Woche auf und davon."

„Was?!" rief Sibylla entsetzt.

„Wahrhaftig. Seine Mutter hat beinahe den Verstand darüber verloren."

„Aber das ist ja fürchterlich."

„Ja, nicht wahr? Das sind die Folgen der Liebe und der Dummheit. Weißt Du, als Joë sie heirathete, freuten sich seine Verwandten nicht gerade über die Parthie. Ich besinne mich noch ganz genau, wie Joë hier herein kam und die Hände auf dem Rücken auf und ablief. Er sang mir ihr Lob in allen Tönen. „Frau Danvers", begann er, „was hat eines Mannes Heirath mit seiner Familie zu thun? Von meiner Mutter verlange ich ja auch gar nicht, daß sie Mary heirathen soll — ich wünsche sie zu heirathen. Aber meine Mutter thut, als ob sie es thun oder nicht thun wollte." Nun, weißt Du, fuhr Frau Danvers fort, es ist ja alles ganz schön, aber ein Mann muß doch auch bedenken, daß seine Familie mit seiner Erwählten nahe verwandt wird, oder sie geben ihn eben auf. Wenn es meinem Bruder zum Beispiel eingefallen wäre, irgend Jemand zu heirathen, der mir ganz fremd war — natürlich würde er mich nicht vorher gefragt haben, das ist nicht seine Art — so hätte ich mich nicht darüber gefreut. Siehst Du, das ist so nett an Dir, daß wir Dich alle genau kennen. Manche finden Geheimnisse romantisch — ich finde sie gräßlich. Nebenbei gesagt, Sibylla, wie lange warst Du eigentlich verheirathet?"

„O nur kurze Zeit", antwortete Sibylla mit leiser Stimme. Ihr Herz begann heftig zu schlagen wie immer, wenn eine Anspielung auf ihre erste Heirath gemacht wurde. Ihre Schwägerin mißverstand ihre unsichere Stimme, sie hielt die Unsicherheit für Erregung und sie berührte mitfühlend Sibyllas Arm.

„Mein liebes Kind, denke ja nicht, daß ich Dich ausspioniren will oder dergleichen, aber ich möchte so gern, daß Du uns etwas über Deinen verstorbenen Mann — nun, Du weißt ja, wie es hier in Langweil zugeht und wie neidisch hier all die alten Katzen sind, daß Du Ralph für Dich gewonnen hast, denn es fällt ihnen natürlich nicht ein, daß es umgekehrt bei Euch sein könnte."

„Haben sie sich irgendwie darüber geäußert?" fragte Sibylla unangenehm überrascht.

„Mein liebes Herz, denke doch einmal zurück und frage Dich, ob hier in dem kleinen Krähwinkel jemals etwas unbesprochen geblieben ist! Natürlich klatschen sie darüber. Sie sind alle über mich hergefallen, haben versucht, mich über Deinen ersten Mann auszupumpen von rechts und von links und haben alle möglichen thörichten Ansichten geäußert. Na, ich habe sie kurz abgefertigt," schloß sie, sich noch eine Tasse Thee eingießend.

Einen Moment war Sibylla zu erstarrt, um Worte zu finden. Dann überkam sie ein plötzlicher Impuls, vor ihrer Schwägerin auf die Knie zu fallen und ihr alles zu bekennen, ihr zu sagen, ich habe eine Dummheit begangen, ich fürchtete mich davor, was wohl die Menschen über mich reden möchten, wenn ich allein auf Reisen ginge, da nahm ich einen Titel an, den anzunehmen ich kein Recht hatte. Sei mir nicht böse deswegen, steh mir bei und hilf mir aus dieser abscheulichen Verwicklung heraus." Aber sie sagte dies alles nicht, sie dachte es blos. Sie dachte auch schaudernd, daß Frau Pole-Danwers sie dann sicher sogleich aus dem Hause weisen würde und o! wie entsetzlich! So entehrt vor ganz Langweil dazustehn. Ach, wäre sie nur nie auf den thörichten Gedanken gekommen, sich wieder in das kleine Nest zu begeben! Mein Himmel, was würde alles über sie geredet werden, wenn nun die Wahrheit an den Tag kam. Der bloße Gedanke daran ließ ihr heiße Schamröthe in die Wangen steigen. Nein, Ralphs Schwester wollte sie niemals in ihr Geheimniß ziehn, komme was da wolle. In einer Art von Verzweiflung blickte sie zu ihrem stattlichen, hübschen Gegenüber auf — wie beneidenswerth erschien ihr Frau Danwers in diesem Moment! Sie hatte nichts zu verbergen in ihrem Leben, sie sah aus, als hätte sie keine andern Sorgen, als die um das Wohl ihres Haushaltes. Die Glückliche! Nein, lieber wollte Sibylla sterben, als ihrer Schwägerin eine Silbe verrathen.

„Ach liebe Bessie", begann sie endlich, „bitte, sprich nicht mehr davon. Ich kann nicht über meinen ersten Mann reden. Es ist mir eine wahre Herzenspein, über diesen Theil meines Lebens zu sprechen."

„Du machtest Dir wohl nicht viel aus ihm?" fragte Frau Danvers, die arme Sibylla dabei scharf fixirend, in überzeugendem Ton.

„O nein, nein, gar nichts", rief die Gefragte.

„Vielleicht war er Dir nicht ganz ebenbürtig?" fuhr sie mit ruhiger Entschiedenheit fort.

„Bessie, ich habe nie Jemand geliebt, bis ich Ralph kennen lernte. Ich erinnere mich nur ungern der Vergangenheit. Ich bitte Dich, frage mir nicht alle Einzelheiten ab, es peinigt mich, mehr als ich sagen kann, Ralph fragt mich nie etwas. Hier in Langweil geht es keinen Menschen etwa an, was ich früher gethan oder nicht gethan habe, Ihr kennt ja meine Verhältnisse. Bitte, laß uns nicht mehr davon reden."

„Liebes Herz," sagte die Andere beruhigend, „gräme Dich ja nicht darum. Kein Wort mehr will ich Dich fragen, ich freue mich zu sehr, Dich zur Schwägerin zu bekommen. Wir haben Dich ja aufwachsen sehen und Deine beiden Eltern gekannt. Weißt Du, Ralph hätte ja irgend eine andere Persönlichkeit heirathen können, irgend ein weibliches Wesen mit einem Geheimniß im Hintergrunde, die ihn hinterging und betrog und trotzdem würde er doch nicht erlaubt haben, daß ich mich hineinmischte. Das ist nicht seine Art."

Aber von den so gut gemeinten Worten fielen einige wie schwere Steine auf Sibylla's Herz: „ein Wesen, das ihn hinterging und betrog"! . . .

Sobald als irgend möglich entschlüpfte Sibylla auf ihr eigenes Zimmer. So todtunglücklich, wie heute, hatte sie sich noch nie in ihrem Leben gefühlt. Die Worte ihrer Schwägerin waren ihr wie eisiger Reif auf's Herz gefallen. Ein entsetzlicher Gedanke nahm ihr ganzes Sein gefangen. Wenn sie nun ihrem Verlobten die volle Wahrheit eingestand, wie würde er sie aufnehmen? Würde er sie, Sibylla, als eine Betrügerin ansehen? In diesem Falle löste er dann natürlich sogleich die Verlobung auf und sagte ihr gewiß mit dürren Worten ins Gesicht, sie habe systematisch und Jahre lang Andere getäuscht — welche Garantie besitze er dann, daß sie ihn nicht ebenso hinterginge? Für ihren Beweggrund würde er sicher keinerlei Verständniß haben.

Nirgends ließ sich ein Ausweg entdecken. Allmählich machte sie sich klar, daß ihr nur eins zu thun übrig bleibe, nämlich ruhig und ohne sich lange zu besinnen jede Verbindung mit ihm abzubrechen, sich so zu sagen aus seinem Leben auszulöschen und wieder in die weite Welt zu gehen, wie sie es bereits schon einmal gethan hatte. Sie verlebte eine sehr peinliche Stunde in ihrem eigenen Zimmer, sie grübelte und dachte nach, konnte aber zu keinem Resultat gelangen. Der Entschluß, ihren Verlobten aufzugeben, dünkte ihr zu ungeheuerlich.

Heut Abend mußten sie noch zu einem kleinen Tanzfest in der Villa, darunter verstand man eine Versammlung aller der Personen, die mit den Bewohnern der „Villa" auf Besuchsfuß standen. Frau Danvers besuchte derartige Abendunterhaltungen nicht oft — sie drückte sich wo und wann sie irgend konnte, heute fand aber das Fest zu Ehren des Brautpaares statt und es gab auch nicht die leiseste Möglichkeit, ihm zu entfliehen.

Sibylla zog sich mit großer Sorgfalt an, sie trug ein Kleid aus reicher weißer Seide, die Taille mit alten, echten Spitzen besetzt. An den weiten Ausschnitt befestigte sie ein paar weiße Kamelien, die ihr Verlobter hatte aus London kommen lassen. Sie sah allerliebst aus, als sie das Wohnzimmer betrat. Ihr Zukünftiger hatte sie schon erwartet.

„Mein Liebling," begann er, „so gut wie heute hast Du mir noch nie gefallen. Wahrhaftig, Langweil kann stolz auf Dich sein. Ich bin es sicher."

„O Ralph," erwiederte sie bescheiden, „ich weiß nicht, warum Du stolz auf mich sein könntest."

Statt aller Antwort umschlang er sie mit beiden Armen und küßte sie ein paarmal — sehr zum Nachtheil der weißen Kamelien.

„O," rief sie erschrocken, „Du hast meine frischen Blumen geknickt! Wie verschwenderisch!"

„Ach, das ist mir ganz egal," gab er mit leuchtenden Augen zurück, „was kümmern mich die paar weißen Blumen! Du bist auch ohne sie noch hübsch genug. Aber ich kann Dir auch einige Andere aus dem Treibhaus besorgen. Nebenbei gesagt, Sibylla, wann wirst Du den Termin bestimmen?"

„Donnerstag gehe ich nach London," antwortete sie ausweichend.

„So?"

„Ja."

„Aber Du kannst den Tag auch schon vor Deiner Reise festsetzen."

„Ach laß nur, wir wollen 'mal sehen." Dann mit einem plötzlichen Entschluß hinzusetzend: „Ralph, glaubst Du nicht auch, es wäre gut, wenn Du Dich nach einer besseren Partie umsähest? Ich . . . ich meine nach Jemand, der besser zu Dir paßte?"

„Mein liebes Kind, was redest Du denn für Unsinn?"

„Nun weißt Du, ich . . . mir ist, als wäre ich nicht gut genug für Dich."

„Aha, und siehst Du, mir ist, als wäre ich für Dich nicht gut genug. Wir sind also quitt.

„Ach . . . Du verstehst mich nicht oder Du will mich nicht verstehen."

„Nein, ich will auch nicht."

„Aber ich bin überzeugt, Du könntest eine bessere Partie finden."

„So? Ich bin anderer Meinung. Paß auf," sagte er und hielt ihre beiden Hände fest, „paß 'mal auf, weißt Du, was mit Dir los ist?"

„Wie meinst Du das?"

„Nun, ich meine, was ich sage. Ich meine, daß Du etwas auf dem Herzen hast, ich sehe es — ich habe es längst gemerkt. Komm, thue mir den Gefallen und sage es frei heraus, glaube mir, es ist das Beste, was Du thun kannst. Mit Geheimnissen wollen wir uns nicht herumplagen. Nichtwahr?"

„Vielleicht."

„Du möchtest mir etwas sagen und Du möchtest auch wieder nicht. Ist es etwas über jenen Andern?"

„Welchen Andern?"

„Nun, Schmidt natürlich. Na, komm, was ist es? War er ein Grobschmidt oder ein Verbrecher oder was war er?"

„Nichts war er" antwortete Sibylla der Wahrheit gemäß.

„Nun, was that er denn oder was thatest Du? Ich bin überzeugt, Du thätest besser, mir die Wahrheit zu sagen. Dieses ewige Hin- und Hergezerre geht nicht länger. Es ist die pure Zeitverschwendung."

Einen Moment schwieg er still, dann kam ihm plötzlich ein neuer Gedanke.

„Sibylla" und er ergriff ihre Hände wieder und preßte sie fast schmerzhaft, „Sibylla, es steht doch unserer Heirath nichts im Wege?"

Das junge Mädchen fuhr entsetzt zusammen, aber ehe sie den Mund öffnen konnte, that sich die Thüre auf und Frau Danwers rauschte im Gesellschaftskleide herein.

„Ach, Pardon, ich habe mich recht verspätet" begann sie sich sogleich zu entschuldigen, und meinem Mann ist es ebenso ergangen — er meint, wir sollen nicht auf ihn warten. Ralph, willst Du, bitte, klingeln. „Jawohl," wandte sie sich dann an den eintretenden Haushofmeister, „es soll sogleich servirt werden, wir wollen nicht auf den Herrn warten. Manchmal ist es geradezu erstaunlich, wie schnell die Zeit vergeht. Ich dachte noch Wunder wie früh es sei und trödelte so beim Anziehn. Sibylla, Du hast wohl Kopfweh heut Abend?"

„Nicht gerade Kopfweh, Bessie", antwortete die Gefragte ernst.

„Nicht? Du siehst nicht so frisch aus als sonst. Wir werden heut Abend alle im großen, zugemachten Omnibus fahren, mit dem „Broughan" ist etwas nicht in Ordnung. Zum Todtlachen wird es nicht werden, fürchte ich."

Kaum saßen sie bei Tisch, als der Hausherr eintrat und sich wortreich entschuldigte. Auch er hatte geglaubt, noch wunder wie viel Zeit vor sich zu haben und er setzte die Gründe seiner Verspätung mit euer Genauigkeit auseinander, die dem Obersten förmlich auf die Nerven fiel und ihn veranlaßte, seinen Schwager mit Blicken zu betrachten, in denen sich deutlich aussprach, daß er noch niemals in seinem Leben einen solchen Kleinigkeitskrämer vor sich gehabt.

Hiernach schien das Schicksal fest entschlossen, jede Aussprache zwischen dem Brautpaar zu verhindern. Während des Essens war es selbstverständlich unmöglich eine wichtige Frage an Sibylla zu richten, und als die Mahlzeit vorüber, begaben sich die beiden Damen stracks in ihre Gemächer, um noch die letzte Hand an ihre Toilette zu legen, die pelzverbrämten Abendmäntel umzuhängen und schließlich mit den Herren in den geräumigen Omnibus zu klettern, der sie alle vier nach der Villa brachte. Obgleich Frau Pole Danwers ihrem Manne zunächst saß und eine lebhafte Unterhaltung mit ihm aufrecht erhielt, wagte der Oberst doch nicht eine Frage an seine Verlobte zu richten, die sie möglicherweise während des ganzen Abends beunruhigen konnte. Aus demselben Grunde vermied er es auch während des Tanzes, auch hatte er nur einmal Gelegenheit sie unter vier Augen zu sprechen. Seiner eifersüchtigen Einbildung wollte es beinah scheinen, als ginge ihm Sibylla absichtlich aus dem Wege.

Beide tanzten außerordentlich gut. Natürlich wurde sie sehr viel von anderen Herren aufgefordert, aber sie amüsirte sich eigentlich nur, wenn sie mit ihrem Verlobten tanzte.

Nach einem sehr langen, sehr schwungvollen Walzer sah sie sich unverhofft mit ihm allein in einer kleinen Nische, die durch hohe, breitblätterige Palmen und einen gestickten Schirm von der Außenwelt völlig abgeschlossen schien.

„Komm, setze Dich hierher", bat er in überredendem Tone, „es ist ein reizend gemüthliches Plätzchen. Ich bin ganz wild vor Eifersucht, weil ich Dich mit allen diesen Tölpeln habe tanzen sehen müssen. Tanzest Du gern mit ihnen?"

„Nein, gar nicht. Mit Dir tanze ich gern."

„Weiß nicht, warum Du mit ihnen allen tanzen mußtest! Ich finde es recht überflüssig. — Zu wie viel Tänzen bist Du noch versagt?"

„Zu nicht vielen mehr", antwortete sie unsicher.

„Darf ich 'mal sehen?" Und er bemächtigte sich ihrer Tanzkarte: „Mr. Jones . . . u. s. w., J. M. . . ."

„Wer ist J. M.?"

„O, ein sehr alter, langweiliger Mann", antwortete Sibylla lachend.

„Nun ich protestire gegen Dein Tanzen mit alten, langweiligen Leuten. Hörst Du?"

Und noch ehe sie Zeit zu einer Erwiederung fand, hatte er seinen Namen hinter alle noch vorhandenen Tänze geschrieben. Dann gab er die Tanzkarte zurück und schlang seinen Arm um ihre Taille.

„Siehst Du", sagte er, „jetzt ist mir wohler und ich möchte Dich etwas fragen."

„Ach bitte, lieber nicht", wehrte sie ab.

„Mein liebes Kind, ich muß. Du weißt nicht, in welcher Herzenspein ich den ganzen Abend geschwebt habe. — Weißt Du noch, heute vor dem Essen fragte ich Dich etwas, gerade als Bessie hereinkam; deshalb konntest Du mir nicht antworten. Aber Du fuhrst zusammen, als ich Dich fragte; ich habe es wohl gesehen. — Sage mir, was Du auf dem Herzen hast. Glaube mir, ich frage Dich nicht aus Neugier, ich frage Dich nur, weil ich weiß, daß es Dich bekümmert. — Du kannst früher unmöglich einmal etwas Unrechtes gethan haben, ich würde es nicht glauben, wenn Du es mir erzähltest und selbst wenn Du mir thatsächliche Beweise brächtest, würde ich meine Meinung über Dich nicht im Geringsten ändern. Ich bitte Dich flehentlich, antworte mir nur auf die eine Frage: „Steht unserer Heirath etwas im Wege?" — —

Man kann sich Sibylla's Empfindung kaum vorstellen, als der Oberst diese Frage an sie richtete. Am liebsten hätte sie jetzt Alles gestanden und doch fiel ihr im nächsten Moment ein, daß hier weder der Ort, noch der richtige Zeitpunkt für derartige Eröffnungen sei. Sie ängstigte sich unbeschreiblich, wie er wohl ihr Geständniß auffassen, was er wohl dazu sagen würde. Eine Art Instinct raunte ihr zu, sie müsse — im Falle sie ihm ihre Schuld bekenne — auf eigenem Grund und Boden stehen; nicht mehr Gast im Hause seiner Schwester sein. Bei dem bloßen Gedanken, eine sogenannte Scene herauf zubeschwören, lief es ihr kalt über den Rücken, und sie fühlte sich seinen etwaigen Vorwürfen nicht gewachsen.

Ach! Wäre sie nur erst sicher aus dem Hause. Sie mußte sich erst in Frieden und Liebe von seiner Schwester verabschieden und dann . . . ."

„Ralph", begann sie zögernd und unsicher, „ich muß Dir etwas sagen, Dir etwas bekennen, aber nicht hier. Bitte, forsche nicht weiter. Ich will sobald als möglich nach London zurück und wenn Du mich dann dort aufsuchen willst . . . will ich Dir Alles sagen, Alles."

Ralph erstarrte fast zu Stein bei ihren Worten; jedoch gab er sie nicht frei.

„Meine Frage hast Du immer noch nicht beantwortet, Du" — er sprach mit zitternder Stimme: „Du kannst mich doch unmöglich eine Woche lang in der Schwebe halten wollen. Ich verlange auch gar keine Einzelheiten zu wissen, aber bei Allem, was Dir heilig ist, flehe ich Dich an und antworte mir mit Ja oder Nein auf meine Frage: „Bist Du frei, oder nicht?"

Sie blickte überrascht zu ihm auf.

„Aber Ralph, was fällt Dir eigentlich ein?"

„Was mir einfällt? Nur das, was Du mir eingeredet hast. Warum sagst Du nicht einfach Ja oder Nein?

„Natürlich bin ich frei! Unserer Heirath steht Nichts im Wege, wenn Du nach meinem Bekenntniß mich noch wirst haben wollen", versetzte sie mit leiser Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Der reichste Fürst.

Professor E. Nestle in Ulm veröffentlicht in der „Münch. Allgem. Ztg." einen Artikel „Der reichste Fürst." Es heißt daselbst unter anderem: Vor drei Jahren hat Professor H. Knapp nachgewiesen, daß die von Justinus Kerner in seiner allbekannten Ballade verwerthete Erzählung von den deutschen Fürsten, welche die Merkwürdigkeiten ihrer Länder rühmen und dem Grafen oder vielmehr dem ersten Herzog von Württemberg den Preis zuschreiben, bis auf eine von Melanchthon 1552 verfaßte Rede sich zurückverfolgen lasse, daß sie also nicht — wie früher angegeben wurde — mit Luther's Tischreden (1566) zum ersten Male durch den Druck verbreitet worden sei. Er hat dort weiter gezeigt, daß schon in dem 1519 erstmals herausgegebenen bekannten Buche von Johannes Pauli: „Schimpf und Ernst" das 499. Stück eine ähnliche Geschichte sich finde, wie auf einem Reichstage „in kurtzen Jahren" fünf oder sechs Fürsten zusammenkamen und von den Merkwürdigkeiten ihrer Länder sich unterhielten. Wegen welch' „seltzsamer" Dinge Alle lachen mußten und dem Fürsten von Sachsen gewonnen gaben, möge man bei Pauli selbst nachlesen. — Durch Professor Samuel Berger in Paris ist nun eine neue, wiederum auf Melanchthon zurückgehende Fassung dieser Erzählung zugänglich geworden. In dem Collegheft eines Schülers von Melanchthon, der eine Vorlesung seines Lehrers über allgemeine Geschichte, welcher dieser die Chronik des Joh. Carion zugrunde legte, in den Jahren 1555 bis 1560 sehr sorgfältig nachschrieb und uns dadurch eine Menge interessanter, zum Theil wichtiger Nachrichten erhielt, heißt es: De duce Virtebergense Eberhardo audivi narrationem, quam vobis dicam. Sederant principes in convivio (comitio?) Vormatiensi, et ibi collocuti sunt inter se. Princeps Saxoniae Misniam ob metalla laudavit. Duces Bavariae, quod haberent urbes pulchras et agros fertiles. Ventum est ad ducem Virtebergensem et quaesitum est, cur non de suis diceret; inquit, ego sum pauper, non debeo me conferre superioribus, ut est verum. Ego habeo pauperes homines, qui habent agellos, sed hoc habeo quod possim secure dormire in gremio cuiuslibet subditi. Ibi laudaverunt omnes hoc dictum, (Es wird doch wohl irgend ein lateinkundiger Tertianer im Hause unserer Leserinnen sein, um diese Mittheilung zu übersetzen). Das ist die schöne red, das ein fürst mag seinen unterthanen schlaffen in dem Schoß auf seinem Feldt." Es sind jetzt genau vierhundert Jahre seit jenem Reichstage zu Worms, auf welchem Kaiser Maximilian den Landfrieden verkündete und am 21. Juli 1495 dem württembergischen Grafen den Herzogsbrief ausstellte, ihm zugleich das Recht der Reichssturmfahne bestätigend. Er hat seine neue Würde nur noch sieben Monate geführt; schon am 24. Februar 1496 ist Eberhard gestorben. Als Kaiser Maximilian zwei Jahre nachher das Grab besuchte, sprach er die Worte: „Hier liegt ein Fürst, dem ich im ganzen römischen Reich keinen zu vergleichen weiß. Sein Rath hat mir oft genutzt." Sein väterlicher Freund Vergenhans (griechisch: Nauclerus), der erste Rector der von Eberhard gestifteten Universität Tübingen, rief ihm in seiner Chronik den Vers nach: Hoc vivo stetit, hoc cecidit Germania lapso. Noch schöner und kräftiger als das Lob des Gelehrten, hat der einfache Sinn des Volkes sich und seinem Herzog das schönste Denkmal gesetzt in dem kurzen, aber vielsagenden Worte: „Wenn unser Herrgott nicht Gott wäre, sollte unser Herzog Gott sein." — In Württemberg ist „der reichste Fürst" nicht vergessen, aber es ziemt sich, da sich solch' günstiger Anlaß bietet, auch in einem außerwürttembergischen Blatte sein Andenken zu erneuern. Wird doch auch oft genug Graf Eberhard im Barte — der erste Herzog von Württemberg und Stifter der Universität Tübingen — mit dem hundert Jahre früheren, durch Uhland bekannt gewordenen Rauschebart oder Greiner verwechselt.

Das Schnadahüpfl vom Dackl.

I bin halt a Dackl,
A Dackl bin i,
Krummbeani', schwarznasi' —
A sonderbar's Vieh!
Koa Dirn ko' mi' leid'n,
Koa Bursch schaugt mi' o'!
I beiß' All's in d' Wadel
Und stiehl, was i ko'!

Dort drüben is a Laderl,
A Metzger wohnt d'rin!
Zu dem führt mei Weg mi'
Zu dem tracht't mei' Sinn!
Und wer' i dort gar z' frech
Und jagt er mi' 'naus,
Na' steh' i auf d' Straßen
Und heul' mi' brav aus!
(Nach der Jagd.)

Giftpilze.

Die Natur, der Schauplatz und die Quelle der reinsten Freuden des Menschen, birgt auch eine große Anzahl Gefahren für ihn. Nicht nur die Elemente und die ihm an Kraft weit überlegenen Riesenthiere der Wildniß bedrohen unaufhörlich sein Leben, nein, tief im Dunkel wachsen und hausen Feinde viel entsetzlicherer Art, trotz ihrer Unsichtbarkeit und Unscheinbarkeit. Es sind die todtbringenden Bakterien, von deren lebenzerstörender Wirkung jetzt jedes Kind unterrichtet ist. — Außerdem beherbergen auch zahlreiche Pflanzen, Thiere und Mineralien eigenthümliche Stoffe bei sich, die sich als Todfeinde des menschlichen Organismus erweisen, und gewöhnlich Gifte genannt werden. Die meisten derselben sind uns in ihrer chemischen Zusammensetzung noch nicht hinreichend bekannt, wir kennen aber wohl ihre verderbliche Wirkung und die Mittel, um ihr vorzubeugen, falls es nicht zu spät ist.

Zu den Gewächsen, die wegen ihrer giftigen Eigenschaften berüchtigt sind, gehören die Pilze oder Schwämme. Nicht sowohl deshalb, weil sie im Dunkel des Waldes — ohne Licht und Sonne — unglaublich schnell aus dem Humus hervorschießen, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil es so viele giftige Arten unter ihnen giebt, sind sie den Menschen unheimlich und dies ist die Ursache, weshalb ein großer Theil von uns sich hartnäckig weigert, die wohlschmeckenden Schwammerlinge in sein Küchen-Repertoire aufzunehmen. Allerdings rechtfertigen die alljährlich durch die Zeitungen gemeldeten häufigen Vergiftungsfälle anscheinend unsere Vorsicht — indessen sollten wir uns doch fragen, ob es nicht andere Mittel giebt, der Gefahr einer Pilzvergiftung zu entgehen, als die gänzliche Enthaltung von einer Speise, die uns die Natur in so reicher Fülle vorsetzt, und die neben einem nicht zu unterschätzenden Nährwerth einen so hohen Wohlgeschmack besitzt.

Die Pilze erscheinen uns schon an sich als geheimnißvolle, melancholische Gesellen. Die Bezeichnung „Finsterlinge" charakterisirt zur Genüge unsere Stellung zu ihnen. Am meisten frappirt uns das an's Wunderbare grenzende schnelle Wachsthum. Sobald wir jedoch erfahren haben, daß derjenige Theil der Pflanze, den wir Pilz nennen, nur den Fruchtkörper oder Sporenträger darstellt, während das eigentliche Gewächs aus einem im Boden verborgenen Geflecht — dem Mycelium — besteht, und daß der ganze Pilz in allen seinen Theilen im Moos verborgen bereits vorhanden war, bevor er durch Streckung des Stiels seine Häute sprengte und den schirmförmigen Hut empor hob, finden wir die befremdliche Erscheinung einigermaßen erklärlich. Wir könnten noch viel von den Geheimnissen des Pilzdaseins erzählen, für heute haben wir uns jedoch lediglich die Aufgabe gestellt, den Leser mit den schädlichen Repräsentanten des Pilzgeschlechtes bekannt zu machen. Da muß nun zur Beruhigung der Gemüther in erster Linie hervorgehoben werden, daß die Zahl der giftigen Arten gar nicht so groß ist, wie der Laie in der Regel annimmt, mindestens nicht, wenn man erwägt, daß die Anzahl der bekannten Formen über 10 000 beträgt. Mit ein wenig Intelligenz und gutem Willen ließe sich also recht wohl die Verwerthung der Schwammerlinge allgemeiner gestalten. — In Rußland, Italien und einzelnen Ländern Oesterreich's macht man sich längst in ausgedehntem Maße diese Geschenke der freigebigen Natur zunutze, nur in Deutschland läßt man aus unbegründetem Mißtrauen alljährlich in den Wäldern ein Capital an gutem Speisevorrath zu Grunde gehen, der bei entsprechender Aufklärung der Massen gerade die Tafel der Armen um ein nahrhaftes und vorzügliches Gericht zu bereichern vermöchte. Wenn man vielfach noch der Meinung ist, daß die Pilze — ich habe diese Ansicht sogar in Schulbüchern vertreten gefunden — eine schwerverdauliche Nahrung bilden, so ist das längst als ein Irrthum erkannt worden. Die Schwerverdaulichkeit wird vielmehr in der Hauptsache durch die Zubereitung, die Ueberladung mit Fett und Gewürzen, herbeigeführt. — Einfach zubereitete Pilze dürften den meisten Menschen auch gut bekommen. Allerdings hüte man sich, den Nährwerth zu überschätzen. Derselbe kommt durchaus nicht, wie man früher annahm, dem des Fleisches, sondern höchstens dem des Gemüses gleich, da trotz des hohen Stickstoffgehaltes nur wenig Eiweiß in den Schwämmen vorhanden und auch die Ausnützung im Körper nur unvollkommen ist.

Als die gefährlichsten unter den Giftpilzen erscheinen uns die, die mit den beliebtesten guten, eßbaren Arten am leichtesten zu verwechseln sind. — Obenan der Hexenpilz, der Satanspilz und der Knollenblätterschwamm. Ersterer (Boletus luridus), auch Saupilz oder Donnerpilz genannt und in den deutschen Wäldern ziemlich häufig, wird bis 12 cm hoch, besitzt einen rothen, dicken Stiel und einen braungrünen, bis 20 cm und darüber breiten, stark gewölbten Hut. Der Satanspilz (Boletus Satanas) hat einen lederfarbigen Hut und blutrothen Stiel. Beide geben leicht zu Verwechslungen mit dem Steinpilz Anlaß. Dieser unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß seine Röhrenmündungen nie roth sind und sein weißes Fleisch an der Luft unverändert bleibt, während das ihre blau wird, wenn man es bricht oder durchschneidet.

Der Knollenblätterschwamm (Agaricus phalloides) gleicht — besonders jung — sehr dem Champignon und hat daher schon oft tödtliche Vergiftungsfälle verursacht. Er ist um so gefährlicher, als die giftigen Wirkungen in der Regel erst 10 bis 20 Stunden nach dem Genusse eintreten, also zu einer Zeit, wo der Pilz längst aus dem Magen in den Darm gewandert, ja sogar zum großen Theile assimilirt worden ist, so daß durch Brech- und Abführmittel Hülfe nicht mehr gebracht werden kann. — Die Vergiftungen durch Knollenblätterschwämme nehmen daher meistens einen tödtlichen Ausgang. Man beachte daher beim Sammeln von Champignons folgende Kennzeichen genau: Der Champignon hat einen fleischigeren Hut, als der Knollenblätterschwamm, dessen Hut schmierig und dünner ist. Der Knollenblätterschwamm hat ferner einen am Grunde knollig verdickten, zähen, hohlen Stiel und stets weiße Lamellen, während die des Champignons im Jugendzustande von rosenrother, später von brauner Farbe sind. Wer seiner Sache nicht ganz sicher ist, sammle auch den Champignon nie in noch geschlossenem Zustande, weil seine Lamellen da noch weiß und denen seines giftigen Doppelgängers ähnlich sind.

Der bekannteste aller Giftschwämme ist unstreitig der Fliegenpilz (Agaricus muscarius), einer der häufigsten Gäste unserer Wälder. Dieser Pilz trägt aber wenigstens die Attribute seiner Schädlichkeit offen für Jedermann zur Schau, trotzt jeder Verwechslung durch seinen prächtigen, scharlachrothen, mit weißen Warzen besetzten Hut, durch das klebrige Aeußere, den widerlichen Geruch und scharfen Geschmack. Man sollte deshalb nicht meinen, daß Jemand (außer Kinder) in Versuchung gerathen könnte, den ekelhaften Lumpen zu genießen. Manche Leute legen jedoch den unglaublichsten Leichtsinn an den Tag, und so fordert auch er von Zeit zu Zeit seine Opfer. Seinen Namen verdankt er seiner häufigen Benutzung als Fliegenvertilgungsmittel. Man weicht seine Stücke in Milch ein, deren Genuß sodann den Fliegen tödtlich wird. Bemerkenswerth ist noch, daß der widerliche Pilz in Rußland gegessen wird, zu welchem Zwecke vorher durch Kochen in Essig die giftige Substanz paralisirt wird.

Wir erwähnen weiter die Gicht- oder Stinkmorchel (Phallus impudicus), die zwar Aehnlichkeit mit der eßbaren Morchel besitzt, sich aber durch einen widerlichen Leichengeruch von derselben unterscheidet. Anfangs ähnelt die Giftmorchel einem Ei, später erst treten Stil und Hut hervor. Der zähe Schleim dieses Pilzes stand früher als Heilmittel der Gicht in großem Ansehen. Der Pantherschwamm (Agaricus pantherinus) gleicht in seinem Aeußern dem Fliegenpilz, nur ist sein Hut nicht roth, sondern braun gefärbt. Der Brennreizker (Lactarius pyrogalus) und der Birkenreizker (Lactarius torminosus) unterscheiden sich von dem echten, dem eßbaren Reizker durch die Farbe des beim Zerschneiden hervortretenden Milchsaftes. Beim eßbaren Reizker ist dieser Saft roth oder orangegelb, beim Brennreizker anfangs weiß, später gelblich, beim Birkenreizker weiß. Die Milch des Brennreizkers besitzt außerdem einen brennenden Geschmack. Der gute Reizker kennzeichnet sich noch dadurch, daß sein Fleisch beim Zerschneiden grünlich anläuft. Der Schwefelkopf (Agaricus fasciularis), auch Büschelschwamm genannt, schmeckt bitter, sein Hut ist gelb, in der Mitte stark gewölbt, die Blätter anfangs gelb, dann grünlich, der Stiel dünn und gekrümmt. Die Pilze finden sich in ganzen Büscheln an alten Baumstämmen. Auch der Speiteufel oder Bläuling zählt zu den giftigen Pilzen.

Selbst Eßpilze haben zuweilen zu tödtlichen Vergiftungen Anlaß gegeben, so z. B. Morcheln und Champignons. Ueberhaupt kann jeder Pilz nachtheilige Wirkungen äußern, wenn er in verdorbenem Zustande genossen wird. Man lasse daher die alten, nicht mehr frisch aussehenden Exemplare lieber stehen. Morcheln wirken oft in frischem Zustande giftig, sie müssen daher vor dem Gebrauche gehörig ausgedrückt oder gekocht werden. Auch längeres Trocknen beseitigt das Gift, doch sind hierzu wenigstens 5 Monate Lagerung erforderlich.

Allgemeine Zeichen zur sofortigen Erkenntniß der giftigen Arten giebt es nicht. Sowohl der unangenehme Geruch, als das Anlaufen der Schnittflächen, ebenso das Nagen von Snecken an den gesunden Schwämmen bieten keine Bürgschaft. Noch weniger das Schwarzwerden der Zwiebel im Topfe oder in der Pfanne. Nur die genaue Kenntniß der einzelnen Arten schützt vor verhängnißvollen Mißgriffen. Man braucht aber durchaus nicht gelehrte Studien zu machen, es genügt, wenn man die hauptsächlichsten eßbaren und die hauptsächlichsten Giftpilze kennt. Andere als die uns genau bekannten lassen wir lieber stehen, im Zweifelsfalle legen wir die Schwämme lieber einem Pilzkundigen zur Untersuchung vor. Durch die seit einigen Jahren auf den Märkten der größeren Städte eingeführte polizeiliche Untersuchung der eingebrachten Schwämme wird mancher Vergiftung vorgebeugt, es wäre zu wünschen, daß die Maßregel alljährlich durchgeführt und die Controle noch strenger würde. Die Verbreitung wünschenswerther Aufklärung über die Vortheile der Pilzverwerthung und der Kenntniß der wichtigsten Arten ist indessen Aufgabe der Schule. Pilzkundige Lehrer müssen mit den Schülern durch Wald und Flur streifen, um an Ort und Stelle praktische Botanik mit ihnen zu treiben. Dann wird auch die Kenntniß der Schwammerlinge in immer weiteren Kreisen Einzug halten und die Fälle von Pilzvergiftung werden seltener werden oder ganz aufhören.

Die Thatsache der Vergiftung selbst kündigt sich (meist mehrere Stunden nach dem Genusse, in manchen Fällen aber auch viel später) durch Uebelkeit, Erbrechen, heftige Darmschmerzen und Diarrhöen an. „Dann zeigen sich Gehirnsymptome, Aufregung, tobsüchtige Zustände, Sehstörungen, Starrkrampf und Zuckungen; allmählich tritt Benommenheit und Abnahme des Gefühls ein, der Puls ist langsam, die Respiration schleppend, die Pupillen sind weit und unter Abnahme der Temperatur und Sinken der Herzkraft tritt der Tod ein. Stellt sich Genesung ein, so läßt die Benommenheit bald nach." Als die geeignetsten Gegenmittel wendet man zunächst energische Brechmittel und Abführmittel an, nach Entfernung der Hauptmassen des genossenen Pilzes werden chemische Gegenmittel gereicht (vor Allem Gerbsäure und Atropin). Die Herz- und Lugenthätigkeit muß durch wirksame Reizmittel (Senfteige, starken Wein u. s. w.) erhalten werden. Auf keinen Fall versäume man die sofortige Herbeirufung eines Arztes, ist dieser nicht gleich zur Stelle, so suche man einstweilen durch die üblichen Hausmittel starkes Erbrechen herbeizuführen. Mit Sicherheit beugt man einer etwaigen Vergiftung durch vorheriges Auskochen der Pilze oder Einlegen in Essig, Salzwasser oder Alkohol vor, trotzdem empfiehlt sich dieses Verfahren nicht, da die Schwämme durch dasselbe einen großen Theil ihrer Nährstoffe, sowie ihren pikanten Geschmack verlieren.

Knollenbegonien.

Wer sich der ersten, um das Jahr 1870 herum auftretenden Knollenbegonien, der Begonia bolivensis und Begonia Veitchi erinnert, mit ihren kleinen, dazumal genug bewunderten einfachen Blüthen, und dann mit ihnen die Blüthen der heutigen Gartenkunst vergleicht in ihrer Größe, in ihrer Füllung und ihrer Farbenmannigfaltigkeit, der muß doch beipflichten, daß wir es gar herrlich weit gebracht haben in der Cultur der Blüthenbegonien. Denn das, was wir sehen, ist die emsige Arbeit vieler Züchter, die jahraus, jahrein, durch sorgfältigste Auswahl der Zuchtpflanzen die Begonien zu solcher Vollkommenheit erzogen.

Merkwürdig will es uns fast erscheinen, daß man anfangs bei der Cultur dieser Pflanze große Fehler machte, weil man sie ziehen wollte, wie man die bekannten Blattbegonien zieht, und daß man mehr durch Zufall die richtige Cultur herausgefunden hat. Während jene feuchtwarme Temperatur, milden Schatten zu fröhlichem Gedeihen bedurften, verlangt unsere Blüthenbegonie luftigen Stand, ausgepflanzt im Freien, vollste Sonne, und nur, wo wir sie im Topfe ziehen, ist milder Schatten bei großem Sonnenbrande angebracht.

Die Blüthenbegonie in ihren einfachen Sorten ist eine Gruppenpflanze ersten Ranges. Sie bringt ihre Blumen auf dicken Stielen zur Schau und treibt, bis in den späten Herbst hinein, ununterbrochen eine Blüthe nach der anderen.

Blüthenbegonien mit gefüllten Blumen sind im allgemeinen mehr Zimmerpflanzen, da die Schwere der Blumen diese etwas herunterdrückt — sie hängen — und daher, von oben gesehen, nicht so zur Geltung kommen läßt. Außerdem sind diese Sorten etwas empfindlicher als die einfachen. Sie vertragen rauhes Wetter nicht recht, wachsen auch nicht so üppig, weil sie fast ausschließlich durch Theilung der Knollen vermehrt werden, während man die anderen immer wieder durch Zucht aus Samen gewinnt.

Wer seine Blüthenbegonien im Zimmer zur rechten Entfaltung bringen will, darf nahrhafte Erde, öfteres Düngen, bis zweimaliges Verpflanzen im Laufe des Sommers nicht vergessen. Eine gute Mistbeeterde sagt ihnen zu. Das Verpflanzen muß geschehen, bevor die Blüthe an Größe nachläßt, sonst dauert es zu lange, bis die Pflanzen wieder ordentlich in Trieb kommen.

Alle Begonien werden über Winter trocken aufbewahrt in Sand oder Erde. Man soll die Knollen, nachdem das Laub abgefroren ist, mit Erdballen herausheben und sie mit diesen dicht an dicht in Kästen stellen, welche einen trockenen, 4 bis 6 Grad R warmen Stand erhalten. Topfpflanzen werden mit ihren Ballen ebenso dicht hingestellt. Ist der Platz luftig genug, so trocknet die Erde, wenn sie feucht war, bald aus. (Pr. Rthgb.)

Ideal-Einmachgläser.

Diese Gläser bilden, da Schrauben, Blech, Gummi ꝛc. wegfällt, das Sauberste, und, da der Luftzutritt absolut ausgeschlossen ist, auch das Vollkommenste auf diesem Gebiete, daneben ist der Preis normal und selbst für den sparsamsten Haushalt erschwinglich. Schon unsere Mütter und Großmütter wußten, welche unbedingte Zuverlässigkeit in dem Abschluß des Eingemachten mit Stearin, Paraffin, Fett ꝛc. lag und wandten es an, indem sie über eine aufgelegte Scheibe von Papier, Pappe oder Kork diese flüssig gemachten Stoffe aufgossen. Die ganze Handhabung war aber umständlich, zeitraubend und unappetitlich. Bei diesen neuen Gläsern ist nun das Verfahren einfach und kinderleicht und dabei von gleichem Erfolg begleitet. Man läßt, nachdem das Glas mit Früchten gefüllt ist, das beigegebene Paraffin in einem Löffel oder einem Topf, sei es über dem Feuer oder durch Einstellen in heißes Wasser, zergehen und gießt es in den Rand, in dem es rundherum läuft und sich gleichmäßig vertheilt, so daß dieser ungefähr halbhoch gefüllt ist. Dann setzt man den Deckel auf, drückt ihn einige Augenblicke fest nieder, das Paraffin erkaltet sofort und der luftdichte Verschluß ist für immer fertig! Ebenso leicht ist das Aufmachen. Eine Kleinigkeit heißes Wasser auf das Paraffin gegossen, macht es soweit schmelzen, daß man den Deckel herausheben kann. Den Paraffinring kann man dann herausheben, zusammendrücken und jedes Jahr wieder neu verwenden.

Will man den Inhalt des Glases nach dem Oeffnen nicht gleich ganz verwenden, so kann man den Rand einfach mit Wasser auffüllen und den Deckel aufsetzen. So lange das Wasser nicht verdunstet, bietet es für geraume Zeit auch schon einen Luftabschluß. In den Idealgläsern kann man nun Obst jeder Art, sei es auf welche Art eingemacht, aufbewahren, ob in Zucker vorher eingesiedet oder in Branntwein gelegt oder im eigenen Saft eingedickt u. s. w. Auch kann man mit ihnen das neuere Verfahren, das directe Kochen im Wasserbade, vornehmen. Dabei ist aber nöthig, daß man sich ein Stück Pergamentpapier schneidet, welches etwas über die Halsöffnung herausragt, es auflegt und den Deckel dann aufsetzt. Nach genügendem Kochen im Wasserbade werden die Gläser herausgenommen, hingestellt, bis sie kalt sind oder in kaltem Wasser gekühlt, und dann wird erst das Paraffin in den Rand gegossen.

Vor dem Einfüllen reinige man die Gläser möglichst mit heißem Sodawasser und spüle sie mit reinem Wasser nach. Gemüse füllt man bis an den Rand des Halses und gießt den Hals selbst mit Wasser voll. Bei Spargel müssen die Köpfe nach unten kommen. Früchte, welche viel Saft haben, wie Stachel-, Heidel-, Johannisbeeren, Kirschen ꝛc. erhalten wenig Wasser und werden bis in den Hals hineingefüllt. Das Kochen vollziehe man langsam, starkes Sieden ist zu vermeiden. Die Kochdauer ist für Erdbeeren 10 Minuten, für andere Früchte 20 bis 25 Minuten, für Gemüse ca. 1 Stunde.

Die Idealgläser eignen sich natürlich auch zur zeitweiligen Aufnahme und zum Bewahren leicht verderblicher Stoffe, wie Milch ꝛc., und können die verschiedenste anderweitige Verwendung im Haushalt finden, zumal das Glas stark und gut ist. Die Ideal-Einmachgläser sind vom Erfinder, J. C. Schmidt, Erfurt, Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, zu folgenden Preisen zu haben: 1/2 Liter Stück 0,40 Mk., 3/4 Liter 0,45 Mk., 1 Liter 0,55 Mk., 1 1/2 Liter 0,65 Mk., 2 Liter 0,90 Mk. Auch führen die meisten Geschäfte für Haushaltungsartikel die Idealgläser zu gleichen Preisen mit geringem Frachtaufschlag.

Erprobte Recepte aus dem deutschen Nationalkochbuch von Frau Willms, geb. Wildermuth.

Gute saure oder Salzgurken. Man nimmt ein Schock mittlere Gurken und läßt sie einen halben Tag in frischem Wasser wässern, dann kocht man ungefähr 20 Liter gutes Brunnenwasser ab, giebt so viel Salz hinein, daß das Wasser wie zustark gesalzene Suppe schmeckt und stellt das Salzwasser kalt. Man nehme nun einen Steintopf von passender Größe, lege zuerst etwas Johanuisbeerblätter, Weinblätter mit Ranken daran, Blätter von Sauerkirschbäumen und Dill hinein, lege darauf eine Schicht Gurken, dann wieder eine Schicht von den verschiedenen Blättern u. s. w., die letzte Schicht müssen Blätter sein. Ist der Topf gefüllt, legt man einen passenden Holzdeckel darauf und gießt das ganz erkaltete Salzwasser darüber. Sollen die Gurken recht schnell sauer werden, stellt man den Topf erst 3 Tage in die warme Küche, dann wieder zurück an einen kühlen Ort, um vollends fertig zu säuern. Der Deckel muß mit einem in kochendem Wasser gebrühten Stein beschwert werden.

Rheinprovinz. Frau M. v. Mutius.

Gurken mit kochendem Wasser einzulegen. Man verfährt ganz wie bei obigem Recept in der Vorbereitung der Gurken und schichtweisen Einlage mit dem Laub, gießt aber das Salzwasser kochend über die Gurken, sodaß es übersteht. Man legt einen recht genau passenden Holzdeckel darauf und beschwert ihn mit einem Stein. Man kann zu diesen Gurken kleine Träubchen von Ebereschen hinzugeben, nur 2 für ein Schock Gurken. Diese Art Gurken können 15 Monate stehen ehe sie durchsäuern, behalten ihren reinen Geschmack und sind zu langem Aufbewahren sehr zu empfehlen.

Rheinprovinz. Frau M. v. Mutius.

Essig- oder Pfeffergurken. Ganz kleine Gurken werden an beiden Enden etwas abgeschnitten und mit Wasser sauber abgebürstet, um die schwarzen Fleckchen zu entfernen. Darauf werden sie 24 Stunden in Salzwasser gelegt, das so viel Salz enthalten muß, daß es ein Ei trägt. Die Gurken werden dann abgetrocknet und in eine Schüssel gelegt mit Lorbeerblättern, Pfefferkörnern, Zwiebeln, Fenchel und Estragon. Guter weißer Weinessig wird ins Kochen gebracht, abgekühlt und lau über die Gurken gegossen; das wiederholt man zweimal, je über den andern Tag. Am vierten Tag werden die Gurken in den kochenden Essig gethan und einige Minuten darin gekocht, bis sie schön grün sind. Sie werden, wenn sie erkaltet sind, in Steintöpfen aufbewahrt und müssen von Essig bedeckt sein.

Cannstadt. Frau Büchle.

Rathschläge für die Aufbewahrung und Versendung von Rebhühnern.

Franz Andreas, städtischer Verkaufsvermittler in der Berliner Centralmarkthalle veröffentlicht in der „Berl. Markth.-Ztg." für die Aufbewahrung und Versendung von Rebhühnern nachstehende Rathschläge, welche bei der begonnenen Jagdsaison volle Beachtung verdienen. Rebhühner müssen so bald als möglich nach dem Schuß ausgezogen und zur Auskühlung frei aufgehängt oder neben einander gelegt werden, so daß sie sich nicht berühren; dies geschieht am besten in einem Raume mit starker Zugluft, da in einem solchen die Fliegen am wenigsten schaden können; keinesfalls lege man sie in einen dumpfen Keller. — Jedes Stück wickele man langgestreckt in Papier; dadurch wird verhindert, daß sich Maden übertragen können; kleinere Posten sind in leichten Körben — Versandt in Cartons, Säcken ꝛc. ist abzurathen — größere in Weidenkörben per Eilgut zu versenden; im letzteren Falle ist zwischen die einzelnen Lagen Langstroh zu legen, und sorge man dafür, daß die Vögel möglichst wenig gedrückt werden. Man verzögere aber niemals den Versandt, um größere Sendungen zu formiren: dies hieße Groschen sparen wollen, um Thaler zu riskiren und meistens zu verlieren.

Kochrecepte.

Schleie mit saurer Sahne. 1 Stunde. 10 Personen. Zwei Schleien im ungefähren Gewicht von 2–2 1/2 kg werden durch einen Schlag auf den Kopf getödtet, zur Erleichterung des Schuppens mit kochendem Wasser übergossen, ausgenommen, gewaschen und in Portionsstücke geschnitten, um dann in nicht zu viel Wasser mit Salz, Gewürz, 1 Zwiebel, 1 Petersilienwurzel, 125 gr Butter und 1/2 Theelöffel Fleischextract kurz eingekocht zu werden. Zuletzt knetet man 65 gr Butter mit 1 Löffel Mehl, giebt dies sowie 5/4 Liter saure Sahne nebst 1 Löffel Kapern in die Sauce, die unter wiederholtem Schwenken die Fische seimig überziehen muß und schärft sie mit ein wenig Sardellenbutter. Nach Belieben kann man den Fisch mit Semmelklößchen, Butterteig-Fleurons oder Kartoffeln garniren.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 6. September 1895. Neunter Jahrgang. — № 36.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Frau?

Von John Strange Winter.
Autorisirte Bearbeitung von L. v. C.
(Schluß.)

Der Oberst war verblüffter denn je. Was sie wohl auf der Seele haben mochte! Er litt Forterqualen. Gleichviel, vor der Hand war nichts herauszubekommen. Er riß sie ungestüm an sich und küßte sie leidenschaftlich ein halbes Dutzend mal.

„Ach, wenn Du wüßtest, was ich ausgestanden habe", flüsterte er halblaut.

Dies mußte wahr sein, denn sein Aeußeres bestätigte seine Worte. Er sah aschfahl aus, sodaß Sibylla mit größter Sorge dem unaufschiebbaren Zeitpunkt ihres Bekenntnisses entgegensah. Aber noch ehe sie ein Wort zu seiner Beruhigung sagen konnte, erschien Herr Jams, dem sie den folgenden Tanz versprochen hatte.

Die arme Seele! Ihr Partner stand in einem ungewissen Alter und gehörte zu Denen, für die kein weibliches Wesen auf dem ganzen Erdenrund auch nur einen Schatten von Interesse hätte empfinden können. Er fühlte, daß der Zukünftige seiner Tänzerin ihn mit scheelen Blicken betrachtete und der arme Tropf war thöricht genug sich einzubilden, der Oberst sei eifersüchtig auf ihn. Folglich verdoppelte er seine Aufmerksamkeiten gegen Sibylla. Der armselige Narr ahnte nicht, welche Tragödie er soeben unterbrochen Er ahnte auch nicht, daß seine graziöse Tänzerin ihn ins Pfefferland wünschte und daß Marchant ihm am liebsten den Hals umgedreht haben würde.

Sie tanzten eine Quadrille zusammen, während der Obst mit untergeschlagenen Armen und einem Gesicht wie eine Gewitterwolke in einer Ecke lehnte und dem Treiben zusah. Die Langweiler bemitleideten Sibylla aufrichtig.

„Diese Idee! Auf Willy Jams eifersüchtig zu sein!" flüsterte eine „junge Dame" der andern zu.

„Dann kann er von seiner Braut auch nicht viel halten", lautete die Erwiderung.

„O, das ist bei Wittwen immer so", nahm die erste wieder das Wort. „Sie kokettirt mit Willy, um ihren Verlobten eifersüchtig zu machen."

Hätte sie nur gewußt, wie wenig es dessen bedurfte! Endlich war die Quadrille zu Ende und Sibylla wurde von ihrem Tänzer in das Speisezimmer geführt, um eine Tasse Thee oder ein Glas Limonade zu genießen. Dort hielt er sie so lange in eine nichtssagende Unterhaltung verstrickt, bis ihr Verlobter kam und sie ungeduldig abholte. Unglücklicher Weise gehörte auch der nächste Tanz noch einem Fremden, der nicht im Entferntesten daran dachte, auf seine Ansprüche zu verzichten. So verließ Sibylla das Zimmer mit einem bedauernden Blick auf den Obersten und dieser zog sich wieder in seine Ecke zurück, um seine frühere Stellung einzunehmen.

Frau Danvers war einfach verblüfft. „Weißt Du", bemerkte sie zu ihrem Mann, „ich kann nicht herausbekommen, was es ist. Aber zwischen dem Brautpaar ist irgend etwas nicht in Ordnung."

„Ach, liebes Kind, Du siehst immer irgendwo Gespenster", antwortete er gelassen.

„Immer nicht", versetzte sie in sehr entschiedenem Ton. „Immer nicht und diesmal sicher nicht. Du brauchst nur Ralph anzusehn."

„O nun ja, er sieht etwas finster aus. Mit wem tanzt denn seine Braut?"

„Mit Herrn Brown."

„Nun das genügt schon, um jedem Manne die Laune zu verderben. Wenigstens würde es mich auch verdrießen, wenn eine Dame, für die ich mich interessirte, mit diesem Tölpel herumwirbelte. Weißt Du, mir fällt eben ein, was Du thun könntest. Du könntest ja Migräne bekommen, dann fahren wir beide nach Hause und schicken den Omnibus für das Brautpaar zurück. Dann haben sie unterwegs Zeit genug zum Aussprechen. Ich glaube aber auch noch gar nicht, daß irgend was nicht in Ordnung ist."

„Wahrhaftig, Georg, auf den klugen Gedanken wäre ich nicht gekommen. Du bist aber ein Schlauberger."

„Siehst Du, Bessie", versetzte er mit bescheidenem Stolz, „Du hast mich bisher nie zu schätzen verstanden. Das habe ich Dir immer schon gesagt."

„Ja, das thatest Du. Ich bitte Dir jetzt alles ab, Willst Du anfangen, die Geschichte einzufädeln? Indessen bekomme ich allmählich Migräne."

Nach etwa dreiviertel Stunden wurde Sibylla ein Briefchen in Frau Pole-Danwers Handschrift gebracht.

„Ich habe starkes Kopfweh, liebes Herz", so schrieb sie, „und mein Mann hat mich nach Hause gebracht. Ich schicke aber den Omnibus für Euch beide zurück, — ich wollte Euch nicht schon so früh entführen. Es hätte sonst einen großen Spectakel gegeben.

Deine Bessie."

Sibylla durchschritt gerade am Arme ihres Verlobten die Halle, als sie diese Zeilen empfing. Sie war sichtlich unangenehm überrascht, als sie ihrem Zukünftigen das Billet überreichte.

„O, wie leid mir Deine Schwester thut. Ich wünschte, sie hätte uns mitgenommen. Ich komme mir so selbstsüchtig vor, hier zu bleiben und mich zu amüsiren, während sie so elend ist."

„Bessie ist ein Racker", dachte der Oberst. Er wußte recht gut, daß seine Schwester nie an Kopfweh litt und daß es Alles eine von ihr in Scene gesetzte Komödie war, damit sie beide allein heimfahren konnten.

„Glaubst Du, daß sie sehr krank ist?"

„Nein, nein, sie fühlt sich wahrscheinlich nur angegriffen."

Sibylla tanzte nicht mehr und als bald darauf der Wagen gemeldet wurde, glich das Antlitz des Obersten nicht im Geringsten mehr einer Wetterwolke, es erinnerte vielmehr an eine strahlende Sonne. Bessie's angebliche Migräne hatte geradezu verklärend auf sein Aeußeres gewirkt. — Er freute sich ungemein auf die Heimfahrt, während seiner armen Braut innerlich davor bangte.

Entschlüpfen konnte sie jedoch unmöglich, sie mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

Kaum hatten sie das Pflaster verlassen und rollten die gleichmäßige Chaussee entlang, als Ralph sogleich die Belagerung eröffnete. Mit einem Seufzer der Erleichterung begann er:

„Weißt Du, mein Herz, ich möchte Dir einen Vorschlag machen."

„Nun?" fragte sie mit bange klopfendem Herzen.

„Ich schlage vor", fuhr er in feierlich ernstem Tone fort, „ich schlage vor, daß wir nie wieder eine Gesellschaft in Langweil besuchen. Sie entziehen sich jeder Besprechung. — Himmel! Was für eine beschränkte Race sind sie hier doch! — Wie entsetzlich kleinstädtisch! — Und nun, mein Herz, thätest Du nicht klüger, Dich mir jetzt anzuvertrauen? Du wirst nachher um so besser schlafen."

Allerdings war Sibylla fest entschlossen, ihr Bekenntniß nicht als Frau Danwers Gast abzulegen. Darüber war sie sich vollständig klar. Andererseits hatte sie die quälende Geheimnißkrämerei satt. — Sie fühlte sich unbehaglich und eine heiße Sehnsucht stieg in ihr empor, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben und Alles von ihrem Herzen herunter zu reden.

„Ich wollte Dir doch erst in London alles erzählen", antwortete sie ausweichend.

„Du thätest viel klüger, Deine Herzenspein schon jetzt los zu werden. Was nützt denn das ewige Hinausschieben? Du machst mich unglücklich dadurch."

„O wirklich!"

„Ja, gewiß. Alles, was mit Dir zusammenhängt, macht mich entweder glücklich oder unglücklich! Weißt Du denn nicht, welche Macht Du über mich hast?"

„Das scheint mir unglaubich."

„Ich weiß nicht, warum. — Du mußt doch dieselbe Macht auch über Deinen ersten Mann besessen haben."

„Nein, ich besaß sie nicht."

„Mein Kind", fuhr er — lebhafter werdend — fort, „sage mir, was Du mir bisher verborgen hast. Natürlich handelt es sich um Deinen verstorbenen Mann. — Hat er Dich schlecht behandelt? Ist er Dir davongelaufen, oder Du ihm? Nun, was war denn los mit ihm?"

Da konnte die arme, geplagte Sibylla nicht länger wiederstehen.

„Ralph", begann sie mit zitternder Stimme, „würdest Du sehr überrascht sein, wenn ich Dir sagte, daß ich überhaupt niemals verheirathet gewesen bin?" . . . — —

Er fuhr herum, wie gestochen und starrte sie in sprachlosem Erstaunen an. — Die Laternen erhellten das Innere des Wagens nur schwach, dennoch nahm er wahr, daß sie sehr blaß und erregt aussah. Er gab ihr hierin nichts nach.

„Sibylla, ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„O Ralph" rief sie flehend und jetzt, nachdem das Eis gebrochen war, stürzten ihr die Worte förmlich von den Lippen „O Ralph, höre mich an und verdamme mich nicht, ehe Du mich nicht zu Ende gehört. Du sprichst immer von Herrn Schmidt, als habe er wirklich existirt, aber siehst Du, ich bin eben niemals mit ihm verheirathet gewesen, ich habe Dir auch nie gesagt, daß ich Wittwe sei, ach wenn Du nur wüßtest, wie alles gekommen ist! Verstehst Du mich denn nicht?" „Nein."

„Nun, siehst Du, als Mutter damals starb, wollte ich gern auf Reisen gehn und wollte keine schwerfällige alte Dame mitnehmen, die vielleicht meine Ausgaben verdoppeln und meine Vergnügen verringern würde. Du weißt ja, ich bin in Langweil geboren und erzogen und was für beschränkte Ansichten man hier hegt, mußt Du auch bereits inne geworden sein. Ich bildete mir ein, es schicke sich nicht, als Fräulein Drummond auf Reisen zu gehn."

„Was?!

„Und ich dachte ja auch nie, daß mich Jemand würde heirathen wollen" fuhr sie betrübt fort. „Ich glaubte, wenn ich mich schlechtweg Frau Schmidt nennte, so hätte ja kein Mensch irgend welchen Schaden davon und Niemand würde indiscrete Fragen an mich richten. Aber ich wußte nicht, was Du dazu sagen würdest, ich weiß es auch jetzt noch nicht . . . und selbst wenn es Dir auch einerlei wäre, könnte ich mich nicht als „Jungfrau" ins Kirchenbuch eintragen und auch nicht als Wittwe." Und o Ralph! Auf keinen Fall darf Deine Schwester etwas davon erfahren."

„Du willst also damit sagen, daß Herr Schmidt nie existirt hat? Daß er ins Reich der Sage gehört?"

„Ja gewiß. Natürlich. Neulich, Ralph, als Du mich fragtest, ob er ein Verbrecher oder ein Grobschmidt gewesen sei, antwortete ich der Wahrheit gemäß, er sei nichts gewesen, aber Du faßtest es anders auf als es gemeint war. Und dann sagte Deine Schwester, Du hättest ja auch eine Frau heirathen können, die Dich hinterging oder betrog und es sei ein großes Glück, daß Ihr mich alle so gut kenntet. Ach, wenn Du wüßtest, wie mich meine Schuld gequält hat! Tag und Nacht kam sie mir nicht aus dem Sinn. Ich flehe Dich an, laß Dir nie Deiner Schwester gegenüber etwas davon merken, das wäre Höllenpein für mich. Und wenn Du sehr böse auf mich bist" . . .

„Böse?" rief er, warum sollte ich böse sein? Ich habe lange keine so angenehme Neuigkeit vernommen. Wenn Du wüßtest, wie brennend eifersüchtig ich auf den angeblichen Herrn Schmidt gewesen bin. Siehst Du, ich habe immer gewußt, daß etwas nicht in Ordnung mit ihm war."

„Du bist also nicht ärgerlich deswegen?"

„Nein, nicht im geringsten. Im Gegentheil. Aber warum hast Du mich nur all die langen Monate in der Schwebe gehalten! Das war schlecht von Dir."

„Ich weiß, ich weiß" erwiderte sie reuevoll. „Aber ich hatte eine unbeschreibliche Angst vor Dir. Ich dachte, Du würdest mich für eine nichtswürdige Betrügerin halten."

„Gott weiß, mit was für Vorstellungen Du Dich geplagt haben magst, Du armes Kind. Aber nun wollen wir schleunigst heirathen und glücklich mit einander leben wie Prinz und Prinzessin im Märchen."

„Ja, aber wie? Könnten wir uns nicht in aller Stille trauen lassen, ohne daß Deine Schwester was davon erfährt? Ohne daß sie dabei ist und in das Kirchenbuch sehn kann?"

„Ich glaube, daß Du Dich unter jedem Namen kannst trauen lassen. Aber ich will morgen nach London und einen Rechtsanwalt fragen, was er unter diesen Umständen für das Beste hält.

„Aber dann mußt Du ihm ja alles haarklein erzählen."

„Schadet nichts, er erfährt meinen Namen nicht und ich kann ja auch sagen, ich frage im Interesse eines Freundes. Und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so müssen wir Bessie ins Vertrauen ziehen. Weißt Du, die ganze Geschichte ist eigentlich brillant, Du bist gar keine Wittwe und hier in Langweil heißt es, Wittwen seien so hinterlistig! Eigentlich müßte man sich todtlachen! O wenn die alle wüßten!"

Er faßte die Sache humoristisch auf und brach in ein schallendes Gelächter aus, in das Sibylla, halb gegen ihren Willen, mit einstimmen mußte. Als sie zu Hause ankamen, schienen sie in bester Laune und der sie empfangende Herr Danvers beglückwünschte sich innerlich zu seiner schlauen Idee, seine Frau Migräne bekommen zu lassen. Der Erfolg überstieg seine Erwartungen. Seine Frau spielte ihre Rolle vortrefflich und das Brautpaar bemitleidete sie auf's herzlichste. Tags darauf reiste Marchant nach London und kehrte Abends heim mit dem Bescheid, sie thäten doch besser, sich in aller Stille unter ihrem eigenen Namen trauen zu lassen.

„Nun müssen wir bald nach London, Deine Aussteuer besorgen und uns eine möglichst glaubwürdige Entschuldigung für Bessie ausdenken. Denke Dir, ich hatte gestern auf der Reise auch noch ein kleines Erlebniß. Ich kam erst im letzten Moment auf die Bahn und sprang in ein Coupee dritter Klasse, weil es mir am nächsten war. Ich fuhr allein, aber nebenan saß eine ganze Gesellschaft, augenscheinlich Langweiler. Sie sprachen den Ball in der Villa durch — ich wünschte, Du hättest sie klatschen hören! Beinah wäre ich laut herausgeplatzt. Sie machten einander weiß, Du hättest unverantwortlich kokettirt, aber Wittwen wären ja in der ganzen Welt dafür bekannt. Bei der ersten Station wechselte ich mein Coupee, vielleicht haben sie mich vorbeigehen sehen."

Manche bevorzugte Menschen haben unverhofftes Glück, wenn sie sich in einer Verlegenheit befinden. Es ist besser, glücklich geboren zu sein, als reich. Dies war bei Sibylla der Fall. Sie begab sich nach der Stadt, nachdem sie ihrer Schwägerin angedeutet, daß ihre Hochzeit so klein und still wie nur irgend möglich gefeiert werden solle. Innerlich sann sie Tag und Nacht über das „Wie" nach, ohne zu einem Resultat kommen zu können.

Da! Drei Tage vor dem anberaumten Hochzeitstermin — empfing sie einen betrübten Brief von Bessie mit der Nachricht, daß sie leider ganz außer Stande sei, zur Trauung zu kommen — ihre drei Kinder hätten die Masern! Himmel! Wie dankbar war Sibylla den Kleinen! Nun hatte sich das Räthsel von selbst gelöst.

„Ich weiß gewiß," so schrieb Frau Danvers, „daß Du mir verzeihen wirst, liebste Sibylla, aber unter diesen Umständen muß ich es mir versagen, Dich in Kranz und Schleier zu sehen. Mein Mann fühlt sich auch sehr unwohl und daher fürchte ich, daß er auch die Masern bekommen wird, er sagt, er habe sie noch nie gehabt. Meine Gedanken und meine innigsten Segenswünsche werden am fünfzehnten bei Dir sein. Ich weiß, daß Du Ralph sehr glücklich machen wirst und sein freudestrahlendes Gesicht würde mir allein schon genügen, um Dir für alle Zeiten dankbar zu sein, selbst wenn ich Dich nicht um Deiner selbst willen liebte. Grüße ihn tausendmal!

Immer Deine treue Bessie."

Drei Tage später erschien im Langweiler Wochenblatt folgende Anzeige:

„Am fünfzehnten des Monats wurden in der St. Simonskirche South Kensington durch Pfarrer T. H. Carter mit einander getraut: Ralph B. Marchant, zuletzt Oberst im Husaren-Regiment Nr. 100, und Sibylla Drummond, des verstorbenen Herrn Ferdinand Drummond und der gleichfalls verstorbenen Margarethe Drummond einzigen Tochter.

Ende.

Der Segen der vier Wände.

Es ist eine der bedeutsamsten culturgeschichtlichen Signaturen des deutschen Volkes, als des familienhaften, daß die Göttin des deutschen Olymps nur wie eine Hausfrau, wie eine himmlische Mutter der seligen Geister gedacht wird. Wo die griechische Göttin den Speer führt, da führt die deutsche den Rocken. (Riehl.)

Die deutschen Männer tragen ihre Wunden zu ihren Frauen. Der edelste Ruhm für das Weib ist ja der, daß es mehr darnach trachtet, glücklich zu machen als glücklich zu sein; das ist ihm der edelste Dienst und das köstlichste Kleinod, Liebe zu üben, still tragend, bis zum letzten Athemzug. (Tacitus.)

Es zeigt die Auflösung des Familienbewußtseins an, daß es mehr und mehr Sitte wird, die einzelnen Genossen des Hauses in Gruppen abzusondern: Mann und Weib, die Kinder, das Gesinde, die Geschäftsgehilfen. Gerade ein regelmäßiges Zusammensein des ganzen Hauses ist so fein und löblich und unbezahlbar für die Festigung des Familienbewußtseins. Gerade durch das völlige Ausschließen von Gesinde und Geschäftspersonal aus dem Kreise des ganzen Hauses ist es gekommen, daß jene Leute keinen rechten Respekt mehr haben vor dem Hausvater oder Meister, oder daß der Respekt jedenfalls nicht über Lehr- und Dienstzeit hinausgeht. (Riehl.)

Die Familie, das echte deutsche Haus ist eine Grundveste unseres Volkes, ein Pfeiler der sittlichen Welt, eine Segensstätte lebendigen Christenthums. Aus der Familie heraus ist den Staatsumwälzungen der erfolgreichste Widerstand geleistet, aus der Familie heraus die Gesellschaft wieder aufgebaut worden, wenn innere Verderbensmächte sie eingerissen hatten. So lange das Haus — dieses Haus feststeht, ist uns um den Staat nicht bange! Zerbricht aber dieseKrone— dann ade, Vaterland. (Dr. H. Rocholl.)

Gartenarbeiten im September.

Obstgarten. Im Obstgarten ist man jetzt vollauf mit Einertung der Früchte beschäftigt. — Außer Pfirsichen, Aprikosen und Pflaumen reifen sämmtliche Herbstäpfel und Herbstbirnen. Die Früchte sind vorsichtig von den Bäumen zu nehmen; das Tragholz darf nicht beschädigt werden. Nur bei trockenem Wetter ist einzuernten, sonst verlieren die Früchte an Geschmack und Haltbarkeit. Schwachwachsende Bäume können nach der Ernte verjüngt und zurückgeschnitten werden. Jetzt vorgenommen, wirkt das Verjüngen namentlich bei erschöpften Bäumen sehr vortheilhaft, die Augen der belassenen Aeste bilden sich dann noch gut aus, der neue Trieb im Frühjahre wird um so kräftiger. Bei großer Trockenheit wird tüchtig gegossen. Junge Bäume werden, wenn dies erforderlich, noch vor Eintritt der Herbststürme mit neuen Pfählen versehen und frisch angebunden. Erdbeeren werden noch gepflanzt. Von Stachelbeeren und Johannisbeeren werden noch Stecklinge geschnitten. Der Obstgarten wird noch behackt und von Unkraut gereinigt. Theergürtel zum Abfangen schädlicher Insecten werden um die Bäume gelegt. Für Herbstpflanzungen wird der Boden vorbereitet. Abgeerntete Topfobstbäume sind zu Ende d. Mts. in kräftige Erde umzupflanzen.

Baumschule. Das Oculiren ist baldmöglichst zu beenden. Nachoculiren nicht gewachsener Augen. Obstkerne werden zur Aussaat gesammelt und möglichst bald auf gut gegrabene und geharkte, so sonnig als möglich gelegene Beete gesäet. Die Baumschule wird noch einmal umgehackt und von Unkraut gereinigt. Zapfen werden fortgeschnitten. An genügend erstarkten Stämmen werden noch die Seitentriebe fortgeschnitten. Der Bestand wird aufgenommen. — Unleserliche Namenschilder sind durch neue zu ersetzen.

Gemüsegärtnerei. Vom Rosenkohl sind die lockeren Köpfe der Spitzen auszuschneiden, um die Seitenknospen zu stärken. Wenn für Land, welches Kopf- und Wirsingkohl trägt, vor dem Frühjahr keine andere Verwendung ist, so kann man die Strünke nach vorsichtigem Abschneiden der Köpfe stehen lassen; sie sind über Winter durch Anhäufeln mit Erdboden gegen Kälte zu schützen, dann treiben sie gleich nach dem Winter aus und geben das erste Gemüse; das Land zwischen den Strünken ist aufzulockern und von Unkraut zu reinigen. — Theilen und Umpflanzen älterer Stöcke von Gewürzpflanzen. Die frisch gesteckten Zwiebeln sind nach gelindem Frost zu decken. Von Tomaten sind die Spitzen mit Blüthen und kleinen Früchten

auszuschneiden, zum Vortheil der unteren, bald reifenden Früchte. Junge Spargelbeete sind zu behacken, auf den älteren die Stengel einige Zoll über dem Boden wegzuschneiden, wenn die Beeren dunkelroth geworden; die abgebeerten Stengel sind zu verbrennen und die Asche auf die Düngerstätte zu bringen. Der Ernte des Spargelsamens ist größte Sorgfalt zu widmen, das Spargelkraut ist zur Nachreife des Samens aufzuhängen. Nach vollendeter Reife sind die Beeren abzunehmen, zu reinigen und am trockenen Ort gegen Mäuse geschützt aufzubewahren; der Samen hält sich Jahre lang besser in Hülsen aufbewahrt, als gereinigt. Die im vorigen Monat gemachten Aussaaten werden verdünnt, von Unkraut befreit und behackt. Artischocken sind von Ende d. Mts. ab zu putzen und die Stengel über der Erde abzunehmen, um die Pflanzen dann behacken und später zudecken zu können. Sellerie ist bei trockener Witterung zu behäufeln und zu düngen. Abgeräumte Beete sind zu düngen, umzugraben, und wenn sie nicht bepflanzt werden sollen, rauh dem Winterfrost zu überlassen. — Mit der Anlage neuer Spargel-Beete kann zu Ende d. Mts. begonnen werden. Vom Ende d. Mts. ab werden die jungen Setzpflanzen auf die Beete gebracht, auf welchen sie überwintern sollen. Ein solches Beet sollte möglichst trocken, vor rauhen Winden geschützt und so schattig liegen, daß ein rascher Temperaturwechsel durch die Früh- und Mittags-Sonne vermieden wird. Dasselbe sollte, um „das Setzen" nach dem Bepflanzen zu vermeiden, einige Zeit vor der Pflanzung gegraben und zurecht gelegt, oder, wenn kurz vor dem Pflanzen gegraben, festgetreten werden. Das Ausheben der Pflanzen aus dem Saatbeet geschieht mit Beibehaltung sämmtlicher Wurzeln, auch der Erde, mit der sie umgeben sind, und nicht zu dicht in eine vertiefte Rinne — welche im Januar und Februar, der Zeit größter Kälte und öfterer Wärmeschwankungen — mit Brettern bedeckt werden. Kopf- und Wirsingkohl-Pflanzen setzt man seltener in solche Vertiefungen, wohl aber in ein Beet bildende zwei Reihen, die während stärkster Kälte mit, die Form einer umgekehrten römischen V bildenden zwei Läden zu bedecken sind. Niemals sollte man eine solche Bedeckung eher anbringen, als bis die Pflanzen nach und nach gegen die Kälte gehörig abgehärtet worden. Gegen Mäuse, die namentlich Blumenkohlpflanzen stark schädigen, muß man durch Fallen und Auslegen von Giftpillen, oder durch Fangtöpfe vorgehen. — Aussaat, ins Freiland: Wintersalat. Feldsalat, zwei Mal in Zwischenräumen von vierzehn Tagen. Blumenkohl, Pflanzen dieser Aussaat liefern schon im Juni Köpfe. Kopfkohl. Spinat, für den ersten Frühlingsverbrauch. Sommer-Endivie. Weiße Rüben bis Mitte d. Mts. an Ort und Stelle. Kerbelrübe, bis Anfang October. Karotten und Petersilie. In Mistbeete: Blumenkohl, bis zum December. — Pflanzen ins Freiland: Spargel, bis zum October. Zwiebeln, Lauch, Schalotten, Steck- und Satzzwiebeln. Wintersalat. — Ernte: Wurzel- und Knollengewächse. Bohnen. Zwiebeln. Kartoffeln. Samen-Gurken. Gemüsesamen.

Blumen-Gärtnerei. Zimmer-Pflanzen: Alle empfindlicheren werden gegen Mitte d. Mts. wieder in die Wohnräume gebracht. Bei warmem Wetter gebe man den Pflanzen durch Oeffnen der Fenster reichlich Luft. Alle Zimmer-Pflanzen, besonders Cacteen, dürfen nicht mehr so reichlich Wasser erhalten. — Kalthaus-Pflanzen: Zarte Pflanzen, wie: Haidekräuter, Azalien, Camelien, feine Neuholländer u. a. werden gegen Mitte d. Mts. in kalte Kästen gebracht und reichlich gelüftet. Es sind Vorbereitungen zu treffen, die noch im Freien stehenden Topfgewächse bei etwa eintretendem Frost zu schützen. Gegen Ende d. Mts. werden auch die empfindlicheren sogen. Kalthaus-Pflanzen wieder in kalte Wohnräume, resp. in Gewächshäuser gebracht. — Warme Gewächshäuser: Die im Freien stehenden Warmhaus-Pflanzen, auch Farnkräuter und Cacteen, werden gegen Mitte dieses Monats eingeräumt. Man mustere die Gewächse vor dem Hineinbringen und werfe krankhafte und überflüssige Stücke, welche sich nicht verkaufen lassen sollten, auf den Composthaufen, damit der kostbare Raum im Gewächshause nicht unnütz vergeudet werde. Die Töpfe der Pflanzen werden vor dem Einräumen gewaschen. Im Gewächshause stelle man die Pflanzen so weitläufig als eben möglich, aber recht natürlich, d. h. ungezwungen und geschmackvoll auf. Seltene und empfindliche Stücke erhalten den besten Platz, möglichst nahe am Glas; hervorragend schöne Exemplare müssen mit der Krone freistehen, damit sie sich dem Auge von allen Seiten in ihrer ganzen Vollendung zeigen. Gegen Ende d. Mts. beginnt man mit dem Decken, bei trübem, kaltem Wetter auch mit dem Heizen der Warmhäuser. Beschatten ist von Ende d. Mts. ab nur noch ausnahmsweise erforderlich. — Die aus dem Mistbeet zu Anfang d. Mts. in kleine Töpfe zu setzenden Warmhaus-Pflanzen (s. „Pflanzen" d. Mts.) sind auf warme Kästen zu bringen und anfangs geschlossen und schattig zu halten, damit sie anwachsen; sie bleiben ebenso wie andere Warmhaus-Pflanzen noch bis Anfang October in den Mistbeeten, welche bei kaltem Wetter mit Strohmatten zu decken sind. Das Düngen ist bei allen Topf-Pflanzen einzustellen. Aus dem Freiland frisch eingepflanzte tropische Pflanzen bringt man gleich in das Gewächshaus. Große Kalthaus-Pflanzen können, wenn eingepflanzt, vorläufig noch im Freien an geschütztem Ort verbleiben. Das Begießen muß jetzt in den Morgenstunden besorgt werden. Reife Blumen-Samen sind abzuernten und zu trocknen. — Vorbereitung zur Treiberei: Treibzwiebeln werden in Töpfe mit sandiger Erde gepflanzt, dann in Gartenland einen Fuß tief eingegraben oder im Keller dunkel gestellt, nur in letzterem Falle hin und wieder begossen; die Erde darf aber nicht austrocknen. Treibsträucher und Treibstauden werden, falls sie nicht in Töpfen für die Treiberei gezogen worden sind, von Ende d. Mts. ab in solche gepflanzt. — Aussaat: Stauden, Sträucher (schwerkeimende, winterharte), zu Ende d. Mts. in kalte Mistbeete oder geschützte Gartenbeete. Reseda, in Töpfe für die Winterblüthe. — Pflanzen: Indische Wucherblume mit Knospen, in Töpfe. Kalthaus-Pflanzen (alle in kalte Mistbeete oder ins Freiland ausgepflanzt gewesenen) zu Anfang d. Mts. in möglichst kleine Töpfe; sie sind gut anzugießen und anfangs vor der Sonne zu schützen. Warmhaus-Pflanzen (in Mistbeete ausgepflanzte aller Art) zu Anfang d. M. in Töpfe. Pantoffelblumen (Calceolarien), Primeln, Cinerarien sind in starke Töpfe zu verpflanzen, wieder in kalte Kästen zu bringen und reichlich zu lüften. Reseda, die zur Winterblüthe bestimmten Sämlinge, zu 4 bis 5 in Töpfe von 10 cm oberer Weite in gute Mistbeeterde zu pflanzen, in kalte Kästen zu bringen, reichlich zu lüften und anfangs zu beschatten. Herbstlevkojen, Winterlevkojen, welche die Blumenknospen zeigen und so zu erkennen lassen, ob sie gefüllt sind, in Töpfe zu pflanzen, sowie in kalte Kästen zu bringen, reichlich zu lüften und anfangs schattig zu halten. Gewächshaus-Pflanzen (im Garten ausgepflanzte) damit sie nicht erfrieren, sind auszunehmen und wieder in Töpfe zu pflanzen. — Im Freiland: Stiefmütterchen, Lilienen, Vergißmeinnicht, Gänseblümchen, Primeln, Aurikeln und andere zweijährige Pflanzen und Stauden für den Frühlingsflor des kommenden Jahres auf abgeräumte Beete. Die Sorten der drei erstgenannten Gattungen werden auch auf Beete im Anzuchtgarten gepflanzt, und zwar jede Sorte und Farbe gesondert; Stauden sind zu theilen und frisch zu pflanzen. Veredelung: Rosen, Ziergehölze und Zierbäume. Beendigung der Veredelung auf's schlafende Auge zu Anfang d. M.

Madiges Obst.

Wohl in keinem Jahre ist so viel madiges Obst auf den Markt gekommen, als in diesem Sommer. Aus den Consumentenkreisen aller größeren Städte wird geklagt, daß die Obstmaden in geradezu erschreckender Weise überhand nehmen. So lesen wir in dem landwirthschaftlichen Centralblatt für die Provinz Posen nachstehenden für die Obstzüchter wenig schmeichelhaften Stoßseufzer: „Madiges Obst war früher eine Ausnahme, wird aber jetzt auf verschiedenen Märkten geradezu zur Regel, ja man scheint in verschiedenen Producentenkreisen der Ansicht zuzuneigen, daß, da nothreife madige Pflaumen ca. 8—10 Tage vor den übrigen derselben Art marktfähig werden und höhere Preise bringen, die Pflaumenmade ein recht nützliches Thierchen sei. Es ist darum mit großer Freude zu begrüßen, daß verschiedene Polizeiverwaltungen madiges Obst überhaupt beanstanden."

Wir möchten nicht gerade wünschen, daß die Polizei in den Obsthandel sich einmischt; denn, semper aliquid haeret. Dagegen halten wir es im Interesse der gesunden Entwickelung des Obsthandels, sowie der damit verknüpften Rentabilität des Obstbaues für geboten, daß von Seiten der Obstzüchter mehr wie bisher zur Bekämpfung der Obstmaden geschieht. Es ist uns freilich aus eigener Erfahrung sehr wohl bekannt, daß die einzelnen Jahrgänge in dieser Beziehung recht verschieden sein können. Namentlich scheinen Jahre mit einer abnorm hohen Frühjahrstemperatur das Madigwerden des Obstes zu begünstigen; in der Hauptsache ist doch die Ursache dafür aber, daß zu wenig dagegen geschieht und daß dort, wo man die Bekämpfung der Obstmaden als nothwendig erkannt hat, nicht allgemein vorgegangen wird. Wir reden einem polizeilichen Zwange auf diesem Gebiete durchaus nicht das Wort; allein aus wohlverstandenem eigenen Interesse und mit Rücksicht auf seine Nachbarn sollten die Obstbaumzüchter zur rechten Zeit und mit den richtigen Mitteln gegen die Obstmaden ankämpfen.

Häufig fehlt dafür freilich das richtige Verständniß und die richtige Kenntniß, und darum bringen wir die zeitgemäße Erläuterung für das Madigwerden des Obstes und damit gleichzeitig die Mittel zur Bekämpfung:

Da ist zuerst der Apfelspanner (Tortrix pomonella). Seine Made nährt sich nicht vom Fruchtfleische, sondern durchbohrt dieses nur, um zu den Kernen zu gelangen, welche sie verzehrt. Ist das bei der ersten Frucht geschehen, so bohrt sich die Made wieder aus dem Fruchtfleische heraus, läßt sich an einem Gespinnstfaden zur Erde nieder, um sich, wenn sie ausgewachsen, in Rindensprüngen oder hinter den Schuppen der Rinde des Stammes zu verpuppen. Ist sie noch nicht ausgewachsen, so geht sie am Stamme wieder in die Höhe, um sich in eine andere Frucht einzubohren und sich später zu verpuppen. Wie bekannt, fallen die meisten madigen Früchte im nothreifen Zustande ab; geschieht das nicht durch äußere Einflüsse, so zum Beispiel durch Schütteln des Baumes, durch Sturm oder Menschenkraft, durch plötzliche mechanische Erschütterung des Stammes, so geht die Made, in Vorahnung des Sturzes, ebenfalls an einem Gespinnstfaden zur Erde nieder, um am Baume wieder in die Höhe zu kriechen. Dieser Umstand giebt einen sehr beachtenswerthen Wink zu ihrer Vernichtung: Man schüttele die Kernobstbäume energisch durch, sobald das madige Obst im Zustande der Nothreife leicht fällt, und vernichte mit diesem Obst gleichzeitig die Maden. Eine Vernichtung des ohne äußeres Zuthun abgefallenen madigen Obstes ist ebenfalls zu empfehlen, wirkt aber nicht durchschlagend genug. Ein weiteres vorzügliches Mittel zur Madenvertilgung ist der schon oft empfohlene und beschriebene Klebring. Der klebrige Anstrich desselben mit Raupenleim macht der zur Erde niedergegangenen Made den Aufstieg am Stamme unmöglich, ein unter dem Kleberinge angebrachter Wattering bietet ihr einen bequemen gern benutzten Schlupfwinkel, so daß, revidirt man diese Wattenringe nur alle zwei Wochen einmal, die Mehrzahl der Maden und Larven vernichtet werden kann. Weiter sind im Herbst alle abgestorbenen Rindenschuppen abzukratzen, die Stämme mit Kalkanstrich zu versehen. Der Schmetterling, fast genau von der Farbe älterer Rindenschuppen, erscheint in Deutschland gewöhnlich bloß einmal im Jahre, Ende Juni und im Juli. Das Weibchen legt seine Eier einzeln an Aepfel und Birnen; nach sechs bis acht Tagen schlüpft die Made aus, bohrt sich in die Frucht ein, ist nach sechs bis acht Wochen ausgewachsen und verpuppt sich dann. Schon im Jahre 1885 aber konnten wir zwei Jahresgenerationen beobachten und auch in den Jahren 1890 und 1893, in welch letzterem Jahre wir schon am 10. Juni im Verpuppen befindliche Maden beobachteten.

Die Made des Pflaumenwicklers (Tortrix funebra), etwas kleiner als die vorige, lebt im Fruchtfleische aller Pflaumensorten, ausnahmsweise auch einmal in dem der Aprikosen, nährt sich aber nicht vom Kerne, sondern vom Fruchtfleische. Auch sie geht nach ihrer vollständigen Entwickelung aus der Frucht heraus, überwintert aber nur zum kleineren Theile am Stamme, sondern größtentheils nahe demselben in der Erde. Der Schmetterling legt seine Eier gewöhnlich an die Früchte desselben Baumes, welcher ihn als Made ernährte, und darum wird es leicht erklärlich, daß gewisse Bäume, geschieht nichts zur Vertilgung des Schädlings, in jedem Jahre einen viel höheren Procentsatz madiger Früchte zeigen, wie andere ihrer Art. Ein tiefes Umgraben der Baumscheiben im Herbst wirkt fast immer vernichtend auf die Entwickelung der Puppen, und sollte darum nie unterlassen werden. Klebringe im Juni und Juli, ein Kalkanstrich der Bäume im Herbst, ein starkes Ueberstreuen der Baumscheiben im Herbst mit Staubkalk helfen dieses Ungeziefer vernichten.

Im Sandboden tritt der Pflaumenwickler am stärksten auf und greift wiederum bestimmte Pflaumensorten am empfindlichsten an. Als solche nennen wir u. A. die große grüne Reineclaude, die blaue Eierpflaume und die Washington. Es wäre daher vielleicht zweckmäßig, diejenigen Pflaumen, welche von der Made des Pflaumenwicklers bevorzugt werden, vom Massenanbau auszuschließen.

Das Gemüse vor der Bearbeitung

von Würmern, Käfern, Schnecken ꝛc. zu reinigen, wirft man es einfach in Salzwasser und läßt es fünf Minuten darin liegen. Dieses kann das Gethier nicht vertragen; es kommt aus seinem Versteck von selbst hervor, sucht Rettung, muß aber umkommen. Im Uebrigen ist ein etwaiges Einziehen des Salzwassers in das Gemüse dem Geschmacke eher vortheilhaft als nachtheilig.

Die Verwerthung frisch gelegter Hühnereier.

Die Verwerthung frisch gelegter Hühnereier läßt mancherorts noch vielfach zu wünschen übrig. Oft ist die Bauersfrau genöthigt, schöne frische Eier zum nämlichen Preise zu verkaufen, wie der Kaufmann seine Kisteneier anbietet. Es lassen sich in den Städten gewiß noch genug Leute finden, die für ein wirklich frisches Ei gern etwas mehr bezahlen, als für das kaum genießbare Kistenei. Die Genossenschafts-Centralstelle des schweiz. Geflügelzuchtvereins in Altstetten-Zürich hat die Verwerthung frischer Eier schon seit Anfang d. J. in die Hand genommen, im Januar konnte sie den Geflügelbesitzern 18 Cts. (reichlich 14 Pf.) per Stück bezahlen, mit der sich nach und nach steigernden Eierproduktion sank der Preis allmählich auf 7 Cts., jetzt steht er wieder auf 10 Cts. (8 Pf.) und wird gegen den Winter wieder erhöht werden. Die Geflügelbesitzer verpacken ihre frisch gesammelten Eier in kleine Kisten und liefern sie als Gepäck- (Expreß-) Sendung per Bahn auf ihre Centralstelle. Zugegeben, daß das Einpacken etwas schwierig erscheint, so steht doch fest, daß man sich hierin bald einige Fertigkeit aneignet. Wenn richtig verpackt, wird von 100 Eiern auf dem Transport durchschnittlich nicht mehr als eins zerbrochen. Sehr gut zur Eierpackung eignen sich die von Tischlermeister Hertenstein in Ebnat-Kappel zu diesem Zweck construirten Versandtkistchen, die etwa 60 Stück fassen und vom Verfertiger zu 75 Cts. (60 Pf.) per Stück geliefert werden. Als Füllmaterial wird am besten Spreu verwendet, altes, gut ausgetrocknetes Sägemehl ist ebenfalls gut verwendbar. Das Verpacken in die Hertensteinschen Kisten geschieht auf folgende Weise: Das Kistchen wird zur Hälfte mit Spreu angefüllt, die Eier aufrecht auf sie Spitze so hinein gestellt, daß zwischen jedem ein ca. 1/2 cm weiter Zwischenraum besteht. Stehen alle schön in Reih und Glied, so wird die Kiste mit Spreu vollends angefüllt, ein wenig gerüttelt, damit sich der Inhalt gehörig setzen kann, und dann auf die volle Kiste noch mehrere Handvoll Spreu vertheilt, damit der Deckel zugepreßt werden muß. Letzteres ist absolut nothwendig, damit der Inhalt unbeweglich fest sitzt. Ist die Verpackung zu locker, so setzt sich durch das Rütteln auf dem Transport das Sägemehl zu Boden, die Eier kommen obenauf zu liegen und braucht dann nur ein etwas unsanfter Beamter die Kiste in die Finger zu nehmen, so sind ein Dutzend Eier zu Brei verwandelt. Leere Kisten werden behufs Frachtersparniß je 6 Stück zusammengebunden und als gewöhnliches Frachtgut zurückgeschickt. Nach Schluß eines Monats wird den Lieferanten ihr Guthaben zugesandt.

Ohne gleich für genossenschaftliche Einrichtungen auf diesem Gebiete uns „ins Geschirr zu legen", möchten wir doch hiermit unsere sehr geschätzten Leserinnen fragen, ob nicht ein Postkistenversand nach der Stadt (ähnlich wie er bei Butter ꝛc. längst üblich ist) sich einrichten ließe, da ja bekanntlich viel empfindlichere, werthvolle Bruteier längst per Post versandt werden. Die nöthigen Kisten wird jeder Dorftischler ꝛc. leicht anfertigen können; wenn es ihm an einem Muster dazu fehlt, so lassen wir gern eins kommen. Schon im eigenen Interesse würden wir sehr gern bei der Verwirklichung dieser Idee behilflich sein. Nach unserer Erfahrung dürfte es z. B. in der Stadt Hannover niemals an Abnehmern fehlen, die für wirklich frische Eier gute Preise zahlen. Die Bedingung, daß die gelieferten Eier stets ganz frisch sind und sauber aussehen, ist aber unerläßlich. Wer nur ein einziges Mal „hineingefallen" ist, bestellt zum zweiten Male ganz bestimmt nicht wieder.

So schreibt Herr N. in der Hannov. Land- u. Forstw. Ztg. Wir glauben, daß auch für Breslau sich eine derartige Einrichtung lohnen würde und wollen uns nach Bezugsquellen für gute Eierversandkisten umsehen.

Hühnerkrankheiten.

Das Heraustreten des Legedarmes ist ein Uebelstand, welcher sich bei den verschiedensten Geflügelarten zeigt. Die Erscheinung tritt beim Eierlegen auf, indem der betreffende Vogel schwer Eier legt. Die Schließmuskeln erschlaffen bei dieser mühevollen Thätigkeit und der Eileiter tritt aus der Kloakenöffnung heraus. Die Behandlung fordert, daß man die vorgefallenen Theile, nachdem etwa angesammelter Koth aus der Kloake vorsichtig entfernt ist, sauber abwäscht und mit lauwarmem gutem Essig (Traubenessig, noch besser Birnenessig) bäht, dann die geröthete, geschwellte Schleimhaut etwas einölt und nun die vorgefallenen Theile mit dem Zeigefinger in die regelrechte Lage zurückschiebt. Manchmal freilich kommt es vor, daß nach dem Zurückbringen der betreffenden Theile dieselben sogleich wieder hervorgedrängt werden; dann ist es nöthig, ein kleines rundliches Stückchen Eis in die Kloake einzulegen, die intensive Kälte wirkt zusammenziehend und das Zurückgebrachte bleibt dann in seiner Lage. Manchmal kehrt das Uebel erst nach einiger Zeit zurück und muß dann das Verfahren wiederholt werden. Der Patient ist in einem etwas verdunkelten Raume Tage lang isolirt zu halten, damit er sich einigermaßen beruhigt, mit Pressen und Drängen aufhört und vom Hahn nicht verfolgt wird, anderseits damit es nicht geschehen kann, daß die übrigen Hühner an den etwa wieder vorgefallenen Theilen herumpicken und hacken. Dabei sind die Kranken auf sehr knappe Diät zu setzen, um die Eierproduktion für einige Zeit nach Möglichkeit zu verringern. Täglich zweimal eine Pille von 0,06—0,08 g reinem Opium, event. noch stärkere Gaben, die das Geflügel ohne Schaden verträgt, tragen wesentlich zur Beruhigung des Thieres bei. Ist jedoch das Uebel zu spät bemerkt worden und sind bereits Spuren beginnenden Brandes (blaurothe oder violette. ja schwarze Färbung des vorgefallenen Theiles) zu sehen, dann ist es besser, das leidende Thier dem Schlachtmesser zu überliefern.

Erprobte Recepte aus dem deutschen Nationalkochbuch von Frau Willms, geb. Wildermuth.

Salzgurken auf andere Art. Die frischgepflückten grünen Gurken, mittlerer Größe, werden sauber abgewaschen und gut getrocknet, jede Gurke in ein Weinblatt gewickelt und alle in ein Gefäß gepackt. Zwischen die Gurken streut man Sauerkirschblätter, Dill und Stücke Meerrettich. Eine Kanne Wasser (ungefähr 2 Liter), 8 Loth (128 g) Salz und 1/2 Flasche Essig) werden gut durchgekocht, aber erst ganz abgekühlt über die Gurken gegossen, die dann mit Brett und Stein beschwert und zugebunden werden müssen.

Oldenburg. Fräulein v. Harbou.

Senfgurken. Zu 25 Stück Gurken nimmt man 6 Loth (96 g) schönes Senfmehl, welches mit Weinessig zu einem dünnen Brei angerührt wird. Die Gurken nimmt man von mittlerer Größe und legt sie 24 Stunden in frisches Brunnenwasser, dann werden sie geschält, der Länge nach in dünne Streifen geschnitten, stark eingesalzen, dann in ein Tuch gebunden und so lange aufgehängt, bis kein Wasser mehr abtropft. Alsdann legt man sie in einen Steintopf und thut lagenweise obigen Senf, Pfeffertörner, Nelken, kleingeschnittenen Meerrettich und spanischen Pfeffer dazwischen. Nun wird ein halbes Maß (1 Liter) Essig siedend gemacht, in welchem ein gut Theil kleiner weißer Zwiebeln mitgekocht wird. Wenn der Essig erkaltet ist, wird beides zusammen über die Gurken gegossen.

Schloß Stetten. Fräulein Adelheid Wildermuth.

Senfgurken auf andere Art. Zu 40 gelben großen Gurken nimmt man 1 Pfd. gelben Senf, 1 Pfd. (500 g) Sandzucker, 3 Hände voll Salz, 1 Loth (16 g) gestoßenen weißen Pfeffer, gehackte Zwiebel und kleingeschnittenen Meerrettich. Man höhlt und schält die Gurken recht stark aus, damit nichts Weiches sitzen bleibt, dann schneidet man sie in beliebige Stücke, läßt sie mit wenig Salz bestreut einige Stunden stehen, gießt den Saft fort, vermengt sie dann mit obigen Ingredienzien und thut sie in ein Einmachglas. Nun gießt man guten Weinessig darauf, womit sie ganz bedeckt sein müssen, und läßt sie 8 Tage zugebunden stehen, dann wird der Essig abgegossen (wonach sie hart und fest werden) und, wenn er aufgekocht ist, wieder heiß über die Gurken gegossen. Diese Methode ist sehr zu empfehlen, weil sich die Gurken lange halten.

Oldenburg. Fräulein v. Harbou.

Gurken süß einzumachen. Mittelgroße Gurken werden geschält, abgewaschen, in Schnitze geschnitten, dann in halb Wasser, halb gewöhnlichem Essig weich gekocht. Zu 500 g rechnet man 500 g Zucker, 1/2 Liter Weinessig, 125 g Citronat und Pomeranzenschale, etwas ganze Nelken mit Zimmt. Dies zusammen wird 1/2 Stunde gekocht, dann werden die Schnitze hineingethan und 5 Minuten gekocht. Man läßt alles gut zugedeckt 24 Stunden lang stehen, schüttet die Brühe ab, läßt sie 1/2 Stunde kochen und schüttet sie dann siedend über die Schnitze; dies wird dreimal wiederholt. Zum letztenmal können die Schnitze mitgekocht werden.

Tübingen. Frau Professor Dr. Gmelin.

Melonen einzumachen. Man schält die Melonen, schneidet die kleinen in 4 Theile, die großen in Schnitze, legt sie in eine Schüssel, schüttet guten Essig darüber, läßt sie 2 Tage darin stehen und gießt den Essig davon in eine messingne Pfanne. So viel Pfund Melonen, so viel halbe Pfund Zucker kocht man in dem Essig, nimmt nach dem Abschäumen 1/2 Loth (8 g) gebröckelten Zimmt darein, 10—12 ganze Nägelein (Nelken) und die Melonen dazu, kocht dieselben halb weich, thut sie in ein Porzellangeschirr läßt sie über Nacht darin stehen, setzt sie den andern Tag wieder übers Feuer, kocht sie so lange, bis die Melonen ganz weich sind, und bewahrt sie nun in Gläsern und Porzellanschüsseln auf. Sie werden größtentheils zum Braten gegeben.

Aus Urgroßmutters Kochbuch.

Quittenschnitze. 1 Pfd. (500 g) geschälte rohe Quittenschnitze werden mit einem schwachen Liter Wasser und 500 g Zucker 2 Stunden lang sorgfältig zugedeckt gekocht, bis sie weich, aber noch ganz sind. Schalen und Kernhäuser werden gleich nach dem Schälen etwa 2 Stunden im Wasser gekocht, und dieses Wasser verwendet man zum Kochen der Schnitze, wodurch dieselben weich und schön roth werden.

Stetten. Fräulein Adelheid Wildermuth.

Quittenmarmelade. 6—8 Quitten siedet man in Wasser weich, schält sie hierauf und reibt das Mark auf dem Reibeisen ab. Auf 1 Pfd. (500 g) Mark rechnet man 375 g (3/4 Pfd.) Zucker, läutert diesen dünn, thut die feingeschnittene Schale von einer Citrone nebst deren Saft und das Quittenmark darein und rührt es beständig auf Kohlen, bis die Marmelade ziemlich dick ist. Alsdann wird sie in Gläsern oder Porzellangefäßen aufbewahrt, auf Brot, als Tortenfülle oder als Dessert gebraucht.

Aus Urgroßmutters Kochbuch.

Perlzwiebeln einzumachen. Die Perlzwiebeln werden eingesalzen einen Tag stehen lassen, dann mit dem Salz in Wasser gekocht, in Tüchern abgerieben bis die Schalen abgehen, herausgelesen, nach der Größe fortirt in Gläser gethan und mit Essig übergossen, in dem vorher Gewürz abgekocht war, dies muß aber zurückbleiben, sonst werden die Zwiebeln grau.

Freifräulein Amelie von Massenbach.

Kochrecepte.

Fondue à la **Brillat Savarin.** 10 Minuten. 10 Personen. Man rechnet auf jeden Gast 2 Eier, wiegt dieselben, schlägt sie dann in eine Kasserole, mengt ein Drittel ihres Gewichtes an geriebenem Schweizerkäse, ein Sechstel desselben an Butter, auf jedes Ei einen Eßlöffel Milch, eine starke Messerspitze Fleischextract, wenig Pfeffer und Salz dazu, verrührt das Ganze über lebhaftem Feuer, bis das Eiweiß zu gerinnen anfängt und servirt die Speise so heiß als möglich auf einer erwärmten Schüssel.

Seezungen à la **Morny.** 1 Stunde. 10 Personen. Die Seezungen werden — 3 Stück im ungefähren Gewicht von 2 Kilo — gehäutet, nachdem die Flossen abgeschnitten sind, gesalzen und in eine passende Pfanne gelegt, mit Butter, 1 Glas Weißwein, etwas Citronensaft, 1/2 Tasse Brühe aus Fleischextract, 1 Zwiebel und Gewürz 10 Min. langsam gedünstet. Inzwischen schwitzt man einige Zwiebeln, feingeschnitten, mit 1 Löffel Mehl in Butter, füllt süße Sahne auf, schmeckt mit weißem oder Cayennepfeffer ab und läßt die Sauce gut verkochen, sodaß sie recht seimig wird. Nun streicht man den Boden einer Schüssel mit Butter aus, giebt einen Theil der durch ein Sieb gestrichenen Sauce hinein, legt darauf den Fisch und bedeckt ihn mit dem Rest derselben. Dick mit geriebener Semmel und Parmesankäse bestreut, setzt man kleine Butterstückchen auf, läßt die Speise im Ofen schön gelb bräunen und garnirt sie mit kleinen Kartoffelkrockets.

Taubenpastete. 2 1/2 Stunden. 10 Stunden. 5 fleischige junge Tauben werden gut gereinigt, gewaschen, in Viertel zerlegt, gesalzen und mit Citronensaft beträufelt. In eine Kasserole gelegt, giebt man einige Zwiebeln, 2 Mohrrüben, 125 Gr. Butter und recht kräftige, aus Fleischextract bereitete Brühe hinzu, dünstet sie wohl zugedeckt auf mäßigem Feuer eine halbe Stunde, nimmt sie dann aus der Brühe und läßt sie erkalten. Nun bestreicht man eine Pastetenform mit Butter, legt sie mit einem mürben Teig aus, streicht fingerdick eine von Kalbfleisch bereitete Farce auf den Boden, ordnet darauf einen Theil der Taubenstücke, bestreut diese mit gekochten Morcheln und weichgedünsteten Champignons, streicht eine zweite Farceschicht auf, läßt Tauben, Morcheln, Champignons folgen und schließt die Form über einer dritten Farceschicht mit einem Teigdeckel, der fest an die Wandungen gedrückt, nach Belieben mit ausgeschnittenen Teigfiguren verziert, in der Mitte eine Oeffnung erhält und mit geschlagenem Ei bestrichen wird. Bei mäßiger Hitze eine Stunde gebacken. Beim Auftragen gießt man die durchgeseihte, entfettete und eingekochte Taubenbrühe in die Pastete.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 13. September 1895. Neunter Jahrgang. № 37.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Zigeuner!

Aus dem Tagebuch einer jungen Frau.

Eines Tages stürzte Jungfer Adda mit brennenden Wangen in mein Zimmer. Gnädige Frau, Zigeuner sind da! So schöne Zigeuner!"

Seit ich der genialen delle Grazie herrliche Novelle „Ein Rebell" gelesen, hege ich für das dunkle, räthselhafte Nomadenvolk eine schwärmerische Sympathie, und bei den Worten Addas (die ich in Verdacht habe, Novelle und Schwärmerei mit mir zu theilen) tauchte sofort der stolze Lajos vor mir auf mit der ganzen düstern Melancholie seines Wesens und seiner Pußta.

Rasch stürmte ich in die Küche. Da standen sie, drei braune Männer, blauschwarz die Locken, zerlumpt die Gewänder. Von ihren zerrissenen Röcken starrte des Silbers gleißende Pracht in seltsamen Knöpfen, Ketten und allerlei Zierrath.

Ihr Anführer, eine junge Heroengestalt, nahte sich mir mit demüthiger Geberde. „Arbeit, Arbeit suchen wir." — Während ich entzückt das silberne Schild betrachtete, das seine Brust zierte — es stellte einen Löwenkopf vor — griff ich unwillkürlich nach meiner Brieftasche. Der Zigeuner aber machte eine stolze, abwehrende Handbewegung. „Behaltet Euer Geld, Frau", sagte er, „wir sind reich genug und betteln nicht. Wir wollen nur Arbeit, ehrliche Arbeit von Euch haben!"

Diese edlen Worte verfehlten ihre Wirkung auf mich nicht. Ja, so mochte er gesprochen, so ausgesehen haben, der „Rebell"! Begeistert blickte ich in das dunkle Antlitz mit den flammenden Augen und den königlich geschwungenen Lippen, die kein frohes Lächeln zu kennen schienen.

„Arbeit, Arbeit suchen wir!" klang es beschwörend an mein Ohr. Ich erwachte.

„Ihr sollt sie haben!" rief ich entschlossen. „Was wollt Ihr denn eigentlich machen?"

Ein Hoffnungsstrahl blickte in drei Augenpaaren auf. „Kupferne Kessel ausbessern, verzinnen!"

„So folgt mir!" gebot ich, und vorwärts gings, von dem Jubel des heulenden Männervolks umtost, durch den weiten Hof hinab in die verborgenen Tiefen der Waschküche. Hier brodelten und dampften weiße Dünste, und Gestalten, die an Macbeths Hexen erinnerten, wallten um einen großen Kessel auf und nieder. Bei unserem Erscheinen wichen sie mit einem Schrei zurück; doch als meine Heldenschaar Miene machte, den Herd zu stürmen, warfen sie sich ihr mit wüthenden Geberden entgegen.

„Der Kessel ist heil!" hallte es von allen Seiten. „Den geben wir nicht her!"

Ich blickte rathlos um mich.

Da entdeckte Lajos Falkenauge ein kleines, nur für die Bereitung von Powidl bestimmtes Kupfergefäß, das in träumerischer Unthätigkeit in einem Winkel ruhte. Darauf losstürzen und es triumphirend über seinem Haupte schwingen, war das Werk eines Augenblicks. Hurrah, das wars, was wir suchten! In diesem Kessel befand sich ein Loch, ein wirkliches, sichtbares Loch, kaum so groß wie das Flüglein einer Fliege, aber immerhin weit genug, um das Tageslicht hindurchschimmern zu lassen. Wer war glücklicher als wir! Lajos bedeutete seinen jauchzenden Untergebenen, sich mit seinem Funde zurückzuziehen. Er selbst holte seine Brieftasche hervor, und bot mir in rührender Unterwürfigkeit seinen Paß als Pfand an. Zugleich wies er mir einige saldirte Rechnungen vor, die mir eine Gewähr für die Bescheidenheit seiner Forderungen geben sollten. Es handelte sich um Beträge von zwei bis drei Gulden. Ich gebot ihm großmüthig, alles wieder aufzubewahren. Als wir uns entfernten, klangen hinter uns die Unkenrufe der aufgestörten und noch immer wirr durch einander brodelnden Hexen.

Während des Mittagessens schilderte ich Wilhelm mein kleines Abenteuer. Er hatte kein Wort der Anerkennung, nur Tadel für mich! „Das wäre hinausgeworfenes Geld, behauptete er. „Der Kupferschmied sei ohnehin im Hofe und besorge derlei Reparaturen."

Armer Wilhelm! Für ideale Menschenrechte, z. B. für das Recht auf Arbeit, von dem ich erst kürzlich gelesen, fehlt ihm das richtige Verständniß.

Nachmittags zog es mich hinaus zu dem braven Arbeitervölkchen, das sein Lager auf der Hutweide des Dorfes aufgeschlagen hatte. Ich nahm Adda mit mir. Das gute Mädchen sollte wissen, was Wohlthun heißt. Sie trug ein Körbchen, das ich mit alten Kuchen, Brot und Käserestchen gefüllt hatte; über die Arme hing ich ihr rothe und blaue Bandstückchen, Schleifen und dergleichen Flitterkram, den das Auge der Zigeunerin liebt. So zogen wir in festlicher Stimmung aus. Schon von Weitem belehrte uns das völlig veränderte Aussehen der Hutweide, daß etwas ganz Besonderes los sei. Ich wähnte mich entzückt vor ein Beduinenlager nach Afrika versetzt. Fünf große Zelte waren neben einander aufgeschlagen, um die allerlei Menschlein sich bewegten, indeß die Beduinenpferde friedlich in den umliegenden Haferfeldern weideten.

Kaum waren wir bemerkt worden, als es wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen um die kleine Colonie lebhafter zu kribbeln begann. Halbnackte Kinder in allen Größen sprangen uns entgegen, uns einen freundlichen Empfang bereitend.

Ich vertheilte Kreuzer, mit denen ich mich reichlich versehen hatte, in ihre emporgestreckten braunen Händchen; manchem halbwüchsigen Mädchen schenkte ich ein buntes Band, und so kamen wir — Wohlthaten auf Wohlthaten häufend — in die Nähe der Zelte. Immer mehr wurden der Kinder, immer lebhafter das Gedränge um Adda, deren runde Augen sich immer angstvoller auf mich hefteten. Plötzlich brach sie in ein jämmerliches Geschrei aus: Die kleine Horde hatte sich wie der Sturm über sie geworfen und im Nu aller Schätze beraubt. Bänder und Schleifen flatterten in den Händen der davoneilenden Diebe, während Adda — einem entlaubten Baume ähnlich — heulend dastand. Die bei der Plünderung leer Ausgegangenen begannen sich nun um mich zu schaaren; schon wollte mir Angst werden — da sprang ein alter, langbärtiger Beduine herzu, fuhr mit wildem, fremdklingenden Fluch unter diese Bande und jagte sie auseinander. Der ritterliche Held! — Ich wollte ihn mit einem dankbaren Blick lohnen, doch ohne mich zu beachten, verschwand er, woher er gekommen!

Junge Weiber, die Pfeife im Mund oder ein Kind auf dem Arm, traten, von dem Lärm angelockt aus ihren Zelten. Ihre schwarzen Zöpfe waren mit Muscheln und Silbermünzen durchflochten. Wie aus braunem Marmor gemeißelt schienen ihre Züge, und gar Manche hatte die Haltung einer Königin. Sie bettelten nicht; die Eine oder die Andere gebot mir, ihr ein Geschenk zu machen — das war alles.

Neugierig blickte ich in das Zelt des Häuptlings; er kauerte in der Mitte desselben, an einem kupfernen Gefäß hämmernd. Neben ihm saß die „Hausfrau"; sie nähte mit einer riesigen Nadel ein kleines Hemd, und ihre Tochter, ein blühend schönes Ding von 14 Jahren, mit Wangen wie rother Sammt, kniete am Boden und schmorte Fleischstücke an dem glimmenden Kohlenfeuer. Es war ein Bild glücklichen Familienlebens, über dem ein erquickender Hauch von Speck wehte.

Fast in jedem Zelte wurde mir unter Betten vergraben ein neugeborenes Kind gezeigt. In einem gab es sogar Zwillinge. Sie hatten erst gestern das fröhliche Zigeunerleben angetreten, wie ihre Mutter mir mittheilte, die hinter mir herlief.

Gieb mir deine Hand, ich will dir wahrsagen," bat sie. Ich bot ihr die Linke und mit großer Geläufigkeit begann sie, mich über mein Schicksal aufzuklären.

„Eine große Reise wirst du machen, verstehst du mich — und heirathen wirst du, verstehst du mich — und vier Kinder wirst du bekommen, verstehst du mich —" Erröthend wollt' ich ihr meine Hand entziehen, doch sie hielt sie fest. „Und jetzt leg' einige Münzen auf den Handteller — eh — nicht Kreuzer — Silber, Silber! — so, noch eine — noch eine — wie, du hast nicht mehr? Freilich, die Brieftasche ist leer . . . Schade — Nun also . . ." Sie nahm die Silbermünzen in ihre Finger, glitt mit ihnen über die Linien und murmelte einige Zaubersprüche; dann schloß sie meine leere Hand und empfahl sich mit ihrer vollen. Doch kehrte sie noch einmal mitleidsvoll zurück.

„Du hast zwar kein Geld mehr, aber ich will dir ein Mittel sagen, das dich immer jung erhalten wird. Hier" — sie griff in die Tasche ihres weiten Rockes und zog eine kleine Wurzel hervor, von der sie ein Stückchen mit den Zähnen abbiß — „hier, nimm das, bestreu' es mit Zucker und Salz, leg es zwischen Brot und iß es auf. Wenn du das thust, werden nie die Runzeln des Alters dein Gesicht verunzieren. Reich mir dein Schnupftuch!" Ich that es, überzeugt, auch dieses den Weg der Silbermünzen wandeln zu sehen. Doch nein. Sie band in eine Ecke desselben das Zaubermittel, und gab es mir zurück. Gerührt trat ich den Heimweg an — ewige Jugend in der Tasche.

Abends ging eine lärmende Bewegung durch das Haus. Die Zigeuner hatten den Eintritt in die Waschküche erzwungen und den Kessel seinem schützenden Heerde entrissen. Als ich erschien, „um Ordnung zu machen", wiesen sie mir nach, daß sein Boden „so dünn wie ein Blatt" sei, und mein Freund Lajos mit den großen traurigen Augen schwor, dem solle abgeholfen werden —!

„Wie viel wird denn das kosten?" fragte ich argwöhnisch.

„Wenig — sehr wenig, Frau," erwiderte er melancholisch.

„Nun denn, so sollt Ihr Euren Willen haben!" entschied ich und entließ sie.

Der Morgen des zweitnächsten Tages. Die Sonne war wie gewöhnlich aufgegangen; fröhlich trank ich meinen Thee und hatte Zigeuner und Kessel längst vergessen, als der alte Franz mir beide meldete.

Ich eilte in den Hof. Da standen sie, diesmal sechs Zigeuner, in ihrer prächtigsten Tracht, rothe Tücher um die Mützen gewunden. Wie Bärenbändiger sahen sie aus, und als Bären hatten sie die zwei glänzenden, roth leuchtenden Kupferkessel vor sich liegen.

Als ich erschien, nahte Lajos sich mir mit unterwürfigem Gruß und hielt mir ein Buch verkehrt entgegen. „Wollt Ihr Euch überzeugen, Frau, was das Kilo Kupfer kostet?"

„Was bin ich Euch schuldig?" fragte ich, fünf Gulden heimlich in der Hand wiegend.

„Das sollt Ihr selbst berechnen, Frau," erwiderte er ebenso unterwürfig. „Seht her, das Kilo Kupfer kostet sammt Arbeit 3 fl. 20 kr. und 6 Kilo haben wir verbraucht — also rechnet es selbst zusammen . . ."

„Wa—as? Ihr seid wohl verrückt?"

„Nein, Frau, hier lest selbst! so werden wir immer bezahlt."

Wahrhaftig! Da stand es: „Für Kesselreparatur 32 fl. bezahlt. — 10 Kilo Kupfer, à 3 fl. 20 kr." Unterschrift und Siegel. „Für 8 Kilo . . ." Das Buch wimmelte von Zeugniß-Ausweisen für hohe Summen. Mir war, als sollte ich in der Höhlung des Kessels verschwinden.

„Wir wissen nicht, was Ihr uns zu geben habt — rechnet es selbst danach zusammen, Frau!" bat mein herrlicher Lajos treuherzig und richtete seine Kohlenbrenner auf mich.

Nie wäre ich im Stande gewesen, sechs Mal 3 fl. 20 kr. zu multipliciren. Ich ahnte nur, daß diese Summe meine Kräfte übersteige, und eilte wie besinnungslos in mein Zimmer, um in meinem leeren Portemonnaie Nachschau zu halten. Unterwegs traf ich Wilhelm.

„Was verlangen sie?" schrie er.

„Ungefähr fünfzehn Gulden," erwiderte ich und sah nur noch im Vorbeieilen, wie er die Hände rang.

Als ich herab kam, (einen Gulden hatte ich noch gefunden) rief er: „Um den Kupferschied schicken und schätzen lassen!"

Fünf Minuten später war der Kupferschmied da, er waltete seines Amtes, klopfte an den Kesseln herum, mit mißtrauischen Blicken von den Zigeunern verfolgt. Die ganze Dienerschaft hatte sich um uns versammelt.

In der Ferne stand die drohende Gestalt Wilhelms. — Es war eine der schwersten Stunden meines Lebens.

„Die Leute haben höchstens drei Kilo Kupfer verbraucht, und das Kilo kostet einen Gulden. Wenn Sie ihnen fünf Gulden geben, haben Sie sie überreich belohnt," entschied nun endlich der Meister.

Einen Sturm wie jenen, der sich jetzt erhob, hab' ich noch nie erlebt. Lajos, der melancholische Lajos, ward zum Löwen: „Wie, Herr, Du willst unsere Arbeit schätzen?" rief er. „Gieb Acht, daß wir nicht die Deine schätzen. Hundert Gulden geb' ich Dir, wenn Du so feine Kesselarbeit verstehst, wie wir. Da schau her" — und sich auf die Schulter zweier Zigeuner stützend, sprang er auf den umgestürzten Kessel und schlug dröhnend gegen ihn — „da schau, so arbeiten wir! Und Du willst uns schätzen?"

Mit königlicher Geberde warf er den Kopf in den Nacken, daß die schwarze Mähne flatterte und die silbernen Löwenkettchen auf seiner Brust klirrten. Dann wandte er sich an mich.

„Nicht handeln wollen wir mit Euch, Frau, eher schenken wir Euch das Ganze, Kupfer und zwei Tage Arbeit. Hier, nehmt Alles hin" — damit sprang er vom Kessel und knirschte grimmig fremdsprachige Worte zwischen den Zähnen hervor.

Ein wildes Gemurmel ging durch die Reihen seiner Vasallen. Mir wurde himmelangst, und mein Entschluß war gefaßt. Ich stürzte fort, borgte mir von Wilhelm zehn Gulden und trug in das zerschundene Buch der modernen Raubritter die Worte ein: „Für Kesselreparaturen 16 fl. bezahlt." Darunter drückte ich unter Thränen Wilhelm's Geschäftssiegel; dann gab ich Geld und Buch dem noch immer knirschenden Häuptling der Bande, eilte in mein Zimmer und sperrte mich mit meinem Gram ab.

Erst nach geraumer Zeit wagte ich mich hervor; zu meinem Entsetzen lärmten und gesticulirten die schwarzen Männer noch immer im Hofe gegen mein Fenster herauf. — Wer lag dort mit rosenrothen Wangen? Adda! Staubtuch und Besen hinter sich. Nun, sie hat nicht lange dort gelegen. Als endlich mit Hülfe des alten Franz der letzte der Zigeuner das Haus verlassen hatte, wollte ich Wilhelm erschöpft um den Hals fallen. Doch er trat drei Schritte zurück. „Ich bitte Dich," rief er, „Du riechst ja ganz nach dem Gesindel!"

Marie Stona.

Aus der hohen Tatra.

„Willst Du immer weiter schweifen? Sieh das Gute liegt so nah!" Vater Goethe hat recht. Was hasten wir nach Oberbayern, nach der Schweiz und Tyrol, um Alpen und Alpennatur kennen zu lernen, Alpenluft zu athmen; wie viel Geld müssen wir schon allein auf die Eisenbahnfahrt ausgeben und wie lange unsere unglücklichen Körper auf ihre Nervengüte in ruhelosen Harmonikazügen prüfen lassen, um dann schließlich in dem großen Touristentroß unser bischen aus dem Zeitalter des Verkehrs noch gerettete Individualität weiter abschleifen zu lassen. Und doch könnten wir Schlesier es so gut haben! Elf Stunden dauert die Fahrt von Breslau nach Poprad und kostet, wenn man all die im „Fahrplan

der Schlesischen Zeitung" angegebenen kleinen Hilfsmittel benützt, 30 Mark und etliche Pfennige für die zweite Klasse, bei einer Reisedauer von 14 Tagen. Zeit genug um die hohe Tatra zu durchwandern. Dort findet man ein Stück Alpenwelt, wie man es sich wilder, schroffer und malerischer nicht wünschen kann, selbst ein Alpenfex wird seinen Thatendurst vollkommen zu stillen vermögen. Schon die Fahrt von Oderberg bis Poprad geht durch einen Landstrich von großer Schönheit, die von Station zu Station sich steigert, bis endlich vor Czorba der Krivan und die Tatraspitze, die westlichen Riesen der hohen Tatra vor uns auftauchen. Die Bahn steigt schon von Szolna ziemlich bedeutend und erreicht bei Czorba die Höhe von 900 Meter. Szolna hieß früher Silein, aber die Ungarn haben bekanntlich aus ihrem Eisenbahnbetrieb energisch alles Deutsche und alle Deutschen entfernt, so daß der Reisende, der nicht ungarisch versteht, doch manchmal in Verlegenheit gerathen kann, selbst wenn auch die meisten Schaffner des Deutschen mächtig sind. Von Czorba bis Poprad geht es wieder bergab und man gelangt in einer halben Stunde Bahnfahrt gerade vor die Mitte des ganzen Gebirgsmassivs, auf das man hier einen herrlichen Gesammtblick hat. Wenn man auch auf einer Hochebene sich befindet, die etwa so hoch als Schreiberhau liegt, so empfindet man dies doch nicht, weil die zwischen der niederen und der hohen Tatra liegende Zipser Ebene sich weit hin erstreckt, und staunt das vielköpfige Felsungeheuer an, das sich scheinbar so unvermittelt aus der flachen Ebene, aus bebautem Culturland gen Himmel emporreißt. Für dies jähe Aufspringen suchen wir vergeblich nach einem richtigen Ausdruck, vielleicht könnte man Aufkrachen sagen und dabei an Plutonische Gewalten denken, wenn nicht Professor Frech uns belehrt hätte, daß alle Gebirge, auch die schroffsten nur die langsam und kaum merklich auftretenden Hautrunzeln unserer alternden Erdenpomeranze sind. Beim Anblick der Tatra aber will uns diese langsame trostlose Schrumpeltheorie gar nicht gefallen, Alles schreit nach einer großartigen plötzlichen gewaltsamen Geburt. „Hurrah! ich werd' eruptiv!" brüllt der Granit in Scheffel's Gaudeamus und der Tatra sieht mans ordentlich an, mit welchem Gaudium sie aus dem Erdinnern ans Licht geschossen ist. Was sie aber sehr verschönert und die Schroffheit ihrer Riesenhäupter mildert, ist der dichte grüne Kranz von allerlei herrlichen Nadelhölzern, der um den Fuß des Gebirgstockes lagert und ein gut Stück an ihm emporklimmt, kleiner und kleiner werdend, bis er als dicker Knieholzpelz endet dort, wo die Gemsen ihre spärliche Weide suchen und die Murmelthiere das Echo mit ihren gellenden Pfiffen wecken. Auf dem nördlichen Abhang sind die Wälder zu wahren Urwäldern geworden und saftige Matten bieten den zahlreichen Rinderherden, Pferden und Schafen der Slovaken reichliche und gedeihliche Nahrung. Dort sind die Niederschläge wohl auch reichlicher und die Sonne brennt nicht mit so afrikanischer Gluth als auf der Südseite. Auch der Wildreichthum ist weit größer und die Hirschjagden des Prinzen Hohenlohe auf der Waldherrschaft Javorina sind berühmt; in diesen Urwäldern soll denn wohl manchmal noch ein Bär hausen, doch zeigt er sich nur ungern und scheut die vordringende Civilisation.

Der ganze Gebirgsstock der Tatra ist räumlich so zusammengedrängt, daß ein rüstiger Wanderer alle ihre Schönheiten in zwei Wochen kennen lernt, einer der's eilig hat oder einer der den Wandergenuß nur nach Kilometern schätzt, wird auch schon in fünf Tagen die Hauptpunkte abrasen können. Auf der Südseite liegen die „Sommerfrischen" mitten in dem grünen Waldkranz, dicht am Aufstieg zum Hochgebirge; von Poprad aus kann man mit einem Fernglase, ja selbst mit bloßem Auge sie alle aus dem Walde hervorleuchten sehn; im äußersten Westen unter dem Krivan den rothen Villenthurm am Czorba-See, dann Hoch-Hagy, Weszterheim, darüber schon in der Knieholzzone das Schlesier-Haus, dann in der Mitte unter der Schlagendorfer Spitze die drei Schmecks, weiter östlich die neuesten Siedlungen Tatra-Lomnitz und Matlarenau am Fuß der Lomnitzer Spitze, schließlich im Osten Höhlenhain, das die Ungarn mit dem für deutsche Zungen etwas schwierigen Namen Tatra-Barlangliget bezeichnen, dies allerdings tief im Thal und Hochwald versteckt, daher von Poprad aus nicht mehr sichtbar. Vom Czorba-See führt am Südabhang entlang und alle genannten Ortschaften verbindend eine gute chaussirte Straße bis Hochlenhain, auf der man mit guten Pferden in vier Stunden von einem Ende der Tatra bis zum andern gelangen kann. Wir erwähnen dies nur, um zu zeigen, wie eng zusammengedrängt das Hochgebirge ist und wie nah aneinander all diese Ortschaften liegen. Ortschaften ist für die meisten nicht der richtige Name, es sind eigentlich nur Villencolonien, von denen die jüngst entstandenen, und sehr jung sind wohl alle mit Ausnahme von Alt-Schmecks d. i. Tatra-Füred und Hoehlenhain, oft nur aus 2—3 Logirhäusern in gefälligem Holzbau bestehen, deren eines gleichzeitig die Speisewirthschaft enthält. In den größeren oder „vornehmeren" Colonien giebt es ein besonderes Speisehaus, die Szálloda, in der Alles zu haben ist, nur kein Kaffee oder Thee; für diese Frühstücks- und Vespergenüsse ist ein besonderes Kave-haz vorhanden. Der Reisende wird von der Direction — ohne Director gehts in der Tatra einmal nicht — in einer der zerstreut liegenden Villen untergebracht, seine Atzung muß er in der Szálloda oder dem Kave-haz suchen und einem Troß von trinkgeldheischenden Kellnern vertrauensvoll anheimstellen. Am klügsten thut der Fremde schon, wenn er zur landesüblichen Zeit, d. h. um 12 Uhr Table d'hôte speist, er bekommt unter der Menge des Gebotenen immer ein gutes Stück Rindfleisch und irgend eine gute Mehlspeise, sodaß selbst ein starker Esser für 1 Fl. 50 Kr. satt werden kann. Wenn man zu andern Zeiten kommt (nur am Czorba-See ist erst um 1 Uhr Essenszeit) und mit der Speisekarte in der Hand seinen Hunger stillen will, da macht man meist trübe Erfahrungen. Ueberhaupt ist es in der Tatra immer gefährlich, gegen die allgemeine Sitte zu verstoßen. Der Ungar steht zeitig auf, geht aber auch gern früh ins Bett; kommt dann so ein unverschämter Reisender nach 9 oder gar gegen 10 Uhr Abends ermüdet und hungrig in einem fremden Gasthaus an, so kann er von Glück sagen, wenn er überhaupt noch Quartier und Nachtmahl erhält. Der Herr Villendirector und der Herr Zahlkellner „belieben" eine derartige außergewöhnliche Anforderung beinahe für eine persönliche Beleidigung zu halten. Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der hat keinen Anspruch auf menschenwürdige Behandlung und muß froh sein, wenn ihm ein Schlafraum angewiesen wird, in dem noch alle Schlacken und Residuen der Vorbewohner eine Orgie feiern. Kommt man dagegen hübsch frühzeitig am Tage oder bestellt vorher ein Zimmer, was in der Hochsaison immer rathsam ist, so hat man derartige kleine Abenteuer nicht zu gewärtigen. Und eins sei hier zum Lobe der vereinten ungarischen Bergbewohner dankend anerkannt: trotz mancher Eigenthümlichkeiten, die sie mit den Slawen gemein haben und die allen Gesetzen gesitteter sauberer Völker Hohn sprechen, kann der reinlichste Fremdling ohne Zittern und Zagen das ihm bereitete Lager aufsuchen. Höchstens raubt ihm die centnerschwere Steppdecke und die meist etwas feuchte Bettwäsche die Nachtruhe, aber kein Blutsauger. In dieser entomologischen Hinsicht ist es in der Tata viel besser bestellt als im Riesengebirge, aber was dies weit voraus hat vor der Tata, das sind die guten Wege. Es kann gar nicht genug hervorgehoben werden, daß die Fußwege in der Tatra mit ganz wenigen Ausnahmen in nächster Nähe der Villencolonien geradezu schauderhaft sind und Wegweiser meist dort stehen, wo man sie nicht finden kann. Die sog. Wege, auf denen gewöhnliche Sterbliche zu den wunderbar schönen Seen und Hochthälern klimmen müssen, sind eigentlich gar keine Wege, sondern vom Weidevieh ausgetretene Pfadrudimente, an denen Menschenwitz und Menschenlist sehr wenig Antheil haben — allerdings noch weniger Menschenarbeit. Wenn die Ungarn wünschen, daß ihr herrliches Alpenland mehr als bisher aufgesucht werde, so müssen sie sich auch etwas mehr um ihre Wege bemühen, damit die Schönheiten der Berge nicht blos den professionellen Bergfexen und Alpensteigern leicht zugänglich bleiben. Heut bedeutet jeder Aufstieg, auch auf die von den verschiedenen „Führern durch die hohe Tatra" als für Damen leicht und bequem erreichbar bezeichneten Punkten, eine schwere körperliche Anstrengung, der nicht jeder gewachsen ist, namentlich wenn die ungarische Sonne auf den Wanderer ihre Strahlen herabsendet, als wollte sie Tokayer ausbrüten. Stuhlträger giebts nicht und auch für Reitpferde sind die meisten sog. Wege unpassirbar. Der Tatraverein thut ja so viel er kann, aber seine Mittel sind beschränkt und werden durch Anderes stark in Anspruch genommen, verdanken wir doch der schlesischen Section u. A. den Bau des „Schlesierhauses", das 1641 m ü. d. M. hart unter der Gerlsdorfer Spitze an dem schönen Felker See liegt und dem Wanderer ein freundliches Unterkommen nebst guter Verpflegung bietet. Das Haus, von dessen hübscher Veranda man einen wundervollen Blick sowohl auf das Hochgebirge, als auch auf das ganze Flachland und die dahinter liegenden niederen Berge genießt, hat neben 6 kleinen Fremdenzimmern einen originell und dem genius loci entsprechend eingerichteten Eßsaal. Wer Gemsen sehen und Murmelthiere pfeifen hören will, der muß eine Nacht am Felker-See bleiben, hier findet er auch Alpenblumen in Menge, selbst gelbe Veilchen, und dabei weht eine Lungen und Nerven erquickende Luft in diesen Höhen, wenn die Sonne scheint — wenn's regnet, und es kann in der Tatra recht eindringlich regnen, dann ist der Aufenthalt allerdings ziemlich ungemüthlich und rheumatisch veranlagten Menschenkindern nicht anzurathen. Selbst am Czorba-See, der doch schon erheblich tiefer liegt, kann man im Juli und August manchmal tüchtig frieren, es bleibt aber dabei doch ein herrlicher Erdenfleck mit seinem tiefblauen Wasserspiegel und seinen schroffen Bergriesen, zu dem man sich immer wieder hingezogen fühlt — hier bleibt man gern ein paar Wochen und nimmt alle Menschenqual dazu in Kauf, alle nervenpeitschende Zigeunermusik, alle Zahlkellner, alle Eigenthümlichkeiten der ungarischen Küche. Es ist nicht gerade billig am Czorba-See, aber doch auch nicht unangemessen theuer, man muß die hohe Lage und den auf höchstens 4 Monate beschränkten Fremdenverkehr in Betracht ziehen. Seit die chaussirte Clotilden-Straße nach Schmecks führt, hat der tägliche Besuch des Sees sehr zugenommen und der 2—300 Personen fassende Speisesaal reicht an schönen Tagen oft nicht aus für all die hungrigen Tischgäste, die sich an Bergen und Seen durchaus nicht satt gesehen haben. Für die bekannten „zahlreichen Familienväter", die mit all ihren Lieben vereint die Schulferien zur eigenen Erholung benutzen wollen oder müssen, sind Orte, wie der Czorba-See, die eleganten patchouliduftenden Schmecks und Tatra-Lomnitz, zu theuer, billiger ist es schon in Weßtersheim, Hoch-hagy und Höhlenhain, namentlich in letzterem Ort werden auch sehr viel Erd- und andere Waldbeeren von den kleinen, betriebsamen Slovakenmädchen zum Kauf angeboten, auch kommt dorthin alle Morgen ein Wagen mit Brot, ja es giebt sogar einen kleinen Marktverkehr, was sehr wichtig ist in einem Lande, wo der für die Ernährung seiner Brut verantwortliche „Familien-Director" zu seinem Schmerz sehen muß, wie jedem seiner lieben, ewig hungrigen Kleinen so zu sagen die Bissen ins Maul gezählt werden. Welch resignirte Stimmen hört man da oft am Abend, wenn der Zahlkellner die Vertilgungsliste für jede Familie zusammenstellt, das fürchterliche Geständniß machen: Ich habe 30 Kipfel und 24 Stück Brot! 1 Gulden 20 kr. und 74 kr., zusammen 1,94 Gulden!

Wer Musik, und noch dazu Zigeunermusik, nicht absolut zu den nothwendigen Ingredienzien aller Mahlzeiten rechnet, oder wem Musik überhaupt ein unangenehmer Spektakel ist, der darf überhaupt nicht in die Tatra kommen, denn ohne Musik geht's nicht, fehlen die braunen Söhne Indiens, so muß eine Spieluhr oder ein sonstiges Spektakolodikon das Trommelfell des Speisenden dauernd kitzeln. Höchst originell und oft sehr amusant sind aber doch diese wildgewachsenen und in Freiheit dressirten Zigeunerorchester, die, alle Noten verachtend, selbst die gewagtesten Phantasien über moderne Opernthemata nur nach dem Gehör spielen — allerdings in ihrer Weise. Und dann der Herr „Musikdirector", der jedem seiner 8—10 Kunstgenossen, dessen Auffassung der Harmonie ihm etwa nicht ganz einwandfrei erscheint, das Leitmotiv eindringlichst auf den Leib geigt! — Diese Künstler sind übrigens meist sehr modern gekleidet, oft die reinen Stutzer und Gigerln — wer Zigeuner in ihrer ursprünglichen Scheußlichkeit kennen lernen will, der findet dazu ausgiebige Gelegenheit, wenn er von Höhlenhain zum Dunajec, oder von Poprad zur Eishöhle fährt. Höhlenhain hat seinen Namen von der berühmten Belaer Tropfsteinhöhle, die von der Ortschaft in einer kleinen halben Stunde zu erreichen ist. Wer nicht sehr gut auf den Beinen und vollständig schwindelfrei ist, der sollte den Besuch der Höhle unterlassen, denn es geht in derselben auf schlüpfrigen Treppen und Leitern, oft ohne die nothwendigen Geländer, fast zwei Stunden bergauf, bergab und im Verhältniß zu anderen gangbaren Höhlen ist die Tropfsteinbildung keineswegs großartig. Jedenfalls ist die Natur hier auswendig tausendmal schöner, als ihre Eingeweide, man sieht zwar im Thale selbst nichts vom Hochgebirge, dafür befindet man sich aber in einem so prachtvollen Wald, daß der Aufenthalt in diesem pilz- und beerenreichen Badeort (es giebt hier, wie in fast allen Tatracolonien, alle möglichen Sorten Bäder) selbst für längere Zeit sehr angenehm ist. Will man einen Blick auf das Hochgebirge genießen, so erreicht man auf guten, schattigen Pfaden in kürzester Frist die herrlichsten Aussichtspunkte; die Lomnitzerspitze und ihre Trabanten sind ja ganz in der Nähe. Ueberhaupt kann man von hier aus über Javorina mit größerer Leichtigkeit zum Meerauge und zum Fischsee, als von Czorba aus, und auch die Dunajecfahrt wird am besten von Höhlenhain aus unternommen. Die Fahrwege sind ziemlich gut, doch muß man in der Tatra stets auf Ueberraschungen, wie abgebrochene Brücken und vom Wasser zerstörte Wege rechnen, Hindernisse, denen ungarische Pferde jedoch gewachsen sind. Die Dunajecfahrt gehört ja nicht eigentlich zu einem Ausflug in die Tatra, aber sie ist so originell und schön, daß es sich doch lohnt, die vierstündige, ermüdende und auch langweilige Fahrt nach dem Pienin, dem galizischen Kalk-Gebirge zu machen. Die Luftlinie von Höhlenheim nach dem rothen Kloster, von wo aus die Wasserfahrt erst beginnt, ist gar nicht lang, aber der Berge halber macht der Fahrweg unzählige Krümmungen. Die Gegend wird nach Osten hin immer reizloser: schwachbewaldete Bergrücken, grüne Matten mit großen Viehherden, Kühe und Ochsen in allen Farben, darunter auch die schönen grauweißen Thiere mit den langen Hörnern, eintönige Slovaken-Dörfer mit ihren ewig gleichen Holzhäusern ohne Schornstein und fast ohne Fenster, hin und wieder einmal eine grellbemalte Kirche, eine einsame offene Kanzel unter ein Paar Linden und eine sehr dauerhafte Begleitung durch bettelnde Zigeuner jeden Alters und Geschlechts, oft in der Kleidung, die im Paradies vor dem Sündenfall Mode gewesen ist. Diese unheimlichen Tagediebe tauchen aus dem Straßengraben wie aus einer Versenkung auf und heischen vom Vorübergehenden Zoll, der ihnen meist nicht verweigert wird, nur um sie los zu werden; sie sind eine wahre Landplage und werden von den arbeitsamen Slovaken verachtet, gemieden und verhöhnt, aber wohl auch etwas gefürchtet. — Der Wagen bringt uns endlich nach dem kleinen Schwefelbad Smerdzonka, wo man bei rechtzeitigem Eintreffen ein ganz menschenwürdiges Unterkommen findet. Zwar ist der Pächter des Bades ein Jude, aber er sowohl wie seine ganze Familie scheinen keinen anderen Genuß zu kennen, als den Angehörigen aller christlichen Confessionen das Leben so angenehm als möglich zu machen. Das Kochen besorgt glücklicherweise eine vorzügliche Wiener Köchin, aber alle anderen Functionen haben der freundliche Isidor und die Seinen übernommen. Dabei ist er sehr bescheiden in seinen Forderungen, ein rechter „Wohlthäter" in dieser Diaspora, wo die ersten Holzflöße für Warschau und Danzig zusammengestellt werden, denn bekanntlich, um mit dem deutschen Professor zu sprechen, fließt der Dunajec in die Weichsel. Dicht bei Smerdzonka liegt in reizvollem Bergeinschnitt unter schönen, schattigen Bäumen das uralte, jetzt als Försterei benutzte Rothe Kloster und von hier aus unternimmt man die abentheuerliche, seit langen Jahren schon von den galizischen Badegästen ausgeübte Wasserfahrt. Der Dunajec ist hier noch sehr grün, übermüthig und wechselvoll in seinen Kraftäußerungen, bald schießt er breit und ganz flach über die Felsen dahin, bald drückt er sich schäumend zwischen ihnen durch, dann kommt einmal wieder eine Strecke spiegelglatten, tiefen Wassers, wo er sich auszuruhen scheint von seinem übermüthigen Thun, um bei der nächsten Krümmung das tolle Spiel von neuem zu beginnen. Und diesem launischen Gesellen vertraut der Fremdling sich an, und zwar, da der Dunajec richtige Kähne hier noch nicht duldet und Holzflöße etwas naß sein würden, auf Seelenverkäufern, den uralten Einbäumen aus der Zeit der Völkerwanderung. Aber die vorsorglichen Goralen binden 2, 3, auch 4 solcher Kanoes nebeneinander fest, füllen die Ritzen mit Tannengrün und laden mit freundlichem deutschen Zuspruch — denn ihre Vorfahren sind einmal aus Schwaben hier eingewandert — ein, auf schmucklosen Brettern, die als Bänke dienen, Platz zu nehmen. Ein strammer Ferge steht vorn, einer hinten, mit langen Tannenstangen wird vom Ufer abgestoßen und es beginnt die Fahrt, bald langsam in ruhigem Wasser, bald mit Torpedoboots-Geschwindigkeit durch die Stromschnellen. Das Wasser schäumt, es spritzt wohl auch in unseren Backtrog, aber die Herren Goralen verstehen ihr Handwerk und vermeiden mit großem Geschick und Vertrauen einflößender Sicherheit jeden Zusammenstoß mit unterseeischen Riffen, felsigen Ufern und brechenden Wellen, so daß man mit größter Seelenruhe die Natur in ihrer Herrlichkeit und Pracht auf sich wirken lassen kann. Der Dunajec nimmt hier seinen Weg durch ein gewundenes Thal, dessen Ufer wohl an Großartigkeit die felsigsten Partien der sächsischen Schweiz, wie die Lurlei, übertreffen, wenn sie auch nicht das Düsterschöne des alten sagenumwobenen Felsens haben und der Strom selbst doch nur an den jungen Rhein bei Laufen erinnert; dafür herrscht hier aber noch vollständiger Urwald, ein reizvolles Durcheinander von Tannen, Fichten, Ahorn, Linden und Buchen, die mit einer Dichtigkeit und Zähigkeit an den schroffen Felsen weit, weit hinaufklimmen und dem Thal etwas ungemein liebliches, trotz aller erhabenen Großartigkeit geben. Die Felsen ragen an einzelnen Stellen, wie am vielzackigen Kronenberg, namentlich aber bei dem Falkenstein zu schwindelnder Höhe empor, sie übertreffen darin ganz bedeutend die Bastei und den Königstein. Leider dauert diese herrliche Fahrt nur $1^1/_2$ Stunden, dann heißt es am Ufer wieder zurückwandern. Zwar ist dieser Weg natürlich auch entzückend schön, aber nicht ganz so bequem und schweißlos als die Wasserfahrt. Früher gabs hier einen ganz fahrbaren Weg, der viel benutzt wurde, seit er aber bei Hochwasser vor $1^1/_2$ Jahren streckenweis vom Dunajec fortgerissen oder besser verschlungen ist, hat das Fahren aufgehört — der Reisende „belieben" zu Fuß zu gehen — und wenn er dabei nicht „belieben" die Beine zu brechen oder doch ins Wasser zu fallen, so kann er von Glück sagen. Mit geringer Mühe könnte wenigstens ein gangbarer Fußsteig an den zerrissenen Stellen gemacht werden, aber man reparirt überhaupt in Ungarn und Galizien nicht gern, selbst auf Straßen, wo die Wege-Mauth 1 Gulden, schreibe „einen" Gulden für jedes Zweigespann kostet.

Summa summarum: Die Tatra ist wunderbar schön und werth, daß auch wir Norddeutsche sie mehr besuchen, als bisher, aber den Genuß ihrer Schönheit muß der Mensch mit dem Schweiß seines Angesichts bezahlen und wenn es der Ureinwohner irgend vermeiden kann, diesen wohlthätigen Schweiß zu unterbrechen, so thut er es mit Kußhand, wie er es denn überhaupt an Liebenswürdigkeit niemals und nirgends fehlen läßt. „Oh! Euer Gnaden belieben Mitglied des Tatra-Vereins zu sein! I küß' die Hände, das thut nix, deshalb hat Euer Gnaden nix mehr zu zahlen!"

H. B.

Erprobte Recepte aus dem deutschen Nationalkochbuch von Frau Willms, geb. Wildermuth.

Perlzwiebeln einzumachen. Man läßt die Zwiebeln eine Nacht in Salzwasser liegen, wonach sich die Haut leicht abziehen läßt. Dann setzt man Essig aufs Feuer, giebt, wenn er kocht, die Zwiebeln hinein und läßt sie darin weich kochen. Man giebt nun etwas Muskatblüthe, Lorbeerblätter, weißen Pfeffer, Nelken und Nelkenpfeffer und ein Stückchen Zucker dazu und bewahrt die Zwiebeln mit einer Blase zugebunden auf.

Oldenburg. Fräulein Amann.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 20. September 1895. Neunter Jahrgang. — № 38

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Verloren.

Eine Geschichte aus dem wilden Westen.

[Nachdruck verboten.]

So gegen fünfzig Meilen von der Quelle ab fließt der „Windbach" genau nach Süden, dem Westabhange des östlichen Gebirgszuges der „Rockies" folgend, oder genauer gesagt den „Vorbergen" — denn, obgleich hier zahlreiche Spitzen sich zu ansehnlicher Höhe erheben und der größere Theil des Absturzes unersteiglich ist, so erscheinen sie doch unbedeutend und wird ihre Höhe herabgedrückt durch die gigantischen Gipfel dahinter im Westen.

Der Lauf des Baches ist vielfach gekrümmt und gewunden, als hätte er bei seinem ursprünglichen Abstieg sich immer wieder zur Seite gewendet, um in jede Spalte, jede Schlucht zu spähen, in der Hoffnung, daß sie ihm endlich einen Ausweg zeige in die Ebene, in die Freiheit. Aber, wie so viele Wege des Menschenlebens, war ihm seine Laufbahn vorgezeichnet, sonst hätte er auch ein ganz gerades Bett längs der Wasserscheide wählen und sich so manchen unnöthigen Kampf ersparen können.

Und schließlich, nachdem er endlich den ersehnten Durchschlupf erkämpft, muß er sich unweigerlich mit dem Bärbach die Hand reichen, und wiederum einige Meilen weiter wird die Vereinigung Beider in die Gewässer des Ahornflusses versenkt. Der Ahornfluß seinerseits stürmt noch höchstens hundert Meilen durch die dürre Ebene, dann verschlingt ihn der Sand, und er ist nicht mehr! Wie gleicht die Geschichte dieses kleinen Flusses so manchem kurzen Menschenleben!

Auf diesem, vielleicht noch nie vom Fuß weißer Jäger betretenen Fleck, erschienen im zeitigen Frühjahr zwei Männer. Ungefähr eine Meile oberhalb der Vereinigung beider Flüsse und mehr westlich am Bärbach hatten sie eben eine kleine zierliche, halb Blockhütte, halb Sennhütte zusammengeschlagen und angefangen, dort hauszuhalten, in der Absicht, die wilden Thiere zu fangen oder zu vergiften, wovon dieser Fleck Landes mit Ueberfluß gesegnet war — Bären, Pumas, Wildkatzen, Wölfe ꝛc., vielleicht gelegentlich einen Adler und die größeren Geier, auch damit war die Gegend reich gesegnet. Sie wollten den Sommer in dieser Weise und in der Hoffnung auf ganz ansehnlichen Gewinn verleben, bis die Pelzjahreszeit wieder herangekommen.

Dave, der ältere der beiden Männer, war seit vielen Jahren Witwer und ein alter Hinterwäldler. Er hatte nie seinem Genossen mitgetheilt, auf welche Weise er sein Weib verloren; ebensowenig hatte er jemals seiner Kinder erwähnt und doch war er einstmals der glückliche Vater von dreien. Obgleich seine Frau ein Halbblut gewesen, hatte er einen unauslöschlichen Haß gegen die Indianer.

Jim, sein Gefährte, war ebenfalls Witwer; sein kleines vierjähriges Mädchen war jetzt bei ihnen und etwa nicht zum wenigsten die Hauptperson des Haushaltes. Es war ungefähr eine Woche nach ihrer Ankunft, in der Mitte des Nachmittags, da sagte Dave: „Du bleibst bei „Kid" und bekümmerst Dich ums Abendbrot, während ich am Bach hinaufgehe bis dort, wo wir den „Schwarzen" erschossen haben, und Gift auslege. Ich könnte eigentlich auch die Bärenfalle aufstellen, wenn Spuren da wären."

Am Tage vorher hatten sie erst ein Wildschwein getödtet, für ihren Gebrauch nur das Ziemer mitgenommen, und so war es höchst wahrscheinlich, daß sich einige Fährten (vielleicht von einem Bären) um den Rest des Cadavers finden würden.

„Fertig ist sie", entgegnete Jim in Bezug auf die Falle, womit er freilich nicht sagen wollte, daß sie bereits an Ort und Stelle aufgestellt sei, sondern nur, daß die gewaltigen Federn bereits gespannt seien und die Ketten darüber geschoben, sodaß ein Mann ohne Hebebaum das letzte Einstellen besorgen konnte.

Eine gewaltig aussehende Vernichtungsmaschine ist solch eine Bärenfalle. Zu den beiden starken Seitenwangen, die einem gewöhnlichen riesigen Hebekrahn gleichen, die eine starke Feder an jedem Ende haben, kommen drei sehr starke eiserne Haken, einer an jedem Ende der Seitenwangen und einer in der Mitte, welche augenscheinlich den armen Gefangenen am Herumdrehen hindern sollen, er müßte sich denn ein Bein ausdrehen oder die Falle zerbrechen. Dann ist weiter die kurze mächtige Kette, an der ein schwerer Klotz befestigt ist. Die Kette darf nicht zu lang sein, sonst, wenn z. B. ein Grizzlibär mit dem Vorderbein gefangen wird, richtet er sich an einem Baum auf, zertrümmert die Falle mit wenigen mächtigen Schlägen in Atome und ist frei; anderseits ist der lose Klotz nothwendig, denn wollte man die Kette an etwas unbeweglichem befestigen, so würde die Riesenkraft eines Grizzli mit wenigen Wendungen die stärkste Kette sprengen — besonders wenn sich der Bär mit einem Hinterbein gefangen hat. Obgleich natürlich die Falle eine lange Strecke fortgeschleift werden kann, so wird selbstverständlich die Spur des nachschleifenden Klotzes leicht zu verfolgen sein.

Dave ging ein kleines Stück den Bach aufwärts, bis wo die Pferde festgemacht waren, löste die Stricke von dem einen und brachte es zur Hütte, legte ihm einen Packsattel auf, hing die Falle mit einer ihrer Backen an den Sattelknopf, legte den Klotz auf der Mitte zurecht, befestigte eine Axt am hinteren Ende, warf den Leitzügel über eine der Federn der Falle und marschirte, die Büchse im Arm, den Bach abwärts, das Pferd folgte ihm.

Nicht viel mehr als hundert Meter hinter dem Zusammenfluß der beiden Bäche hielt er das Pferd an, befestigte die Leitseile am Boden und ging allein vorsichtig weiter. Er spähte aufmerksam nach Spuren im Boden, aber fand nichts, was ihm besonders frisch erschienen wäre, bis er an das Gerippe des Schwarzwilds kam, das im engsten Theil der Schlucht lag, wo nur einige zehn Fuß Raum waren zwischen dem Wasser und der nackten, senkrecht aufsteigenden Klippe; dort war ringsherum die Fährte eines starken Bären. Der Cadaver war nicht angerührt — nicht einmal der Kopf oder die Leber; wahrscheinlich rührten die Spuren von einem großen Grizzli — einem von der Sorte, die noch nicht gelernt haben Fleisch zu fressen, sondern die ausschließlich von Beeren, Wurzeln und ähnlichen Kleinigkeiten leben. Es war ebenso ersichtlich, daß er von unten am Bach heraufgekommen und denselben Weg zurückgekehrt war.

Dave übersah dies alles mit einem einzigen Blick. Er wählte, um seine Falle aufzustellen, einen Fleck einige Meter abwärts am Flusse, in einem kleinen Gebüsch rother Weiden, eine Oeffnung von ungefähr drei Fuß Breite zwischen zwei Weidenbäumen, durch die der Bär sowohl beim Kommen als beim Gehen passirt war; dann verwirrte er die feinen Zweige der Weiden, so ganz wie zufällig, in allen Richtungen zwischen dem Fluß und der Klippe, gerade so viel, daß das Vordringen eines mißtrauischen Thieres in jeder Richtung zurückgeschreckt wurde, außer in jener durch die Oeffnung. Dann kehrte er zu seinem Pferde zurück, und brachte die Falle und den Klotz so nahe heran, als er konnte. Als er einen guten Platz zum Festlegen erspäht, stellte er sich mit jedem Fuß auf eine der Wangen und spannte den Drücker wie es ihm gut schien, bedeckte ihn mit etwas Erde und Moos, daß er sich nicht von dem Grund und Boden ringsum unterschied, schob die Ringe von den Federn zurück und verbarg auch sie und die Kette auf's Genaueste den Blicken.

Nachdem er dies alles zu seiner Zufriedenheit vollendet, kehrte er zu dem Cadaver zurück, theilte die Leber in einzelne Brocken, zog eine kleine Flasche Strychnin hervor, tropfte einige Gran darauf und verlegte sie auf dem Boden umher; dann durchstach er mit seinem Balgmesser an mehreren Stellen den Cadaver und vergiftete den auf dieselbe Weise.

Es ist zum Bewundern, wie sorglos diese Leute mit Giften wirthschaften. Ich entsinne mich eines Falles, wo ein Bursche eine Flasche Strychnin mit seinem Kautabak in derselben Tasche trug. Eines Tages fand man ihn völlig zusammengerollt, seine Hacken fast den Kopf berührend, natürlich todt.

Nicht im Traume hatte Dave daran gedacht, daß er die letzten zehn Minuten und länger von einem Felsen unter der gegenüberhängenden Klippe aus, durch ein Paar aufmerksame und erschrockene graue Augen beobachtet worden sein könnte. In der That, noch niemals waren eines Menschen Bewegungen aufmerksamer geprüft worden als die seinigen; und diese Augen gehörten dem allerunwahrscheinlichsten Dinge der Welt, das man vermuthet hätte, auf diesem Fleck anzutreffen, — einem jungen Weibe.

Der Tag neigte sich zu Ende.

Als Dave seine Schritte heimwärts lenkte, schlüpfte eine leichte Gestalt aus ihrem Versteck und folgte ihm vorsichtig auf dem anderen Ufer des Flusses. Gekleidet wie ein Mann im Beckleder oder richtiger im Elenleder, glich dieselbe einem jugendlichen Jäger; aber es war eine so schwebende Grazie in ihrem Gang, die das Gewand Lügen strafte. Dunkles, welliges Haar hing auf ihre Schultern herab. Dann und wann, in kurzen Pausen, hielt die Gestalt plötzlich an, wie ein scheues Thier und blieb unentschlossen stehen; dann leuchtete plötzlich ein Blick voll Neugierde und Spannung in ihren Augen auf und das Mädchen (denn ein Mädchen war es sicherlich), schritt wieder behutsam vorwärts.

Ehe Dave weit gewandert war, entdeckte er etwas auf dem Erdboden, was bisher seinem scharfen Auge entgangen war. Zu seinen Füßen erblickte er Spuren, die er sich nicht ganz erklären konnte; er kehrte um und verfolgte sie an den Bach, hier — dicht am Wasser — waren sie deutlicher; er sah beängstigt und unruhig aus. Mehrere große, schlüpferige Steine schienen als Uebergang über den Fluß gelegt und benutzt worden zu sein. Indem er über sie hinwegschritt, glitt er aus und in das Wasser. Das Mädchen, welches ihn beobachtete, lachte herzlich und schien geneigt, sich zu zeigen, schreckte aber doch furchtsam zurück. — Dave hatte nichts anderes als seinen eigenen Fall bemerkt, und wendete sich nochmals am Bach aufwärts.

Als er an der Hütte anlangte, war es fast dunkel. — Jim war damit beschäftigt, das Abendbrot zuzubereiten und das kleine Mädchen spielte mit ihrem großen Hunde.

Dave setzte sich vor dem Feuer nieder, nahm eine große Schüssel mit Kartoffeln zwischen die Kniee und fing an, sie zu schälen.

„Jim", hob er beiläufig an, „wir haben irgend welche Nachbaren bekommen. Ich kam über eine Spur von roh zusammengemachtem Schuhwerk — keine Hacken. Aber Indianer sind es nicht, für einen Mocassin gewissermaßen zu sehr zugespitzt an den Zehen."

Nachdem die Ueberreste des Abendbrotes — welches sie immer um den Sonnenuntergang zu sich nahmen — beiseite geräumt und das Geschirr gereinigt worden war, ließen sich die beiden Männer vor dem offenen Feuer nieder. Diese Zeit wurde immer dem Vergnügen des kleinen Mädchens gewidmet. Sie saß jetzt auf ihres Vaters Knieen, quälte auf alle mögliche Weise, wie es die Kinder in der ganzen Welt so gut verstehen, daß mit ihr Scherz getrieben würde. — Jim ließ sie auf seinem Fuß reiten, doch schien das nicht das Richtige. Dann fing er an, einige Zeilen von einem gewöhnlichen, groben Knittelverse zu singen, die sicherlich ursprünglich nicht für den Gebrauch in der Kinderstube bestimmt waren:

Oh ma'am, oh ma'am, sehen sie die Käthe,
Sie putzt sich ihre Nase mit einem Buchweizenkuchen;

so ging der Anfang, aber das Schmeichelkätzchen wünschte davon nichts mehr zu hören. Er begann ein anderes:

Apfel-Schalen
Und Spargel-Kraut,
Und das alte —

Auch das war nichts.

Der kleine, braune Hund springt die Straße entlang,
Und der Wind —

Ein festes Zupfen an seinem Barte unterbrach dies; und in den höchsten Tönen fing er nun an:

Wir wollen nichts thun auf der Straße,
Wir wollen nichts thun auf der Gasse,
Wir wollen hinein in die Stadt
Und spielen —

Aber, wieder unterbrach ihn das Kind.

„Schichte! Schichte!" rief sie, ihn am Aermel ziehend, „Onkel Dave, die Biber'schichte."

„Sie will, daß ich ihr wieder von dem kleinen Biber erzähle, der Dan's Hauswesen zerstörte", sagte Dave.

„Nicht wahr, das willst Du, mein Liebling? Nun so komm her." Und er breitete seine Arme aus, als das Kind zu ihm herüber stolperte.

Sie schien sich auf seinem Schooß ebenso behaglich zu fühlen, wie auf ihres Vaters, und in der Erwartung, ihre Lieblingsgeschichte zu hören, war sie glücklich.

„Also, es war einmal," begann Dave mit einem besonderen Tonfall, welchen er nur anschlug, wenn er dem „Kätzchen" etwas vorschnurrte, „es war einmal — —

„Was war das, Jim?" brach er kurz ab; „es schien mir, als hörte ich etwas rascheln. Sind die Pferde ordentlich festgemacht?"

„Es war einmal, dort im Traplande, im Gebiete von Trapa —"

„Da! Jim!, da hörte ich's wieder!" Der Hund hatte auch schon seine Ohren gespitzt.

Diesmal jedenfalls hatte Dave sich nicht getäuscht; denn während er noch sprach, ging die Klinke der Thür mit einem Schlag in die Höhe, und ehe Einer oder der Andere recht wußte, wie ihm geschah, war Jemand im Zimmer. Die beiden Männer waren wie festgebannt.

So wie die Persönlichkeit gekleidet war, konnte auf den ersten Blick kein Zweifel herrschen, daß ihr Gast ein Weib war — und ein eben so junges als hübsches, und gegen alle Gewohnheit in Stiefeln. Von einem zum andern blickend blieben ihre Blicke zuletzt auf Dave haften, und sie fragte mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen und durchbohrenden Blicken:

„Bist Du ein „Mann?"

Wäre eine solche Frage von den Lippen eines Mannes geflossen, hätte sie wohl Unannehmlichkeiten veranlaßt. So, wie die Sache jetzt war, sah Dave nur erstaunt aus. Die ganze Länge des Einbrechers von oben bis unten mit einem Blick messend, in welchem auch nicht die kleinste Linie der graciösen Gestalt nicht mit eingeschlossen gewesen wäre, antwortete er langsam:

„Jawohl, das ist, was ich mir zu sein immer eingebildet habe."

Zu seinem größten Erstaunen kam das Mädchen näher, und küßte ihn. Er nahm ihr diese Freiheit nicht übel; aber als sie hinüberschritt und dasselbe Werk der Barmherzigkeit Jim angedeihen ließ, indem sie sagte: „Und Du bist auch einer?", dachte er, daß sie doch ein klein wenig zu freigebig sei. „Noch niemals habe ich bis jetzt einen Mann gesehen, fuhr das harmlose Mädchen fort. Ihr seid die ersten. Ich habe euch Tag für Tag beobachtet, und als ich dies Mutter berichtete, erschreckte sie und wurde böse . . . . und weinte, und redete so komisches Zeug; ich konnte nicht daraus klug werden."

„So hast Du auch eine Mutter", sagte Jim, als ob er eher geglaubt hätte, sie sei aus den Wolken auf sie hernieder gefallen. Mit mehr Höflichkeit als der ältere Mann, oder vielleicht nur, weil er mehr Zeit gehabt hatte, seine Geistesgegenwart wieder zu gewinnen, hatte er ihr seinen Platz überlassen, und war zur Seite getreten, Dave staunende und verstohlene Blicke zuwerfend, der ruhig das Kind auf seinen Knien hielt, dessen große erstaunte Augen den Eindringling aufmerksam beobachteten.

„Schichte! Schichte!" erinnerte das Kind.

Da schien die Fremde es zum erstenmale zu bemerken, und sie stieß einen kleinen Schrei — halb Staunen und halb Entzücken — aus. Dave, der ihren sehnsüchtigen Blick beobachtete, setzte gutmüthig das Kind auf ihren Schoß, und sie bedeckte es mit Küssen, indem sie ausrief:

„Ach, gewiß, ich war wohl auch einmal wie das da?"

Die Frage war eben so unschuldig als ungekünstelt, daß sie keine Antwort zu verlangen schien.

Aber als sie hinzufügte „Möchtet ihr sie mir nicht geben, sie zu pflegen — mit ihr zu spielen?" — Da lachte Jim laut auf, schüttelte den Kopf, und antwortete „I! Gott bewahre!"

Mit vollständigem Zutrauen schmiegte sich die Kleine in ihren Schoß und rief in ihr Gesicht aufblickend, wiederum ihr: „Schichte".

„Ich begann grade der kleinen Schmeichelkatze eine Geschichte zu erzählen", erklärte Dave, „als Du hereintratest" — er sprach fast so, als ob sie den Besuch erwartet, — „und ich vermuthe wenn ich nicht fortfahre, giebt es einen Skandal."

„Wollt ihr sie mir nicht auch erzählen? Ich liebe Geschichten sehr. Mutter erzählt mir dann und wann eine . . . wenn sie im Stande ist zu denken; aber öfters kann sie gar nicht denken; ach, sie ist so sonderbar!" Bei dieser Erwähnung ihrer Mutter schien zum erstenmale ein Schatten über das hübsche forschende Antlitz zu gleiten. Dave rückte vorwärts und starrte in das Feuer. Ein seltsamer kleiner Kreis war es: des Mädchens erwartungsvolle Züge; des Kindes wohlgefällige Stellung; Dave's offenes, ehrliches Gesicht; Jim's hohe Gestalt im Hintergrund — über das alles spielte der Schein des Feuers dahin und ließ es plastischer hervortreten. Und wunderbar, es verlieh sogar der kleinen Gruppe den Schein langer Vertraulichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Alkohol & Co.

Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs Tod.

Größtes Geschäft in Deutschland. 300 000 Filialen in allen Städten, Flecken und Dörfern. Täglich werden neue eröffnet.

Einem verehrlichen Publikum in Stadt und Land erlauben wir uns, unsere Firma in empfehlende Erinnerung zu bringen und um werthen Besuch, bezw. gütige Aufträge zu bitten.

Wir haben Filialen und Agenten nahezu in jeder Straße. Unsere Geschäfte sind von früh morgens bis spät nachts geöffnet. In Anbetracht ihrer segensreichen Wirksamkeit sind sie durch die Reichsgesetzgebung auch von der Sonntagsruhe befreit, so daß wir unsere Kunden zu jeder Zeit, Sonntags wie Werktags, am Tage wie bei Nacht bedienen können.

Wir liefern:

ff. Branntweine und Liköre von den billigsten Sorten bis zu den exquisitesten, zum Theil unter den einladendsten, poetischsten Decknamen. Für Damen aparte Sachen mit medicinisch-higieinischen Etiketten.

Biere verschiedener Arten, von denen wir die sogen. Lager- und echten Biere besonders empfehlen. Flüssiges Brot! Ein Seidel gehaltreiches Exportbier enthält so viel Nährstoff, wie eine Messerspitze voll von deutschem Käse!

Weine jedweder Fabrikation und Herkunft, auch der ungeahntesten.

Unser kolossaler Absatz zeugt am besten für die Vortrefflichkeit unserer Waaren.

Es werden in Deutschland zur Zeit im Jahre getrunken:

676 470 000 Liter Branntwein (zu 33 pCt. Alkoholgehalt).
5 455 600 000 Liter Bier.
322 000 000 Liter Wein.

Das macht auf Männer, Weiber und Kinder, Alte und Junge, gleichmäßig vertheilt: 13,5 Liter Branntwein, 107,8 Liter Bier und 6,44 Liter Wein. Für diese auf jeden Kopf entfallenden Getränke berechnen wir zusammen nur lumpige 50 Mk. etwa, so daß wir von einer Familie, die aus fünf Personen besteht, durchschnittlich nur 250 Mk. im Jahre, vom ganzen deutschen Volke nur 2 500 000 000 Mk. uns zahlen lassen.

Wir scheuen keine Mühen und Kosten anderer, um unsere Waaren und die dazu nöthigen Rohproducte u. s. w. zu beschaffen. Wir stellen Bier und Branntwein nur aus guten Nahrungsmitteln her, die wir eigens zu unseren Zwecken zerstören und verderben lassen. So verbrauchen wir

13 Millionen Doppelcentner Gerste,
3½ " " Roggen,
21 " " Kartoffeln,
¼ " " Rüben,

außer vielen tausenden Doppelcentnern anderer zur Ernährung von Menschen oder Vieh geeigneter Stoffe. Die Felder, auf denen dies Alles hergestellt wird, würden zusammen 17 795 qkm einnehmen, also ein Land bilden, das zwischen Württemberg und Baden etwa die Mitte hielte. Ließe man auf diesem Riesenfelde Brotkorn wachsen, so würden darauf etwa 1700 Millionen Kilogramm Roggen wachsen, was auf jeden Bewohner des Reichs nur 65 Pfund Brot ausmachen würde, für eine Familie von fünf Köpfen also noch kein ganzes Pfund Brot am Tage. Um wie viel nützlicher verwenden wir die Ernte dieses Riesenfeldes!

Ferner unterstützen wir auch das Ausland, um den deutschen Gaumen zu befriedigen. Wir kauften vom Auslande im Jahre 1893 für:

6,9 Millionen Mark Bier,
8,7 " " Branntwein,
4,4 " " Schaumweine,
36,1 " " anderen Wein,

zusammen für 56 Millionen Mark Alkoholgetränke. An Steuern und Zöllen legten wir an Reich und Einzelstaaten 1892/93 rund 246 Millionen Mark aus, außerdem noch große Summen für die Gemeindekassen. Unsere Ausgaben für Frachten und Fuhren sind sehr bedeutend; so ließen wir 1891 auf den deutschen Bahnen 18 Millionen Doppelcentner Getränke befördern.

Wir sind die größten Arbeitgeber im Reich, da wir etwa 1½ Millionen Menschen beschäftigen: im Weinbau, bei der Bearbeitung des Bierlandes, in den Brauereien, in den Brennereien, im Bergbau, soweit er den Brauereien Kohlen liefert, in der Bearbeitung des Schnapslandes, in den Wirthshäusern u. s. w. Wir schonen selbst Leben und Gesundheit unserer Leute nicht, um unseren Kunden einen guten Tropfen zu liefern. Die Herstellung deutschen Branntweins kostete 1892 nach der Reichs-Unfallstatistik 685 Leichtverletzte, 266 Schwerverletzte und 28 Todte; die Herstellung des Bieres 4629 Leichtverletzte, 1033 Schwerverletzte und 85 Todte, Hierbei sind die entsprechenden landwirthschaftlichen und Bergarbeiter nicht mitgerechnet.

Alle diese großen Opfer sind aber unsere Getränke werth. Wie wunderbar ist doch ihre Wirkung! Mit Alkohol kann man Leichen conserviren und lebendige Menschen zerstören. Durch mäßige Dosen werden Ernste in Fröhliche, Stumme in Redner, Schwerfällige in gewandte Gesellschafter umgewandelt. Durch mäßige Dosen erlangen Ermüdete für eine Zeit lang neues Kraftgefühl. Aber die großartigsten Effecte zeigen sich erst, wenn stärkere Gaben der stärkeren Getränke angewandt werden. Man kann damit aus Weisen Narren machen, aus unbescholtenen Menschen Verbrecher, aus Menschen Thiere. Und in vielen tausend Fällen beweisen wir jedes Jahr, daß dies keine leere Reclame, sondern lautere Wahrheit ist.

Wir sind es besonders, die den Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Gerichtsschreibern Beschäftigung und damit Brot geben. Ohne uns müßte die Hälfte der Gendarmen und Polizisten zu dem großen Heer der Arbeitslosen übergehen; ohne uns würde mindestens die Hälfte der schönen Gefängnisse und Zuchthäuser leer stehen, ebenso die Hälfte der Waisenhäuser, Irrenhäuser, Krankenhäuser und vieler anderer Anstalten.

Wir verwandeln ferner durch fortgesetzte Gaben unserer Kraftgetränke Reiche in Arme, tüchtige Arbeiter in Vagabunden und Lumpen, Gesunde in Kranke, Junge in zitternde Greise. Die so wohlthätigen Arbeitercolonieen hätten ohne uns keine Möglichkeit zu bestehen, ebenso die Correctionshäuser und andere Besserungsanstalten. Ebenso machen wir es auf der anderen Seite erst möglich, daß sich die Wohlthätigkeit recht reich und schön entfaltet; ohne uns hätten Tausende guter Menschen viel weniger Gelegenheit zu den milden Gaben, welche auszutheilen doch so selig macht.

Um nur einen großen Segen zu erwähnen, der von unserer Firma ausgeht, so wollen wir hervorheben, daß wir die Uebervölkerung des Reichs hintanhalten. Wenn sie nicht tränken, würden viel mehr Menschen die normale Lebensdauer von 70—80 Jahren erreichen, während sie sich jetzt direct durch den Trunk eine tödtliche Krankheit zuziehen oder sich doch so schwächen, daß sie der ersten Pest, die über das Land fährt, oder dem ersten Unfall, der ihnen zustößt, erliegen. Es würden viel weniger Unfälle und Selbstmorde vorkommen. Es würden tausende von Kindern, die jetzt alljährlich sterben, weil sie Trinkerblut geerbt haben oder weil sie in elenden Trinkerwohnungen existiren, am Leben bleiben. So stände uns eine schreckliche Uebervölkerung bevor. Die Todtengräber und Leichenträger würden dem Müßiggange verfallen. Und wenn die Armen, die Arbeiter und Alle, denen es nicht so gut in der Welt geht, wie sie möchten, sich nicht mit unseren Getränken betäuben könnten, was wollten sie dann machen? Sie müßten nüchtern auf eine allmähliche Besserung ihrer Lage hinarbeiten! Die Poesie des Elends und die Poesie der Utopien würde verschwinden.

Wir brechen ab. Wir haben nicht nöthig, unsere Waaren zu empfehlen, denn unser imposanter Umsatz versichert uns zur Genüge, daß Diejenigen wirklich noch nicht ausgestorben sind, von denen schon ein altes Sprichwort sagt, daß sie nicht alle werden. Wir haben viele Millionen bezahlter und unbezahlter Fürsprecher. Wir haben ausgezeichnete Gönner in allen einflußreichen Kreisen. Wir verwalten viele Milliarden deutschen Capitals. Die Gesetzgebung achtet auf unsere Wünsche. Das halbe Volk dient uns.

Wir haben den vielfachen Segen, der von einem fleißigen Gebrauch unserer Waaren herrührt, nur deshalb angedeutet, weil die neue Secte der sogenannten Mäßigkeitsfreunde uns jetzt zu discreditiren sucht. Hütet Euch vor diesen Wölfen im Schafskleide! Diese Lügner sagen, das Trinken bringt nichts ein. Seht uns und unsere Vertreter in Stadt und Land, die Wirthe, Weinhändler u. s. w. an, ob ihnen wirklich das Trinken nichts einbringt. Diese Fanatiker gönnen Euch höchstens leichtes Bier, Kaffee, Thee und (horrible dictu!) Wasser. Wollt Ihr Wasser trinken wie das liebe Vieh, wie die Pflanzen auf den Feldern? Die Natur oder die Gottheit mag es zu einem Getränk bestimmt haben, der Menschenwitz ist aber längst darüber hinaus. Geht vom Wasser nur ein Hundertstel des Segens aus, den wir hier vom Alkohol aussagen konnten?

Darum hütet Euch davor, warnt Andere davor, bringt uns Euer Geld, opfert uns Eure Zeit, Eure Kraft, Euren Verstand, Euren Charakter, Euer Glück! Trinkt! Trinkt!

(Aus: „Blätter zum Weitergeben" vom Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, herausgegeben von Dr. W. Bode, Hildesheim.)

Neue Moden.

Man könnte diesen Sommer den „weißen" nennen. Sind doch unsere Modedamen von einer wahren Leidenschaft für diese „Farbe ohne Farbe" erfüllt. Wohin man blickt, weiße Kleider, weiße Hüte, weiße Schirme, weiße Handschuhe, weiße Gürtel! Ohne alle Schwierigkeit ließe sich ein ganzer Reisekoffer nur mit weißen Garderoben-Gegenständen füllen.

Das weiße Wollkleid ist fast zu einer Nothwendigkeit geworden. Aus Cheviot, Serge, Flanell oder Loden trotzt es dem salzigen Hauch des Meeres, der scharfen Gebirgsluft und dem Thau der Wiesen. Es wird einfach gearbeitet und besteht gewöhnlich aus Rock und Jacke. Die Bluse, die Weste, das Chemisette vermitteln vielfache und vielfarbige Abwechselungen.

Reizend erscheint mir für ein junges Mädchen solch ein Costüm mit blauer Seidenbluse, weißem Ledergürtel und grober Spangkiepe, die nur von einigen großen Kornblumenstuffs decorirt wird. Reifere Schönheiten ergänzen den Anzug kleidsam durch ein Battist-Chemisette, dessen gefälteter „Busenstreif" mit schmalen, gelben Spitzen garnirt ist, oder sie wählen eine schwarze Foulardbluse mit leichten Goldmustern.

Auf den Promenaden streiten Piqué, Alpacca, Zephir, Percal, Leinen und Battist um den Preis der Eleganz. — Auf den Réunions sieht man viel weißen Foulard und weiße Faille. Besätze aus bindfadengelben Einsätzen und Spitzen sind sehr im Flor. Die Röcke werden schräg der Länge nach, quer, mit Einsätzen geschmückt. Englische Stickereien sieht man direct im Stoff ausgeführt. Die großen Streumuster, wie Sterne, Klee- und Wein-Blätter erscheinen farbig abgefüttert: weiß mit Goldgelb, Weidengrün, feuerroth, schwarz u. s. w. Der Piqué hat hier ein ganz besonderes Wort mitzureden.

Einen ganz neuen Aufschwung nimmt die Band-Industrie. Die Winter-Ueberraschungen, die Frau Mode nach dieser Richtung in petto hat, sind zahllos und reizend. Aber auch jetzt wird bereits eine kleine Verschwendung mit Bändern getrieben. Läßt sich doch mit ihrer Hülfe der allzuweiten Rundung der Röcke ein Schein von Schlankheit verleihen. Man näht sie daher entweder ringsum als Streifen auf oder befestigt sie nur am Gürtel und läßt die Enden in regelmäßiger 7- bis 10facher Wiederholung auf den Rockrand niederflattern. Die größte Zukunft haben die brochirten Bänder, mit ihren wundervollen Blumenmustern auf Sammet, Reps- und Gaze-Genre; ich sah kürzlich einige entzückende Toiletten in diesem Genre. Die eine war für eine schöne Achtzehnjährige bestimmt und hatte ein Plisseegewebe aus weißem Seidenmull zum Material. Die Bänder — weiße, glänzende Taffetbänder — waren mit rosa Windenranken gemustert. Sie flatterten, ungefähr sechs an der Zahl, um die vorderen Rockbreiten, legten sich als Gürtel um die Taille und waren hinten zu einer langen Schleife gebunden. Auch die Blouse war durch sie in je drei Streifen abgetheilt. Auf der linken Seite, dicht am Aermel, lag ein großer Strauß von Winden in allen Farben, wie: purpur, lila, blaßblau und weiß.

Bei einer schwarzen Tüllrobe waren die Bänder „nach der Figur" gearbeitet, d. h. ihre Breite wie ihr Dessin verjüngte sich noch oben. Auch hier handelte es sich um ein Plissé-Netz, aber die breiten Bänder aus schwarzem Sammet mit eingewirkten, farbenprächtigen Feldblumen, lagen fest auf und machten den Eindruck von Lehnen, nicht von Bändern.

Daß sich diese etwas kostbaren Decorationen von geschickter Hand auch selbst herstellen lassen, ist klar; am besten mit der Nadel oder mit dem Pinsel. Gemalte Toiletten haben ja überhaupt eine große Zukunft.

Schottisch als Besatz und Blouse kommt nicht aus der Mode. Im Gegentheil, es gewinnt neue Verehrer durch die Zartheit und Frische, mit der es nicht mehr „bunt", sondern meistens nur in „einer", höchstens aber in „zwei Farben" karrirt erscheint. Solche Abtönungen sind namentlich in roth, gelb, grün, violet von höchstem Reiz. Die Tage der hight-life Gürtel aus Gummi sind vollkommen vorüber. Gott sei Dank! kann man sagen, denn sie waren in hohem Grade gesundheitsschädlich. Beliebt sind jetzt der weiße Ledergürtel und der Medicisgürtel aus Stoff. Zum Ledergürtel werden sehr schöne Schnallen aus ciselirtem Silber oder aus diamantenglänzenden Rheinkieseln getragen. Letztere sind sehr beliebt und werfen ihre Strahlen als Hutagraffen, Knöpfe u. s. w. Ueberhaupt sind Schmuckfachen sehr modern und die kommende Gesellschafts-Saison wird namentlich eine Auswahl von Halsbändern bieten, unter denen allerhand Perlenhalsbänder obenan stehen! Frau Mode ist ja dem Halse unserer Damen so fürsorglich gesinnt. — Wer ganz auf der Höhe sein will, trägt eine „Fraise" von Spitzen, Rosetten, Bandschlupfen trotz 30 Grad im Schatten und sieht natürlich aus, als wäre er schwer halsleidend. Zum Winter wird diese Passion wohl noch zunehmen. „Tours de cou" aus Blüthen, aus Federn, aus Gaze und Tüll gehen täglich aus den Händen genialer Modistinnen hervor und vervollständigen das Lager der neuesten Neuheiten. Einen sommerlichen Eindruck machte eigentlich nur die weiße Tüllcravatte, entweder als volle Rüsche um den Hals gelegt, oder als Faltenkragen mit riesenhafter Tüllschleife im Nacken. Weißer Tüll ist außerdem eine vielgewählte Hutgarnitur und wird als Schleier selbst um große, breitrandige Formen geknüpft. — Eine vollkommene Wiedergeburt feiert das Fichu „Marie Antoinette", mit seinen Frisuren aus Stoff oder Spitze und seinen im Rücken gekreuzten Enden. Man erblickt es am häufigsten aus Mull, Gaze und und leichtem Seidenstoff. Schwarze Fichus sind zu allen hellen Toiletten besonders chic.

Wie vollkommen sich die Zeiten ändern und heute fein ist, was gestern noch „schrecklich gewöhnlich" war, zeigen die Handschuhe. Sonst trug den weißen Zwirnhandschuh nur der Diener beim Serviren, heute bedeckt er die zarte Hand der vornehmsten Dame. Der Zwirnhandschuh, und zwar nur der weiße, ist ein dernier cri de l'élegance für alle Bäder und Sommerfrischen.

Große Umwälzungen scheinen der nächsten Zukunft der Mode nicht bevorzustehen. Die Röcke bewahren ihren Faltenreichthum, nur werden sie wieder garnirt und aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt. — Die gängigsten Façons werden voraussichtlich die Plisseröcke und die Röcke mit aufgesetzten breiten Quetschfalten sein. Mit Vorliebe werden Wolle und Seide, Seide und Crêpe, Sammet und Gaze vereint. Die Actien der abstechenden Blouse stehen noch so hoch, daß sie sich überall blicken lassen darf, und zwar in der Verborgenheit des Familienzimmers, wie im hochzeitlichen Saale. Orientalische Muster schmücken die neuesten Blousenstoffe mit ihren Palmen und Arabesken, ihren leuchtenden und doch so fein abgetönten Farben.

Auch in der kommenden Saison wird das bunte, schillernde, unruhige, mit Streifen, Flecken, Fäden, Punkten Gemusterte noch vorherrschen. Aber auch die Freunde ruhiger Einzelfarben sollen ihre Rechnung finden in neuen und schönen Modefarben, wie: „Mokkabraun", „Dunkel-Beige", „Marine", Pflaumfarbe und tiefem, sogen. „Russisch-Grün." — Gespannt kann man sein, ob dies wahr ist, was von den Aermeln prophezeiht wird: Sie sollen enger werden, erheblich enger, wenn auch bei Leibe noch nicht eng. Jedenfalls aber fallen die Schultern mehr und mehr ab und der überreichen Stofffülle bietet sich immer weniger Halt und Unterstützung.

Aus den verschiedensten Epochen wählten die Hüte ihre Vorbilder. Sie sind beinahe etwas zu originell. Hier findet man eine Form Ludwig XIV., leicht, durchsichtig, mit Spitzen, Rosen und Reiherfedern garnirt, dort eine Schnebbe à la Maria Stuart, der Rand mit kleinen Immergrünblüthen umwunden, das Strohfaçon, auf dem Kopf, an den Seiten mit grünen Rosetten decorirt, in denen die Farbe des Geflechtes sich um ein paar Töne vertieft hat. Auch Lamballe-Hüte werden getragen, äußerst kühn gewellt und gebogen, über einen Halbkranz von Rosen schief auf dem Haar ruhend und mit hochstehenden Federn und lang hängenden Bandschleifen vorn und hinten verziert.

Ungeheuere Elsaßschleifen machen sich auf großen Schutzhüten und ganz kleinen Kapotten breit. Die Fülle der Blumen ist beinahe tropisch. Gemalte Hutbänder werden sehr bewundert. Die Mehrzahl der Hüte schweben übrigens auf dem Wirbel, doch damit die Gegensätze nicht fehlen, werden einige Facons jetzt so tief als irgend möglich, auf die Nase gesetzt. Sehr aparat und in Folge dessen erwähnenswerth scheinen mir noch die folgenden Kopfbedeckungen alle drei mehr zum Schmücken als zum Schutze gemacht und deshalb mehr für die nahenden Herbsttage als für den Hochsommer geeignet. Die eine ist eine Strohkapotte, nach Art der sogenannten Beckenhüte von vor dreißig Jahren, aus blauem Satinstroh geflochten und ohne jeden anderen Ausputz als einen riesigen Kornblumenstuff auf jedem Ohr und einer kleinen Ranke, die sich rings um den flachen und eckigen Kopf schlingt. Die zwei anderen heißen Toques, doch ist das eine eigentlich nur ein Kranz aus blätterlosen, mattgefärbten Rosen, in der Mitte von einer grün und rosa changirenden Schleife überragt, während das andere eben so gut eine Halsfraise sein könnte, denn dicht und schwer, falten sich die feinen schwarzen Spitzen zur Rüsche, betten sich die weißen Riesenmohne dazwischen, in deren Kelchen die schwarzen Staubfäden zittern. M. Ztg.

Literatur.

Praktische Anleitung zum Spargelbau nach den neuesten Erfahrungen aufgestellt von Ernst Wendisch, Obergärtner zu Berlin. Mit 59 Abbildungen im Text. Neudamm, Verlag von J. Neumann. Pr. 2,50 Mk.

In einem über 9 Bogen starken Buche bietet der Verfasser die gründlichste Belehrung über den Spargel, diese köstliche und geschätzte Gemüsepflanze. Das ganze Buch setzt sich aus kurzen Kapiteln zusammen, die jede nöthige Auskunft geben. Auf eine Erläuterung der botanischen Eigenthümlichkeiten des Spargels folgt das Verzeichniß aller bekannten Sorten und die Darlegung des Werthes derselben. Auch über Ernte und Behandlung der Samen, Auswahl und Vorbereitung des Bodens finden wir ausreichende Erörterungen. Mit ganz besonderer Sorgfalt hat Verfasser Anlage und Behandlung der Spargelpflanzungen geschildert. Die Vortheile und Nachtheile der einzelnen Methoden werden anschaulich dargelegt, und überall unterstützt die selbstentworfene Skizze das geschriebene Wort. Nachdem so alle Methoden behandelt sind, wird mit vollem Recht die neue einreihige Methode als beste und geeignetste empfohlen und in allen Details geschildert. Auch die Abschnitte über Düngung, Ernte und Verwerthung, Aufbewahrung, Versand und Absatz, die Rentabilitätsberechnungen, das Treiben des Spargels, seine Feinde und Krankheiten sind mit Liebe und Sachtenntniß abgefaßt. Ein Spargelkalender und die Geschichte der Spargelpflanze bilden den Schluß des Buches.

Versand von Obst in Postkisten.

Der Gartenfreund will nicht nur Obst pflanzen und pflegen, sondern auch Obst essen; und woher nehmen, wenn seine Pflanzung noch zu jung ist, oder wenn wie in diesem Jahre die Ernte von besserem Obst vollständig mißrathen ist. Weintrauben und Pfirsiche lassen sich ja so billig in Posttütchen verschicken und der Versand von Birnen und Aepfeln in Fässern zu 1—2 Ctrn. macht keine Schwierigkeiten, wenn jede Frucht in Seidenpapier verpackt wird. Man zahlt für gutes Obst gern hohe Preise. Ich habe z. B. im vorigen Herbst für den Centner auserlesener Tafeläpfel aus Mecklenburg 20 Mk. bezahlt. Wenn dies auch ein ausnahmsweis hoher Preis war, so glaube ich doch, daß ein jeder Verkäufer bei guter Verpackung im Durchschnitt auf einen Preis von 8—10 Mk. rechnen kann. In meinem Haushalt wird wenig Bier consumirt, dafür aber viel Wein und gutes Obst, das reinigt das Blut und hält den Geist frisch bei Jung und Alt und was man an Obst und Wein zu viel bezahlt, erspart man doppelt an Arzt und Apotheker. Deshalb kann ich allen Producenten von Obst und Weintrauben nicht dringend genug rathen, baldigst ihre Adressen und Preise bekannt zu machen: ihr Absatz wird größer sein als sie erwarten, denn unendlich groß ist die Zahl der Liebhaber eines guten Apfels und einer guten Birne. (Prakt. Rathg.)

Fliegengift.

Nach dem nunmehr in Kraft getretenen Giftgesetze dürfen arsenhaltige Fliegenpapiere nicht mehr verkauft werden. Als Ersatz empfiehlt „Pharm. Centrh. folgende Mischungen:

I. 20 Th. Quassiaholz werden mit 100 Th. Wasser 24 Stunden mazerirt, eine halbe Stunde gekocht und nach 24 Stunden abgepreßt. Die Flüssigkeit wird mit 3 Th. Melasse gemischt und auf 19 Th. verdampft, dann wird 1 Th. Alkohol zugesetzt. Mit dieser Mischung tränkt man Löschpapier und legt dasselbe auf Tellern aus.

II. 25 Th. einer Quassiaabkochung (1 : 10) werden mit 6 Th. braunem Zucker und 3 Th. gestoßenem Pfeffer gemischt und auf flachen Tellern aufgestellt.

III. 1 Th. gestoßener Pfeffer und 1 Th. brauner Zucker werden mit 15 Th. Milch oder Sahne gemischt und die Mischung auf flachen Tellern aufgestellt.

IV. 75 Th. Quassiaholz werden mit 200 Th. Wasser bis auf die Hälfte eingekocht, das durchgeseiht wird mit 5 Th. Kobaltchlorid, 1 Th. Brechweinstein und 40 Th. Tinktur aus langem Pfeffer (1 : 3 verdünnter Spiritus) versetzt, mit der Mischung Löschpapier getränkt und dasselbe auf Tellern ausgelegt.

V. 5 Th. gepulverter langer Pfeffer, 5 Th. gepulvertes Quassiaholz, 10 Th. gepulverter Zucker werden gemischt und die Mischung mit 4 Th. verdünntem Alkohol angefeuchtet, getrocknet und wiederum gepulvert. Das Pulvergemisch wird gut verschlossen aufbewahrt und zum Gebrauch auf einem Teller ausgestellt.

VI. 4 Th. gepulverte Iriswurzel, 15 Th. gepulverte Stärke und 1 Th Eukalyptol werden gemischt und in eine verschließbare Streubüchse gefüllt. Die von Fliegen hauptsächlich besuchten Orte, z. B. Fensterbretter und Fensterrahmen, werden mit Pulver bestäubt.

VII. 50 Th. festes Paraffin und 45 Th. flüssiges Paraffin werden zusammengeschmolzen, 4 Th. Eukalyptol und 1 Th. Anisöl zugemischt und in eine passende Form ausgegossen. Die gegen Fliegen zu schützenden Körpertheile werden mit dieser festen Salbe eingerieben.

Erprobte Recepte aus dem deutschen Nationalkochbuch von Frau Willms, geb. Wildermuth.

Champignons einzumachen. Die Champignons werden gereinigt und dabei geschält, dann mit so viel Butter, daß sie darin schwimmen, höchstens eine Viertelstunde geschmort. Vorher läßt man Essig kochen und erkalten. Sowie die Champignons mit der Butter heiß in Steinkruken gefüllt sind, gießt man den erkalteten gekochten Essig darauf, sodaß die Butter nach oben geht und einen luftdichten Deckel bildet. In großen hohen Töpfen kann man im Lauf des Sommers gut mehrere Schichten übereinander einfüllen. Schließt der oberste Deckel nicht hart an den Rand an, so muß noch Butter besonders geschmolzen und hineingegossen werden. Beim Gebrauch empfiehlt es sich, die Butter geschmolzen wieder darüber zu gießen. Diese Champignons halten sich Jahre lang.

Freifräulein Sophie von Massenbach.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 27. September 1895. Neunter Jahrgang. — № 39.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Verloren.

Eine Geschichte aus dem wilden Westen.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

„Es war einmal", begann Dave, „im Traplande, in dem Gebiete von Trapahoh, ein Trapper mit Namen Dan. Er war kein übler Mann, obgleich er ein Mischling von Franzosen, Indianern und Neger war (eine reizende Kreuzung!). Zuerst, als er in Virgin City auftauchte, nannten ihn die Kerle bei jedem ersten besten Namen, der ihnen in die Quere kam. Ihn selber schien das nicht im Geringsten zu interessiren, wie er benannt wurde, wenn man ihm nur Zeit zu seinen Mahlzeiten ließ; bis unglücklicherweise eines Tages der holländische Pete auf die Bezeichnung „Lügner" fiel. Selbst das schien Dan nicht sehr zu beachten, er sagte nur einfach: „Fremdling, du mußt mich nicht Lügner nennen!" — das Begräbniß fand zeitig am Nachmittage statt.

Dan stellte seine Fallen aufwärts auf dem „Kleinen Horn", ungefähr achtzig Meilen von Virgin City. Er war ein armer Mann (es kommt nicht oft vor, daß Reiche dieses Geschäft ergreifen), besaß kaum die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens. In seiner kleinen Hütte hatte er weder Tisch noch Stuhl. Einstmals besaß er ein Packet Karten, aber er hatte sie eines Tages einem anderen Trapper verhandelt, der mit einem bedeutenden Quantum Branntwein zufällig des Weges daher aus der Stadt kam. Aber etwas besaß Dan, das Niemand im Stande gewesen wäre, ihm abzuhandeln — einen zahmen Biber.

„Ich hatte einmal einen kleinen Bären", warf das horchende Mädchen dazwischen — es war augenscheinlich, daß sie mit ihren geistigen Fähigkeiten noch ganz Kind war — „aber der arme Davey — Mutter nannte ihn Davi — starb."

„Ja, es ist sehr schwer, sie aufzuziehen, so viel ich weiß", sagte Jim, bewundernd auf das Mädchen herniederblickend, „aber ich selber habe es nie versucht und wüßte auch nicht, daß mich darnach verlangte."

„Er nannte ihn „Jerry", fuhr Dave in seiner Geschichte fort, „es war ein so drolliges kleines Ding, mit einem reizend weichen, lockigen Pelzchen, und einem so putzigen Schwänzchen, so breit und flach und fast so lang als er selber. Dieser Schwanz war das einzige Ding von Jerrys ganzem Organismus, dessen Verwendung er nicht begreifen konnte; statt daß er ihn flach am Boden liegen ließ, wie es hätte sein sollen, trug es ihn immer im rechten Winkel aufgerichtet. Wenn irgendwo eine Spalte war, fiel der Schwanz sicher hinein und wurde fest eingeklemmt. Eines Tages, als Dan fortgegangen war, war er in eine Ritze in der Diele gefallen und Jerry mußte nun ein großes Loch ausschneiden (natürlich mit seinen Zähnen), um ihn zu befreien. Manchmal hielt er im Laufen an und beobachtete mit Widerwillen, wie er hinter ihm fortschleppte; einmal sogar machte er sich daran, ihn abzubeißen, aber es that doch zu weh!"

Bei dieser Stelle brach das kleine Kind in ein ganz unbändiges Gelächter aus.

„Bei Tage war er immer sehr schläfrig und lag am liebsten zusammengerollt auf dem Bette; aber bei Nacht war ihm nichts lustig genug, und er verschwand öfter zu einem nächtlichen Streifzug.

„Nach einiger Zeit hatte Dan Felle genug gesammelt, um Virgin City wieder einmal aufzusuchen. Dabei nahm er Jerry mit und trug ihn durch die ganze Stadt, wobei er, natürlich nicht etwa Dan, sehr von den Damen geliebkost und bewundert wurde. Nun, also Dan verkaufte seine Waare sehr vortheilhaft und kam sich in Folge dessen so reich vor, daß er beschloß, etwas für die Behaglichkeit seiner Wohnung aufgehen zu lassen, und zu diesem Zweck einige Maß Branntwein, ein Spiel Karten und eine ganze Ausstattung roher Möbel erstand. Am nächsten Morgen war er natürlich „blank" und da er doch seine Einkäufe nicht wieder vortheilhaft verschachern konnte gegen irgend etwas Feuchtes oder Wohlschmeckendes, mußte er sich nothgedrungen wieder auf den Heimweg machen. Er hätte sich ohne Zweifel für seinen Biber alles Nöthige schaffen können, aber seine stehende Antwort war: „Dan ist nicht solch ein schlechter Kerl."

„Ich würde auch nicht meinen kleinen Biber verkaufen, Onkel Dave, — denkst du etwa, daß ich würde? — wenn ich einen kriege?" bemerkte sehr ernsthaft Kid dazwischen, wonach es schien, daß ihr wahrscheinlich von ihrem Vater einer versprochen worden war.

Und das Mädchen setzte hinzu: „ich hatte einstmals eine kleine Bergkatze, aber ein Felsstück stürzte auf sie." Es war wunderbar, so sehr es zuerst geschienen hatte, als ob es ihr Freude machte, die Geschichte zu hören, jetzt schien sie dem Kinde auf ihrem Schooß viel mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und vielleicht unbewußt rief ihr dies Ereignisse aus der Vergangenheit, vielleicht aus ihrer eigenen Kindheit zurück.

„Nun, Dan war ein außerordentlich schlichter Mann, fuhr Dave fort, „er war nur im Allgemeinen eitel auf seine persönliche Erscheinung; aber in der Nacht nach seiner Heimkehr saß er doch einige Zeit in Bewunderung versunken, nachdem er seine Einkäufe in die Hütte geräumt und ein halbes Maß Branntwein mitten auf den Tisch gestellt; und dann ergriff er die Flasche und zog sich für die Nacht zurück, ganz erfüllt von Stolz auf sich und seine Hütte — denn er war wohl der erste Trapper, von dem man je gehört, daß er Virgin City mit mehr als dem Verlust eines Auges, Ohres, oder wenigstens eines Theils der Nase wieder verlassen; wie mancher war dort schon in einen Zustand versetzt worden, daß er ohne Hilfe überhaupt nicht wieder fort konnte.

„Jerry konnte absolut nicht begreifen, was dies alles bedeute. Nicht einmal den Nutzen eines sehr bequemen, wenn auch ganz einfachen Lehnstuhles, der Dan zu besonderem Stolz gereichte, sah er ein; aber was am meisten auf sein Gemüth drückte, war, daß er ganz vergessen schien und weder Futter noch Wasser finden konnte. Er umkreiste verzweifelt den Tisch, mißtrauisch seine Beine beschnüffelnd, und kam endlich zu dem Schluß (Biber sind gewaltig schlau), daß Dan einen Rausch haben müsse. Er wanderte an's Kopfende des Bettes roch den Fusel und zweifelte nicht länger. Endlich fand er ganz im Winkel des Zimmers einen Wasserkrug (Dan war für gewöhnlich sorgsam genug, das Wasserbehältniß außer Jerrys Bereich verborgen zu halten). Der Krug war hoch und Jerry war fett, aber mit einem Anlauf, einem Sprung, und ehe ihn der Unhold von Schwanz wieder herunterziehen konnte, hatte er seine Vorderpfoten um den Rand des Gefäßes geklammert. Im nächsten Augenblick lag Jerry auf seinem Rücken inmitten einer Wasserpfütze bis auf die Haut durchnäßt. Ja, ja, das kommt davon. Was sollte er nun beginnen?"

Dieser Punkt der Geschichte wurde von der Kleinen mit einem Ausbruch des Entzückens begrüßt, wobei sie sich fast von des Mädchens Knieen herunterkullerte.

„Als Dan am nächsten Morgen erwachte, hatte er eine dunkle Vorstellung von einem sonderbaren, knirschenden Geräusch während der Nacht. Vielleicht hatte es Sturm gegeben. Mit diesen Gedanken nahm er einen Schluck und blickte durch die einsame Glasscheibe, die einzige Lichtquelle in der kleinen Schlafabtheilung; aber draußen war alles ruhig und still. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und der Schatten der hohen und steilen Felsklippen im Osten der Hütte beherrschte noch das Thal. Gähnend schritt er in das vornehmste und thatsächlich einzige Zimmer der Hütte. Was er da erblickte . . . Doch ich bin zu sehr vorausgeeilt und muß noch ein wenig zurückgreifen. . . .

„Als Jerry die bleiche Wasserfläche vor sich erblickte, müssen ihn sonderbare Erinnerungen durchzuckt haben, oder aber der in ihm schlummernde Instinct war plötzlich durch die erste Wassermenge aufgerüttelt, die er seit seiner düsteren Kindheit zu sehen bekam. Ich weiß es nicht. Kann sein, er erblickte den funkelnden Bergstrom vor sich, eingedämmt in der kunstsinnigen Weise seines Stammes, und im selben Augenblick wußte er, wie er sich zu helfen hatte; oder vielleicht war es auch nur Langeweile. Da war ja eine Menge Material zur Hand, einen Damm zu bauen, so begab er sich denn an das Werk, einen zu errichten mit dem Aufwand aller Willenskraft und einer Energie, wie sie nur dem Biber und der Biene eigen ist.

„Was Dan erblickte, war das Ergebniß von Jerrys angestrengter Nachtarbeit. Dort, inmitten eines Wassertümpels war ein hoher Holzstoß errichtet; Tisch und Stühle, alles war durch Jerrys scharfe Zähne in hübsche, egale Scheite geschnitten und sehr kunstvoll in einander verarbeitet. Der arme, unschuldige, kleine Kerl lag ganz erschöpft, zusammengerollt neben dem Ruin von Dans erstem Anlauf zum civilisirten Leben. Nach dem ruhigen Ausdruck seiner Züge zu schließen, schien er sehr zufrieden und sogar ganz stolz über diesen seinen ersten Versuch, den ihm von der gütigen Vorsehung verliehenen Trieb zu nützen — hatte ihm doch sein Genosse das nöthige Material so gütig geliefert.

„Dan staunte nur einen Augenblick diese Scene an. Er war ein kaltblütiger Mann von wenig Worten. Er lächelte (er hatte so ein stereotypes Lächeln: die Leute in Virgin City meinten — seit seine Frau gestorben war) so eine Art von „Heimweh"-lächeln, als er seine Büchse herunterlangte und langsam zu sich sprach: ‚ich glaube, ich muß in dieser Sache ein Wort mitsprechen — —'

„Jerry hörte das Ende dieses Satzes niemals — er hatte Dan in dieser Weise früher einmal sprechen hören; er wurde im selben Moment ganz unerwartet abgerufen. Mit einem Sprung war er hinaus zu dem Loch, das er einst gesägt, um seinen Schwanz zu befreien und, unter der Hütte hervorrennend, dort, wo zwischen dem Erdboden und den ersten Balken ein freier Zwischenraum war, wendete er sich instinctmäßig dem Flusse zu. Als er in der denkbar schnellsten Weise dorthin strebte, erscholl der Knall eines Büchsenschusses und seine Geschäfte erschienen noch weit dringlicher als vorher.

Er rannte und rannte bis er den Fluß erreichte. Dann warf er einen flüchtigen Blick über seine Schulter zurück, ob auch sein Schwanz ihm richtig den ganzen Weg gefolgt war. Es war richtig der Fall, so bog er die Spitze desselben an seine Lippen, ließ einen lauten Pfiff hören (du wußtest wohl bisher nicht, daß sie auf diese Weise den tollen Lärm machen, „Kid"?) und schoß einen Purzelbaum in den Fluß hinein."

„Kid" lachte, sprang und schüttelte sich vor Entzücken.

„Jerry hatte die wichtige Erfahrung gemacht," schloß Dave mit der Miene eines Menschen, der die Moral von der Geschichte verkünden will, obgleich ihm dieselbe etwas zweifelhaft erscheint, „daß nichts Unnützes erschaffen wird", er fand zum Schluß, daß dieser bisher so verachtete Schwanz nächst seinen Zähnen das nützlichste Handwerkzeug sei — und freut sich noch nachträglich, daß er ihn so viel belästigt hat! Aber, wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen, und so erzählt er jetzt anderen unerfahrenen Bibern die wunderbarsten Geschichten, die manchmal sogar sehr schön und lang sind. Die reizenden Biberfräuleins liebäugeln alle mit ihm und er wird täglich eingebildeter und fetter. Und wie jubeln die kleinen Biberkinder und springen in die Höhe, wenn er ihnen von seinem ersten Versuch zu bauen erzählt! Und ihre kleinen Augen funkeln und werden immer größer, wenn er ihnen berichtet, daß das von ihm benutzte Bauholz, befreit von Rinde und Geäst, fertig zum Gebrauch da war. Und die unnützen kleinen Kerle stecken dann alle zusammen, während die Eltern draußen bei ihrer harten Arbeit sind, und geloben sich heimlich, in der nächsten stillen Mondnacht (denn im Dunkeln fürchten sie sich) davonzulaufen und auf Abenteuer auszugehen, und dann sagen sie in ihrer drolligen, kleinen Biberart: „Viel Geld soll's nicht kosten!"

Noch ehe „Kid" Zeit gefunden, nach „Mehr" zu rufen, hatte das seltsame, dreiste Mädchen ein fast beleidigtes Gesicht aufgesetzt und die Erklärung für ihr verringertes Interesse abgegeben.

„Mutter erzählt mir immer dieselbe Geschichte," rief sie.

Dave horchte auf! Fast vergaß er sich so weit, in Gegenwart einer Frau auszurufen: „den Teufel auch, thut sie das!" — Doch er bezwang sich. „Das ist sonderbar," sagte er, „verflucht sonderbar."

Und das war es in der That. Dies war ein Erlebniß aus seiner eigenen Jugendzeit; Jahre und Jahre früher, als sein ältestes Kind eben ein solch kleines „Kätzchen" war, wie jetzt Jim's, hatte er diese kleine Geschichte zurecht gemacht, um es zu unterhalten. — Er hatte sie seit damals nie wieder erzählt, bis er Kid traf.

Wie ihm dies alles durch den Sinn fuhr, stutzte er, und — wurde traurig. Es war zu sonderbar, daß dies Mädchen sie schon kannte, und er wurde die Gedanken darüber nicht wieder los.

„Wie ist Dein Name?" forschte Dave sogleich.

Das Mädchen schüttelte den Kopf; sie wußte nichts davon, daß sie einen hatte.

„Und Deiner Mutter Name?"

Mutter war eben für sie „Mutter", sagte sie, und sie war „mein Kind" für ihre Mutter.

„Wo lebt ihr denn nun aber?" fragte Jim stutzig.

„Dort, weiter drüben", antwortete das Mädchen, „weiter drüben" — und sie wies nach jener Richtung, wo der Bach in den Ahornfluß fließt, „in der Höhle dort."

Beide Männer kannten jede Schlucht in der ganzen Gegend, aber sie wußten nichts von einer Höhle.

Inbezug auf die Entfernung konnte sie nichts Näheres angeben. Sie und ihre Mutter lebten dort, ganz allein, wie sie es immer gethan; sie hatte noch nie vorher ein anderes menschliches Wesen gesehen, und glaubte auch nicht, daß ihre Mutter dies jemals hätte, obgleich diese manchmal ganz sonderbare Geschichten erzähle von einer Welt und von Leuten in der Ebene, manchmal seien es Riesen, manchmal Zwerge. — Mutter sei ja so komisch! Sie wußte auch nicht, was ein Vater bedeute, und behauptete fest, keinen zu haben; doch aus dem Allen konnten die Männer nichts machen.

„Nun gut", fuhr Dave alsbald fort, „willst Du diese Nacht hier bleiben? Und dann kannst Du mich am Morgen nach der Höhle führen. Aber, wie wird's mit Mutter?"

„Sie ging heute fort. Manchmal kommt sie zurück, manchmal auch nicht; sie ist so sonderbar . . . Giebt es denn draußen in der Welt noch mehr Männer — auch noch solche kleine Kinder, wie dieses hier?" fragte sie.

„Mehr als Einem lieb ist", war Jim's prosaische Antwort.

So wurde denn bestimmt, daß sie bleiben sollte und am anderen Morgen Dave hingeleiten, wo sie und ihre Mutter lebten.

Fast hatte es den Anschein, daß sie am liebsten ganz bei ihnen und „Kid" bleiben würde.

Underdessen war die Badestunde des Kindes heran gekommen. Ein großer, eiserner Topf voll Wasser hatte die ganze Zeit über am Feuer gedampft.

Jim holte den hölzernen Zuber herbei, der ebenso dazu benutzt wurde, viel weniger geheiligte Dinge zu bereinigen, und setzte alles in Bereitschaft.

Wenn das sonderbare Mädchen auch schon durch verschiedene, ihr fremde Dinge an diesem Abend in Erstaunen gesetzt worden war (der stille Hund hatte sie nicht im Geringsten gewundert), jetzt bot ihr Gesicht einen geradezu malerischen Anblick.

Als Jim das Kind nun entkleidete, leuchteten ihre Augen auf und ihr ganzes Gesicht — sie hatte ja in ihrem ganzen Leben nicht einmal eine Puppe gesehen — wurde von einer Freude überstrahlt, wie sie selten auf einem menschlichen Gesicht zu sehen ist, und als Jim sie das Kind nehmen und sogar selbst baden ließ, kannte ihr Entzücken keine Grenzen. Sie, die bisher noch niemals ein Kind

auch nur gesehen, machte ihre Sache so gut, wie nur irgend eine Mutter es gekonnt hätte, und sie, die auch keine Ahnung hatte von den Ränken der Frauen, hatte bereits die Herzen der beiden einzigen Männer, die sie je gesehen, erobert. — Sie mußte viel lachen, das „Kätzchen" freute sich darüber; auch machten sie eine große Pantscherei und sich selber sehr naß, und waren unaussprechlich glücklich. Aber endlich war das große Werk vollbracht, und sie saßen wieder alle zusammen vor dem Feuer.

Das Kind wurde niemals wachend zu Bett gebracht, es blieb nach dem Bade auf Jim's oder Onkel Dave's Schooß vor dem Feuer bis es einschlief, und wurde dann erst zu Bett gelegt, so daß es nie genau wußte, wie es dorthin kam. — Jetzt saß das Kind auf dem Schooß der Fremden und das Mädchen bat um Erlaubniß, ihr eine Geschichte erzählen zu dürfen.

Jim fühlte nicht einmal Eifersucht, daß das Kind in anderen Armen so zufrieden aussah.

(Fortsetzung folgt.)

Johanna Ambrosius.

In dem von H. Sohnrey herausgegebenen „Land" finden wir folgenden Brief der jetzt so viel genannten ostpreußischen Dorfdichterin, der ihren harten Lebensgang schildert. Sie schreibt wie folgt:

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Ihrer freundlichen Aufforderung konnte ich nicht früher nachkommen, da ich seit vierzehn Tagen krank bin und auch jetzt noch leide. Ich bitte daher, mich zu entschuldigen und Nachsicht mit meinem kurzen Bericht zu haben. — Mein Leben ist genau so, wie das jeder anderen Frau aus dem Volke, um nichts besser, nichts schlechter. Unter drückenden Verhältnissen groß geworden, empfand ich keine Sehnsucht nach Reichthum und Glanz, nur wissen wollte ich gern Alles, Alles. Doch 'dazu fehlte es mir an Zeit und Unterricht. Das Wenige, was ein Kind bis zu seinem 11. Lebensjahre lernen kann, machte mein ganzes Wissen, meine ganze Bildung aus. Vom 13. Lebensjahre las ich dann mit meinen Geschwistern die „Gartenlaube." Meine Mutter lag sehr viel krank, und da wir ein kleines Grundstück besaßen, mußte ich als Kind schon schwer arbeiten. Von 13 Jahren lernte ich Weben und Spinnen, Nähen, Brotbacken und Melken. Kochen verstand ich auch schon ganz gut, wenn auch manch' Gericht verdorben und mit Thränen gesalzen wurde. Man erzählt in einem Märchen, daß die Gold-Marie spinnen mußte, bis ihr das Blut aus den Fingern sprang. Meine Hände waren wohl nie im Winter heil, so blutig zersponnen und geschunden von harter Arbeit. Doch wie streng auch die Mutter uns Mädchen um 4 Uhr aus dem Bette klopfte, wie hart auch der böse Winter 1867 mit uns verfuhr, brachte der Sonntag die „Gartenlaube", dann war eitel Sonnenschein in der kleinen Kammer mit dem einen Fensterlein, darinnen auch noch die Küche sich befand oder besser ein Kamin, darin wir kochten. — Die Poesie verschönte mir auch die härteste Arbeit, und durstig trank das 14jährige Mädchen die „Gisela" von der Marlitt. Man wirft diese liebenswürdige Dichterin jetzt zur Seite, doch ich bin ihr Dank schuldig, daß sie damals ein paar armen Kindern so viel Seligkeit geschenkt. Bis zu meinem 20. Jahre las ich noch das genannte Blatt, dann änderte sich mein Leben, ich verließ das Elternhaus, um als Gattin eines Bauernsohnes — auf unserer Hände Arbeit angewiesen — in eine jener Hütten zu ziehen, wie man sie für arme Leute baut. Ich arbeitete gern, denn ich war gesund und hatte von Kindheit auch große Vorliebe für das Land. Als meine Eltern noch zu Miethe in meinem Geburtsorte Lengweten, Kreis Ragnit, wohnten und nur einige Beete Land hatten, ließ ich nicht früher nach, bis man mir ein paar Fuß von dem rothen Lehmboden abtrat, den ich dann mit Gilken und Tausendschön, Mohn und Nelken bepflanzte. Ja, ich liebe die Landarbeit über Alles und möchte mich kaum in der Stadt zurecht finden. Ich denke auch, kein Städter kann den Sonntag so genießen, wie wir Landleute. Es überkommt mich immer wie heilige Ruhe, sehe ich die Felder im Schmucke ohne die arbeitenden Menschen. Nur hie und da geht einer in Hemdsärmeln — sein Jüngstes wohl an der Hand — durch's Getreide und prüft die Kerne, schätzt wohl auch schon den Ertrag. — Von meiner Verheirathung an wohnte ich mit armen Tagelöhnern zusammen. Mein Stübchen war ohne Dielen, die Stühle versanken in der weichen, feuchten Erde. Sah auch die Noth oft durch's Fenster, und wollte manchmal der Muth sinken, es ging doch weiter. Fremd war ich unter den Leuten, fremd Jedem, Jedem. Den Glauben, daß es was Besseres, Schöneres gäbe als Essen und Trinken, konnte ich nicht aus der Brust reißen. Kein Buch, keine Zeitung ist mir 12 Jahre lang in die Hand gekommen. Vier Bände der „Gartenlaube" erhielt ich von Hause, als ich schon 10 Jahre verheirathet war. Das war Alles, was ich besaß, doch auch dieses las ich nicht, mein Auge und Herz las in der Natur, las in der Seele des Volkes, die ich genau studirt und kenne. — Ich habe Alles ertragen an Demüthigungen, was überhaupt die Armuth ertragen kann. Mit Ekel und Abscheu sah ich das Gemeine und mit unendlichem Mitleiden das Elend der Armen. Ich sah die Genügsamkeit unter den Leuten, sowie auch edle Züge der Barmherzigkeit, daran sich manch' Gebildeter ein Beispiel hätte nehmen können.

Das große Elend öffnete mir die Augen, gab mir Antwort auf manches eigene „Warum?" Das „Unverstandensein" öffnete den Quell der Poesie mir im Herzen, und ohne auch nur ein Maß oder eine Form zu kennen, brach im Herbst 1884 mein erstes Lied sich Bahn.

Nicht die paar Bände „Gartenlaube", nicht die drei oder vier Gedichte, welche ich darin gelesen, machten mich zur Dichterin, nur ganz allein der „Schmerz." Das wird jeder empfinden, der meine schlichten Lieder liest; ohne zu wissen, daß es eine Dichtkunst giebt, habe ich mit dem Gefühl gewußt, was richtig und falsch ist.

Zumeist summte ich mir eine Melodie. Mein Ohr ist sehr empfindlich für ein störendes Lautchen, und so wie ich mein Fühlen und Denken im ersten Augenblick ausspreche, so ist's am Besten. Ich dichte im Stall, auf dem Felde, in der Küche, all überall.

Seit 1883 bin ich hier in einem Dorfe von 700 Seelen. Unser kleines Besitzthum forderte fleißige Arbeit, und freudig habe ich mein eigen Stückchen Land ausgenützt. Seit vier Jahren jedoch leide ich infolge der Influenza, und nur mit großer Qual kann ich dem mir zugewiesenen Theil als Hausfrau nachkommen. Früher habe ich gedroschen auf der Tenne, und ich verstehe auch eine regelrechte Garbe zu binden. Ja, ich mähe selbst das Gras für die einzige Kuh, wenn mein Mann nicht zu Hause ist. — Das macht mir Vergnügen, wenn der Nachbar in seiner litauischen Sprache mich fragt: „ob es auch gut schneidet." Doch ohne Schmerzen bin ich keinen Augenblick.

Seit einmal die Poesie ihren Weg gefunden, kam Lied um Lied. Es sind wohl mehr denn 500; ich kenne jedes genau, weiß auch, wobei ich sie gemacht, ob da oder da. Nachdem ich 200 Gedichte fertig hatte, sandte meine Schwester Martha einige an Redactionen ein. Sie wurden gedruckt, aber Niemandem fiel es ein — trotzdem Alle meine Lage und Verhältnisse kannten — etwas weiter für mich zu thun. Schon wollte ich die Lieder beiseite legen; doch ich habe zwei Kinder, ein Mädchen von 19 und einen Buben von 16 Jahren, diese sollten die Früchte meines Geistes genießen. Es wäre wohl damit nichts erreicht worden, hätte nicht Gott der Herr mir einen Mann in den Weg gesandt, der wirklich einzig dasteht. Durch eine Probenummer, welche Herr Professor Carl Weiß-Schrattenthal in Preßburg mir zusandte, wurde ich mit genanntem Herrn bekannt, und es dauerte nicht lange, da bot mir dieser edle Menschenfreund seine hilfreiche Hand. Mein Büchlein kam in den Weihnachts-Feiertagen zur Ausgabe und in drei Tagen war es vergriffen. Die achte Auflage ist jetzt im Buchhandel. Die vielen, vielen Briefe, die mir aus allen Theilen Deutschlands, aus England, Rumänien, Rußland, Oesterreich, ja selbst aus Amerika zugegangen und noch zugehen, zeugen von dem großen Interesse, welches meine schlichten Lieder geweckt.

Wenn ich so an meinem selbstgewebten Kleide heruntersehe und meinen Blick durch das dürftig ausgestattete Stübchen schweifen lasse und dann die Briefe lese, welche mir hohe Herrschaften schreiben, und die schönen Geschenke und Gedichte betrachte, damit man mich beglückt, dann kommt mir alles wie ein Märchen vor. Das arme Handwerkerkind, welches nur fünf Jahre die Dorfschule besucht, die arme Frau, welche barfuß auf dem Felde im Regen und Sonnenschein gearbeitet, ist durch Gottes gnädige Hilfe und durch ein edles, liebevolles Menschenherz bekannt geworden als deutsche Volksdichterin. Sieben Lieder sind von der Frau schon componirt, in der Niemand im Dorfe bis heute etwas anderes sah als eine arme Frau. Immer entstehen noch neue Lieder. Meine Phantasie arbeitet rastlos, endlos. Sie ist meine stete Begleiterin, wo ich geh und stehe.

Bin ich auch körperlich gebrochen, die Seele ist noch stark und mächtig. Mein Stolz ist, daß ich ein Weib aus dem Volke bin, eine einfache ungebildete Bauersfrau. Was ich von der Welt gesehen, ist meine enge Heimath. Ich bin nie darüber hinausgekommen. Ich bin 40 Jahre alt, geboren am 3. August 1854, und das zweite Kind armer Handwerksleute. Ja, ich kann wohl aus vollem Herzen sagen: Der Herr hat Großes an mir gethan. Ehre sei Gott in der Höhe!

Gr. Wersmeninken, Post Lasdehnen (Ostpr.)

Johanna Ambrosius.

Möge hier gleich ein Gedicht unserer Dorfpoetin folgen:

„Laßt sie schlafen!"

Hart am schatt'gen Waldessaume, wo die gold'nen Aehren rauschen,
Wo die bunten Sommerkinder Küsse mit dem Zephyr tauschen,
Wo des Rehes keusche Augen schauen durch das Blattgehege,
Schläft, von Mittagsgluth umflossen, sanft ein Mägdlein auf dem Wege.

Mit der Sonne um die Wette flimmern goldig ihre Löckchen,
Leicht bedeckt die bloßen Schultern von dem arg zerriss'nen Röckchen,
Zärtlich um die braunen Füßchen sich die schlanken Halme schmiegen,
Drauf gleich bunten Edelsteinen Schmetterlinge sanft sich wiegen.

Rings umher nur Bienensummen, holder Elfen Zwiegeflüster,
Weltverloren dringt der Tauben traulich Girren aus dem Düster,
Sich die langen Seidenhaare aus der Stirn die Aehre fächelt,
Alles athmet Glück und Frieden, hold im Traum das Mägdlein lächelt.

Was es träumt, es gleicht dem Bilde, das Natur ringsum gewoben;
Noch von keinem Feind bedrohet, noch von keinem Sturm zerstoben —
Sieht sich glücklich gleich den Blumen, die um keine Nahrung sorgen,
Schwebt auf leichten Vogelflügeln jubelnd in den jungen Morgen.

Sieht in jedem Menschenkinde holder Engel Spielgenossen,
Vom Palaste bis zur Hütte einem Stamme all entsprossen. —
Kinderzeit, mit deinen Träumen führst, in Lumpen oder Seide,
All die süßen kleinen Lämmlein auf derselben Märchenweide!

Lange stand ich vor dem Mädchen, in Gedanken tief versunken,
Hab' an diesem Unschuldsbilde meine Seele satt getrunken,
Wehrte ab den wilden Knaben, der mit seinem Wanderstecken
Wollt' zum Zeitvertreib und Scherze aus dem Schlaf die Kleine schrecken

Singend zog er in die Ferne, als ich leise schlich von dannen,
Und es ging ein ernstes Rauschen durch die immergrünen Tannen:
Gönnt der Jugend ihren Schlummer, laßt die Kindlein ruhig träumen.
Glaubt, es wird das kalte Leben niemals seine Pflicht versäumen!

Große und kleine Ferienkinder.

Wenn wir Alten das Wort „Ferien" hören, wird's uns schier wehmüthig ums Herz! An was es uns nicht alles erinnert, — an die goldene Jugend mit ihrer Freude, an das Vaterhaus mit seinem Frieden, an das tüchtige Umherschweifen in Feld und Wald und an so manchen guten Kameraden, den seitdem das Leben oder der Tod von uns getrennt! Heissa, war das ein Jubel aus fröhlichem Herzen, wenn wir nach dem kaum noch mit der nöthigen Andacht angehörten Schlußgebet hinausstürmten in die lockende Freiheit — war das ein Lachen und Schwatzen und Fragen, ein Staunen und Zweifeln, wenn man sich gegenseitig berichtete von seinen Ferien — Plänen und Reisegedanken! Freilich wir Jungens wußten damals noch nichts von Sommerfrischen und Badereisen! Das Ziel unserer Sehnsucht, ein Besuch bei Onkel und Tante oder gar bei den ehrwürdigen Großeltern lag nicht weit in nebelgrauer Ferne, an den Ufern irgend eines Sees! — Etliche Wegstunden tüchtigen Marsches mit dem Ränzlein auf dem Rücken oder, wenn's hoch kam, eine Fahrt auf dem holpernden und polternden „Bernerwägele" zu Schwarzbrot und kuhwarmer Milch — zu den duftenden Heuschobern, in denen man so wohlig liegen und träumen konnte, zu Fritz, dem Stallknecht, der uns gar manchmal hinaufsetzte aufs stattliche Roß, oder zu Ricke, der lieblichen Küchenfee, die sich bei den jungen Stadtherren mit allerlei Gebackenem und Gebratenem gehörig einzuschmeicheln wußte! — das — geneigter Leser, lache nicht über diese materielle Gesinnung — das war das Ideal unserer Kindheit und der Traum unserer Ferien!

Kein Menschenalter liegt zwischen damals und heute, und doch sind wir Menschen andere geworden! Es geht auch durch unsere Jugend ein Zug von blasirter Unnatur, — ist's, weil die Theorie des Wissens so weit höher gehalten wird als die Praxis des Lebens? — ist's, weil sie noch nicht stark genug ist, der Zeitströmung, der Verflachung und Veräußerlichung unserer ganzen geistigen Bildung kräftigen Widerstand zu leisten? Wir wissen's nicht und wollen es vielleicht auch nicht wissen; wir Alten leben heute ein anderes Leben als die Jungen — die Zeiten sind vorbei, wo die Alten sich freuten mit den Jungen, und die Jungen sich führen und leiten ließen von ihnen und ihrer reifen Erfahrung! —

Daß doch noch kein witziger Kopf darauf verfallen ist, den tiefbedeutsamen Unterschied zu constatiren zwischen dem „Urlaub" der Alten und den „Ferien" der Jungen! Daß es sich doch noch niemand hat einfallen lassen, mit Hilfe des so harmlos klingenden Wörtleins „Urlaub" all' die Noth und Leiden eines modernen Menschen zu schildern, zu erzählen von seinem Hasten und Jagen nach Arbeit und Erwerb, zu berichten von dem Zwang der Verhältnisse, der ihm in einem Jahre der Sorge und Unlust kaum etliche Wochen Freiheit „erlaubt". Einer Freiheit freilich, die wir in aller Hast und Eile genießen müssen, einer Freiheit freilich, deren kurze Stunden in ihrer unaufhaltsamen Flucht uns nur ein zweifelhaftes Geschenk des Geschickes sind, weil auch in ihr goldenes Sonnenlicht die Sorgen ihre trüben Schatten werfen, weil wir uns nie ganz loslösen können von der Alltäglichkeit. So ein „Urlaub" ist wahrhaftig nur eine hastige Reise durch das Land der Freiheit, und wir kommen müder von ihr zurück, als wir ausgezogen. Frau „Sorge" ist uns eine treue Begleiterin, die uns immer zu finden weiß, ob wir hoch oben stehen auf dem schneebedeckten Gipfel eines himmelanragenden Berges oder an des ewigen Meeres weitgestreckten Ufern träumen von unserer Freiheit.

O! sie hatte auch ihre Sorgen, diese lange entschwundene Kindheit — schlechte Censuren und schwere Schulaufgaben, lustige Bubenstreiche, die zu verheimlichen — und verbotene Genüsse, die zu verbergen waren! Wir waren ja alle keine Musterknaben, und es wäre schade, wenn wir's gewesen wären! Viel Tüchtiges ist selten aus ihnen geworden; sie sind verknöchert und vertrocknet hinter ihren Büchern, dieweilen wir singend und jubelnd hinausstürmten in die Ferien, in die Freiheit, die lachende, goldene Freiheit!

Ja, das waren Ferien, das war die Zeit ruhelosen Ausruhens, das waren die Tage und Wochen sorgenlosen Sorgens um den täglichen Zeitvertreib, die so schnell vergingen.

Ferien! Da stürmt unser Kind ins Zimmer mit fliegenden Locken und leuchtenden Augen, den Schulranzen in die Ecke, — wie leicht dem Mädel die Tennung von ihrem getreuen Begleiter fällt — und hinaus zur Mama, ihr die frohe Kunde zu bringen! Sechs lange Wochen sind's, und was weiß der kleine Mund da alles zu plappern und zu erzählen von Hoffnungen und Plänen und Wünschen für diese Ferien! Hin und her wandern die Gedanken, hinweg zur Großmama und hinüber ins Nachbarhaus zur „liebsten Freundin", hinaus in den Wald und hinunter an des stolzen Rheines herrliche Ufer! Und dann — und dann —, da gilt kein Lachen und kein Mahnen, die „Ferien" sind da, die Sonne scheint, und bis hinüber zu den blauen Bergen schweift der sehnsüchtige Blick der fröhlichen Kinder!

Die Ferien! Da wäre ja wohl einmal Gelegenheit geboten, allerlei pädagogische Wünsche und Gedanken zu äußern! Von der Ueberbürdung mit Schulaufgaben, von dem frühen Aufstehen und dem späten Heimkommen, nicht? und von so vielen andern großen und kleinen Dingen, über die man so viel spricht und klagt, und die doch noch nie einen großen Schaden angerichtet und in kein Familienleben, wenn es nur auch das Kind und die Schule zu ihrem Recht kommen läßt, eine Störung gebracht haben.

Ei was! Da steht mein Kind vor mir, und aus blauen Augen strahlt's und blitzt es wie jubelnde Freude, und wie die kleine Hexe jetzt die weichen Arme um mich schlingt und mir zuruft: Ferien, Papa, sechs lange Wochen Ferien! Da weichen alle grämlichen und trüben Gedanken von mir, und eines Augenblicks Länge ist mir's, als könnte auch ich wieder hinausjauchzen in Freude und Glück: „Die Ferien sind da, die Ferien!"

(Schweiz. Familienbl.)

Sprüche in den Molkereien.

Mein Beruf führt mich fast täglich in Molkereien, und wenn ich dann in meinen Mußestunden die Gebäude in Augenschein nahm, so sind mir dabei manche Sachen, welche mein besonderes Interesse erweckten, entgegengetreten. Mit großem Vergnügen habe ich die Sprüche gelesen, welche in vielen Molkereien an den Wänden angebracht sind. Mag man über den theilweise sehr kernig ausgedrückten Inhalt getheilter Ansicht sein, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dieselben viel Beherzigenswerthes enthalten, wie auch der Ort, wo dieselben ausgehängt sind, durchaus dazu geeignet ist. Es möge gestattet sein, die Verse hier folgen zu lassen:

Einer für Alle und Alle für Einen. — Einigkeit macht stark. — Spare nie Fleiß und Müh. — Ein jedes Ding an seinem Ort erspart viel Geld, viel Zeit und Wort. — Ordnungssinn und Reinlichkeit sei dir Vorbild alle Zeit. — Sauberkeit und gutes Futter erhöht die Qualität der Butter. — Wer Milch verfälscht, mit Wasser teuft, ist werth, daß er darin ersäuft. — Am längst währt doch Ehrlichkeit, Abrahmen ist 'ne Schlechtigkeit. — Macht man im Leben kaum den ersten Schritt, hat man für gute Milch schon Appetit. — Wenig Milch und wenig Mist, giebt die Kuh, die wenig frißt.

Ein einfaches Verfahren zur Beseitigung der Enuresis nocturna.

Unter diesem Titel veröffentlicht die „Münchener Medicinische Wochenschrift" vom 11. Juni d. J. aus der Feder des Herrn Dr. Jul. Stumpf, bezirksärztlichen Stellvertreters in Werneck, eine längere Mittheilung, die in die weitesten Kreise getragen zu werden verdient. Denn das Uebel, das der wohlklingende fremdsprachige Ausdruck bezeichnet, ist in seiner moralischen Wirkung fast noch schlimmer, als eine wirkliche Krankheit, weil der Fluch der Lächerlichkeit an ihm haftet, während die meisten Krankheiten unser reines Mitleid erregen. Enuresis nocturna heißt, um es kurz anzudeuten, in der Kunstsprache der Aerzte jene gewisse nächtliche Unart oder besser gesagt Schwäche, die man bei kleinen Kindern entschuldigen, bei heranwachsenden aber unmöglich dulden kann. Es ist das Bettnässen.

Längst hat die wissenschaftliche Medicin erkannt, daß die Ursache der Enuresis fast immer in der Nervenschwäche gewisser Muskeln liegt, welche den Functionen der Blase dienen, und als neueste Heilmethode wird in den Lehrbüchern elektrische Behandlung empfohlen. Das von Dr. Stumpf veröffentlichte Verfahren ist übrigens nicht ganz neu — es wurde schon 1880 von Dr. von Tienhofen, Krankenhausdirector im Haag, angewendet und von ihm am X. internationalen medicinischen Congreß in Berlin mitgetheilt. Es ist höchst einfach und gar nichts anderes, als eine zweckmäßige Veränderung der Bettlage durch Hochlagerung der Beine und des kleinen Beckens. Der Reiz nämlich, der die unfreiwillige nächtliche Entleerung veranlaßt, wird seinerseit dadurch verursacht, daß in gewöhnlicher Bettlage der Harn die betreffende geschwächte Stelle in der Blase bespült. Wird die Blase so gelagert, daß die Spülung nicht stattfinden kann, so hört auch der Reiz auf und die unfreiwillige Entleerung bleibt aus. Stumpf empfiehlt, die Kinder mit dem Oberkörper ganz eben zu legen, unter den Kopf nur ein dünnes, kleines Kissen, jedoch ein Kopfpolster ꝛc. unter die Beine zu bringen, so etwa, daß die letzteren mit der horizontalen Wirbelsäule einen Winkel von 130—150° bilden. Man wird auch so vorgehen können, daß man die Kinder ganz eben ins Bett legt und dann letzteres am Fußtheile 30—40 cm oder noch mehr in die Höhe hebt und durch untergeschobene Gegenstände die Nacht über in dieser schrägen Stellung erhält. Stumpf's Erfolge waren überraschend: das Bettnässen blieb von der ersten Nacht ab aus, um nicht wiederzukehren. Die Kinder bekamen theilweise schon nach drei, spätestens nach sechs Wochen, wenn sie die gewöhnliche Lage einnahmen, keine Rückfälle mehr. Die etwa früher geübten Vorsichtsmaßregeln, als Einschränkung des Trinkens, öfteres Aufwecken während der Nacht, wurden in diesen Fällen nicht weiter berücksichtigt. Daß die Tieflegung des Oberkörpers während der ganzen Nacht beibehalten und eventuell durch gewisse künstliche Vorrichtungen erzielt werden mußte, war natürlich Bedingung.

Sollten diese Zeilen dazu beitragen, das eine oder andere der unfreiwilligen nächtlichen Sünderlein einer baldigen Heilung entgegenzuführen, so ist ihr Zweck erreicht, und der Verfasser wird sich dann freuen, den anfänglichen Widerwillen gegen das heikle Thema überwunden zu haben.

E. Müller im „Rathg. f. Familie u. Haus".

Literatur.

Die Kindergarderobe. Die beste Hausfrau ist die, welche am sparsamsten wirthschaftet. Welche Frau möchte das nicht! Wohl alle; aber nur wenige wissen, wie mancherlei Wege es zu sparsamem Wirthschaften giebt. Man spart durch Selbstanfertigung sowohl der Kindergarderobe, wie auch des Kinderspielzeuges, und beides lehrt gemeinverständlich das ausgezeichnete, praktische Gebrauchsblatt für die Familie „Kindergarderobe", jene im Verlage von John Henry Schwerin, Berlin W., erscheinende illustrirte Monatsschrift mit doppelseitigem Zuschneidebogen in jeder Nummer und der Beilage „Für die Jugend". Darin findet man alles, was zur Kinderbekleidung gehört, vom Baby-Alter aufwärts, und zu jeder der mehr als 100 Zeichnungen auf guten Sitz vorher ausgeprobte Schnitte. Es lehrt u. A. aus der alten Garderobe der Großen für die Kinder neue zu fertigen, und auch die zur Spielzeuganfertigung verwendeten Gegenstände sind alte Stoffreste, Pappschachteln, gebrauchte Garnrollen, angebrannte Streichhölzer ꝛc., Modellirbogen, Bogen mit Soldaten zum Austuschen und Aufkleben, reich illustrirte Märchen, Erzählungen, alles findet das Kind in diesem Blatt. Da bieten sich der Mutter und Kinderfreundin wirkliche und große Ersparnisse, welche dauernden Nutzen bringen. „Kindergarderobe" kostet nur 60 Pf. vierteljährlich. — Gratis-Probenummern der „Kindergarderobe" liefert jede Buchhandlung, sowie der Verlag: John Henry Schwerin, Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.

Vom Obstverpacken.

Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, schreibt H. Schlegel im „Prak. Rathg.", daß die mangelhafte Verpackung des Obstes ein Haupthinderniß für die weitere Ausdehnung unseres Obsthandels ist. Die Obstzüchter zu einer guten Verpackung zu erziehen, dazu muß auch der Consument sein Theil beitragen. Gelegentlich der Frankfurter Obstmesse hatte ich im Interesse der guten Sache den Verkauf für mehrere Obstzüchter übernommen, und im ersten Jahre die Verkäufe auch unter meinem Namen bewirkt, ohne dabei so weit zu denken, daß ich dann auch für den ganzen Handel verantwortlich sei. Trotz der eingehendsten Ermahnungen an die Verkäufer, das Obst recht sorgfältig zu verpacken, lief doch nach Empfang des Obstes seitens der Käufer eine Reclamation ein, wegen schlechter Verpackung und auch sonstiger minderwerther Beschaffenheit der Waare. Dies veranlaßte mich, bei verschiedenen Käufern anzufragen, ob sie mit der Sendung in Betreff der Verpackung befriedigt wären. Es kamen noch zwei Klagen mit dem Bemerken, daß man lieber geschwiegen hätte, um Weitläufigkeiten zu vermeiden. Das war von den Empfängern nicht richtig, die Absender glauben dann mit Recht, daß man zufrieden gewesen sei, und werden statt vorsichtiger sorgloser, und der Sache ist damit nur geschadet.

Beim nächsten Markt vermittelte ich trotz der unangenehmen Erfahrungen wieder eine Anzahl Verkäufe, war aber diesmal so klug, auf den Schlußscheinen die wirklichen Verkäufer auszufertigen, da diese dann selbst für ihre Sendungen einzustehen hatten. Es lief wieder eine Beschwerde ein und ich übernahm die Vermittelung zwischen Käufer und Verkäufer. Ich bestand darauf, daß das beanstandete Faß zurückgeschickt wurde, damit der Absender mit eigenen Augen schaue. Das war ein abschreckendes Beispiel und hat dem Verkäufer mehr genutzt als ein ganzer Abendvortrag. Der Verkäufer ist sonst ein tüchtiger Obstzüchter, nur war ihm das Verpacken neu, jetzt hat ers aber gelernt, und ist mir heute noch dankbar, daß ich damals nicht, wie er es gern gesehen hätte, seine Partei allein vertrat. Es berührt eigenthümlich, daß grade der Landwirth und Obstzüchter, welcher doch ganz mit seinen Bäumen verwachsen ist und für die Bäume gern alles mögliche thut, so ungern Obst verpackt. Er verkauft lieber viel billiger am Platz an jeden Händler, als daß er die Mühe des Verpackens und das Risiko des Versands übernimmt. Dies wird sich aber, hat sich vielmehr schon zum Besseren gewendet, in dem Maße, als der Anbau der feineren Tafelsorten Ausbreitung findet und die Käufer direkt beim Züchter bestellen. In dieser Hinsicht haben die verschiedenen Obstmärkte nach dem Frankfurter Muster gut gewirkt.

Senfbirnen sind in vielen Gegenden sehr beliebt, in anderen völlig unbekannt. Es ist jetzt Zeit, solche einzulegen. Geschälte und vom Kernhaus befreite Birnen werden hierzu so lange in Wasser gekocht, bis man sie mit einem Strohhalm durchstechen kann. In demselben Safte koche man alle Birnen. Abgekühlt schichte man sie in Einmachetöpfe ein, gebe auf 100 Stück Birneu 1/2 Kilo gemahlene Senfkörner, schütte das Fruchtwasser darüber, bedecke die Oberfläche mit einem Beutel gemahlenen Senfs und beschwere diesen mit einem glatten Stein. In Haushaltungen, wo viel eingekocht wird, und der Garten reichen Vorrath bietet, sollte man nicht versäumen, auch nach diesem einfachen und guten Recepte zu verfahren, zu dem kein Zucker gebraucht wird und das eine gute Abwechselung darbietet.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 4. October 1895. Neunter Jahrgang. — № 40.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Verloren.

Eine Geschichte aus dem wilden Westen.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

„In Gottes Namen", sagte er in seiner kurz angebundenen, aber gutmüthigen Weise, „sie wird in zwei Minuten eingeschlafen sein, aber lege nur los."

Das Mädchen bedurfte keiner weiteren Aufforderung.

„Es war einmal", begann sie — vielleicht in Nachahmung von Daves Stil, oder vielleicht, wie ihre Mutter es ihr erzählt — „es war einmal ein guter Mann, mit Namen Dave Dunlaw —"

Jim blickte schnell in die Höhe, und Dave sprang von seinem Sitz empor, denn sie hatte ihn bei seinem Namen genannt. Das Mädchen, welches die durch ihre Worte hervorgebrachte Unruhe bemerkte, hielt inne; und es war nun Dave, der wünschte, sie solle fortfahren. Das „Kätzchen" war fest eingeschlafen.

„Dave Dunlow", wiederholte das Mädchen, als eine Art Erläuterung hinzufügend, „so wenigstens nennt ihn Mutter, aber sie ist ja so wunderlich, — sein Weib und drei Kinder — das eine ein nur einen Monat altes Kind."

Dave hatte sich vorgebeugt auf seinem Sitz, um nicht ein einziges Wort, das von des Mädchens Lippen kam, zu verlieren.

„Es waren arme Leute, die an der Indianergrenze wohnten, und sich durchs Leben brachten, so gut es gehen wollte, und obgleich es nicht ganz recht war, verhandelten sie Branntwein an die Indianer —"

Das Mädchen sprach die Geschichte ganz einfach nach, wie ein Kind es auch gethan hätte; ihr war selbst die Bedeutung vieler Worte nicht ganz klar.

„Alles ging eine Weile gut, und die Dunlows bereicherten sich an Vieh und Pferden; dann fanden sie, daß sie ganz gut weiter vorwärts kommen könnten mit ihrem Leben, ohne den unerlaubten Handel mit Branntwein, gaben denselben auf und behielten nur ein bis zwei kleine Gefäße zurück, als Medicin, oder gegen etwaige Schlangenbisse oder für sonstige Unglücksfälle.

Trotzdem bestürmten sie darnach die Indianer dauernd und boten ihnen ganz unsinnige Geschäfte an, wenn nur Dave Branntwein für sie herschaffen wollte, es konnte sich Niemand freundschaftlicher anstellen, als sie thaten. Aber unglücklicherweise wurde es irgendwie unter ihnen ruchbar, daß doch „Feuerwasser" im Hause versteckt gehalten wurde, und sie dachten sich, wahrscheinlich in größeren Mengen.

Eines Nachts wurde die Familie plötzlich aufgestört durch draußen erschallendes Geschrei und Getrapple von vielen Füßen. Dave sprang aus dem Bett, und riß die Thür auf, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, seine Flinte zu ergreifen, er war ein tapferer Mann. Die Nacht war finster. Es entstand ein Kämpfen, — ein Schrei — ein ächzender Windstoß — und ein schwerer Körper stürzte über die Schwelle. Frau Dunlow wurde sofort ergriffen, auf das Bett geworfen und auf dasselbe festgeschnürt; aber sie hielt das Kleine noch fest in ihren Armen.

Dann zündeten sie ein Licht an, das neben dem Bett stand, und schleiften Dave's Körper neben seine Frau auf die Diele . . . sie konnte nun sehen, daß er todt war. Dann begannen sie das Haus zu durchsuchen; sie waren ungefähr alles in allem zwölf Krieger. Dann drangen sie in das kleine Gemach, wo die zwei ältesten Kinder schliefen, und der armen gefesselten Frau schwanden die Sinne. Als sie wieder zu sich kam, hörte sie ein wüstes Geschrei und Gezanke; das Branntweinfäßchen stand mit ausgeschlagenem Stöpsel auf dem Feuerherd, und sie versorgten sich daraus mit einer zinnernen Tasse -- offenbar alle im letzten Stadium der Trunkenheit. So schwer es auch war sich aus ihrem Gezänk und Geschrei einen Vers zu reimen, so viel konnte sie heraushören, um zu begreifen, daß sie sie so festgebunden, wie sie war, am Morgen verlassen wollten, und die Hütte in Brand setzen. Nach langer Zeit fiel einer nach dem andern zu Boden und versank in tiefen Schlaf — der Branntwein hatte sein Werk vollendet.

Wie lange Frau Dunlow arbeitete, wußte sie nicht, aber endlich war sie frei! Sie hob ihres Gatten Haupt zu sich empor, seine Lippen waren noch warm, aber . . . er war todt. Ueber mehrere hingesunkene Gestalten fortschreitend, bemächtigte sie sich des Lichtes, und trat in der älteren Kinder Schlafgemach; sie schliefen dort noch in der That!

„Sie rang die Hände, und blickte nieder auf die schlafenden Krieger. Sie hatte das Kleine auf dem linken Arme und hätte fliehen können; aber sie hatte nur den einen Gedanken der Rache! Wenn ihrer nur halb so viel gewesen wären, hätte sie sie mit der Axt erschlagen, während sie schliefen. Um ihr eignes Leben sorgte sie nicht, sondern trachtete nur darnach, daß kein Einziger entrinnen sollte. Sie hätte das Blockhaus in Brand stecken können, dann aber hätten sich doch vielleicht Einige gerettet. Vielleicht war es der Böse selbst, der ihr ins Ohr flüsterte — Gift!"

„Gift! Gift! Das Wort brannte in ihrem Hirn! Sie entsann sich, daß Dave immer Gift vorräthig hatte für die Wölfe und Stinkthiere, und daß er es draußen im Schuppen aufbewahrte wegen der Kleinen. Das Blut kochte in ihren Adern, es entflammte ihr ganzes Gehirn, sie wußte nicht, was sie that. Ah! den Branntwein mit dem Gift mischen, und Jedem einen Trunk davon geben. Sie war von Sinnen — ganz von Sinnen!"

Dave hatte sich erhoben, und schritt im Zimmer auf und nieder.

Das Mädchen hatte innegehalten, sie blickte auf das Kind nieder: „I was! — Das dumme kleine Kind ist eingeschlafen!" rief sie.

„Und hat schon die ganze Zeit geschlafen, sonst hätte ich Dich schon unterbrochen," sagte Jim.

Dave Dunlow ging immer noch vor dem Feuer auf und ab und suchte vergebens seine stürmenden Gedanken zu sammeln und seiner Gefühle Herr zu werden.

Jim nahm das Kätzchen auf und legte es auf's Bett; und als das Mädchen bat, bei dem Kinde zu schlafen, überließ er ihr seinen eigenen Platz. Er befestigte einen alten Teppich quer durch den Raum von Wand zu Wand; das Mädchen wünschte ihnen gute Nacht, zog sich hinter die vorübergehende Scheidewand zurück und die beiden Männer waren allein.

Es dauerte noch geraume Zeit, ehe Dave näher kam und sich am Feuer neben seinem Genossen niederließ, und als er es endlich that, blickte Jim mit theilnehmend forschendem Interesse zu ihm hinüber.

Dave verstand ihn.

„Ich scheine ein oder zwei Spuren übersehen zu haben, Jim," sagte er erregt. „Jener Dave, von dem sie uns eben erzählte, war ich — selbstverständlich; das wirst Du wohl begriffen haben?"

Jim nickte bejahend.

„Nun — also, als ich an jenem Morgen zu mir kam (ich war mehr todt wie lebendig), da lagen um mich dreizehn feine Indianerkerle; zusammengekrümmt in alle möglichen Stellungen und Formen waren sie. Und die beiden größeren Kinder waren auch da — sehr still! Aber die Frau und das Kleine waren verschwunden."

Dave verlor seine Fassung, und die seinem Genossen zugekehrte Gesichtsseite mit der Hand bedeckend, starrte er in das Feuer.

Jim verharrte schweigend, und nach einiger Zeit fing Dave wieder an:

„Ich hätte wohl länger umherjagen sollen, als ich es that, aber, siehst Du, ich glaubte als sicher annehmen zu müssen, daß sie entführt worden war. Selbstverständlich glaubte ich nicht, daß diese dreizehn todten Hallunken das Gebinde ausgeleert haben könnten und ich konnte auch nicht begreifen, was sie getödtet haben mochte."

Mit gewaltiger Anstrengung richtete der starke Mann sich auf und fügte hinzu:

„Ich dachte, daß der Branntwein es veranlaßt, wahr und wahrhaftig, Jim! — Mächtig gemeiner Branntwein war es; die Gallone hatte uns verflucht wenig Geld gekostet."

Lange Zeit saßen beide Männer sprachlos da. Dann erhob sich Dave und nach dem hinteren Ende des Zimmers hinüberschreitend schob er den Vorhang zur Seite.

Er beobachtete, wie der Athem der beiden Schläferinnen kam und ging. Weder das Kind, noch das Mädchen erinnerten ihn selbstverständlich durch die Gesichtszüge an die Vergangenheit. — Aber ihre ruhige, friedliche Stellung, die sich hebende Brust, die geöffneten Lippen und die Lage des liebevoll um das Kind geschlungenen Armes; Alles dies hatte für ihn besondere Sprache. Er hatte früher auf solch' ein Bild geblickt — und es wie geliebt, vor langer — langer Zeit!

Er beugte sich nieder und küßte des Mädchens Stirn. Und was er dabei flüsterte — kein Mensch vernahm es; und selbst, wenn dem so gewesen wäre, würde es hier nicht wieder erzählt werden.

Bald nach Tagesanbruch machte Dave und seine Führerin sich auf den Weg, den Bach abwärts. Die Sonne stand noch nicht hoch genug, um in das enge Thal hineinzuscheinen; eine grelle unregelmäßige Linie auf den steilen Felsen auf beiden Seiten entlang trennte Sonnenlicht und Schatten, und die Thalsohle, auf der sie entlang schritten, lag feucht und kalt im Schatten. Ein feiner Nebel stieg vom erwachenden Grunde auf. Zwei Elstern, von einer überhängenden Ceder aufgescheucht, schossen hoch über ihren Köpfen hinweg, und mit unregelmäßigem eiligen Fluge einer vorspringenden Spitze der gegenüberliegenden Klippe zustrebend, tauchten sie bald im Sonnenschein auf, bald im Schatten unter, was den metallischen Glanz ihres Gefieders noch intensiver machte, daß es strahlte wie ein Spiegel.

Ein verspäteter Biber glitt fast lautlos in den Strom, als er so ungewohnte Fußtritte hörte, und ein Stück weiter unten in einer ruhigen kleinen Seitenbucht mit leise gurgelndem Ton wieder auftauchend lag er ganz still und flach auf dem Wasser, als ob er beabsichtige, zu ergründen, was da Seltsames vorüberkäme; aber als die Schritte sich wieder näherten, verschwand er in seiner ganzen Länge unter der Oberfläche und nur ein geübtes Auge hätte nach dem schwachen Zittern des Wassers, das an dieser Stelle zu haften schien, schließen können, daß er noch da war und bald wieder auf demselben Fleck auftauchen würde.

Aber das sonst so scharfe Auge von Dave Dunlow hatte weder Eins noch das Andere bemerkt; des kühnen Jägers Ohr, so lange gewöhnt, auch den leisesten Ton aufzufangen und zu unterscheiden, war stumpf für alles an diesem Morgen. Alle seine Sinne waren weit fort, mit einer schwachen Erinnerung beschäftigt, von der sein Geist sich eifrig bemühte, alles Vergangene noch einmal Tropfen um Tropfen durchzukosten. Mit ganz nach innen versenktem Blick, gewahrte er das Innere einer kleinen Hütte vor sich auftauchen: ein hübsches Weib, ungefähr von mittlerer Größe, im vollsten Glanze von Jugend und Gesundheit, rieb eifrig ihre Wäsche auf einem Waschbrett: und zwei kleine Kinder erblickte er ebenfalls, aber er konnte sich nicht vergegenwärtigen, was sie da grade machten und ein zartes Geschöpfchen in der Wiege. Seine Ohren, die unempfindlich waren für von außen kommende Töne, hörten nur den schwachen Klang der Stimme, die für ihn die süßeste und sanfteste war, und immer hörte er die Worte: „Oh Dave! Dave!" Die starke Hand, in der er seine Büchse hielt, zitterte so sehr, wie eine Hand, die eine Büchse trägt, nie zittern sollte.

Er wurde aus seiner Träumerei aufgeschreckt durch die Stimme seiner Führerin, die, einige Schritte vorangeeilt, ihm fröhlich zurief:

„Hier ist es, wo ich Dich erblickte! Ich war dort drüben", über den Bach deutend, „dort hinter jenem" —

„Zurück!" rief Dave im Tone strengsten Befehls, „ein Stückchen weiter ist die Stelle, wo ich die Bärenfalle aufstellte. Ich hatte es fast vergessen. Komm zurück!" Und des Mädchens Hand in die seinige fassend, gingen sie mit einander auf den Platz zu.

Als sie näher kamen, rief er aus;

„Ich dachte mir's wohl, daß ich die Falle gut gestellt." In einem Augenblick war des Jägers ganzes Interesse und Erregung dem Manne wiedergekehrt.

„Komm hierher", fuhr er fort . . „Sieht nicht sehr nach der Balgerei eines Bären aus, findest Du nicht? In jedem Falle war es kein sehr starker . . Hier ist der Klotz geschleift; komm weiter." Eine deutliche Spur, daß etwas Schweres dort weiter geschleppt, war erkenntlich, und Dave verfolgte sie hastig, aber vorsichtig. „Hier ist eine Bärenspur", rief er plötzlich, „und das muß ein starker sein, nicht? Folge mir jetzt nicht zu dicht — da — ist er schon . . bleibe zurück."

Das Mädchen bedurfte dieses Befehls nicht mehr, denn während er sprach, hatte sie tiefes, dumpfes Brummen gehört und war an das Ufer des Flusses zurückgeeilt. Sie sah, wie Dave Dunlow die Büchse an seine Schulter hob und schoß. Dann vernahm sie das Geräusch, wie ein schwerer Körper durch die Sträucher brach, in der Richtung auf sie zu, und sie floh davon.

Der Bär hatte aufrecht Dave gegenüber gestanden, den Kopf gesenkt, als Dave schoß; er hatte etwas zu hoch gezielt und hatte ihm den Rücken, oder richtiger das Rückgrat, gebrochen über der Verbindung der beiden Hinterkeulen. Sein Hintertheil am Boden schleppend, kam der Bär mit offenem Rachen auf Dave zu; er beeilte sich weiter gar nicht, schnell wieder zu laden und erwartete, daß der Bär den Augenblick durch den Klotz der Falle zum Stehen gebracht werden müsse — es war ihm gar nicht aufgefallen, daß er keine Kette rasseln gehört; so kam der Bär bis dicht vor Dave, ehe er entdeckte, daß derselbe ganz frei war. Wenigstens war er, zum Glück für Dave, doch so zuschanden geschossen, daß dieser mit Leichtigkeit immer ihm ausweichen konnte; und schnell wieder ladend, ließ er den Bären sich bis auf wenige Schritte an ihn heranschleppen, ehe er wieder schoß: diesmal schoß er ihn grade durch den Kopf, diesen in die Höhe werfend, war der Bär todt, ohne auch nur einen weiteren Schrei oder ein Stöhnen ausgestoßen zu haben.

Jetzt erst kam es Dave zum Bewußtsein, daß er keine Kette hatte klirren hören, und daß der Bär also schon frei gekommen sein mußte, ehe er in Sicht kam: aber da war das nun wieder höchst wunderbar, daß, wenn er frei war, er bei ihrer Annäherung nicht geflüchtet war. Als er nun den Cadaver genau untersuchte, waren an dem ganzen Thier keine Spuren der Falle zu entdecken — der Bär war überhaupt nicht in der Falle gefangen worden!

Warum war er denn nun aber dort geblieben und hatte sich in Kriegsbereitschaft gesetzt?

Diese Frage beantwortete sich Dave so wie sie jeder andere Jäger beantwortet haben würde: der Bär war beim Fressen.

Unterdessen war das erschreckte Mädchen wieder näher gekommen. Es war dies der erste todte Bär, den sie erblickte: und als sie sein schönes Fell glättete, war ihr Geist sicher mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, wie sie viel civilisirteren Mädchen aufsteigen. Aber freilich, sonderbar genug, sie dachte sich nicht einen Umhang aus, sondern, wie ein Paar Hosen, aus diesem Stoffe hergestellt, für sie bei Winterszeit zu tragen viel schöner und angenehmer sein würden als ihre steifen Lederhosen.

„Der Bär muß da oben irgend etwas vorgehabt haben", sagte Dave, sich zu dem Mädchen wendend, und nach oben, nach der Felsspitze zeigend, wo der Bär zuerst gestanden, „er muß beim Fressen gewesen sein, das ist die einzige Zeit, wo sie nicht ausreißen, wenn sie angefallen werden. Oder es ist noch ein zweiter da

oben in der Falle; aber, wenn das der Fall, ist er entweder todt, oder verhält sich gewaltig still. Du bleist jetzt hier — das Ding wird Dich nicht mehr beißen — und ich werde auf Entdeckungen ausgehen."

So beruhigt, wartete das Mädchen, während Dave Dunlow den Weg, den der Bär gekommen, verfolgte. Er war schon ein Weilchen fort; und da der todte Bär den weichsten und zugleich passendsten Ruhesitz darbot, setzte sie sich rittlings auf den Cadaver und vergnügte sich damit, ihm den Nacken auf und ab zu biegen und zu versuchen, ob die kleinen Ohren aufrecht ständen. Wie sie da so saß in ihrer abenteuerlichen Kleidung, in so romantischer Umgebung, bot sie in der That ein ebenso anmuthiges, als seltsames Bild.

Sie wartete und wartete! Es währte so lange — sie wußte gar nicht mehr, wie lange! Dann fing sie an zu träumen mit offenen Augen: — Was für ein schöner, starker und tapferer Mann Dave doch war; man denke, nicht vor einem Bären davonzulaufen! Sie liebte Dave — und auch Jim ein klein wenig; aber Jim wäre am Ende doch davongelaufen. Und das „Kätzchen" — ja das war das Possirlichste und Beste von allen. Dann versuchte sie sich vorzustellen, wie wohl die große Welt da draußen und wie andere Menschen wohl aussehen möchten. Hatten sie denn nicht versprochen, sie selbst und auch die Mutter mitzunehmen, um alles zu sehen? Die Zeit schlich langsam dahin. Am Ende gab es weiter gar keine andere Welt und sie hatten sie betrogen? Hatten sie dies wirklich gethan, wollte sie das kleine „Kätzchen" stehlen und davon laufen! Vielleicht war jetzt schon Dave auf und davon gegangen und hatte sie im Stich gelassen. Bei diesem Gedanken ballte sie ihre kleinen Fäuste und schrie laut:

„Dave! Dave!"

Nur die Felsen über ihr antworteten: „Dave! Dave! Dave!"

Und wieder rief sie und nur das Echo kam wieder und starb dahin!

Da warf sie ihr Haupt darnieder auf des Bären Brust und schluchzte. Sie fing an einzuschlafen, und plötzlich wieder munter werdend, würde sie alles für einen vorüberziehenden Traum gehalten haben; aber Dave selbst, in Fleisch und Blut, stand vor ihr.

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte er — „Du riefst mich."

In seinem Tone war etwas so Sanftes, Gütiges, daß sie bitter bereute, an ihm gezweifelt zu haben.

„Ich glaubte, ihr wäret davongegangen und hättet mich verlassen," sagte sie einfach.

„Nein," entgegnete Dave ruhig; „ich war die ganze Zeit hier dicht bei Dir."

Es fiel ihr auf, sein ganzes Wesen schien verändert und sanfter. Seine Augen schimmerten feucht und sie glaubte beinahe, er habe auch geweint; aber das war doch ganz undenkbar — ihr Dave würde doch um Nichts weinen — er war ja viel zu tapfer!

Sie erhob sich, schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn: sie schien instinctmäßig zu empfinden, daß er trostbedürftig war — und was könnte es sonst für einen größeren Trost geben, als den, von treuen liebenden Armen umschlungen gehalten zu werden. Er erwiderte ihren Kuß und es überkam sie ein Gefühl, wie sie nie vorher empfunden — so seltsam; sie löste schnell ihre Arme und ließ sich wieder auf den Bären nieder.

Dave setzte sich neben sie, schlang seinen Arm um ihren Leib.

„Mein Kind," flüsterte er mit gebrochener Stimme, „der Himmel hat Dich mir gesendet — so scheint es. Willst Du mit mir, Jim und Kid, hinausziehen in die große Welt?"

Und sie, sich an ihn klammernd — rief stürmisch:

„Wie wollte ich nicht!"

Wieder begannen alle möglichen Visionen vor ihren Blicken aufzutauchen, stiegen auf von einer Seite und verschwammen wieder nach der anderen in den Hintergrund. Aber Dave sprach wieder zu ihr:

„Nun gut, so laufe zurück nach der Hütte und nimm Kid in Obacht und sende Jim zu mir. Sage ihm, er solle Axt und Spaten mitbringen und wir würden mit Einbruch der Nacht weiter wandern. Er strich mit der einen Hand schnell über sein Gesicht und jedes andere Mädchen, als gerade dies, würde gemerkt haben, daß dieser rauhe, starke Mann eine Thräne fortwischte.

Sobald sie fort war, um nach seinem Geheiß zu thun, fing Dave an, den Bären abzuhäuten, und als er sein Messer dann wieder zusammenschlug, glänzte an seinem kleinen Finger ein einfacher schmaler Goldreif. Eine Stunde früher war er dort noch nicht gewesen. Er hatte gerade sein Werk beendet, als Jim erschien, die Axt in der Hand und den Spaten über der Schulter.

„Halloh!" rief er, „was in aller Welt ist hier los?"

Dave gab keine Antwort auf die Frage, sondern sagte: „Folge mir, Jim!"

Aus dem Ton seiner Stimme erkannte sein Genosse sofort, daß etwas Besonderes geschehen war.

„Den Spaten kannst Du hier zurücklassen."

Jim legte ihn nieder und sie entfernten sich gemeinsam in der Richtung nach dem Dickicht. Als sie eine Weile fort waren, hörte man scharfe, tönende Laute, wie wenn Metall auf Metall schlägt; als sie dann wieder zum Vorschein kamen, trugen sie zwischen sich den Leichnam einer Frau und außerdem die zertrümmerte Bärenfalle.

Sie hüllten den Leichnam in das Bärenfell und begannen dann abwechselnd neben ihm zu graben. — Keiner sprach ein Wort; bis Jim, der am Graben war und schon bis an den Oberkörper in einem schmalen Einschnitt steckte, sich auf den Spaten lehnte:

„Ich vermuthe, Dave", sagte er in seiner praktischen Art, „sie hat das Mädchen vergangene Nacht vermißt und ist umhergeirrt, um sie wieder zu finden, dabei ist sie wohl unvermutheter Weise in die Bärenfalle gelaufen; es stimmt so ungefähr mit der Größe."

„Wahrscheinlich ist es so — wahrscheinlich", antwortete Dave.

In dieser Nacht blickten die Sterne, die ewig und immer auf die stillen Berge hernieder schauen, auch herab; der Mond, der tief am Himmel stand und der aufmerksam und unverwandt nach Westen schaute, sah zuerst drei beladene Packpferde aus der Dunkelheit heraus auf die Lichtung treten, dann ein anderes Pferd mit einem Reiter, und noch eins folgte, welches eine doppelte Last trug, und darnach, den Nachtrab bildend, erschien noch ein Pferd mit seinem Reiter.

Schweigend zogen sie über den Bergrücken, doch als der vorderste Reiter begann, den steil abfallenden östlichen Abhang hinab zu steigen, sprang er vom Pferde, dasselbe zum Alleinschreiten antreibend, wendete sich zurück und ergriff die Zügel des folgenden Pferdes, um es zu geleiten.

„Wie geht's dem „Kätzchen", Kind?" fragte er.

„Fest eingeschlafen, Dave."

Während das Mädchen sprach, bemerkte es zum ersten Male den Ring an der Hand, die ihren Zügel hielt, und der Gedanke an ihre Mutter — die einzige Person, die sie jemals einen solchen hatte tragen sehen — durchzuckte sie jetzt erst; so ganz erfüllt war sie von der neuen großen Welt gewesen, die sie im Begriff stand, kennen zu lernen.

„Wo ist meine Mutter?" fragte sie. „Du sagtest doch, Du würdest sie auch mitnehmen, und — — —"

Sie konnte Dave's Gesicht nicht sehen, doch er unterbrach sie: „Sie ist wohlgeborgen, mein Kind . . . . Sie ist uns nach Oben vorangegangen."

Sie vertraute und glaubte ihm, doch verstand sie ihn nicht. — Gerade da kam Jim auch heran, dicht hinter sie, und sie kehrten der Lichtung den Rücken und damit den Bergen, sowie dem ganzen Westen — für jetzt und immerdar!

Uebereilung.

Betrachtung von Alfred Friedmann. [Nachdr. verb.]

Die klugen Leute gefallen mir nicht,
Ich tadle mich selbst auch zuweilen —
Sie heißen das Vorsicht,
Wenn sie sich übereilen.

Goethe.

Eine orientalische Lebensregel will, daß man erst tief Athem hole, ehe man seine Meinung über eine wichtige Angelegenheit abgebe.

Was ist wichtig, was nicht?

Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß viele moderne Menschen ihrem Gegenüber in der Gesellschaft, im Salon, in der Familie, mit erstaunlicher Raschheit antworten; es ist kaum glaublich, daß sie in einer Secunde das Wollen, den Gedankengang, das Ziel des Andern erfaßt, und doch sind Jung und Alt schnell fertig mit der Replik. Manchmal verletzt eine so kurze Abfertigung den Freund, den Bruder, und es ist wichtig, daß man seine Umgebung die nächsten, wie die ferneren Freunde bei guter Laune, bei lieber Gesinnung erhalte. Das thut aber die rasche Antwort, die man noch gar nicht überlegt haben kann, kaum. „Eine gelinde Antwort stillt den Zorn, aber ein hartes Wort richtet Gram an.

In der Lebensbeschreibung der großen Katharina von Rußland, von K. Waliszewski, steht zu lesen:

Eines Tages, bei einem officiellen Diner, ist sie unzufrieden mit dem Gesandten einer fremden Macht. Sie bereitet ihm eine der Scenen, wie sie später Napoleon I. so verschwenderisch aufführte. Mitten drin hört sie ihren Secretär Chrapowicki halblaut sagen, es sei bedauerlich, daß die Matuschka sich derart hinreißen lasse. Sie unterbricht sich sofort, wechselt den Gegenstand der Unterhaltung und zeigt sich liebenswürdig und gesprächig bis ans Ende des Mahles. Aber dann schreitet sie auf den Unglücklichen zu und spricht mit vor Zorn bebender Stimme zu ihm:

„Wie kannst Du meine Worte öffentlich kritisiren?"

Die Tasse Kaffee, die sie in der Hand hält, läuft große Gefahr, auf die Erde zu fallen . . . Der entlassene Secretär glaubt sich verloren. Er geht nach Hause, wähnend, zum Mindesten einen Befehl nach Sibirien vorzufinden. Dann holt man ihn wieder zur Majestät. Katharina, die einstige deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, ist noch sehr erregt und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Er fällt ihr zu Füßen. Da reicht sie ihm eine mit Diamanten besetzte Tabaldose und sagt:

„Behalte dies. Und wenn Du mir wieder eine Bemerkung über mein Thun und Reden in der Oeffentlichkeit zu machen hast, hüte Deine Zunge und nimm eine Prise. Der Wink kann Dir nützlich sein."

Tief Athem holen, Prise, ehe man spricht — zwei gute Rathschläge!

Der Fürst Sergius Galitzin erzählt in seinen „Erinnerungen" die Geschichte eines Senatsdecrets, unter das dieselbe Katharina bereits ihre Unterschrift gesetzt hatte. Das Stück ging von oberster Behörde zu niederster Behörde, um zu einem ganz untergeordneten Versender zu gelangen.

Dieser war gerade betrunken. Er sah die kaiserliche Unterschrift mit der geheiligten Formel: byt pa siemou — So sei es! Und rief aus:

„Du lügst, so sei es nicht!"

Und diese letzteren seiner Worte schrieb er in großen Zügen wohl hundert Mal kreuz und quer auf das Papier.

Man denke sich den Schrecken der Bureaux beim Besehen des Schadens. Der Generalprocurator warf sich der Kaiserin zu Füßen.

„Nun," sagte sie ruhig, „man wird eine andere Abschrift machen. Aber es ist vielleicht ein Fingerzeig des Himmels. Man muß das Decret nochmals prüfen!"

So geschah es. Man fand es unzweckmäßig und cassirte es. Und Alles dies die Folge von russischer Trunkenheit.

Wie stände es heute um Deutschland, wenn der sich übereilende Emile Ollivier nicht leichten Sinnes in den Krieg gezogen — oder wenigstens nicht dazu gerathen; wenn der „wortgeflügelte" General Leboeuf nicht archiprêt (erzbereit) gewesen wäre. Wie gut wäre es für sie, die namenloses Unglück über ihr Vaterland und den Feind gebracht, gewesen, wenn sie die alten vier Bücher Aesopscher Fabeln des guten Lichtwer gelesen, und die schöne, so da anfängt:

„Thier und Menschen schliefen feste," —

und so rathsam endet:

„Blinder Eifer schadet nur! —"

Wir würden dann auch nicht 25 Jahre lang das Klagelied der französischen Chauvinisten, des „Petit Journal", des „Figaro" unerträgliches Revanchelied zu hören bekommen haben,

„So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

Wie wir unsere Antipoden haben, wie die Nacht dem Tage folgt, oder auch dem dunklen Winter der lichte Mai, so hat die Uebereilung, wenn sie der Avers wäre, ihren Revers, das zögernde Bedenken, die Versäumniß, von der Schiller sagt:

„Wer feig des einen Tages Glück versäumt,
Er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen!"

Aristoteles erzählt von einem Ankäos, der Weinstöcke pflanzte und dem sein Knecht — leider ist sein Name nicht erhalten — weissagte, er würde von den Trauben nicht keltern, noch kosten. Der Herr glaubte ihm nicht; als er aber lachend die ersten neuen Beeren brach und sie vor dem Knecht zum Munde führen wollte, wurde er von einem höchst respectwidrigen, oppositionellen Schwein getödtet. Seitdem, oder auch schon früher, kennen alle Sprachen den Sinn des Satzes:

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finster'n Mächte Hand",

oder, wie sich der französische Isengrin ausdrückt:

„Entre bouche et cuillier
Avient souvent grand encombrier."

Meist ist es schwer, zwischen Uebereifer und Zögerung im richtigen Tact und Zeitmaß einzusetzen, denn

Dum Roma deliberat, Saguntum perit.
(Während Rom weise rathschlägt, fällt Sagunt.)

Wie immer trifft Goethe ins Schwarze, wenn er in Wilhelm Meister sagt: „Lange Ueberlegungen zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist; übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt." Und nochmal ist ers, der treffend spricht:

„Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß." (Gedichte.)

Wenn Macbeth orakelt:

Des Herzens erste Regung sei hinfort
Zugleich die erste Regung meiner Hand.
Gedacht, gethan!

so zeigt seine Schicksalstragödie, daß er Unrecht hat.

„Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!"

sagt gefühlsverwandt der Geßlermörder und nicht er, Schiller ist es, der durch ihn spricht:

„Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten!"

Lange, ehe man ein scheinbar erlösendes Wort ausspricht, eine sogenannte rettende That unternimmt, sollte man den Göttinnen Betrachtung und Ueberlegung opfern. So meint Grillparzer, der zu wenig Gelesene, denn er ist weisheitsvoll, in seiner Libussa:

„Man sage nicht, das Schwerste sei die That,
Da hilft der Muth, der Augenblick, die Regung;
Das Schwerste dieser Welt ist der Entschluß."

Falstaffsche Naturen giebt es die schwere Menge in der Welt nach Heinrich IV. und sie haben ganz Recht, wenn sie als Legende ihres Wappenschildes die Worte wählen:

„Der beff're Theil der Tapferkeit ist Vorsicht!"
„Erst wäg's, dann wag's."

Ueberlegende Worte verhallen; zur Uebereilung Drängende kann man zurückweisen. Unwiderruflich bleibt nur die folgenreiche That. Ihr wohnt seit den Tagen des Demosthenes die Kraft und die Wirksamkeit inne.

„Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von Jedem. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollt' Eins ohne das Andere nicht stattfinden."

Das ist Weisheit, aus den „Wanderjahren" geholt.

Wer hat nicht schon lange überlegt und übereilt gehandelt? Alles heißt schließlich Treppenwitz — esprit d'escalier — der Weltgeschichte — der Einzelgeschichte. Und wahrlich, auch Schiller kommt zu seinem Rechte mit seinem Wahrspruch:

„Entworfen blos, ist's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehen —
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtheil!" (Wallenstein.)

Wir hören Fanfaren und Chamaden. Und aller Ausgang ist ein Gottesurtheil? Vielleicht doch nicht. Was in der Stille bedächtig vorbereitet, mit Klugheit ausgeführt, vom Glück etwas begünstigt, es wiegt doch schwerer und hält länger vor, als tollkühn Unternommenes, blind vollbracht und dem Zufall überlassen. Mit den Jahrhunderten wird Alles Gemeinplatz, und der schönste Spruch, bis zum Ueberdruß wiederholt, gleicht dem letzten Regentag eines langen Regenmonats. Der Worte wird man überdrüssig, doch der Thaten ewige Wirkungen bleiben dieselben. Drum bedenke ein Jeder, sei er Staat oder Individuum, was er thue. Beleidigen ist leicht, doch schwer versöhnen!" (Grillparzer.) Ein Jeder gehe hin und hüte sich vor Uebereilung:

„Zu wenig und zu viel ist beides ein Verdruß,
So fehl ist über'm Ziel als unter'm Ziel ein Schuß."
(Weisheit des Brahmanen, Rückert.)

Ueber Malzwein.

Nach einem Bericht in der „Zeitschr. für Krankenpfl." durch die „Col.-Zeitung" kommen je nach der Herstellungsweise verschiedenartige Malzweine in den Handel, die sich besonders durch die Farbe und durch den Geschmack unterscheiden lassen. Sie haben alle einen süßweinartigen Charakter und entsprechen je nach Stärke, Süße, Geschmack u. s. w. etwa den Typen: Sherry, Madeira, Malaga und Tokayer. — Sämmtliche Malzweine sind klar und stark alkoholhaltig, ohne jeden unangenehmen, etwa an Malz erinnernden Geschmack oder Geruch; sie ähneln auch inbezug auf die chemische Analyse den Süßweinen, abgesehen natürlich vom Extractgehalt, der dem Ausgangsmaterial entsprechend aus Extractivstoffen des Malzes und Dextrin besteht. Man kann demnach sagen, daß der Malzwein seiner Abstammung nach als Bier, seinen allgemeinen Eigenschaften und auch den Mengenverhältnissen inbezug auf Alkohol, Säure u. s. w. aber nach als Wein zu betrachten ist.

Die Herstellung des Malzweines geschieht auf folgende Weise: Geschrotenes Malz, das je nach seiner Bestimmung für die verschiedenen Arten von Malzwein auch von verschiedener Herkunft ist, wird mit Wasser unter Beobachtung besonderer Vorsichtsmaßregeln und Temperatur-Verhältnisse erhitzt und die hierdurch erzielte Lösung durch Abpressen von dem ungelösten Rückstande befreit. Die so erhaltene goldbraune, honigsüße, aromatisch riechende, schwere Flüssigkeit, die sogen. Würze, wird zur Erzielung des Säuregehaltes mit reingezüchtetem Milchsäureferment versetzt und dann bei den im Brauereibetriebe üblichen Temperaturen nach Zusatz von Weinhefen der Gährung unterworfen. Diese Weinhefen müssen mit besonderer Sorgfalt gezüchtet und ausgewählt werden.

Nach geschehener Alkoholbildung, die durch einen gelegentlichen Zusatz von Rohrzucker ihren höchsten Grad erreicht, wird das Getränk zur Beseitigung alles ihm noch anhaftenden malzartigen Geruches mit von außen zugeführter, sich stetig erneuernder Luft einige Wochen lang in Berührung gebracht. Es bildet sich dann aus den alkoholischen und den noch nicht genau untersuchten aromatischen Bestandtheilen des Malzes ein eigenartiges Aroma, während der Malz-Geruch und Geschmack vollständig verschwindet. Nach erfolgter Ablagerung wird das fertige, 11,5—15 pCt. Alkohol, 11—25,5 pCt. Extractstoffe, 0,06—0,15 pCt. Phosphorsäure und 0,7—1,5 pCt. Gesammtsäure enthaltende Getränk in Fässer gefüllt, um hier im ruhigen Liegen die Nachreifung zu erfahren.

Treiben des Blumenkohls.

Eine der rentabelsten Treibereien ist die des Blumenkohls. Den Samen säet man Ende August und Anfangs September in einen abgeernteten Kasten aus und pikirt die Pflänzchen auf ein anderes Beet, um reichliche und bessere Wurzeln zu erhalten. In diesem Beete bleiben die Pflanzen bis Anfangs Januar stehen. Zum Schutze gegen Frost legt man Fenster auf, doch muß fleißig gelüftet werden.

Zum erfolgreichen Treiben gehören hohe großfensterige Kästen. Vortheilhaft ist es, gewöhnliche niedrige Kästen so einzurichten, daß sie, wenn die Pflanzen größer werden, einen genau passenden Aufsatz erhalten. Anfangs Januar versetzt man die Pflanzen auf das Warmbeet, dessen starke Hitze man durch Auflegung von Laub und durch eine Schicht verrotteten Kuhdüngers, sowie durch Erdauffüllung (40 bis 45 cm hoch) gemildert hat. In die Zwischenräume pflanzt man als Zwischenfrucht Radieschen und Salat. Vieles Lüften bei guter Witterung, tägliches Bespritzen, durchdringendes Begießen, viel Licht sind dringend erforderlich, damit die Pflanzen nicht verzärtelt werden. Sobald die Blätter die Scheiben erreichen, muß der Kasten gehoben und der Umschlag erneuert werden. Gegen Ende März, nachdem die Zwischenfrucht abgeerntet ist, werden die Pflanzen gehäufelt, bei Sonnenschein die Fenster entfernt und die Pflanzen stärker angegossen. Schatten wird nur bei voller Sonne gegeben. Je nach der Pflanzzeit, Sorte und Wärme des Kastens erntet man die Köpfe vom April bis Juni. Man kann annehmen, daß später getriebener und weniger warm gehaltener Blumenkohl höheren Ertrag liefert, als der im zeitigen Frühjahr auf den Markt gebrachte, weil zu dieser Zeit von Italien und Algier sehr billig importirt wird. Sollten Pflanzen keine Spur eines Kopfes zeigen, während andere Köpfe bereits ausgebildet sind, entferne man diese sogenannten „Schalke", damit sie nicht den Boden auszehren.

Beste Treibsorten sind: Haage'scher Zwerg-, Erfurter Zwerg-, Pariser Salomon-, Kaiser- (Imperial-) und Lenormand-Blumenkohl mit niedrigem Strunk.

Die Mistbeeterde für das nächste Frühjahr.

Die Mistbeeterde für das nächste Frühjahr, schreibt Schlegel-Oestrich im „Prakt. Rathg.", muß jetzt schon zum Gebrauch fertig gemacht werden. Der älteste Haufen bester Composterde wird durch ein grobes Sieb geworfen und gleich mit entsprechender Menge Sand gemischt. Auch ein kleiner Zusatz von frischem Kalkstaub ist sehr anzurathen, wenn Kalk nicht schon früher in den Compost gemischt wurde.

Für Gurken- und Melonenkästen macht man besser die Erde für sich zurecht. Fehlt es da an alter Composterde, so nimmt man, wenn es irgend zu haben ist, Rasensoden und sonstige recht gute, nahrhafte Gartenerde, setzt diese auf einen Haufen und läßt sie während des Winters verwittern.

Will man durch Jauche die Erde noch verbessern, so thue man es möglichst bald, damit die dadurch verursachte Gährung im Erdhaufen vor dem Gebrauch im Frühjahre vorüber ist. Faulende Erde für Gurken und Melonen ist stets vom Uebel.

Die meisten Mißerfolge in den Mistbeeten sind auf die schlechte Beschaffenheit der Erde zurückzuführen, und deshalb kann man die Erde im Herbst gar nicht frühzeitig und sorgfältig genug vorbereiten. Für die ersten Mistbeete ist es zweckmäßig, einen Theil der Erde am geschützten Orte aufzubewahren, da im Februar oft das Erdreich noch stark gefroren und ein ganz Theil Wärme nöthig ist, die Klumpen aufzuthauen. Aber man schütze auch die Erde vor Nässe, da nasse Erde sich noch schwerer erwärmt und überhaupt kein gesundes Wachsthum hervorbringen kann.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 11. October 1895. Neunter Jahrgang. — № 41.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Fünfzehn Minuten Aufenthalt!

Von M. Stona.

(Ort der Handlung: Perron eines Bahnhofes. — Zeit: Zwischen zwei Zügen. — Personen: Ein Unbekannter. Eine Unbekannte.)

Die Unbekannte (dunkler Regenmantel, Girardihut) geht einige Male auf dem Perron auf und ab. Dann setzt sie sich zu einer Bäuerin auf die Bank. Es liegt ihr gar nichts an der zweifelhaften Nachbarschaft; sie ist in jener gleichgültigen Stimmung, in welche schöne Frauen gerathen, wenn sie sich inkognito fühlen, d. h. unvortheilhaft gekleidet sind. Sie hatte sich bei einem Spaziergang verspätet und keine Zeit mehr gehabt, Toilette zu machen, ehe sie zum Bahnhof fuhr. Den ersten besten Mantel, der im Vorhaus hing, warf sie um. Was lag daran! Es war ohnehin Abend und der Bahnhof schlecht beleuchtet . . .

Ein Unbekannter trat aus dem Restaurant; müde und gelangweilt setzte er sich auf das andere Ende der Bank. Auch ihm war die Nachbarschaft der Bäuerin gleichgültig. Da stand das Weib aus dem Volke auf und ging fort.

Nun erst bemerkten die beiden Zurückbleibenden einander. —

Die Dame sah an dem Fremden vorbei. Das bartlose Gesicht, die ausdrucksvollen Züge verriethen den Schauspieler. Er war einfach, fast ärmlich gekleidet; neben sich hatte er eine elegante Reisetasche aus rothem Leder, die gar nicht zu seinem dürftigen Aussehen paßte. Jetzt heftete er seinen Blick auf die Dame. — Wenn Männer genau sehen wollen, fixiren sie den Gegenstand scharf mit beiden Augen, und dann pflegt ihnen noch die Hälfte zu entgehen; Frauen verstehen die Kunst, mit halbem Blick Alles zu erfassen.

Der Unbekannte war mit seiner Prüfung fertig. „Fräulein warten auch auf den nächsten Zug?" fragte er.

„Fräulein!" Das amüsirte sie immer, weil sie dabei an ihre große Tochter dachte.

„Ja," sagte sie.

„Reisen Sie auch weiter?"

„Nein, ich erwarte Jemand."

„Das muß sehr langweilig sein."

„O nein."

Er faßte diese Bemerkung als Schmeichelei auf. — „Fräulein sind Sie schon lange in der Gegend?" fragte er zu weiterem Gespräche ermuthigt.

„O ja."

Pause.

„Recht einsames Leben hier," fing er wieder an.

„Es geht," sagte sie, sich in die Rolle der kleinen Bonne findend, die er ihr anzudichten schien. Damit wuchs ihr Muth. Sie wollte nun auch etwas zur Conversation beitragen. Ihr Blick ruhte eine Sekunde lang auf seinem Gesichte. „Sie sind Schauspieler, nicht wahr?" fragte sie.

Er sah sie überrascht an. „Allerdings," sagte er zögernd.

Sie nickte vor sich hin. „Das habe ich mir gleich gedacht. — Charakterdarsteller?"

„Ja wohl. Sieht man mir denn das an?"

„Auf den ersten Blick. Wo sind Sie engagirt?"

Er zögerte wieder ein Weilchen. „Jetzt nur an dem Sommertheater in einem kleinen Badeorte," sagte er, wie verschämt.

Armer Teufel, sieht ganz darnach aus! dachte sie. „So, so; haben Sie viel zu thun?"

„Sehr viel. An manchem Abende, da ist es rein „dolle", seufzte er.

„Welches sind Ihre liebsten Rollen?"

„Ich habe keine ausgesprochenen Lieblinge; bei einem so kleinen Ensemble muß man Alles spielen, heute Franz Moor, morgen den Veilchenfresser. — Fräulein scheinen sich sehr für die Kunst zu interessiren. Gehören Sie vielleicht auch zu ihr?"

Belustigt überlegte sie einen Augenblick. „Ja freilich," sagte sie endlich.

„Sentimentale Naive?"

„Richtig errathen!"

„Also Collegen! Sehen Sie, so findet man sich! Hab' mir's übrigens auch gleich gedacht."

Ich werde den Girardihut nicht mehr aufsetzen, beschloß sie.

„Und wo sind Sie engagirt, mein Fräulein?"

„Augenblicklich nirgends. Im Winter war ich bei einer ganz kleinen Truppe."

Sie wollte ihm nicht den Schmerz bereiten, vom Schicksal begünstigter zu scheinen als er.

„Es war schrecklich. Wir haben auf Theilung gespielt. Manchmal froren wir auch! Hunger hatten wir immer."

So log sie munter und barmherzig darauf los. Es machte ihr großes Vergnügen.

Der Fremde hörte mit offenbarem Mitgefühl zu. „Das muß ja entsetzlich gewesen sein! Haben Sie denn gar keine Verbindung mit Wien, daß es Ihnen möglich wäre, an eine bessere Bühne zu kommen?"

„Nein. Keine."

Er sah sie zweifelnd an. „Das ist im Leben keine Schauspielerin," sagte er sich, „sondern irgend eine kleine Nähterin aus der Umgebung."

Und wie er schwieg, fragte sie: „Kennen Sie Berlin?"

„Gewiß. Ganz vorzüglich."

„O, dann erzählen Sie mir etwas aus dem dortigen Theaterleben! Ich möchte so gern einmal von einem wirklichen Künstler darüber hören."

In ihrem Blick lag etwas von der Sehnsucht der Mignon. „Dahin, dahin —." Sie that ihm leid.

„Dazu ist leider die Zeit zu kurz," erwiederte er. „In fünf Minuten kommt mein Zug. Wenn ich Ihnen eine Karte lösen dürfte bis zur nächsten Station — dort hab' ich einen viel längeren Aufenthalt — und könnte ich Ihnen Berlin ausführlich schildern —."

Und als sie zögerte, fuhr er dringender fort: „Ich würde die Karte selbstverständlich bezahlen."

Jetzt will er mir gar ein Billet dritter Klasse opfern, der arme Mensch! dachte sie gerührt und sagte verbindlich: „O, ich danke Ihnen. Ich kann leider nicht fort von hier."

„Wie schade! Ich würde Ihnen auch von Wien erzählen, vom Burgtheater, und dann von der Comödie Française; diese ist nämlich in Paris. Wenn Sie französisch verstünden, könnte ich Ihnen sogar etwas von Coquelin citiren . . ."

„Ach ja, wenn ich französisch verstünde," hauchte sie mit gut gespieltem Seufzer.

Er fühlte ein tiefes Mitleid mit ihr.

„Es ist wirklich schade, daß Sie nicht ein Stückchen mitfahren können. Ich hätte die Karte wahrhaftig für Sie gezahlt. Wen erwarten Sie denn?"

„Eine Dame. Sie muß nun gleich kommen." Sie erhob sich. „Die arme Kleine ist in Stellung," dachte er und folgte ihr an die Balustrade.

In der Ferne tauchten die Glühlichter der Locomotive auf. Die Glocke erschallte; Passagiere und Bedienstete eilten durcheinander. Gleich darauf brauste der Zug in die Station.

„Jetzt leben Sie wohl," nickte die Unbekannte. Dann wandte sie sich noch einmal gegen ihn: „Ach bitte, sagen Sie mir schnell, wie Sie heißen, damit ich ihre Laufbahn verfolgen kann!"

„Ich?" Er zögerte, als müsse er sich erst darauf besinnen. „Baumann — ja Baumann! Und Sie, mein Fräulein, ich bitte auch um Ihren Namen!"

„Ich —? rief sie schon im Forteilen. „Ich heiße Müller. Adieu, Herr Baumann!"

„Adieu, Fräulein Müller!"

In diesem Augenblicke hielt der Zug. „Herr Baumann" gewahrte eine Dame von distinguirter Eleganz auf der Plattform eines Coupees der ersten Klasse. Als sie „Fräulein Müller" erblickte, sprang sie leichtfüßig zu Boden und mit dem Ausruf: „Chérie, que je suis charmée de te revoir?" schloß sie die kleine Komödiantin in die Arme. Er traute seinen Augen und Ohren nicht. Im reinsten Pariser Accent miteinander plaudernd, schritten Beide, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorbei.

„Und der hast Du ein Billet angeboten. Donnerwetter, hast Du Dich blamirt!" dachte „Herr Baumann" so laut, daß er es beinahe hörte und starrte dem Paare verblüfft nach. Dann suchte er kopfschüttelnd ein Coupee auf.

In dieiem Augenblick blieben die Damen stehen und wandten sich um . . . Da faßte „Fräulein Müller" ihre Freundin am Arm und drückte sie heftig wie von einer Ueberraschung überwältigt. „Ich bitte Dich — sieh nur — der Mensch dort fährt erster Klasse. Das ist gar kein armer Teufel! Am Ende gar kein Schauspieler . . . Dem bin ich schön aufgesessen!"

Die Abreise der Schwalben.

Von jenseits des Sees schimmerten in der Abendsonne die Häuser von Garda. Dann strichen kleine, dunkle Wolken drüben durch das mit Oelbäumen bedeckte Gehänge. Es waren Zugvögel, die dem südlichen Ende des Sees entgegenstrebten, dorthin, wo derselbe in weitem Spiegel unter dem abendrothen Himmel glühte. Denn diese Wanderer benützen wie die Einschnitte und Pässe im Alpenwall, so auch diese lange Einkerbung, welche der See in das Gebirge bildet, als leichteren Zugang zu den Gebieten, denen sie entgegenstreben.

Was ist das doch für eine Gewalt, welche die geschaffenen Wesen von der Stätte, an der sie geboren sind, fortzieht, der mittäglichen Sonne entgegen? Waren ja doch jene Nordlandsrecken, die dort drüben die Gardburg aufthürmten, auch nichts anderes wie Zugvögel. Sie zogen es vor, unter Noth und Kampf sich durch die Schrecken dieser Berge und die Waffen der Feinde hindurchzuschlagen, anstatt in der schön gezimmerten Halle des Nordens zu sitzen und den brausenden Meth zu trinken. Und was war ihr Ende? Noch haftet wohl an irgend einem Gemäuer ein Name, welchen sich die Bewohner dieses Landes nicht deuten können, der aber für den Kundigen sich als ein Anklang erweist an die germanischen Laute jener Fremdlinge. Sonst aber ist Alles begraben und vergessen.

Unerklärlich — doch bei manchen Wesen vielleicht verwandt mit einem Zuge, welcher sie antreibt, sich von der Bedrängniß seiner Umgebung abzuwenden. Bei den armen Vögeln läßt es sich denken, daß sie die Heimath verlassen, weil eine Zeit herannaht, in welcher für sie kein Tisch mehr gedeckt ist. Gleichwohl treten sie ihre Wanderung viel früher an, bevor dieselbe gekommen ist, wie sie auch umgekehrt wieder nach ihrer Heimath zurückkehren zu einer Zeit, in welcher, so weit wir es verstehen, sie es dor unten, wo sie ihren Winter verlebten, noch weit besser gehabt hätten, als in unserem oft so frostigen Vorfrühling, der viele der armen Ankömmlinge sofort in Kälte und Noth verkommen läßt.

Die Zeilen der Schwalben auf den Telegraphendrähten sind eine Erscheinung, welche mit vielen anderen beweist, daß durch die Einrichtungen der Menschen bestimmte Gewohnheiten im Leben der freien Thiere herangezogen oder wenigstens befördert werden können. Wer hätte vor etwa fünfzig Jahren solche Reihen dieser raschen Fittigträger neben einander erblickt? Dieses Bild ist schon so in die Vorstellungskreise der Menschen übergegangen, daß man auf Briefbogen häufig Schwalben, die Vögel froher Botschaften, vorgedruckt findet, die auf solchen Drähten sitzen und dadurch gewissermaßen einen neuen Zug in das alte Landschaftsbild bringen.

Wie sie da oben auf den endlosen Fäden sitzen, schweigsam oder lärmend — wie ihrer immer mehr werden — wie die Mobilisirung des Schwalben-Heeres mit jeder Stunde fortschreitet: es ist wohl eines des tiefinnerlichsten Räthsel, welche uns das äußerliche Antlitz dieser unerklärten Welt bietet. Es giebt keinen Naturforscher, welcher bestimmt zu sagen wüßte, warum diese Thiere uns zu einer Zeit verlassen, in welcher sicherlich auf viele Wochen hinaus noch ihr Tisch reichlicher gedeckt ist, als zur Frühlingszeit, in welcher sie aus dem üppigen Süden fortfliegen, um unsere von den Verwüstungen des Winters noch schier kahle und unwirthliche Heimath aufzusuchen. Man kennt ihre Straßen nicht. Man sieht ihre Schaaren weder fortgehen noch ankommen. Es wird nur gesagt: „Jetzt sind sie fort," oder: „Jetzt sind sie da."

Die Schwalben, obwohl Wanderer im großen Stil, wollen von dem Geschmack vieler unserer Reisenden, die sich mit Vorliebe den Herbst heraussuchen, nichts wissen. Wenn der Thau an schattenseitigen Hängen sich bis in den Mittag hinein hält, wenn die Hollunderdolden schwarz werden und die Astern und Pappelrosen in den Gärten sich breit zu machen anfangen, dann ist ihre Zeit dahin. Es duldet sie nicht mehr in unseren Lüften, so goldig sie auch in der Verklärung des Spätsommers über der heimischen Erde liegen mögen. Wie es feine Wetterandeutungen giebt, welche die herannahende Trübung, den noch tief unter dem Gesichtskreis heraufziehen-Sturm uns schon verkünden, bevor wir mit unserer Sinnesausrüstung ein Anzeichen davon verspüren, so mag es in der Empfindungsweise der Thiere Triebkräfte geben, von welchen sie vorzeitig unterrichtet werden, daß es mit dem Jahre anwärts oder aufwärts geht. Wie wollen wir mit unseren abgestumpften Wahrnehmungswerkzeugen da hineinreden? Die Schwalbe kommt, auf den Frühling vertrauend, an, während sich noch kaum ein Insect regt, in einer Jahreszeit, die nicht selten mit dem grimmigen Winter weit mehr Aehnlichkeit hat, als mit den sonnigen, warmen Tagen, in welchen uns das feinfühlige Geschöpf wieder verläßt.

Eine ähnliche Vorempfindung haben die Wandervögel offenbar umgekehrt bei der Neige des Jahres. Für unser menschliches Auge ist die Natur so reizvoll wie nur in irgend einem andern Monat. Dies wird uns ja durch die Anzahl der Reisenden nahe gelegt, welchen wir auf allen Wegen begegnen.

Die Natur gleicht da einem Manne, von welchem man sagt, er befinde sich in den „schönsten Jahren". Er ist noch nicht grau, er hat sein Auskommen, sein Aeußeres zeugt von Frische und Gesundheit, er ist kräftig, gut gelaunt. Gleichwohl aber ist es nicht die Jugend. Wenn einmal schlechtes Wetter kommt, so nimmt es ihn ganz anders mit als auf den früheren Stufenleitern des Daseins. Wenn es im September um die Alp herum stürmt, dann wirft es gleich Schnee, eine bittere Kälte zieht sich über den Berg, und die Wolken hängen tief herein, und das Gespinnst, mit welchem die Nebelfrauen den Berg einhüllen, sieht aus, als ob es nicht mehr abgewickelt werden könnte. Wenn etwas Schlimmes geschieht, so macht es eine giftigeee und einschneidendere Wirkung als früher. Der September aber ist dieser Mann in den besten Jahren.

Daß es nicht die Triebfeder des Augenblicks sein kann, etwa beginnender Nahrungsmangel oder das Gefühl zunehmender Kälte, das läßt sich sofort beweisen, wenn man sich um die Zeit von Mariä Geburt (oder noch viel später) in eine sonnige Landschaft Italiens hineindenkt. Wir sitzen in einer Rebenlaube und blicken aus dem von breiten Blättern verdunkelten und kühl gehaltenen Raum in den heißen Garten hinaus. Schaaren von Fliegen, von Halb- und Netzflüglern, die sich in der Luft herumtummeln, würden uns das Kerbthierleben bezeugen, wenn wir es nicht schon aus den peinlichen Erinnerungen der Nächte kennten. Allenthalben duftet es von Blumen, die Wärmemesser geben uns Ziffern an, die weit über die des Maimonats hinausgehen. Zwischen dem Rebenlaub hängt die Traube, von Insekten umschwärmt, allenthalben schwellen Fruchtsäfte. Es sieht aus, als ob der Sommer und sein Glanz niemals untergehen wollten. Die Schwalben aber haben sich geflüchtet aus all dieser Ueppigkeit. Dagegen hatten sie ihr Nest erbaut, als der kalte Nordwind auch dort noch um das entlaubte Rebengeäst den Staub wirbelte, der kurz vorher noch ein von Schneewasser durchtränkter Koth gewesen war.

In gewisser Hinsicht lassen sich viele oder die meisten Gäste unserer Sommerfrischler mit diesen beschwingten Wanderern vergleichen. Sie reisen zu früh fort. Der Unterschied ist nur der, daß sie nach Hause gehen, während die Schwalben ihre nordische Heimath verlassen und ein fernes Land aufsuchen.

Wie gegen Ende des August- oder zu Anfang des Septembermonats hinter einander drei oder vier jener grauen Tage kommen, an welchen die Wolken zusammengeballt oder in langgedehnten, schlangengleichen Wülsten sich gegen die Thäler herabsenken, sodaß durch den Farbengegensatz neben den Nebeln die grünen Wälder in unheimlichem Schwarz erscheinen, dann geht es an eine allgemeine Flucht. Bewegte Anreden der Wirthe oder zuversichtliche Trostsprüche der sogenannten Landeskundigen helfen nichts mehr. Jeder weiß, daß nach solchen Episoden noch Tage kommen, in welchen die Welt ausschaut, als ob sie in Sonnenflitter eingetaucht und von Lichtäther durchtränkt wäre, die helykonischen Tage der alten Dichter. Aber all solche Wissenschaft nützt nichts, um die Flucht nach der Stadt aufzuhalten. „Wir werden in diesem Jahre einen vorzeitigen Winter bekommen!" ist die Losung. Dazu stellen sich dann regelmäßig und rechtzeitig gewisse kleine Nachrichten in den Zeitungen ein, in welchen die wundersamsten Jägergeschichten als sichere Orakel vorgeführt werden. Die aufgeklärte Reisewelt läßt sich von einem angeblichen frühzeitigen Flug der Schneegänse, von einem ebenso unzeitgemäßen Eingraben der Dachse und von anderen schlimmen „Anzeichen" der Art schrecken, wie man sie bei manchen römischen Geschichtschreibern am Ende je eines Buches als portenta aufgeführt findet. Hier sind die Schäfte der Königskerze im Sommer zu ungewöhnlicher Höhe gediehen, was auf frühzeitigen und tiefen Schneefall hindeutet. Dort haben die bekannten „ältesten Leute" einen Bienenstock noch nie so früh in Ruhe gesehen wie diesmal. Anderswo hat man ein Wiesel gesehen, das schon weiß geworden war. Kurzum so viel steht fest: Der Winter ist unmittelbar vor der Thüre.

„Unsrer lieben Frau Geburtstag", die Ausgangspforte des Sommers, wird in Folge dessen zu einer Schwelle, von welcher aus man melancholische Ausrufungen und Gedanken in die Welt hinausschickt. Diese melancholische oder, wie sie sich oft selbst nennt, elegische Stimmung hat aber etwas ungemein Falsches und Ueberreiztes an sich. Abgesehen davon, daß die freundlichere Zeit des Jahres noch lange nicht vorüber ist, also in der Sache selbst noch gar kein Grund vorliegt, die davoneilenden Schwalben mit so sehnsüchtigen Wünschen zu begleiten, will uns diese Abwendung von dem nothwendigen Wandel der heimischen Natur als eine angelernte Empfindsamkeit erscheinen. Man hat zwar gesagt, die Melancholie sei allerdings eine Krankheit, aber eine solche, in der man die Sachen so sieht, wie sie wirklich sind. Es ist jedoch nicht nothwendig, weit über ein Jahrhundert zurück dichterische Erzeugnisse zu durchblättern, um von solchen Anwandlungen nur geringe oder gar keine Spuren mehr zu finden. Die Natur ist immer verherrlicht worden, aber es muß offenbar als ungesund gelten, sie zu besingen, wenn Einem gewisse ihrer Erscheinungen behagen, und sich im anderen Falle gekränkt von ihr abzuwenden. — Bei den alten Dichtern kommt derlei nicht vor. Es scheint, als ob die moderne Reisezeit, die lustige Episode der Sommerfrische und Erholung dabei im Spiele wäre. So jammern die Kinder, wenn sie von einem Regenguß in die Stube getrieben werden, in welcher sie ihre Schulaufgaben machen müssen. Einige große, aber übermäßig nervöse Dichter haben offenbar dazu beigetragen, diesen echt modernen Hang der von den härteren Lebens-Bedingungen viel geplagten Menschheit zu steigern. So wenig es für die leibliche Gesundheit des Menschen zuträglich sein kann, in seinem Dasein alljährlich einen dicken Strich zu machen, auf dessen einer Seite er ein ganz unnatürliches Dasein führt, während er auf der anderen Seite irgend wohin geht, um sich durch ein nicht minder übertriebenes Kurverfahren — wie er meint — von den nothwendigen Folgen jener Lebensweise zu erholen, so ist es auch nicht gut, die Freude an der Natur oder den Zusammenhang mit ihr auf eine gewisse, eng umschriebene Periode des Jahres zu verdichten. Niemals setzt sich die Natur selbst eine Tarnkappe auf. — Wer jeden Sonntag, möge die Gewandung von Feld und Wald sein welche immer, sich überwindet und einen erfrischenden Gang unternimmt, thut mehr für seine Gesundheit und Lebensfreude, als derjenige, welcher den oben erwähnten Strich macht, die Anzahl solcher Erholungstage auf einmal zusammenfaßt und dann, oft gelangweilt, zu der ihm auferlegten Thätigkeit zurückkehrt.

Ein bündiger sogenannter Lostag ist Mariä Geburt für jenes Volk, bei welchem die Sommerfrische für Adel, Bürger, Bauern und Bauernknechte schon seit Jahrhunderten zu einer feststehenden Einrichtung geworden ist, nämlich für die Tiroler. Der Adel, der in der Stadt wohnt, hatte sich auf seine Schlösser gezogen; derjenige, der auf Schlössern wohnt, war nach einem höher gelegenen Orte mit oder ohne Badewanne gewandert; ebenso hatten es die Bürger gehalten; die Bauern waren in einsame Höfe oder gar auf Almhütten hinauf gezogen, wohin ihnen in gebührender Zeiteintheilung und Rangordnung Knechte und Mägde folgten. Es ist eben alles nach Verhältniß eingerichtet in diesen Sachen und man kann sich eine sechs- oder siebenfache Verschiebung der Sommerfrischvorposten denken. — Was dem Einen ein Aufenthalt ist, aus dem er fortzukommen trachtet, ist für einen Andern schon wieder eine begehrenswerthe Sommerfrische. Mit Mariä Geburt aber hört Alles auf. Lebt wohl ihr Kegelspiele, ihr Knödelpartien, ihr auf vorspringenden Kuppen angezündeten Feuer, ihr verschlafene Nachmittage, während welcher der kühle Bergwind die Sommerwolken langsam über den tiefblauen Himmel jagte!

Indessen, civilisirt oder uncivilisirt, frei oder unfrei, nobel oder urwüchsig, die Zeit solcher Lustbarkeit wird als vorüber gegangen betrachtet. Mit einer Schnelligkeit, welche man schier mit dem urplötzlichen Verschwinden der Schwalben vergleichen möchte, erscheinen eines Tages — dessen Datum sich oft nicht weit von dem Unserer Lieben Frau Geburt entfernt — die Sommerfrischorte verlassen. Wohl wird hier und dort eine Weile nach der „Saison" ein Scheinleben fortgefristet, man läßt die nichtssagenden Flaggen wehmüthig fortbaumeln — aber es ist kein rechter Zug mehr in dem ganzen Treiben, und schließlich stirbt die vielgenannte „Saison" langsam an Blutarmuth und Altersschwäche.

Indessen kann man die Beobachtung machen, daß es allenthalben gewisse, aber im wirklichen Sinne des Wortes vereinzelte Nachzügler giebt, welche sich erst auftischen lassen, wenn die unruhige Gesellschaftstafel abgeräumt ist. Diese nenne ich die wahrhaftigen Feinschmecker des Naturgenusses. Man kann solche Einzelne noch viele Wochen später daher kommen sehen. Diese genießen dann den Herbstzauber, indem sie in die stillen Thäler hinausgehen, welche sich in träumerischem Glanze schon langsam auf jene Ruhe vorbereiten, in welcher der große Geist allein ist mit seinem Alpenland. Terra divino numine plena silet.

Den Anderen aber, denen zu ihrer Naturfreude ein Schein von Sommer unerläßlich ist, kann jetzt noch immer ein Trost mitgegeben werden. Wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, so macht auch das Fortziehen sämmtlicher Schwalben noch keinen todten Herbst oder Winter. Noch grünen die Wälder, noch ist der Garten nicht blumenleer und noch sieht man in eine Flucht von sonnigen Tagen und aufblauenden Berghöhen hinein.

(Nat.-Ztg.)

„Das darfst Du nicht!"

Fast jede Mutter möchte die bravsten Kinder haben, und wenn man alles glauben dürfte, was jede Mutter von ihren Kindern alles behauptet, so hätte auch jede die bravsten, zugleich auch die intelligentesten. Es liegt in dieser Selbsttäuschung und in der unbewußten Absicht, andere zu täuschen, nicht blos ein Quantum Stolz, sondern auch eine große Dosis Mutterliebe, und dieser Umstand söhnt uns mit der eiteln Selbstüberhebung einigermaßen aus. Aber die Sache hat einen dunkeln Punkt, der dem Kinde sein Leben lang anhaften bleiben und ihm in den späteren Lebensjahren ungeheuer schaden kann. Wenn man brave Kinder haben will und unter dem Adjektiv „brav" eben das versteht, was landläufig als Norm gilt, so darf das Kind vor allem aus nicht viel eigene Willenskraft bekunden; es muß auf jeden Wink gehorchen; es muß sich ohne weiteres in alles fügen, was Vater oder Mutter verfügen; es darf sich nicht gegen Befehle oder Wünsche der Eltern, nahen Verwandten u. s. w. auflehnen. Bei jeder Gelegenheit heißt es: „Elsa, das darfst Du nicht!" „Karl, das darfst Du nicht!"

Schon dem Säugling sucht man das „Zwingen" abzugewöhneu, noch vielmehr wird es dem Kindchen im ersten Röckchen oder in den ersten Höschen abgewöhnt. Es giebt aber auch nichts Widerwärtigeres, als wenn ein kleines Kind mit Gewalt irgend einen Wunsch durchzwingen will und sich hiezu, weil es in der Regel über keine andern Waffen zu verfügen hat, derart des Schreiens bedient, daß man glauben könnte, das oder der Kleine wolle sich für die große Oper vorbereiten. Und weil den meisten Eltern das Verständniß für diese Musik abgeht, thut man entweder dem Kinde den Gefallen oder aber es muß die Prügel- oder sonst eine Strafe dem Geschrei abzuhelfen suchen. „Was bleibt anderes übrig?" wird man fragen. „so kleine Kinder hören nicht auf Vernunftgründe!" Nein, gewiß nicht, oder wenigstens in den seltensten Fällen, und das aus dem einfachen Grunde, weil sie geistig noch nicht so entwickelt sind, um Recht oder Unrecht klar einzusehen, sondern der Ansicht sind, was sie wollen, sei recht und gut, wenn sie überhaupt schon so weit zu denken im Stande sind.

Ist das Kind über die ersten Jahre hinaus und der Verstand in das kleine Gehirn eingezogen, dann macht sich die Sache schon besser. Viele Eltern haben es mit Strafen dann bereits schon so weit gebracht, daß das Kind überhaupt nur noch selten seinen Willen durchsetzen will, und wenn es irgend etwas thut, was der Frau Mama und dem Herrn Papa nicht gefällt, so heißt es sofort: „Das darfst Du nicht!"

Dieses kategorische Verbot hört nun das Kind tausendmal in einem einzigen Jahre.

Will es einen Apfel essen zur unpassenden Zeit, so heißt es: „Das darfst Du nicht!" Will es beim Spazieren über ein harmloses Gräbchen hüpfen, so tönt es: „Das darfst Du nicht!" Diese vier alles verbietenden Worte verfolgen das Kind bis hinauf zur werdenden Jungfrau, zum werdenden Jünglinge, und zuletzt weiß das Mädchen, der Knabe überhaupt nicht mehr, was man darf, und das bleibt an ihnen hängen bis ans Ende. Die eigene Willenskraft hat man schon dem Wickelkinde abgewöhnt; was davon noch in Scherben geblieben, zerschlug das stereotype „Das darfst Du nicht!" Und zaghaft, willenlos, unklar mit sich selbst treten diese großgewordenen Kinder auf den Kampfplatz des Lebens und — ziehen überall den kürzern!

Statt das Glück mit kecker Hand zu erfassen, stehen sie bei jeder Gelegenheit zagend, zweifelnd, uneinig mit sich selbst, vor dem Gebilde, und schließlich flüstert der Dämon einer unrichtigen Erziehung ihnen ins Ohr: „Das darfst Du nicht!" Da greifen dann andere herzhaft zu, und sie sind stets die Benachtheiligten. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß man dem Säuglinge, dem Kindchen, dem Kinde, dem Schüler, der Schülerin nicht immer den eigenen Willen gelten lassen kann; denn das Kind kümmert sich nicht darum, ob seine Wünsche weise oder albern, erfüllbar oder unerfüllbar sind; es will, und damit ist es fertig. Da ist also eine Correctur, ein zweiter von Weisheit, Klugheit und Erfahrung gewitzigter Wille nothwendig, welcher den Willen des Kindes in richtige Bahnen eindämmt.

Aber man geht bei diesem Bestreben eben meistens zu weit; man verbietet dem Kleinen oft Dinge, weil sie uns unangenehm — im übrigen aber unter Umständen ganz natürlich und vernünftig sind; wir rufen dem Kleinen hundertmal das berühmte: „Das darfst Du nicht!" zu, wo die Natur, diese allererste Erzieherin gesunder Menschen, vorher schon dem Kinde zugeflüstert hat: „Das darfst Du!" Unsere Kinder dürfen tausend Dinge nicht thun, weil wir sie nicht naturgemäß kleiden. Das theuere Röckchen, die kostbaren Strümpfchen, die feinen Höschen, das sind alles Dinge, welche vielen Eltern unbewußt viel mehr gelten, als Gesundheit und Kraft ihrer Kinder. Wie kann ein Kind sich entwickeln, entfalten, kraftvoll werden, wenn man es als eine Puppe erzieht? Das Kind möchte springen, klettern, rutschen, sich möglichst frei seiner Glieder, seines Körpers bedienen; das liegt in seiner Natur, und das sind die Mittel, welche den Körper wie die Seele der Entwickelung übergeben, der Reife entgegenführen, und da schnauzt und wettert fortwährend in diesen natürlichen Entwickelungsproceß hinein unser bequemes, in vielen Fällen unüberlegtes, von den Geboten falscher Sparsamkeit und Eitelkeit dictirtes „Das darfst Du nicht!" Und da wundert man sich dann, daß Seele und Leib nicht erstarken wollen, daß unsere jungen Mädchen blutarm bleiben und unsere Knaben zu keinem blühenden Aussehen kommen! Aus Eitelkeit, aus übergroßer Elternliebe, aus unrichtig aufgefaßter Sparsamkeit und Mangel an Einsicht in die Elementargrundsätze der Gesundheitslehre entspringt so viel Unheil, daß man sich nicht verwundern muß, wenn unsere Generation und die kommenden schon immer mehr verweichlicht werden.

„Im gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele." Das ist ein alter und wahrer Spruch. Man sollte ihm heut zu Tage wieder viel mehr Beachtung schenken; denn die Frucht aller ängstlichen Erziehung ist die Willenlosigkeit, und willensschwache Menschen werden heut zu Tage sofort die Beute anderer.

Ich rede durchaus nicht dem Extrem das Wort; vernünftige Menschen haben den goldenen Mittelweg noch immer gefunden, und wenn in Familien, in welchen meine Auseinandersetzung gelesen wird, mit dem Verbote „Das darfst Du nicht!" unter Umständen etwas sparsamerer Gebrauch gemacht wird künftighin, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht. Sollten auch Kinder diese Blätter lesen, so sage ich jedem: „Unartig sein, grob sein, schwatzhaft sein, pflichtvergessen sein, das, liebes Kind, das freilich —

„Das darfst Du nicht!"

Gartenarbeiten im October.

Im Blumengarten fahre man mit den im vorigen Monate vorgeschriebenen Arbeiten fort und beendige dieselben. Von Georginen, Canna und Mirabilis schneide man die trocken gewordenen oder durch Frost zerstörten Stengel kurz über dem Boden ab, nehme die Knollen heraus und bringe sie an eine luftige, frostsichere Stelle zum abtrocknen, und später in einen trockenen Keller u. s. w. zur Aufbewahrung über den Winter. Gladiolus, Oxalis ꝛc. müssen ebenso behandelt werden. Mit dem Einsammeln von Blumensamen fahre man fort; auch können noch abgeblühte Stauden durch Wurzeltheilung vermehrt werden. Lack und Winterlevkoj kann noch in Töpfe gepflanzt werden, ebenso die zum Treiben bestimmten Maiblumen. Frühe Tulpen, Hyacinthen, Crocus ꝛc. stelle man zum Treiben auf, sobald die Töpfe genügend durchwurzelt sind. Leer gewordene Blumenbeete sind zu düngen und umzugraben, wobei alle in der Erde lebenden Larven, Raupen ꝛc. getödtet werden müssen. Die noch im Freien befindlichen Topfpflanzen müssen nun in's Winterquartier gebracht werden. In den Gewächshäusern muß fleißig gelüftet, aber nur mäßig gegossen werden. Warmhäuser sind bei kalten Nächten zu heizen.

Im Gemüsegarten kann man noch zu Anfang des Monats Möhren und Spinat säen; bei guter Herbstwitterung können erstere sich noch soweit entwickeln, daß sie den Winter gut überstehen. Die Wintergemüse können nach und nach aus der Erde genommen werden, nur die nicht gut ausgebildeten Gemüse läßt man noch bis Ende des Monats stehen. Das Wurzelgemüse hebt man bei trockener Witterung aus, putzt es sauber ab und läßt nur die Herzblätter daran. Beim Sellerie schneidet man alle Wurzeln glatt an der Knolle mit Ausnahme der drei bis vier unteren, welche eingestutzt werden, ab; auch von der Petersilie sind die Nebenwurzeln zu entfernen. Hierauf schlägt man die Wurzelgemüse entweder in Gräben im Freien, oder in einem Keller in Sand ein. Rosenkohl läßt man am besten mit den Blättern am Stengel im Freien stehen bis zum Gebrauch; will man recht sicher gehen, so kann man einen Theil in den Keller oder in eine Grube einschlagen, damit er bei großer Kälte nicht erfriert. Wirsing schlägt man ebenfalls in einen Keller oder in eine Grube ein, in letzterem Falle bedeckt man ihn leicht. Weißkraut kann abgeschnitten im Keller aufbewahrt werden. Kardy und Endivien hebt man, wenn stärkerer Frost zu erwarten ist, aus, und bringt sie an einen frostfreien Ort in Einschlag. Alle pflanzlichen Rückstände, Strünke, Wurzeln ꝛc. sind zu sammeln und zu verbrennen, weil an und in denselben sehr oft schädliche Insecten überwintern. Hierauf dünge man die abgeräumten Beete, bewerfe sie oder grabe sie um. Spargelbeete werden gelockert, gedüngt, und dann mit einer Lage Dünger bedeckt, um das tiefe Eindringen des Frostes, zu verhüten.

Im Obstgarten ist in diesem Monate nur noch das späte Winterobst zu erwarten; fast sämmtliche Herbst- und theilweise auch Winterfrüchte sind bereits eingebracht worden, weil dieselben meist vorzeitig reiften. Beim Abnehmen der Früchte muß auf möglichste Schonung der Bäume gesehen werden. Das massenhafte Abbrechen von Fruchtholz und ganzen Zweigen, das Zerbrechen und Beschädigen der Aeste durch ungeschickte Handhabung der Leitern, sollte möglichst vermieden werden, weil dadurch der Baum oft so beschädigt wird, daß er mehrere Jahre braucht, um sich zu erholen. Die Aufbewahrungsräume für Obst sind vor dem Einbringen peinlichst zu säubern, und so lange recht luftig zu halten, bis das Obst ausgeschwitzt hat. In einer Temperatur von 2—6 Gr. R. hält sich das Winterobst am längsten frisch und schrumpft nicht leicht ein. Das Verpflanzen junger Obstbäume, Beerenobststräucher ꝛc. beginnt in der zweiten Hälfte des Monats gleich nach dem Laubabfall. Man kann auch dieselben mit Laub verpflanzen, doch muß letzteres beim Ausheben der Bäume abgeschnitten werden, sonst verdunsten die Blätter zu viel Wasser und die Zweige schrumpfen ein. Je früher im Herbst die Pflanzung ausgeführt wird, um so sicherer ist ein fröhliches Gedeihen zu erwarten. Abgestorbene Rinde, Flechten und Moos sind jetzt vom Stamme und den stärkeren Aesten zu entfernen und die Abfälle zu verbrennen, in welcher viele schädliche Insecten, Eier, Puppen und Larven sich befinden, man versehe die Bäume dann mit einem Kalkanstrich, der ihnen eine glatte, gesunde Rinde verschafft und Schutz gegen die Winterkälte giebt. Zum Ausputzen und Verjüngen der Bäume ist die beste Zeit, sobald die Ernte vorüber ist, ebenso kann der Herbstschnitt bei schwachwüchsigen Bäumen und solchen, welche reich getragen haben, ausgeführt werden. Beim Schnitt der Bäume achte man auf die in Ringen um die Zweige geklebten Eier des Ringelspinners, schneide sie ab und verbrenne sie. Auch die an den Zweigspitzen befindlichen, zusammengesponnenen Blätter sind sämmtlich herunterzuschneiden und zu vernichten, in ihnen leben und überwintern die kleinen Räupchen des Goldafters (Porthesia chrysorrhoea) und des Baumweißlings (Pieris crataegi), welche bisher nur das Blattgrün abnagten, im nächsten Frühjahr aber den Bäumen erst gefährlich werden, indem sie Blätter und Blüthen verzehren. In der zweiten Hälfte dieses Monats treten auch zwei der gefährlichsten Obstbaumschädlinge der kleine und große Frostspanner (Geometra brumata und Geometra defoliaria) auf. Die aus der Erde kommenden, ungeflügelten, oder nur mit kurzen Flügelstumpfen versehenen Weibchen klettern am Stamme hinauf, und legen ihre Eier 150—300 parthieenweise zu 2—4 an die Schuppen der Blatt-Blüthenknospen, aus welchen im nächsten Frühjahre die jungen Räupchen entschlüpfen und die sich entwickelnden jungen Blätter und Blüthen bespinnen und abfressen. Als Gegenmittel empfiehlt sich circa 15 Centimeter breite, aus steifem, geleimtem Papiere geschnittene Streifen möglichst dicht, circa 1 Meter über der Erde um den Stamm zu legen, mit Bindfaden festzubinden, und etwa am 20. October mit gutem Holztheer oder Raupenleim zu bestreichen, damit die aufbäumenden Weibchen daran kleben bleiben. Die Ringe müssen bis Ende November in klebrigem Zustande erhalten werden, und sind so oft als nöthig frisch zu bestreichen.

In der Baumschule beginnt der Versand der Obstbäume und das Legen der Obstkerne und Obststeine.

Hyazinthentöpfe.

Manche nehmen für Hyazinthen Töpfe, welche viel höher als weit, ungefähr 18 cm hoch und nur 10 cm weit sind. Ich halte es nicht für nöthig, für die Hyazinthen so viel höhere Töpfe zu verwenden, als für andere Gewächse. Als Erde ist am besten drei Theile Lauberde und ein Theil Sand. Die Hyazinthe verträgt nicht so gut, wie die Tulpe, schwere Erde, deshalb wird verhältnißmäßig viel Sand beigemischt. — Da die Hyazinthe sehr zum Faulen neigt, darf das Aufstreuen von Holzkohlenpulver auf die Erde — bevor die Zwiebel eingesetzt wird — nicht versäumt werden. Die Erde wird nach erfolgter Pflanzung durchdringend gegossen. Die Cultur der Hyazinthen in Töpfen hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Cultur der Tulpen in Töpfen; in einigen Punkten ist sie aber sehr eigen. So darf z. B. die Hyazinthe nicht aus dem Keller oder aus der Erdgrube genommen werden, keinesfalls aber in einen warmen Raum kommen, wenn ihr Trieb noch nicht einige Centimeter lang ist. Es kann bei Hyazinthen das Treiben nicht forcirt werden. Das Wasser ist am besten nur so warm anzuwenden, wie die Luft des Raumes. — Mit Ausnahme der Romaine blanche lassen sich die Hyazinthen nicht vor Weihnachten zum Blühen bringen. Natürlich müssen, wenn man lange Zeit hindurch blühende Hyazinthen haben will, verschiedene Sorten — frühe, mittelfrühe und späte — getrieben werden. Zu den frühesten Sorten gehört außer der Romaine blanche, die Bouquet tendre. Im Allgemeinen sind die einfach blühenden Sorten früher als die gefüllten.

Mit dem Ueberwintern der Georginen

in meinem jetzigen, mäßig feuchten Keller im Hause stets an die schlechtesten Resultate gewöhnt, obwohl ich alles darüber Gelesene beachtete, entschloß ich mich, dem freundlichen Rath eines der größten Blumenfreunde und Gartenbesitzers am Orte im Herbst vorigen Jahres Gehör zu geben: Man solle gleich nach dem ersten Frost das Kraut abschneiden und die Knollen ausheben, reinigen und in den Keller bringen. Ich legte sie auf Brettstellagen, entfernte nach und nach die noch sich lösende Erde und die wenigen später schimmelnden Theile. Auf diese Weise brachte ich von 18 Stück fast sämmtliche Knollen durch den außergewöhnlich langen Winter, ohne den Keller längere Zeit lüften zu können. Gewiß ein glückliches Ergebniß, dessen ich mich vorher nie freuen durfte. In der Meinung, durch langes Belassen im Lande zum Ausreifen die Kellerfrist möglichst abzukürzen, hatte ich sie früher immer zu spät ausgegraben und waren sie durch neuen Triebansatz ihrer Reservestoffe beraubt worden. Bisher war nur dem schlechten Keller die Schuld beigelegt worden, durch dieses Resultat ergab sich aber, daß das lange Belassen im Lande der schlimmste Fehler gewesen war.

Arbeitsversuch mit dem theilbaren Obstaufbewahrungs- und Versandfaß von Dr. Oskar Stötzer.

Von Professor F. Schotte.

Für die Ausstellung der D. L.-G. in Treptow-Berlin 1894 hatte Dr. Oskar Stötzer in Bützow (Mecklenburg) ein „theilbares Obstaufbewahrungs- und Versandfaß" als „neues Geräth", Sonder-Verz. 1894, Nr. 119, angemeldet, welches von den Preisrichtern zu einem „Arbeitsversuch" zurückgestellt wurde. Auf Grund der Ergebnisse dieses Versuches ist dem Herrn Dr. Oskar Stötzer für das erwähnte theilbare Obstaufbewahrungs- und Versandfaß die „bronzene Denkmünze" zuerkannt worden.

Das Faß, das seinem Innenraum nach für etwa 25 kg Obst bemessen ist, besteht aus zwei gleichen Theilen, welche — aufeinander gesetzt — durch vier innen angeordnete Stäbe oder Zungen und 16 Schrauben verbunden werden. Nachdem ein Faßtheil mit Obst gefüllt und ein durchbrochener Deckel darauf befestigt worden ist, wird der andere Faßtheil aufgesetzt und mit dem ersteren durch die erwähnten Schrauben fest verbunden. Nun wird das Faß vollständig gefüllt; der Deckel (zweite Boden) wird dicht schließend aufgedrückt und mittelst Reifen niedergehalten. Zum Zweck des Oeffnens wird das Faß auf den zweiten Boden gestellt und nach Lösung von 8 Schrauben der mittelst des durchbrochenen Deckels abgeschlossene Theil abgehoben. Um das Obst frisch zu erhalten, wird Luftcirkulation ermöglicht; zu diesem Zweck waren an dem ausgestellten Faß zwischen je zwei benachbarten Dauben Schlitze gelassen.

In der Zeit vom 14. October 1894 bis 24. März 1895 wurden derartige, von Herrn Dr. Stötzer gelieferte Fässer von den Herren Oskar Huber-Wittstock und Carl Puhlmann-Werder a. H. (Potsdamerstr. 52) zur Aufbewahrung und zum Versand von Aepfeln besonders empfindlicher Sorten und zu demselben Zweck gleichzeitig auch sonst übliche Körbe benutzt. Es zeigte sich, daß die in dem Stötzer'schen Faß verpackt gewesenen Aepfel nicht blos wohl erhalten waren, sondern auch ein vollkommen frisches Aussehen bewahrt hatten. Herr Huber glaubt das Stötzer'sche Faß „allen Obstzüchtern auf's wärmste empfehlen zu dürfen." Ohne häufiges Durchsehen erforderlich zu machen, gestatte das Faß, Dauerobst — besonders Aepfel — in einem verhältnißmäßig kleinen Raume bis zum Frühjahr gut aufzubewahren und noch Monate lang nach der Ernte unbeschadet zum Versand zu bringen. Herr Huber empfiehlt aber auch, nur gute, fleckenlose Früchte zu verwenden, dieselben sorgfältig in Papier zu wickeln und im Faß zwischen Holzwolle zu packen.

Ein Faß in der oben angegebenen Größe wiegt leer 18 kg und kostet 3,75 Mark.

Heidelbeerwein als Ersatz für Rothwein in Krankenanstalten.

Die zunehmende Beliebtheit unserer Beerenweine findet jetzt auch von sehr einflußreicher Seite wirksame Unterstützung, und zwar ist speciell dem Heidelbeerwein in dieser Weise eine wohlverdiente Anerkennung zu Theil geworden. So hat das Königl. Bayer. Obermedicinalcollegium den staatlichen und städtischen Krankenanstalten den Heidelbeerwein zur Einführung und regelmäßigen Verabreichung empfohlen. Es giebt in der That Beerenweine verschiedener Art und verschiedener Herkunft, die den Vergleich mit Weinen und speciell mit Süßweinen sehr gut aushalten.

Brombeeren auf Schüttelmanier.

Amerikanische Brombeeren, doch ebenso auch solche aus dem Walde, liest man gut und wiegt sodann auf ein halbes Kilogramm Brombeeren ¾ Pfund (375 Gramm) Farinzucker ab. Man thut Zucker und Beeren schichtweise in eine Kasserolle (Beeren zu unterst) und schüttelt sie über sehr hellem Feuer (die Platte soll glühen), vom Augenblick des Heißwerdens an, ¼ Stunde bis 20 Minuten unentwegt, so lange bis die Beeren tüchtig schäumen. Sie werden nicht abgeschäumt, sondern nun in flache Porzellanschüsseln gefüllt, um am nächsten Tage in Krüge gethan und mit Blase oder Pergamentpapier verbunden zu werden. Es empfiehlt sich, beim Kochen ein Stückchen Zimmet an die Brombeeren zu thun. So gerathen sie vorzüglich und halten sich, mit einem Rumpapier bedeckt, altgezeichnet. Lonny von Bülow-Bunzlau (im „Prakt. Rathg.").

Erprobte Recepte aus dem deutschen Nationalkochbuch von Frau Willms, geb. Wildermuth.

Schalotten einzumachen. Man zieht sie ab, kocht so viel Wasser, daß man sie zweimal damit bedecken kann, läßt es kalt werden und thut so viel Salz daran, daß ein Ei darauf schwimmen kann. Die Hälfte dieser Salzlake gießt man kalt über die Schalotten, läßt sie 24 Stunden damit stehen und giebt sie dann auf einen Durchschlag, daß sie rein abtrocknen; nachher gießt man die andere Hälfte der Salzlake darüber, läßt sie wieder 24 Stunden stehen und wieder abtropfen. Dann nimmt man so viel scharfen Essig, daß er die Schalotten bedeckt, etwas Nelkenpfeffer, Nelken und Lorbeerblätter und läßt dies mit den Schalotten so lange kochen, bis sie anfangen mürbe zu werden. Zuletzt werden sie eingefüllt und zugebunden.

Oldenburg Fräulein Hattenbach.

Tomaten einzumachen. Man rechnet auf 500 g Tomaten 375 g feingestoßenen Zucker, läutert diesen, brüht die Tomaten mit heißem Wasser ab, schält sie, schüttet sie mit einem Streifen eingemachtem Ingwer auf 500 g Tomaten in den kochenden Zucker, läßt die Brühe einen Augenblick sieden, fischt sie mit dem Schaumlöffel heraus und läßt sie abtropfen. Sind sie erkaltet, so legt man sie wieder in den kochenden Zucker und wiederholt dies drei- bis viermal. Dann füllt man die Tomaten in ein Glas und gießt den dick eingekochten Saft darüber. Aus Urgroßmutters Kochbuch.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 18. October 1895. Neunter Jahrgang. № 42.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Einquartirung.

Eine Erzählung in Briefen
von **Martha Arnold.**

Burgstein, den 15. Juli 1893.

Meine liebe Tilde!

Da bin ich nun wieder daheim in meinem lieben alten Burgstein, bei Papa, Mama und meinen lieben kleinen Geschwistern. Welch unnennbar süßer Zauber liegt doch in dem Wörtchen „daheim". Ich begreife es jetzt, nachdem ich vier Wochen wieder hier bin, gar nicht mehr, daß ich drei lange Jahre im Pensionat von Madame Flambeau aushalten konnte. Sie waren ja schön, herrlich schön, diese drei Jahre, aber gegen das Leben „daheim"? Denke Dir, die Eltern haben meinen heißesten Wunsch erfüllt und die Thurmstube für mich eingerichtet. Papa, der mich mit Erna und Hans vom Bahnhof abholte, überraschte mich damit gleich nach meiner Ankunft. Ich hoffe, Du machst bald Dein Versprechen wahr, besuchst mich und siehst Dir meinen „Schmollwinkel" an. Die Möbel sind mit hellgrauem, rosa geblümtem Cretonne bezogen, ein Spinnrädchen hat mir Tante Pauline hineingestellt und die gute Mama überraschte mich mit einem reizenden Nähtisch, der im Erker, ganz versteckt hinter der Gardine und einer Gruppe Blattpflanzen stand. Meine Geschwister fand ich sämmtlich sehr gewachsen, Du weißt, Tilde, seit wir vor $1\frac{1}{2}$ Jahren zusammen unsere Sommerferien hier verlebten, bin ich nicht mehr nach Burgstein gekommen. Mama war zu ängstlich, uns zwei Backfische die weite Reise allein machen zu lassen, und Papa hatte das letzte Jahr leider keinen zuverlässigen Inspektor, so konnte er hier nicht abkommen, um uns abzuholen. Am meisten verändert fand ich unsere fünfzehnjährige Erna, sie hat ganz die blauen Augen, das schmale, feine Gesicht Mamas bekommen. Hans und Gerda, unsere wilden Zwillinge, würdest Du in den beiden gesetzten (mitunter auch nicht!) artigen Kindern, die sogar schon mit uns Großen zu Tisch gehen dürfen, nicht wiedererkennen. Und vollends Anne-Marie, Dein kleiner Liebling! Sie ist einen halben Kopf gewachsen, und trägt die blonden Locken nicht mehr frei, sondern dieselben sind in einen ganz stattlichen, mit blauer Schleife verzierten Zopf geflochten.

Und meine Eltern?

Die kennst Du ja, Tilde! Papa noch ebenso herzensgut, immer leicht aufbrausend und sofort wieder versöhnt, und Mama gütig, lieb und mild wie immer.

Denke nur, Mamsell — Du weißt, sie hilft seit 19 Jahren meiner etwas kränklichen Mama den großen Haushalt führen — also Mamsell meint, ich habe mich im letzten Jahre ganz nett herausgemausert. Ich sei nicht mehr gar so entsetzlich mager, die Haare flögen mir nicht mehr so unordentlich um den Kopf und meine von der Landluft allzusehr gebräunte Haut habe sich soweit gebessert, daß ich endlich wagen dürfe, ein weißes Kleid zu tragen. So verschieden ist nun der Geschmack — ich höre noch die dicke Meta von Willert seufzen: „ach, wer doch Gretens schlanke Figur hätte", und sehe noch Eure empörten Gesichter, als ich mein wildes Haar zum ersten Mal in manierlichen Zöpfen um den Kopf gesteckt trug. Du, meine Tilde fandest die neue Frisur zwar bald vortheilhafter, denn wem fiel Abends die schwere Aufgabe zu, die wilden dicken Haare einer gewissen Grete durchzukämmen? Das wurde doch besser, als die Locken nicht mehr so frei herumflatterten.

Also Mamsell gefällt es und ich bin froh darüber. Denn ich muß mich mit ihr auf guten Fuß stellen, sie soll mich in die Geheimnisse der Kochkunst, der Butterbereitung u. s. w. einweihen. Vorläufig — zu meiner Schande muß ich es gestehen — habe ich noch nicht die geringste Lust dazu. Meine gute Mama läßt mich auch meine Freiheit noch etwas auskosten.

Ach, da schlägt es 11 Uhr! Wenn Papa das wüßte! In Burgstein werden gewöhnlich die Lichter um 10 Uhr ausgeblasen, denn „zeitig nieder, zeitig auf" ist Papas Lebensregel. Also schnell die Lampe auslöschen.

Gute Nacht, Tilde, schreibe bald Deiner Margarete.

II.

Burgstein, den 26. Juli 1893.

Liebe Tilde!

Vielen herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen. Sie brachten mir frische Kunde von Euch, Ihr Lieben, mit denen ich drei Jahre meines Lebens verbrachte. Sag, Tilde, ist es nicht schwer, sich zur Lehrerin auszubilden, so viel Wissen in den armen Kopf zu pfropfen, um dann ungezogene Buben und Mädchen zu unterrichten? Ich begreife nicht, wo Du, Meta, Else — überhaupt unsere ganzen Seminaristinnen die Geduld dazu hernehmen. Ich muß Dir eine Neuigkeit verkünden, Tilde; die Eltern haben für Erna und Gerda eine englische Erzieherin engagirt. Ich kam in Ernas Alter in die Pension, aber Mama meint, eine so lange Trennung von einem ihrer Kinder hielte sie nicht mehr aus. Die Jahre, wo ich in der Schweizer Pension war, seien ihr lang genug geworden, so sollen Erna und später Gerda sowie klein Anne-Marie zu Haus den „letzten Schliff" bekommen. Dir gestehe ich es, Tilde, ich freue mich gar nicht auf unsere neue Lebensgefährtin. Wenn sie nun so häßlich und verbissen ist, wie unsere Miß Taddon, die nie begriff, daß man überhaupt in diesem Jammerthal noch frisch und frei lachen könne und Alles „choking" fand!

Künftigen Montag tritt Miß Moore — ob sie auch Rosaly heißen wird, wie Miß Taddon? — ihre Stellung an. Du bekommst dann bald Nachricht, wie sie ist. Bis dahin lebe wohl und vergiß nicht ganz

Deine wilde Grete.

III.

Burgstein, den 3. August 1893.

Liebste Tilde!

Gestern kam Miß Moore an! Tilde, ein Blick in ihr Gesicht, hat mich umgestimmt. Kennst Du Bodenhausen's „Madonna?" So sieht Miß Moore aus, ein schmales, feines Gesicht, kastanienbraunes, lockiges Haar und die wundervollsten Augen, die ich je gesehen habe. Sie ist lieb und freundlich, das ganze Gegentheil von Rosaly Taddon, ist ungefähr 25 Jahre und heißt Ellen. Nur etwas gefällt Mama und mir nicht, sie ist doch noch so jung und hat schon einen so müden traurigen Zug um den Mund. Sie hat gewiß schon viel Schweres durchgemacht.

Die Kinder sind ganz entzückt von ihr, Anne-Marie, die doch sonst Fremden gegenüber ziemlich scheu ist, läuft heute — am zweiten Tage ihres Hierseins — hinter ihr her wie ein Hündchen und unser zehnjähriger Hans sagt nachdrücklich allen, die es hören wollen: „die Miß Moore gefällt mir — die heirath' ich auch, wenn ich groß bin." — Und nun eine große Neuigkeit, Tilde, wir bekommen Einquartirung auf ganze 14 Tage. Ist das nicht eine herrliche Aussicht, vier Offiziere während zwei langen Wochen zur beständigen Gesellschaft zu haben, freilich müssen sie recht heiter sein. — Du weißt, ich kann solch' furchtbar ernste Männer nicht leiden. Denke Dir, nachdem Mama es mir mitgetheilt hat, gehe ich hinauf zu Ellen Moore und erzähle ihr die Neuigkeit. Da wird sie ganz blaß und sagt:

„Deutsche Offiziere, Miß Gretchen? — Kommen deutsche Offiziere?"

„Ja, natürlich, Miß Ellen, ist es nicht herrlich?"

Aber sie giebt keine Antwort, sondern murmelt nur etwas undeutlich vor sich hin, was ich nicht verstehe. Mir scheint, sie mag deutsche Offiziere nicht leiden und der Gedanke ist ihr unangenehm, zwei Wochen lang mit vieren von ihnen unter einem Dach zu wohnen. — Du kannst Dir denken, daß es jetzt eine ganze Menge zu thun giebt; die Gastzimmer müssen zurecht gemacht und die Speisezettel für die kommenden Tage besprochen werden, da man hier auf dem Lande ja leider Nichts bekommen kann, sondern jede Kleinigkeit schon einige Tage vorher im benachbarten Städtchen bestellen muß. Außerdem kamen ganz unerwartet gestern Nachmittag Deernas aus Gellwitz zum Besuch, um uns ihre — ebenso wie ich — frisch aus der Pension gekommene Tochter vorzustellen. Hertha von Deerna ist ein ganz schönes Mädchen, aber offen gestanden, Tilde, ich mag sie nicht leiden — sie hat etwas lautes, unangenehmes an sich und außerdem halte ich sie für gefallsüchtig. Nicht in dem Maße, wie alle jungen Mädchen, Du und ich nicht ausgenommen, es sind, nein, sie will immer bewundert werden, drängt sich immer in den Mittelpunkt und hat eine abscheuliche Art und Weise, ihre hübschen, schwarzen Augen herumwandern zu lassen.

Ich muß schließen für heut, Tilde; Anne-Marie kommt mir eben sagen, ich soll Mamsell die Compotkrausen herausgeben, da muß ich eiligst hinunter. Schreibe mir nur bald einmal, bald erfährst auch Du wieder etwas von

Deiner Margarete.

IV.

Burgstein, den 9. August 1893.

Meine liebe Tilde!

Sie sind da! Die Einquartierung ist da! . . .

Heute bekommst Du einen ellenlangen Brief, denn ich habe Dir viel zu erzählen. Aber alles schön der Reihe nach, würde Madame Flambeau sagen, und ihrer Lehren eingedenk, will ich denn auch mit dem Anfang beginnen. — Vor vier Tagen war's; ich hatte tüchtig zu thun gehabt, so daß mir die Zeit bis 6 Uhr Abends rasch verging. Pünktlichkeit ist bekanntlich die Haupttugend der Soldaten, aber unsere Gäste zeichneten sich nicht hierdurch aus, denn anstatt um 6 Uhr kamen sie um $8\frac{1}{4}$ Uhr. Mamachen war mit Miß Ellen, Erna und mir in den blauen Salon gegangen und hier erwarteten wir sie.

Da hörten wir draußen im Corridor Papas Stimme: „Hier herein, meine Herren, bitte links, diese Thür!" Dann schlug das Stubenmädchen den Vorhang beiseite und sie traten ein. Höchst feierliche Vorstellung . . . Wie wir uns nach Miß Ellen umsehen, ist sie verschwunden. Mama sagte mir später, sie habe todtenblaß ausgesehen und heftiges Kopfweh gehabt; sie wollte sich auf ihr Zimmer zurückziehen.

Arme, kleine Miß Ellen, und es war doch so wunderschön diesen Abend!

Nun muß ich sie Dir aber der Reihe nach vorstellen. Da ist zuerst Oberst Fallenberg von den Dragonern, ein sehr netter, jovialer Herr mit weißem Haar und mächtigem, weißen Schnurrbart. Dann kommt Hauptmann Freiherr von Gellstein — groß und breitschultrig, dunkelgebräuntes Gesicht, schwarze Augen, schwarzes Haar, nett aber sehr schweigsam. Und nun kommt der, der mir von allen vieren am wenigsten gefallen hat. Lieutenant Gussow hat das unausstehlichste Schulmeisterbenehmen das ich je gesehen habe, dazu ein todternstes Gesicht, bei dessen Anblick man sich unwillkürlich fragt: „hat der Mensch in seinem Leben überhaupt schon mal gelacht?" Das Haar ist dunkelblond und legt sich in leichten Wellen auf die hohe Stirn. Die Augen kann ich Dir nicht beschreiben, Tilde, denn — lache mich aus, wie Du willst, ich kann nun einmal nicht in sie hineinschauen. Ich fürchte mich förmlich, wenn er mich so ruhig und entsetzlich ernst damit ansieht! da gefällt mir der kleine Hans Detlar, Sekondelieutenant bei den Husaren viel besser. Mittelgroß, zierlich, braune Augen in dem hübschen Gesicht und immer ausgelassen lustig, vom ersten Moment an, wo ich ihn gesehen habe. Er erzählte mir übrigens, daß Gussow nur Reserveoffizier, eigentlich Baumeister und augenblicklich zu einer sechswöchentlichen Manöverübung eingezogen sei.

Als wir zu Tisch gehen wollten, erschien Miß Ellen wieder. Als ihr die Offiziere vorgestellt werden, wird Hauptmann von Gellsteins braunes Gesicht auf einmal ganz blaß, er macht Ellen eine tiefe Verbeugung und sagt: „Ach, Miß Moore, sehen wir uns endlich einmal wieder?" dann wendet er sich zu Mama: „Ich hatte bereits die Ehre, Miß Moore vor einigen Jahren in meinem elterlichen Hause kennen zu lernen — sie unterrichtete meine beiden Schwestern!" Und dabei wirft er einen seltsamen Blick auf Miß Ellens sehr blasses, aber unendlich liebreizendes Gesicht, daß ich unwillkürlich denken mußte: „Was ist es nur zwischen den Beiden? Welch ein Geheimniß verbindet sie?"

Bei Tisch saß ich neben Lieutenant Detlar, der Oberst führte meine Mama, Gussow Erna und Herr von Gellstein hatte wie selbstverständlich Miß Moore den Arm geboten. Die Kinder läßt Mama während der Dauer des Besuches auf ihrem Zimmer essen; sie machen zuviel Trubel, die lieben, kleinen Trabanten. Bei Tische ging's sehr heiter zu, Detlar erzählte die drolligsten Schnurren und ich hätte mich noch besser amüsirt, wie ich es schon that, wenn Gussow uns nicht gegenüber gesessen und uns fortwährend betrachtet hätte. Ich bin überzeugt, er ärgerte sich über unser heiteres Lachen; er begreift nicht, daß man sich seines Lebens auch freuen kann und nicht beständig solch ernstes Gesicht zur Schau zu tragen braucht, wie er . . . Vielleicht war ich gerade deshalb um so lustiger, Tilde, ich weiß es nicht mehr. Ich habe so das Gefühl, er kann mich ebenso wenig leiden, wie ich ihn, ich bin ihm genau so unsympatisch wie er mir.

Um so besser! . . .

Gestern Nachmittag ritten wir spazieren, d. h. Papa wollte mit, wurde aber im letzten Augenblick von dem Vogt in den Pferdestall geholt, da ein Pferd erkrankt war. Ich war sehr unglücklich, daß wir den Ritt aufgeben sollten und mein guter Papa, dem mein trauriges Gesicht leid thun mochte, sagte: „Bitte, reiten die Herrschaften doch ohne mich! Herr Lieutenant Gussow hat wohl die Freundlichkeit aufzupassen, daß meine kleine Grete nicht zu tolle Wagestückchen unternimmt!"

Ich hätte nun am liebsten die ganze Partie aufgegeben; Gussow als Aufpasser — es war mir gräßlich. Es half aber nun nichts mehr und so trabten wir los, voran Gellstein mit Erna, dann Detlar und ich und ein paar Schritte hinter uns Gussow. Als wir ins freie Feld kamen, sage ich halblaut zu Detlar: „Wollen wir nun die Pferde einmal ausgreifen lassen?" Wie Gussow diese halblauten Worte gehört haben kann, ist mir ein Räthsel, aber auf einmal ist er an meiner Seite, legt die Hand auf meinen Zügel und sagt in seinem unausstehlichen Schulmeisterton: „Das werden wir bleiben lassen, gnädiges Fräulein!"

Ich zog ungestüm die Zügel an mich und sagte trotzig: „Ich lasse mir nichts befehlen!"

Da lächelt er, wirklich, Tilde, er lächelte und sagte: „Nichts befehlen, o nein, Fräulein Hertung, nur dem Papa nicht ungehorsam sein! Ich habe versprochen, aufzupassen."

„Das ist nicht nöthig!" sagte ich ungezogen — ich war wüthend. „Nun wohl, so zeigen Sie es, gnädiges Fräulein!" und damit ließ er meine Zügel frei.

Ich sagte nichts mehr, aber unser hübscher Ritt war mir gründlichst verdorben. Ich habe den ganzen Weg kein Wort mehr mit ihm gesprochen, sondern mich nur mit Gellstein und Detlar unterhalten. Gussow wich nicht mehr von Ernas Seite — sie schienen sich sehr lebhaft zu unterhalten, wovon sie sprachen, konnte ich nicht verstehen. Wir kamen ziemlich spät nach Haus — Erna und ich hatten gerade noch Zeit die Reitkleider mit unsern blauen Battistkleidern zu vertauschen, die zerzausten Haare glatt zu streichen und hinunter zu gehen. Sie waren bereits alle im Eßzimmer versammelt und so setzten wir uns zu Tisch. Nach dem Abendbrot fragte mich Detlar, ob ich musicire? Als ich bejahte, bat er mit mir ein paar Lieder zweistimmig singen zu dürfen und ich willigte freudig ein. Wir gingen in Mamas Zimmer, wo, wie Du ja weißt unser Flügel steht, suchten in den Noten und sangen dann

das herrliche Mendelssohn'sche „Ich wollt' meine Lieb' ergösse sich all' in ein einzig Wort!"

Es klang ganz hübsch, Tilde, unsre Stimmen passen gut zusammen und Detlar begleitete wunderhübsch. Ich sah einmal während des Singens auf, da stand Gussow uns gegenüber am Thürpfosten und sah uns unverwandt an. Ich wurde natürlich glühend roth — ach, Tilde, dieses leidige Rothwerden! — sang aber doch ruhig zu Ende. Sie klatschten alle, riefen „Bravo" und baten noch um ein Lied, nur Lieutenant Gussow sprach kein Wort. Ich hatte auch weiter keine Lust zum Singen und so setzte sich Miß Ellen auf unser Bitten ans Clavier und spielte. Tilde, ich habe noch nie mit so innigem, seelenvollen Ausdruck spielen hören — sie hatte das wundervolle Adagio aus Beethovens Pathetique gewählt. Hauptmann von Gellstein stand neben ihr und wendete ihr die Blätter um, und es fiel mir auf, wie blaß alle beide beim hellen Kerzenlicht aussahen. So sieht man nur nach gänzlich durchwachten Nächten aus.

Bald hinterher wünschte Ellen und ich gute Nacht und gingen auf unsre Zimmer, Ellen um Hansens erstes englisches Specimen durchzusehen, wie sie sagte, und ich um mit Dir zu plaudern. Das habe ich nun in erschöpfendster Weise gethan und will, da dieser Bogen gerade zu Ende geht, nicht abermals einen neuen anfangen. Also leb wohl Tildchen, sei vielmals gegrüßt von

Deiner Margarete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Poesie der Steinkohle.

Die unscheinbare Steinkohle ist ein Zauberkästchen, in welchem der Reichthum untergegangener Zeitalter an organischen Stoffen kostbarster Art, die das Auge, den Geruch und den Geschmack des Menschen erfreuen, ja ihm Heilung und Erleichterung für manche seiner Krankheitsstände bringen, aufbewahrt und seit Millionen von Jahren unbenutzt eingeschlossen lagen. Es bedurfte nur des „Sesam, thu' dich auf!" der modernen Wissenschaft, um die Menschheit mit einem Male mit den herrlichsten Wohlgerüchen, den glänzendsten Farben, den feinsten Geschmackswürzen (seit Entdeckung des Saccharins auch des kräftigsten Süßstoffes) und täglich sich mehrenden Heilmitteln zu überschütten, die außer Wärme und Licht sämmtlich der Steinkohle entquellen. Eine kurze, durchaus nicht vollständige Aufzählung dieser wunderbaren Stoffe, die gegenwärtig durch die sinnreichen Kunstgriffe der Chemie der Steinkohle und zwar dem eine lange Zeit am wenigsten beachteten und fast verachteten Bestandtheil derselben, dem Theer, entlockt werden, kann als ein Denkmal einer der merkwürdigsten Errungenschaften des auf die Natur gerichteten Forschungsgeistes unserer Tage dienen. Als vorher nie gekannte Farben, das menschliche Auge entzückend, steht die lange, in Wahrheit endlose Reihe der Anilinableitungen da. Die Namen allein, die einigen von ihnen im täglichen Leben beigelegt worden sind, drücken die angenehmen Lichtempfindungen aus, mit denen sie unser Dasein bereichert haben:

Roth — Anilinroth oder Fuchsin, Rubin, Magentaroth, Solferinroth, Biebricher Scharlach, Echtroth, Bordeaux, Ponceau (also hochroth) Naphtionroth, Anisolroth, Kardinalroth, Naphtalinroth u. s. w.

Orange und gelb — Anilingelb oder Säuregelb, Anilinorange, Aurin (also goldgelb), Goldorange, Orangegelb, Naphtalingelb, Safranin, Giselagelb, Zinalia, Naphtolorange u. s. w.

Grün — Anilingrün oder Jodgrün, Solidgrün oder Victoriagrün, Aldefydgrün oder Vert d'Usebe, Malachitgrün, Emeraldin (also smaragdgrün) u. s. w.

Blau und Violet — Methylenblau, Pariser Blau, Lyoner Blau, die Reihe der Indophenole, Künstlicher Indigo, Anilinviolet, Jodviolet oder altes Violet, Violet imperial oder Regiuapurpur, Geranosin u. s. w.

Braun und Schwarz — Anilinbraun oder Havannabraun, Bismarckbraun, Manchesterbraun, Vesuvin, Anilinschwarz u. s. w.

Hierzu kommt noch die Reihe der Alizarinfarben, die ebenso wohl aus dem natürlichen Alizarin oder Krapproth, wie aus dem ebenso zusammengesetzten künstlichen Alizarin, das man aus einem im Steinkohlentheer enthaltenen Stoff, dem Anthracen, herzustellen gelernt hat, abgeleitet werden können. Außer dem Alizarin oder Krapproth selbst sind somit obiger Liste noch hinzuzufügen: Purpurin oder Krappurpur, Garancin, Garanceux, Alizari, grünes Alizarin und verschiedene andere grüne, blaue, braune usw. Farbestoffe. Dem Geruch- und dem Geschmackssinn des Menschen liefert die Steinkohle seine Genüsse durch die folgenden ihrem Theer abgenommenen Stoffe:

Kumarin — derselbe wohlriechende Körper, den man im Waldmeister, in der Tonkabohne und in gewissen Grasarten antrifft, daher er auch in der Parfümerie als „Extract of newmown hay", Extract des frischgemähten Heues, Verwendung findet. Mirhanöl, oder künstliches Bittermandelöl, das in großem Maßstabe als Ersatz des natürlichen Bittermandelöls zum Parfümiren der Seifen u. s. w. gebraucht wird. Künstliches Vanillin, — derselbe Körper, den man häufig in zarten, wohlriechenden Krystallscheibchen auf den Vanilleschoten findet und dem die Vanille ihren Wohlgeruch verdankt, so daß man gegenwärtig das künstliche Vanillin als Ersatz für die einem tropischen Schmarotzergewächs entnommene Frucht verwendet.

Künstliche Heliotropessenz u. s. w.

Eine steigend wichtige Rolle spielen die in der Steinkohle enthaltenen Heilmittel, deren Entdeckung und Darstellung in die neuesten Zeiten fällt, und deren kräftige, fieberwidrige Eigenschaften schon vielfach das theure Chinin aus seiner bisherigen Alleinherrschaft aus diesem Felde verdrängen. Antipyrin, Kairin und Thallin sind bereits in jedermanns Munde; sie alle werden aus dem Chinolin gewonnen, und das Chinolin wird aus Anilin bereitet — demselben Anilin, das uns bereits eine Menge der prachtvollsten Farben und die feinsten Wohlgerüche und Würzstoffe geliefert hat und welches seinerseits der Steinkohle und ihrem Theer entstammt.

Vielleicht der merkwürdigste all der Stoffe, mit denen die Steinkohle bis dahin die Menschheit beschenkt hat, ist das erst vor ein paar Jahren entdeckte Saccharin, ein Körper, der 220 Mal stärker versüßt als Rohrzucker, vor dem er sich noch durch einen feinen Bittermandelgeschmack auszeichnet, der bei völliger Unschädlichkeit noch fäulnißwidrige, vielleicht fieberwidrige Wirkungen besitzen soll und dabei, da er kein Nahrungsmittel ist, sondern ungeändert in den Urin übergeht, den Diabetikern, denen alle Süßstoffe verboten sind, ohne Gefahr verabreicht werden kann. Alles dies war in der Steinkohle verborgen, ungeahnt, ungenossen und unbenutzt: alle Farben des Regenbogens in durch Mischung und Glanz noch erhöhter Lieblichkeit, würzhafte Gerüche der feinsten Art, die uns von ausgesuchten Exemplaren der Pflanzenwelt gespendet werden, Heilmittel gegen die aufreibendste und verbreitetste aller Krankheitsformen, schließlich ein unschuldiger, vielleicht sogar heilsamer Süßstoff, der die Geschmacksnerven befriedigt. Alles ist wie mit einer Wünschelruthe der Steinkohle entlockt worden und insbesondere ihrem bis in unser Jahrhundert hinein fast verwendungs- und bedeutungslosen Theer, auf dessen Verarbeitung zu den erwähnten und anderen Zwecken eine großartige, vielen Tausenden von Menschen Beschäftigung und manchen bedeutenden Wohlstand gewährende Industrie gegründet worden ist. Das Poetische hieran ist jedoch der Gedanke, daß die Steinkohle mit allen ihren Wundergaben in Wahrheit der durch Millionen von Jahren hindurch uns aufbewahrte Inbegriff der Stoffe und Kräfte der noch jugendlichen Muttererde ist. In Hitze und Licht werden, wie man längst gesagt hat, die Sonnenstrahlen, die sie einst in Gestalt einer mächtigen Pflanzenwelt aufgespeichert hat, wieder in Freiheit gesetzt. In den hundert und mehr herrlichen Farben ist die Blumenpracht eines uralten, tropischen Pflanzenwuchses wiedererstanden, und die Wohlgerüche, Würz- und Heilstoffe derselben haben in dem gegenwärtig aus dem Steinkohlentheer entwickelten Parfüms, Essenzen und Medikamenten ein verjüngtes Dasein gefunden. Der Mensch wird daher künftig das unscheinbare, schwarze Mineral, das er als einen uninteressanten Stoff zu behandeln gewohnt war und überhaupt erst spät selbst als Wärme- und Lichtquelle würdigen gelernt hatte, mit einer Art Ehrfurcht ansehen müssen. Denn wie einst Columbus im Traum „den Ozean entfesselte", so hat jetzt die Wissenschaft „die Steinkohle entfesselt" — eine Menge hoher Wunder, die in ihr verborgen lagen, zum Besten der Menschen in Freiheit gesetzt.

Frühlingsblumen mitten im Winter.

Das Verlangen, schön blühende Pflanzen mitten im Winter zu haben, hat zu der außerordentlichen Verbreitung der sogenannten holländischen Blumenzwiebeln, vorzugsweise Hyazinthen, wesentlich beigetragen. Treibbare Blumenzwiebeln werden in Holland, namentlich in der Gegend von Haarlem, und in Deutschland in Gegenden mit geeignetem Sandboden, so in der Mark Brandenburg, in großen Massen cultivirt. Gewöhnlich im August beginnt für diese Zwiebeln eine kurze Zeit der Ruhe, sie werden dann von den Züchtern ausgenommen, sortirt und gereinigt und die guten, blühbaren Zwiebeln gelangen bald darauf durch die Handelsgärtnereien und Samenhandlungen auf den Markt. Zur Treiberei in Töpfen dürfen nur Zwiebeln erster Qualität verwendet werden. Beim Ankauf ist darauf zu achten, daß jede Zwiebel ein gesundes Aussehen, namentlich einen unbeschädigten Wurzelboden hat, Festigkeit zeigt und ein ihrer Größe entsprechendes Gewicht besitzt. Die Größe an und für sich bietet nur dem eingeweihten Fachmann einen Anhaltspunkt bei Beurtheilung der Güte, weil einerseits viele Sorten mit stattlichen Blüthen oft nur kleine Zwiebeln haben und es andererseits auch großzwiebelige Sorten mit unansehnlichen Blüthen giebt. Die Hyazinthen mit gefüllten Blumen haben meist nur kleine Zwiebeln.

Zur erfolgreichen Ausübung der Blumenzwiebeltreiberei gehören also in erster Linie gute Zwiebeln. Beim Ankauf ist aber nicht nur auf die Beschaffenheit der Zwiebeln, sondern auch auf die Art der Sorten zu achten. Bei verschiedenen Gattungen, namentlich bei Hyazinten und Tulpen, werden frühe, mittelfrühe und späte Sorten unterschieden. In den Blumenzwiebelnverzeichnissen der Gärtner sind die frühen Sorten meist durch ein dem Namen vorgesetztes Sternchen gekennzeichnet. Zum Treiben kaufe man nur frühe und mittelfrühe Sorten; von den ersteren können schon welche im Zimmer gegen Weihnachten blühen, die letzteren dagegen sollen nicht vor Januar warm gestellt werden. Die frühesten Blumenzwiebeln sind einfach blühende Sorten, eine Ausnahme macht nur die gefüllte weiße Hyazinthe, Latour d'Auvergne, und die gefüllte roth und gelbe Duc van Tholl-Tulpe. Gegen Weihnachten kann man im Zimmer neben einigen Hyazinthen- und Tulpensorten nur noch die Marseiller Treibtazette zur Blüthe bringen.

Um zeitig blühende Zwiebeln zu haben, muß man nicht nur frühe Sorten kaufen, man muß dieselben vielmehr auch früh einpflanzen. Erst zwei Monate nach dem Einpflanzen kann bei den frühesten Sorten mit dem Treiben begonnen werden. Hyazinthen pflanzt man einzeln, von sonstigen Treibzwiebeln je 3—5 Stück in einen Topf. Die Töpfe sollen gerade so groß sein, daß die Zwiebeln bequem darin Platz haben, sich also, falls mehrere in einen Topf kommen, gegenseitig nicht berühren. Die zu verwendende Erde soll leicht und sandig, ferner frei von faulenden Bestandtheilen sein. Zu empfehlen ist eine sehr sandige Gartenerde, zur Hälfte mit Composterde vermischt, oder eine Mischung von gleichen Theilen grobem Sand, Garten- und Composterde. Ungeeignet ist namentlich schwerer Lehmboden und fette Mistbeeterde, weil in diesen Erdarten die jungen Wurzeln bald faulen.

Das Einpflanzen der Zwiebeln ist sehr einfach. Man fülle die Töpfe hoch und locker mit Erde und drücke dann die Zwiebeln hinein, die Erde gut an und fülle, wenn erforderlich, noch etwas Erdreich nach. Hyazinthen werden so gepflanzt, daß die Zwiebel nicht über den Topfrand hervorragt. Bei Zwiebelgattungen, die sich durch lange Zwiebelhälse auszeichnen, so bei Narcissen und Tazetten, dürfen diese Zwiebelhälse über den Topfrand hinausragen.

Die bepflanzten Zwiebeltöpfe gießt man tüchtig mit der Brause an und gräbt sie nachher etwa einen Fuß tief in ein Gartenbeet ein, oder man stellt sie in den Keller. Die Stelle, an der die Zwiebeln im Garten eingegraben, ist bei Eintritt frostiger Witterung gut mit Laub oder Mist zu decken, damit der Boden hier nicht friert und Töpfe jeder Zeit ausgenommen werden können. Bequemer ist die Unterbringung der Töpfe im Keller, aber man bedecke sie auch hier mit einer stets mäßig feucht zu haltenden Schicht Sand oder Erde. Erfolgt diese Bedeckung nicht, so werden sich die wurzelnden Zwiebeln stets mehr oder weniger erheblich aus den Töpfen heben, was späterhin die Schönheit der blühenden Pflanzen beeinträchtigt.

Die so gepflanzten und versorgten Zwiebeln werden erst dann ins Zimmer gebracht, wenn sie eine kräftige Spitze getrieben und den Boden des Topfes vollständig mit Wurzeln gefüllt haben, was durch Austopfen festgestellt wird. Bringt man diesen Anforderungen nicht entsprechende Zwiebeln in das Zimmer, so werden sie sich entweder gar nicht rühren und schließlich faulen, oder aber es wachsen nur die Blätter, der Blumenschaft kommt nicht hervor, er blüht höchstens unentwickelt und unvollkommen zwischen den Blättern auf; die Blumen bleiben stecken, wie der technische Ausdruck lautet. Oft kommt es auch vor, daß derartige Zwiebeln den die Knospen tragenden Stiel abstoßen.

Die jetzt im October gepflanzten Treibzwiebeln dürfen nicht vor Januar warm gestellt werden. Sind die zu treibenden Zwiebeln im Garten vorsichtig ausgegraben oder aus dem Keller geholt, so wasche man die Töpfe zunächst sauber ab und stelle sie hierauf erst in ein kaltes, aber frostfreies Nebenzimmer. Nach einigen Tagen bringe man die so allmählich an höhere Wärme gewöhnten Zwiebeln auf das Fensterbrett des Wohnzimmers. Gießt man hier die Töpfe stets derart mit erwärmtem Wasser, daß sie die Erde immer gleichmäßig feucht, aber nicht naß ist, schützt man sie ferner vor Zugluft und starken Wärmeschwankungen, so werden sich die Blumen rasch entwickeln.

In der Wärme des Wohnzimmers gelangen alle frühen Hyazinthen und Tulpen, dann auch die niedlichen Scillas (Scilla sibirica) und die treibbaren Narcissen, Tazetten und Jonquillen zur Entwickelung. Die übrigen Treibzwiebeln, namentlich Safran (Crocus), Schneeglöckchen (Galanthus), Schachblume (Fritillaria), Muskathyazinthen (Muscari) u. a., sollten im Zimmer nicht vor Mitte Januar und bei einer Temperatur von höchstens 6 bis 8° R. getrieben werden; sie entwickeln sich dann unter Einwirkung der Wintersonne meist schon in wenigen Tagen, während sie bei höherer Wärme von Ungeziefer befallen werden und verderben.

Ein sehr interessantes Verfahren ist das Treiben der Hyazinthen auf geeigneten, mit Wasser gefüllten Gläsern. Für dieses Verfahren wählt man nur frühe, einfach blühende Sorten. Jetzt im October werden die bekannten Gläser, deren Halsweite der Größe der Zwiebeln entsprechen muß, so hoch mit Wasser gefüllt, daß der Wurzelboden der aufgesetzten Zwiebel dicht über dem Wasser steht, dasselbe aber nicht berührt. Vortheilhaft ist es, in jedes Glas eine Messerspitze Salz zu geben. Für die nächsten beiden Monate stellt man die Gläser in den Keller oder sonst an eine kühle dunkle Stelle, etwa hinter den Ofen eines nicht geheizten Zimmers. Die ganze Arbeit besteht nun darin, das verdunstete und von den bald erscheinenden Wurzeln verbrauchte Wasser alle 10—14 Tage nachzufüllen. Hierbei hebt man die Zwiebel etwas in die Höhe, damit sie nicht benetzt wird. Sollte das Wasser einen üblen Geruch annehmen, so wird man finden, daß die Wurzeln oder die Zwiebeln selbst faul sind; man wirft sie dann einfach fort. Bei gesunden Zwiebeln ist die vollständige Erneuerung des Wassers in den Gläsern unnütz.

Die Hyazinthen auf Gläsern vertragen kein eigentliches Treibverfahren; man bringt sie, nachdem sich die Zwiebeln ordentlich bewurzelt und eine etwa 1—2 cm lange Spitze getrieben haben, von ihrem bisherigen dunklen und kühlen Standort am besten zwischen die Doppelfenster des Wohnzimmers, falls man solche hat. Bei Frost öffne man über Nacht die inneren Fensterflügel etwas oder bringe die Gläser ganz ins Zimmer. Obwohl nicht warm gehaltene Hyazinthen mehrere Kältegrade ertragen, ist doch die oben geschilderte Vorsichtsmaßregel geboten, denn die Gläser platzen, falls das Wasser in ihnen fest gefriert. Auf Gläsern zwischen Doppelfenstern gepflegte Hyazinthen blühen in der Regel im März und April.

Ein eigenthümliches Verfahren ist das Treiben der Hyazinthen in doppelten Gläsern. Derartig getriebene Hyazinthen wurden wohl zuerst auf der internationalen Gartenbau-Ausstellung in Amsterdam 1877 gezeigt. Das Glas besteht aus zwei Theilen. Der größere untere Theil wird bis nicht ganz zum Rand mit Wasser gefüllt. In den abgenommenen tulpenförmigen, oberen Theil legt man mit der Spitze nach unten eine Hyazinthenzwiebel, welche die untere Oeffnung verschließt, füllt denselben dann mit Erde und pflanzt oben in diese eine zweite Zwiebel. Während sich die obere Zwiebel wie die in Töpfe gepflanzten Zwiebeln in durchaus naturgemäßer Weise entwickelt, treibt die andere Zwiebel nach unten ins Wasser(?) hinein und hier entwickeln sich Blätter und Blüthen im nassen Element. Ganz ist der Erfolg nur dann, wenn beide Zwiebeln gleichzeitig blühen. Unten hin bringt man am besten eine extrastarke Zwiebel der Sorte Homerus oder Emilius, beide einfach roth blühend, und obenauf pflanzt man dann die dunkelblaue, gleichfalls einfach blühende Sorte Wilhelm I.

Alle früh getriebenenen und dann auch alle auf Wasser erblühten Zwiebeln sind nach der Blüthe werthlos geworden, auch die übrigen getriebenen Zwiebeln eignen sich zur Treiberei nicht mehr, doch kann man sie langsam einziehen lassen und im kommenden Herbst in den Garten pflanzen; sie liefern dann im nächsten Jahr noch einige Blümchen, die allerdings die aufgewendete Mühe kaum lohnen. (Hannov. L.- u. Forstw. Ztg.)

Wie Obstzüchter entstehen.

Es giebt bekanntlich — schreibt B. Schulz-Schönborn im „Prakt. Rathg." — eine ganze Reihe von Menschen, die der Obstzucht gegenüber kühl dastehen, theils sind es solche, die es unter ihrer Würde halten, sich mit diesen Dingen, die ja jeder einfache Gärtner, Winzer, wie sie meinen, versteht, zu beschäftigen, theils sind es aber auch solche, deren Beruf sie wenig oder gar nicht mit dieser schönen Beschäftigung in Berührung brachte und die nun aus Unkenntniß fern bleiben. Endlich giebt es aber auch eine große Zahl, die zwar von der Zucht des edlen Obstes schon Manches gesehen und gehört haben, ja selbst vielleicht Besitzer einer größeren oder kleineren Anzahl Bäume, aber geistig und körperlich zu faul sind, sich der Sache zu nähern, oder aber aus Furcht vor Verlusten absichtlich davon abstehen. Mit den Letzteren hat man es meistens auf dem Lande zu thun. Unsere zähen Bauern sind recht schwer zu überzeugen; z. B. giebt es in der hiesigen Dorfaue eine Fläche guten Bodens, die als Gemeinde-Gänsehütung behandelt wird, mindestens 2½ bis 3 Hektar groß, an einem kleinen Bach gelegen; glauben Sie wohl, daß es mir bisher möglich war die Dorfinsassen dazu zu bringen, dieses Land mit Obstbäumen zu bepflanzen!! Wie es mir nun aber doch gelang, Einen oder den Anderen für die Sache durch Zufall zu gewinnen, will ich hier mittheilen:

Es kam vor drei bis vier Jahren ein kleiner Besitzer (der Mann nennt wenige Morgen sein eigen) zu mir, um einige Stämmchen blauer Bauerpflaumen zu kaufen. Notabene, diese Obstsorte wird auch von dem vorsichtigsten Manne noch angepflanzt, da der Nutzen als Mus und Backwaare doch zu klar in die Augen springend ist; ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde ich ihm Bauernpflaumen nicht abließ, waren sie ihm zu theuer, oder hatte ich geräumt, kurz und gut, der Mann erstand nach einigem Zögern und Bedenken zwei etwas zurück gebliebene Edelpflaumen, zu entsprechend billigem Preise, und zwar die Sorten: „Königspflaume v. Tours" und „Königin Victoria." Da ich jedem meiner Kunden, der sich persönlich in meiner Baumschule Sachen aussucht, auf Befragen die nöthige Anleitung über Pflege und Behandlung junger Obstbäume gern gebe, so habe ich auch diesem gesagt, wie er mit seinen Bäumchen zu verfahren hat; er muß meinen Rath befolgt haben, denn in diesem Jahre erntete er von der „Königin Victoria" eine schöne Anzahl gut ausgebildeter Früchte. — Der Mann ist arm und kann sich nicht den Luxus leisten, werthvolles Obst selbst zu essen, veranlaßte deshalb seine Frau, die mit Eiern zum Markte ging, diese vorzüglichen Früchte mitzunehmen, in der Hoffnung, 60 bis 70 Pfg. dafür zu lösen; wer beschreibt daher sein Erstaunen, als die Frau zu Hause kam und ihm über zwei Mark ablieferte, indem sie erzählte, sie habe immer für drei Stück 10 Pfg. erhalten! — Dieser Mann wurde in kurzer Zeit passionirter Obstzüchter, Specialität wahrscheinlich Pflaumen. Er hat aber auch durch vernünftige Pflege und einige Mühe wohl den vierfachen Preis dieses Bäumchens schon bei der ersten Ernte herausgeschlagen.

Ein anderer Fall: Ich hatte in der Baumschule eine Anzahl Wintergoldparmänen, die zurückgeblieben, fast verkrüppelt waren, dabei aber jährlich fleißig trugen; in diesem Frühjahre war ihr Untergang beschlossen, das Quartier mußte ich räumen und wagte den Schund Niemandem anzubieten, also ins Feuer damit. Ein bäuerlicher Besitzer, der schon einiges Interesse für die Obstzucht zeigt, will sich nun der Mühe unterziehen, die jämmerlichen Dinger zu pflanzen. Er führt seine Absicht aus und hat jetzt die Freude, daß fast alle 25 Bäumchen nicht bloß gut angewachsen sind, sondern auch neben gesundem Wachsthum die Hoffnung eröffnen, bei weiter guter Behandlung schöne Halbstämmchen zu werden. — Auch dieser Mann ist der Obstzucht für immer gewonnen; wahrscheinliche Specialität: Wintergoldparmänen.

Erlauben Sie nun, da ich gerade in der Sonntagsvormittags-Plauderei bin, Ihnen noch einige Scherze aus meiner Praxis als Baumzüchter mitzutheilen.

Als ich vor Jahren meine Baumschule in noch kleinerem Umfange betrieb, hatte ich einen Posten von 110 bis 120 Stämmchen gewöhnlicher saurer Kirschen schön stark und mehrfach verpflanzt, aber allerdings zum Theil von etwas unregelmäßiger Stammbildung; ein benachbarter Besitzer fragte an, und ich stellte den Preis für 100 Stück auf 35 Mk., bei Abnahme des ganzen Postens aber auf 30 Mk. fest; der Herr, einer der reichsten Besitzer der hiesigen Gegend, deutete mir an, daß ihm dies zwar zu theuer erschien, nahm aber doch, als ich gar nicht handeln ließ, den Rest. — Einige Jahre darauf kam mir folgendes Ergebniß zu Ohren: die 120 Bäume wurden zur Bepflanzung einer Straße benutzt; da sie aber nicht ausreichten, kaufte man noch 50 bis 60 Stück im eigenen Dorfe von einem kleinen Besitzer, der die jungen Kirschbäumchen in seinem Garten als Wurzelschossen herumstehen hatte. Dieser gab seine Waare für 25 Pf. pro Stück, wobei der Käufer dann noch einige, wenig schmeichelhafte Vergleiche zwischen mir und dem andern anstellte. Alle Bäume wurden nun zu gleicher Zeit und unter denselben Verhältnissen ausgepflanzt. Im Herbst ergab sich, daß sämmtliche 120 von mir gelieferten Bäume gut angewachsen waren und entsprechende Triebe gemacht hatten, dagegen von den im Dorfe angekauften Bäumen (pro Stück 25 Pfg.) war auch nicht ein einziger ausgetrieben!!

Zum Schluß einen schönen Vergleich: Vor mehreren Jahren läßt ein benachbarter Großgrundbesitzer bei mir durch seinen Gärtner anfragen, ob er ca. 100 Apfel-Alleebäume erhalten könne und wie der Preis; Antwort: ja, pro Stück 1 Mk., auch im 100, aber beste Waare. Darauf: bedauere, man bekäme sie anderswo billiger. — Aus demselben Dorfe kommt an dem Tage, an welchem die Antwort auf meine Preisforderung eintrifft, ein kleiner Mann, für welchen 1 Mk. etwa dasselbe bedeutet als für jenen 100 Mk., und will 5 bis 6 Stämme kaufen; ich dachte, jene Gegend will alles billig haben und zeigte unregelmäßige Qualität zu 50 bis 70 Pfg., worauf jener lächelnd erklärte, solche Waare nicht brauchen zu können und dann 5 Stück à 1,50 Mk., prächtige Exemplare, bester Anzucht ersteht!

Original-Recepte.

Farcirte Seezunge. 2 Pfd. Seezunge werden abgezogen, von den Gräten abgelöst und 1 Stunde in Citronensaft und Salz marinirt. Dann wird eine Farce bereitet von 1 Pfd. Hecht, für 10 Pf. eingeweichte Semmel, ⅛ Pfd. Butter, 2 Eiern, Zwiebel, Muscatnuß, weißem Pfeffer und ganz fein gewiegten Sardellen. Diese Masse wird lange gerührt. Seezunge und Farce werden schichtweise auf einander gepackt und beliebig geformt. Die Speise wird mit Krebsbutter bestrichen und mit Parmesankäse bestreut, dann in eine Pfanne gelegt, mit Butterpapier bedeckt und mit Butter und Weißwein eine halbe Stunde lang gedämpft und braun gebacken. Champignonsauce dazu.

Eingemachte Ebereschen. Recht reife gewöhnliche Ebereschen werden geputzt, Blüthe und Stiel entfernt, gewaschen, getrocknet, auf 1 Pfd. Früchte 1 Pfd. Zucker, dieser geläutert, dann die Beeren hinein und gekocht bis sie kraus sind. Sehr pikant schmeckend.

Pfirsiche à la parisienne. Die Früchte werden abgezogen, in Hälften getheilt und immer wenige Stücke in kochenden, geläuterten Zucker gelegt; wenn sie kraus und glasig sind, mit dem Löffel herausgenommen und in Gläser geschichtet, dann kochender Saft darüber gegossen. Man füllt so viel in die weithalsigen Gläser, daß man einen Finger hoch guten Cognac oder Kirschwasser darauf gießen kann. Dies vermischt sich mit der Zeit mit dem Saft und wird mit aufgetischt. Mit Blase verbunden. „Ah, c'est très bon", setzte die Französin hinzu, der ich diese Recepte verdanke.

Eingemachter Kressensamen. Noch ganz grüne Samen von Kapuzinerkresse werden geputzt, gewaschen, ablaufen lassen, mit Salz gemischt und eine Nacht stehen gelassen. Der sich bildende Saft wird abgegossen, die Körner mit kleingeschnittener Meerrettigwurzel und Estragonstengeln in Gläser geschichtet und gekochter erkalteter Weinessig darüber gegossen. Sehr pikant zu kaltem Fleisch, wie mixed pickles. J. J.

Gelee von Quitten.

Willst du ein Gelee von Quitten,
Das bei allen wohl gelitten,
Nimm 6 Quitten schön und fein
Und zu Scheiben schneid sie ein,
Ganz und gar mit Schal und Kern,
Denn so sulzen sie dir gern.
Gieße Wasser dran, mein Kind,
Daß sie gar bedecket sind.
Laß sie kochen, bis sie weich,
Setze sie vom Feuer gleich.
Gieß ein Glas Wein zu, das giebt Kraft,
Von der Citrone noch den Saft.
Zweimal 12 Stunden laß es stehn,
Daß Kraft in Saft kann übergehn.
Dann gieß es durch ein reines Tuch,
Bis du hast klaren Saft genug.
Zu einem Pfund vom Safte rein
Drei Vierling*) Zucker müssen sein.
Das koche sacht und nehme wahr,
Bis es verschäumt und völlig klar.
Probiers auf einem Teller schön,
Bis ein paar Tropfen dort gestehn,
Füllś dann in Gläser wie es schicklich,
Es bleibt das ganze Jahr erquicklich.

*) Drei Vierling = ¾ Pfd. = 375 g.

Ottilie Wildermuth.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 25. October 1895. Neunter Jahrgang. — № 43.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Einquartirung.

Eine Erzählung in Briefen

von **Martha Arnold.**

(Fortsetzung.)

V.

Burgstein, den 15. August 1893.

Beste Tilde!

Wie habe ich über Deinen letzten Brief lachen müssen! Hans Detlar Deiner Grete gefährlich? Verzeih', daß ich so lache, aber es ist ein zu komischer Gedanke! Detlar ist mir wie ein lieber, guter Bruder, aber nicht mehr; der Gedanke, daß ich ihn je lieben könnte, ist mir noch nie gekommen. Wir sind zwei lustige Kameraden, die auf die kurze Zeit ihres Beisammenseins herzliche Freundschaft geschlossen haben, weiter nichts . . .

Und nun zu den „Burgsteiner Neuigkeiten“, von denen Du, wie Du mir schreibst, nie genug bekommen kannst! Zuerst also, ich bin heute in sehr gereizter, ärgerlicher Stimmung, und daran ist natürlich wieder Lieutenant Gussow schuld!! — Warum uns gerade den der Zufall ins Quartier geschickt hat? Er ist zu nichts anderem da, als um mich zu ärgern, mir zu widersprechen, mich zu schulmeistern. Ich gebe es ja zu, Tilde, ich reize ihn oft, aber ich kann nichts dafür. Wenn er unter uns andern — die wir lachen und heiter sind — so ernst und ruhig dasitzt, fühle ich immer den geheimen Kitzel, irgend etwas zu machen, wovon ich bestimmt weiß, es ärgert ihn; da fährt er denn aus seiner Ruhe auf, ich gebe ihm dann ungezogene Antworten, denn ich kann sein anmaßendes Wesen nicht leiden, und der schönste Streit ist fertig. Anmaßend nenne ich ihn, Tilde, weil er stets Alles besser wissen will, sich immer mit mir herumstreitet. —

Gestern hatten wir Besuch von Dernas aus Gallwitz, Hertha kam natürlich auch mit. Wir spielten nach dem Kaffee Croquet, Hertha, Gussow und Gellstein auf der einen, Miß Moore, Lieutenant Detlar und ich auf der anderen Seite. Hertha war unausstehlich, sie neckte mich ziemlich laut in ungezogener Weise und fragte, ob ich mich nicht bald verloben werde, sie hab' solche Lust, eine Hochzeit mitzumachen. Ich war wüthend und bombardirte eine gelbe Kugel, die mir eben vor den Hammer kam, weit weg.

„Was hat Ihnen denn meine arme Kugel gethan? Sehen Sie, der schöne, gelbe Ball ist ganz verschwunden!“ sagte Gussow, und sein Gesicht lächelte in der bewußten überlegenen Weise auf mich herab, die ich so hasse.

„Ich kann gelb nun einmal nicht ausstehen!“ sagte ich ungezogen und drehte ihm den Rücken.

Er holte stillschweigend seine gelbe Kugel aus dem Gebüsch, und wir sprachen kein Wort mehr zusammen. Nach dem Abendbrot gingen wir alle noch ein wenig in den Garten. Wie wir an den Teich kamen, drehte sich Mama zu mir und sagte leise: „Bitte, Gretchen, hole mir mein Tuch aus dem Eßzimmer — ich bin etwas erkältet und es ist hier so neblig.“

Ich nickte eifrig und bog eben links in einen Seitengang, der zum Haus führte, ein, als Gussow hinter mir herkam und laut sagte: „Ich begleite Sie, gnädiges Fräulein, junge Damen fürchten sich meistens Abends allein durch den finstern Garten zu gehen!“ — Tilde, das sagte er mir, die ich gestern Abend in seinem Beisein erst erklärt hatte, mir sei Nichts so verhaßt, als wenn junge Mädchen von Furcht sprechen.

Ich entgegnete aber nichts und so schritten wir schweigend auf das Haus zu. Er ging in den Gartensaal, holte Mama's weißes Tuch und hing es über seinen Arm. Wozu war ich denn eigentlich gegangen? . . . Und auf einmal, wie wir dicht neben einander einen schmalen Taxusweg hinab zur See schreiten, beugte er sich ganz tief zu mir hernieder — er ist fast zwei Köpfe höher wie ich, die ich doch auch gute Mittelgröße habe — und sagte ganz leise:

„Sind Sie mir noch böse, Fräulein Hertung?“

Mir ward ganz beklommen zu Muthe, ich hätte gern frisch herausgelacht, brachte es aber nicht fertig, sondern sagte nur ebenso leise „Nein!“

„Danke!“ sagte er in demselben Tone, „ich hätte es auch nicht —“

„Ah, da sind Sie ja!“ ruft in dem Augenblick Detlar's Stimme uns lustig zu und seine Gestalt taucht vor uns aus einem Seitengange auf. „Wir dachten schon, Sie wären verloren gegangen, weil Sie beide so lange blieben.“

Ich athmete förmlich befreit auf, Gussow aber hatte eine finstere Falte zwischen den Augenbrauen. Nun zerbreche ich mir den Kopf über das „ich hätte es auch nicht — —“ was wollte er noch dazu setzen? Detlar kam eigentlich doch in einem ungelegenen Momente! . . .

Dann stießen wir wieder zu den übrigen und Gussow legte Mama das Tuch um die Schultern. Hertha schien auf uns gewartet zu haben, sie war etwas hinter den anderen zurückgeblieben, winkte Lieutenant Gussow an ihre Seite und sagte so laut, daß wir alle es hören konnten: „Warum folgten Sie denn Fräulein Hertung so rasch — die ist tapfer, die fürchtet sich selbst in den dunklen Taxusgängen nicht!“

„Und doch widerstrebte es meinem Gefühl, Fräulein Hertung so allein im Finstern gehen zu lassen!“

„Wie galant!“ hörte ich noch ihre spottende Stimme.

Ich weiß nicht, woher es kommt, Hertha ist mir unsympathischer denn je. Es war so ziemlich elf Uhr, als der Wagen mit unseren Gästen davonfuhr. Oben im Corridor verabschiedeten sich die Herren und ich ging noch einmal hinunter, um Mama gute Nacht zu wünschen. Wie ich am blauen Salon vorbeikomme, höre ich plötzlich ganz laut Gellstein's Stimme: „Sie müssen mir glauben, Ellen! Seit wann haben Sie das Vertrauen zu mir verloren?“

Und dann klang Miß Ellen's helle Stimme leise aber bestimmt: „Damals, Herr von Gellstein, wo Sie dem Mädchen ohne Heimath, Eltern und — Geld den Rücken wandten!“

„Lüge, Ellen, das ist eine erbärmliche Lüge! . . . O Gott, womit soll ich es Ihnen beweisen, daß Sie Unrecht haben?!“ sagte er rasch und heftig. „Meine Mutter —“

„Lassen wir die Todten ruhen,“ unterbrach ihn Ellen's süße, traurige Stimme, „ich habe den Glauben verloren, und ohneGlauben und Vertrauen giebt es keine Liebe!“

Ich hörte, wie er zornig mit dem Fuß den Boden trat.

„Ellen, in Ihnen hat Jemand den Glauben an mich systematisch zerstört! . . . Wenn ich nur wüßte wer, würde mir's leicht sein, Sie zu bekehren!“

Ich stand wie gelähmt. Bei Gott, Tilde, nicht einen Moment war ich mir bewußt, daß ich horchte. Ich fühle, wie ich jetzt bei dem Gedanken daran noch glühend roth werde. Ich that es unabsichtlich, Tilde, ich hatte keine Gewalt über meine Glieder, ich war wie gelähmt. . . . Und dann mußte er ihr plötzlich ganz nahe getreten sein und ich hörte eine unbeschreiblich weiche, leidenschaftlich zärtliche Stimme leise fragen:

„Ellen, kleine Ellen!“ . . . Glauben Sie Ihrem Adalbert wirklich nichts mehr?“

„Ich kann nicht, o mein Gott, ich kann nicht!“

Jetzt floh ich plötzlich wie gejagt den Corridor entlang. Vergessen war, daß ich Mama gute Nacht sagen wollte — ich ruhte erst, wie ich oben in meinem Thurmstübchen ankam. Tilde, was liegt zwischen Ellen Moore und Herrn von Gellstein? Warum kann sie ihm nicht mehr glauben? Ich kann mir ja auch keine Liebe ohne Vertrauen denken, nur das eine weiß ich: wenn mich Jemand, den ich liebte oder früher geliebt hätte, in solchen Tönen bittet, wie Ellen vorhin gebeten wurde — ich könnte nicht widerstehen! Man weiß natürlich nicht, was Ellen mag durchgemacht haben, um jetzt noch so hart zu sein, denn daß sie ihn heute noch liebt und es nur verbirgt, glaube ich bestimmt. Sie haben sich kennen und gewiß lieben gelernt, als Miß Ellen vor fünf oder sechs Jahren als Erzieherin in seinem elterlichen Hause weilte. Was sie beide dann getrennt hat — Gott allein weiß es! — Aber ist's nicht wie eine Fügung des Schicksals, daß beide nach solcher Zeit hier wieder zusammen treffen? Möchte unsere Miß Ellen doch glücklich werden, es ist mein heißester Wunsch jetzt! — — —

Mit Lieutenant Gussow habe ich also augenblicklich einen Waffenstillstand geschlossen; wie lange? Bis er mich wieder ärgert und ich heftig werde, oder auch — umgekehrt — ich reize ihn u. s. w. Nächste Woche wollen die Offiziere im herrlichen, nahegelegenen Ginsterwald ein Picknick veranstalten, Dernas und verschiedene andere Nachbarn mit ihrer Einquartierung werden eingeladen. Du erhälst eine Beschreibung davon im nächsten Briefe, denn vorher werde ich wohl keine Zeit zum Schreiben mehr finden. Schreibe mir nur bald und denke an

Deine Margarete.

VI.

Burgstein, den 18. August 1893.

Liebste Tilde!

Was denkst Du nur? Vor drei Tagen ein Brief von mir und heute schon wieder einer! Aber mein erstes Abenteuer, das ich je erlebt, muß ich Dir doch erzählen. Zeit zu einem Plauderstündchen mit Dir hat mir Mamachen ertheilt, sie hilft statt meiner beim Pflaumeneinlegen; erst wollte ichs um keinen Preis annehmen, aber Mama meinte: „Geh nur, geh, Gretchen, ich sehe ja wie's Dir ordentlich das Herz abdrückt, Deiner Tilde wieder eine lange Epistel zu senden; Du hast gestern so fleißig in der Küche geholfen, daß Du Dir heut ein Extra-Feierstündchen erlauben darfst!“ — So sitze ich nun hier im Garten; Detlar ist nach Gellwitz gefahren, um Dernas zum Picknick einzuladen, die Andern sind mit Papa auf die Jagd gegangen, Erna hilft Mama und Miß Ellen giebt den Kleinen Unterricht. Und nun höre:

Vorgestern gegen Abend gehe ich wie schon oft ein Stückchen in den Wald. Ich bin ein wenig fremd geworden darin, Tilde, denn in den drei Jahren meiner Abwesenheit hat sich manches geändert, Papa hat neue Pfade anlegen und den alten Fahrweg, den Du ja auch kennst, ganz verändern lassen. Ich entdecke denn auch bald einen neuen, mir unbekannten Weg, verfolge ihn und komme an einen reizenden, kleinen Quell, der mit seinem frischsprudelnden Wasser ein winziges Becken füllt. Es war drückend heiß, Tilde, und Du weißt, mit welcher Wonne wir beide hier in Burgstein immer Schuhe und Strümpfe abstreiften, wenn wir an eine verschwiegene Stelle im Walde kamen und — barfuß liefen. Nicht wahr, Du erinnerst Dich dessen? Und ich, die große, bald neunzehn Jahr alte Grete Hertung, konnte auch diesmal dem Verlangen nicht widerstehen, streifte nach einer raschen vorsichtigen Umschau Schuhe und Strümpfe ab, hob mein rosa Kattunkleid ein wenig auf und plätscherte lustig mit den Füßen im Quell. Es war köstlich, ein Vergnügen, wie ich's lange nicht gehabt hatte. Es konnte vielleicht eine Viertelstunde vergangen sein, es dunkelte schon etwas, ich hatte keine Uhr mit und keine Ahnung von der Zeit. „Halblaut sagte ich vor mich hin: „Wie spät mag's sein?“

Und nun denke Dir meinen Schreck, als eine Stimme hinter mir sagt: „Punkt 7 Uhr, gnädiges Fräulein!“ Wie ich mich umdrehe, schlagen eben die Büsche hinter einer hohen Gestalt zusammen — Lieutenant Gussow steht vor mir im grauen Leinenanzug, die Büchsflinte über der Schulter und unser Tyras steht daneben und bellt mich an . . Ich wurde glühendroth und wußte vor Verlegenheit kein Wort zu sagen. Er aber schien das alles ganz natürlich zu finden und sagte ernsthaft: „Es mag wirklich ganz himmlisch kühl im Wasser sein, gnädiges Fräulein, aber wir müssen an die Heimkehr denken, es wird schon dunkel; komm Tyras, Fräulein Hertung will ihre Toilette beenden!“ — Und dabei sehe ich, wie er leise vor sich hinlacht, dem Hunde pfeift, zehn Schritte weiter geht und mir den Rücken wendend sich auf einen riesigen Feldstein setzt. Ich zitterte an allen Gliedern, rieb aber mechanisch die Füße mit dem Taschentuche trocken und fuhr eilig in Schuhe und Strümpfe. Als er meinen Schritt hörte, sprang er auf und drehte sich um. Ich war sehr verlegen und sehr ärgerlich und mit einem Blick auf mein böses Gesicht sagte er:

„Zürnen Sie mir, gnädiges Fräulein, oder warum sonst sehen Sie so böse aus?“

Ich zog die Augenbrauen und sah an ihm vorbei in den Wald. „Ich liebe derartige — Ueberraschungen nicht“, sagte ich scharf. „So wäre es Ihnen angenehmer gewesen, von jenen dort hier angetroffen zu werden?“ Und er wies mit der Hand den Fahrweg hinab, in den wir eben einbogen. Dort kamen mehrere sehr verwahrlost aussehende Männer und Frauen mit schwarzem, struppigem Haar und dunkler Haut uns gerade entgegen. Es waren Zigeuner, die, wie ich wußte, im Nachbardorfe ihr Lager aufgeschlagen hatten und sich nun hier herumtrieben. Wenn mich diese Gesellschaft zerlumpter, hungriger Menschen allein zur Abendzeit im Walde getroffen hätte! Welchen Dank war ich Gussow schuldig und wie ungezogen war ich zu ihm gewesen! Ich bereute es jetzt bitter und schritt stumm und beschämt neben ihm her. Mit einem Blick auf die näher kommende Truppe zog er meine linke Hand durch seinen Arm. „Sie müssen sich schon meine Führung gefallen lassen, sagte er, als ich unwillkürlich zurückzuckte, „sonst kann ich für die Folgen einer Begegnung mit diesen Leuten nicht stehen.“ Und dabei warf er einen Blick in mein ängstliches Gesicht und sagte im selben Tone wie damals Abends am See: „Fürchten Sie sich?“ Ich schüttelte den Kopf, trotzdem ich heftiges Herzklopfen hatte, und schritt stumm neben ihm her. Die Fremden kamen immer näher, schon wollten wir an ihnen vorüber schreiten, da griff ein altes, in schmutzige Lumpen gehülltes Weib nach meiner Hand und sagte grinsend:

„Ich will dem schönen Fräulein wahrsagen und sie giebt der armen alten Marca ein paar Pfennige, daß sie ihren Enkelkindern Brot kaufen kann.“

Ich erschrak heftig, als die häßliche Alte mich festhielt und wollte schon meine Hand rasch zurückziehen, als Gussow mir zuraunte: „Thun Sie ihr den Willen! Um so eher kommen wir los. Aengstigen Sie sich doch nicht so, es kann Ihnen ja nichts geschehen, setzte er mit merkwürdigem Tone hinzu, als er sah wie ich zitterte. Ach, Tilde, und wenn es auch nur Gussow war, den ich nicht leiden kann, mit dem ich mich so oft streite — eine wunderbar weiche, schöne Stimme hat er doch, es liegt etwas so beruhigendes darin. Ich wurde denn auch wirklich ruhiger und ließ der Alten meine Hand. Sie betrachtete sie eine ganze Weile prüfend, wobei sie den Kopf hin und her wiegte und fing dann an zu kichern.

„Hier steht was von einem großen, großen Glück“, sagte sie, mit der runzligen Rechten auf meiner Handfläche herumfahrend, „kann 's mir auch vorstellen, brauch nur den Herrn Bräutigam anzusehen.“ Und denke Dir, Tilde, dabei blickt sie kichernd auf Gussow. Ich fühlte, wie ich glühendroth wurde und wollte der Alten schon meine Hand entreißen, als Gussow wieder flüsterte, ich solle mich bemühen, ruhig zu bleiben. Da ließ auch schon die Zigeunerin meine Hand fallen und griff nach der seinen.

„Hm, hm,“ meinte sie nachdenkend, „das Glück steht auch hier — wird aber noch ein Weilchen dauern — hm, hm!“ Und dann schaute sie mir, die ich vor Verlegenheit kaum noch wußte ,wo ich hinsehen sollte, listig ins Gesicht und sprach leise vor sich hin kichernd weiter: „Das Fräulein Braut gleicht der Spottdrossel, die hüpft und schwirrt auch herum, ja, ja — macht dem Vogelfänger

das Leben gar schwer, ehe sie ins Netz geht. Aber am End — hihihi — am Ende fängt er sie doch! . . Und nun bittet die alte Marca um einen bescheidenen Lohn", und sie machte mit der braunen runzligen Hand die Bewegung des Geldzählens.

Gussow griff in die Tasche und reichte der Alten einen Thaler, den sie mit hellem Lachen ihren Begleitern zeigte und dann in die Tasche gleiten ließ. Dann griff Gussow an die Mütze: „Gute Nacht, Ihr Leute", und meinen zitternden Arm fest an sich drückend, schritt er mit mir durch das braune Volk, das uns, befriedigt durch die hohe Spende ruhig weiterließ . . Wir kamen schon ins offne Feld und noch hatte keins von uns ein Wort gesprochen. Jetzt endlich blieb mein Begleiter stehen — der Wald lag schon ein ganzes Stück hinter uns — ließ meine Hand fallen und sah mich an.

„Wie gut, daß ich heute Nachmittag von der Anwesenheit dieser Leute hörte, Ihr Fortbleiben im Walde mir auffiel und ich Ihnen folgte . . Wenn Sie allein dieser Bande begegnet, wenn Sie nicht nach Haus gekommen wären, wie hätten sich Ihre Eltern und — andere vielleicht auch um Sie geängstet!" Ich bemerkte jetzt erst, daß er ebenso erregt war wie ich. Und vorher schien er mir doch so ruhig und imponirte grade durch diese Ruhe den Leuten sichtlich.

„Ach, bitte, erzählen Sie meinen Eltern nichts", bat ich leise. „Mama würde sich noch hinterher furchtbar aufregen."

Er blieb stehen. „Nur unter einer Bedingung", entgegnete er ernst, „daß Sie mir fest versprechen, nie mehr so weit allein in den Wald zu gehen! Sie sehen ja, Sie sind vor — Ueberraschungen nicht sicher", setzte er mit schwachem Lächeln hinzu.

„Ich werde es nicht mehr thun!" sagte ich und senkte den Kopf.

„Ihre Hand darauf, Fräulein Hertung!"

Ich schlug in seine mir dargebotene Rechte — dann bot er mir wieder den Arm, pfiff dem Hunde und wir schritten weiter. Der übrige Theil des Weges verlief sehr schweigsam — keins von uns sprach ein Wort. Ich war froh, als wir endlich zu Haus und zum Abendbrot noch nicht zu spät kamen. Niemand fragte mich, wo ich so lange gesteckt habe, und ich war frrh, als ich erst in meinem Thurmstübchen saß. Mir war den ganzen Abend über so beklommen, so merkwürdig zu Muth, daß ich froh war allein zu sein. Mit Gussow habe ich mich seitdem nicht mehr gezankt. Ich glaube, ein gemeinsames Geheimniß bringt eins dem andern näher, nicht wahr? Froh bin ich aber doch, daß mein erstes Abenteuer so glücklich ablief! Eben ruft Miß Ellen nach mir, ich glaube, es wird Kaffee getrunken. Wie mir doch die Zeit beim Plaudern mit Dir schnell verstreicht! Ich muß aufhören und will heut Abend, oder morgen die Schlußzeilen druntersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft der Erde und des Menschengeschlechtes.

Von Dr. Max Fiebelkorn.

„Der Sonne Schein dunkelt, unheilvolle Idisen sieht man durch die Luft fliegen, der glührothe Hahn in Asgard, der Fialar heißt, schreit laut auf, der dunkelrothe bei Hel antwortet ihm, daß man es auf der Oberwelt vernimmt. Es wird Finsterniß im Himmel und auf Erden, die Erde bebt in ihren Grundfesten und das Meer, in seinen Tiefen aufgeregt, schwillt und stürzt schäumend in wilden Wogen über seine Ufer und überfluthet das Land.

Jetzt stößt Heimdal ins Giallarhorn und weckt die Asen und Einherier, daß sie sich rüsten zum letzten Kampfe der Entscheidung. Die Schlacht beginnt, und nachdem Odin Fenrir, dem gräßlichen Leichenwolfe, erlegen ist, ist das Schicksal der Götter entschieden. Keiner von ihnen entrinnt dem Verderben.

Währenddessen stürzen Berge über Berge, Abgründe klaffen bis hinunter zu Hels Reich, der Himmel spaltet sich und droht den Einsturz. Jetzt erhebt sich Sutur, der Schreckliche, Finstere. Vor ihm und hinter ihm ist Feuer. Er ist anzusehen wie eine Rauchwolke, die, von lodernden Bränden durchzuckt, aus dem heulenden Hekla himmelan steigt. Er schleudert den Brand über Himmel und Erde, über das unendliche All, daß es ein Gluthmeer wird und die lebenden Wesen und leblosen Dinge zusammen in der glühenden Lohe untergehen. Das Feuer wüthet, der Weltenbaum ist von Flammenwirbeln umlodert, der Sturmwind rast, Erde und Himmel, die neun Heime, sind vernichtet, Suturs Lohe hat Alles vertilgt. Ueber die Gräuel der Verwüstung ergießt sich das kochende Meer. Kein Geschöpf, kein Leben regt sich in seinem Schooße, nur der gespenstische Spielmann zieht darüber hin und regt die schäumenden Wellen zum raschen Tanze, zum rasenden Spiel auf."

So dachten sich unsere Vorfahren den Weltenuntergang, und in lieblicher Dichtung gaben sie ihm ein versöhnendes Ende, indem sie die Welt aus der Zerstörung rein und geläutert von Neuem entstehen ließen. Heute sind wir prosaischer geworden; wir hören die Sagen unserer Ahnen gern, aber mit nüchternen Sinnen, und vermögen nicht eine gleiche Begeisterung für sie zu empfinden, wie sie die Germanen bekundeten. Wie damals in gewissem Sinne der Dichter das Volk beherrschte, lenkt in unserer praktischen Zeit der Gelehrte dasselbe, und die Fragen, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt von Dichtern behandelt wurden, geben heute dem Gelehrten Stoff zu einer ebenso ernsten wie trockenen Abhandlung. Wer von unseren Dichterfürsten, falls wir solche überhaupt noch besitzen, behandelt nationale Thaten, wer singt von dem Weltuntergange und redet von der Zukunft des Menschengeschlechtes? Kaum einer wird sich unter ihnen finden lassen, sociale Fragen sind heute an der Tagesordnung.

Um so mehr beschäftigt man sich in Gelehrtenkreisen mit der Erde und ihrem Ende und spricht von dem Ziele ihrer Bewohner. Nur wenige Lehrbücher der Geologie versäumen es, mit einigen Worten auf diesen Punkt einzugehen, und für populäre Werke ist er ein beliebtes Capitel. Und unzweifelhaft bietet es dem Menschen viel Interessantes, nachzudenken über die Zukunft seines eigenen Geschlechtes und des kleinen Planeten, welchen er bewohnt und der im weiten unendlichen Himmelsraume nichts Anderes ist, als ein Sandkorn am Ufer des Meeres unter den vielen Millionen von Genossen.

Wir werden im Folgenden die Theorien besprechen, welche über das Ende unserer Erde aufgestellt sind, gleichzeitig werden wir dabei aber auch die Zukunft unserer späteren Geschlechter berücksichtigen und mit wenigen Worten auf den Zweck des menschlichen Daseins hinweisen.

Vor langen Jahren las der Verfasser einen Artikel über den Untergang der Erde im „Neuen Blatt", der erschütternd auf das Gemüth des Jünglings einwirkte und deshalb dem Verfasser in der Erinnerung geblieben ist. Es war in demselben die Hypothese eines französischen Gelehrten wiedergegeben, der, wahrscheinlich im Banne der Katastrophentheorie Cuviers, sich vorstellte, daß beim Untergange der Erde das Wasser der Oceane in das glühend-flüssige Erdinnere eindringt und hier unter gewaltigem Tosen, Zischen und Heulen dieselbe Wirkung hervorbringt, wie der unter zu hohem Drucke stehende Dampf im Kessel: Mit einem furchtbaren Knalle zerreißt der Erdball und sendet seine Stücke als Meteore in den weiten Weltenraum hinein.

Die Ansicht des Franzosen hat unzweifelhaft zur damaligen Zeit dem Standpunkte der Wissenschaft entsprochen, heute ist sie veraltet. Nur wenige Geologen halten das Innere der Erde noch feurig-flüssig, die meisten sind der Ansicht, daß dasselbe in Folge des hohen Druckes der Erdrindemassen gasförmig oder fest ist, allerdings bereit, jeden Augenblick bei einem sich in der Erdrinde neubildenden Risse wieder flüssig zu werden. Aber selbst bei der Annahme der glühend-flüssigen Beschaffenheit unseres Planeten ist es kaum möglich, zu erklären, wie das Wasser zu demselben gelangen soll, da es bis zu jenen Tiefen durch die zunehmende Temperatur längst in Dampf verwandelt sein müßte.

Nun hat man allerdings beobachtet, daß gewisse Fixsterne plötzlich eine lebhafte Zunahme ihrer Helligkeit erfahren haben, und man hat dies, wie schon seiner Zeit Newton, mit einer Katastophore auf jenen Weltkörpern in Verbindung gebracht; indessen ist es bei dem hohem Alter der Fixsterne sehr unwahrscheinlich, daß sie Explosionen ihres eigenen Körpers erleiden. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß es sich in dem obigen Falle um einen jüngeren Weltkörper handelte, welcher mit seinem Muttergestirn wieder vereinigt worden ist und hierdurch ein schnelles und lebhaftes Aufflammen des letzteren veranlaßte. Wir haben somit auch kaum Grund, für die Erde einen explosionsartigen Untergang anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Das Haar.

Von Otto Promber.

Zu den hervorragendsten Zierden, welche uns Mutter Natur verliehen hat, gehört auch das Haar. Daher ließ man ihm schon von jeher eine besondere Pflege zutheil werden. Die Aegypter und Perser, Römer und Griechen hielten viel auf einen wohlgepflegten Scheitel, da sie wohl wußten, daß durch denselben die ganze Figur ein vortheilhaftes Aussehen erhält. — Doch auch in der Bibel finden wir verschiedene Stellen, wo von der Zierde und der Bedeutung des Haares die Rede ist. So heißt es z. B. im zweiten Buch der Könige von Elisa: „Und er ging hinauf zu Bethel. Und als er auf dem Wege hinanging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus, verspotteten ihn und sprachen zu ihm: „Kahlkopf, komm herauf! Kahlkopf, komm herauf!" Den Juden galt nämlich ein dicht mit Haaren bewachsenes Haupt als Symbol der Kraft und Männlichkeit; sie waren stolz auf ihr Haar und ließen es lang wachsen. „Kahlkopf" aber war eines ihrer ärgsten Schimpfwörter, das sie gebrauchten, um einem Menschen ihre Verachtung auszudrücken. Wer das Unglück hatte, ein Kahlkopf zu werden, wurde gemieden und mußte schließlich die Stadt verlassen, um seinen Wohnsitz auf dem Lande aufzuschlagen, denn starker Haarausfall wurde von den Juden als der erste Grad des Aussatzes betrachtet.

Schön aber dünkte den Orientalen das Haar, wenn es dicht und schwarz war. So heißt es im hohen Liede Salomonis: „Sein Haupt ist wie das feinste Gold, seine Locken sind buschig und schwarz wie Rabengefieder." An anderen Stellen des alten Testamentes vergleichen Dichter die Locken der Jungfrau mit der finstern Nacht, in welcher ihr Gesicht heiter strahlt wie der silberne Mond, und wir alle wissen, daß Maria Jesu Füße in Bethanien mit ihren Haaren zu trocknen nicht unwürdig erachtete. Demnach mußten die Juden auf das Haar einen ganz besonderen Werth legen. —

Wenden wir uns zu Griechen und Römern, so finden wir eine gleiche Sorgfalt in der Pflege des Haares. — Der griechische Dichter Homer rechnete das Haar zu den Geschenken Aphroditens, und als Charillus gefragt wurde, aus welchem Grunde die Spartaner langes Haar trügen, antwortete er: „Weil es der wohlfeilste Schmuck ist." Trat der Spartaner ins Jünglingsalter, so wurde ihm das Haar abgeschnitten, damit es der Griechenjüngling einer Gottheit weihe. Auch bei anderen feierlichen Unternehmungen beraubte man sich des Haarschmuckes, denn dieser Act drückte nicht nur eine Bitte an die Götter aus, sondern war häufig nur eine rein äußerliche Ceremonie.

Wenn wir die ältesten Kunstdenkmale der Griechen betrachten, so finden wir bei den Frauen lange, zopfartige Locken, die bis zur Brust herabhängen. Auch damals kannte man schon das Kräuseln und Färben der Haare, und in Athen, wo blondlockiges Haar ganz besonders geschätzt wurde, bildeten die „Haarkräusler" ein eigenes Gewerbe. Nach und nach wurde die Haarfrisur immer kunstvoller, und selbst junge Männer ahmten den Frauen nach und kräuselten und färbten sich das Haar, wie einzelne Figuren aus jener Zeit beweisen.

Die anspruchsvolleren Römer legten auf die Pflege des Haares eine noch größere Sorgfalt. Salbenduftende künstliche Locken trug zu Ciceros Zeiten jeder Stutzer, und selbst hohe Staatsbeamten verschmähten nicht diese pompöse Zierde. Der große römische Feldherr, Julius Cäsar, war unglückerweise ein Kahlkopf und schätzte es daher für eine ganz besondere Gnade des hohen Senats, daß ihm gewährt wurde, für immer einen Lorbeerkranz tragen zu dürfen, der die kahlen Stellen seines Hauptes einigermaßen verdeckte.

Nach Augustus artete der Haarputz in der geschmacklosesten Weise aus. Man umgab das Haupt mit einem ungeheueren Bausch von Locken, die bei den Frauen oft mit einem mit Perlen besetzten Band getrennt waren. Auch flocht man lange Zöpfe, die man in Kreisringen tribünen- und pyramidenartig übereinander schichtete und mit einer langen Schmucknadel zusammenhielt. Da die Römer goldblondes Haar liebten, suchten sie ihr von Natur dunkleres Haar durch beizende Salben und eingestreuten Goldstaub in die gewünschte Farbe zu bringen; auch gebrauchten sie Perrücken, die von germanischem Haar gefertigt waren. So war der Gebrauch unserer wichtigsten Haartoilette-Artikel und Frisurkünste schon vor Jahrtausenden üblich!

In dem lesenswerthen Buche: „Haut, Haare und Nägel" von Dr. H. Schulz finden wir bemerkenswerthe Angaben über die Haartrachten der verschiedenen Völker aufgezeichnet. Die Germanen besaßen blondes, hellbraunes und röthliches Haar, das sie auf verschiedene Weise ordneten. Bei den Sueven war es Sitte, das Haar von der Stirne gegen den Scheitel zurück zu streichen und in einen Schopf zusammen zu binden, während bei den Katten die Jünglinge Haar und Bart so lange wachsen ließen, bis sie einen Feind erschlagen hatten.

Die alten Britten legten auf ihr Haar ebenfalls einen nicht geringen Werth. Sie wußten es mit Kalkwasser und Seife flachsgelb zu färben und gaben sich große Mühe, dasselbe möglichst schön und vortheilhaft zu ordnen. Man erzählt, daß ein zum Tode verurtheilter junger Krieger sich als letzte und größte Gunst erbat, von keinem Sclaven an seinem schönen langen Haar berührt zu werden; ebenso wollte er nicht, daß sein Haar von einem Tropfen Blut befleckt würde.

Den Arabern galt, wie den alten Juden, Kahlköpfigkeit für eine Schande und wenn sie sich von einer Anschuldigung befreien wollten, sagten sie gewöhnlich: „Wenn ich es gethan habe, dann soll der Herr mein Lockenhaupt in einen Kahlkopf verwandeln." Die Frauen der Araber theilen ihr Haar in viele kleine Flechten, die sie mit Goldschnüren, Perlenketten u.s. w. durchziehen und mit einem leichten Turban bedecken.

Bei den Neugriechen wird das Haar kurz getragen, während es die Frauen flechten und mit einem Schleier umhüllen. — Die Mädchen färben ihr Haar mahagonibraun, die verheiratheten Frauen schwarz.

Die persischen Frauen flechten ihr Haar ebenfalls, verlängern es aber durch künstliche Zöpfe, die zumeist aus gleichfarbiger Seide bestehen. Die Perser hingegen scheeren sich zum Theil das Haupt.

Bepflanzung der öffentlichen Straßen nicht mit einer, sondern mit mehreren Sorten.

(Referat des Garten-Inspectors Siler-Tamsel, gehalten auf der Herbstversammlung 1895 des Märkischen Obstbauvereins in Angermünde.)

In einer Sitzung des Märkischen Obstbauvereins bemerkte ich gelegentlich, daß das Bepflanzen der Straßen oft in einer Weise geschieht, die nach meiner Ansicht nicht richtig ist.

In Folge dieser Worte wurde ich aufgefordert, in einer späteren Sitzung mich darüber zu äußern.

Damit, daß man mit der früheren Bepflanzungsart, wo unter 100 Obstbäumen sich oft 50 Sorten finden, gebrochen hat, ist wohl Jedermann einverstanden und brauche ich darüber weiter nichts zu erwähnen. Wenn man jetzt aber in der Weise vorgeht, daß man eine ganze Straße oder Plantage nur mit einer Obstsorte bepflanzt, bezw. bepflanzen will, so scheint mir diese Bepflanzung ebenso unvortheilhaft zu sein, wie die frühere.

Ich will das durch ein Beispiel zu beweisen versuchen:

Wenn man eine Straße mit 1000 oder 2000 Goldparmänen — unzweifelhaft einer für Straßen geeigneten Sorte — bepflanzt, so muß die Ernte dieser Apfelsorte große Schwierigkeiten verursachen.

Soll diese schöne Frucht vortheilhaft verkauft werden, so kann die Ernte erst dann geschehen, wenn die Früchte ihre völlige Baumreife erlangt haben.

Weil nun aber die Goldparmäne bei völliger Baumreife in manchen Bodenarten leicht abfällt, so müßte die Ernte sehr beschleunigt werden und in kurzer Zeit beendet sein.

Wenn man berücksichtigt, daß gewöhnlich ein Obstpächter nur zwei oder drei brauchbare Leute zum Pflücken des Obstes hält, so erscheint es mir ganz unmöglich, mit so wenigen Leuten die Ernte von 1000 oder 2000 Bäumen einer Sorte in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen.

Hält man mir entgegen, daß sich ja der Obstpächter mehr Leute zum Abmachen des Obstes beschaffen kann, so erwidere ich, daß das nicht in der Weise geschehen kann, wie in der Landwirthschaft z. B. bei der Kartoffelernte. Dazu kann man jeden Arbeiter verwenden. Dagegen sind zum Obstpflücken nur wenige Leute brauchbar.

Diese zur Obsternte brauchbaren Leute sind aber nicht so leicht zu haben, und wenn der Pächter sie nur auf kurze Zeit annehmen will, überhaupt nicht, oder wenigstens sehr selten zu finden, denn solche Leute werden gewöhnlich für die ganze Pachtzeit gemiethet. Und wiederum von vornherein für die ganze Pachtzeit mehr Leute, vielleicht neun statt drei in den Dienst zu nehmen, das würde dem Pächter zu theuer kommen. Er hätte ja, mit Ausnahme der Erntezeit, keine Arbeit für sie, während er die zwei oder drei Männer, die ihm jetzt gewöhnlich zur Seite stehen, auch schon vor der Ernte als Wächter des Obstes anstellen kann und muß.

Noch einen wichtigen Punkt lassen Sie mich erwähnen: Bekanntlich tritt bisweilen in Folge verschiedener Umstände bei der einen oder anderen Obstsorte eine Mißernte ein. Hat man nun eine Straße mit nur einer Sorte bepflanzt, so kann z. B. in Folge von Frostschäden während der Blüthezeit die ganze Ernte vernichtet werden.

Natürlich würde sich dann wohl kaum ein Pächter finden und der Besitzer der Bäume hätte außer der ausfallenden Pacht noch den Schaden, sich auf eigene Kosten Leute zum Bewachen der Bäume halten zu müssen, um zu verhindern, daß die Bäume bei dem Stehlen der wenigen Früchte, die sich schließlich vielleicht doch noch vorfinden, beschädigt werden.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn mehrere Sorten angepflanzt sind. Es ist kaum anzunehmen, daß diese verschiedenen Sorten durch den Frost in gleicher Weise Schaden nehmen. Gehen wirklich die Blüthen der einen Sorte zu Grunde, so werden die anderen doch die schädlichen Einflüsse der Witterung aushalten, es wird eine, wenn auch nicht vorzügliche, so doch befriedigende Ernte in Aussicht stehen, für die leicht ein Pächter zu haben ist.

Als letzten Grund für meine Ansicht führe ich schließlich den Umstand an, daß sich die Aepfel in mehreren Sorten besser verkaufen lassen, als eine einzige in allzugroßen Mengen.

Ich meine damit, daß z. B. 600 Ctr. Daueräpfel in sechs verschiedenen schönen Sorten leichter verkäuflich sind, als 600 Ctr. von nur einer Sorte.

Der Händler braucht mehrere Fruchtsorten zu seinem Handel und da wird es ihm aus mancherlei Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen will, natürlich lieb sein, wenn er diese verschiedenen Sorten auf einer Stelle bekommen kann.

Meine Ansicht geht also dahin, daß man bei größeren Obstpflanzungen an Straßen oder Plantagen nicht etwa, wie das früher geschehen. möglichst viel Sorten, daß man aber auch nicht blos eine einzige Sorte nehmen soll, sondern daß man unter Berücksichtigung der von mir angegebenen Gründe nur ungefähr so viel Bäume ein und derselben Sorte pflanzen soll, als der spätere Pächter bei der Ernte rechtzeitig und unter nicht zu großem Kostenaufwande bewältigen kann.

Bei einer solchen Pflanzung wird sich dann auch, wie schon erwähnt, alljährlich ein Pächter finden und sich somit eine gute Rente erzielen lassen.

Die Herbstversammlung des Märkischen Obstbauvereins erklärte sich einstimmig für die im Referat vorgetragenen Ansichten.

Die neuen Stachelbeeren ohne Stacheln.

„Wieder ein neuer Triumph des Gartenbaues", so sagt ein englischer College im „Gardening World" über die neuen stachellosen Stachelbeeren.

Die erste unbewaffnete Stachelbeere entstand, wie so häufig durch Zufall, in einer Aussaat von Stachelbeersamen, die der verstorbene Baumschulenbesitzer Billard im Jahre 1867 in Fontenay-aux-Roses bei Paris machte. Lange Zeit blieb diese merkwürdige Neuheit unbeachtet. Erst Lefort, der sachverständige erste Schriftführer der Gartenbaugesellschaft in Meaux, schenkte diesem Wunderkinde eine gebührende Aufmerksamkeit. Er säete Samen davon aus und erhielt dadurch eine ganze Reihe stachelloser Stachelbeeren, von denen vier als werthvoll und verbreitungswürdig in diesem Herbst in den Handel gegeben werden sollen.

Die Herren Letellier u. fils, Caen (Normandie), erwarben diese Spielarten, vermehrten sie und kündigen jetzt den Verkauf derselben an.

Die vier Sorten: Souvenir de Billard, Edouard Lefort, Mme. Lefort und Belle de Meaux, sollen nach dem Bulletin durchweg Früchte erster Güte sein, einen Breitendurchmesser von 32—34 mm und einen Längendurchmesser von 4 cm haben. Die Farbe der Früchte ist weinroth bis dunkelroth, der Wuchs des Strauches ist kräftig. Die Sorte Belle de Meaux eignet sich wegen ihres hängenden Wuchses besonders gut für Hochstämme. Die Fruchtbarkeit ist eine gute.

Wir brauchen also in Zukunft nicht mehr zu fürchten, uns beim Ernten der Früchte Hände und Kleider zu zerreißen, da nicht mehr bei den Stachelbeeren gleich die Stacheln stehen.

Die vier Pflanzen kosten 20 Francs und sind zu beziehen von den Herren Pynaert van Geert in Gent (Belgien) und Letessier u. fils in Caen, Calvados (Normandie). Doch ist den Gartenfreunden wohl anzurathen, mit dem Erwerb zu warten, bis die Stachelbeeren billiger werden und auch in Deutschland zu haben sind. Alexander Mathieu im „Prakt. Rathg.".

Obstverkauf.

Trotz aller Fortschritte in der Verwerthung des Obstes — Obstmärkte, Vermittelungsstellen u. s. w. — bleibt die Thatsache bestehen, daß oft sehr schönes Obst nicht lohnend verkauft werden kann. Da macht das Verpacken und der Transport nach weiterhin zu viel Umstände, oder die Mengen der einzelnen Sorten sind zu klein und die Zahl der Sorten ist zu mannigfaltig, um vortheilhafte Verbindungen anknüpfen zu können. Gestehen wirs nur, häufig fehlt's auch uns Obstzüchtern noch an der rechten Geschäftskenntniß und am Unternehmungsgeist. Das liegt wohl daran, daß die tägliche Berührung mit dem Erdboden überhaupt die Thätigkeit in der Gärtnerei und in der Obstbaumpflege etwas schwerfällig macht im geschäftlichen Verkehr. Deshalb muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß feines Tafelobst ein sehr begehrter Artikel ist und daß der Bedarf dafür in Deutschland noch lange nicht gedeckt wird.

Für den kleineren Obstzüchter wird der Verkauf an Ort und Stelle immer der lohnendste sein und höchste Preise bringen; denn beim Verkauf nach weiterhin gehen vom Erlös noch sehr viele Unkosten ab und überhaupt kann sich nach ferneren Orten nur die Lieferung allerbester Waare lohnen. Wenn nun aber durch den Absatz am Orte selbst nicht alles untergebracht werden kann, dann sind die Obst- und Delicatessen-Handlungen der nächsten größeren Städte, die man mit Proben persönlich aufsuchen sollte, dankbare Abnehmer.

Es fehlt unseren meisten Delicatessen-Handlungen an zuverlässigen dauernden Bezugsquellen für feinstes Tafelobst und sie geben sich oft die größte Mühe, mit leistungsfähigen Obstzüchtern. Verbindungen anzuknüpfen.

So versandte kürzlich die Firma Ernst Schröder in Hamburg, Grindel-Allee Nr. 42, an die Mitglieder des Pomologen-Vereins ein Rundschreiben und ersuchte um Angebote von wirklich feinem Tafelobst. Es sind diesem Schreiben „Verhaltungsmaßregeln" für die Obstzüchter beigefügt, welche allgemein bekannt zu werden verdienen:

Verhaltungsmaßregeln u. s. w.

Bericht und Probe: Um mir das Vertrauen meiner Lieferanten zu erwerben und in dauernder Verbindung zu bleiben, ist es vor Allem nöthig, bevor Sie senden, sich über die gegenwärtige Marktlage für die zu versendende Obstgattung Bericht einzuholen, ob die Sendung sich auch für Sie rentirt, weshalb es erforderlich ist, eine ungeschmeichelte Probe per Post einzusenden, fällt die Waare geringer aus als die Probe, so ist mein Bericht ohne Verbindlichkeit für mich, weil derselbe nur laut Probe erfolgt.

Obstgattungen: Ich habe Verwendung hauptsächlich für Tafeläpfel und Birnen, jedoch auch für Steinobst, als: Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen 2c. ebenso für Weintrauben u. s. w.

Richtige pomologische Bezeichnung ist erwünscht!

Qualität: Die Qualität muß vorzüglich sein und die Exemplare fehlerfrei; geringe Waare ist immer überreichlich vorhanden und wird sich der Versandt nicht lohnen.

Verpackung: Das Verpacken muß von sachkundigen Händen erfolgen.

Für Spalierobst empfehle ich: Starke Körbe (auch Kisten) für 25 bis 50 Pfund Inhalt. Unten und oben (mehr als an den Seiten des Korbes) Holzwolle, Heu, Papierschnitzel u. s. w. Sehr feine Sorten und Exemplare sind in Papier einzuwickeln! Das Obst muß fest gepackt werden, jedoch ohne Druck zu erhalten, so daß es auf dem Transport nicht schüttelt. — Sehr zu empfehlen ist auch, zwischen jeder Lage Obst eine dünne Schicht Heu u. s. w.

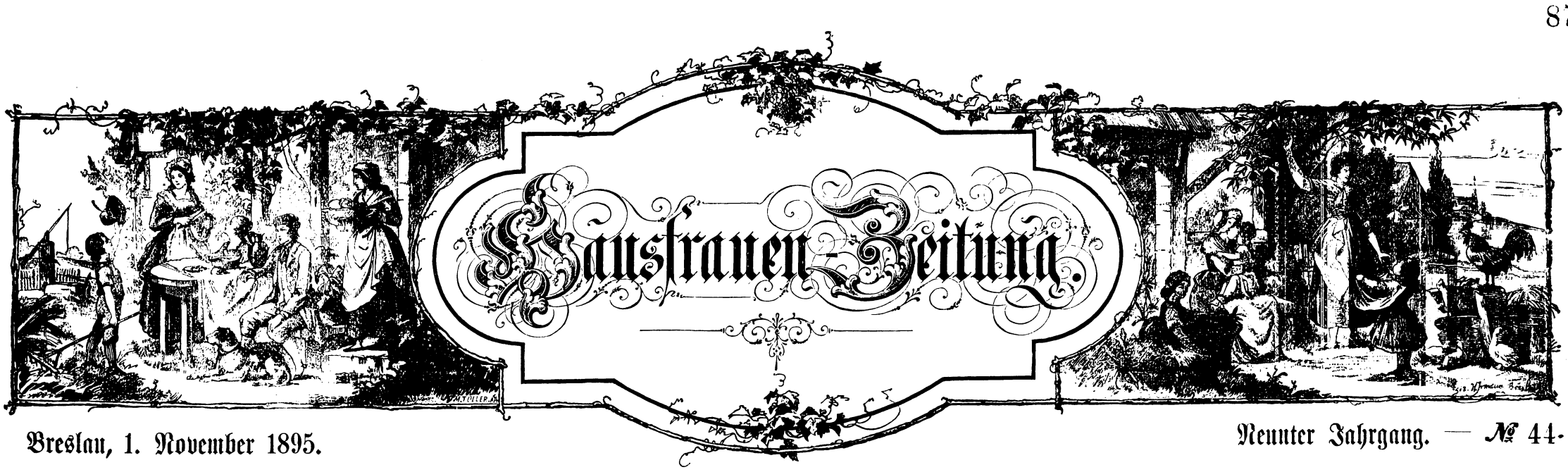
Reife beim Versandt: Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen u. s. w. dürfen niemals in reifem Zustande (auch nicht eine Frucht!) abgesandt werden, sondern dürfen höchstens halbreif sein, Birnen unreif.

Regulirung: Die Regulirung geschieht sofort nach Verkauf der Waare, welcher entweder gleich nach Empfang stattfindet, oder bei noch haltbarer Waare wird die günstigste Conjunctur für den Verkauf benutzt.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau.



Breslau, 1. November 1895. Neunter Jahrgang. — № 44.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Einquartirung.

Eine Erzählung in Briefen
von **Martha Arnold.**

(Fortsetzung.)

Den 19. August, Abends 9 Uhr.

Ach, Tilde, eine große Neuigkeit! Hans Detlar, der blonde, lustige Hans Detlar hat sich verlobt! Vorläufig ists noch ein großes Geheimniß, nur seinen Eltern und mir (im Uebermaß der Freude) hat er's vertraut. Dir kann ich es ruhig mittheilen, erstens kenne ich Deine Verschwiegenheit, zweitens erfahren es in spätestens drei Wochen doch alle Leute. Ich sitze also heute früh auf der Lindenbank hinter dem Wohnhaus und sticke eifrig über einer Geburtstagsarbeit für Mama, da kommt Lieutenant Detlar mit einem offenen Briefe in der Hand die Allee entlang, sieht mich gar nicht, sondern starrt unausgesetzt auf eine Photographie, die er in der Hand hält und lächelt dazu so eigen, so glücklich. Kurz vor meinem Platz sah er plötzlich auf, wollte Brief und Bild schnell verbergen, kam aber dann doch näher und fragte:

„Wie sehe ich aus, gnädiges Fräulein?"

„Sehr glücklich!" antwortete ich lachend.

Er setzte sich neben mich.

„Ich muß es einer Menschenseele erzählen, ich halte es sonst nicht aus — ich bin Bräutigam!" platzte er glückstrahlend heraus.

„Das ist eigentlich unschwer von Ihrem Gesicht abzulesen", entgegnete ich lachend und gratulirte ihm dann von Herzen.

Wohl eine halbe Stunde hat er mir dann von seiner kleinen Lilli erzählt — schon vor einem Jahre, als er sie, ein halbes Kind noch, zum ersten Mal bei einer Gesellschaft kennen gelernt hatte, hatte er sich bis über beide Ohren in sie verliebt (seine eigenen Worte). Vorige Woche hat er nun an Commerzienrath Allard und an Lilli selbst geschrieben, und eben war denn die Einwilligung des Ersteren gekommen mit der Bitte, die Verlobung noch bis nach den Manövern geheim zu halten — dann sollte sie in Lillis Vaterhaus gefeiert werden.

„Und Ihre Braut?"

„Hat nichts geschrieben, aber mir ihr Bild geschickt — das spricht deutlicher als Worte" — und dann zeigte er mir ein kleines Täfelchen, auf dem ich in feiner Pastellmalerei einen reizenden schwazlockigen Mädchenkopf mit zierlichem Stumpfnäschen und großen lachenden Kinderaugen sah.

Wir plauderten eine ganze Weile und er bat mich noch einmal seine Verlobung geheim zu halten. Ich versprach's ihm und sagte dann: „Nur meiner besten Freundin möcht ich's sagen, darf ich? Sie ist weit weg von hier in der Schweiz und kann nichts verrathen!"

„Bitte, bitte, Fräulein Hertung!" sagte er liebenswürdig und dann lachte er: „ich bin fest überzeugt, meine kleine Lilli wird ihrer Herzensfreudin Annita Düren gegenüber auch nicht drei Wochen lang reinen Mund halten."

Damit gingen wir zusammen ins Haus, ich legte meine Handarbeit in den niedlichen Arbeitskorb von Dir und ging dann hinunter in die Milchkammer. Denke Dir, Tilde, es macht mir jetzt gradezu Freude, mich etwas in der Wirthschaft zu beschäftigen, das hätte ich vor drei Monaten auch nicht für möglich gehalten. So habe ich denn seit beinahe 8 Tagen Mamsell das Milchkühlen abgenommen, d. h. nicht das Kühlen selbst, sondern die Aufsicht darüber. Ich hatte meine Aermel etwas aufgestreift und reichte Anna, die am Kühlapparat stand, eben eine Milchsatte hinüber, als die Flurthür sich öffnet und Lieutenant Gussow auf der Schwelle erscheint, einen Brief in der Hand.

„Der Postbote hat ihn eben für Sie abgegeben!" sagte er ihn mir herüberreichend und mich dabei ansehend.

Ich wurde unter seinem Blick glühendroth und wollte eiligst meine Aermel herabstreifen, da sagte er leise:

„Lassen Sie doch, Fräulein Margarete, häusliche Arbeit ehrt in meinen Augen mehr, wie malen, sticken und andere schöne Künste!" und fort war er.

Zum ersten Mal, daß er mich beim Vornamen nannte, zu jeder anderen Zeit würde ichs mir gründlichst verbeten haben, aber heute sprach er so leise — grade so wie damals im Walde, daß mir meine ungezogenen Worte in der Kehle sitzen blieben. Eben schlägt es 10 Uhr, ich muß endlich schließen. Die „Schlußworte" haben sich noch genug in die Länge gezogen! Sei herzlich gegrüßt, liebe Tilde, von Deiner Margarete.

VII.

Burgstein, den 22. August 1893.

Meine Tilde!

Gestern war es, das lang ersehnte Picknick. — Tilde! wie hatte ich mich darauf gefreut, und wie anders ist Alles gekommen, wie ich gedacht hatte. Aber ich will Dich nicht vorher mit allerlei Andeutungen ängsten, sondern Alles schön der Reihe nach erzählen . . . Du weißt, daß außer uns noch Dernas und einige andere Nachbar-Familien mit ihrer Einquartirung zu dem Waldfest eingeladen waren — im ganzen 34 Personen. Um 1 Uhr versammelten sich Alle bei uns in Burgstein und dann ging's theils zu Wagen, theils zu Pferde hinaus in den herrlichen Ginsterwald. Wir jungen Mädchen waren alle hell gekleidet; das Wetter war ja auch prachtvoll warm — eigentlich zu schwül. Miß Ellen sah reizend aus; sie hatte ein weißes Battistkleid an und einen mächtigen Strauß Feldblumen auf ihrem großen, weißen Strohhut . . . Ich saß mit Frau von Rosen (einer verheiratheten, sehr netten Tochter Dernas), Erna, Ellen und Hauptmann von Gellstein in einem Wagen; etwas eng war's zwar, Tilde, doch um so gemüthlicher. Gellstein saß Ellen gegenüber, sie sprachen fast kein Wort zusammen, aber ich merkte, wie unverwandt er sie ansah. Sie sah unbeschreiblich liebreizend aus, Tilde, ich wünschte, Du hättest sie sehen können. — Nach einstündiger, wunderschöner Fahrt wurde mitten im Walde an einer freien Stelle halt gemacht. Nun entstand ein Leben und Treiben, daß der stille Wald gewiß verwundert seine Wipfel schüttelte. Die mitgebrachten Vorräthe wurden ausgepackt und Hertha, Else Drastett und ich kochten Kaffee — dann wurde unter viel heiterem Geplauder und noch heiterem Lachen die Vesper eingenommen.

Die älteren Herrschaften unternahmen hierauf einen Spaziergang nach dem 10 Minuten entfernt gelegenen Charlottensee und wir Jungen spielten: Blindekuh, Fanchon, Thalerwandern u. s. w. Es war herrlich, und mein einziger Wunsch dabei war, könntest Du dabei sein, Tilde! Je später es wurde, um so übermüthiger wurden wir; zuletzt setzten sich die älteren Herrschaften zu einem gemüthlichen Spielchen Karten auf den moosigen Waldgrund, die Mütter plauderten über Küchenrezepte, Wäsche und Dienstboten und wir spielten Verstecken. Damit unsere hellen Kleider nicht zu Verräthern wurden, mußten wir uns ziemlich zerstreuen und uns sehr dichtes Gebüsch aussuchen. Es wurde schon Dunkel, man brauchte vor allzu schnellem Finden keine Angst zu haben.

Ich lief einen schmalen, ziemlich steilen Weg rasch vorwärts, ohne zu wissen, wohin er führte. Es war so wonnig, eine Strecke ganz allein zu gehen, und so lief ich — wie ein Kind — Zeit und Spiel vergessend, im Walde umher. Erst als es auf einmal sehr dunkel wurde, blickte ich mich aufmerksam um. Ja, wo war ich denn hingerathen? . . . Dieser Theil des Waldes war mir ja ganz fremd — vor mir eine kleine, zerfallene Waldhütte durch einen breiten Bach von mir getrennt, über mir der eben noch blaue, klare Himmel von schwarzen, düsteren Gewitterwolken überzogen. Ich wollte auf demselben Wege zurückkehren, aber nachdem ich eine kurze Strecke weit gegangen war, mußte ich mir trostlos sagen, daß es nicht derselbe Weg war, auf dem ich hierher gelangte. Ich rief mir die Kehle halb heiser — keine Antwort; ich sah auf die Uhr und merkte, daß eine gute halbe Stunde verflossen sein mußte, seit ich die Lichtung da unten verlassen habe. Es wurde dunkler, immer dunkler, Tilde, und ich wußte, daß der Ginsterwald sich meilenweit am Fluß ausdehnte. Ich lief umher, versuchte den Rückweg zu finden und mußte immer wieder hoffnungslos unter die alte Eiche zurückkehren. Ich sah ein, daß es unmöglich war, mich zurück zu finden; ich mußte warten, bis man mich vermissen und suchen würde. Großer Gott, und der Gedanke: „Wie ängsten sich Deine armen Eltern!"

Dann fing es an zu blitzen, Tilde, und große, schwere Tropfen fielen hernieder. Du kennst meine Angst bei Gewittern, Tilde — und als die Blitze um mich Alles taghell erleuchteten und Schlag auf Schlag folgte, legte ich halb besinnungslos mein Gesicht an die Rinde des Baumes (wie gefährlich gerade dieser Platz war, daran dachte ich in meiner furchtbaren Erregung nicht mehr) und weinte und schluchzte. Wie lange ich so gestanden habe, weiß ich nicht mehr, aber Du kannst Dir denken, was ich empfand, als es plötzlich in ziemlicher Nähe zu mir herüberscholl:

„Margarete!"

Ich jubelte und weinte in einem Athem und rief so laut ich konnte:

„Hier — hier bin ich — ach, bitte, schnell!"

Wieder ein furchtbarer Donnerschlag, dann hörte ich eilig näherkommende Schritte, die Zweige neben mir wurden auseinander geschlagen und irgend Jemand trat hinter mich und zog mir sanft die Hände herab, die ich bei dem lauten Krach aufschreiend vor das Gesicht gelegt.

Lieutenant Gussow stand vor mir, durchnäßt, ohne Mütze, mit todtblassem Gesicht.

„Margarete, wie mögen Sie sich geängstigt haben!" sagte er leise, in halb erstickten Tönen.

Ich konnte nicht antworten, ich schluchzte noch immer.

„Armes, thörichtes Kind!" hörte ich ihn leise sagen, dann hob er sanft mein gesenktes, verweintes Gesicht in die Höhe und nahm meine Rechte zwischen seine beiden Hände „kommen Sie," fuhr er in beruhigendem Tone fort, „es muß irgend ein altes Waldwärterhäuschen in der Nähe sein — hier in dem strömenden Regen können wir unmöglich das Ende des Gewitters abwarten!"

Ich strich mein nasses Haar aus der Stirn und blickte ihn an.

„Da drüben steht ein altes, aber sehr baufälliges Hüttchen; wie sollen wir aber hinüber? Sehen Sie doch den Bach!"

Er hatte sich schon orientirt und beugte sich zu mir nieder.

„Es geht nicht anders — ich muß Sie hinüber tragen!" und ehe ich ein Wort entgegnen konnte, fühlte ich mich emporgehoben und mit wenigen, sicheren Schritten durch das breite, aber seichte Wasser getragen. Drüben ließ er mich nieder.

„Verzeihung!" sagte er tiefaufathmend, und dann zog er meine Hand an sich und führte mich durch die zerfallene Thür in die Hütte. Es waren keine Scheiben mehr in dem Fensterchen der einzigen, winzigen Stube und der Putz bröckelte herab von den Wänden auf die schadhafte Ziegeldiele, aber wir standen doch wenigstens im Trockenen und hatten ein Dach über dem Haupt.

Mir war eisig kalt, ich war ziemlich durchnäßt und zitterte an allen Gliedern. Wieder ein furchtbarer Donnerschlag — ich hatte die Hände wieder vor das Gesicht gelegt.

„Ich fürchte mich entsetzlich bei Gewitter", sagte ich leise.

Er stand mit wenig Schritten neben mir und beugte sich zu mir nieder, zog mir abermals die Hände vom Gesicht und sagte:

„Wie ich ein kleiner Junge war und mich bei jedem Gewitter entsetzlich fürchtete, legte meine Mutter meine Hände ineinander und betete mit mir und ich wurde ruhig."

Ich betrachtete ihn scheu von der Seite — wie glücklich er aussah, wenn er von seiner Mutter sprach.

„Lebt Ihre Mutter bei Ihnen?" fragte ich nach einer Weile.

„Ja!" erwiderte er „ich bin nämlich nicht Linienofficier, wie Sie zu glauben scheinen, Fräulein Margarete" — seit er's das erste Mal gethan hat, nennt er mich immer beim Vornamen — „ich bin königlicher Baumeister und augenblicklich nur zu einer sechswöchentlichen Uebung eingezogen. . . . Seit meine einzige Schwester vor drei Jahren heirathete, lebt meine Mutter bei mir und führt mir die Wirthschaft. Seit einiger Zeit nun behauptet sie — sie werde zu alt und vergeßlich — ich solle ihre eine Hilfe bringen — nun, mit einem Wort, ich olle heirathen. Sie meint, die erste Etage unserer hübschen Villa wäre gradezu geeignet, eine junge Hausfrau hinein zu führen." Er war während dieser Worte mit den Händen auf dem Rücken in dem kleinen Stübchen auf und abgewandert, jetzt blieb er dicht vor mir stehen und sah mich an. „Das hat noch gute Weile, meinen Sie nicht auch, Fräulein Margarete?"

Das seltsam beklommene Gefühl, wie damals im Garten überkam mich urplötzlich — ich hatte heftiges Herzklopfen und fühlte, daß ich glühendroth wurde. Und er betrachtete mich auch noch unverwandt — ich wandte mich hastig nach dem Fenster.

„Wie kann ich das wissen!" sagte ich verlegen.

„Sie haben Recht!" entgegnete er mit veränderter Stimme und ich merkte sofort, daß er böse war „woher sollten Sie das auch wissen!"

Es war ein paar Minuten ganz still, man hörte nur draußen das Aufschlagen des Regens; ich brach endlich das Stillschweigen.

„Aengstigen sich meine Eltern sehr?"

Er sah mich mit einem langen, ernsten Blick an.

„Sie fragen?! . . ."

„Meine arme Mama!" entgegnete ich leise und brach auf's Neue in Thränen aus. Er ließ mich ruhig weinen — kannte er mich denn so genau, um zu wissen, daß wenn ich mich ausgeweint, mir stets leichter ums Herz wurde? Ich hob auch endlich mein verweintes Gesicht und trocknete meine Thränen. Gussow stand am Fenster und wandte sich eben nach mir um.

„Wie kam es, daß Sie mich fanden?" fragte ich stockend.

„Nicht wahr, es ist eigenthümlich, daß ich's gerade war, wo doch eine ganze Menge ausgezogen war, Sie zu suchen?" fragte er, und ein ganz eignes Lächeln spielte um seinen Mund, und ich machte zum ersten Mal die Bemerkung, daß er doch eigentlich ein sehr hübsches, männliches Gesicht habe, und daß ihm das Lachen gut stünde.

„Was hatten Sie denn neulich zu lachen, als Sie mit Detlar auf der Lindenbank saßen?" fragte er plötzlich.

„Haben Sie uns denn gesehen?"

„Ja, Sie waren allerdings so vertieft in das Betrachten irgend eines Gegenstandes, den mein Kamerad in der Hand hielt, daß Sie beide nicht merkten, daß ich in zehn Schritt Entfernung an Ihnen vorüberging!" sagte er und sah mich forschend an. „Können Sie mir's nicht sagen?"

„Nein!" sagte ich und wurde roth.

„Können Sie es mir wirklich nicht sagen — auch nicht, wenn ich Sie darum bitte?"

Ich kämpfte in diesem Augenblick einen Kampf mit mir, Tilde, aber — Detlar hatte mein Versprechen zu schweigen, und so sagte ich leise, aber fest: „Nein!"

Eine drückende Pause entstand, ich ging ans Fenster und sah hinaus.

„Es hat aufgehört zu regnen! Wollen wir nicht versuchen, den Rückweg zu finden?" fragte ich. Gussow strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend einen quälenden Gedanken wegjagen und sagte dann kurz:

„Ich glaube, es ist die höchste Zeit!" . . .

Wir schritten ins Freie — die Luft war köstlich frisch, nicht eine einzige Wolke mehr an dem tief dunkelblauen Himmel. Als wir an den Bach kamen, wandte ich mich wieder an ihn.

„Vielleicht ist es etwas oberhalb dieser Stelle seichter, so daß ich zu Fuß hinüber könnte?“ fragte ich ziemlich zaghaft.

Er verbeugte sich leicht. „Wie Sie befehlen gnädiges Fräulein!“ sagte er kühl und schritt aufmerksam prüfend am Ufer entlang. Dann winkte er mir. „Hier können Sie mit leidlich trockenen Füßen hinüber kommen!“

Es ging wirklich ganz gut, Tilde, der Bach war an dieser Stelle ziemlich seicht und einige große Steine ragten über die Wasseroberfläche, so daß ich mit leichter Mühe hinüber kam, ohne seine Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Schweigend schritten wir durch den Wald zurück, er als Führer voran. Sorgsam bog er die Zweige zurück, damit sie mich nicht streifen sollten, aber ich fühlte mich so recht von Herzen unglücklich auf diesem schweigsamen Weg. . . . Wie lange wir so geschritten, ich weiß es nicht mehr. Aber wie wir endlich in das kleine Dorfwirthshaus kamen, in dem alle vor dem Unwetter Schutz gesucht hatten, und meine Eltern bleich und aufgeregt mich an sich drückten und küßten, brach ich in heftige Thränen aus. . . . Auf der Heimfahrt wurde ich in warme Tücher und Decken gehüllt, Papa saß neben mir und hielt meine eiskalten Hände in den seinen, um sie zu erwärmen. Uns gegenüber saßen Erna und Gussow. Wir waren ungefähr eine halbe Stunde gefahren, Erna und Papa schliefen, da hielt ich's nicht länger aus. Der Gedanke, daß Gussow mir noch böse sei, ließ mir keine Ruh.

„Bitte, seien Sie wieder gut!“ bat ich und streckte ihm meine Hand entgegen.

„Ich bin nicht böse!“ entgegnete er, meine Hand festhaltend und am Tone seiner Stimme merkte ich, daß alles wieder gut sei.

Es machte mich unendlich glücklich, dieses Bewußtsein, Tilde! Ich glaube, er wollte noch etwas sagen, aber Erna wachte plötzlich von einem heftigen Ruck des Wagens auf und begann allerlei zu plaudern. . . . Wie wir dann zu Haus ankamen, wurde starker Thee für mich gekocht und ich augenblicklich ins Bett gesteckt. Geschlafen habe ich nicht viel in dieser Nacht, die Erlebnisse des Nachmittags gingen mir nicht aus dem Sinn. Etwas erkältet bin ich, sonst hat das Abenteuer weiter keine Folgen gehabt.

Aber nun ist's wirklich Zeit, daß ich schließe.

Sei vielmals herzlich gegrüßt und geküßt von

Deiner Grete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft der Erde und des Menschengeschlechtes.

Von Dr. Max Fiebelkorn.

(Schluß.)

Ruhiger und wahrscheinlicher als die Katastrophen-Hypothese sind die Ansichten, welche die heutigen Gelehrten über die Zukunft der Erde vertreten. Eine besondere Furcht hat man von jeher vor den Kometen gehabt, welche durch einen Zusammenstoß mit der Erde den Untergang unseres Planeten herbeiführen könnten. Die Besorgniß ist nicht ganz unbegründet, indessen sind die Kometen in Folge der Dunnheit ihrer Massen wenig geeignet, der Erde zu ihrem Ende zu verhelfen, auch ist der Planet schon mehrfach ohne Schaden durch den Schweif von Kometen hindurchgegangen. Allerdings haben hierbei die Bahnen des letzteren eine Störung erlitten, niemals ist aber die Erde dadurch in ihrem Laufe irgendwie beeinträchtigt worden.

Unsere Sorge über das Ende der Erde durch Zusammenstoß derselben mit den Resten ehemaliger Gestirne kann daher gering sein; größer wird sie, wenn wir bedenken, daß die Spirallinie, welche der Planet um die Sonne macht, allmählich kleiner wird und daß schließlich die Anziehungskraft der Sonne über die Tangentialkraft der Erde den Sieg davon tragen muß. Der Feuertod ist dann den zu jener Zeit lebenden Menschen sicher, und die jährlich in großer Menge auf die Erde stürzenden Meteore und die Reibung des Planeten mit dem Aether helfen ihn immer näher bringen.

Bevor jedoch unser Erdball in der Sonne seinen Flammentod gefunden hat und seinen Genossen Mercur und Venus in das feurige Grab gefolgt ist, wird er unzweifelhaft viel von der Kälte des Weltenraumes zu leiden haben. Schon jetzt sehen wir sich Schlacken — „Sonnenflecke“ — auf der Sonne bilden, ein Zeichen für die beginnende Erkaltung derselben, und einst wird jener Zeitpunkt kommen, in welchem die Ausstrahlung der Sonnenwärme vorüber ist und der gewaltige Körper uns wie der Mond oder der Mars als eine kalte leblose Masse erscheint. Dann wird auch der Mensch der Kälte des Weltenraumes nicht entrinnen können und er wird zu Grunde gehen, falls nicht etwa im letzten Augenblick Mercur in die Sonne stürzt und der altersschwachen Mutter neue Kraft und Wärme verleiht. Ob für den Erdbewohner dadurch viel gewonnen wäre, bleibt allerdings noch fraglich, da die sich entwickelnde Hitze überaus heftig werden muß und die vergrößerte Anziehungskraft des neu entstandenen Weltkörpers nicht ohne Einfluß auf die Bahn des kreisenden Planeten bleiben kann.

Wir haben bis jetzt gesehen, daß höchst wahrscheinlich die Erde in die Sonne stürzen wird, nachdem auf ihr das Leben durch die abnehmende Wärme oder vielleicht auch durch die neu entstehende Hitze des Mutterkörpers zu Grunde gegangen ist. Indessen läßt sich noch ein anderer Factor anführen, welcher von Geologen vielfach genannt wird und bei seinem Eintreten nothgedrungen eine Vernichtung alles organischen Lebens auf unserem Planeten herbeiführen müßte, das ist das allmähliche Verschwinden des Wassers auf demselben. Es wird von vielen Gelehrten, zu denen auch Carus Sterne gehört, behauptet, daß das Wasser der Oceane allmählich sinkt, ohne an anderen Stellen zu steigen, und der Mond in seiner jetzigen Gestalt soll einen Spiegel für das zukünftige Aussehen der Erde bilden.

Neumayr hat sich in seiner „Erdgeschichte“ eingehend mit diesem Punkte beschäftigt und er ist zu wesentlich anderen Resultaten gekommen, als seine Fachgenossen. Er hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Beobachtungen über das Steigen oder Fallen der Weltmeere nur auf sehr schwachen Füßen stehen und zu weiteren Speculationen keineswegs geeignet sind; andererseits betont er jedoch, daß — falls die Erde das Wasser allmählich einsaugt — der ganze Inhalt der Oceane nicht hinreichen würde, den Planeten zu durchtränken; jedenfalls können wir — wie es vielfach geschieht — aus der verhältnißmäßig geringen Wassermenge auf dem Mars nicht schließen, daß es einst auf der Erde ebenso sein wird. Wir kennen die ursprüngliche Gleichheit oder Verschiedenheit zwischen beiden Planeten zu wenig, um aus der genannten Beobachtung zu einem plausiblen Ergebnisse zu gelangen.

Derselbe Fall wie beim Wasser soll auch bei den Gasen der irdischen Atmosphäre eintreten; man behauptet, daß dieselben allmählich verschwinden und hierdurch alles organische Leben zu Grunde gehen lassen werden. Die Erde soll dadurch das Aussehen des Mondes erhalten, der bekanntlich ohne jede Atmosphäre ist, falls wir jene Behauptung als noch nicht bewiesen annehmen, welche kürzlich ein Forscher über das Vorhandensein einer von ihm entdeckten Mondatmosphäre aufstellte. Neumayr weist auch hier mit Recht darauf hin, daß wir uns allerdings vorstellen können, daß mit Ausnahme des Stickstoffes alle Gase verschwinden. Da jedoch kein Vorgang bekannt ist, durch welchen auch dieses Gas wesentlich vermindert würde, muß es zurückbleiben und es beeinträchtigt alsdann merklich einen Vergleich der irdischen Atmosphäre mit der des Mondes. Derselbe Gelehrte macht andererseits darauf aufmerksam, daß heiße geschmolzene Massen Gase in bedeutender Menge absorbiren können; so nimmt 1 Liter geschmolzenes Silber 22 Liter Sauerstoff in sich auf. Unsere Erde hat in glühend-flüssigem Zustande unzweifelhaft viele derartige Gase absorbirt; durch vulcanische Ausbrüche, heiße Quellen u. s. w. werden sie jetzt fortgesetzt frei, und es scheint nach dem genannten Gelehrten nicht ausgeschlossen, daß die Menge der noch absorbirten Gase so bedeutend ist, daß jeder mögliche Verlust gedeckt werden kann. Es steht somit so viel fest, daß wir absolut nicht im Stande sind, irgend welche Speculationen darüber anzustellen, ob und wann Wasser und Atmosphäre von der Erdoberfläche verschwunden sein werden, und die Heranziehung von Mond und Mars zur Beantwortung dieser Fragen scheint mindestens gewagt.

Größere Bedeutung erlangt dagegen der Mars für uns, wenn wir die zukünftige Vertheilung von Land und Wasser auf der Erde überlegen wollen. Es hat sich bei der Beobachtung unserer Nachbarplaneten ergeben, daß fast alles Land in der Gegend des Aequators liegt und daß die kräftigen Conturen, welche die Erde durch das Vorhandensein der Gebirge erhält, demselben fehlen. Beide Erscheinungen sind auf dem Erdballe noch nicht zum Ausdruck gekommen, es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß sie einst eintreten werden. Unaufhörlich nagen Frost und Hitze, Regen und Trockenheit, tosende Brandung und andere Kräfte an den kühnen Kuppen und Felsen unserer Gebirge und tragen den entstehenden Schutt langsam und unmerklich in die Thäler und Ebenen. — Der zerstörenden Wirkung dieser Kräfte wird das Gleichgewicht gehalten durch die aufbauende Thätigkeit des Vulcanismus und der Gebirgsbildung, zweier Momente, welche mit der vollständigen Erkaltung der Erde zu existiren aufhören. Von dem letzteren Augenblicke an werden die Landmassen immer mehr abgetragen werden und schließlich nur noch wenig über den Meeresspiegel emporragen. Andererseits ist dann auch die auffällige Vertheilung des Landes um den Aequator — wie wir sie auf dem Mars beobachten — auf der Erde nicht unmöglch, indem das Wasser zu den Polen abfließt und hier alles Land überfluthet, während die Gegend am Aequator davon frei wird. Die Wahrscheinlichkeit des Eintretens dieser Möglichkeit wird um so größer, als wir auf der Erde mit ziemlicher Sicherheit einen wechselnden, in langen Perioden stattfindenden Abfluß des Wassers vom Aequator zu den Polen und umgekehrt annehmen dürfen. Wir können aus dem Vorhergehenden somit den Schluß ziehen, daß nach der vollständigen Erkaltung der Erde die Gebirge abgetragen werden und unser Planet ein dem Mars in seinem jetzigen Zustande vielleicht nicht unähnliches Aussehen erhalten wird. Jahrtausend für Jahrtausend wird die Erde dann etwas engere Kreise um die Sonne ziehen und schließlich wird sie zu der Mutter zurückkehren, welcher sie ihre Entstehung verdankt.

Es ist eine grausame Zukunft, welche wir unserem Planeten vorhersagen, und unheilvoll ist das Geschick, das des Menschengeschlechtes harrt. Mag uns immerhin der Gedanke trösten, daß nicht nur die Erde, sondern auch sämmtliche übrigen Gestirne bestimmt sind, dorthin zurück zu gehen, woher sie ausgegangen sind, mag es uns auch bei der Ewigkeit der Welt zum Troste gereichen, daß vor uns unzählige Welten dasselbe Geschick gehabt haben und daß nach uns ebenso unzählige denselben Weg wandeln werden, um wiederum der Vernichtung anheim zu fallen — es steht fest, daß einst das organische Leben auf der Erde aufhören wird zu existiren, sei es durch Kälte, Hitze oder andere Umstände.

Literatur.

Landwirthschaftlicher Frauenkalender auf das Jahr 1896. 39. Jahrgang. Berlin, Verlagsbuchhdl. Paul Parey. Preis gebd. 2 Mk.

Ich habe ihn im Laufe der Jahre recht schätzen gelernt, diesen kleinen Kalender, und sehe mit Freuden, daß er in seiner jetzigen Umänderung sich mehr unsern praktischen, wirklichen Tagesbedürfnissen angepaßt hat. Er ist jetzt äußerlich und innerlich ein so brauchbares Hilfs- und Notizbuch geworden, daß man es gern wie die unentbehrlichen Schlüssel, Streichhölzer und Taschenmesser im Schlüffelkorbe stets mit sich herumträgt oder vor sich auf dem Nähtisch liegen sieht. Wie manches Vergessen wichtiger oder lieber Sachen wird durch sofortiges Notiren unmöglich gemacht! Wie ist es im Haushalte z. B. nützlich, zu wissen, wann Bestellungen bei den Gewerbetreibenden gemacht wurden oder was alles mit der nächsten Botengelegenheit aus der Stadt zu besorgen ist, wann und welche Stücke zum Ausbessern außer Haus gegeben wurden, bei welchem Vergehen der Dienstboten sofortige Entlassung gesetzlich zusteht und was man bei diesem oder jenem Unglücksfall am ersten zu thun hat und all dergl. mehr. Unser kleiner Pylades ist uns bei all dem helfend zur Seite: er bietet uns im ersten Abschnitt für jeden Tag des Jahres eine Drittel-Oktavseite zum Notiren, im zweiten Abschnitt ein Wirthschaftsbuch, enthaltend Arbeitskalender, enthaltend Rathschläge über Vorrathsaufbewahrung, Küchenchemie, Gesindeordnung, Hausapotheke, Krankenpflege, Gartenpflege, Zimmerblumenpflege, Geflügelhof .c. und im dritten Abschnitt Wirthschaftstabellen über Milch- und Buttererertrag und -Verkauf, Wirthschaftslieferungen, Wäsche, Räucherkammer, Obst, Bier, Brutgeschäft, Federvieh .c. Die Ausstattung ist einfach und gediegen, dem Zwecke des Kalenders ganz entsprechend. Er eignet sich jetzt ebensogut für die selbstwirthschaftende Gutsbesitzerin, wie für deren Haushälterin, „Mamsell“, Meierin .c. Die Preisermäßigung von 2,50 Mk. auf 2 Mk. ist recht erfreulich. Möge er die verdiente Aufnahme bei seinen bisherigen und den neuen Freundinnen finden!

N. U.

Gartenarbeiten im November.

Obstgarten. Es ist noch Zeit zum Pflanzen der Obstbäume, namentlich in leichtem Boden und in Lagen, die von Grundwasser frei sind. Auf jeden Fall sollte man die zu pflanzenden Bäume jetzt aus den Baumschulen beziehen, da man meistens im Herbst besser bedient wird, als im Frühjahre. Auch ist man jetzt sicher, die verlangten Sorten zu bekommen.

Die spätestens Mitte October angelegten Leimringe sehe man fleißig nach, damit nicht bei reichlichem Vorkommen der Frostspanner die auf dem Leim sitzenden Weibchen eine Brücke für die nachfolgenden abgeben, und so der Zweck der Leimringe theilweise vereitelt wird.

Bei jüngeren Bäumen überzeuge man sich, ob sie auch genügend gegen Hasenfraß geschützt sind.

Das Ausputzen älterer Bäume kann jetzt stattfinden. Größere Wunden sind mit einem scharfen Messer glatt zu schneiden und dann mit heißem Holztheer zu bestreichen. Doch verschone man mit diesem Anstrich so viel wie möglich die Rinde; die oberen Theile der bestrichenen Flächen werden dadurch getödtet und so die Ueberwallung aufgehalten. Auch ein Anstrich mit Baumwachs oder Oelfarbe leistet gute Dienste.

Wo das Abkratzen der Stämme noch nicht stattgefunden hat, sollte es jetzt geschehen, besonders bei feuchtem Wetter. Die abgekratzten Rindenstückchen u. s. w. sammle man auf untergelegten Tüchern und verbrenne sie, man wird viele Schädlinge damit vernichten. Die abgekratzten Stämme werden mit einem Anstrich von frischgelöschtem Kalk versehen. Besser ist es, wenn beides — das Abkratzen der abgestorbenen Rindentheile und das Kalken — vor dem Anbringen der Leimringe beendigt ist.

Die Baumscheiben werden umgegraben, je weiter im Umkreise desto besser; die umgegrabenen Stellen läßt man rauh liegen, damit Luft und Frost eindringen können. Hat man Gelgenheit, die Hühner in den Obstgarten zu lassen, so sollte man das nicht versäumen, sie finden an den umgegrabenen Stellen viel Ungeziefer. — Für den Wein ist gleich nach dem Blattabfall die beste Schnittzeit, worauf er sogleich nieder zu legen ist. Auch dem Wein ist es sehr dienlich wenn man die alten Reben von den abgestorbenen Rindentheilen reinigt und mit einem Kalkanstrich versieht.

Im **Gemüsegarten** gilt es die etwa noch nicht eingeernteten Gemüse schleunigst einzuheimsen. Man thue das aber ja nicht bei Frostwetter, sondern lasse etwa gefrorene Gemüse ruhig stehen oder liegen, bis der Frost ausgezogen ist. An den Gemüsemieten halte man sich Deckmaterial vorräthig, um sie bei eintretendem stärkeren Frost sogleich decken zu können. Das Spargelkraut verwende man ja nicht zum Decken, sondern verbrenne es, sowie es abgeschnitten ist, sonst giebt man dem Spargelrost die schönste Gelegenheit zu überwintern und sich im nächsten Jahr weiter auszubreiten. Derselbe kann sehr leicht der Spargelernte gefährlich werden.

Wintersalat kann noch gepflanzt werden, wenigstens bei mildem Wetter, auch kann man den Samen von Schwarzwurzeln, Karotten, Spinat der Erde anvertrauen.

Das noch nicht gegrabene Land muß in diesem Monat gegraben werden und für den Winter in möglichst rauher Furche liegen bleiben. So kann Luft und Frost ungehindert darauf einwirken und den Boden mürbe machen.

Mit dem Rigolen kann man in diesem Monat beginnen Auch hierbei sorge man für eine möglichst rauhe Oberfläche, namentlich wenn man sogenannten todten Boden heraufbringt.

Die Erdbeerbeete werden, namentlich wenn sie erst in diesem Jahre gepflanzt sind, mit kurzem Dünger bedeckt, wobei man darauf zu sehen hat, daß die Herzen der Pflanzen frei bleiben, damit sie nicht ersticken.

Carl Wichmann, Wanderlehrgärtner des Centralvereins,
Liegnitz, Glogauerstraße 16b.

Wildsendungen nach Berlin.

J. Sandmann, Besitzer der Auctionshalle in Berlin C., hat folgende Vorschriften über Wild- und Wildgeflügel-Versendungen zusammengestellt, die auch unseren Leserinnen vielleicht von Nutzen sein werden.

„Man schicke das Wild frisch ohne Vezug an J. Sandmann, Verkaufsvermittler, Station Berlin, wenn die in Sandmann's Marktbericht notirten Preise genügen, denn durch die Verzögerung wird das Wild nicht besser. Für jeden, noch so großen Posten habe ich jeder Zeit Verwendung, ich bitte ihn ohne Anfrage zu senden. Anzeige der Absendung ist nicht nöthig, aber angenehm. Den Preis, welchen Berliner Händler zahlen, erhält man zu derselben Zeit auch durch mich, oft aber auch höhere Preise, als jene geben wollen, denn das Wild verkaufe ich hauptsächlich in der Auction, und meine Wildauctionen sind für die Preisgestaltung maßgebend.

Der Handel mit Wild ist noch 14 Tage nach Schluß der Jagd gestattet. Demnach dürfen in Berlin gehandelt werden:

Rehböcke vom 1. Januar bis 14. März und vom 1. Mai bis 31. Dec.
Rehkälber dürfen nicht geschossen werden.
Spießböcke vom 1. Januar bis 14 März.
Weibliches Rehwild vom 16. October bis 31. December.
Männlicheu Roth- und Damwild vom 1. Januar bis 14. März und vom 1. Juli bis 31. December.
Weibliches Roth- und Damwild vom 1. Januar bis 14. Februar und vom 16. October bis 31. December.
Roth- und Damwildkälber vom 1. Januar bis 14. Februar und vom 16. October bis 31. December.
Schwarzwild das ganze Jahr hindurch.
Kaninchen das ganze Jahr hindurch.
*Hasen vom 1. Januar bis 14. Februar und vom 18. August bis 31. December.
*Rebhühner vom 18. August bis 31. December.
Auer-, Birk- und Fasanenhähne vom 1. Januar bis 14. Juni und vom 1. September bis 31. December.
*Wachteln, Fasanen-, Auer-, Birkhennen und Haselwild vom 1. Januar bis 14. Februar und vom 18. August bis 31. December.
Wilde Enten vom 1. Jan. bis 14. April, vom 1. Juli bis 31. Decbr.
Schnepfen, Trappen und andere Sumpf- und Wasservögel, Krammetsvögel vom 1. Januar bis 14. Mai, vom 1. Juli bis 31. December.

Die Schonzeit der mit * bezeichneten Wildarten kann von der Regierung um 14 Tage abgeändert werden.

Die vorschriftsmäßigen Wildscheine sind beim Rehwild, Rothwild und Damwild am Gehör (Ohr) des Wildes zu befestigen. Wo diese Vorschrift nicht bestehi, sind sie dem Frachtbriefe beizufügen. Für anderes Wild (Rebhühner, Hasen .c.) sind Wildscheine nicht nöthig.

Alles in der Schonzeit befindliche Wild bedarf außer dem Wildschein während dieser Schonzeit noch des folgenden Attestes, welches für jedes Stück Wild besondersbeigebracht werden muß.

Polizeiliches Attest.

Es wird hierdurch bescheinigt, daß beifolgendes Stück (männliches, weibliches) . . . . . wild wegen Wildschadens auf Anordnung des Landrathsamtes in . . . . . geschossen worden ist und in den Handel gebracht werden darf.

Ort und Datum.

(L. S. Amtliches Polizeisiegel)

Der Amtsvorsteher
oder
die Polizei-Verwaltung
(Unterschrift).

Ohne obiges Attest während der Schonzeit gesandtes Wild wird confiscirt. Die Atteste der Gutsvorstände, Schulzenämter haben keine Giltigkeit. In der Schonzeit bringt das Wild die höchsten Preise.

Das Wild muß sofort nach dem Abschuß sorgfältig ausgeweidet und die Brandadern geöffnet werden. Liegt Wild 3 Stunden unausgeweidet, so ist zu befürchten, daß es selbst im Winter „verhitzt“.

Bei männlichem Hochwild lasse man den Pinsel (Ruthe) am Fell, löse ihn aber vom Fleiich los. Es müssen alle Eingeweide und auch die Luftröhre herausgenommen werden. Ist in der Schonzeit des weiblichen Wildes diese Vorschrift nicht beachtet worden und das Geschlecht nicht sofort als männlich in obiger Weise erkennbar, so verfällt der Absender in eine Polizeistrafe; das Wild aber darf nicht verkauft werden.

Bei Gewitterschwüle geschossenes, gehetztes, sowie das nicht unter Feuer gefallene, sondern erst nach einigen Stunden aufgefundene Wild ist wenig haltbar und kaum versandbar.

Prima-Wild soll blutfrisch, jung, feist, gut geschossen, mit unverletzten Keulen, Rücken und Filets (Mörbraten sein. Es muß unter Feuer gefallen, sofort nach dem Abschuß zum Auskühlen auseinandergehängt, sorgfältig und vollständig ausgeweidet sein (nur Hasen behalten die Geschlinge).

Je schwerer die Stücke sind, um so geringer pflegt sich der Gewichtspreis zu stellen.

Man unterscheidet: Prima Dammwild, 45—60—150 Pfd. schwer und junges, feistes bis zu 40 Pfd.; prima Rothwild von 100—150—250 Pfd. und junges, feistes bis zu 90 Pfd.; prima Rehwild, jung, feist, von 28 bis 34 Pfd. und unter 28 Pfd.; prima Schwarzwild, jung, feist, bis zu 70 Pfd. Frischling, bis 120 Pfd. Ueberläufer, 120—200 Pfd. Wildschwein; prima Hasen mit Geschlinge ca. 4 kg schwer, die hellbraunen werden den dunklen vorgezogen. Nasse, kleine und schmierige Hasen, ebenso solche, bei denen die Geschlinge fehlen, werden nicht als Prima-Waare betrachtet.

Ist das Wild bei der Jagd nicht gut behandelt und gekühlt worden, so trifft es selbst im Winter hier verdorben (verhitzt) ein.

Magere Stücke bringen schlechte Preise, weil nur das Fleisch einen Werth hat. Bei fehlerhaften Stücken bringt jede fehlerhafte Keule nahezu 1/5, der Rücken 2/5 weniger, als den notirten Primapreis.

Beim Versandt von Hochwild sollen, nachdem das Wild ausgeweidet und gut gekühlt ist, nur die 4 Läufe zusammengeschnürt werden. Irgend welche Verpackung ist für Haarwild nicht nöthig. Das Zunähen und Einpacken ist schädlich.

Hasen und Kaninchen werden sofort bei der Jagd zum Auskühlen auseinander gelegt, dann ausgeworfen (also ohne Gescheide, aber mit Lunge und Herz) zu je 10 Stück an den durcheinander gezogenen Hinterläufen über eine Stange von 125 cm gezogen und verschnürt versandt. Geschlossene (unausgeworfene) Hasen sendet man nur bei starker Kälte oder auf besonderen Wunsch.

Beim Federwild (Rebhühner, Fasanen, Birkhühner, Wildenten .c.) ist für schnelles Auskühlen und sauberes Ausziehen der Gescheide (Aushaken) Sorge zu tragen. Nachdem die Vögel gekühlt, die Schußstelle getrocknet und mit Papier bedeckt ist, wickele man dieselben einzeln sorgfältig langgestreckt in Papier, so daß nur Kopf und Füße (Ständer) frei und sichtbar sind, oder sende sie, zwischen Strohlagen gepackt, in luftigen, leichten, kleinen Körbchen von 5, höchstens 10 kg, größere Vögel (Fasanen .c.) bis 25 kg Bruttogewicht; Sendungen in euteln, Pappe oder dichten Kisten, Gras, Blättern .c. erhitzen sich unterwegs und verderben. Junge und alte Vögel werden getrennt verpackt.

Schwarzwild unterliegt der städtischen Fleischschau (Untersuchung auf Trichinen .c.). Die Gebühr beträgt 1 Mk. pro Stück.

Es dürfte sich in vielen Fällen eine Behandlung mit Conservesalz empfehlen. Es verwende man nur in gut geschlossenen Blasen. Pfeffer hält Fliegen ab. Man sende kein stark zerschossenes und schlecht behandeltes Wild, weil dieses schlecht ankommt, auch die guten Stücke verdirbt und nur geringen Preis bringt.

Der Inhalt ist bei Eisenbahnsendungen auf dem Frachtbriefe (in der Inhaltsrubril), bei Postpacketen auf dem Coupon der Packetadresse, ebenso wie auf der Sendung selbst genau nach Stückzahl und Gewicht zu verzeichnen. Ferner muß die genaue Adresse des Absenders unzweifelhaft leserlich auf dem Frachtbriefe enthalten sein, resp die Adresse, an welche der Betrag der Sendung gesandt werden soll. Wird dieser Vorschrift nicht genügt, so haben sich die Absender die entstehenden Schädigungen selbst zuzuschreiben.

Lebendes Wild wird einzeln in geräumigen Käfigen, in welchen es sich bequem aufstellen, legen und wenden kann, versandt. Ein Futtertrog muß im Käfig angenagelt sein. Dem Frachtbrief muß das polizeilich unterstempelte Ursprungsattest angeheftet sein.

Wildfelle. Der Verkauf kann nur nach Einsendung der Felle erfolgen. Werden die notirten Preise nicht erreicht, so werden die Felle auf Wunsch dem Absender zurückgesandt.“

Hasen-Klein. 1½—2 Stunden. 10 Personen. Ein gut vorbereiteter Hase wird roh in etwa zwei Fingerbreite Querstücke gehauen in 125 g Butter gebräunt, dann giebt man weiter 250 g würflig geschnittenen Speck hinzu, und bratet das Fleisch unter fleißigem Schwenken eine halbe Stunde. Nun streut man zwei Löffel Mehl über das Klein, gießt einen Liter Brühe von Fleischextract, ebensoviel Rothwein auf, fügt einige Zwiebeln, Salz, Lorbeerblatt, Gewürz, Pfeffer und ein Kräuterbündchen bei und läßt das Ganze seitwärts des Feuers, indem man den Schaum und das Fett abnimmt, langsam kochen. Sobald das Fleisch weich ist, nimmt man es mit dem Schaumlöffel heraus, gießt die Sauce durch ein Sieb, läßt sie seimig einkochen, kräftigt sie mit einem halben Theelöffel Fleischextract, färbt sie, falls sie nicht genügend braun wäre, mit Zuckerfarbe und thut den Hasen wieder hinein. Nun bratet man etwa 20 kleine weiße, sauber geputzte Zwiebeln mit Butter, einem Stückchen Zucker gelblich und weich und setzt sie nebst einigen Champignons dem Klein zu, das in der Sauce recht heiß bleiben muß, aber nicht mehr kochen darf und beim Anrichten mit Butterteig-Fleurons garnirt wird.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Breslau, 8. November 1895. Neunter Jahrgang. — № 45.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Einquartirung.

Eine Erzählung in Briefen
von **Martha Arnold.**

(Fortsetzung.)

VIII.

Burgstein, den 28. August 1893.

Liebe Tilde!

Zuerst meinen herzlichsten Dank für Deinen Brief. Du bespr[i]chst darin noch einmal lieb und nett, wie immer, mein kleines Abenteuer. — Ach, und welch' schwere, trübe Tage haben wir seitdem durchgemacht; unsere Miß Ellen war krank, schwer krank, so daß der schleunigst herbeigezogene Arzt alle Hoffnung aufgab. — Heute zum ersten Male hat er erklärt, daß wir wieder hoffen dürfen, daß das Schlimmste vorüber ist.

Es war zwei Tage nach der Waldparthie, — Ellen kam mir verändert vor, sie hatte unnatürlich glänzende Augen und rothe, scharf abgegrenzte Flecken auf den Wangen. Beim Frühstück schon fragte ich sie, ob sie Fieber habe, sie sähe krank aus, aber sie entgegnete nur mit ihrem rührend geduldigen Lächeln:

„O nein, Miß Gretchen, nur ein wenig Kopfschmerz.“

Mama empfahl ihr gegen Abend, als ihr Ellens Aussehen auffiel, über Nacht kalte Compressen aufzulegen und Ellen zog sich schon um 7 Uhr zurück. — Am andern Tage fehlte sie beim Frühstück.

„Gretchen,“ sagte Mama zu mir, „gehe hinauf und frage, ob Miß Moore sich besser fühlt, sonst möchte sie die Unterrichtsstunden der Kinder ausfallen lassen und ruhig oben bleiben!“ Ich nickte, stieg die Treppe hinan und klopfte an Ellens Thür. Als auf wiederholtes Klopfen und Rufen keine Antwort kam, öffnete ich und trat ein. Da stand das Bett noch unberührt; Miß Ellen lag regungslos auf dem Sopha, die Augen geschlossen, das Antlitz dunkelglühend vom Fieber und bewußtlos. Ich erschrak und holte sofort Mama, die mit Mamsells Hilfe Ellen zu Bett brachte. — Papa schickte sofort nach Dr. Steinitz, unserm alten Hausarzt, und Mama machte, bis er kam, Eisumschläge.

Dr. Steinitz machte ein sehr ernstes Gesicht: „Nervenfieber, infolge fortgesetzter, heftiger, innerlicher Erregung — hinzugetretene Erkältung — Ende bleibt abzuwarten!“

Du kannst Dir unseren Schreck, unsere Angst denken, Tilde! — Gegen Abend kam Dr. Steinitz wieder. Ich erwartete ihn im Nebenzimmer und mein trostloses Gesicht mochte ihn wohl rühren, denn er kam sogleich zu mir und sagte tröstend:

„Kopf oben behalten, Fräulein Gretel, das Fieber ist ja nicht mehr gestiegen! Hoch genug ist's freilich schon! — Hm! . . Aber nur den Muth nicht verlieren — kann keine weinerlichen, nervösen Pflegerinnen da drinnen brauchen. Das arme, kleine Ding wird heute Nacht tüchtig phantasiren . . . Na, nur Muth, Gretel, was Menschenhilfe vermag, wird geleistet!“

Damit ging er . . Ich konnte nicht zu Bett gehen, so sehr Mama mich auch bat; ich blieb unten, damit Mama nicht so allein mit der Kranken war. Die Nacht war entsetzlich, — Ellen lag keinen Augenblick ruhig, sie warf sich von einer Seite auf die andere, saß bald wieder aufrecht und ihre glühend heißen Hände zupften aufgeregt an der Steppdecke. Dann begann sie plötzlich irr vor sich hin zu reden: „Adalbert, Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe! Aber Du bist mir nicht treu — Adalbert — sie wollen uns trennen — sie sagt — Adalbert — Deine Mutter!“ — Und dann schrie sie plötzlich gellend auf und sank in die Kissen zurück.

So ging es vier bange, lange Tage und Nächte und endlich, nachdem Dr. Steinitz gestern Nacht bei ihr durchgewacht hatte — denn die Krisis stand bevor — erklärte er heute Morgen: Miß Ellen sei noch sehr schwach und krank, aber wenn die Krankheit weiter einen normalen Verlauf nehme, halte er sie für gerettet. Das ganze Haus athmete wie befreit auf — Ellen war in kurzer Zeit der allgemeine Liebling geworden!

Und Gellstein?! wirst Du gewiß fragen.

Ich glaube, er hat namenlos gelitten diese letzte Woche. Er ritt, wenn das Fieber zu arg raste, mitten in der Nacht zum Arzt. Auch war er Abends der letzte, der schlafen ging — ob er überhaupt geschlafen hat? — und früh der erste, der fragen kam, wie es gehe. Gesprochen hat er nicht viel, weder geklagt noch gejammert, aber in seinem dunklen Gesicht, in seinen Augen konnte man die verzehrende Angst lesen . . Wie danken wir alle dem lieben Gott, daß er diese entsetzliche Angst von uns genommen hat!

Den 29. August 1893.

Ich wurde gestern abgerufen, so will ich denn heute weiterschreiben. Heute morgen hat Ellen der Mama und mir ihre Geschichte erzählt . . Wir waren beide an ihrem Bett, denn sie hatte zum ersten Male wieder die Nacht ruhig geschlafen und eben eine kleine Tasse Kakao — die ihr gut zu thun schien — eingenommen. Mama hatte sich über sie geneigt und sie geküßt, da sagte sie plötzlich ganz leise und stockend: „Habe ich viel phantasirt?“

Mama strich ihr sanft über die eingefallenen, sehr blassen Wangen und sagte herzlich: „Ellen, liebe, kleine Ellen, was müssen Sie durchgemacht haben!“ — Da hielt Ellen's schwache Rechte Mamas Hand fest und während sich ihre Augen langsam mit Thränen füllten, sagte sie flüsternd: „Darf ich es Ihnen erzählen?“ —

Und dann erzählte sie uns:

„Ich habe meine Eltern verloren, wie ich noch ein kleines Kind war. Geschwister oder andere nähere Verwandte besaß ich nicht, und wurde daher von meinem Vormund — einem alten unverheiratheten Manne — in ein Pensionat gebracht, wo ich meine Kindheits- und Mädchenjahre verbrachte, und mich später zur Erzieherin ausbildete. Ich will die öden und trüben Jahre, die ich in der Pension verbracht habe, nicht näher schildern. Ich bewarb mich nach bestandenem Examen um eine Stelle in Deutschland und erhielt die einer Erzieherin in einem vornehmen deutschen Adelshause — die Freifrau von Gellstein engagirte mich zu ihren beiden neun und zehn Jahre alten Töchtern nach Schloß Steinach. Vera und Anny waren liebe, kleine Geschöpfe, die sich gutwillig von mir leiten und führen ließen und meine Liebe zu ihnen mit rührender Anhänglichkeit lohnten, Frau von Gellstein aber, eine im höchsten Grade adelsstolze Frau, war gar nicht beliebt bei ihren Untergebenen. Seit dem Tode ihres Gatten leitete sie die große Wirthschaft mit Hilfe verschiedener Beamter allein und hatte daher wenig Zeit, sich um Anny und Vera zu kümmern. . . . Ich erzähle Ihnen das alles so kurz und ohne Umschweife,“ unterbrach sich Miß Ellen plötzlich, „aber — es thut immer noch weh, wenn ich davon spreche!“ Als Mama sie bat, sich doch lieber nicht mit dem Erzählen ihrer traurigen Schicksale aufzuregen, schüttelte sie nur den Kopf. „Ich glaube, es ist gut, wenn ich mir endlich einmal alles vom Herzen sprechen kann, und Sie sind so gut zu mir, so gut, wie noch nie Jemand zu mir, der Fremden, war.“ Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit leiser Stimme fort: „Ich hatte ungefähr ein halbes Jahr in Steinach gelebt, da kam der einzige Sohn des Hauses, der bei den Ulanen in L . . . . stand, auf Urlaub!“ — Ein leichtes Roth flog über Ellen's Gesichtchen, sie zögerte wieder einen Moment, sprach aber dann weiter. „Wir lernten uns kennen und liebten uns; ja, der reiche, angesehene Freiherr von Gellstein liebte die arme, unbekannte Fremde, und — ich liebte ihn wieder. . . . Als Adalbert eines Tages Hand in Hand mit mir vor seine Mutter trat, erfolgte eine furchtbare Scene. Frau von Gellstein machte mir schwere Vorwürfe, ich, das fremde, heimathlose Mädchen, habe alles daran gesetzt, um mir das Herz ihres Sohnes zuzuwenden, ich wolle mich in ihre Familie einschleichen und andere entsetzliche Dinge. Es waren furchtbare Tage für Adalbert und mich, die nun folgten. Als mein Verlobter seiner Mutter aber erklärte, er werde nun und nimmer von mir lassen, sagte sie eines Tages mit unheimlich ruhigem Gesicht, sie wolle sich die Sache überlegen, ich solle vorderhand meine Stellung in Schloß Steinach behalten und Adalbert solle einstweilen nach L . . . . zurückkehren. Sie müsse sich erst an den Gedanken gewöhnen lernen und wolle ihm ein Probejahr bewilligen, in welchem er weder nach Steinach kommen, noch schriftlich mit mir verkehren solle. Seien nach Ablauf dieser Frist seine Gefühle noch dieselben, so ließe sich weiter über die Sache sprechen. — Adalbert jubelte, küßte seine Mutter in überströmender Freude, sprach mir Muth zu, nahm in herzlicher Weise im Beisein seiner Mutter von mir Abschied und reiste ab. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen, bis er hier vor wenig Wochen mir in Ihrem Hause unerwartet entgegentrat. Was seine Mutter damals alles mit mir gesprochen hat, das weiß ich nicht mehr, nur jener entsetzliche Tag, ungefähr ein Vierteljahr nach seiner Abreise, steht noch klar vor mir, wo sie mich in ihr Zimmer rufen ließ und mir mit triumphirendem Gesicht einen offenen Brief zu lesen gab. Er war von einem Vetter Adalbert's, der mit ihm im selben Regiment stand, und sein Hauptinhalt war, ob die chère tante denn schon au fait sei, daß ihr einziger Sohn mit der Absicht umgehe, sich zu verloben? Er verkehre nur noch viel im Hause des Obersten von Trauling, tanze nur noch mit Ada, seiner einzigen Tochter, und mache dieser in einer Weise den Hof, daß man die baldige Verlobungsanzeige allgemein erwarte. Ich kann es nicht beschreiben, was damals in mir vorging; ich hatte Muth, Hoffnung und Glauben verloren, und als Frau von Gellstein mir vorstellte, ihr Sohn zögere nur deshalb noch, weil er sich durch sein thörichtes, mir gegebenes Versprechen gebunden fühle, setzte ich mich auf ihren Wunsch hin und schrieb ihm in kurzen Worten — sie stand hinter mir und dictirte mir die Worte in die Feder — daß ich einsehen gelernt habe, daß seine Mutter im Recht sei, daß wir gar nicht zusammen paßten, daß ich ihn nicht mehr liebe (Gott im Himmel möge mir diese Lüge verzeihen!), und daß ich unser Verlöbniß als gelöst betrachte. Dann verließ ich das Haus, wo ich die glücklichsten und die furchtbarsten Tage meines Lebens verbracht habe.“

Ellen schwieg, während große Thränen in ihren Augen standen und langsam über die schmalen Wangen herabliefen. Mama hielt ihre kleinen Hände fest und streichelte sie sanft und zärtlich und ich — weinte mit, Tilde! Dann erzählte Ellen weiter.

„Ich bewarb mich um andere Stellen in Norddeutschland, habe nie wieder von den Gellstein's gehört und kam schließlich hier in Ihr Haus, wo ich zum ersten Male eine Heimath fand und ihn wiedersah. Was ich in diesen letzten zwei Wochen mit mir gekämpft habe, kann ich nicht beschreiben, Adalbert trat mir entgegen, er war nicht verlobt, frei wie ich. Ich ließ es zu keiner Aussprache kommen, ich hatte ja den Glauben an seine Worte verloren, bis — bis neulich, als wir abends von der Waldpartie zurückkamen. Er bestand darauf, zu wissen, was zwischen uns getreten sei, er schwor, mich noch ebenso zu lieben, wie vor sechs Jahren, und als ich ihm den Inhalt des unseligen Briefes vorhielt, sagte er mir, daß es schändliche Lüge sei, daß er nie, nie auch nur einen Augenblick Ada von Trauling geliebt habe. „Sie glich Dir, Ellen, so fabelhaft, sie hatte dieselben Augen, dieselbe süße Stimme, daß ich mich unwillkürlich angezogen fühlte. Ich tanzte viel mit ihr, es ist wahr, aber wir hatten uns lieb wie Bruder und Schwester. Ada war gegen den Willen ihres Vaters heimlich mit einem jungen Offizier verlobt und ich war der Vertraute des jungen Paares. Da hast Du alle unsere heimlichen Beziehungen. Ada ist seit vier Jahren die glückliche Frau von Fritz von Bressin.“ — So sagte er mir und dann — dann fragte er, ob nicht alles zwischen uns noch gut werden könne? Er suche mich seit Jahren, aber seine Mutter habe meine Spur verwischt, daß es ihm unmöglich gewesen sei, mich zu finden, bis uns hier der Zufall zusammengeführt.“

Ellen schloß, wie ermüdet, die Augen, Mama sah ganz glücklich aus.

„Und die Angst der letzten Wochen, die plötzliche Freude, hat unsere kleine, zarte Ellen auf's Krankenbett geworfen!“ sagte sie sanft und Ellen nickte.

Wie ich aus dem Zimmer kam, stand draußen Gussow, er sah wohl, daß ich geweint hatte, und kam sofort auf mich zu.

„Was ist Ihnen?“ fragte er erschrocken, „geht es drinnen wieder schlechter?“

Ich schüttelte den Kopf. „Gott sei Dank, nein! Aber ich habe so viel trauriges gehört, daß ich geweint habe!“ sagte ich leise.

Da ergriff er meine Hand und küßte sie.

„Wenn ich doch das Recht hätte — Sie vor allem Trüben zu beschützen, Ihnen alle Thränen fern zu halten!“ sagte er leise.

Ich bekam stürmisches Herzklopfen, riß eiligst meine Hände los und lief in mein Zimmer. Und da sitze ich nun, um Dir alles zu erzählen. — Ach, Tilde, wie ich mich freue, daß es mit Ellen besser geht, daß sie noch glücklich werden wird, und daß — — ach, alles kann man nicht hinschreiben, und meine Tilde ist ja so klug, daß sie Vieles errathen kann. Adieu, adieu, behalte lieb

Deine glückliche Margarete.

(Schluß folgt.)

Gartenmoden.

So lange es eine Cultur giebt, ist der Mensch darauf bedacht gewesen, in das Walten der Natur einzugreifen und sie nach seinem Willen umzugestalten und umzuformen. Diesem Bestreben verdankt die Menschheit zum Theil ihre größten Errungenschaften und Fortschritte, es entspringen ihm aber auch vielfache Absonderlichkeiten und Wunderlichkeiten. Die letztere Erscheinung zeigt sich deulich auf dem Gebiete der Gartenkunst. Denn auch die Gärten, diese Vereinigung von Natur und Kunst, sind im Laufe der Zeiten dem wechselnden Geschmack unterworfen worden, sodaß ihre Anlage und Ausschmückung jeweilig ganz bestimmte Formen annahmen und zu regelrechten Gartenmoden führten.

Der Beginn der eigentlichen Gartenmoden datirt aus der Zeit der Renaissesance, jener Culturperiode, in der die antike Kunst der Griechen und Römer zu neuem Leben erweckt wurde, um den Bedürfnissen und Anschauungen der lebenden Geschlechter angepaßt zu werden. Das Wesen der Gärten der Renaissance, der sogenannten italienischen Gärten, bestand darin, daß sie als ein architektonisches Beiwerk der Villen und Paläste angesehen und in Folge dessen von den Erbauern derselben nach den Regeln der Baukunst entworfen und eingerichtet wurden. Da der Garten mit den Palästen und Villen organisch verbunden war, gewissermaßen ihre Fortsetzung bildete, so mußte er ihren Grundriß einhalten und sich mit seinen Linien an die ihrigen anschließen. Fürst Pückler, der Schöpfer des bekannten Parkes von Muskau, hat diesen Gartenstil ein Hervorschreiten des Hauses in den Garten genannt. Mit Nothwendigkeit verfielen deshalb die Gärten dieser Zeit der mathematischen Regelmäßigkeit.

Das wellige Terrain mit den Abhängen der Berge, auf denen die italienischen Villen mit Vorliebe aufgebaut wurden, forderte von selbst zur Anlage von Terrassen auf, die von der Hauptfront des Gebäudes ausgingen und sich im Halbkreis um dasselbe gruppirten, indem sie sich den vorspringenden und zurücktretenden Theilen des Bauwerkes anfügten. Die Terrassen waren mit einander durch Freitreppen verbunden. Man kann daher eine große Anzahl der italienischen Gärten kurzweg als Terrassengärten bezeichnen. Die einzelnen Terrassen waren mit Laubengängen und Säulenreihen, Heckenwänden, Alleen und regelmäßig gepflanzten Hainen besetzt, zu denen ebenfalls symmetrische Blumenstücke traten, während sich unter ihnen kühle Grotten befanden. Der ebene Theil des Gartens wurde in Quadrate abgetheilt, die die sogenannten Hauptquartiere bildeten. Sie waren von Alleen und Hecken umschlossen, die stets mit der Scheere beschnitten wurden, damit sie ein „feines realisches Aussehen“ hätten. Die Benutzung der einzelnen Quadrate war verschieden. Theils pflanzte man darin Bäume, theils legte man in ihnen kleine, von Buchsbaum eingefaßte Beete an, die nach Art einer Kette aneinander gereiht waren. Jedes Glied war zur Aufnahme einer einzigen Gewächsart bestimmt, diese Gewächse aber mußten sich „fein aneinander schicken und von einerlei Complexion und Natur sein“. Andere Quadrate füllte man wieder mit Irrgärten aus, aus denen man sich gewöhnlich nur mit dem Verlust von Kleidern und Haut herausfand, oder Wasserwerken und Lusthäusern. Daneben brachten in Töpfen und Kübeln aufgestellte seltenere Pflanzen, Bildsäulen und mannigfache Zierrathen aus Stein, Holz und Metall reiche Abwechslung.

Die italienischen Gärten wurden allenthalben an den Fürstenhöfen nachgeahmt, bald aber auch durch übermäßiges Beiwerk überladen und geschmacklos. Ihre Ablösung in der Mode fanden sie durch die franzö-

fischen Gärten, die ihren Ursprung dem berühmten Gartenkünstler Ludwig XIV. Le Nôtre, verdanken. Sie stellen eine Erweiterung und anderweitige Verarbeitung der italienischen Form dar. Die Gärten Le Nôtres waren, wie es Prof. Cohn treffend schildert, gewaltige Laubstädte mit breiten Straßen und engen Gassen, die sternförmig in freie Plätze ausliefen, mit offenen Hallen, Theatern, Thürmen und Kuppeln, mit kühn gewölbten Bogengängen, die sich auf lebendige Säulen stützten, mit Sälen und Cabinetten, mit Fenstern, Thoren und Triumphpforten. Die großen Plätze wurden durch majestätische Wasserkünste erfrischt und belebt, die ihren Strahl oft hundert Fuß hoch emporschleuderten, ihn in tausend Cascaden brachen und oft ganze Garben und Wände lebendigen Wassers ausspieen. In den grünen Sälen war der Fußteppich durch regelmäßige Rasenstücke, der Estrich durch eine spitzenartige Mosaik vertreten und der Raum durch Springbrunnen und Vasen geschmückt. Hoch über dem Ganzen thronte das Schloß. Von seiner Höhe aus konnte man mit einem Blick den ganzen künstlichen Plan der Anlage überschauen, die von vergoldetem Gitter mit prächtig durchbrochenen Eisenthoren eingefaßt war. Eine schnurgrade, oft meilenlange Allee, mit doppelten oder einfachen Baumreihen besetzt, bildete ein Ehrenspalier zum Schlosse, als ob sie die Besucher empfangen wollte.

Am Ende des Gartens wurden dann Komödienplätze, Carrousels, Maillebahnen, Schaukeln, Schießstände, Fortunaspiele, Ringelrennen, Kegelbahnen, Schneckenberge, Parnassusberge, Vogelherde, Trianons, Eremitagen und Menagerien eingerichtet. Wie schon angedeutet, hatte ein jeder Garten sein Theater, einen großen, gewöhnlich erhöhten, mit Bildsäulen und Fontainen geschmückten Platz, der zugleich als Aussichtspunkt diene, und seinen Gartensaal, eine geräumige, von grünen Baumwänden umschlossene Oertlichkeit, auf die mindestens acht Alleen als auf ihren Mittelpunkt zusammenlaufen mußten.

Waren die französischen Gärten schon vielfach zur Unnatur geworden, so wurden es noch in viel höherem Grade die holländischen Gärten die jetzt in die Mode kamen. Ueberall suchte in ihnen die Menschenhand sich Geltung zu verschaffen. Taxus und Buchsbaum, und was nur halbwegs zu bändigen war, wurde zu Thierfiguren und Menschengestalten verschnitten, und man begnügte sich nicht mit einer solchen Verwechslung der Gebiete, sondern ließ auch bunte Steinchen, Porzellanfiguren, Sandsteingestalten die Stelle von Blumen, Büschen und Bäumen einnehmen, so daß der Garten zuletzt gar keiner Vegetation bedurfte. Laubgängen und Hecken, mit Vorliebe aus Linden und Taxus gebildet, gab man das Aussehen von Wohnräumen und gesellte ihnen Alleen von hohen, kugelförmig beschnittenen Linden bei, deren Stämme weiß angestrichen wurden. Künstlich gezogene Obstbäume ersetzten das Gebüsch. Die meist viereckigen Beete bestanden aus symmetrischen Buchsbaumschnörkeln, die sich entweder durch Rasenflächen oder reichbesetzte Blumenrabatten, zu welchen man die seltensten Pflanzen aufsuchte, zogen, oder durch farbigen Sand mit Auslegungen von Glasschnüren, Muscheln und Corallenzweigen von einander getrennt waren. Was aber diesen Gärten vorzugsweise ein eigenthümliches Aussehen gab, waren die vielen Canäle und Gräben, welche sie durchschnitten, und durch welche der Charakter der holländischen Niederungen nachgeahmt werden sollte.

Der Rückschlag auf diese Verirrungen erfolgte im 18. Jahrhundert durch die Engländer, bei denen der Landschaftsmaler Kent, der 1748 starb, die führende Rolle übernahm. Die Umgestaltung der Gärten durch ihn bedeutete die Rückkehr zur Natur. Man kann die von ihm angelegten Gärten, die sogenannnten englischen Gärten, kurzweg als Landschaftsgärten bezeichnen. Klar bestimmt Horace Walpole ihren Charakter, wenn er über Kent schreibt: „Die großen Grundsätze seiner Schöpfungen waren Perspective, Abwechslung von Licht und Schatten, Baumgruppen zur Unterbrechung der zu großen offenen Flächen, Gehölze und immergrüne Gebüsche. In die Aussichten wußte er immer Abwechslung zu bringen. Wo es an Ruhepunkten für das Auge fehlte, errichtete er in der Ferne Gebäude. Er ist auch als der Einführer von griechischen Schmucktempeln zu betrachten. Zuweilen ließ Kent ein Stück öde Heide in den Park eingreifen, um den Gegensatz zwischen den frischen Wiesen und dem Baumgrün hervorzuheben. Aber alle landschaftlichen Reize, die er schuf, wurden durch die Wirkung des Wassers übertroffen. Er ließ die runden Bassins, die geraden Canäle und die Marmorcascaden verschwinden und führte Wasser in Form von gewundenen Bächen, denen er oft Bäume und Baumgruppen als Hinderniß in den Weg stellte, durch die farbenreiche Landschaft. Er wußte Thal und Hügel in weicher Verschmelzung zu vereinigen, bepflanzte Anhöhen mit Wald, bildete Haine und eröffnete überall weite Aussichten."

Die englische Gärten fanden schnell allgemeine Aufnahme auf dem Festlande. Ueberall auf den Herrschaftssitzen schritt man zu ihrer Anlage. Wo ein Stück Wald an das Schloß grenzte und daran eine Wiese, durch die sich vielleicht ein Bach schlängelte, oder gar ein Teich erstreckte, war das Material zum Park vorhanden. Dann wurde vom Herrenhause ein schlangenförmig gewundener Weg über die Wiese nach dem Walde, womöglich bis auf eine Höhe mit einem Aussichtspunkt, gebahnt, der sich, eben so gekrümmt, mit hochgewölbten Brückchen den Bach überschreitend, zum Schloß zurückzog. Enthielt das Gelände einen Teich, so wurde in ihm eine Insel aufgeschüttet, die ein Pavillon schmückte. Naturbänke aus rohen Birkenästen oder Eichenästen wurden als Ruheplätze aufgestellt. Dazu traten Rindenhäuschen oder im Walddickicht eine Einsiedelei, und niemals durfte ein Tempelchen fehlen. Als ein unentbehrlicher Bestandtheil erschien ferner die Anbringung von Inschriften, wo es nur irgend möglich war. Fand sich dazu kein geeigneter Sitz oder Felsen oder eine andere Gelegenheit, so wurden besondere Steine als Säulen, Altäre oder Obelisken aufgestellt. Diese Inschriften enthielten die Weisheit und höchsten poetischen Gedanken aller Völker und Jahrhunderte. In Deutschland waren hierin das „Seifersdorfer Thal" in Sachsen am Oberlauf des Flüßchens Röder berühmt, woselbst die Bäume mit unzähligen Inschriftentäfelchen behängt waren.

In den ausgezeichneten Parkgärten unserer Tage ist die gebietende Terrasse und die streng geometrische Figur der Renaissance, die Linienführung der französischen Gärten mit den Vorzügen der englischen Gärten harmonisch vereinigt. Unsere heutigen Gartenanlagen entsprechen darum unserer umfassenderen Bildung ebenso, wie jene alten Gärten als ein Ausdruck des Geisteslebens und Schönheitsideals derjenigen Menschengeschlechter gelten können, die sie schufen und sich in ihnen erfreuten.

Araucarien.

Araucaria excelsa, die Norfolk-Schmucktanne, gewiß eine der schönsten Coniferen, verdient wegen ihrer hervorragend guten Eigenschuften, neben Palmen und anderen Gewächsen mehr als es geschieht, im Zimmer gezogen zu werden. Sie ist, sobald sie etwas herangewachsen, sehr geeignet zur Aufstellung auf Ständern in den Wohnungen, in Veranden, auf Balkons ꝛc., und wird als wohlausgebildete, gut gepflegte Pflanze eine höchst edle Erscheinung sein; dabei ist ihre Cultur nicht schwer.

Es ist vor allen Dingen wichtig für einen geeigneten Stand zu sorgen. Coniferen sind Pflanzen für kühle Räume, man stelle daher die Araucarie im Sommer so auf, daß sie nicht von heißen Sonnenstrahlen leidet. Ein mildes Sonnenlicht dagegen, etwa Morgensonne (sofern die Sonne nicht zu lange bleibt) ist ihr zuträglich. Auch auf der West- und Nordseite wird sie mit Vortheil aufgestellt. Wird der Raum, in dem sie steht, gut gelüftet, so ist ihr das sehr zusagend. Im Winter bringt man die Araucarie am besten in einem kühlen (nicht zu kalten) Raum unter. Zu jeder Jahreszeit aber, und sei ihr Stand auf Ost-, West- oder Nordseite, muß sie so aufgestellt werden, daß sie, um reichlich Licht zu erhalten, dem Fenster so nahe wie möglich ist. Als junge Pflanze kommt sie auf den Fensterstock. Wenn auf diesem der Platz für sie nicht mehr ausreicht, stellt man sie in den Ständer, der an den Rand des Fensterstockes thunlichst dicht heranzurücken ist. Man gebe der Araucarie einen Topf (größeren Pflanzenkübel), der im richtigen Verhältniß zur Größe der Pflanze steht und verpflanze sie etwa alle zwei Jahre unter größter Schonung der Wurzeln. Ein guter Nährboden ist eine milde Lehmerde, vermischt mit Lauberde und Sand. Die Bewässerung hat im Sommer sehr reichlich, im Winter nur mäßig zu erfolgen., Oefteres Bespritzen mit der Blumenbrause, so lange die Pflanze sich nicht in zu niedriger Temperatur befindet, ist zuträglich, trockene Luft und zu hohe Temperatur dagegen wirken sehr nachtheilig.

Mit der Vermehrung der Araucarie sich zu befassen, möchte dem Liebhaber nicht zu empfehlen sein. Der Gärtner vermehrt diese Pflanze gewöhnlich durch sogenannte Kopfstecklinge mit einigen Quirlen unter Anwendung mäßiger Bodenwärme. Außer Auracaria excelsa (nebst einigen Abarten) findet man besonders noch Araucaria imbricata und Araucaria Bidwilli in Cultur.

Die Frage, ob und in wie weit Araucaria excelsa für das Freie verwendbar ist, dürfte am besten von maßgebender gärtnerischer Seite zu beantworten sein. (A. Bräcklein im „Prakt. Rathg.")

Das Geschichtliche der Kochkunst

bringt ein Artikel in der neuesten Auflage von Meyers Conversations-Lexikon vorzüglich zur Darstellung. Wir glauben daher auf den Dank unserer geehrten Leserinnen wie auf die Anerkennung jedes Gourmands rechnen zu dürfen, wenn wir diesen interessant und anziehend geschriebenen Aufsatz mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung hier wiedergeben:

Kochkunst, die Kunst, Speisen und Getränke schmackhaft, leicht verdaulich und nahrhaft zu bereiten. Die zweckmäßige Zubereitung der Speisen erfordert in oft unterschätztem Grade eine Berücksichtigung des chemischen Verhaltens der Nahrungsmittel beim Kochen und eine Kenntniß der Bedeutung der einzelnen Nahrungsstoffe für den Ernährungsproceß. Das ungleiche Verhalten des Fleisches beim Aufsetzen mit kaltem oder heißem Wasser, die Unbrauchbarkeit harten Wassers zum Kochen der Hülsenfrüchte sind naheliegende Beispiele. — Die neuere Zeit hat daher auch vielfache Bestrebungen aufzuweisen, die Chemie für die Kochkunst nutzbar zu machen, und dies erscheint um so nothwendiger, als jetzt auch neue Präparate, wie Fleischextract, Gewürzextracte u. s. w., in die Küche eindringen, manche Chemikalien, wie doppelkohlensaures Natron, Weinstein, Salicylsäure u. s. w., häufiger benutzt werden und mannigfache Maschinen und Apparate (z. B. der Dampfkochtopf) die alten einfachen Geräthe mehr und mehr verdrängen. Eine gute Küche befördert: 1. die Volkswirthschaft durch Sparsamkeit bei der Zubereitung der Speisen, indem die wahre Kunst darin besteht, mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel zu erreichen; 2. die allgemeine Gesundheit, weil schlechte Küche den Magen verdirbt, während eine gute Zubereitung die Speisen gesünder und nahrhafter macht, und 3. den ästhetischen Sinn, den gesellschaftlichen Verkehr und die Gastfreundschaft.

Geschichtliches. Zahlreiche Funde von Kohlen in den ältesten menschlichen Niederlassungen, in den Höhlen Deutschlands, Frankreichs und Englands, im Löß des Rheinthales u. a. O. neben den Gebeinen der Hyänen und des Mammuths weisen darauf hin, daß der Mensch in ältester Vorzeit bereits das Feuer gekannt und für seine Zwecke verwendet hat, zu einer Zeit schon, wo er noch nicht einmal verstand, ein Thongeschirr anzufertigen, eine Kunst, welche sich bis in die Rennthierzeit hinein verfolgen läßt. Es ist demnach sicher anzunehmen, daß man damals trotz des Fehlens irdener Geschirre auch schon Methoden des Kochens gehabt hat. Ueber letztere geben die noch jetzt bei vielen auf primitiver Culturstufe stehenden Völkerschaften gebräuchlichen Arten des Kochens Aufschluß. Man kann nämlich mehrere Methoden unterscheiden, einmal das Kochen der Thiere im eigenen Balge, wie es nach Herodot bei den Skythen gebräuchlich war, und ferner die sogen. „Steinkocherei", nach welcher man in eine dicht gemachte, mit Wasser gefüllte Grube glühende Steine wirft und das Wasser auf diese Weise zum Kochen bringt. Außerdem hat man wohl in vorgeschichtlicher Zeit häufig auf dem vom Feuer erhitzten Boden das Fleisch in der Asche geröstet oder auf einem Stock gespießt, direct über dem Feuer gebraten. Die Sitte, in Gruben zu kochen, hat sich auch nach Einführung der Thongefäße noch längere Zeit erhalten.

Die Kochkunst verbreitete sich im Alterthum von den asiatischen Ländern über die Inseln Chios und Sicilien, über Griechenland und später über Italien. — Obwohl die Griechen im Allgemeinen mehr einer einfachen Lebensweise huldigten, so riß doch auch bei ihnen — vorzüglich in Athen — mit dem überhandnehmenden Luxus zugleich der Aufwand bei den Tafelfreunden ein, und wie sehr zur Befriedigung derselben die Kochkunst selbst beitragen mußte, erhellt aus der ziemlich vollständigen Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannigfachen Küchengeräthe, die uns Athenäus in seinen „Deipnosophisten" geliefert hat, sowie aus dem Umstande, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der Kochkunst abhandelte, wie dies von Archestratos von Gela (491 v. Chr.), dessen Werk von Quintus Ennius ins Lateinische übersetzt wurde, und Anderen geschah. Noch höher wurde der Luxus in dieser Beziehung in Rom getrieben. Noch während des zweiten punischen Krieges gab es Köche, welche in den Städten auf dem Markt öffentlich ausstanden und sich dingen ließen. Besonders berühmt waren die sicilischen Köche. Viele Freigelassene verdankten der Kochkunst ihr Glück, und während früher der Koch-Sclave den niedrigsten Rang eingenommen hatte, rückte derselbe nach und nach in die erste Stelle vor. Seit der Bekanntschaft mit der asiatischen Ueppigkeit nahm aber der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen so überhand, daß man es für nöthig hielt, Gesetze zur Beschränkung der Schmausereien zu erlassen, die freilich ohne besondere Wirkung blieben. Die Verschwendung eines Lucullus und Hortensius, welche Mahlzeiten gaben, deren Kosten sich auf viele Tausende beliefen, ist sprüchwörtlich geworden. — In der Kaiserzeit, unter Augustus und Tiberius, gab es förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst, an deren Spitze Apicius stand. Der Kaiser Vitellius soll einmal in einer einzigen großen Schüssel, welche über eine Million Sesterzien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milz und Leber der kostbarsten Seefische haben auftragen lassen. — Im Mittelalter waren die Leistungen der Kochkunst nicht sehr erheblich. Das Hauptgewicht wurde nicht auf gute Zubereitung, sondern auf Masse und Nahrhaftigkeit gelegt. Außer den Erträgnissen der Jagd und des Fischfanges, von Hülsenfrüchten, eingesalzenen Fischen, gepöckeltem und geräuchertem Fleisch, aß man in der Hauptsache Rindfleisch und Rindsbraten; frisches Fleisch wurde überhaupt nur bei besonderen Gelegenheiten auf den Tisch gebracht. Selbst für die Herren im Gefolge der Fürsten galt es als ein Leckerbissen. — Wir lesen z. B. über die Seltenheit des Genusses von frischem Fleisch in England zu dieser Zeit, daß Anna Boleyn zum Frühstück ein Pfund Speck und eine Kanne Bier verzehrte, und die Hofdamen der Königin Elisabeth zur gleichen Mahlzeit Pöckelfleisch, Brot und Bier erhielten. (Schluß folgt.)

Literatur.

Die gute Küche. Praktisches Kochbuch für den einfachen und feineren Haushalt, herausgegeben von Eugenie Tafel. (8°. 336.) Preis elegant gebunden 1,80 Mk. Verlag von Georg Brieger in Schweidnitz.

Dieses ausgezeichnete, außerordentlich billige Kochbuch enthält fast 900 erprobte Recepte für gut bürgerliche Küche, sowie für die feinere Tafel und zwar unter Ausnützung aller Vortheile einer sparsamen Haushaltung. Klarer, knapper, jedem Kinde verständlicher Stil zeichnet das Buch vor allen anderen Kochbüchern aus; es kann somit mit vollem Recht jeder Hausfrau empfohlen werden.

Zur Hühnerzucht.

Brut- und Mastmaschinen.

Vor einigen Jahren hat Herr Finkler in Slawentzitz eine Reihe beachtenswerther Aufsätze über Geflügelzucht in der „Hausfrauen-Zeitung" veröffentlicht aus denen wir den nachstehenden Artikel hier wiederholen. Den Anlaß hierzu giebt uns eine Frage aus dem Fragekasten.

„In Schlesien werden Brutmaschinen wohl nie Verwendung finden, da, wenn auch Küken damit erbrütet würden, das Klima zu rauh ist, und die besten künstlichen Glucken nicht genügen, um Küken mit Vortheil auf- und groß zu ziehen, und kann ich ruhig behaupten, daß Brutapparate, gleich welchen Systems, für unsere Verhältnisse ein Unding sind; — so viel dieselben auch allenthalben angepriesen werden, aus eigener Erfahrung und der benachbarter Züchter kann und muß ich selbige als für Schlesien unverwendbar verwerfen.

Ich habe zweimal den Thiemann'schen Brutapparat mit größter Sorgfalt und Genauigkeit benutzt und nichts erzielt. In meiner Nachbarschaft kenne ich fünf Brutapparate verschiedenen Systems, die ebenfalls kein günstiges Resultat ergeben haben.

Größere Brutanstalten wie Breslau, Hamburg u. s. w. haben durch Versagen der Brutapparate glänzend Fiasko gemacht und schwere Verluste erlitten. — Leider finden sich immer noch Leute, die, obwohl mit Brutapparaten gar keine Resultate erzielt, doch glänzendes Zeugniß für dieselben ablegen. Es wäre am Platze, im „Landwirth" die Frage aufzustellen: Wer mit Brutmaschine (unter Angabe des Systems) Resultate erzielt habe, welcher Procentsatz ausgekommen und wie viel davon großgezogen wurde. Das Ergebniß wird meines Dafürhaltens vollständig zu Ungunsten des künstlichen Brütens ausfallen, ich glaube genug an Material für und wieder die künstlichen Brutapparate geliefert zu haben.

Ich gehe nunmehr zu den natürlichen Brutmaschinen über und lasse dieselben bezüglich Güte der Reihe nach folgen. Der Preis gebührt auch hier wiederum dem Landhuhn. So sorgsam wie dieses brütet und führt kein anderes Huhn seine Küchlein. Das Landhuhn ist nicht schwer, äußerst gelenkig und geschickt, so daß das Zerschlagen oder Zerdrücken von Eiern zu den Seltenheiten gehört; es ist außerdem unser frühester und unser spätester Brüter und kann zu jährlich zwei bis drei Bruten verwendet werden. Demnächst folgen die diversen Kreuzungen, Brahma, Chochin, Plymouth, Wyandottes, Langshans mit Landhuhn, darauf reinracige Wyandottes, Langshans, Plymouth's, Cochin's und Brahma's. Letztere drei Racen sind die, welche am meisten Aerger und Schaden verursachen. Die Thiere sind zu schwer, plump und ungeschickt, zerdrücken eine Menge Eier und junge Küken.

Man legt einer Henne je nach Größe und Jahreszeit 12 bis 18 Stück Eier unter.

Sehr gute Brüterinnen sind die Auerhennen, man legt ihnen 20 bis 30 Eier unter und pflegt sie durch Verabreichung von mit Branntwein getränktem Brot zum Brutgeschäft zu zwingen und verwendet sie zu jährlich zwei bis drei Bruten.

Zum Brüten verwende man am besten vier- bis sechstheilige Käfige, ähnlich wie Mastkäfige, die von einer Seite behufs Ein- und Ausgang der Brüterin offen, jedoch mit Leinwand verhangen sind und stelle die Brutkäfige in einen trockenen, mäßig warmen Raum, der jedoch hinreichend gelüftet werden kann. Die Thiere bedürfen zum Brutgeschäft vollkommener Ruhe und mehr Dunkelheit als Licht.

Bevor man die Thiere aufsetzt, sehe man nach, daß sie frei von Ungeziefer sind, da dies zum guten Brüten absolut erforderlich ist. Den Boden des Brutnestes belege man mit lockerem Boden oder Sand, dem etwas Staubkalk oder Schwefelblüthe beigemengt ist, behufs Fernhaltung des Ungeziefers, darauf legt man am besten Gerstenstroh. Derartige Nester behagen den Hühnern sehr wohl und pflegen sie sich dieselben je nach eigenem Geschmacke zu formen.

Zum Brüten verwende man am besten in ein und derselben Woche gelegte Eier und von ein und derselben Race; dadurch werden sämmtliche Küken im Zeitraum einiger Stunden gleichzeitig ausschlüpfen.

Die jungen Küken werden nach Verlauf von 36–48 Stunden zum ersten Male gefüttert und zwar mit feingewiegtem Ei, in Milch gekochter Hirse und in der Zeit, wo Grünes zu haben, mit feingeschnittener Schafgarbe vermengt.

Eier werden jedoch nur in den ersten 6 bis 8 Tagen verabreicht, später vermenge man die Hirse mit Gersten- oder Maisschrot. Im Alter von drei Wochen kann man schon feingewiegte Fleischabfälle, Brot, Kartoffeln u. s. w. beimengen. Gekochte, feingewiegte Fische werden von den jungen Küken gierig verzehrt, sind leicht verdaulich und gedeihen die jungen Küken vorzüglich. Bis im Alter von fünf bis sechs Wochen reiche man den Küken je zweistündlich Futter, da wo den Thieren große Weideplätze zu Gebote stehen, genügt täglich drei bis viermalige Futterung. Gutes, frisches Wasser müssen die jungen Thiere stets erreichen können.

Bei frühreifen Racen, wie Landhuhn und Italienern trenne man im Alter von acht Wochen die Küken nach dem Geschlecht, da die Hähne in diesem Alter schon zu treten pflegen. Die zum Schlachten als Back- oder Brathähnchen bestimmten Thiere halte man besonders, gewähre ihnen weniger freien Auslauf, verabreiche ihnen in beliebiger Menge Weichfutter, bestehend in Bruchreis, Gersten- oder Maisschrot, Hirse in Milch gekocht mit Fett oder Fleischabfällen untermengt, je nach dem die benannten Futtermittel billiger zu beschaffen sind. Zum Trinken verabfolge man dicke Milch und Wasser. Grobkörniger Sand muß hinreichend vorhanden sein, die Thiere nehmen zur Reinigung des Magens und besseren Verdauung eine Menge davon auf. Derartig 2 bis 3 Wochen lang gefütterte Thiere liefern das beste Schlachtgeflügel.

Das Mästen von Kapaunen, junger starker Hähne, nicht legreifer oder genannter Hennen, sogen. Poularden im Herbst und Winter geschieht in der Weise, wie das Anfuttern junger Schlachthähne, oder will man hochfeines Tafelgeflügel erzielen mittelst Stopfmaschinen, der in Frankreich erfundenen und dort erst angewendeten sogen. Gaveuse.

Die zur Mast bestimmten Thiere werden durch 8 bis 14 Tage in halbdunkelen Ställen oder Käfigen kräftig gefüttert, darauf kommen sie in eigens erbaute Mastkäfige, kleine Abtheilungen, die den Thieren bequem aufrecht zu stehen, oder zu liegen, aber nicht umzuwenden oder gar umherzugehen gestatten.

Der hintere Theil des Käfigs ist so eingerichtet, daß die Excremente auf unterhalb angebrachte Schubläden herabfallen, die mit Sand oder Sägespänen bestreut sind und täglich des Morgens gereinigt werden. Der Mastraum soll nicht unter 10 und nicht über 12 Grad R. Wärme haben.

Die Stopfmaschine ist ein pumpenartiges Instrument. Mittelst Druck durch einen Gummischlauch mit metallenem Mundstück wird den Thieren ein dünnflüssiger Brei, bestehend aus abgerahmter dünner Milch, feinem Gersten-, Mais- oder Buchweizenmehl und Zucker eingepumt. Die Menge des zu verabreichenden Futters hängt vom Gewicht der Thiere und der besseren oder geringeren Verdauung des einzelnen Thieres ab.

Die Futterung geschieht täglich drei Mal, am besten Morgens 6, Mittags 1 und Abends 9 Uhr. Hat ein Thier bis zum nächsten Futtern nicht verdaut, dann lasse man eine Mahlzeit aus, bis der Kropf leer ist; da dieser Brei leicht Säure bildet, die Thiere dann nicht zunehmen und bei Nichtbeachtung leicht eingehen.

An der Stopfmaschine ist ein Zifferblatt mit beweglichem Zeiger angebracht, welcher bei einmaligem Umlauf 12 Einheiten angiebt und läßt sich so leicht das Quantum des einem Thiere im Verhältniß zu seinem Gewicht zu verabreichenden Breies bemessen.

Zu Anfang der Mast und dann jeden achten Tag werden die Thiere bei leerem Kropf auf einer kleinen Küchenwage gewogen, um zu sehen, wie viel sie innerhalb einer Woche zugenommen haben und muß somit über jedes einzelne Thier Buch geführt werden. Die Dauer der Mastung beträgt 3—4 Wochen. Man mästet gleich vortheilhaft Kapaunen, junge, noch nicht legereife, oder genonnte Hennen und Puten. Im Zeitraum von 3 bis 4 Wochen ntmmt ein Huhn 1½—3 Pfd., eine Pute 3—6 Pfd. zu.

Derartig behandelte Thiere besserer Fleischracen liefern Schlachtgeflügel, das dem besten ausländischen gleichkommt, mit dem Unterschiede, daß es weit billiger ist. Das Kilo kommt auf 2—2,40 Mk., während bei guten Brüsseler Poularden das Kilogramm 4—5 Mark kostet, wozu noch Frachtspesen treten.

Derartige Stopfmaschinen sind bei Herrn Petit-Breslau, Alte Börse, und den herzogl. Geflügelhöfen Rauden und Slawentzitz Oberschl. in Anwendung.

Kochrecepte.

Rindfleisch mit Herings-Kartoffeln. 1 Stunde. 10 Personen. Man benutzt hierzu das Rindfleisch, von dem die Suppe gekocht worden ist, 2 kg Rinderschwanzstückspitze, das sich durch Zartheit auszeichnet, und bewahrt es bis zum Anrichten, zugedeckt und mit einigen Löffeln Suppenfett überfüllt, in einer warmen Röhre. 1½—2 l mehlige Kartoffeln werden geschält, gewaschen, in Stücke geschnitten, in Salzwasser gekocht, abgegossen und mit folgender Sauce überfüllt, in der sie etwa 10 Minuten kochen müssen: Drei Eßlöffel in Butter gebräuntes Mehl werden 1½ l Fleischextract bereiteter Brühe seimig verkocht, dann giebt man drei gut gewässerte mit 4 Zwiebeln sehr fein gewiegte Heringe, 1—2 Tomaten, Pfefferkörner, Citronenschale und einen Eßlöffel französischen Essig hinzu, schlägt die Sauce durch ein Sieb und thut die Kartoffeln hinein. Das in zierliche Scheiben geschnittene Fleisch wird mit Petersilie verziert besonders angerichtet.

Rosenkohl, sautirt mit Fray-Bentos-Zunge. 1—1½ Stunden. 10 Personen. Nachdem man den geputzten und gewaschenen Kohl, 2 bis 2½ l, in siedendem Wasser ziemlich weich gekocht, in kaltem Wasser gekühlt und auf einem Siebe abgetropft hat, thut man ihn in eine Kasserole, fügt 125 g recht frische Butter, einen halben Theelöffel Fleischextract, etwas Salz und eine Messerspitze gestoßenen Zucker hinzu, schwenkt den Kohl so lange fortgesetzt auf dem Feuer, bis derselbe sehr heiß geworden ist und alle Butter eingesogen hat und giebt ihn mit kleinen, gleichmäßig großen gebratenen Kartoffeln umkränzt auf den Tisch, ein Schüsselchen mit geschnittener Fray-Bentos-Zunge besonders dazu präsentirend.

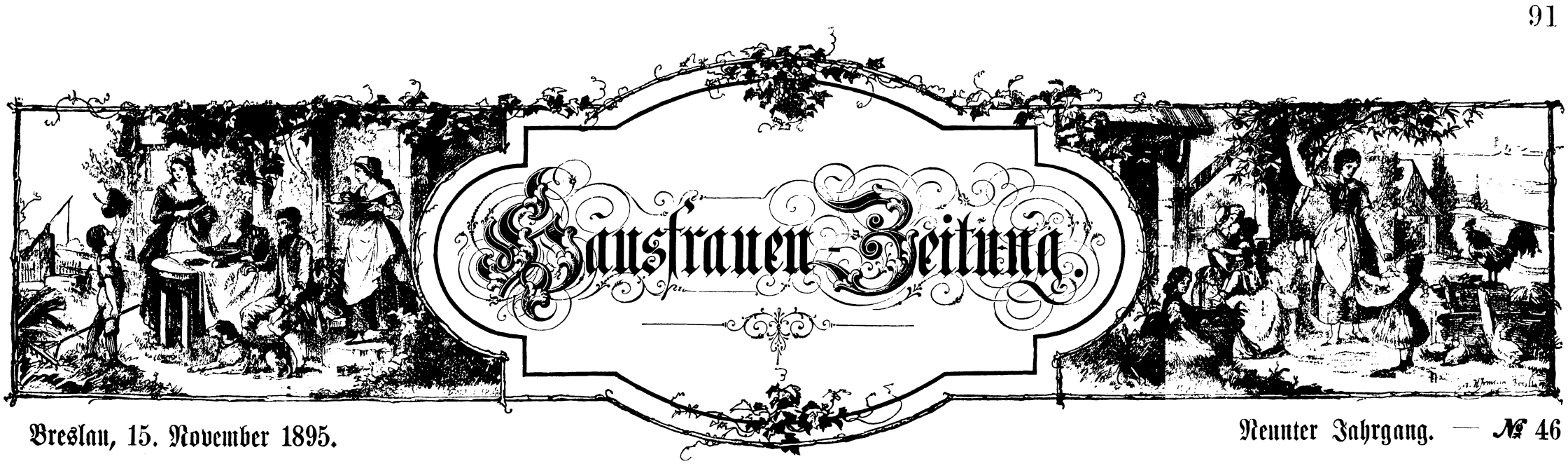
Anfrage.

Beseitigung von Stockflecken. Die geehrten Leserinnen der Hausfrauen-Zeitung erlaube ich mir ergebenst zu bitten, mir, wenn möglich, ein Mittel angeben zu wollen, durch welches kleine Stockflecke aus Tischwäsche entfernt werden können. Die Wäsche ist leider feucht von der Leine genommen und dann übereinander gehängt worden, wodurch eine Menge kleiner schwarzer Flecke entstanden sind. G.-D.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau



Breslau, 15. November 1895. Neunter Jahrgang. — № 46

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Einquartirung.

Eine Erzählung in Briefen
von **Martha Arnold.**

(Schluß.)

X.

Burgstein, den 2. September 1893.

Liebste Tilde!

Heute ist's zwar nur ein kurzer Brief, denn ich habe nicht viel Zeit, aber wissen sollst Du 's doch — Miß Ellen hat sich vor einer halben Stunde mit Herrn von Gellstein verlobt!! — Weihnachten soll schon die Hochzeit sein, denn der Bräutigam erklärt, wenn man sechs Jahre verlobt gewesen sei, sei dies gerade genug! — Und nun, wie alles kam:

Ellen durfte heute zum ersten Male das Bett verlassen und wie ich das unten im Wohnzimmer freudestrahlend verkünde, kommt Hauptmann v. Gellstein und bittet mich, ihm eine Privat-Unterredung mit Miß Moore zu erwirken. Ich stürzte hinauf zu Ellen, die in einen bequemen Lehnstuhl gebettet, allein am offenen Fenster saß, und richtete meinen Auftrag aus. Als sie mit lieblichem Erröthen „Ja“ sagte, lief ich eiligst hinunter, schickte Gellstein hinauf und flüsterte Mama leise ins Ohr: sie möchte unten bleiben (sie wollte nämlich gerade ein Glas Wein hinauf tragen.) Und — nun nach einer halben Stunde kamen sie Arm in Arm herunter und stellten sich als Brautpaar vor.

Ellen flüsterte mir dann noch zu: „Es hat sich Alles geklärt, Miß Gretchen, o und ich bin so namenlos glücklich!“

Das war unschwer von beider Gesichter abzulesen.

Es war Freude und Jubel im ganzen Hause. — Papa ließ bei Tisch Champagner bringen, damit wir auf das Brautpaar anstoßen konnten. Gellstein, der freudestrahlend neben seiner blonden Braut saß, hob plötzlich das Glas und trank mir zu: „Auf glückliche Nachfolge, gnädiges Fräulein!“

Gussow saß neben mir, stieß leise mit seinem Glas an meins und sagte, nur für mein Ohr verständlich:

„Darauf muß ich mit Ihnen anstoßen, Margarete!“

Ach, Tilde — es war das fröhlichste Mittagsmahl, das ich je erlebt.

Ellen erzählte dann Mama und mir, daß ihr Adalbert den Abschied nehmen und sich der Landwirthschaft widmen wolle. Sie ziehen dann, nach der Hochzeit (die bei uns gefeiert wird, und wozu Du natürlich nach Burgstein kommst!) nach Steinach, welches Herr von Gellstein seit dem Tode seiner Mutter von Beamten bewirthschaften läßt, und er übernimmt persönlich die Oberleitung. Vera und Anny, bie bei einer Tante leben, kehren dann natürlich wieder in ihr Vaterhaus zurück. — Ellen freut sich schon unbeschreiblich auf das Wiedersehen mit ihren zukünftigen, kleinen Schwägerinnen.

Ach, Tilde! Ellen in ihrem Glücke ist wirklich rührend anzusehen. — Aber, aber ich muß schließen. Ich habe ja noch vor Tisch zu thun. Also lebe wohl, liebe kleine Tilde, freue Dich mit an Ellens und unser aller Glück!

Deine Grete.

XI.

Den 4. September 1893.

Tilde! Was kann ein Tag, ein einziger Tag für Trübes bringen. — Ich bin so unglücklich, Tilde; ach, namenlos unglücklich! — —

Gestern gehe ich mit Detlar in den Gemüsegarten, wo ich Pflaumen für den Mittagtisch von einem ziemlich niederen Baume abnehmen wollte. Detlar ging mir, um mir die Aeste, deren Früchte ich nicht erreichen konnte, herab zu biegen und — um mir von seiner Lilli zu erzählen! Ich bin ja bis jetzt die Einzige, mit der er von seinem Glück plaudern kann. Es vergeht fast kein Tag, Tilde, wo Hans Detlar nicht ein kleines, rosenrothes Briefchen erhält, das er dann küßt und so lange liest, bis er es auswendig kann. — Da stehen wir nun unter dem Pflaumenbaum; er biegt mir die Zweige herab, und ich pflücke die Früchte in das Körbchen, daß ich am Arme trug. Er hatte mir eben von Lilli erzählt, wie süß und reizend sie sei, und wie er sie lieb habe.

„Aber nicht wahr, Fräulein Gretchen, Sie schweigen noch weiter darüber? — Wir wollen die Verlobung erst nach dem Manöver veröffentlichen; es ist ja auch süß, ein solches Glück noch ein Weilchen ganz für sich allein zu haben!“ sagte er eben.

Da rauscht es neben uns in den Sträuchern des Buchenweges und wie ich mich erschrocken umdrehe, steht Lieutenant Gussow vor mir, todtenblaß — und sieht mich mit seinen blauen Augen an, so! — ach, Tilde, bis an mein Lebensende vergesse ich den Blick nicht!

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn ich in solchem Augenblick störe,“ sagte er mit seltsamer Stimme, „ich sollte nur ausrichten, daß Miß Moore mit Ihrer Frau Mama in die Stadt fährt, und Sie sich indessen Gerda's etwas annehmen möchten!“ Und damit drehte er kurz um und ging ins Haus zurück.

Tilde, ich bin so unglücklich! Du hast es wohl längst aus jeder Zeile gelesen, wie es um mich steht, daß ich ihn liebe, liebe wie ich nie geglaubt habe, lieben zu können.

Und nun habe ich sein Vertrauen verloren! — — —

Er hat die letzten Worte gehört, Tilde, was muß er von mir denken?!

Er spricht kein Wort mit mir, gestern Abend nicht und heute den ganzen Tag auch nicht. Und übermorgen früh gehen sie fort, und ich sehe ihn vielleicht nie im Leben wieder!

Margarete.

12.

den 5. September 1893.

Herzenstilde!

Es ist alles, alles wieder gut; ich lache und weine in einem Athem, ich kann mein Glück noch gar nicht fassen!

Ich bin Braut, Tilde, und im Mai ist die Hochzeit, denn Georg wartet nicht länger — ach, ich muß Dir ja erst alles erzählen. Es war gestern Abend und ich saß im blauen Salon, stickte über einer Arbeit für Miß Ellen und war so recht von Herzen unglücklich. Da geht plötzlich im Hausflur die Thür, sehr eilige Schritte kommen näher und auf der Schwelle erscheint Georg — oder vielmehr Lieutenant Gussow, wie ich ja noch sagen muß. Er hielt einen offenen, kleinen rosa Briefbogen in der Hand und ich trocknete eiligst die Thränen, die ich eben geweint, und die er doch nicht sehen durfte, denn sie flossen ja um ihn. Da stand er auch schon vor mir und sah mich an, so eigen, so — nein, Tilde, ich kann Dir nicht schildern, wie er mich ansah.

„Margarete“, sagte er leise und hastig, „Margarete, können Sie mir verzeihen?“ und als ich stumm mit dem Kopf nickte, fuhr er aufgeregt fort. „Ich komme eben von Lieutenant Detlar, Margarete! . . . Ich fand heut früh unten im Park einen offenen Brief, worin eine gewisse Lilli meinen Kameraden mit ‚geliebter Hans‘ und ‚mein Verlobter‘ anredet. . . . Wie ich nun eiligst zu Detlar lief, erfuhr ich — Margarete, warum weinen Sie?“ unterbrach er sich plötzlich mit seltsam weicher Stimme und beugte sich so tief zu mir herab, daß ich ihm in die Augen sehen mußte. Und dann, Tilde, weiß ich nicht mehr, wie alles kam, ich lag auf einmal in seinen Armen und über mir sah ich das Glück, die Sonne meines Lebens — zwei ernste, blaue Augen in Thränen schimmernd.

„Und Du verzeihst mir Margarete?“

Ich konnte nur unter Thränen mit dem Kopfe nicken.

„Ich war Ihnen ja nie böse, Herr Gussow, ich war nur traurig, ach unbeschreiblich traurig, daß Sie mir nicht mehr vertrauten!“

„Ich heiße Georg, Margarete!“ sagte er leise, dann ließ er mich einen Augenblick aus seinen Armen.

„Ueberlege einmal die Worte, die ich hörte von Verlobung und mein Glück für mich behalten, mußte mich das nicht irre führen? O, du weißt nicht Margarete, was ich gelitten habe!“ Und damit zog er mich wieder an sich und küßte mich. „Siehst Du, die Zigeunerin hat nun doch recht behalten!“ sagte er nach einer Weile und leisem Lachen. „Ich ahnte schon damals, wie es uns beiden ergehen würde und widersprach der Alten nicht, aber eine gewisse, kleine Spottdrossel —“

Ich wurde roth.

„Ach bitte, sprich nicht davon“, unterbrach ich ihn leise „ich weiß ja, wie böse, ungezogen und trotzig ich war!“

„Damals im Walde —“ neckte er weiter.

„O,“ unterbrach ich ihn „da wurde ich nur so heftig, weil —“ ich hielt verlegen inne.

„Weil,“ ergänzte er leise lachend „weil die Spottdrossel fühlte, daß sie dem Vogelfänger ins Netz ging, und er sie nie mehr frei lassen würde.“

Und damit küßte er mich wieder.

„Nun bekommt meine Mutter ja die lange ersehnte Hilfe!“

„Werde ich Deiner Mutter recht sein?“ fragte ich zaghaft.

Er hielt mich ein Stückchen von sich ab und sah mich an.

„Mein Lieb!“ sagte er dann leise und innig „wie wird sich meine Mutter über mein schönes, junges Glück freuen!“ Und dann gingen wir Hand in Hand zu den Eltern. Papa konnte es zuerst gar nicht glauben (ich glaube, ihm ist jetzt der Gedanke noch unfaßbar, daß seine Aelteste wirklich verlobt ist!) er wollte mich gar nicht hergeben, konnte sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich nun nicht mehr ihm allein gehöre, bis er endlich „ja“ sagte. Mamachen war so lieb zu mir, ach so lieb — ich glaube fast, sie hat es geahnt!

Bei Tisch verkündete es Papa den andern — die erstaunten Augen von den Kindern hättest Du sehen müssen, Tilde! Ellen gratulirte mir aufs herzlichste und alle andern auch. Wir müssen uns nun gegenseitig trösten, denn morgen müssen sie fort, die Einquartirungszeit in Burgstein ist abgelaufen.

Ach, Tilde, wie glücklich bin ich!

Ich muß schließen, Georg steht hinter mir und behauptet, er würde eifersüchtig, wenn ich noch länger mit Dir plaudere! Also leb wohl, Herzenstilde, freue Dich am Glück

Deiner Margarete.

P. S. Georg läßt Dich bitten, wenn Du zu Ellens Hochzeit kommst, meine Briefe an Dich mitzubringen. Er will sehen, wie eine gewisse, böse Grete ihn verketzert hat!

Ende.

Zur Erziehung der Bauerntöchter.

Die Frau verlangt nicht nur nach Selbständigkeit, sondern sie wird gezwungen, selbständig zu sein. Alle unsere Verhältnisse drängen auf intensivere Wirthschaft, auf möglichste Ausnutzung aller Kräfte. Die Technik giebt uns reiche Mittel an die Hand zur Vereinfachung der Arbeit, zur Verwerthung aller Erzeugnisse, aber eben dieses verlangt, daß der Mensch die Technik nicht nur, sondern die ganzen Verhältnisse, in denen er lebt, beherrscht und sich zu nutze macht; dies aber will gelernt und bedacht sein. Wir können nicht mehr in der Weise wirthschaften und arbeiten wie unsere Väter und Großväter gethan, wollen wir weiter kommen im Leben oder auch nur stehen bleiben, wo wir stehen; wir müssen uns regen, wollen wir vorwärts kommen. Vor Allem müssen wir darauf aus sein, das Verständniß zu bilden, eine Geundlage zu geben, auf der im Leben weiter gebaut werden kann.

Unsere socialen Verhältnisse sind, wie bekannt, in einer Gährung begriffen. Wechsel wohin man sieht; alles drängt nach oben, jeder möchte sein Leben ändern, verbessern; vielen gelingt es, aber nicht allen, denn was die meisten verbessern nennen, ist oft nur Schein. Leider herrscht seit lange die Ansicht, daß Arbeit, körperliche Arbeit, entehrend sei, so drängt denn alles zum Studium; es herrscht die Ansicht unter den schwer körperlich Arbeitenden, daß Studirte ihr Brot ohne Anstrengung essen. Was aber ein solches Studium, die Ausbildung, gekostet hat, materiell und an Zeit, welche Anforderungen oft an solche Leute gestellt werden, ist anderen wenig bekannt; sie meinen eben, der hat's bequem, er streicht sein Geld ein; daher das Streben aus einem sogenannten niederen Stande in einen höheren. Es ist eben weniger die Art der Arbeit, als die Art, wie sie gethan wird, was ihr Werth verleiht, ob mit Liebe, Ausdauer und Pünktlichkeit, oder nachlässig. Das Können, nicht das Wissen, macht den Menschen, und wer im Kleinen treu und gewissenhaft ist, leistet mehr in seinem Kreise, als mancher der an hervorragender Stelle steht. Der Mensch wird der glücklichste sein, der im eigenen Hause sein Behagen findet, seiner Arbeit gewachsen ist und sie freudig thut; auf solcher Arbeit ruht dann auch Segen. Ein Handwerker, der sein Handwerk versteht, der Bauer, der hinter dem Pfluge hergeht, können eben so richtig gebildete Menschen sein, wie die Vertreter anderer Klassen, denn, wie gesagt, es ist nicht das Wissen, sondern das Thun und Können, und vor Allem das sittliche Leben, welches den Werth des Menschen ausmacht. Ich möchte allen zurufen: habt Achtung, nicht nur vor Euch selbst, sondern auch vor dem Stande, dem Ihr angehört, laßt Eure Kinder bleiben, was Ihr seid, gebt ihnen aber eine Bildung, die sie befähigt, alle Schätze des Lebens zu genießen, das was sie sind, ganz zu sein. Dies führt mich zur Frauenfrage. Wir streben darnach, selbständig zu werden, wir verlangen das Recht zu studiren, Aerzte, Oberlehrer zu werden; dies ist schön und gut, aber nur für solche, welche die Fähigkeiten besitzen, nicht ein Studium zu bewältigen, sondern auch opferwillig genug sind, um mit den Lebensgewohnheiten, wie sie jetzt der Frau geboten werden, zu brechen, ganz das zu sein, was sie sein wollen. Aber auch für die Frauen aus anderen Ständen muß gesorgt werden, auch ihnen muß die Möglichkeit geboten werden, sich eine höhere, den Anforderungen, die an sie gestellt werden, entsprechende Bildung anzueignen. Ich möchte hier besonders von den Frauen des Bauernstandes sprechen, dieses Standes, der so wichtig ist für den ganzen Staat, der sich dessen auch bewußt ist, der aber noch immer am längsten zögert, fortzuschreiten, sich die Vortheile zu nutze zu machen, die unsere Zeit bietet, und besser und vortheilhafter zu wirthschaften und den Erfolg seiner Arbeit mit seiner Familie zu genießen. In letzter Zeit haben sich ja allerdings die landwirthschaftlichen Winterschulen für die jungen Landwirthe in erfreulicher Anzahl vermehrt, und sie werden fleißig besucht, sollen doch allein in der Provinz Hannover 600 (oder 700) junge Landwirthe die Winterschulen besuchen. Fast ohne Ausnahme aber halten alle, die ihre Söhne auf diese Weise ausbilden lassen, es nicht für nöthig, auch für ihre Töchter, die zukünftigen Frauen, eine gleichwerthige Bildung zu erstreben. Der reiche Bauer schickt seine Tochter in die Stadt, sie lernt sich modisch kleiden, Clavier klimpern, ich sage klimpern, denn in so kurzer Zeit kann nicht, falls nicht Begabung und guter grundlegender Unterricht vorher gingen, die Rede sein von verständnißvollem Spielen, aber nur solches kann Genuß bringen. So kommen denn die Mädchen oft zurück auf's Land, hochmüthig, denn sie meinen jetzt mehr zu sein, als andere ihres Standes, unbefriedigt, denn sie haben selten einen Grund gelegt, auf dem sie aus sich selbst weiter bauen können, sie verachten die praktische Arbeit, und da die Gelegenheit fehlt, das, was sie erlernten, mit anderen zu üben, fehlt ihnen auch der Genuß, den sie daraus ziehen könnten, sie sind, wie gesagt, unbefriedigt, haben oft die Luft verloren, sich ihrem Berufe — dem Hauswesen vorzustehen, ihrem Mann Beratherin und Hilfe zu sein, zu widmen, und sie könnten doch so viel leisten, es steht ihnen ein so großes Arbeitsfeld zur Verfügung, indem auch sie für ihr Theil rationelle Wirthschaft erstreben könnten und viel dazu beitragen, daß sich der Wohlstand mehrt, sie könnten im eigenen Hause und auch anderen ein Beispiel sein, wie Schiller sagt:

sie reget ohn' Ende
die fleißigen Hände,
sie mehrt den Gewinn
mit ordnendem Sinn.

Statt dessen stehen die Frauen hindernd den Männern oft im Wege, wenn sie aus Mangel an Verständniß die Maßnahmen derselben nicht nur nicht billigen, sondern sich gegen eine rationelle Bewirthschaftung auflehnen, z. B. den Ankauf von Kunstdünger nicht gutheißen, auch die rationelle Pflege und Fütterung des Viehes nicht verstehen.

Daher möchte ich allen Landleuten, nicht nur den wohlhabenden, sondern vorzugsweise denen, die sich sauer durchkämpfen müssen, rathen: laßt Euren Töchtern eine andere Erziehung zu Theil werden, das Geld, welches Ihr dafür ausgebt, ist gut angelegt; schickt sie in solche Schulen, die von Personen geleitet werden, welche Verständniß haben für das, was für Euren Stand nothwendig ist, die sie einführen in die Kenntniß der Naturwissenschaften, durch welche Ihr lernt bessere Producte zu erzielen und dieselben besser zu verwerthen, kurz rationell zu wirthschaften, nicht nur praktisch, sondern auch mit Verständniß, und je mehr Euch dieses für alles kommt, je mehr Ihr hineinschaut in das Wirken der Natur, die Gesetzmäßigkeit in allem verstehen lernt, desto lieber wird Euch gerade Euer Stand und Euer Beruf werden, Ihr werdet stolz sein, Bauern unb Landwirthe zu sein.

Es giebt schon viele Haushaltungs- und Molkereischulen, andere erstehen jetzt, die neben den grundlegenden Wissenschaften, welche sie lehren, so weit

sie für Zwecke der Frau auf dem Lande nöthig sind, auch Hauswirthschaft, Kochen, Backen, Behandlung der Wäsche wie die Neuzeit sie verlangt, auch den Gemüsebau und die Anzucht und Pflege von Beerenobst und Baumobst und vor allem alle Arten der Verwerthung der Früchte lehren; auch die Pflege und Ernährung der Hausthiere. Solche Schulen finden sich schon in Süddeutschland, sie haben sich bewährt, wie dies der starke Andrang beweist, denn viele müssen abgewiesen, auf spätere Zeit vertröstet werden. Daher rathe ich den betreffenden Eltern, kommt auch Ihr den Schulen mit Vertrauen entgegen, schickt Eure Töchter dahin, wo sie lernen, was gerade sie brauchen, selbständig zu wirthschaften und den Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen; der Erfolg wird nicht ausbleiben Anna Dorsch, Neustadt am Rübenberge. („Hannov. Land- u. forstw. Ztg.")

Das Geschichtliche der Kochkunst.

(Schluß.)

Die Wiege unser modernen Kochkunst ist Italien. Dieses Land nahm im 16. Jahrhundert auch in der Kochkunst unbestritten die erste Stelle ein; dieselbe wurde künstlerisch-wissenschaftlich betrieben. Katharina von Medici, die Mutter Karls 9., führte diese Kunst in Frankreich ein. Aber erst unter Ludwig 14. gelangte sie auf den Gipfel der Vollkommenheit, und von dieser Zeit an wurde Frankreich in Sachen der Kochkunst als maßgebend anerkannt. Die Regentschaft und die Regierungszeit Ludwigs 15. übten auf die Entwickelung der Kochkunst den günstigsten Einfluß aus, während unter Ludwig 16., der in der Hauptsache mehr ein Vielesser als ein Feinschmecker war, Stillstand eintrat. Durch die Zubereitung, den starken Zusatz von Würzen aller Art, die Hinzufügung wohlschmeckender Saucen ꝛc. gelangte man dahin, daß die Nebendinge zur Hauptsache wurden, so daß Goethe in einem Briefe (1779) mit Recht tadeln konnte, daß die Köche bei den Speisen einen Hautgout von Allerlei anbringen, darüber Fisch wie Fleisch und das Gesottene wie das Gebratene schmeckt In Frankreich führte die Revolution einen ganz enormen Rückschlag herbei; erst unter dem ersten Kaiserreich war ein Wiederaufblühen der Kochkunst zu bemerken, aber unter ganz wesentlich veränderten Verhältnissen. Es wurde theilweise mit den alten Traditionen der Ueberfeinerung gebrochen. Namentlich die raffinirten Täuschungskünste, in denen sonst die französischen Köche excellirten, gab man auf, und es gilt jetzt in der Kochkunst der Grundsatz: jedes Fleischgericht muß sein eignes, natürliches Aroma, jedes Gemüse seinen natürlichen Geschmack, seine natürliche Färbung haben.

An dieser Entwickelung der Kochkunst haben nicht nur die Köche und Köchinnen gearbeitet; in früheren Zeiten nahmen die großen Herren selbst ebenso wie auch Dichter und Philosophen thätigen Antheil an der Förderung dieser Kunst. Richelieu, Mazarin, der Connétable Montmorency erfanden neue Gerichte, die heute noch deren Namen führen, und der Philosoph Montaigne (1533–92) hielt es nicht unter seiner Würde, ein Buch über die Wissenschaft des Essens („Science de la gueule") zu schreiben. Papst Pius 5. ließ durch seinen Leibkoch Bartolomeo Scuppi ein Kochbuch des Papstes publiciren (1570), und Ludwig 13. legte besonderen Werth auf seinen Ruhm als Verfertiger feinerer Confitüren. Unter Ludwig 14. erfand Condé die berühmte, nach ihm benannte Bohnensuppe und der Minister Colbert die vortreffliche Sauce Colbert. Ebenso führte der Haushofmeister des Königs, Herr v. Béchamel, Marquis v. Nointal, die weitestgehenden Verbesserungen in der Zubereitung der Speisen, namentlich der Fische ein, erfand die heute noch als unübertroffen geltende sauce à la Béchamel und das vol-au-vent, um schließlich die Summe seiner Erfahrungen unter dem Pseudonym Le Bas in dem Buch „Sur l'art du cuisinier" niederzulegen. Ein 1655 in Paris erschienenes Buch: „Le patissier Elzepries", ist heute noch von praktischem Werth und wurde 1867 in einer Auction mit 1050 Frcs. bezahlt. So hoch wurde damals der durch die Küche erworbene Ruhm gestellt, daß ein namhafter Mißerfolg den Leibkoch des Königs, Vatel, zum Selbstmord treiben konnte (1671). Auch in Deutschland erschienen zu dieser Zeit die ersten nennenswerthen Werke über die Kochkunst, z. B. 1643 in Hamburg der Jugendspiegel von Christ. Actatius Hagerius Francommont Missn. („Ueber die Art zu essen") und 1655 das „New köstliche und nützliche Kochbuch der Fraw Anna Wecker"; endlich in Nürnberg 1702 „Der aus Parnasse ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin Gemerkzettel, woraus zu erlernen, wie man 1928 Speisen wohlschmeckend zubereiten solle." Unter Ludwig 15. förderte namentlich der Sieur de la Varenne, Küchenmeister des Marquis d'Uxelles, die Weiterentwickelung dieser Kunst durch sein epochemachendes Werk „L'école des ragouts" (1730). Gleichzeitig erschien in Nürnberg (1734) „Die in ihrer Kunst vortrefflich geübte Köchin, oder auserlesenes und vollständig vermehrtes Nürnbergisches Kochbuch". Selbst Friedrich der Große wendete der Prüfung und Correctur der täglichen Speisezettel eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu, und sein Koch Noël, genannt der Saucenkünstler, war eine einflußreiche Person. Montier, der Leibkoch Ludwigs 15., hatte, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, Medicin und Chemie studirt. Der Prinz v. Soubise hat durch die Hammelcoteletten mehr Ruhm erworben als durch seine Feldherrenthaten; wer Truthahn à la Régence oder pains à la d'Orleans ißt, denkt milder über den Regenten, ebenso über die Frau, wer filets à la Pompadour genießt. Zur Regierungszeit Ludwigs 16. glänzen als Sterne erster Größe am Firmament der Küche die Marschälle von Richelieu und Duras, der Herzog von Lavallière, der Marquis von Brancas und Graf Tessé. Kaum waren die Schrecken der Revolution vorüber, so begann in Frankreich die eigentliche Blüthezeit der Kochkunst: sie wurde sogar eine politische Macht. Der Anfang des Jahrhunderts brachte zunächst einen Dichterkoch, Barchoux, welcher ein didactisches Gedicht: „La Gastronomie", in der Hauptsache eine Uebersetzung der Hauptstücke des Werkes von Quintus Ennius herausgab. Es entstanden damals zwei sich scharf bekämpfende Richtungen, die romantische und die classische Schule. Als Vertreter der ersteren gilt Beauvillers „L'art de la cuisine" (grundlegendes Werk), der letzteren M. A. Carême, der, wie auch Montmireil, als der historische Koch des Wiener Congresses zu nennen ist. Der Herzog-Kanzler Cambacérès, von der Ansicht ausgehend, daß man zum großen Theil durch die Tafel regiere, und daß also ein Staatsmann, der keinen guten Tisch führe, überhaupt keine diplomatischen Erfolge erringen könne, beherrschte mit seinem Küchenchef Benaud einen Theil Europas. Auf gleichen Bahnen wandelte Talleyrand mit seiner berühmten Küchenbrigade (Véry ꝛc.) Ueber den Parteien aber thronte als allseitig anerkannte Autorität Alexander Balthasar Laurent. Diese gute Zeit hielt auch nach der Restauration an, denn Ludwig 18. war zugleich Feinschmecker und Vielesser. In Deutschland war man in dieser Zeit auch in Bezug auf die Küche ganz unter französischer Herrschaft; selbst ein Kant gehörte zu den Gourmands und pflegte sich eingehend über das Essen und dessen Zubereitung zu unterhalten. Erst Königs „Geist der Kochkunst" (deutsche Ausgabe von Rumohr, 1822; 2. Aufl., Stuttgart 1832) brachte den deutschen Namen auf diesem Gebiet wieder zu Ehren. Freilich wurde dieser bald wieder verdunkelt durch Brillat-Savarins weltberühmtes, bisher unerreichtes Buch „La physiologie du goût" (1825, deutsch von K. Vogt, 5. Auflage, Braunschweig 1888). Hiermit gelangte die Entwickelung der Kochkunst zu einem vorläufigen Abschluß. Die späteren Werke, unter denen die „Gastrosophie" des Barons Vaerst (Leizig 1851) und „Das Menü" von E. v. Malortie (3. Auflage, Hannover 1887, 2 Bände) besonders hervorzuheben sind, bauen sich in der Hauptsache auf den Resultaten der classischen Periode auf. Ganz originell ist das „Grand dictionnaire de cuisine" von Alexander Dumas dem ältern (Paris 1873).

Den allzu nachsichtigen Müttern.

Ordnung hat erziehende Gewalt — Ordnung und Consequenz. „Inconsequenz pflanzt den Baum und schält ihn ab." Wir dürfen nicht heute erlauben, was gestern ernstlich verboten wurde; wir dürfen uns nichts abtrotzen, nichts abschmeicheln lassen. Weder unsere Laune und augenblickliche Stimmung, noch die des Kindes, noch die eines anderen darf dominiren, nur die Hausordnung, die Satzung, das Vernünftige. Zwar dürfen wir manches, was das Kind sich wünscht, und was wir als heilsam oder mindestens als unschädlich erkennen, zum Ziel seiner Strebungen hinstellen, als in Aussicht gestellte Belohnung für gute Aufführung oder Leistung; das Kind lernt ja dadurch seine Kräfte sammeln und sie nach einem Ziele richten; es muß jedoch mit Versprechungen auf reale, greifbare Belohnungen sparsam und vorsichtig gewaltet werden, da doch das Kind auch lernen muß, das Gute zu lieben und zu üben, weil es eben das Gute ist und nicht aus irgend einer Nebenabsicht.

Das Turnen und die Leibesübungen der Frauen.

Turnen, Spiel und Sport sollen uns die Charakterbildung und die Leibesübungen ersetzen, die bisher das Wehrwesen uns bot. Wir müssen uns also auf den Frieden vorbereiten, für den Frieden erziehen und mit unserem ganzen Wesen in den krieglosen Zustand hineinleben. Dieses Friedens wollen wir froh werden, wie einst wir uns der Schlachten freuten. Dazu ist es nothwendig, daß wir uns rechtzeitig nach Ersatz für Excerzirplatz und Felddienst, für Drill und Stählung des Willens umsehen; vor Allem ist nothwendig, daß wir uns vor der Gefahr nicht fürchten.

Es gilt nicht nur, unsere Jugend in diesem Sinne zu erziehen; es gilt im Augenblicke ganz wesentlich auch, in den Vertretern einer überwundenen Lebensauffassung die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Volk nicht dem Niedergange geweiht ist, wenn es seine geistigen oder körperlichen Fähigkeiten nicht mehr in den Dienst gegenseitiger Vernichtung stellt. Alle Kreise soll die Erkenntniß durchdringen, daß — indem wir vom Kriege Abschied nehmen — die Veredelung unseres Wesens erst recht beginnt.

Turnen, Spiel und Sport sind selbstverständlich von gleichem erzieherischen Werthe für Mann und Weib; wir wollen ja, will's Gott, nicht mehr nur Krieger erziehen, sondern Menschen! — Der weibliche Körper bedarf der Ausbildung ebenso wie der männliche; die Seelenkräfte des Weibes verlangen nach Entwickelung, wie die des Mannes; das Weib hat den gleichen Anspruch auf Frohsinn. Indem wir Mädchen und Knaben Jünglinge und Jungfrauen bei ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung nicht länger mehr von einander trennen, haben wir das sittliche Bewußtsein im Volke.

Major v. Egidy.

Aus dem Leben der Wasser-Insecten.

Der große gelbrandige Schwimmkäfer (Dyticus marginalis) ist dem Fischzüchter leider nur zu gut bekannt und nachstehende kurze Lebensgeschichte giebt ihm vielleicht Veranlassung, zu erkennen, wann dieser gefährliche Räuber am leichtesten in seiner Entwickelung zu bekämpfen ist. Die Larve und der Käfer selbst leben bekanntlich im Wasser; die Larve bringt indeß die Zeit nach der Verpuppung in der Erde zu. Die Erklärung ist darin gegeben, daß das Thier während seiner ganzen Lebenszeit Luft athmet und als Larve und Käfer beweglich genug ist, sich diese von der Oberfläche des Wassers zu holen; als Puppe in ihrem starren Mumienkleide muß sie aber einen Platz bewohnen, der ihr ungehinderte Luftzufuhr giebt und deshalb gräbt sich die Larve vor der Metamorphose ganz flach in die Erde ein. Das Weibchen legt seine Eier unter der Wasserfläche in Schilf und Pflanzen ab; der Pflanzenstengel wird von ihr dazu bis zum Mark angebohrt und die Eier in diese Höhlungen abgesetzt. Dies geschieht im März bis April und in drei Wochen kriechen dann die sehr kleinen Larven aus, die ungemein rasch wachsen und innerhalb vier oder fünf Wochen ihre Lebenszeit als Larve abschließen; natürlich bedürfen sie in dieser Zeit ungemein viel Nahrung und nehmen diese in der bekannten Weise, daß sie ihr Opfer mit den Zangen anklammern und anbohren und mittelst derselben aussaugen. Die ungemein fein gearbeiteten hohlen Zangen arbeiten dabei in Verbindung mit den Mundmuskeln wie eine Saugpumpe. Der Dyticus frißt ziemlich Alles, was im Wasser lebt: Schnecken und Würmer, Froschlarven und Fische. — Wenn die Larve (die leichter als das Wasser ist) athmen will, muß sie sich an einen festen Gegenstand anklammern und ihren Schwanz allmählich in die Luft stecken; sie kann den festen Gegenstand loslassen und hängt gleichsam an der Spiegelfläche des Wassers zum Athmen. Die Larven kriechen zur Einpuppung nicht weit vom Teiche ab, machen ganz nahe am Teichrand im feuchten Boden eine kleine Zelle und kriechen im Sommer, bereits nach 14 Tagen als fertiger Käfer aus. Bei kaltem Wetter bleiben sie lange, vielleicht sogar bis zum Frühling, als Larve begraben. Der Käfer lebt länger als ein Jahr und schwimmt und frißt — außer bei sehr kaltem Wetter — lustig weiter, er ist nicht weniger räuberisch als die Larve. Der große, schwarze Schwimmkäfer (Hydrophilus piceus) ist durchaus kein so schlimmer Gast trotz seines großen Leibesumfanges (er wird bis $4^1/_2 \times 2$ cm groß). Er nimmt nur Pflanzen-Nahrung und daneben kleine Wasserthierchen; für Fische ist er fast unschädlich. Seine Lebensgeschichte ist durchaus verschieden vom Gelbrand. Das Weibchen legt seine Eier im Juni bis Juli. Man findet dann öfters auf dem Wasser kleine ovale Cocons herumschwimmen, von leicht gerauhtem Aeußern, sie sehen fast aus wie eine plattgedrückte Haselnuß mit merkwürdigem mastbaumähnlichen Zopffortsatz am Ende. In diese mit außerordentlichem Geschick selbstgesponnenen Schiffchen legt der Käfer seine Eier, die nach 3 Wochen auskriechen und als Larve dreimal sich häuten und einspinnen. Das Eierschiffchen wird mit großer Sorgfalt hergestellt: Der Käfer hat hierzu einen kleinen Spinn-Apparat an seinem Hinterkörper, dessen Construction einem geschickten Ingenieur alle Ehre machen würde. Er läßt mit demselben zwei einzelne, etwas klebrige Fäden in drehender Bewegung heraustreten, sammelt mit den Hinterfüßen aus einem ihm bequem liegenden Algenbündel ein Häufchen Algenwerg und dreht und drückt aus diesen beiden — mit den Vorderfüßen arbeitend und den eigenen Körper zur Form nehmend — allmählich eine kleine halbe Nußschale heraus. Hierauf macht er ebenso eine zweite halbe Schale und webt und klebt endlich die beiden Theile zusammen, $1^1/_2$ Stunden genügen für diese gewiß schwere Arbeit. Der Käfer drückt sich dann in dies Schiffchen hinein und legt in weiteren zwei Stunden seine Eier ab, zieht sich dann aus dem Schiffchen zurück und schließt gleichmäßig webend den Cocon; er setzt dann den oben erwähnten kleinen Mast oder Stengel auf, dessen Bestimmung nicht ganz sicher ist. Wahrscheinlich dient er zur Ventilation der Eier während der Brutzeit. Die ganze Arbeit nimmt fast fünf Stunden in Anspruch. — In sehr seichten, pflanzenreichen Teichen finden wir im Frühsommer bis zum Herbst (die erste Generation verschwindet im Juli und im August kommen die Nachfolger heraus) kleine, schwarze, lustig kreisende Käfer, es sind dies ganz unschuldige Pflanzenfresser (Hydrobius), die höchstens, wenn sie einmal in tieferes Wasser gerathen, dem großen Gelbrand zum Opfer fallen. — Die kleinen Herren legen sich gern auf den Rücken und athmen dann schwimmend die ihnen nöthige Luft. — Luft sich zu verschaffen ist eine der ersten Sorgen der Wasser-Insecten, aber keine löst vielleicht so ingeniös diese Aufgabe, wie die Larve der kleinen, Donacia genannten, ebenfalls pflanzenfressenden Wasserkäfer; diese sind kleine, ungefähr 1 cm lange, weißliche Larven, fast wie jede andere Landkäferlarve aussehend, sie haben eigentlich gar keine Vorrichtung, sich unter Wasser die nöthige Lebensluft zu sichern, außer zwei kleinen mit Oeffnungen versehenen Stacheln und diese benutzen sie, um tief unter Wasser die Wurzeln von Wasserrosen und anderen, starke Hohlräume enthaltenden Wasserpflanzen anzubohren, um den Luftvorrath zu bestehlen, den diese Wurzeln und Schößlinge in ihren großen Hohlräumen führen. Alle Wasser-Insecten haben außerordentlich verschiedene Vorrichtungen, um sich die Luftzufuhr zu sichern, indeß keine Species wohl so merkwürdige, wie diese kleinen Donacien, die mit ihrem Bohrapparat diese unterseeischen Lufträume anzapfen können. (Fischerei-Ztg.)

Fischreichthum der Nordsee.

Welchen enormen Fischreichthum die Nordsee birgt, wurde durch einige im October d. J. von Fischdampfern in Geestemünde angebrachte Fänge illustrirt. Zwei Dampfer fischten auf der Dogger Bank mit dem Grundnetz und fingen in einer Fischzeit von zwei Tagen ca. 250 Centner Fische. Die in ihrer unmittelbaren Nähe thätigen Heringsfischer erzielten nicht minder reiche Fänge mit dem Treibnetz. Die gefangenen Heringsmassen waren so groß, daß die Netze nur theilweise aufgenommen und dann der Fang zunächst bei Seite geschafft werden mußte, bevor man weitere Netze einholte. Es waren also sowohl am Grunde wie in den oberen Schichten des Meeres erstaunlich viel Fische vorhanden. Die Kabeljau und Schellfische, welche vorzugsweise die Beute der Schleppnetzfischer bilden, jagen den Heringen nach und sind daher meistens größere Fische, denn die kleinen betheiligen sich an dieser für sie zwecklosen Jagd nicht. — Einen noch größeren Fang machte der „Präsident Herwig", derselbe brachte nach sechstäger Abwesenheit eine aus 500 Ctr. Fischen bestehende Ladung heim und würde eine noch weit größere Menge erbeutet haben, wenn nicht sein Netz infolge eines in in demselben gefangenen Fischquantums von schätzungsweise 150 Ctr. zerrissen und der Fang verloren gegangen wäre. Der letzterwähnte Fang wurde in fünf Stunden Schleppzeit erzielt und war der Dampfer nicht mehr im Stande, das volle Netz fort zu bewegen. Der durch das Grundschleppnetz abgefischte Raum beträgt etwa 16 Meter in der Breite und $1^1/_2$ Meter in der Höhe und wird dasselbe in 5 Stunden ca. 25 000 bis 28 000 Meter über dem Meeresgrunde fortbewegt. Bei so reichen Fängen suchen die Dampfer sich möglichst auf einer Stelle zu halten und drehen fortwährend in großen Kreisen herum, da die Fischschwärme gewöhnlich nur auf kurzen Strecken so dicht sind; es kommt natürlich häufig vor, daß sie den Zug verlieren und statt des erhofften reichen Fanges fast nichts im Netze haben, das Auffinden solcher Fischschwärme ist die reine Glückssache, daher auch das Geheimhalten der Fangplätze, an denen man gute Resultate erzielt hat, wie solches von den Fischern oft gethan wird, zwecklos.

Die Schädlinge des Obst- und Weinbaues. Ein Verbrecheralbum.

Der Schaden, den unser vaterländischer Obst- und Weinbau jährlich durch Insekten erleidet, ist sehr groß. Der Landwirth und Gartenfreund, der diesen Schaden wohl erkennt, aber nicht für den einzelnen Fall auf das in Frage kommende Insekt zurückzuführen weiß, möchte ihm wohl steuern; er wendet sich jedoch — nicht ohne gewisse Berechtigung — von Insektenbüchern ab. Das hat aber seinen Grund darin, daß einfache, also billige Bücher mit keinen, oder blos schwarzen, oft fragwürdigen Abbildungen, ihm ebenso wenig nützen, wie die sehr theuern wissenschaftlichen, ihm nicht leicht verständlichen, dazu meist nur eine bestimmte Insektenklasse behandelnden Werke, trotz ihrer vielleicht werthvollen colorirten Bilder. Das, was er möchte, was ihm großen Nutzen bringen könnte: billige naturwahre farbige Darstellungen der Hauptschädlinge, mit denen er zu kämpfen hat, in den verschiedenen Gestalten ihrer Entwicklung, begleitet von kurzer volksthümlicher Belehrung über deren Wesen und einfachste Bekämpfung, das bietet ihm der Büchermarkt bis jetzt nicht. Nach einem solchen Büchlein ist aber in der That in den letzten Jahren auf der ganzen Linie der obst- und weinbautreibenden Bevölkerung ein Ruf laut geworden.

Das Verdienst, ein solches Verbrecheralbum aus der Insektenwelt zusammengestellt zu haben, gebührt dem unermüdlichen Forscher Freiherrn von Schilling, der schon so manchen Kampfruf gegen diese Schädlinge in dem bekannten „Praktischen Rathgeber" veröffentlicht hat. Das Album besteht in einem festgebundenen Büchlein, das in kurzer deutlicher Weise die Beschreibung jedes gefährlichen Obstverbrechers enthält; in einer Seitentasche befinden sich zwei zusammengefaltete Tafeln mit den dazu gehörigen Abbildungen. Diese farbigen Bilder sind nun ganz vorzüglich gelungen, sie geben den Beweis dafür, wie weit man es jetzt in der Kunst der farbigen Vervielfältigung gebracht hat, und wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir dies Buch als ein hervorragendes Rüstzeug empfehlen für den Kampf gegen die Gartenschädiger, die mit den obstvertilgenden Menschen in einen „unlauteren Wettbewerb" gerathen sind. Das Buch ist nebenbei sehr billig, es kostet nur 1,50 Mk. (bei größeren Bezügen nur 1 Mk.) und ist bei Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O. erschienen.

Ein Gartenbuch für Anfänger.

Dem Verbrecheralbum möge hier gleich noch ein anderes gutes Buch aus demselben Verlage unsern Lesern empfohlen werden, es ist das Gartenbuch für Anfänger, das der Chefredacteur des Praktischen Rathgebers, Herr Boettner verfaßt hat. Zehn Jahre steht Boettner an der Spitze des Praktischen. Im steten Briefwechsel mit Lesern und Mitarbeitern weiß er zu beurtheilen, wie groß das Bedürfniß nach Aufklärung oft selbst über die elementarsten Dinge im Leserkreise ist. Das Gartenbuch für Anfänger ist ein Lehrbuch, eine Grammatik des Gartenbaus. Das 500 Seiten starke Buch mit seinem Sachregister und 459 Abbildungen kostet gebunden 6 Mk. und ist ein gutes Weihnachtsgeschenk.

Das Einschlachten der Gänse.

Von Minna Petersen, Vorsteherin der landw. Haushaltungssch. Helmstedt.

St. Martin wird gewiß von Jedem mit Freuden begrüßt; beginnt doch um diese Zeit das Gänseschlachten, wonach dann alsbald die goldbraun gebratene Gans auf unserm Tisch erscheint. Wer möchte wohl den Genuß einer gebratenen Gans entbehren? Ich glaube kaum, daß Jemand gern auf diesen Leckerbissen verzichtet! Die Gans liefert uns jedoch nicht allein einen schönen Braten, sondern man kann aus ihr gar manchen delikaten Leckerbissen bereiten, seien es geräucherte Brüste, Gänseleberpasteten, Gänsefülze, Gänseklein u. s. w.

Geräucherte Gänsebrüste bereitet man folgendermaßen: Die Brüste von gut gemästeten großen Gänsen eignen sich besonders zum Räuchern. Man löst, nachdem man die Keulen, Hals und Flügel abgeschnitten hat, die Brust ab, reibt sie mit 5 Theilen Salz, 1 Theil Zucker und etwas Salpeter ein (auf 5 Gänsebrüste 30 Gramm Salpeter), man nehme nicht zu viel von letzterem, da das Fleisch sonst hart und trocken wird. Hierauf packt man die Brüste recht fest in einen Steintopf und läßt sie 6 Tage mit dem Salz stehen, nimmt sie dann heraus, wendet sie in trockener Weizenkleie gut um, daß sie vollständig bedeckt sind, und bringt sie in die Rauchkammer. Länger als 8 Tage dürfen die Brüste nicht im Rauch hängen und müssen während dieser Zeit mehr Luft als Rauch haben. Statt die Brüste in Kleie umzuwenden, kann man sie auch in Zeitungspapier einschlagen, dasselbe darf aber nur einfach herumgeschlagen werden.

Um pommersche Spickgänse zu bereiten, verfährt man in folgender Weise: Junge, gut gemästete Gänse werden ausgenommen, Hals, Füße, Flügel knapp am Rumpfe abgeschlagen und letzterer genau in der Mitte der Länge nach gespalten. Nun reibt man jede Hälfte stark mit 3 Theilen Salz, 1 Theil Zucker und etwas Salpeter ein, packt sie darauf recht fest in einen glasirten Steintopf und läßt sie 5—6 Tage darin liegen. Dann nimmt man sie heraus, kehrt sie gut in trockener Weizenkleie um und hängt sie 8 Tage lang in den Rauch. Hierauf nimmt man sie aus dem Rauch und läßt sie recht luftig hängen, befreit sie aber erst nach 8 Tagen von der daran haftenden Kleie.

Gänseleberpastete. 16 Gänselebern werden 24 Stunden in süße Milch gelegt, dann fein gehackt und durch ein Sieb gerührt. $1^1/_2$ Pfd. gekochtes fettes Schweinefleisch wird in feine Würfel geschnitten. Man fügt noch hinzu: 2 Milchbröte, 4 Eier, 60 Gramm Gänseschmalz, etwas Ingwer, 50 Gramm fein gehackte Trüffeln, Pfeffer, Salz und ein wenig Zucker. Die Brühe des Schweinefleisches wird mit einer Untertasse voll gehackter Zwiebeln bis zu einem Wasserglase voll eingekocht und unter die Masse gethan. Das Ganze giebt man in eine Puddingsform, die man vorher mit Gänseschmalz ausgestrichen und mit geriebener Semmel bestreut hat, und läßt den Pudding 3 Stunden kochen.

Die verschiedenen Theile der Gans, als Hals, Kopf, Flügel, Keulen, Herz, Magen, salzt man entweder ein oder kocht Gänsefülze oder Gänseklein davon. Die Magen — gesalzen und geräuchert, nach Bedarf gekocht und auf einer Reibe fein gerieben, zu Butterbrot gegessen — schmecken ganz vorzüglich.

Zu einer guten Pökellake für Gänsefleisch nimmt man auf 5 Liter Wasser $2^1/_2$ Pfd Salz, 50 Gramm Salpeter, $^3/_4$ Pfd. braunen Zucker-Kandis, läßt dies gut aufkochen und gießt es erkaltet auf das Fleisch.

Fleischgift und Haut-goût.

Da das Fleisch geängstigter Thiere sehr schnell in Fäulniß übergeht, da ferner im faulenden Fleisch die Ptomaïne evident nachgewiesen sind, da endlich vielfach Fleisch-, Fisch- oder Muschelvergiftungen vorkommen, ohne daß in den genossenen Objecten Fleischgift nachweisbar ist, da schließlich der Haut-goût bei starkem Auftreten das Fleisch ebenfalls gesundheitsschädlich und ungenießbar macht: so darf faules Wild gesundheitspolizeilich nicht anders als faules Fleisch überhaupt behandelt werden: ein Unterschied zwischen geringerem oder größerem Fäulnißgrad ist durchaus unzuläßig. Der Einwand, daß das mit Haut-goût versehene Wildpret den Feinschmeckern besonders zusage, ist für die Handhabung der Polizei völlig bedeutungslos. Wer faules Fleisch für eine Küche wünscht, kaufe frisches und lasse es daheim, so lange es ihm beliebt, hängen — das ist Privatangelegenheit! im Handel darf kein übelriechendes Fleisch geduldet werden! Wohl kann durch Behandlung mit Wasser, Salicyl- oder Borsäure der Fäulnißgeruch theilweise entfernt werden, aber hierbei wird nur die Oberfläche, nicht aber das Innere des Fleisches berührt und die Ptomaïne nicht entfernt. Um Wildfleisch „mürbe" zu machen, braucht es nicht Tage lang zu hängen, es giebt genug Methoden, dasselbe schmackhaft zu kochen, ohne daß eine Spur von Fäulnißgeruch auftritt.

Welschkohl mit Rebhuhn. 2 Stunden. 10 Personen. Vier kleine, feste Kohlköpfe werden halbirt, geputzt, blanchirt, abgekühlt in eine Kasserole gelegt und mit Bouillon übergossen, zugedeckt, weich gedünstet. Gleichzeitig bereitet man 3—4 Rebhühner zu, umwickelt sie mit rohen Schinkenscheiben oder Speck, legt sie in ein passendes Gefäß und dämpft sie mit Zwiebel, Wurzelwerk und Salz ebenfalls weich. Ist dies geschehen, so nimmt man die Rebhühner heraus, seiht die Brühe durch, entfettet sie und schüttet sie zu dem Kohl, den man kurz eindämpft und mit den Rebhühnern garnirt anrichtet. Es ist dies sehr kräftige Gericht seines Wohlgeschmacks wegen zu empfehlen.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau

Breslau, 22. November 1895. Neunter Jahrgang. — № 47.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Meeres- und Herzensstürme.

Erzählung von Karl Greg.

[Nachdr. verb. D. S. G]

Motto:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.
Goethe.

Ich möchte wissen, ob alles Bestimmung ist, ob man nicht einen Schritt aus eigenem Antriebe macht und so für sein Thun und Lassen einer Verantwortung enthoben ist, oder — und letzteres glaube ich, was einige auch schwatzen — ob man ein wollendes, freihandelndes Wesen ist, von Gott selbst ausgerüstet für die Erdenfahrt . . .

Als meine Geschichte begann, war ich nicht viel mehr als ein Automat, der es nicht einmal ahnte, daß er ein Herz habe, nun sie zu Ende, klage ich mich und Andere an und frage, ob es habe so kommen müssen oder nicht . . .

Aber wozu noch? —

Dem Schiffbrüchigen gilt es wohl auch gleich, ob Ost-, ob Westwind sein Verderben war . . .

* * *

Mitternacht war vorüber und die Gäste, die zur Verherrlichung meines Polterabends erschienen waren, rollten fort.

Ich lehnte in einer Fensternische und starrte in die schwarze, unwirthliche Märznacht. Auf der Rampe hielt der Schlitten, der meinen Verlobten für die wenigen Stunden bis zu unserer Trauung noch auf sein nahes Gut zurückführen sollte.

Im Corridor hörte ich den Onkel mit Stentorstimme zu den Leuten reden. Thüren wurden geschlossen. Ein Diener erschien und wehte mit einem Präsentirbrett die Kronleuchter aus. Ein Paar Girandolen, die er brennen ließ, verbreiteten Dämmerlicht.

Ich blicke in dem weiten Raum umher und etwas wie Abschiedsweh durchzuckte mich. Wohin mein Auge traf, Blumen und Girandolen. Gar zu drollig nahm sich der ehrwürdige Rittersaal in diesem koketten Gepränge aus und träumerisch verblüfft schauten meine Vorfahren — junge, schöne Menschenkinder, Greise und Greisinnen — aus ihren vergoldeten Rahmen auf den Tand herab.

Alle sind sie todt, dachte ich mit einem Anflug jugendlicher Sentimentalität. Waren sie wohl glücklich gewesen? — Müssige Frage, die heute zum erstenmale in mir aufstieg. — Was verstand ich denn unter Glück? Gesundheit, Reichthum, Schönheit . . . ? Ich seufzte und wußte nicht weshalb . . .

Graf Christian Brügge, mein Verlobter, erhob sich aus dem Amerikain, in den er sich, erschöpft von den Anstrengungen des Abends, hatte fallen lassen, trat zu mir in die Nische und strich mit seiner großen Hand über meinen Scheitel. Was ist Dir, mein Kind? sagte er.

Ich sah zu ihm auf und nicht ohne ein Gefühl von Stolz, glaube ich. Er war ein gut aussehender Mann, groß und kräftig, mit einem wohlwollend zufriedenen Ausdruck auf dem vollen, etwas grob geschnittenen Gesicht. Sein Haar war gelichtet und an den Schläfen grau; um Mund und Augen lagen Falten.

Er hätte mein Vater sein können.

Wie der Wind heulte! Die Pappeln im Park bogen sich mit knarrendem Geräusch. In der unruhigen Beleuchtung der das Portal flankirenden Kandelaber glichen sie verbrauchten Reiserbesen. Das Schellengeläute wimmerte kläglich und wie wunderliche Segel traten die weißen Schneedecken aus dem Grauschwarz hervor. Eine Art Furcht überkam mich und ich stützte mich auf meinen Bräutigam.

Sag, was ist Dir? wiederholte dieser.

Christian . . ., flüsterte ich, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß Mlle. Vervier, meine bisherige Gouvernante, auf einem der Wanddivans eingenickt war. Sie hört nichts, so kann ich Dir's sagen. Ich . . . ich . . . habe mir wahrsagen lassen.

Er blickte amüsirt drein und drehte an den Spitzen seines goldblonden Schnurrbartes. Nun, was prophezeite man Dir? lachte er.

Ich stützte mich fester auf ihn.

Du kannst wohl denken, begann ich, daß an diesem Nachmittag keiner der Leute Zeit fand, auf die Hausthüren zu achten. So war es denn einem Zigeunerweibe ein Leichtes gewesen, sich den Zutritt zur Halle zu verschaffen. Da fand ich Sie. Sie bat mich um ein Almosen.

Ich zog meine Börse und reichte ihr ein Geldstück. Da erhaschte sie meine Hand, sah eine Weile hinein und blickte mir dann scharf ins Gesicht.

In Deinen Augen blitzt und lacht es wie in einem Waldsee, in dem sich die Sonne spiegelt, sagte sie, Du gleichst uns und uns gleichen taugt nimmermehr.

Dann trat sie mir noch näher, richtete sich an ihrem Krückstock auf und raunte mir ins Ohr: Zwei Herzen sehe ich in Deiner Hand und zwei Kreuze daneben. . . . Hüte Dich, hüte Dich wohl. Die Du am meisten lieben wirst hienieden, die müssen sonst sterben durch Dich. . . .

Da riß ich meine Hand los und rannte fort, so schnell ich konnnte.

Christian hatte mich ausreden lassen; sein Gesicht zeigte noch immer Sorglosigkeit.

„Närrchen, flüsterte er, wer wird sich wohl von solchem Geschwätz gleich ins Bockshorn jagen lassen! Uebrigens ist's gut, daß Du mir Deine Sorge geklagt hast. O, daß es doch nie etwas gäbe, das Du mir nicht sagtest, nicht sagen könntest!

Er küßte meine Stirn und sah heiter zu mir nieder. Was für schöne Augen hatte er doch! Große, treue Hundeaugen.

Einen Moment später war er hinaus. Die Schellen wimmerten vernehmlicher; die Schneedecken wehten hoch auf und der Schlitten verschwand im Dunkel.

Jetzt hob Mademoiselle das Eulengesicht aus den Polstern, und sich überzeugend, daß sie ihres Amtes als Chaperonne enthoben sei, rauschte sie — mich im Vorübergehen umarmend — zum Saale hinaus.

Ich trat an den Kamin, rieb die Hände über den erglimmenden Kohlen und vergrub die Füße in dem langhaarigen Fell eines nordischen Ungeheuers. — Dann hörte ich des Onkels Stimme sich nähern. Die Thür that sich auf und er trat ein.

Der Onkel, oder richtiger Großonkel bewirthschaftete seit dem Tode meines Vaters und auch vordem schon, mein Gut Süderswort, theilte meine Armuth und bildete sich ein, meine Erziehung zu leiten.

Er war ein Original, ein Verächter der Neuzeit, ein Misantrop, und im Aeußeren eine Wrangel-Erscheinung. — Die Weiber im allgemeinen haßte er; er hatte zwei Liebhabereien, die Jagd und mich, aber die erste war die Favoritin.

Ich wartete, um Dir gute Nacht zu sagen, empfing ich ihn.

Recht so! Er warf sich in einen Kaminsessel und verschränkte die Arme. Heidenwirthschaft im Hause! Alle zwei Schritte stolpert man über einen fremden Domestiken. Warum die Geschichte nicht in der Stille abmachen?! Wird ein Heidengeld kosten! —

Eine Hochzeit ist nur einmal, versetzte ich, und seine eigenen oft angewendeten Worte benutzend: ich mache obendrein auch eine gute Partie.

Ist auch Deine Rettung; denn so hätten wir uns trotz aller Plackerei doch nicht gehalten! War ein braver Kerl, Dein Vater, aber die Karten! . . Die hätten nicht existiren dürfen.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Hör', Margit, Du bist ein Glückskind! Du bekommst einen reichen, einen verständigen Mann! Keinen Narren von heutzutage, dem kostspielige Tändeleien über Alles gehen; kein halbes Kind, in dem Treibhaus des neunzehnten Jahrhunderts zu einer trüglichen Reife gebracht. Er liebt Dich . . . seine Stimme wuchs zu seinem brüsken Vortragston heran, und ein armes Frauenzimmer lieben, gehört zu den Wundern des Tages!

Es ist eine brave Sitte der guten, alten Zeit, die Mädchen zu verheirathen. Freue Dich, daß Du noch von ihr profitirst. Die Gören von jetzt wollen selbst wählen; von Liebe faseln sie, von Romantik und rennen blind ins Elend hinein. Aber sie sind nicht zu tadeln, ihre Erziehung hat sie verschroben und diese und der Zeitgeist sind zur Verantwortung zu ziehen. Der Zeitgeist —! er hielt inne, rollte die Augen, seufzte, und ich seufzte auch. Das war das Wort, das seine geduldserschöpfenden, philosophischen Betrachtungen stets von Neuem heraufbeschwor.

Der Zeitgeist! wiederholte er, dieses Monstrum, das seinen Gifthauch in alle Winde bläst! — Was ist er —? Alles Ungesunde, alles Traurige. — Wehe dem, der von ihm gepackt wird!

Zu viel vom eigenen Ich halten, Alles erreichen und besitzen wollen, bei der ersten besten Widerwärtigkeit aber die Flinte ins Korn werfen; an Gott, sich und der Welt verzweifeln und auf ein Nichts hoffend, dem Leben feige entrinnen, das — Kind — ist Zeitgeist!

Er erhob sich und maß, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten das Zimmer. Nach einer Weile blieb er stehen und sah mich verwundert an. Bist Du immer noch da? — Marsch zu Bett! Dann trat er näher, wischte sich den Schweiß von der Stirn und nahm meine Hand. Margit . . . begann er ungewöhnlich weich, die Welt ist arg, ist falsch; freue Dich, daß Du fern von ihrem Getriebe, auf heimathlicher Scholle fortleben kannst. Und . . . wieder durchbohrten mich seine Augen und meine Hand schmerzte, so sehr drückte er sie, wenn nun die Versuchung doch einmal an Dich herantritt, so zeige, daß Du von gutem Stamme bist. — Sei tapfer, Margit! . . .

* * *

Dann war ich in meinem Zimmer und begann mich auszukleiden.

Sei tapfer Margit . . . Die Worte hallten mir noch in den Ohren nach. Tapfer . . . wozu? — Es gab ja zwei starke Arme, deren Aufgabe es fortan war, Unbill von mir fern zu halten. Muth schien mir ein Luxus, den meine Charakter-Ausstattung nicht erforderte.

Ich war neunzehn Jahre alt damals; ich hatte die Grenzen von Holstein nie passirt, hatte wenig gleichaltrigen Verkehr gehabt und nie einen Roman gelesen.

Mein Verlobter war fünfundvierzig; er hätte mein Vater sein können.

Ich kämmte mein kohlschwarzes Haar und betrachtete gleichgiltigen Blickes mein Spiegelbild. An der Wand, hinter mir, hingen die Portraits meiner Eltern, das Glas warf sie zurück.

Sie gleicht ihrer Mutter, Zug um Zug! Haar, Augen, die kleine, stumpfe Nase, der Mund à l'accent circonflexe, mit seinen kirschrothen Lippen, der blasse Teint, alles, selbst Wuchs und Haltung ist wie bei der Verstorbenen — so hatte ich nicht selten die Leute sagen hören. Heute frappirte mich diese Aehnlichkeit.

Ich war mit meiner Haartoilette fertig, wandte mich um, lehnte mich gegen den Trümeau und verschränkte die Arme. Dabei sah ich zu meines Vaters Bild auf.

Mein Vater! — Wie männlich war er gewesen, wie lebensfrisch! Ganz anders als Christian, wenngleich nicht ohne eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm; sie waren ja auch Vettern! Mein Vater aber war jung und das machte wohl den Unterschied . . .

In Nizza eines Frühjahrs — er erholte sich dort von einem Sturz mit dem Pferde — hatte er meine Mutter kennen gelernt.

O comme ils s'aimaient! mit dem Ausruf und einem Seufzer, schloß Mlle. Vervier, die schon der Erziehung meiner Mutter die letzte Feile gegeben, ihre jedesmalige Schilderung des kleinen Romans meiner Eltern. O grand j'y pense! So ohne weiteres giebt ein ungarischer Magnat seine schöne Tochter nicht einem Protestanten, der obendrein wenig genug zu bieten hatte.

Dazu machte ich immer ein sehr hochmüthiges Gesicht, denn Gräfin Brügge auf Süderswort zu werden, däuchte mir gerade nichts Geringes.

Nur kurze Zeit ist sie es gewesen, mein Erscheinen auf der Welt kostete ihr das Leben.

Voll zorniger Trauer, so erzählte man mir, habe mein Vater, als er mich über die Taufe hielt und der Pfarrer mir den Namen der Verstorbenen gab, auf mich herab gesehen. Ich hab's ihm nicht verdacht!

Er ging zurück nach Halberstadt, wo er als Lieutenant bei den Kürassieren stand; ich blieb mit dem Onkel und der Vervier in Süderswort.

Jahre vergingen; ich wuchs heran. Dann und wann kam mein Vater und wir wurden gut Freund. Er brachte immer Leben in unsere ländliche Eintönigkeit; seine Pferde scharrten den Kies, seine Sporen klirrten über die fadenscheinigen Teppiche.

Einmal, — er war gerade abgereist — hörte ich den Onkel zu Christian sagen: Das alte Lied: leichtsinnig, daß Gott erbarm. Was wird er dem armen Dinge hinterlassen? Schulden, Schulden und ein Spiel Karten vielleicht . . .

Ich horchte auf; daß es sich um meinen Vater und um nichts Gutes handle, verstand ich instinctiv, und in dem unbestimmten Gefühl der Angst begann ich laut zu weinen. Da wandte sich Christian um. Das Kind! rief er erschreckt, eilte auf mich zu und zog mich an seine Brust.

Das war im April 1870. — Papa hat Süderswort nachdem nicht wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine erprobte Vorschrift fürs Schweineschlachten.

Meiner Frau Urgroßmutter hat es meiner Schwiegermutter Mutter vermacht und diese hat es ihrer Tochter und diese wiederum ihrer Tochter hinterlassen — also alt ist es, das Recept zum Schweineschlachten, aber gut und erprobt ists auch, denn nach ihm sind wohl schon an die tausend Schweine geschlachtet, ohne den häuslichen Frieden zu untergraben. Das Recept spricht also für sich selbst und soll heut wieder einmal in der „Hausfrau" abgedruckt werden „auf allgemeines Verlangen", weil die Schweinesaison herannaht und es doch hoffentlich auch immer wieder junge Hausfrauen giebt, die mit gewissen Sorgen und trüben Ahnungen dem deutschen Familienfest entgegensehen und denen so ein kategorischer Imperativ: „Schlachte Dein Schwein nach dem berühmten Recept der Urgroßmutter" — sicher willkommen sein wird. Als einen neuen und von der Urahne leider gänzlich übersehenen Theil des Schlachtens fügen wir heute noch die Vorschriften: „Was hat der Mann beim Schlachten zu thun?" hinzu.

Des Mannes Thätigkeit fällt eigentlich mehr in die Zeit vor dem Schlachten — er hat seiner Frau ein junges, gesundes Thier mit möglichst großen Schinkenpartien, am besten einen Borg, auszusuchen und ihn so mit Mais, Gerste, Kartoffeln und Milchabgängen zu füttern, daß das Thier mit 12 Monaten lebend 360 Pfd. wiegt. Das Schlachtgewicht wird unmittelbar nach dem Abstechen festgestellt. Er hat ferner dafür zu sorgen, daß das zart besaitete Mastschwein beim Abstechen möglichst liebenswürdig behandelt wird, damit keine Blutergüsse eintreten, und darauf zu sehen, daß es gut abgebrüht wird, damit die Borsten sich leicht abschaben lassen. Hängt das Schwein, so hat er nur noch die vorschriftsmäßigen Stücke zur mikroskopischen Untersuchung für den Fleischbeschauer herauszuschnei-

den und auch wirklich abzuschicken. Hiermit ist vorläufig des am ersten Tage ziemlich überflüssigen Ehemannes Thätigkeit beendet und er thut am besten sich außer dem Hause eine gewinnbringende und nützliche Arbeit zu suchen, z. B. eine Whist-, Skatpartie beim Nachbar, oder dringliche Besorgungen in der Kreisstadt. Dagegen ist er am zweiten Tage absolut nothwendig beim Schweinschlachten, denn er hat da eigentlich den schwersten Theil der ganzen Sache auf seine Schultern zu nehmen: er muß prüfen, ob die Leberwürst und Blutwurst gut schmecken! Hat er seine Aufgabe erfaßt, ist er ganz durchdrungen von dem Ernst und der Wichtigkeit seiner Mission, so erscheint er Punkt 11 Uhr Vormittags am Ort der That mit dem nothwendigen trockenen Brot und einigen guten, nicht zu süßen Schnäpsen (z. B. Cognac, Benedictiner, Allasch, Steinhäger, Wacholder, den die Holländer Genever, die Altpreußen aber Machandel nennen) bewaffnet und beginnt das schwierige Geschäft des Schmeckens. Diese anstrengende Thätigkeit kann, wenn sie so ausgeführt wird, wie es unerläßlich ist, wohl ein bis zwei Stunden dauern, sie raubt dem Ehemann meist den Appetit zum Mittagessen und versenkt ihn Nachmittags in einen todesähnlichen Schlaf. Sonst hat die Wurstprüfung aber weiter keine schädlichen Folgen und man kann sich ihr ruhig mehrmals im Laufe des Winters aussetzen. Kluge Männer vollziehen, wie gesagt, die Prüfung in dem Laboratorium der Frau Eheliebsten, halten mit sanftem Rath, gebührender Anerkennung, Zustimmung und einem kleinen Schnäpschen nicht zurück, und werden dann auch stets das Gefühl haben, daß der Urgroßmutter Segen auch heut noch auf einem jeden solchen Familienfest ruht.

Doch wie lautet das Recept der Verklärten:

Der erste Tag.

Nachdem das Schwein gebrüht, gereinigt und verkühlt ist, wird es in der Mitte durchgehackt, im Fall man nicht ein Stück Ziemer (Rücken) zum Braten behalten will. Das Bauchfleisch, das Kehlfleisch, das Schwanzstück und die kleinen Stückchen, die beim Zerhauen abfallen, werden zur frischen Wurst genommen, hierzu reichen gewöhnlich die Därme eines Schweines nicht; man kauft nach Bedarf dazu. Das Schmeer wird ausgebreitet, und wenn es verkühlt, würflich geschnitten, mit etwas Zwiebeln und Aepfel ausgebraten. Die Schinken, das Rückenfleisch, die Schälbraten, Vorderblätter, Ohren, Schnauze, Kopf und Beine werden gepökelt. Die Schinken werden mit fein gestoßenem Salpeter bestreut für 20 Pf. auf ein Schwein, dann Salz, etwa ein Paar Hände voll so lange darauf verrieben, bis sie feucht sind (eine gute Portion muß besonders um die Enden des Knochens gestopft werden). Die Schinken werden zu unterst in das Faß gepackt mit der Schwarte nach unten, die Schultern und das übrige Fleisch dazwischen und darauf, aber recht fest gestopft. Zu unterst in das Faß und auf jede Schicht noch eine Lage Salz, circa eine Hand voll; einige Tage stehen lassen, bis das Salz zergangen ist, dann das Fleisch unter die Presse gebracht, oder mit Steinen und Gewichten beschwert. Wenn das Schwein um 12 Uhr Mittags geschlachtet ist, legt man das Fleisch nach dem Zerhauen gut auseinander, damit es möglichst verkühlt und zwischen 7 und 8 Uhr eingepökelt werden kann. Es ist dann noch in vollem Safte und bekommt eine bessere Lake. Ist sie nicht hinreichend vorhanden, so kocht man Salzwasser und gießt es abgekühlt in das Faß (10 Liter Wasser 7 Pfund Salz eine viertel Stunde gekocht). Die Därme werden mit Salz durchgerührt, abgeschleimt und wenigstens 10 Mal durch lauwarmes Wasser gezogen, dann umgedreht ebenfalls immer wieder in frisches lauwarmes Wasser gethan, geschnitten, mit kaltem Wasser begossen, über Nacht darin stehen lassen, und am folgenden Morgen gespeilert. Das lange Wässern der Därme trägt wesentlich zum guten Geschmacke der Wurst bei. Die glatten dicken Därme werden zur Leberwurst genommen, die krausen dicken zur Blutwurst, ebenso der Magen und der Endedarm. Die Blase, die aufgeblasen werden muß und die man vor dem Füllen wieder in laues Wasser legt, kann man zur Leutewurst gebrauchen. Zur Grützwurst nimmt man krause Därme, oder dünne, oder Rindsdärme. Dünne Därme kann man überhaupt nach Gefallen zu allen Arten Würsten gebrauchen. Zur Bratwurst nimmt man die Mehrbraten (auch Lungenbrätchen genannt) Scheiben vom Rücken, das Gehirn, je nach der Menge, die man haben will. Pfeffer, engl. Gewürz wird getrocknet, fein gestoßen und gesiebt, getrockneter Majoran durch einen Durchschlag gerieben; jedes Gewürz muß gut zudeckt bereit stehen, wo die Wurst gestopft wird, ebenso das Salz. Die Leber wird abgehäutet, in feine Streifen geschnitten, Sehnen und Wasserbläschen entfernt, mit dem Wiegemesser gewiegt und durch einen Durchschlag gerührt. Das Fleisch zur Wurst wird lau abgewaschen, in die mit kochendem Wasser halbgefüllten Kessel oder Töpfe gethan, gesalzen, geschäumt, zwei bis drei Stunden gekocht, bis es von den Knochen losläßt; es nicht zu hart und nicht zu weich zu kochen, ist die Kunst. Herz, Nieren und Zunge steckt man auf einen Speiler und läßt sie mitkochen; letztere ist gut, wenn die Haut sich abziehen läßt; man steckt sie in den mit Blutwurst gefüllten Magen. Ist das Fleisch herausgenommen, läßt man es verkühlen, und schneidet die verschiedenen Sorten fertig, wie man sie in die Würste vertheilen will. Dies sind die Arbeiten des ersten Tages.

Am zweiten Tage

setzt man die Brühe wieder auf, nachdem man das Fett abgenommen hat, was besonders ausgebraten wird. Will man Grützwurst machen, so gießt man von der kochenden Brühe auf die vorher verlesene mittelfeine Buchweizen-Grütze ca. 4—5 Pfd. Ein anderer muß sie tüchtig durchrühren, während man so lange zugießt bis sie so dünn ist, wie Milchhirse. Man stellt sie bis zu weiterem Gebrauch auf den Ofen und rührt sie ab und zu durch; wird sie zu steif, gießt man Brühe dazu. Man nimmt auch noch einen Topf fette Fleischbrühe ab, zum Angießen an die verschiedene Wurstfülle. Die aufgeschnittene und ausgewässerte Lunge kocht man besonders mit dem Herzen ꝛc. zur Leutewurst. Zur Leberwurst nimmt man das mit Fleisch durchwachsene Fett unter der Schwarte vom Bauchfleische, (die mageren Fleischstücke nimmt man zur Blut- und Grützwurst) wiegt es so fein wie möglich und mischt es nebst den feinwürflich geschnittenen, gekochten Fettstücken gut unter die Lebermasse; nebst einer Hand voll Salz, einem Eßlöffel Pfeffer, zwei Eßlöffel englisch Gewürz, zwei Eßlöffel Majoran, eine kleine feingeriebene Zwiebel und ein wenig fette Fleischbrühe. Nun kostet man: die Masse kann etwas scharf schmecken, da sie auskocht. Natürlich kommt es bei dieser Mischung auf die Größe der Leber an; dies ist das ungefähre Verhältniß. Man kann auch eine feinere Sorte mit Muserons oder Trüffeln mischen; man kann auch in Brühe geweichte Semmel darunter stopfen, doch hält sich diese Wurst nicht so lange. Die Würste werden nun gestopft, lose, da die rohe Leber mehr quillt als die gekochte und man kocht sie vorsichtig 20 Min. bis eine halbe Stunde je nach der Dicke der Würste; drehen sich die Speiler leicht um, oder quillt nichts mehr heraus beim Stechen mit einer feinen Holzspitze, so ist die Wurst gar. Man nimmt sie aus dem Kessel oder Topfe, spült sie in kaltem Wasser ab und legt sie auf mit glattem Stroh belegte Bretter. Das kalte fettige Wasser benutzt man zum Zugießen, wenn die Wurstbrühe zu scharf kocht. Zur Blut- und Grützwurst schneidet man alles magere gekochte Fleisch würfelig, mischt es ebenfalls mit würfeligem Fett; alle weniger guten Stücke benutzt man zur Leutewurst (auch mit Grütze und Blut) ebenso die weich gekochten Schwärtchen, die Lunge, das Herz und die Nieren. Beide Sorten mischt man nach Geschmack mit Salz und den vorhergenannten Gewürzen außer Zwiebel. Will man Stand zu Sülzen und Pasteten haben, so kann man die Schwarte vor dem Kochen abschneiden, sie mit den Beinen besonders kochen, die Brühe durch's Haarsieb gießen und sie zum Gebrauche aufheben. Der Gallert hält sich längere Zeit, besonders, wenn sich eine Fetthaut darauf bildet. Circa ein Viertel des geschnittenen Fleisches nimmt man zur Grützwurst; vermengt ebenso viel Grütze als Fleisch mit den Gewürzen, gießt Blut durch einen Durchschlag dazu und rührt es durcheinander bis der Füllsel breiartig ist, kostet, füllt und kocht die Wurst. Das Fleisch zur Blutwurst wird ebenfalls mit den Gewürzen durchmengt u. s. w. Hat man nicht viel Blut, muß man etwas mehr Fleischbrühe darunter thun. Anderes Gewürz, Nelken, Thymian ꝛc. nehme ich nicht, da es leicht weichlich schmeckt. Gut ist es, kann man die dicksten Würste zeitig füllen und gleich in die kochende Brühe thun, da sie lange Zeit zum Durchkochen brauchen. Sind die Würste alle aus der Brühe so nimmt man das Fett ab und gießt es in besondere Töpfe durch ein Sieb. Zur Bratwurst wird das Fleisch fein gemahlen oder geschabt, alle Sehnen vorsichtig ausgesammelt, mit Salz, Kümmel, Pfeffer und Gewürz, einigen Tassenköpfen Fleischbrühe oder Wein gut durchgearbeitet und in dünne Därme gefüllt.

Winterschutz im Garten.

Ueber Winterschutz giebt der „Prakt. Rathg." folgende Rathschläge:

Für empfindliche Sträucher und Stauden ist — wenn sie über Winter gedeckt werden — die Feuchtigkeit nicht minder gefährlich wie der Frost, sie gehen dann wohl öfters durch Fäulniß als durch Kälte zu Grunde; als Beispiele seien angeführt: Tritoma Uvaria, Gunnera scabra, Acanthusarten, Yucca, Gynerium argenteum.

Für alle diese und viele andere Gewächse ist eine Bedeckung nöthig, die nicht nur vor der Kälte schützt, sondern auch die Feuchtigkeit, d. h. also Regen- und Schneewasser vollständig ableitet. Eine solche Bedeckung läßt sich mit Hilfe einer Kiste oder eines Fasses herstellen, sowie durch eine Art Zelt aus Stroh, Schilf, Bastmatten oder Dachpappe. — Ein neuerdings angebotener, sehr handlicher Stoff für diesen Zweck ist das „wasserdichte und wetterfeste Gewebepapier" (von Benrath u. Franck, Gelbe Mühle, Düren im Rheinland). Ueber den aus Reisig, trockenem Laub u. s. w. hergestellten Wärmeschutz legt man ein hinreichend großes, an den Ecken mit Steinen beschwertes Stück dieses Papieres. Auch zum Bau der zeltartigen Hülle um frostempfindliche Sträucher, welche darunter aber zusammengebunden und in Stroh eingebunden werden müssen, eignet sich dieses Papier. Das Gewebepapier ist nicht nur wasser- und luftdicht, sondern natürlich auch selbst gegen Moder vollkommen sicher; auch ist es fest genug, um bei vorsichtiger Behandlung wiederholt verwendet werden zu können.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, zu erwähnen, daß solche trockene Plätzchen Lieblingsquartiere der Mäuse sind, es ist deshalb sehr zu empfehlen, unter jede solche Decke eine Drainröhre mit vergifteten Körnern (z. B. Strychnin-, Sacharinhafer) zu legen.

Einzelne zarte Gewächse zu überwintern, ist verhältnismäßig ziemlich leicht, weil man sie in einen Topf oder Kasten pflanzen kann, und sie mit diesem nur an einen frostfreien Ort zu bringen braucht. Auch eine Decke von Laub oder von trockenem Dünger ist für viele Pflanzen — wenn die Decke dick und auch breit genug ist, damit der Frost nicht von der Seite eindringen kann — ganz passend.

Vom Schloßgärtner Kampshoff zu Velen erhielt ich vor zwei Jahren Schutzkörbe zum Versuche, die, zuckerhutartig gebaut, außen mit Leinen überzogen und innen 10 bis 15 cm dick mit Torf gepolstert sind, auch sie bewährten sich vorzüglich; die Pflanzen blieben darunter sehr gesund, weil man bei gelindem Wetter leicht lüften, oder die Schutzkörbe auch fortnehmen kann.

Wie aber sollen wir die Decke anbringen, wenn es sich darum handelt, eine ganze Gruppe von Rhododendron oder von Hortensien zu schützen? — Man kann zwar auch diese Pflanzen herausheben und an einem frostfreien Orte überwintern, aber man thut es, besonders bei Rhododendron, nicht gern, weil die stehengebliebenen Pflanzen sich im nächsten Sommer viel besser entwickeln.

Also was thun? Das einzige Mittel ist hier, um die ganze Gruppe herum von starken Bohnenstangen oder Pfählen ein zeltartiges Gerüst über die Gruppe zu machen. Zwischen den Querlatten kann man auch starken Draht anbringen. Eine große Hauptsache bei der Anlage des Schutzzeltes ist die allseitige richtige Entfernung desselben von den vordersten Pflanzen. Wird das Gerüst dicht an die Pflanzen herangebaut, dann hat das spätere Zelt für die vordersten Pflanzen wenig Nutzen; sie frieren in einem strengen Winter an und werden arg verunstaltet.

Das Anfrieren ist allein möglich, wenn Zelt und Pflanzen sich berühren. Befindet sich ein Luftraum von 30 bis 40 cm zwischen Pflanzen und Zeltdach, dann werden auch die vordersten Rhododendron durch diesen geschützt und erhalten. Niemand möge daher die richtige Entfernung des Gerüstes von den vordersten Pflanzen außer Acht lassen.

Zum Bedecken des Gerüstes werden Wacholderzweige verwendet. Sie eignen sich bedeutend besser als Tannen, weil sie dicker sind, da ihre Nadeln enger aneinander liegen und so naturgemäß die Kälte besser abhalten. Die Zweige dürfen aber nicht gespart werden, man muß sie möglichst doppelt legen; dort, wo Zelt und Boden aufeinander stoßen, ist ein besonderer Kranz von Zweigen — innen als Schwelle — zu legen.

Wo man das Zelt nicht an eine Mauer anlehnen kann, da bedarf es eines sehr starken Mittelpfostens, der das Zelt trägt. Zu schwach, bricht er bei einer Schneedecke leicht zusammen, und dann schadet das Zelt mehr als es nützt. — Eine kleine Lage Schnee ist sehr vortheilhaft, darum soll man nicht den Schnee gleich abkehren, sondern damit warten, bis zu viel Schneefall Gefahr bringt. Wer ordentlich baut, hat selten Schneedruck zu befürchten.

Ueber Taubenzucht.

Die Taubenzucht bildet auf dem Lande eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle der Hausfrauen. Während dieselbe aber mitunter zu einer kostbaren Liebhaberei ausartet, wird sie häufig auch vollständig vernachlässigt, und es ist eine nur zu wahre Thatsache, daß die alten Tauben — völlig sich selbst überlassen — häufig viele Hunderte von Eiern, viele Dutzend erbrüteter Jungen zu Grunde gehen lassen, da es in der Regel an Futter fehlt, häufig auch das Ungeziefer infolge von Unreinlichkeit überhand nimmt; nicht selten wird der Taubenschlag jahrelang nicht gereinigt, welch' Wunder, wenn dann kein Glück die Sache zu begleiten pflegt! Die Arten der Tauben sind so mannigfaltig, daß dem Liebhaber ohne große Kosten eine reichliche Auswahl zur Seite steht, nur darf er nicht dem Grundsatz huldigen, stets das Feinste und Seltenste zu besitzen, denn in diesem Falle geht — wie eingangs bemerkt — vom Nutzen zuviel durch den Zukauf solcher Seltenheiten verloren. Eine der dankbarsten Arten ist die Trommeltaube, die im Gegensatze zu unseren scheuen Feldtauben ganz zutraulich ist und sich in der Nähe der Menschen ganz heimisch fühlt; ihre Fruchtbarkeit wird sehr gerühmt, 7—8 Bruten jährlich sind nichts Seltenes und die Vertheidigung ihrer Brut gegen Eindringlinge jeglicher Art ist in der That äußerst muthig, ja sogar hartnäckig. Das Brutgeschäft beginnt bei ihnen noch zur Winterszeit, und die sorgsame Pflege der Mutter läßt dabei kaum jemals ein Junges zu Grunde gehen, ein Vorzug, der gegenüber vielen anderen Arten, die oft herzlos nur einigen ihrer Nachkommen genügende Pflege und Fütterung angedeihen lassen, nicht zu unterschätzen ist. Im Allgemeinen erreicht die Fruchtbarkeit der Tauben erst im zweiten und dritten Jahre ihren Höhepunkt, der alsdann mehrere Jahre anhält, doch ist es rathsam, nach dem fünften Lebensjahre mit den Alten aufzuräumen und dementsprechend alljährlich für den Ersatz eines Fünftels des ganzen Bestandes zu sorgen; regelmäßig läßt man erst die späteren Bruten alljährlich fliegen, die Jungen von Frühbruten wandern schon darum gewohnheitsgemäß in die Küche, weil sie etwas Neues sind und — was die Hauptsache ist — gut bezahlt werden. Die Anzahl der Insassen eines Schlages richtet sich ganz nach der Größe des letzteren, doch dürfte anzurathen sein, nicht mehr als 40 bis 50 Stück in einem Taubenschlage zu halten, da sonst Pflege und Fütterung nothleiden dürfte und die Rentabilität dadurch beeinträchtigt würde. Um eine Controle betreffs des Alters der Tauben zu haben, muß man jeden Jahrgang mit einer besonderen Farbe kennzeichnen, doch kennt häufig der Eigenthümer, zumal eines Schlages von 20 bis 30 Stück, seine sämmtlichen Lieblinge auch ohne die Anwendung dieses nicht so leicht anwendbaren Mittels, weil nach der Mauserzeit die Farbe verschwunden ist und nicht leicht wieder ersetzt werden kann. — Die Lage des Taubenschlages wird am besten südlich oder östlich sein, und sein Inneres sollte immerhin etwas erhellt werden, nöthigenfalls durch eine kleine Glasdachplatte oder durch ein Fensterchen an der Eingangsthür. — Von den in der Landwirthschaft erzeugten Körnerfrüchten werden wohl nur wenige von den Tauben verschmäht. Bekanntlich sind der Hanf und der Anis ihre größten Leckerbissen, und öffnet man den Kropf einer Taube, die viel auf die Felder flog, so findet man auch Unkrautsamen aller Art in demselben. Ueber das Einsperren oder Fliegenlassen der Tauben während der Saatzeit ist schon viel gestritten worden. Die Einen behaupten, der Schaden sei kaum nennenswerth, weil die Tauben nicht scharren wie die Hühner, und weil sie nur obenliegende Körner auflesen, die doch nur eine zweifelhafte Pflanzen-Entwickelung erhoffen lassen, Andere sind dagegen anderer Meinung und erblicken in dem freien Flug während der Saat einen erheblichen Nachtheil für den Besitzer des Saatfeldes, insofern doch manches Korn aufgefressen werde, das andernfalls ein Halm geworden wäre; es ist dies kein ungerechter Einwand, und wer um diese Zeit das Treiben einer ganzen Schaar Tauben auf neu besätem Felde mit ansieht, muß der Ansicht der Letzteren vollständig beipflichten. — Was nun das Wohlbefinden der Tauben anbelangt, so ist mindestens allwöchentlich eine Reinigung des Schlages vorzunehmen; dieselbe ist, je regelmäßiger sie vorgenommen wird, um so leichter, wogegen eine alljährliche (und leider ist dies noch häufig) ziemlich viel Mühe und Arbeit erfordert, wenn sie gründlich durchgeführt wird. Wenn man stets nach dem Reinigen Sand einstreut, so wird die Reinigung bedeutend erleichtert, auch wird dadurch der Werth des an und für sich hitzigen Taubenmistes bedeutend erhöht. — Zur Winterszeit darf täglich frisches Wasser nicht fehlen, doch wie häufig wird hiergegen noch gesündigt! Wie viele Unfälle könnten dadurch verhütet werden? Man bedenke nur, wie sehr das Wasser, abgesehen vom Stillen des Durstes, zur Einweichung der harten Körner nothwendig ist; auch der Genuß von Salz ist den Tauben äußerst zuträglich, am besten giebt man ihnen dasselbe in kleine Brotkügelchen geknetet; mit wahrer Gier suchen sie diese zu erhaschen, und sobald sie einigemal damit gefüttert worden sind, erscheint ihr Federkleid weit glänzender als sonst — das sicherste Zeichen ihres Wohlbefindens! Der Nutzen, den die Tauben abwerfen, dürfte sich folgendermaßen gestalten: pro Paar Fütterungskosten 2 Mk. 50 Pfg.; Brutergebniß: 8 junge Tauben, à 40 Pfg. = 3,20 Mk., ½ Ctr. Mist 1,30 Mk., Summa 4,50 Mk., mithin ein Gewinn von 2 Mk. pro Paar; häufig kommt jedoch das Futter weitaus nicht so hoch zu stehen, und das Ergebniß der Brut ist mehrfach ein noch günstigeres, als oben angenommen, wenngleich auch zuzugeben ist, daß ab und zu das Umgekehrte der Fall ist.

Zum Schluß noch eine auf Erfahrung beruhende Mittheilung. Gewöhnlich kauft man bei Anlage eines Taubenschlags junge Tauben und sperrt sie wochenlang ein; öffnet man den Schlag nach Absitzung dieser Haftzeit, so gehen die Tauben häufig nicht durchs Flugloch, zwingt man sie gewaltsam, dann wollen sie Abends nicht mehr herein. Fr gen wir uns nun, wie das kommt, so ist die Lösung sehr einfach. Sind die gekauften Tauben in einem Schlage aufgezogen worden, der sein Flugloch durch das Dach hatte und sind dieselben in ihrem neuen Schlage gezwungen, ein Flugloch durch die Giebelseite zu passiren, so weigern sie sich aufs hartnäckigste, von ihrer früheren Gewohnheit abzulassen und umgekehrt; ändert man das Flugloch dementsprechend, dann hat es gar keinen Anstand, die Tauben gehen lustig aus und ein. Wer also mit dieser Kalamität zu kämpfen hat, der merke sich dies, und nach getroffener Abänderung wird er dem Schreiber dieses zu seiner großen Zufriedenheit Recht geben müssen. (Thierbörse.)

Entfernung von Rost.

Um eiserne oder stählerne Gegenstände von Rost zu befreien, empfiehlt sich folgendes Verfahren: Man wirft die Gegenstände in eine Lösung von Zinnchlorid, welches man in jeder Droguenhandlung haben kann, läßt sie in dieser 6 bis 12 Stunden je nach Stärke der Rostschicht liegen. Hierauf nimmt man sie heraus, reibt sie mit Putzkalk ab und wäscht sie rein. Bei dem Abreiben mit Kalk ist darauf zu achten, daß derselbe überall hinkommt, damit nicht Spuren der Zinnchloridlösung auf den Gegenständen sitzen bleiben und diese angreifen. Will man ganz sicher gehen, so wäscht man die Gegenstände, nachdem sie aus der Zinnchloridlösung herausgenommen sind, in verdünnter Ammoniaklösung ab.

Zum Fang von Ratten und Mäusen.

Ein gutes Mittel, die Mäuse oder Ratten in die aufgestellten Fallen zu locken, ist, den in der Falle sich befindenden Köder mit einem Tropfen Rosenholzöl zu benetzen. Der Geruch dieses Oeles, den diese Thiere besonders lieben, zieht sie so unwiderstehlich an, daß sie unfehlbar an den gelegten Köder gehen und so gefangen werden können. Das Rosenholzöl erhält man in allen Apotheken.

Jagdwild als Reisegepäck.

Nach einer neuen Bestimmung der Eisenahnverwaltung ist frischgeschossenes Wild, welches von den Jägern nach der Jagd sogleich mitgenommen wird, als Reisegepäck im Sinne des Tarifs nicht anzusehen. Es ist deshalb, falls derartige Sendungen bei den Gepäckabfertigungsstellen aufgeliefert werden, stets die volle Gepäckfracht ohne Anrechnung von Freigewicht zu erheben. Dagegen ist es gestattet, einzelne leicht tragbare Stücke Kleinwild, in Jagdtaschen ꝛc. mit in die Wagenabtheilungen zu nehmen, sofern hierdurch die Mitreisenden nicht belästigt werden und durch undurchlässige Verpackung des Wildes oder festes Verbinden der Schußstellen eine Beschmutzung des Wagens durch aussickerndes Blut verhindert wird.

Leichtes Tödten der Aale.

Man thut die Aale in einen Eimer Wasser und gießt dann etwas Essig und Kochsalz hinein, worauf man den Eimer schnell zudeckt. Die Aale schießen noch ein paar Mal blitzschnell durch das Wasser und sind in weniger als einer halben Minute alle todt. Läßt man sie dann noch ein Weilchen in einer Lösung von Kochsalz und Essig liegen, dann wird die Haut geleeartig und nach der Zubereitung wird man die Aale viel wohlschmeckender und auch fetter finden als beim Verfahren der alten Methode. Beim Verbrauch kann man die Haut ja entfernen, wenn man sie nicht liebt. Jedenfalls ist es nicht nöthig, die Aale auf die bisherige grausame Weise bei lebendigem Leibe abzuhäuten.

Eierschalen.

Der hohe Nutzwerth der Eierschalen wird von den meisten noch gar nicht genug gewürdigt. Gewöhnlich wirft man die Eierschalen fort, ohne zu ahnen, daß dieselben noch in sehr nützlicher Weise verwendet werden können. Dieselben bilden nämlich, da sie sehr reich an Kalk- und Phosphorsalzen sind, dem Futter beigemischt, ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel für das Jungvieh. Zu diesem Zweck pulverisirt man die Schalen und mischt sie dann unter das für gewöhnlich gereichte Futter. Die Erfolge, welche mit einem derartig gemischten Futter beim Züchten von Kälbern, Füllen ꝛc. erzielt werden, sind derartige, daß der Ankauf der Eierschalen seitens der Züchter bei Conditoren, Bäckern ꝛc., welchen diese Eierschalen als Abfälle nur lästig sind, nicht genug empfohlen werden kann.

Ein ökonomisches Futter für Jagdhunde und andere große Hunde.

Maismehl, vermischt mit Kartoffeln und Talggrieben ist ein wohlfeileres und besseres Futter für Hunde als die sogenannten Hundekuchen und andere Fabrikate. Es erhält die Hunde kräftig und bei guter Gesundheit und ist dabei verhältnißmäßig sehr billig.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau

Breslau, 29. November 1895. Neunter Jahrgang. — № 48.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth“.

Meeres- und Herzensstürme.

Erzählung von Karl Greg.

[Nachdr. verb. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

Der Sommer zog ins Land und rief unser Heer zu den Waffen.
Vionville! —
Ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unseren Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben;
Die Brust durchschossen,
Die Stirn zerklafft . . . so hat auch er dagelegen, unter dessen Bilde ich jetzt die Freiligrath'schen Strophen halblaut vor mich hinsprach.

Ich war elf Jahre alt, als ich Waise wurde. —

Jetzt schlug es zwei; thöricht genug, noch auf zu sein und sich mit Vergangenem zu beschäftigen!

Morgen ging es ja fort in die weite Welt! War denn nichts mehr zu thun, nichts mehr fortzustellen, zu verschließen? —

Auf meinem Schreibtische stand eine mit Perlmutter ausgelegte Acajou-Schatulle, in die ich pietätvoll die wenigen Briefe legte, die man an mich schrieb. Das Schloß war nicht mehr recht intakt, es konnte daher nichts schaden, wenn ich den Kasten vor Neugierigen sicherte.

Mechanisch fast öffnete ich ihn und durchblätterte seinen Inhalt. Alles war beieinander. — Da, gleich obenauf mit einem blauen Bändchen umwickelt, die fünf, sechs Briefe, die mir Christian von Berlin aus — wo er als Abgeordneter im vorigen Jahre war — bald nach unserer Verlobung schrieb. Ich sah hinein; wie ausführlich, wie correct und herzlich waren sie doch!

Sodann die Geburtstagsbriefe von Papa waren wie Sonnenschein, aber so wenig schriftdeutsch, daß man meinte, man höre ihn sprechen. — Ich küßte sein letztes, am Vorabend der Schlacht gekritzeltes Zettelchen und dann fiel mir ein Brief in die Hände, den ich seit lange keiner Durchsicht gewürdigt hatte. Auf dickem, geripptem Papier war von großer, noch unfertiger Knabenhand Folgendes geschrieben:

Liebe Margit!

Papa sagt, Du seist meine Cousine, meine ganz rechte zwar nicht. Papa und Deine Mutter seien verwandt und sehr gut bekannt gewesen. — Papa sagt . . . . liebe Cousine, im Briefschreiben bin ich sehr ungeschickt . . . . also Papa sagt, Du habest Deinen Vater verloren und seiest nun Waise und ich soll Dir schreiben, daß Du uns von ganzem Herzen dauerst.

Du hast halt noch nie von mir gehört; wir wohnen auch sehr weit von einander. Vielleicht besuchst Du uns einmal. Ich bin zwar auf dem Theresianum und einige Jahre älter als Du, aber wenn Du in meinen Ferien zu uns kämest, dann würde ich mit Dir reiten — Du hast es doch gelernt? — und Dir unsere Berge vorstellen; bei Euch soll es ja gar keine Berge geben.

Und nun leb' wohl! Ich wollte Dir nur sagen, daß Du auch im fernen Tyrol Verwandte habest, die Dir armem Dinge recht gut sein möchten.

Papa grüßt schön und bittet Dich, doch ja so fesch und so gut zu werden, wie Deine Mutter gewesen, dann nähme er keine so gern zur Schwiegertochter wie Dich! — Also, hab' Dich darnach! Dein Vetter

Charly Münich.

Dieses Schriftstück hat nie eine Antwort erfahren; nie habe ich, Dank meines Schweigens, wieder etwas von jenen unbekannten Verwandten gehört.

Ein unverschämter Bengel, schalt der Onkel, dem ich in unbewußtem Stolze das Briefchen zeigte. Wir sorgen für die Margit und damit basta! — Und nun gar, was die Schwiegertochter anbelangt! Ist der Alte toll?! . . . Einem Wildfremden dermaleinst das Mädchen geben, das sieht mir ähnlich! — Dem Gelbschnabel wird nichts geantwortet! . . . Der Onkel schrie, als sei ich taub.

Christian heirathet sie, wenn sie bei vernünftigen Sinnen ist, der andere hat sich den Mund zu wischen, polterte er nach; und nun: Buch zu —

Christian war bei diesem Ausspruch zugegen und etwas perplex blickte ich nach ihm hin. Ich weiß es noch heute: er war röther als sonst und kaute an seinem Barte. Dann sah er mich sehr freundlich an. Kommt Zeit, kommt Rath, sagte er.

Und von Stunde an hatte die Ueberzeugung, daß er und niemand anders mein Gatte werde, in mir Wurzel gefaßt.

Jetzt faltete ich den Brief zusammen und fügte ihn den andern bei.

Charly Münich . . . sprach ich vor mich hin, was wohl aus ihm geworden ist —? Und plötzlich mußte ich hell auflachen. Ich die Schwiegertochter jenes fremden Oesterreichers, Charlys Frau somit! Die Heimath, den Onkel verlassen — und nun gar Christian . . . Undenkbar!

Es schlug halb drei und eilig verschloß ich die Schatulle. Dann suchte ich mein Lager auf und der Wind heulte mich in Schlaf.

* * *

Die Glocken läuteten über Süderswort in der ihnen eigenen dumpftraurigen Art.

Ich stand im Saal und kam mir in Kranz und Schleier und der langen weißen Atlasschleppe wie verkleidet vor. Der Onkel im betagten Frack, zu weiten Handschuhen und zu eng gewordenen Lackstiefeln, trat ein, bot mir mit altväterischer Grandezza den Arm und stieg mit mir in die weinrothe Karosse, mit der eine längst verstorbene Generation geprunkt hatte.

Und bald umfingen mich Orgelklänge, langgezogene, klagend, wie bei einer Trauerfeier, mit Grün geschmückte Kalkwände und eine gaffende dörfliche Menge.

Zitternd vor Kälte stand ich am Altar und Christian neben mir, unbeweglich.

Wie Eiskrystalle glänzten die Regentropfen, die vom Ein- und Aussteigen her, in meinem Schleier hafteten. Die Lichter flackerten; schneebeladene Tannenzweige nickten in die Fenster hinein. Es war, als erzitterte alles unter einem eisigen Hauch.

Endlich erschien der Pfarrer und unsere Trauung begann. — Das eingefallene Gesicht von weißem Haar umwallt, stand er da und redete, redete — — —

Sein zahnloser Mund versagte ihm längst eine deutliche Sprache, heute kam seine Bewegtheit hinzu und das Husten und Flüstern der Leute und so verstand ich das Wenigste. Aber, daß er mich ein kostbares Kleinod nannte, das er, Christian, hüten und in Ehren halten solle, entging mir nicht. — Und dieses kostbare Kleinod hatte bei seinem Unterricht gegähnt und gestöhnt, Hefte und Bücher mit Skizzen und Karrikaturen bekritzelt, und freute sich jetzt über nichts mehr, als über sein erlösendes „Amen“.

Zu Haus nahm Christian meine Hände und rieb sie warm, und küßte dann die nämliche Stelle, auf der das Tatarenweib gestern so seltsame Dinge hatte lesen wollen.

Mein Glück liegt fortan in Deiner Hand, lächelte er bewegt. Mein armes Kind, wie jammervoll Dich friert —!

* * *

Eine wundervolle Zeit!

Die Bäume erstreckten ihre harzigen Knospen der Sonne zu; blau waren die Wiesen von Veilchen. Es sproßte, duftete und leise schwatzten die Bäche.

Mitten im Park von Gording lag ein großer Teich, an zwei Seiten von Weiden umsäumt. An seine Gelände stießen Rasenflächen. Die Unken quakten im Grunde und lichtes Frühlingsgewölk spiegelte sich im graugrünen Wasser.

In dem niedrigen Gezweig wohnte eine Nachtigall und wenn sie zu singen begann, schwiegen die Unken. Alles schwieg, nur das Meer nicht, das etwa fünfhundert Schritt von hier unsere Ufer bespülte.

Dicht am Teich, unter drei alten Hängeblutbuchen, stand eine Bank und auf ihr saß ich abends, saß und lauschte.

Sang die Nachtigall —? Nein, sie klagte, und plötzlich sprang ich auf und rannte nach Haus. — Mir war so bange, aber das, vor dem ich floh, rannte mit . . .

Weh' mir, weh' mir . . .

Zweiundvierzig Tage lang trug ich den Ehering am Finger, zweiundvierzig Tage lang nannte man mich Frau.

Machte das Reisen anders, das als „Dame behandelt werden?“ Fast glaubte ich es, und hatte nicht übel Lust, Christian danach zu fragen. Aber jedesmal, wenn mir die Worte auf den Lippen schwebten, küßte er sie hinweg und meinte, ich sähe blaß aus und es sei gut, daß wir zu Hause wären.

Ich seufzte und es wurde mir nur noch banger ums Herz. „Hinaus aus dieser eintägigen Enge“, schrie es in mir, aber ich sprach sein Verlangen nicht aus.

Eine wundervolle Zeit für unsere Flitterwochen, sagte Christian einmal, als er unter der schwellenden Rothbuche auf der Bank neben mir saß und in die Abendsonne hineinblinzelte.

Flitterwochen! . . . Mich fröstelte und ich zog den Shawl fester um mich.

Ferien der Menschen — schönste Zeit! fuhr er, aus sich heraustretend, fort.

Ich sprang auf. Laß uns nach Hause gehen! bat ich. Mich friert, ich bin müde, ich hasse den Frühling!

Verwundert sah er mich an. Komm mein Kind, es ist kühl, sagte er besorgt. Ich fürchte, Du wirst Dich erkältet haben! Jetzt wird im Kamin ein Feuer gemacht, und dann lese ich Dir aus Ekkehard weiter vor.

Wir gingen.

Vor dem Schloß — es führte mit Unrecht diesen hochtrabenden Namen, es ist doch nichts als ein sehr altes, rechts und links von zwei Halbthürmen flankirtes Haus — war man damit beschäftigt, die welkenden Ehrenpforten, die wir unserem Empfange verdankten, zu entfernen.

Ich eilte auf mein Schlafzimmer, die Schuhe zu wechseln, es war feucht im Grase gewesen. Dann trat ich ans Fenster und sah zu, wie das Zerstörungswerk auf dem Hofe seinen Fortgang nahm. — Guirlanden und Tannenzweige lagen auf einem Haufen; nackt standen die ihrer Hülle beraubten Holzpfeiler da; jetzt fiel der letzte große Bogen, mit unserem aus Myrten gebundenen Monogramm C. und M. Wie traurig das aussah!

Ich setzte mich in einen Sessel, den Rücken nach dem Fenster. Draußen wurde weiter gearbeitet, gehämmert und mit Karren gefahren. Ich schloß die Augen und ließ die jüngste Vergangenheit an mir Revue passiren.

Kaleidoskopisch tanzte alles ineinander. Eisenbahnen, Mitreisende von internationalem Aussehen, blaue Seen, noch blauerer Himmel, nie geahnte Vegetation, schwarzbraune Bettelkinder, vornehme Hotels, ein Durcheinander der Weltsprachen. — München mit seinem idealen, unsichtbaren König, seinem Hofbräuhaus, seinen Kunstschätzen; Nürnberg, dieses solide Stück Mittelalter, das in staunender Ueberlegenheit auf die hastende Jetztzeit blickt, und endlich unsere Reichshauptstadt Berlin.

Hier wohnte in einer der schönen, stillen Straßen, nahe dem Thiergarten, eine Stiefschwester meines Mannes, zwanzig Jahre älter als er und Stiftsdame von Itzehoe. Sie hieß Goswine, war sehr altfränkisch wie ihr Name, lebte der inneren Mission, hatte aber nebenbei eine weltliche Schwäche: die Oper. — Sie sei einst in ihren Gesanglehrer, den Tenoristen eines Hamburger Theaters, verliebt gewesen, wollte der Onkel wissen, aber Christian gab es nicht zu. Christian hing überhaupt sehr an ihr. War sie ihm, der früh Waise wurde, doch eine Art Mutter gewesen.

Es war am Tage vor unserer Abreise; schon zweimal hatte mich meine Schwägerin in die Oper geführt; für diesen Abend stand „Carmen“ auf dem Programm, und sie ließ nicht nach, mich für diesen Abend zu werben.

So geh' doch, stimmte Christian, der nie ein Theater besuchte, seiner Schwester zu Gefallen ein. Ich orientire mich unterdessen in der Politik.

Lockte mich „Carmen“ so wenig, hielt mich eine Art Abspannung, eine nervöse, undefinirbare Angst zurück?

Und Du ziehst das hübsche weiße Kleid an, das wir bei — bei Gerson hieß er ja wohl? — kauften, bat mein Mann weiter.

Geh' nur, Du siehst so bald nichts wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Zum dritten Gebote.

Es lebten einst sieben Brüder beisammen. Sechs gingen auf die Arbeit, der siebente aber hielt Haus. Und wenn die sechs Brüder matt und müde von der Arbeit heimkehrten, so fanden sie das Haus geschmückt und geordnet, das Mahl bereitet und das Licht angezündet. Darüber freuten sie sich und lobten den siebenten Bruder. Aber es war einer unter ihnen, der wollte klüger sein als sie alle, und schalt den siebenten Bruder einen Faulenzer und Tagedieb, der auch mit zur Arbeit gehen und sein Brot verdienen sollte. Das böse Wort fand leider bei den andern Eingang und sie nöthigten den Bruder, daß er Axt und Karst nahm gleich wie sie und ging mit ihnen früh am Morgen an die Arbeit. Am Abend traten sie den Heimweg an. Kein freundlicher Lichtschein winkte ihnen von ferne, keine fürsorgende Hand hatte das Hauswesen geordnet und den Tisch gedeckt, kein Bruder empfing sie mit freundlichem Händedruck und herzlichen Worten. Sie merkten jetzt, wie thöricht sie gehandelt hatten, und fühlten sich, weils ihre Schuld war, doppelt elend und verlassen. Fortan blieb darum auch der siebente Bruder wieder im Hause und das verlorene Glück des Bruderkreises kehrte zurück. Also ist der Sonntag unter seinen Brüdern der Tag, der den sechs Wochentagen Licht, Heil und Segen bringt.

Das Alter und die Kälte.

Alte Leute dürfen sich strenger Kälte nicht aussetzen. Gerade in der rauhen Jahreszeit sehen wir so viel betagte Personen sterben. So oft hört man, daß, wenn alte Leute in der kälteren Jahreszeit eine Reise oder einen Klimawechsel vornehmen, sie schnell wegsterben. Als der englische Staatsmann und Naturforscher Bacon im hohen Alter stand, kam er auch auf den Gedanken, durch das Experiment nachzuweisen, daß man den Schnee zur Conservirung des Fleisches benutzen könne. Er fährt zu dem Ende an einem sehr streng kalten Wintertage zu einem Farmer, kauft von demselben ein Huhn, läßt es an Ort und Stelle ausnehmen und stopft es eigenhändig mit Schnee voll. Während der Arbeit fühlte er eine Eiseskälte durch seinen Körper rieseln und nach Verlauf weniger Tage war er todt. Der Körper des Greises entwickelt eben weniger Wärme als der von jüngeren Personen. Die Blutströmung ist nicht mehr so lebhaft und nicht mehr so gleichmäßig. Deshalb bleiben Haut und Gliedmaßen oft kühl, während sich nach innen das Blut aufstaut. In der Regel ist die naßkalte Luft, wie für alle Menschen ungesund, für den Greis besonders gefährlich. Eine solche Luft entzieht dem Körper mehr Wärme als eine trockene und kalte, insofern, als sie durch das in ihr enthaltene Wasser zum besseren Wärmeleiter wird. Der Sonnenschein bei mäßiger Wärme ist eins der wirksamsten Belebungsmittel für das Alter, deshalb sollte alten Leuten im Winter stets das sonnigste Zimmer zu Gebote stehen. Der Grad der Wärme eines Zimmers im Winter muß nach dem Bedürfniß geregelt werden. Zu große Wärme würde verweichlichen und den Körper weniger widerstandsfähig machen. Nächst dem Winter ist der Frühling den alten Leuten verderblich, denn warme Tage pflegen hier oft mit kalten und stürmischen abzuwechseln. Kälte, Wärme und plötzlicher Umschlag der Witterung — das sind die drei leicht tödtlichen Geschenke der viel besungenen Wonnezeit. Wärme dehnt die Wandungen der Blutgefäße aus, Kälte zieht sie zusammen, und da die Wandungen der Blutgefäße im Alter nicht mehr so elastisch sind als in der Jugend, so können dieselben durch plötzliches Ausdehnen leicht zerreißen und einen Schlagfluß herbeiführen. Klima-

wechsel im Winter von seiten alter Leute ist mit wenigen Ausnahmen zu widerrathen. Wärme kann man sich auch in der Heimath verschaffen durch geregelte Heizung des Hauses, und die gewohnten Verhältnisse sind immer die besten. Zudem herrscht auch in dieser Zeit in den wärmeren Gegenden unfreundliche, regnerische Witterung, die oft verderblicher ist als die anhaltende Kälte der Heimath.

Nachtheile alkoholischer Getränke für das Kindesalter.

Nicht selten wird von den Eltern eines Kindes an den Arzt die Frage gerichtet: „Können wir nicht ein wenig mit Ungarwein oder mit Malagawein nachhelfen? Das Kind ist doch gar zu elend.“ Ein vernünftiger Arzt wird diese Frage in jedem Fall mit Nein beantworten; viele aber, und zwar die Mehrzahl, werden denken: Was kann dem Kinde denn ein Theelöffel voll Ungarwein schaden? und diese werden die Frage bejahen Noch häufiger aber wird man den Arzt überhaupt nicht fragen, sondern mit der Anwendung eines solchen „Stärkungsmittels“ auf eigene Faust vorgehen. Kam es mir, schreibt Dr. Puhlmann in der „Leipz. Popul. Ztg. f. Homöop.“, doch vor Jahren einmal vor, daß ein Jugend- und Schulfreund mich wegen seines vierjährigen Söhnchens brieflich befragte, weil die Rathschläge des Hausarztes nicht helfen wollten. Dieser Freund ist ein hochgebildeter Mann, er hat nicht blos sein Fach studirt, sondern auch manches andere; aber im Punkte der Gesundheitspflege ist er, wie so viele gelehrte Leute — von den ungelehrten gar nicht erst zu reden! — so hilflos wie ein kleines Kind. Denn wie hätte er sonst an mich schreiben können: „Sage mir nur, was wir mit dem Jungen machen sollen. Wir lassen es an nichts fehlen Früh wird mein Erich kalt abgerieben und bekommt eine Tasse Milch oder Kakao. Zum Frühstück erhält er etwas kaltes Fleisch oder Wurst mit Butterbrot und dazu ein Spitzgläschen Tokayer Wein. Mittags giebts ausnahmslos gebratenes Fleisch ꝛc., und ich mische ihm ein halbes Glas Rothwein mit Wasser, um der Blutarmuth abzuhelfen; mitunter bekommt er auch noch ein zweites, denn er trinkt gern Wein. Zum Abendbrot trinkt er meist ein Schnittchen Kulmbacher. Trotzdem wird der Junge immer elender und magerer, und nervös und launisch ist der Bengel, daß meine Frau es kaum mit ihm aushalten kann. Mitunter ist er lustig und guter Dinge und stellt das ganze Haus auf den Kopf; und dann ist er wieder mit einmal mißlaunisch, knurrig und nicht zu genießen ꝛc.“ Meine Antwort darauf kann sich der geneigte Leser wohl denken; sie war dem Schulfreunde gegenüber offen und derb, denn ich sprach in derselben von einem kleinen Knaben, der durch die Unklugheit seiner Eltern abwechselnd betrunken und lustig und dann wieder verkatert sei. Diese Antwort half. Denn einige Monate später schrieb mir der Freund: „Du hattest wirklich Recht. Ich begreife aber nicht, wie mein Hausarzt eine solche Diät billigen konnte. Denn er sah vordem den Jungen doch jede Woche ein paar Mal und wir haben eingehend darüber gesprochen.“ Daß Wein auch für Kinder ein Stärkungsmittel sei, ist eben eine von den krankhaften Vorstellungen der modernen Medicin, durch welche dieselbe zur Unheilmethode für das Volk geworden ist. Glücklicherweise vollzieht sich seit einigen Jahren unter dem Einfluß des „Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke“ ein Wandlungsproceß. Dieser Verein hat u. a. jetzt eine Broschüre herausgegeben, welche den Titel führt: „Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein. Eine Sammlung von Gutachten über die Einwirkung der geistigen Getränke auf die leibliche, geistige und sittliche Gesundheit der Kinder.“ Dieselbe kostet nur 40 Pf. und eignet sich also zum Massenvertrieb. Aber auch für Fachmänner ist sie von Interesse, denn man hat die gesammten, in dieser hochwichtigen Frage ergangenen Gutachten der verschiedensten Gelehrten, der Physiologen; Mediciner, Chemiker, Pädagogen ꝛc. bei einander.

Auch ein Haarwasser.

Von Dr. med. Walser, dirig. Arzt des Glotterbades in Freiburg (Baden).

Manchem wird so leicht auf seinem Kopfe, daß ihn Frühlingsahnung befällt, aber gar bald kommen die Herbstgedanken, wenn der Wind über ein Stoppelfeld weht. Jetzt kommen die Geheimmittel daran, denn neue Haare muß man um jeden Preis haben, kann man ja, um seinen leuchtenden Schönheitsfehler zu verbergen, nicht Tag und Nacht den Hut aufhaben wie die Engländer, welche sich mit dem gescheitelten Cylinderhute zu Bette legen. Ach herrschte doch ewige Mondfinsterniß auf meinem Haupte, die man auch mit einem geschwärztem Glase nicht sehen könnte! — Aber für was sind denn die Geheimmittel, die Wasser, Oele und Salben bis zum spanischen Fliegenpflaster da, — also probiren wir es einmal. Nun, wenn die Haarwuchsmittel etwas helfen würden, dann müßte ja allen, die blos drei Haare haben, ein Haarbeutel wachsen, gegen das der schönste Frauenchignon nicht aufkommen kann. Ja die Chinesen, die sind zu beneiden, die haben alle einen natürlichen Zopf ohne Mondscheinbeleuchtung; aber bei uns da wachsen die zünftigsten Zöpfe auf den Bäumen, und wenn man ein wenig schüttelt, dann giebt es so glänzende Platten, wie ein flacher, französischer Käselaib. Aber so vegetarisch leben wie die Chinesen, keinen Wein, Bier und Schnaps trinken, — ei, da gehe ich lieber ins Wirthshaus und trete bei zweifelhaftem Mondenschein taumelnd meinen Heimweg an. Also mit den Geheimmitteln und den Chinesen ist es nichts, vom Apotheker habe ich für 300 Mark Salben, Haarwasser, Pomaden und wohlriechendes Oel gekauft, aber da sind die Haare erst recht abgefallen, wie das gelbröthliche Laub, wenn der Herbstwind an den Baumkronen rüttelt. Nun, Haare muß ich haben, wenn auch schon alles probirt ist und — müßte ich mich skalpiren lassen. Halt, da fällt mir etwas ein, wie wäre es denn mit dem Naturheilverfahren, zu dem man meistens greift, nachdem alle wissenschaftliche Behandlung vergebens war? Wenn man mit dem Naturheilverfahren Gewächse, so groß wie Krautköpfe vertreibt, warum sollte man denn damit nicht auch in 3 oder 4 Tagen einen Haarwald hervortreiben können? Habe ich ja unlängst gelesen, daß ein Wasserkopf, gegen den sich der größte Kürbis wie ein Bandwurmkopf ausnimmt, nach 10 Reibesitzbädern so klein wurde, wie eine eingeschrumpfte Zaunrübe. Nun, ich wäre doch begierig, wie nach dem Naturheilverfahren der Haarausfall behandelt wird. Ja das Wasser muß eine haartreibende Wirkung haben, wachsen denn nicht an jedem Weiher die Binsen wie die üppigsten Haarbüschel empor? Freilich, so wie die Binsen emporstehen, so stehen mir die Haare zu Berge, wenn ich vom naturgemäßen Leben höre, denn was ich für natürlich halte, das halten die Herren Naturärzte für unnatürlich. Nun, ich will einmal einen Naturarzt um Rath fragen, wenn ich aber in 3 Tagen durch seine Wasseranwendungen nicht in einen zottigen Waschbären verwandelt bin, dann ist auch die Naturheilkunde Schwindel.

So, nun habe ich endlich mit schwerem Herzen einen Naturarzt um Rath gefragt und — hier ist sein Recept. Hört also ihr Hauptplattformbesitzer, ich lese euch vor, was der Naturarzt verschreibt, und wenn auch nicht sofort selbst Haare auf den Zähnen wachsen, so ist es meine Schuld nicht. Der Naturarzt hat sich auf diesem Zettel sehr breitspurig über die Entstehung der Haarkrankheiten ausgesprochen und darum paßt wohl auf, daß seine Lehren nicht eurem Gehirne entfallen, wie die Haare eurem Kopfe.

1. Mit den Haaren geht es gar oft wie mit den Zähnen, es ist beim Haar- wie beim Zahnausfall meist der ganze Körper krank, oder fallen denn nicht auch die Baumfrüchte leicht ab, wenn die Saftströmung eine Stockung erleidet? Recht dicke Leute haben meist Musterglatzen, weil sie viel scharfe Säuren (Harnsäure) im Blute haben und sie leicht die Klauenseuche, genannt Podagra, bekommen, sodaß ein berühmter englischer Staatsmann(?) sagte: dicke Leute mit Glatzen, die viel schlafen, habe ich gerne, aber hagere, struppige Gesellen mit eingefallen Augen, die sind staatsgefährlich.

2. Wenn man das Haar einschmiert, wie der Fuhrmann die Wagenräder, so wird diese unnatürliche Wagenschmiere leicht ranzig und schädlich, denn die Haarachsen oder auch Haarschäfte genannt, werden für gewöhnlich meist durch die Talgdrüsen des Kopfes eingeölt. Wer seinen Kopf zu häufig einschmiert, der riecht bald nach Wagenschmiere und die Achsen werden sich recht schnell abnützen. Durch zu fetten Dünger wird die Haarzwiebel erstickt und dann — adieu Zwiebel!

3. Wenn bei Blutwallungen das Blut die Haarzwiebel zu stark umspült, dann fällt das Haar aus; bildet sich ja auch kein langer Zwiebelschaft, wenn zu starke Düngergüsse angewendet werden.

4. Kummer, Sorge, Elend und Gram bewirken eine sehr unnatürliche Blutcirculation in der Kopfhaut, sie rütteln in den Haaren, wie der Wind an den Baumästen, so daß die Haare herumfliegen wie die Baumblätter.

5. Wenn du deine zarten Pflänzchen fortwährend bedeckst, so daß Luft und Licht nicht zutreten können, dann werden sie welk, gelb und fallen um; wenn du mit einem Schweißlederfilz den Kopf bedeckst, dann werden die Haare entfärbt, unelastisch und fallen aus. Also gehe viel barhaupt oder laß dir statt des gescheitelten Cylinderhutes einen solchen von Drahtgitter machen, den du ebenfalls als Rattenfalle benutzen kannst.

6. Sorge, daß du den inneren und äußeren Menschen rein hälst, Hautpflege treiben, Lichtluftbäder nehmen, Ernährung wählen, die nicht viel Säure macht, d. h. grüne Gemüse, Wurzelgemüse, Obst, Schrotbrot. Also vermeide Bier, Wein, Schnaps, Roastbeef, Beefsteak, Schnepfendreck und Austern.

7. Da alle guten Dinge in dreien bestehen, so wasche wöchentlich den Kopf dreimal mit Wasser von 27° C., alle Zusätze zum Wasser, wie Mandelkleie, taugen nichts. Wöchentlich auch einmal den Kopf einreiben mit einem Eidotter, das Eidotterfett eine Stunde mit den Haaren in Berührung lassen und dann mit lauem Wasser abwaschen. Trockne aber die Haare gut ab, denn sowie es tüchtige Schrunden absetzt, wenn man die feuchten Hände der Luft aussetzt, so schadet solches den Haaren, wenn man sie nicht abtrocknet. Täglich kämme man erst mit einem weiten, dann mit einem engen Kamme ganz sanft. Man ziehe also nicht an den Haaren, wie der Küster an den Glockensäulen.

8. Wenn die Weidenzweige in der Zeit der Saftströmung sind und du schneidest sie ab, dann verdorren sie. Wenn du deine Haare fortwährend schneidest, so verdorren sie. Die Frauen sollen schöneres Haar haben als die Männer, weil sie sich dasselbe nicht so oft schneiden lassen. Aber die Frauen leben meist noch viel unnatürlicher als die Männer und darum wissen sie auch ihre Glatzen viel besser zu verbergen.

9. Halte die Haare nicht durch alle möglichen Zwangsmittel, wie Wichse, Pomade, in einer Zwangslage, denn wenn man will, daß ein Zweig keine Blüthen und Früchte ansetze, dann bindet man ihn nach abwärts.

10. Mißtraue der Walze des Friseurs. Feiner Grasboden muß gewalzt werden, nicht aber die Haare. Wer weiß auch, was an dieser Walze alles klebt, das schädlich werden kann.

11. Zu rasche Abwechslung von heißer und kalter Luft ist sowie den Zähnen, so auch den Haaren schädlich; wenn du also am Kopfe schwitzest, so reibe diesen erst sanft mit einem Tuche, bevor du die Haare der Luft aussetzest.

12. Was das Haarfärben anbelangt, so theile ich den geehrten Frauen mit, daß eine Dame sich, bevor sie eine Abendgesellschaft besuchte, die Haare färbte, und daß durch Einwirkung des Lichtes im Salon das Haar sich plötzlich hellgrün färbte, so daß die Dame ohne Boskos Beihilfe einer schilfbekränzten Nymphe glich. Laßt darum das Haarfärben, sonst giebt es grüne Salonbinsen.

Also das wären die 12 Vorschriften über die Haarpflege. Nun ich will es wagen, mein Haar zu behalten, ich werde der Vorschrift des Naturarztes folgen, nachdem mich alles im Stiche gelassen hat; aber heute kann ich mit der Kur noch nicht anfangen, denn abends ist beim Bürgerbräu Fischschmaus mit Münchneranstich. (Der deutsche Volksarzt.)

Wie muß eine Obstverwerthungsanstalt eingerichtet sein, wenn sie auf der Höhe der Zeit stehen soll?

Wie muß eine Obstverwerthungsanstalt eingerichtet sein?

1. Sie darf nur da erbaut werden, wo eine reiche Obstgegend und gute, nicht zu theure Arbeitskräfte vorhanden sind.

2. Der Bau soll einfach, aber praktisch sein; zu viel und große Maschinenanlagen sollen für den Anfang vermieden werden, da solche von vornherein eine Verzinsung ausschließen.

3. Nur wenn man nach Jahren sieht, daß es gut geht, sollen Vergrößerungen stattfinden.

4. Das Grundcapital muß größer sein, als die Kosten der ganzen Anlage, da Alles baar gekauft wird, Gelder unter 3 bis 6 Monaten — bei Obstweinen und Obstbranntwein unter 12 Monaten — nicht zurückkommen und Hypotheken auf solche Fabriken schwer erhältlich sind, auch der Staat Unterstützungen, wie in anderen Ländern, nicht gewährt.

Was gehört zu einer Obstverwerthungsanstalt?

Obstdarren, einfach und praktisch eingerichtet, — es ist möglichst neben einem großen Apparat noch ein kleinerer aufzustellen, um bei geringeren Ernten an Feuerung zu sparen. — Obstpressen und Obstmühlen, Obstsiederei und Obstbrennerei, oder wo letztere nicht möglich, eine Obstgelee-Fabrik.

Wie verwerthet man bei hohen Obstpreisen — wie dies Jahr — das Obst so, daß nichts verloren geht?

Aepfel, tadellose, selbstverständlich zu Dauerobst; die größeren gedrückten werden ausgesucht, gebohrt und geschält, die kleineren gemahlen und gepreßt zu Apfelwein. Sehr vortheilhaft ist es und bedeutend sauberer, nicht mit Stroh, sondern mit leinenen Preßtüchern und aus geschälten Weiden hergestellten Geflechten zu pressen. Man erhält dann Saft, der in Fässer gefüllt wird und vergährt, sowie — Preßkuchen. Letztere werden zerkleinert, mit lauwarmem Wasser, Zucker und Hefe angesetzt und vergähren in dem Gährraume, der 15 Gr. R. haben soll. Nach vollendeter Gährung wird die Masse gepreßt, der Saft in der Brennerei zu Obstbranntwein gebrannt und die Kuchen in dem Raume über einer Darre — der nur durch die unten übrige Hitze geheizt wird, also keine Feuerung kostet — getrocknet. Die Preßkuchen geben ein vorzügliches Feuerungsmaterial, die Asche guten Wiesendünger.

Was wird weggeworfen? — Nichts!

Spätherbstarbeiten im Obstgarten.

Wenn die Witterung kühler und unfreundlich wird, so erkaltet bei manchen Gartenbesitzern allmählich das Interesse am Garten, um erst, wenn der Frühling ins Land zieht, von neuem zu erwachen. Das ist sehr unrecht, denn nachdem wir in der schönen Jahreszeit die Blüthen- und Blumenpracht und sonstige Genüsse gehabt, im Spätsommer und Herbst die Erträge an Obst und Gemüse gewonnen haben, ist es jetzt Sache des vorsorglichen Gartenfreundes, auch für das nächste Jahr Vorkehrungen zu treffen.

Da stehen noch einige Obstbäume, von denen wir abwarten wollten, ob sie im verflossenen Sommer sich bessern und Ertrag bringen würden, — nachdem dies nicht der Fall war und die Bäume nur unbändig trieben, werden wir im November den Wurzelschnitt mit gehöriger Vorsicht vornehmen und den Baum dadurch zum Tragen im nächsten Jahre zwingen. Sollte es sich aber herausgestellt haben, daß die Sorte nur geringen Werth besitzt, so nützt auch das Abschneiden von Wurzeln nichts, und pfropfen wir den Baum im zeitigen Frühjahre mit edlen, dankbar tragenden Sorten um.

Gleich nach der Ernte können wir das Auslichten der Krone an unseren übrigen hochstämmigen Obstbäumen vornehmen, indem wir zuerst kranke, dann zu dicht stehende, sich kreuzende, oder die Form der Krone verunzierende Aeste herausschneiden. Dabei werden alle Bäume mittelst Baumkratzer gründlich von den sich ablösenden Rindentheilen befreit und werden damit den Schädlingen die Schlupfwinkel zur Ueberwinterung geraubt.

Im Spätherbst ist es die beste Zeit, unseren reichtragenden Bäumen neue Nahrung zuzuführen, sei es, daß wir selbige in flüssiger Form in die mit dem Locheisen hergestellten Löcher schütten, oder Dung und gute Erde durch flaches Eingraben mittelst Grabgabel in die Nähe der Wurzeln bringen.

Sind ältere — Zwergobstbäume — zu versetzen, weil z. B. der Standort zu trocken für ihre Unterlage und der Baum daher ertraglos ist, so geschieht dies mit bestem Erfolge im November. Die Bäume werden sehr vorsichtig mit größter Schonung der Wurzeln ausgehoben und in neue, recht große, die Wurzeln an Ausdehnung um etwa 50 cm nach allen Seiten hin überragende Pflanzlöcher gesetzt; ein scharfes Zurückschneiden des Baumgerüstes so versetzter, älterer Obstbäume ist erforderlich.

Neuanpflanzungen von Obstgehölzen aller Art werden auf leichten Böden gleichfalls am besten im November vorgenommen und sind die dafür nöthigen Vorarbeiten, wie: Rigolen der Rabatten, Herstellung der Pflanzlöcher, rechtzeitig fertig zu stellen. Wollen wir auf schweren, kalten Böden erst im Frühjahr pflanzen, so beziehen wir nun aus den reicheren Vorräthen der Bauschulen die Bäume und bringen sie an einer, vor der Sonne geschützten Stelle im Garten für den Winter in Einschlag und bedecken die Wurzeln gut und dicht mit Erde.

Bei unseren Zwergobstbäumen wird das letzte Laub nun bald herunter sein, dann beginnt das Abbürsten der Stämme, um allen grünen Moosüberzug und Flechten zu entfernen. Auch Ueberreste von Schädlingen — z. B. die Blattlauseier (die eine schwarze Kruste bilden) an den im Sommer verlaust gewesenen Bäumen, an Spalierbäumen die Schildläuse — werden gründlich abgebürstet und suchen wir uns zur Erleichterung dieser Arbeit feuchtes Wetter aus. Ein dann folgender Ueberzug mit Lehmbrei erstickt etwaige uns entgangene Schädlinge und reinigt die Rinde. — Wir benutzen mit Vortheil den Herbst, um unsere Beerenobst-Sträucher von altem, tragmüdem Holze zu befreien, falls diese Arbeit nicht schon bald nach der Ernte im August bis September ausgeführt werden konnte. Besondere bei hochstämmigen Stachel- und Johannisbeeren muß die Krone von innen heraus ausgelichtet werden, damit Licht in die Krone fällt und dort sitzende Früchte gut erreichbar sind.

Vor Eintritt des strengen Winterfrostes graben wir die Baumscheiben unserer Obstbäume mittelst Grabgabel um und lassen sie rauh liegen, und gestatten so den zersetzenden Einflüssen des Frostes und der Luft den Zutritt. Dasselbe geschieht mit den Beeten unserer Traubenspaliere, worauf dieselben mit Dung gedeckt werden.

Seehundsschinken.

Vor kurzem wurde von amtlicher Seite darauf aufmerksam gemacht, daß seit einiger Zeit Schinken von Seehunden als Schweineschinken eingeführt würden und wurde vor diesem Schwindel gewarnt. Sonderbar mag dies manchem vorgekommen sein, aber ein Urtheil über das Zutreffende der Angaben, worauf diese Warnung begründet war, konnten wohl wenige haben, da es an Kenntniß darüber fehlt, wie denn ein Seehundsschinken aussehen könnte und wie er etwa schmeckte, ob also eine Täuschung möglich sei. In der „Kölnischen Zeitung“ wird nun bemerkt, daß eine solche Unterschiebung gar nicht möglich sei, schon deshalb nicht, weil die Seehundskeulen viel zu wenig Fleisch besäßen. Ueber die „Seehundsschinken“ schreibt ferner die Berliner „Central-Fleischer-Zeitung“: Der neue Artikel „Seehundsschinken“ hat sich vollkommen eingebürgert, obgleich diese Waare nur ein Speculationswitz gegenüber der amerikanischen Waare gewesen. Durch dies Concurrenzmanöver, welches hiesige Engrosschlächter veranlaßt haben sollen, ist man im Publikum fest der Ansicht, daß diese kleinen Schinken, welche von den Schulterblättern der hiesigen Schweine hergestellt werden und knochenlos sind, von Seehunden herrühren. Daß von letzteren Thieren überhaupt keine Schinken genommen werden können, lehrt schon die Natur der Sache, weil dies Fleisch thranig schmeckt und ungenießbar ist, gerade wie das Fleisch von Schweinen, die mit Fischen gefüttert werden. In den Rheinlanden ist es schon längst üblich, derartige Schinken herzustellen, die nun im Engroshandel ebenfalls ulkigerweise „Seehundsschinken“ genannt werden. D. L. Pr.

Das Schlachten der Fische.

Die bei uns übliche Methode Fische zu schlachten ist schlecht und unvollkommen. Ein Schlag tödtet meistens nicht, selbst wenn der Schädel zertrümmert wird, er betäubt blos. Will man einen Fisch schlachten, so bediene man sich eines recht scharfen, entsprechend großen Messers und schneide gleich hinter dem Kopfe so tief ein, daß das Gehirn vom Rückenmark getrennt wird. Geübte Leute können diese Operation auch durch einen entsprechend tiefen Stich ausführen. Nebenbei bemerkt, kann das Entschuppen der Fische, welches oft Schwierigkeiten bereitet, dadurch sehr erleichtert werden, wenn man die Fische rasch in kochendes Wasser eintaucht. Auf jeden Fall muß dieses Abbrühen rasch vollführt werden, da sonst sehr leicht die Haut sammt Schuppen abgeht.

Kochrecepte.

Fricandeaux von Hirsch mit Kastanien. 10 Personen. 3 Stunden. Es genügen für die angegebene Personenzahl zwei aus einer Hirschkeule gelöste Fleischmuskeln, die mit der flachen Seite des Hackemessers ein wenig geklopft, gehäutet und fein gespickt werden Nachdem man von den Abgängen und Knochen Jus bereitete, demselben Fleisch-Extract zusetzte, benutzt man ihn, um die Fricandeaux damit in 2 Stunden gar zu dämpfen und schön blank zu glasiren. Von dem Rest der Brühe bereitet man nebst einigen Löffeln Schwitzmehl und einem Glase Madeira eine dicke Sauce, die durch ein Sieb passirt wird. Beim Anrichten spült man den Fond der Hirschnüsse mit etwas Jus los, gießt ihn durch und setzt ihn der Sauce zu. Inzwischen hat man ein Kilogr. Kastanien von den Schalen befreit, sie mit Salz und Butter, einem Stück Zucker, ½ Theelöffel Fleisch-Extract recht weich gekocht und richtet sie nun hierauf im Kranze um die in gleichmäßige Scheiben tranchirten Fricandeaux an, die Sauce überfüllend.

Herings-Pastete. 10 Personen. 2 Stunden. Sechs bis sieben feine Heringe werden eine Nacht in Wasser, dann mehrere Stunden in Milch gelegt, hierauf abgespült, getrocknet, abgezogen. der Länge nach gespalten und entgrätet. Zuvor bereitete man von einem Hecht von 1½ Kilo eine gute Farce, indem man das entgrätete Fleisch schabt, es sehr fein wiegt und mit fünf in Milch geweichten Weißbrötchen, 125 Gramm Sardellen, einigen in Butter geschwitzten Chalotten, gehackter Petersilie, vier Eidottern, 60 Gramm geriebenem Parmesankäse, sowie ½ Theelöffel Fleisch-Extract in einem Napf gut verrührt und durch ein Sieb streicht. Nun bestreicht man eine tiefe, runde Schüssel mit Butter und einer Lage Farce, setzt auf diese Lage die ebenfalls mit derselben bestrichenen, zusammengerollten Heringestücke — die dicht neben einander stehen müssen — und füllt den Rest der Farce darüber. Mit einem Butterteigrand umgeben und einem Deckel aus demselben Teig belegt, wird die Pastete bei mäßiger Hitze etwa ¾ Stunden im Ofen gebacken und mit nachstehender Sauce auf den Tisch gegeben:

Kräuter-Sauce. Zwei Löffel Mehl werden in etwas kaltem Wasser glatt gerührt, mit vier Eidottern, zwei Löffeln Estragon-Essig, ¼ Liter Bouillon aus Fleisch-Extract, 70 Gramm zerlassener Butter, einer Prise Salz gequirlt und auf dem Feuer zu einer dickeren Sauce geschlagen, der man einen Kaffeelöffel Senf, eine Prise gestoßenen Pfeffer, etwas Sardellenbutter, 90 Gr. frische Butter und kurz vor dem Anrichten drei Eßlöffel fein gewiegte Kräuter, als: Kerbel, Petersilie, Schnittlauch, Estragon, Pimpinelle u. s. w. zusetzt.

Gänseklein mit verschiedenen Gemüsen. 10 Personen. 2½ bis 3 Stunden. Man siedet klein geschnittene, weiße Rüben in der Brühe des zuvor fertig gekochten Gänsekleins völlig weich, ebenso eine Anzahl roh geschälter, in Salzwasser halb gar gekochter und abgegossener Kartoffeln, bereitet mit einigen Löffeln Mehl und Butter eine gelbliche Schwitze, brennt die Brühe mit dieser ein, kräftigt sie mit einem Zusatz aus Fleisch-Extract, fügt etwas Salz und Pfeffer hinzu, giebt das Fleisch bei, läßt Alles zusammen noch einmal aufkochen und trägt nun die sehr kräftig schmeckende Speise auf. Auch kann man in gleicher Weise weiße Bohnen mit Gänseklein kochen, doch empfangen diese einen Zusatz von Petersilie und etwas Majoran.

Gedämpftes Hammelfleisch in Rothwein. 10 Pers. 2 Std. Aus einem Hammelcarre, oder dem Muskelfleisch der Keule werden fingerdicke Scheiben geschnitten, diese mit dem Hackemesser breit geklopt, mit Salz und Pfeffer bestreut in eine passende Kasserole gelegt; die erste, den Boden derselben bedeckende Schicht wird mit geschnittenen Zwiebeln, nebst einigen Gewürzkörnern bestreut und eine zweite darauf gelegt. Ueber die letzte Lage thut man ein garnirtes Bouquet, ein Lorbeerblatt und gießt soviel Rothwein über, daß das Fleisch davon bedeckt ist, schließt die Kasserole mit einem gut passenden Deckel und setzt sie auf rasches Feuer, doch muß man Sorge tragen, daß die Brühe nicht zu kurz eingeht und anbrennt. Ist das Fleisch gar, so richtet man es auf einer Schüssel an, kocht den Fond mit klargerührtem Kartoffelmehl sämig, giebt einen halben Theelöffel Fleischextract hinzu und gießt die Sauce darüber. Zur Garnirung dienen ganz gebratene Kartoffeln, als Beigabe saure Salz- oder eingemachte Gurken.

Gratin von Gänseleber. 10 Pers. 1½ Std. Man bereitet eine Farce aus 1 Kilo feingewiegtem Schweinefleisch, einem in Milch geweichten, gut ausgedrückten Milchbrötchen, drei Eßlöffeln in Butter geschwitzten Champignons, Chalotten, Trüffel, Petersilie und Salz. Ferner schneidet man eine große oder zwei kleine gehäutete Gänselebern in Scheiben und bestreut diese mit Salz und ein wenig gemischtem Gewürz. Nun bestreicht man eine Pastetenschüssel mit Butter und füllt sie, mit einer Lage Farce beginnend, abwechselnd mit dieser und den Leberstücken, ebenfalls mit Farce schließend und sie mit feinen Speckscheiben bedeckend. In einen mäßig heißen Ofen geschoben, wird der Gratin in einer halben Stunde, langsam gebacken, fertig sein. Beim Anrichten entfernt man die Speckscheiben und übergießt ihn mit einem Glase Madeira, vermischt mit einem Theelöffel in wenig heißem Wasser aufgelöstem Fleischextract.

Taubensuppe. 10 Personen. 2½ Stunden. Fünf Tauben werden gerupft, ausgenommen, ein wenig gewässert und getrocknet; weiter schwitzt man geschnittenes Wurzelwerk nebst einer Zwiebel in Butter, legt die Tauben darauf und dünstet sie eine halbe Stunde. Nun gießt man 3 Liter Wasser auf, läßt die Tauben bis sie weich sind — bei jungen genügen 1½ Stunden — gut zugedeckt kochen, nimmt sie aus der Brühe, seiht diese durch, fügt einen halben Theelöffel Fleischextrakt bei, giebt die in Viertel zerlegten Tauben in die Terrine und richtet über diesen die Suppe an. die man mit Graupen sämig macht; 125 g derselben werden einige Male in kaltem Wasser gespült, dann läßt man sie mit Salz und Butter in sehr kräftiger Bouillon langsam weich kochen und achtet bei öfterem Umrühren darauf, daß sie sich nicht ansetzen. Sind sie nach etwa 1½ Stunden gut ausgequollen, so rührt man sie mit einem Stück Butter recht weiß, gießt die Bouillon nach und nach über, läßt das Ganze einmal aufkochen und giebt die Suppe auf den Tisch.

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyncken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau

Breslau, 6. Dezember 1895. Neunter Jahrgang. — № 49.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Meeres- und Herzensstürme.

Erzählung von Karl Greg.

[Nachdr. verb. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

In der Fremdenloge, wo wir saßen, waren wir noch allein. Auf den leeren Stuhl neben mir legte ich Fächer und Glas und den Strauß sehr großer Veilchen, den mir Christian beim Fortgehen gegeben.

Es war etwa in der Mitte des ersten Actes und Carmen sang

Die Liebe von Zigeunern stammet,
Frägt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht —
Liebst Du mich nicht, bin ich entflammet,
Und wenn ich lieb, nimm Dich in Acht!

Da that sich die Thür hinter uns auf, vorsichtige Schritte kamen näher. Ich wandte mich um. Ein Herr stand hinter dem leeren Stuhl, zwei schlanke, unbehandschuhte Hände umfaßten die Lehne.

Liebst Du sie nicht, ist sie entflammet, —
Und wenn sie liebt, nimm Dich in Acht,

wiederholte der Chor.

Zwei große, tiefliegende Augen unter dunklen Brauen begegneten den meinen; blaue Augen, sprechend, gut und stolz.

Schnell räumte ich meine Habseligkeiten von dem Platze neben mir und raffte meine Schleppe zusammen. Aber der Herr blieb stehen, an der Wand lehnend.

Großartig, deliciös! nicht wahr? lispelte meine Schwägerin, die den Fremden jetzt erst bemerkte.

Sehr schön, sagte ich zerstreut. Wie laut mir das Herz schlug!

Im Frack, den Claque unter dem Arm, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, den Kopf aber sehr gerade haltend, hatte er dagestanden. So groß wie Christian war er nicht, aber schlanker, anders gebaut. Und jung —! Noch nicht dreißig Jahre!

Ich wandte das Gesicht nicht von der Bühne hinweg, aber ich sah und hörte nichts. Leise durchschauerte mich ein süßes, unbekanntes Gefühl; mein Herz pochte laut.

Meine Pastellstifte und ein Stück Pappe zur Stelle, und jene Züge, die ich secundenlang erblickt, hätte ich getreu wieder zu geben vermocht. Greifbar deutlich sah ich sie vor meinem inneren Auge.

Die hohe Stirn, das Haar tief hineingescheitelt, die gerade Nase, die vollen rothen Lippen, der etwas herabhängende Schnurrbart, die starken Backenknochen, das vorspringende Kinn; und alles durch jene vornehme, jugendliche Magerheit scharf markirt. Endlich noch die gelbliche, warme Gesichtsfarbe und wieder die Augen, die Augen — —

Der Vorhang fiel nach dem ersten Act; ich hörte den Fremden gehen.

Goswine . . . ist er wohl ein Prinz? fragte ich.

Wer . . . ein Prinz?

Nun er . . . der Herr, der eben . . .

Da lachte Goswine fast hell auf. Schäfchen! rief sie. Denkst, alle anständigen Leute müssen Prinzen sein, ha, ha, ha — Sie hustete; ihrer schwachen Lunge war das Lachen schlecht bekommen.

Ich setzte mich auf einen, mehr im Dunkel befindlichen Platz und sah mir den Hof und den ersten Rang durch mein Glas an. Meinen Nachbar von soeben entdeckte ich nicht.

Der Vorhang rollte wieder empor und gedankenlos behielt ich meinen Hinterplatz bei. Ob er wohl wieder kommt? dachte ich, und über der Frage neigte sich der zweite Act seinem Ende zu.

Da standest Du vor meinen Blicken,
Klar fühlt ich, es war um mich gethan,
Du meine Wonne, mein Entzücken!
Dein ist mein Herz und ewig Dir gehör ich an.

Carmen, ich liebe Dich — quoll es in jubelnder Leidenschaft von Don Joses Lippen.

Wie schön das war! Ich lauschte aufmerksam und hatte meine Frage zu denken aufgehört.

Da! — Ein Geräusch wie das leise Knarren von Schuhen, ein sehr feines Parfüm. — Ich sehe auf — der Fremde steht neben mir. —

Verzeihen Sie, murmelte er mit etwas fremdländischem Accent, und sein Blick taucht in den meinen. Ich erhebe mich; wir stehen einander gegenüber und ich fühle, wie mir das Blut in die Wangen steigt. Da wende ich mich jäh von ihm ab und nehme meinen alten Platz wieder ein. Eine Minute darauf beugt er sich zu mir nieder.

Ihre Blumen, sagte er, mir den mir entfallenen Veilchenstrauß reichend.

Ich nehme ihn aus seiner Hand, langsam, zögernd . . . Seine Fingerspitzen berühren die meinen; siedend heiß rieselt es mir durch den Körper.

Secundenlang bleiben wir Auge im Auge — es ist, als versuche eines dem anderen ein Geheimniß aus der Seele zu lesen. Er lächelt, und wilder pocht mir das Herz. Daß er doch noch etwas sage, fleht es in mir; aber er schweigt. Und nun neige ich den Kopf und vergrabe, rasch athmend, das Gesicht in den Veilchen.

Was ist in mich gefahren? frage ich mich. Bin ich krank — wahnsinnig —?

Die Hände sinken mir in den Schoß; Orchester und Gesang klingen für mich mißtönend durcheinander.

Ich raffe mich auf. Nach Hause, sage ich, und erschrecke vor meiner bangen, matten Stimme.

Die geängstigte Goswine erhebt sich. Ich eile voran, auch der Fremde ist aufgesprungen. Er lehnt wieder an der Wand, und ich gehe an ihm vorüber, den Blick am Boden.

Armes Ding, sagt meine Schwägerin, mich in meinen Mantel hüllend. Ich fahre mit zum Hotel und dann machst Du, daß Du zu Bette kommst; Du siehst ja ganz fiebrig aus. Hier nimm Fächer und Glas, die Veilchen hast Du in der Loge gelassen.

Die Veilchen . . .! Fast hätte ich aufgelacht. — Frieden und Glück ließ ich dort . . . Gott erbarme sich . . .

Das waren meine Reise-Erinnerungen!

Als ich sie zu Ende gedacht, öffnete ich die Augen und stand auf. Eine stille, kühle Farblosigkeit umgab mich. Mechanisch trat ich ans Fenster. Niemand mehr auf dem Hof, alle Blätter- und Blumen-Rudera fortgeschafft.

Der Springbrunnen schwatzte monoton; lachend zielte ein steinerner Amor von seinem bespülten Standpunkte aus zu meinem Fenster empor. An seinem Köcher hing ein Kranz, — man hatte ihn vergessen.

Da fiel mir ein, daß Christian im Wohnzimmer meiner warte. Es war ja die Stunde, die wir zu gemeinsamer Lectüre bestimmt hatten.

Wenn ich nun den „Ekkehard" beiseite legte, mich ihm zu Füßen setzte und ihm klagte . . . ihn früge . . .? Aber er war so langsam im Begreifen, und dann auch — wie sollte ich's über die Lippen bringen —?

O, daß es doch nie Etwas gäbe, daß Du mir nicht sagen könntest! Als damals er diese Worte zu mir sprach, hatte ich gelächelt, verständnißlos, wie nur die Unschuld lächelt; heute, als das erwachende Gewissen sie mir zuraunte, zuckte ich zusammen, wie unter einem Natterstich.

* * *

Wochen verstrichen. Immer bunter, prächtiger hatte sich die Erde herausgeputzt. — Spanischer Flieder und Mandelbaum umrahmten und umdufteten das Schloß, Goldregen und Schneeballbüsche umschmeichelten mit ihrer blühenden Last die plumpen, grauen Mauern, die verwitterten, schmiedeeisernen Thore und das froschlaichüberzogene Gewässer im Schloßgraben. — Der Frühling ist grenzenlos freigebig und grenzenlos gerecht. Er ist die Ueberfülle alles Schönen, Reichen und Glücklichen. Altes und Häßliches ist ihm zuwider, und steht es nicht in seiner Macht, es zu verschönen und zu verjüngen, so schmückt er es doch auf kurze Zeit mit seiner Illusion . . .

Der Du alles neu machst und jung und gut, hilf auch mir, Frühling, lieber Frühling! flehte ich.

Da lachte der Frühling noch heller und goldiger als sonst und schüttelte sich so heftig, daß Mandelbaum und Flieder eine Menge Blüthen verstreuten.

Du Thörin! sagte er. Bist jung wie ich, sei froh und fleißig wie ich, dann hast Du das Glück.

Das Glück kann ich nicht haben; gieb mir nur den Frieden, lieber Frühling!

Den Frieden?! Vielverlangendes Menschenkind, den habe ich selber nicht.

Wer hat ihn denn?

Das wußte der Frühling nicht; die Nachtigall aber schluchzte, der Wind seufzte in den Baumkronen und die Sonne sank hinter eine Wolkenwand. —

* * *

Ich sei gar nicht wie sonst, meinte unser alter Hausarzt; ich werde blaß und mager, es müsse etwas für mich geschehen. — Er rieth zu einem Seebade, und nach allerlei Widerspruch, auf den er bei mir stieß, setzte er seinen Willen durch; auch Christian fügte sich in das Unabänderliche, und man entschied sich für Norderney.

Zerstreuung, Zerstreuung, das ist's! schloß der Doctor. Am 1. Juli wird sich auf die Reise begeben und am 1. September heimgekehrt, aber heiter und rothbäckig. — Einverstanden?

O ja . . . ja wohl . . . und ich kehre ganz gesund wieder, nicht wahr, Doctor —?

Mein Wort darauf, Frau Gräfin, ganz gesund!

Der 30. Juni, der Tag vor unserer Abreise war herangekommen. Morgen in der Frühe sollte es fortgehen. Die Koffer waren gepackt und das Logis bestellt.

Wir tranken, wie immer, den Nachmittags-Kaffee in der Blutbuchenlaube. Christian, den Hut auf dem Hinterkopf, die Cigarre zwischen den Lippen, lehnte an der Bank und studirte eine Zeitung. Ich lag in der Hängematte und sog — die Hände im Genick verschränkt, den Blick auf der gekräuselten Teichfläche — die Rosen- und Heuduft durchschwängerte Luft ein.

Da erschien ein Diener und präsentirte Christian ein Telegramm. Dieser erbrach es, las und sagte bewegt: „Goswine liegt schwerkrank an einer Lungenentzündung darnieder. Sie wünscht mich noch einmal zu sehen."

So reist Du morgen und ich begleite Dich, entgegnete ich theilnehmend und diensteifrig.

Du! Nein, liebe Margit, ein Sterbebett ist nichts für Dich! Ich muß bleiben, bis das Schlimmste eingetroffen, Alles abgewickelt ist. Dazu ist Berlin im Sommer . . .

Berlin! Wie mich das Wort erschreckte!

Ja, ja . . . ich sehe ein, Du hast recht! fiel ich ihm ins Wort. Er erhob sich und schritt auf und ab.

Wenn ich nur wüßte, was man mit Dir anfängt, sann er dabei. Plötzlich blieb er neben mir stehen. — Ich hab's! rief er. Du bittest die Vervier, morgen mit Dir nach Norderney zu reisen und Dir — bis zu meiner Ankunft dort — Gesellschaft zu leisten. Meinen Einwand nicht achtend, fuhr er fort: Doch, doch, Du gehst. Die Stille hier ist Gift für Dich. Er streichelte meine Wangen. Sei überzeugt, daß ich die Vervier so bald wie möglich ablösen werde.

Gewohnt, in Christian meine Vorsehung zu erblicken, gab ich seinem Wunsche nach und fuhr in meinem Kutschir-Wägelchen dem nahen Süderswort zu.

Bald war ich zur Stelle. In die Kastanien-Allee einbiegend, die vor dem Schloßthor endet, sah ich den Onkel mir entgegenkommen.

Schön, daß ich Dich treffe! rief ich, und auf seine Flinte deutend: Du willst auf den Anstand? Aber es geht Dir doch gut? Du schaust ja so mißmuthig d'rein.

Gut! brauste er auf. Was soll es einem Siebziger, den das Rheuma und die Einsamkeit quälen, auch gut gehen!

Armer Onkel! — Ich strich ihm über die faltige Stirn und brachte mein Anliegen vor.

Er machte große Augen, und als ich schwieg, schüttelte er voll Ingrimm den Kopf. Die Vervier! fuhr er mich an, na das fehlte auch! Wer sollte denn hier nach der Wirthschaft sehen? Hat nebenbei auch keine Autorität mehr über Dich!

Wenn ich überhaupt nur wüßte, weshalb Du Gör ein Bad gebrauchst! Grüße den Christian und sag ihm, daß er 'ne Schlafmütze ist. Verordnet man Dir einen Aufenthalt bei den Zulus, jede Wette, er schleppt Dich auch dorthin. Der Doktor, dem ich gründlich meine Meinung gesagt habe, spricht was von verstimmten Nerven, von Abwechselung u. s. w. Nerven, hab ich ihm versetzt, das Teufelszeug hat eine Brügge nicht! Da soll doch gleich . . O, du Jugend von heutzutage! Die Menschheit thäte wohl, auszusterben.

Er spuckte zur Seite, maß mich mit traurigem Blick und sagte resignirt: Bist leidend und zimperlich, und verlangst nach einem Leben voller Lustbarkeiten. So hat denn das Scheusal auch Dich beim Schopf.

Ich lasse die Zügel fallen, „Herkules", der Schecke steht wie ein Lamm. Welches Scheusal —?

Du fragst noch!? Der Zeitgeist natürlich!

Der Zeit — geist —! Mir ists, als sänke mir ein Alp vom Herzen. Glaubst Du, daß es das ist, vor dem ich keine Ruhe hab bei Tag und Nacht?

Gewiß ists das!

Also der Zeit — geist! Wie weise doch das Alter ist! — Und wie ist dem abzuhelfen? fragte ich zaghaft.

Der Onkel neigte das Haupt. Schwer, recht schwer. Vielleicht wirds besser, wenn Du Kinder hast — Frauen ohne Kinder sind sich und anderen immer zur Last — vorläufig freilich kann's nur Energie sein, die dem Monstrum ein Bein stellt; aber Energie — da liegt der Hase im Pfeffer . .

Sei einmal still — ich sprach kein Wort — ich überlege eben, ob ich nicht — Du fehlst mir doch an allen Ecken und Enden — auch bin ich jedenfalls der beste Beschützer — würde Dich wieder einmal ordentlich in die Mache nehmen — — 's wird auch erträglich dort sein: Jagd jedenfalls, vielleicht auch ein Scheibenstand . .

Er rannte dabei hin und her, und ich gab mir keine Mühe, seinen Worten Sinn abzugewinnen. Zeitgeist, wiederholte ich mir. Ich schüttelte den Kopf. Welch ein wunderliches Leid gab's doch auf der Welt!

Der Onkel blieb stehen und streifte an der Hainbuchenhecke die Asche seiner Cigarre ab. Früher pflegten auf diesem Zaun meine verwaschenen Kattunkleider den Sommer über trocknender Weise zu paradiren.

Ach, es war doch eine schöne, wunderschöne Sache um die Kindheit! dachte ich und gewahrte seufzend, wie mit ihr des Lebens bester Theil dahin geschwunden war.

Der Onkel hatte den Fuß in eine Radspeiche gesetzt und kraute sich den Bart. Margit — ich reise mit dir! sagte er.

Du Onkel — Du —?

Ja, ich! Das heißt — er stockte — wenn Dirs recht ist, wenn Du Dich meiner nicht schämst.

Da faßte ich ihn beim Kopfe und küßte ihn. Wie Du nur so sprechen magst! Mit Dir gehe ich bis ans Ende der Welt und unter Deinen Fittichen werde ich auch wieder wie sonst, nicht wahr?

Hoffentlich! Jedenfalls lassen wir uns Beide mal fremden

Wind um die Nase wehen, das schadet nie. Abgemacht! und nun nur fort, von der See her zieht ein Wetter auf!

Mein Gefährt wendend, fuhr ich im Schritt die Allee hinunter und der Onkel ging nebenher. Ich nehme den Richtweg am Meer, sagte ich, mich an der Wegbiegung von ihm verabschiedend, bis morgen also.

Aus den Kastanien hinaus ins Freie fahrend, sah ich die Wolkenberge, die sich im Westen thürmten. Rascher fuhr ich vorwärts. Bald lagen die Wiesen hinter mir und die Räder meines Wägelchens knirschten im sandigen Ufer, das hier in einer Höhe von etwa fünfzig Fuß jäh nach dem Meere abfällt. Hier führte der nächste Weg von Süderswort nach Görding. Ich war ihn wohl hundertmal und mehr gefahren, und nichts, was unsere Heimath bot, liebte ich wie ihn, denn ein Blick zur Seite und ich sah sie vor mir, die ewige, die unermeßliche, weiter See —

(Fortsetzung folgt.)

Helgoland.

Irgendwo vor längerer Zeit las ich, schreibt Gustav Kopal in der „Magdeburgischen Zeitung", in einem Feuilleton, das über die „Perle der Nordsee" Wahres und Falsches in buntem Durcheinander brachte, die Bezeichnung Helgolands als „Gretna-Green für deutsche Liebespaare". Mein journalistischer College meinte, wie sich aus dem Zusammenhang ergab, alles Ernstes, daß man hier gerade so prompt und ohne alle Formalitäten aus der wogenden See des Ledigseins in den Hafen der Ehe gelootst werden könne, wie in dem berühmten schottischen Grenzorte, der den Romanschriftstellern Alt-Englands so oft schon dankbaren Stoff geboten hat. Auch zu einem Operntext hat der gedient. Ich glaube, das unseren Großeltern noch sehr gut bekannte musikalische Werk wird heut zu Tage eben so wenig aufgeführt, wie in Gretna-Green selbst überhaupt noch Trauungen absonderlicher Art von dem Amtsnachfolger des biederen Mannes vollzogen werden, der, seines Zeichens ein Grobschmied, dereinst in seinen Mußestunden als Magistratsperson auch die Ketten Hymens geschickt zusammenzuschweißen wußte. Aber „Der Schmied von Gretna-Green", so heißt auch die Oper, dankte jedenfalls seine günstige Geschäftsconjunctur derjenigen Zeit, als es noch keine Eisenbahn gab. Gretna-Green war an der englisch-schottischen Grenze die erste Poststation, wenn man ans Nordufer des Tweed gelangt war. Heut zu Tage jedoch sausen die den etwaigen hartherzigen Eltern oder Vormündern entronnenen englischen Liebespaare per Blitzzug nach irgend einer der vielen unfern der Grenze gelegenen Städte mit Hotels ersten Ranges, die gute Table d'hote und anderen Comfort bieten, wie man ihn in dem schottischen Grenzdorfe schwerlich finden dürfte. Gretna-Green besaß und besitzt nicht etwa, wie Manche glaubt, ein besonderes Privilegium. Vielmehr besteht in ganz Schottland eine so wunderbare Gesetzgebung betreffs der Eheschließungs-Formalitäten, daß jedem normalen deutschen Rechtskundigen, der zufällig davon Kenntniß nimmt, die Haare zu Berge stehen müssen. Deshalb will ich auch auf diesen Gegenstand hier nicht weiter eingehen, denn allzu unwahrscheinliche Dinge, wenn sie auch zehntausendmal nachweislich wahr sind, soll ein auf Reputation haltender Schriftsteller seinen Lesern lieber gar nicht erzählen.

Wer Helgoland als „Deutsches Gretna-Green" bezeichnet, der hat recht und unrecht, je nachdem. Durchaus feststehend ist die Thatsache, daß alljährlich so und soviel Paare hier anlangen, um sich trauen zu lassen, und denen nach Ableistung eines Eides und Erlegung von 200 Reichsmark baar, die Erfüllung ihres Wunsches binnen kürzester Zeit beschafft wird, unter Umständen schon binnen einer Stunde nach Ankunft des Dampfers! Das klingt fabelhaft, aber es ist wahr, absolut wahr; der wackere Herr Pastor Schröder hierorts, den ich zufällig zu interviewen Anlaß nahm, hat es mich selbst versichert. Und wohl zu merken, richtig und bindend, gesetzlich und kirchlich giltig überall, durchaus unanfechtbar ist die Trauung hier auf dem rothen Felsen. Das war sie schon, als Helgoland noch unter englischem Scepter stand. Vollends jetzt, da hier Deutschlands Schwarz-weiß-roth weht, sollten diejenigen sonderbaren Zweifler, die eine Trauung auf Helgoland als irgend etwas Minderwerthiges anzusehen geneigt wären, doch gütigst in Betracht ziehen, daß das löbliche Deutsche Reich, in dem Ordnung, Gesetz und Sitte gilt, sicherlich einen Zustand nicht dulden würde, der gegen jene wesentlichen Erfordernisse eines modernen Culturstaates irgendwie zu verstoßen geeignet sein könnte.

Das ist aber keineswegs der Fall. Deshalb ist auch nach der Angliederung Helgolands an das deutsche Reich am 10. August 1890 der hinsichtlich der Trauungen ohne Aufgebot bestehende Ausnahmezustand unverändert in Kraft geblieben. Viele Leute nahmen damals an, daß das nicht der Fall sei, und deshalb verminderte sich in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung die Zahl der Trauungen merklich. Diese Uebergangsperiode aber ist, so meinte Herr Pastor Schröder, längst überwunden; gegenwärtig ist die frühere Durchschnittszahl wiederum überschritten und beispielsweise im laufenden Jahre hatten bis Ende Juli schon etwa 50 Paare hierorts die Trauung ohne Aufgebot vollziehen lassen.

„Ohne Aufgebot!" Darin liegt das Hauptkriterium des hier geltenden Ausnahmezustandes. Im Uebrigen aber unterscheidet sich, wie man gleich bemerken wird, diese Helgoländer Eheschließung wirklich äußerst wenig von demjenigen, was im Allgemeinen im deutschen Vaterlande Brauch ist. Deshalb trifft auch, wie vorhin schon angedeutet, der Vergleich mit den wundersamen Zuständen in Schottland, in specie Gretna-Green, in sehr vielen Punkten ganz und gar nicht zu. Gründlich im Irrthum befinden sich namentlich diejenigen schwärmerischen Liebesleute, die gelesen haben oder sich haben erzählen lassen, die Sache mache sich auf Helgoland etwa in ähnlicher Weise, wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo neben den Geistlichen der verschiedensten Secten auch Friedensrichter, Notare und sonstige juristische Respectspersonen aller Art im Handumdrehen Männlein und Weiblein zusammenfügen, gegen Erlegung der üblichen Gebühren etwa nach folgendem Recept:

„Willst ihn?" — „Ja!" — „Willst sie?" — „Ja!" — „Seid Mann und Frau; kostet vier Dollars."

Da giebt es denn, ganz abgesehen von der hierorts immerhin recht respectablen Höhe der erwachsenden Unkosten, sehr häufig einen Moment unangenehmer Enttäuschung, wenn der heirathsluftige Jüngling auf hochachtungsvoll-ergebene briefliche Anfrage von der zuständigen Stelle (das ist das Pastorat, dem alle Zuschriften überwiesen werden) folgende gedruckte Antwort erhält:

„Helgoland, den . . . . . 18 . .

P. P.

In Beantwortung Ihres Geehrten vom . . . . . ermangle ich nicht, Ihnen nachstehend die gesetzlichen Bedingungen mitzutheilen, welche von Auswärtigen, die hier getraut werden wollen, zu erfüllen sind.

1. Es ist ein Taufschein zu produciren, da Israeliten nicht getraut werden können. Auch muß mindestens ein Theil evangelisch sein.

2. Bisher Unverehelichte, welche das 25. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, müssen den obrigkeitlich oder notariell beglaubigten Consens der Eltern zu der beabsichtigten Ehe beibringen. Minderjährige, d. solche, welche das 22. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, müssen mit den Todtenscheinen der Eltern auch die Einwilligung der Vormünder beibringen.

3. Verwittwete haben den Todtenschein des verstorbenen Gatten vorzulegen und, falls unmündige Kinder aus der früheren Ehe vorhanden sind, auch eine Bescheinigung, daß die Erbansprüche dieser Kinder gesichert sind.

4. Geschiedene müssen das Scheidungserkenntniß produciren, aus dessen Gründen sich kein Hinderniß gegen die beabsichtigte Eheschließung ergeben darf.

5. Alle haben hier vor der zuständigen Behörde, bei welcher ich einen diesbezüglichen Antrag einreiche, zu beschwören, daß sie ledig sind, worauf dann die Erlaubniß zur Trauung ohne Aufgebot ertheilt wird.

6. Die erforderlichen Documente sind vorher einzusenden, solche, die in einer anderen als deutschen, englischen oder französischen Sprache abgefaßt sind, in beglaubigter Uebersetzung.

7. Die Gesammtgebühren für alle betheiligten Beamten und öffentlichen Kassen sind auf 200 Mk. festgesetzt.

8. Können die vorstehend angegebenen Bedingungen erfüllt werden, so steht der Trauung hierselbst nichts entgegen. Meistens kann dieselbe schon am Tage der Ankunft vollzogen werden.

Hochachtungsvoll ergebenst

Pastor H. Schröder."

In sehr, sehr vielen Fällen wirkt diese recht prosaische Antwort äußerst vernichtend auf das entflammte Strohfeuer poetischer Gefühle. Wie manche jugendliche Leute mögen in ihrem Liebesrausche den „Consens der Eltern" grade für dasjenige überflüssige Beiwerk erachtet haben, auf das die braven Einwohner der romantischen Klippe keinen Werth legen dürften — und nun schmettert eine so grausame Enttäuschung auf die junge grüne Saat ihres Herzensbündnisses! Das kommt davon, wenn man sich nicht gehörig informirt. Jeder ältere Badegast — und deren giebt's doch genug in Deutschland — würde ihnen auf Befragen gern erfahrungsgemäß mitgetheilt haben, daß die Helgoländer durchaus nicht romantisch veranlagt, vielmehr nüchtern-praktische Geschäftsleute sind und kein Vernünftiger wird ihnen das verdenken.

Doch, um auf unser Thema zurückzukommen, vermeiden wir Conjecturalpolitik und beschäftigen uns nicht mit denen, die nach erhaltenem Bescheide seufzend verzichten müssen. Interessanter dürfte der Versuch einer Forschung sein, welche Beweggründe wohl die 50 Brautpaare des laufenden Jahres grade nach Helgoland geführt haben. Wie aus dem Schema des Pastorats ersichtlich, hätten zweifellos sehr viele unter ihnen die Trauung auf dem deutschen Festlande gleichfalls haben können, wenn sie nur gewollt hätten. denn viel mehr Papiere, als hier verlangt werden, nimmt ja auch der deutsche Standesbeamte von der Etsch bis zu dem Belt schwerlich in Anspruch.

Meine Ermittelungen sind naturgemäß lückenhaft, denn die indiscrete Frage, wie man überhaupt dazu komme, sich gerade auf Helgoland trauen zu lassen, wird selbstverständlich von den Helgoländern nicht gestellt; die stellen überhaupt keine überflüssigen Fragen, das überlassen sie den zahlreichen wißbegierigen Badegästen, denen sie mit unerschöpflicher Geduld zu antworten gewöhnt sind. — Also zunächst stellen die sogenannten „Ueberseer" ein starkes Contingent. Es ist, so schmerzlich es auch ein deutsch-staatsbürgerliches Gemüth berühren muß, eine traurige Thatsache, daß man an sehr vielen Orten jenseits des Oceans von solchen Papieren, die dem biederen Germanen so unerläßlich scheinen, wie die Lebensluft, gar nichts weiß; Impf-, Confirmations-, Militärbefreiungs- und so manche andere Scheine, für die ein reich mit Nachwuchs gesegneter Familienvater sich füglich einen eigenen Schrank anschaffen kann, hält man in transatlantischen Gegenden für entbehrlichen Luxus. Nun kommt so ein unglücklicher Amerikaner, Asiate, Afrikaner ꝛc. nach Deutschland, verliebt sich in blonde Locken nebst Zubehör, möchte heirathen und will mit dem nächsten Steamer wieder hinüber. Für ihn ist der Umstand, daß man in Helgoland wirklich nur die durchaus nothwendigen Documente verlangt, ganz unschätzbar und mit 200 Mk. sehr billig bezahlt.

Eine zweite Kategorie entgeht durch die Helgoländer Trauungen den noch bedeutenderen Kosten und Umständen, sowie dem Zeitverluste, die durch das Aufgebot verursacht werden. Hiervon können namentlich Bühnenkünstler ein Lied singen. Ich habe einmal in Hamburg einen derartigen Aushang gelesen, der die Proclamirung des Aufgebots in Wien, Riga und noch einem viertel Dutzend anderer Städte verfügte, als an denjenigen Orten, wo die Brautleute innerhalb der letzten Jahre „gewohnt haben", d. h. engagirt gewesen waren. Deshalb wissen auch die Herrschaften vom Theater die „Trauung ohne Aufgebot" zu schätzen.

Das wären die Hauptkategorien. Zu ihnen gesellen sich noch vereinzelte Paare, die besondere Gründe haben, sich in der Heimath nicht trauen zu lassen. Beispielsweise verweigern in Mecklenburg die orthodoxen Geistlichen die Trauung zwischen Vetter und Base; den Grund weiß ich wahrhaftig nicht, denn in machen anderen lutherischen Ländern Deutschlands nimmt kein Pastor hieran Anstoß. In England darf man die Schwester der verstorbenen Gattin nie heirathen; auch das ist mir unerklärlich, weshalb trotz der Bestrebungen vieler Jahrzehnte die viel besprochene „deceased wife's sister-bill" noch nicht durchgedrungen ist. — Ferner giebt es Brautpaare, in deren Familiengeschichte irgend ein dunkler Punkt vorhanden ist, von dem man nicht gern spricht, selbst nicht vor dem Standesbeamten und vor dem Geistlichen, denn neben diesen Respectspersonen, deren Discretion man kennt, giebt es Hilfskräfte, als da sind Schreiber, Kirchenbeamte ꝛc., die man nicht gern in das Stammbaumgeheimniß ꝛc. einweihen möchte.

Schließlich — last not least — bin ich der festen Ueberzeung, daß es selbst in unseren nüchternen Zeit noch Brautpaare giebt, denen es Freude macht, nicht auf dem allgemein üblichen Wege, vielmehr auf hoch romantische Art den Herzensbund zu schließen. Wer unabhängig von Erbtanten und Amtsvorgesetzten, Geschäftsrücksichten und allen sonstigen leichteren oder schwereren Fesseln, die Lebensstellung oder Convenienz auferlegen, die Eheschließung ohne Polterabend- und Hochzeitsstrapazen geschehen lassen möchte, welchen herrlicheren Ort könnte er finden, als dies wundervolle Eiland, das ein Zauber der Poesie umgiebt, wie er einzig in seiner Art ist! Hier mit der Neuvermählten zur Düne zu fahren, auf dem Oberland die gigantischen Felsmassen zu bewundern, am Strande der dröhnenden Brandung zu lauschen — welcher Rahmen wäre schöner, das junge Eheglück zu umfassen! Nun ja, es giebt Alpen, Riviera ꝛc., die gewiß auch nicht zu verachten sind, aber die vortreffliche Küche, die Sauberkeit in den Logirhäusern und die vielen sonstigen schätzbaren Eigenschaften Helgolands sind doch auch kein leerer Wahn. Deshalb halte ich dafür: Es haben sich ganz gewiß hier auch Leutchen trauen lassen, die es nicht nöthig gehabt hätten, nur, weil es doch sicherlich etwas Eigenartiges ist.

Schließlich möge noch erwähnt sein, daß meiner Ueberzeugung nach die „Trauung ohne Aufgebot" noch ein Ueberbleibsel aus dänischer Zeit ist. Nach früheren dänischen Gesetzen war die Trauung ohne Formalitäten auf sogenannten „Königsbrief" auch in Schleswig-Holstein zulässig, und es mag namentlich in Hamburg noch alte Ehepaare geben, die sich auf diese Weise in Altona haben trauen lassen. Eine berühmte und hochverehrte Hamburgerin, deren Andenken noch lange in einem von ihr gegründeten Stift fortleben wird, erzählte mir vor etwa vierzig Jahren persönlich, wie sie mit ihrem Verlobten zu einem altonaer Pastor gefahren war, der sie nach anfänglicher Weigerung seufzend und sehr ärgerlich sofort traute, nachdem sie den Königsbrief aus der Tasche gezogen hatte.

Schonet die Fledermaus!

Wer hat schon daran gedacht, so schreibt Freiherr v. Schilling in der „Thierbörse", daß zum Segen der vollen Obstkörbe und zu vielem Guten, das aus dem Garten auf den Tisch kommt, die abscheuliche Fledermaus ihren guten Theil beigetragen hat! Sie flattert nicht umsonst den ganzen Sommer, ja schon von den ersten lauen Abenden des Jahres an, im Dämmerstündchen durch die Aeste und Wipfel unserer Bäume. Insecten aller Art — wenn sie nur nicht zu groß sind — fängt sie mit bewunderungswürdigem Geschick weg; sie verfolgt sie behend, schneidet ihnen den Weg in der Luft ab. Das Mäulchen sperrt sie auf, zwei Reihen von spitzen Zähnchen, und der summende Käfer sitzt im Schlunde und wird verschluckt. Zum Zerbeißen läßt sie sich meistens gar keine Zeit; ihr Appetit ist überaus gesegnet: solche kleine Rüsselkäferchen vermag sie gut ein ganzes Schock zu verschlucken, das übrige weiche Kleinzeug ungerechnet, daß sie blos als Dessert zu sich nimmt. Was das aber bei einer größeren Anzahl von Fledermäusen, die unsere Obstgärten jeden Abend durchtummeln, an Nutzen für den Obstbau heißen will, liegt auf der Hand. Auch die später erscheinenden schädlichen Käfer — es ist keine kleine Gesellschaft — besonders die Maikäfer, die von größeren Fledermäusen gehascht und verzehrt werden, dann die schädlichen Apfelstecher, Blattnager, Pflaumenbohrer, Zweigabstecher, Blattroller, Splintkäfer u. s. w., und ein Heer von kleinen schädlichen Schmetterlingen, wie die Apfelwickler, die Motten u. s. w., Alles das fällt zum großen Theile unseren fast räthselhaft organisirten Flatterern zur Beute, ohne der tausende von lästigen Mücken, Schnacken und Fliegen zu gedenken, denen die Fledermaus oft in das kirchthurmhohe Luftmeer folgt.

Ich will hier keine Naturgeschichte dieses braven, häßlichen Thierchens geben, sondern nur erwähnen, daß es gar keine „Maus" ist, und daß es gegen zwanzig deutsche Arten dieser Insectenfresser giebt, wovon auch nicht eine dem Obst- und Gartenbau, überhaupt dem Menschen schädlich wird. Die thörichte Annahme von Speckraub in Rauchfängen u. s. w. ist eine Fabel.

Nicht nur in der guten Jahreszeit, sondern auch bis in den Vorwinter hinein erweisen sich unsere Fledermäuse in den Obstgärten als nützlich; ich habe Mitte November an jedem, einigermaßen lauen Abend in Baum-Anlagen solche zur Dämmerstunde beobachtet, die sich ausschließlich mit dem Fange der zu Hunderten herumschwärmenden Männchen der kleinen Frostspanner abgaben. Sie fuhren dabei so geschickt durch das Gezweig und so nahe um die Aeste der nota bene nicht mit Klebgürteln versehenen Bäume herum, daß ich mir die Frage aufwarf, ob sie wohl nicht auch die an den Zweigen herumkriechenden unbeflügelten Weibchen weghaschten. Leider konnte ich das nicht feststellen und herunterschießen wollte ich von den nützlichen Geschöpfen keins. Andere Insecten, als Frostspanner, waren zu der damaligen Zeit nicht mehr auf dem Plan.

Die Fledermäuse sind — da hohle Bäume (die sie als Verstecke sehr lieben), in Forsten, Parken und Gärten heute mehr oder weniger zu den Seltenheiten gehören — nicht mehr so zahlreich wie früher. Auch in den modernen Wohnhäusern in Stadt und Land, selbst in den Scheunen sind sie leider seltenere Gäste geworden.

Ihre Ruhe ist zu oft gestört, außerdem machen sich rohe Knechte und dumme Jungen öfters ein Vergnügen daraus, die harmlosen Thiere auf Böden, in Scheunen u. s. w., vielleicht als letzte ihres Stammes, aufzustöbern und zu vernichten. Die gute Fledermaus ist darin ein wahres Seitenstück und eine Leidensgefährtin der Kröte.

Gerade aber für den Landmann, Gartenbesitzer und Gärtner — deren so verschiedenartige Ernten durch hundertfach drohenden Insectenfraß fortwährend in Frage gestellt sind — bleiben die Fledermäuse die nützlichsten Geschöpfe, denen er in Scheunen und auf Böden gastfreundlichst Quartier gönnen sollte. Er mag zu dem Zwecke unter dem vorspringenden Dache oder im Giebel u. s. w. an recht ruhigen Stellen einige Einschlupflöcher offen lassen. Für die Obstgärten speciell der Dörfer und kleinen Städte sind diese Nachtthiere geradezu goldeswerth. Und da möchte ich im Interesse so mancher Gemeinde eine Bitte für unsere kleine Rüsselkäfer-Vertilgerin thun: Es lesen viele gartenfreundliche Frauen von Geistlichen diese Zeilen. Da, wo an Sonntagen von hohen Stühlen die ehernen Zeugen zum Worte Gottes rufen, wo im fernen Thal das Abendglöckchen hallt, da oben auf Thürmen und Thürmchen, auch unter dem stillen Dache des Kirchenschiffes wohnen die allermeisten Fledermäuse; dürfte da nicht ein gutes Wörtchen beim Küster, eine gelegentliche Nachschau zur Schonung dieser nützlichen Thiere — deren so viele dem bösen Winter zum Opfer fallen — von guter Wirkung sein?

Ein angenehmes Wintervergnügen.

„Nicht alle Menschen sind so glücklich, den größten Theil ihrer Zeit in Gottes freier Natur zubringen zu können. Manche Stände, z. B. Beamte, Lehrer, Geistliche ꝛc., sind durch ihren Beruf, einzelne Personen auch durch Siechthum angewiesen, ihre Tage zumeist in Kanzleien, Zimmern oder sonstigen geschlossenen Räumlichkeiten zu verbringen. Ein solch viereckiger Raum wird mit der Zeit, so traulich er auch sonst eingerichtet sein mag, doch langweilig, weil sein Insasse mit Gottes herrlicher Schöpfung zu wenig in Berührung kommt; namentlich zur Winterszeit, wenn es erst gegen 9 Uhr Tag werden will und um 3 Uhr schon wieder zu dämmern beginnt, fühlt man sich in diesen Amtskanzleien oft ganz vereinsamt und verlassen.

Da habe ich mir — der ich in gewissem Sinne gleichfalls solch ein bedauernswerther Bureaumensch bin — seit einer Reihe von Jahren ein eigenartiges Wintervergnügen eingerichtet, das mich in meiner Arbeit wenig stört und mir doch oft herzliche Freude bereitet: Ich habe vor meinem Fenster ein Brett befestigt, das etwa 40 cm lang, 30 cm breit und ringsum mit einem Aufsatzrahmen versehen ist; auf dieses streue ich, so lange draußen Schnee liegt, jeden Morgen etwas Hanfsamen, Kerne der Sonnenblume, Nußkerne, Hafer. Speck, Speisereste ꝛc., wie ich derlei Sachen eben leicht beschaffen kann. Wie da schon am frühen Morgen die Vögel der Umgebung sehnsuchtsvoll warten, bis ich ihnen das Tischlein decke! Und wenn ich zu lange damit zögere, wie sie mir an das Fenster klopfen! Wie sie sich es dann — zeitweilig mit einander zankend und Eines das Andere vertreibend — gut gehen lassen! Wie die schwächeren, wenn sie ein Körnchen erhascht haben, sich damit auf einen nahen Baum flüchten, um dasselbe dort gemüthlich und ungestört zu verzehren! Es ist ein wahrer Hochgenuß und wirkt oft wie das possirlichste Theater, vom Arbeitstische weg bisweilen dem munteren Treiben der kleinen geflügelten Thierwelt einige Augenblicke zuzuwenden.

Und dankbar sind diese kleinen Kostgeher auch! Sie fliegen nach beendeter Mahlzeit auf den nächstgelegenen Baum und stimmen dort ein Loblied an auf Denjenigen, der für all seine Geschöpfe sorgt. Vielleicht übernehmen sie hierbei manchmal einen Theil jener Pflicht, die vorzugsweise uns Menschen obliegen würde, auf deren Erfüllung wir aber öfters im Drange der sorgenvollen Amtsthätigkeit ganz oder theilweise vergessen.

Dankbar bleiben uns die Thierchen aber auch später, wenn sie im Frühjahr, eifrig von Baum zu Baum fliegend, alles schädliche Geschmeiß von Insekten, das die Ernte beeinträchtigen könnte, nach Kräften vertilgen. Gewiß, eine angenehmere, unschuldigere und zugleich auch nützlichere Unterhaltung kann es für den auf das Zimmer Angewiesenen im Winter nicht geben, als diese Art Gastfreundschaft gegen die Vögel!"

So schreibt der Pater Haschinger in dem Wiener land. Wochenblatt. Möge diese kleine Anregung auch bei uns auf dem Lande guten Boden finden. Der Winter ist sehr schnell uns über den Hals gekommen und die armen kleinen gefiederten Gartengehilfen leiden bereits Noth.

Gartenarbeiten im Dezember.

Im **Obstgarten** kann man bei mildem Wetter noch Bäume ausputzen, d. h. ihnen alle überflüssigen und so dem Gedeihen schädlichen Aeste wegnehmen. Da wo Hasenfraß zu fürchten ist, lasse man die abgeschnittenen Zweige und Aeste unter den Bäumen liegen, oder noch besser, man stelle sie aufrecht und binde sie an Bäume, Pfähle oder Zäune an. Es ist dies ein willkommenes Futter für die ungebetenen Gäste und hält sie von den Bäumen ab. Sind die Stämme noch nicht von der abgestorbenen Rinde, Moosen und Flechten gereinigt, so ist jetzt bei mildem Wetter noch Zeit dazu. Auch mit dem Ankalken der Stämme und starken Aeste kann man jetzt noch vorgehen, so lange es der Frost nicht hindert. Giebt man dem Kalk eine Beimischung von Blut, Mistjauche, Menschenkoth oder Franzosenöl, so giebt ihm das besseren Halt und hält die Hasen ab. Ganz sicher ist aber dieser Schutz gegen den Hasenfraß nicht. Umbinden mit Wachholder, Dornen, Rohr oder Schilf ist das einzige Mittel. Auch Stroh dient diesem Zweck, ist aber ein etwas gefährliches Mittel, da es von den Mäusen aufgesucht wird, die unter Umständen noch größeren Schaden anrichten als die Hasen. Haben nichtsdestoweniger die Hasen an den Obstbäumen genagt, so schneide man nicht etwa, wie es leider häufig empfohlen wird, die Wunden mit einem scharfen Messer nach, man würde dadurch nur den Schaden vergrößern, sondern lege sobald wie möglich ein Pflaster von Lehm und Kuhmist auf, das mit Leinwand umwickelt und mit Bindfaden befestigt wird. Das schützt die bloßgelegte Rinde vor dem Austrocknen und befördert das Ueberwellen der Wunde. Bestreichen mit Baumwachs ist auch gut, aber das Lehmpflaster ist vorzuziehen. Größere Sägewunden oder sonst bloßgelegte Stellen an älteren Bäumen bekommen einen Anstrich von Oelfarbe oder Theer, beides schützt das Holz vor dem Verwittern und beugt so dem Hohlwerden der Stämme vor. Leider wird diese Vorsicht immer noch zu wenig angewandt, wie die unzähligen hohlen Obstbäume in den Gärten und an den Straßen beweisen.

Gemüsegarten. Erdarbeiten kann man in diesem Monat bei nicht zu stark gefrorenem Boden vornehmen, so das Aufwerfen von Baumlöchern für die Frühjahrspflanzung. Zum Rigolen ist jetzt die beste Zeit. Um nicht durch den Frost daran verhindert zu werden, thut man gut, die zu rigolende Fläche mit Mist oder Laub zu bedecken. Daß alles den Winter über brach liegende Land jetzt gegraben sein sollte, versteht sich wohl von selbst. Wo dies nicht der Fall ist, sollte man es sobald wie möglich nachholen. Bei leichtem Frost ist es dem Boden sehr dienlich, wenn man die Frostdecke mit der Rodehaue aufhackt und in grossen Schollen liegen läßt. Es trägt diese Arbeit sehr dazu bei, den Boden den Einflüssen des Frostes und der Luft zugänglich zu machen. Düngen des Bodens mit Kloake oder Jauche ist eine Arbeit, die sich sehr wohl bei Frost vornehmen läßt. Namentlich für die Spargelbeete ist das zu empfehlen. Das Land ist zugänglich und beim Aufthauen vertheilen sich die Dungstoffe gut im Boden. Auch für das Befahren des Bodens mit Teich- oder Grabenschlamm ist dieser Monat der geeignetste, nur sollte man den Schlamm nicht in Haufen liegen lassen, sondern vertheilen, damit er gut durchfriet.

Karl Wichmann, Handelslehrgärtner
des Centralvereins, Glogauerstraße 16b.

Haarwuchsmittel.

Se. Ehrwürden der Pfarrer Kneipp hat manchem landwirthschaftlichen Producte zu Ehren geholfen. Nicht nur, daß er echten Moccakaffee aus Gerstenmalz zu erzeugen empfiehlt, er entdeckte auch, daß unsere als Spinn- und Gänsefutterpflanze bekannte Brennnessel sich zu einem kosmetischen Mittel vortrefflich verwende lasse. 20 dg Brennnesselwurzel, 1 kg Wasser und ½ kg Essig, eine halbe Stunde gekocht und mit dem Absud der Kopf jeden Abend vor dem Schlafengehen gewaschen, ist nach genanntem Naturheilkünstler das beste Haarwuchsmittel. Billig ist das Mittel — ob es aber auch hilft?

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.

Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau

Breslau, 13. Dezember 1895.

Hausfrauen-Zeitung.

Neunter Jahrgang. — № 50.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Meeres- und Herzensstürme.

Erzählung von Karl Greg.

(Fortsetzung.)

Jetzt schlugen mir die ersten Tropfen schwer und kühl ins Gesicht; ein Windstoß, — Stille — und hernieder prasselte der Regen.

Wie wohl das that!

Fern grollte der Donner und grell zuckte es am Horizont.

Leichter hob sich meine Brust, mein Muth wuchs. Mir wars, als seufzte ich alle Klagen, alle Angst mit einem male aus; als verschlinge der Sturm das kleine Menschenweh in seine Riesenmotette und brause sie schluchzend von Welle zu Welle.

Zeitgeist! Ich lachte auf und sah der Möve nach, die vor mir herkreiste. — Frei von niederen Fesseln, frei, wie jener Vogel, wollte ich sein; frei frei . . .

Und der Regen klatschte weiter; schon klebte das dünne Zeug meiner Blouse mir an Hals und Armen und von meinem Hutrande tropfte es. — Da eine Stimme: Margit! Es war Christian. Nur mit den Elementen und meinen Gedanken beschäftigt, bemerkte ich ihn erst jetzt.

Margit, mein armes Kind! Wie warm, wie angstvoll das klang. Er setzte sich zu mir, fast keuchend, spannte einen Schirm auf und schlug einen Mantel um mich. Ein Blödsinn, daß man Dich fortließ, aber ich dacht's wohl, ich kenne ja den Onkel, sein Unbedacht ist haarsträubend!

Still! ich legte ihm die Hand auf den Mund. Schilt ihn mir nicht. Weißt Du, wer mich begleiten will? Er, ja staune nur — er! Wen Besseres kannst Du Dir doch für mich wünschen.

Christians Entgegnung verschlang der Wind; ich glaube kaum, daß sie sonderlich erfreulich war. Er nahm die Zügel. Unverantwortlich! fuhr er noch einmal auf, und ich sandte einen lustigen Blick in seine bekümmerten Augen.

Der Onkel meint, Du seist zu schwach gegen mich, neckte ich, Du . . .

Er schüttelte gereizt den Kopf. Als wenn so ein alter Hagestolz es wüßte, wie man eine Frau behandeln muß! Lächerlich! . . .

Jetzt rauschte eine sehr große Welle heran und spritzte — sich am Gestade brechend — uns Gischt ins Gesicht. Das Gewitter verzog sich.

Du bist doch wohl etwas zu gut, fuhr ich fort. Der Onkel hat's schon oft gesagt, und fast finde ich es selber. Ach, was hat er nicht schon alles gesagt: Human, liberal, Gott weiß was, seist Du! Das tauge aber nichts, das sei vielmehr ein Unglück, und mich verwöhntest Du, mich . . .

Ach, schwatze nicht! fiel er lachend ein und ernster fuhr er fort: Meine Ansichten und Gesinnungen im allgemeinen und im besonderen Dir darzulegen, dazu ist jetzt nicht die Zeit noch der Ort, wie wolltest Du mich auch verstehen! Das nur wisse: Ich ehre Menschenrechte.

Menschenrechte? wiederholte ich, ihn groß ansehend. Von Rechten hörte ich eigentlich nie.

Nie? — Wovon sprach man Dir denn?

Von Pflichten.

Er lächelte. Pflichten erwachsen uns aus den Rechten, und wohl uns, wenn sie uns heilig sind.

Hab' ich auch ein Recht? fragte ich.

Du! Gewiß — ein großes sogar.

Und das ist?

Das Recht, glücklich zu sein . . .

Ich richtete mich auf, klappte den Schirm zu und ließ den Blick rundum schweifen.

Wir sind noch glimpflich abgekommen, meinte Christian.

Wie die Wolken zogen! —

Schon bogen wir in den Park ein. Adieu, mein Meer! rief ich heiter, wenn ich wiederkomme ist Alles vorüber . . . Alles . . .

Und der Wind griff die Worte auf und sang sie nach, aber nun klangen sie anders, als ich sie gemeint.

Alles vorüber . . . Alles . . . echoten die Wellen.

In jähem Schrecken schmiegte ich mich an Christians Schulter.

Wie Dich fröstelt, sagte er; gut, daß wir daheim sind!

* * *

Eine Stunde später war der Himmel hell und der Wind hatte sich gelegt.

Nach soeben beendeter Partie Bézique trat ich, die Hände in den Taschen meines hellblauen Schlafrockes, ans geöffnete Fenster und athmete die reine Luft ein; lauter als sonst rauschte der Springbrunnen. Am Köcher des Amor hing immer noch der Kranz, fahl und todt — ein Glühwurm umschwirrte ihn.

Wie ein rührend trauriges, kleines Liebeslied, klang es von dem Bassin her, manchmal quoll es vernehmlicher hervor, schmerzlicher . . .

Alles vorüber . . . Alles . . . summte es mir durch den Sinn, der Glühwurm schwirrte weiter.

Ich wandte mich um und trat zu Christian heran, der die Karten in einen Kasten ordnete. Die niedrige Kuppel-Lampe goß ihr Licht über ihn und ließ seine kräftige Gestalt voll hervortreten. Aber sie zeigte auch die Falten in seinem Gesicht und das ergraute Haar.

Meine Schritte dämpfte der Teppich, erst das Rauschen meiner Schleppe machte ihn aufmerksam.

Fehlt Dir etwas? Er blickte mir prüfend ins Gesicht. Seine Lippen blieben geöffnet und seine starken, weißgelben Zähne wurden sichtbar. Wie gesund waren diese Zähne, gesund wie er es überhaupt war.

Bist Du abergläubisch? fragte ich.

Er lehnte sich im Sessel zurück. Nein, entgegnete er.

Glaubst Du an keine Worte, Zeichen, glaubst an —

An nichts, fiel er ein.

An nichts?

Nun richtete er sich auf, stellte seinen Tschibuk bei Seite und sagte sehr ernst: ich glaube an Gott und an Dich, mein Kind.

* * *

Wie ists nur zugegangen, daß . . . daß . . . ? Ach, so einfach gings zu, so unabwendbar.

Wir waren fünf Tage auf Norderney und sie erschienen uns wie Wochen. Da am sechsten — wir standen auf einer Buhne und sahen einem Paar krabbenfangenden Jungen zu, rief eine Stimme mit stark englischem Accent des Onkels Namen. Wir wandten uns um, und ein guter Bekannter und besonderer Jagdfreund des Onkels, Colin Challis, Rittmeister bei den 16. Husaren, stand vor uns.

Er war der Sohn eines englischen Diplomaten, in Deutschland geboren, erzogen und eingetreten, und aus Hon. Mr. &c., war mit der Zeit Baron geworden.

Colin fiel vor Häßlichkeit auf, dazu kleidete er sich schlecht. An jenem Abend umflatterte ein karrirter Havelock seine eckige Gestalt, seine sehr langen, schmalen Füße steckten in gelben Lederschuhen, eine Kopfbedeckung unwahrscheinlichster Façon umrahmte seine raceloses, gebräuntes Gesicht.

Graf Brügge! — Indeed, Sie sind's, rief er und streckte uns Beiden seine mageren, beringten Hände hin. Wie kommen Sie denn hierher?

Da nahm der Onkel das Wort, d. h. er schalt auf sich und alle Welt und Colin ließ seine Bartkoteletten durch die Finger gleiten und lachte. Wird schon besser werden, tröstete er. Tümmler- und Robbenjagd Hauptsport hier, auch Schützen erster Klasse. Warten Sie's nur ab.

Glanzvoll purpurn tauchte der Sonnenball in das Meer; Schaluppen und Boote nahten dem Strande.

's wird kühl, meinte Colin. Wie haben Sie über den Abend disponirt, Gräfin?

Ich?! O gar nicht — wir trinken den Thee immer zu Haus, entgegnete ich und seufzte.

Zu Haus? Ei warum nicht gar! Vertrauen Sie sich mir einmal an, ich werde Sie in ein gutes Restaurant führen. Dann . . . leiser, nur zu mir: Wir wollen den alten Grillenfänger 'mal ein wenig aufmischen.

Dieser hatte nun zwar noch allerhand Einwände, wurde jedoch von Colin und mir überstimmt und nach einigem Hin- und Herreden einigten wir uns für Nikola Högel's Restaurant.

Wir kamen auf den Marktplatz und Colin kaufte im Blumenkiosk einen Strauß gelber Nelken, den ich im Gürtel meines matrosenmäßig gemachten, weißen Flanellkleides befestigte.

Dann saßen wir an einem der kleinen Tische längs der Hausfront und ließen einen Schwarm geputzter Gestalten, der dem Conversationshause zudrängte, in einiger Entfernung an uns vorüberziehen. Es war große Reunion.

Bei einer Flasche Grand Vin du Château Lafitte und einem sehr guten Souper vergaß der Onkel seine Mißstimmung, auch Colin, der sonst seine landbekannte Vielseitigkeit in sich verschloß, trat aus sich heraus.

Es war etwa halb zehn und wir im Begriff aufzubrechen, als Colin uns vorschlug, der Reunion noch einen Moment zuzusehen. Der Onkel ging mit erstaunlicher Bereitwilligkeit darauf ein und wir begaben uns zur Stelle.

Eine bunte, gemischte Menge wogte nach einer Walzermelodie im großen Tanzsaal auf und nieder. Zuschauer drängten sich an den Wänden. Colin führte uns in einen einigermaßen menschenleeren Winkel und wir begannen zu beobachten. Da walzte ein Paar, die Dame im sandfarbenen, englischen Straßencostüm, der Herr im modernsten Bummeldreß, mit etwas mitgenommenem, gebräuntem Gesicht und sehr weißer Stirn, bis zu uns heran. Hier faßten sie Posto und tauschten, sie die langstielige Lorgnette vor den Augen, in äußerst ungenirter Weise ihre Bemerkungen aus.

Das ist die Victoria Thalen, Gräfin, flüsterte Colin, die geborene Düvenström aus Dänemark. — Sie kennen sie wohl nicht? Ihr Mann stand bei meinem Regiment und starb vor einigen Jahren. Darf ich die Damen bekannt machen?

Frau von Thalen reichte mir ihre winzige Hand und sagte mir irgend etwas Liebenswürdiges. Sie war eine hübsche Frau, Ende der Zwanziger, mit starkem, nußbraunem Haar, schönen Zähnen, blühendem Teint und einer sehr proportionirten, vollen Figur. — Ihr Tänzer, ein Graf Bardow, Lieutenant der Garde-Cavalerie, schilderte mir in grotesker Uebertreibung die Langeweile, die mit Norderney Hand in Hand gehe. Was thue man aber, wenn man zum Malheur gutmüthig beanlagt, nicht für einen Freund, der sich kindischer Weise auf Norderney capricirt habe und erst nach achttägigem Aufenthalt auf diesem Ententümpel anfange, desselben müde zu werden.

Der Onkel und Colin standen hinter mir; irgend ein Dritter gesellte sich ihnen zu. Wollen Sie mich, bitte Ihrer Gräfin Nichte vorstellen, schlug es an mein Ohr. Wo hatte ich die Stimme gehört? fragte ich mich stockenden Athems. Wo . . . doch nicht . . . o mein Gott . . .! Aber ehe ich mir Antwort geben konnte, streckte sich mir eine Hand entgegen und eine tiefe, wohlklingende Stimme rief freudig erregt: Grüß Sie Gott, Gräfin Margit!

Vor meinen Augen wallte es dunkel auf und meine Finger zitterten in einer schlanken, festen Männerhand.

Und wir sind alte Bekannte Comtesse, und Verwandte dazu! Wissen Sie's denn nicht, daß ich, ehe ich einmal ahnte, wer Sie seien, den Vorzug hatte, im Berliner Opernhaus ihre Loge zu theilen — wie seltsam doch der Zufall spielt — und wissen Sie's nicht, daß ich Charly Münich und somit ihr Vetter bin?!

Wie eine Rhapsodie klangen seine Worte und ich lauschte athemlos, betäubt . . . Charly! stammelte ich, Baron Münich . . . in der That?! Schreckerstarrt stand ich vor ihm und trank den Blick ein, den er voll unverhohlener Bewunderung auf mir ruhen ließ. Wir schwiegen Beide — ich suchte nach irgend etwas, das ich ihm sagen könne, aber ich fand nichts.

Da kam Bardow und forderte mich zum Tanz auf. Aber Münich legte den Arm um meine Taille. Mein Vorrecht! sagte er und lächelte übermüthig. Der Andere trat zur Seite und dann tanzten wir, d. h. wir glitten, schwebten und ich weiß nicht, was mich trug, sein Arm oder die Musik.

Es tanzt sich gut hier, sagte ich, als wir in unserer Ecke wieder neben einander stehen.

Das finde ich auch, nickt er, aber erst seit wenigen Minuten. Singen Sie Gräfin?

Nein.

Seltsam, — Ihre Stimme klingt so metallisch, ich möchte bald sagen, sie haftet wie eine Melodie.

Aber Sie sind musikalisch? ist meine verwirrt ungeschickte Gegenfrage.

Er verneigt sich. Mein Leben für ein Lied, sagt er, Sie tanzen ein Lied.

Ich zupfe an meinen Nelken, schweige und blicke unstät umher.

Sagen Sie, fährt er fort, haben den dummen kleinen Brief erhalten, den ich Ihnen vor Jahren schrieb?

Die Nelken liegen zerpflückt am Boden, eine einzige noch zerknitterte ich in den nervösen Händen.

Einen Brief — firne ich nach, von Ihnen —? Ich glaube wohl, wenn ich Ihnen jedoch nicht antwortete, so halten Sie dies Versäumniß meiner damaligen Ungeschicklichkeit im Schreiben zu gute.

Er blickte auf die mißhandelten Blumen und lächelte herausfordernd.

Sind Sie so zerstörungslustig, Gräfin?

Nein, ich wüßte nicht.

Aber es sieht Sie nicht an, irgend etwas Lebensfrohes, Schönes, unter die Füße zu treten. Sie kennen keine Sentimentalität.

Ich lächle obenhin und dann trifft mein Blick den seinen und meine angenommene Kühle weicht einer plötzlichen Unsicherheit. Ich denke oft gar nicht, bekenne ich sehr reuig, man sagt mir ich sei leichtsinnig.

Nun lacht er lustig, wie ein Knabe. Das bin ich ja auch! ruft er, und wage noch dazu zu behaupten, daß der Leichtsinn einer der wenigen Vorzüge sei, die ein Mensch haben kann.

Eine Pause entsteht.

Ihre Eltern leben wohl? frage ich, um zu sprechen.

Er schüttelt den Kopf. Sie starben beide hintereinander in den letzten Jahren, ich stehe allein wie — Sie.

Wie ich! Wissen Sie denn nicht, daß ich verheirathet bin? —

Er tritt einen Schritt zurück; in seinem Blick scheint das Licht zu erlöschen, und mir ists, als ob bläuliche Adern an seinen Schläfen vorträten. Ich wußt's nicht, haucht er tonlos; aber ich glaube, man winkt uns zum Aufbruch. Gestatten Sie, daß ich Sie hinausführe . . .

Wir schlenderten den Bazar entlang und sahen, wie die Kaufleute ihre Waaren für die Nacht verpackten. Die Herren besprachen Seesport und forderten den Onkel zu einer, am andern Tage projectirten Robbenjagd auf. Aber noch hatte mein Chaperon Bedenken.

Achtundvierzig Stunden auf See, so hörte ich ihn sagen, wo soll ich da mit meiner Nichte hin?

Die übernehme ich, rief Frau von Thalen und entzündete sich in Münichs Hut eine Cigarette. Graf fahren Sie mit.

Wie gesagt: der Onkel hatte zwei Liebhabereien, die Jagd und mich, aber erstere war die Favoritin. — Es dauerte nicht mehr lange, so war sein Gewissen ruhig, und er bereit, mit von der Partie zu sein. Die Herren renommirten mit der Geschicklichkeit des Seehundsjägers Altmanns, und die Thalen nahm meinen Arm und ging mit mir voraus.

Charmant, daß Sie kamen, 's ist ja kein Mensch hier, und wir wollen schon miteinander fertig werden, meinte sie. Apropos Kleine, nehmen Sie sich vor dem Münich in acht, der Mensch hat unverschämt hübsche Augen und dazu diese Art „grand garçon", gerade der gefährliche Genre. Und mit dem Bardow seien Sie ein bischen nett, er ist ein so lieber Thunichtgut; zürnen kann man ihm nie. Verrathen Sie mir doch, wo Sie arbeiten lassen, Sie sind gut angezogen. Und wo in aller Welt lernten Sie tanzen? Das war etwas für unseren Attachee, der treibt ja wahrhaft Sport mit dem Tanz! Ein Kabinetstück, der Mensch, fesch — ich sage Ihnen! Und sie küßte ihre Fingerspitzen.

Sie müssen mir übrigens recht viel aus Ihrer Gegend erzählen, ich wohne in Wiesbaden und höre so wenig. Nehmen Sie mirs nicht übel — sie blieb stehen und lachte — aber Ihr Mann ist zu alt für Sie, ich kenne ihn! Wie drollig müssen Sie sich neben dem guten Christian ausnehmen! Ha, ha, ha — übrigens, da wären wir.

Wir waren vor der Viktoriastraße, in der auch wir Logis genommen hatten, angelangt. Frau von Thalen versprach, am andern Tage nach mir zu sehen und man trennte sich. Baron Münich, den der Onkel in ein Gespräch verwickelt hatte, blieb noch bei uns.

Das Meer leuchtete, silbern umsäumte Wellen rollten über die Buhnen und auf der schwarzen Wassermasse tanzten phosphorische Lichte.

Ich ging voran und fragte mich, ob ich träume oder wache, und ob er mein Verhängniß sei. Vor der Treppe, die zu unserem Hause hinabführte, blieb ich stehen und erwartete meine Begleiter. Die Herren nahten.

Also morgen früh, sechs Uhr, sagte der Onkel. Guten Abend. Sie schüttelten sich die Hände.

Dann stand Münich vor mir. Wir werden uns hoffentlich recht oft sehen, haspelte er monoton.

Ich dächte, Sie reisten schon bald, versetzte ich.

Bald? Wenn Sie wünschen, morgen. Er lachte dabei, aber seine Stimme klang gepreßt. Bestimmen Sie, soll ich reisen? . .

Ich zuckte die Achseln. Bleiben Sie meinetwegen, warf ich hin.

War etwas in meiner Stimme gewesen, das seine Züge aufleuchten ließ? — Er verbeugte sich und fragte mich dann, ob ich reite.

Passionir ! rief ich ohne Besinnen.

Ah quelle chance! Denken Sie, ich war närrisch genug, mich von meinen Vollblütern auf dies Eiland begleiten zu lassen. „His Lordship könnte nichts lieber sein, als mit Ihnen über den Strand zu fliegen. Wollen Sie sich mir anvertrauen?

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.

Hierzu ein zweiter Bogen.

Act.-Ges.

H. Eckert

D.R. PATENT. Patentirte Original-Construction.

SCHUTZ HE MARKE

Mehr als 500 Preise in Wett-Concurrenzen errungen.

Breslau.
Kaiser Wilhelmstraße 57.

Empfiehlt

Cultur- und Tiefcultur-Stahl- und Meisselpflüge.

Zwei- und Dreischar-Pflüge „Dictator" u. „Genial"

mit Differential-Räderstellung u. Pat.-Achsen (können nie pfeifen oder locker werden).

Complete Futterbereitungs-Anlagen. Viehfutter-Dämpfer diverser Größen.

Häckselmaschinen, Rübenschneider, Oelkuchenbrecher, Quetschmaschinen
für Getreide und gedämpfte Kartoffeln.

Schrotmühlen, Putzmühlen, Trieurs, Göpeldreschsätze, Strohelevatoren, Kleedrescher. [1365—x

William Foster & Co.'s Locomobilen u. Dreschmaschinen.

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Wirthschafts-Kalender

für

den schlesischen Landwirth.

Herausgegeben vom

landwirthschaftlichen Centralverein für Schlesien.

3. Jahrgang. **1896.**

Inhalt: I. Schlesisches Kalendarium mit Raum zu Notizen und Kassabuch. II. Wirthschaftsregister. III. Inventur und Vermögensnachweis.
Jedem Theil ist eine **Anweisung** beigegeben.

Beilagen: Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens und Verzeichniss der in Schlesien 1896 stattfindenden Jahrmärkte.

Grosses Lexikonformat. Dauerhaft gebunden mit Tasche.
Preis einzeln **1,30 Mk.,** in Parthien billiger.

Complete Einrichtungen von Futteranlagen.

Viehfutter-Dämpfapparate, Pat. Weber, Ventzki, Reform, Henze und

transportable Kochgefäße.

Excelsior-Schrotmühlen von Fried. Krupp Grusonwerk,

ausgezeichnet auf der Wanderausstellung der Deutsch. Landw.-Gesellschaft in München 1893 mit dem **einzig** verliehenen Preise, „der großen silbernen Denkmünze".

Häckselmaschinen, Rübenschneider, Oelkuchenbrecher.

Getreide-, Lupinen- und Kartoffel-Quetschen.

Neu! **Kartoffelsortirmaschinen** Neu!

mit Pendelsiebbewegung (Beschädigung ausgeschlossen).

Orig. Röber'sche Putzmühlen und Rübenkerne-Stoppel-Ausleasemaschinen, sowie Meyer'sche Trieure.

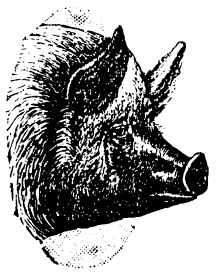
Locomobilen, Dampfdreschmaschinen
der weltberühmten Firma **Ransomes, Sims & Jefferies,** Ltd. Ipswich, England.

Fahrbare amerikanische Dampf-Kleedreschmaschinen
mit Sortirvorrichtung der **Reeves-Company** in New-York;
das Beste der Neuzeit,

offerirt [1535—x

D. Wachtel, Breslau, Schweidnitzerstr. 27.

Unternehmer für Dampfpflug-Bodenculturen jeder Art.
Maschinenfabrik, Kesselschmiede und Metallgießerei.
Reparaturen schnell und preiswerth.



Grosse, weisse, engl. Rasse
Vollblut-Yorkshire
sowie auch [1366—x

Meissner Schweine

Berlin 1894: 8 Preise, Köln 1895: 5 Preise, Breslau: 6 Preise, darunter 2 erste, 4 zweite und 3 Staats-Ehrenpreise.

3 Monat alte **Eber**	50—60 Mk.	1 Mark Stallgeld, Käfig leihweise.
4 „ „ „	60—80 „	
5 „ „ „	85—100 „	
Sauen . .	50, 60, 75—90 „	

Preise für ältere Thiere und tragende Sauen brieflich.

Gierth, Dom. Tarnau bei Frankenstein, Schles.
Versandt im Winter in warmen Bretter-Käfigen.

Wichtig für Landwirthe!

Wir empfehlen in vorzüglicher Qualität

„basisch-phosphorsauren Kalk"

garantirt rein ohne schädliche Bestandtheile, frei von Arsen, und 40 Procent Phosphorsäuregehalt, als **bewährtes Mittel** bei Aufzucht von Jungvieh aller Art zur schnelleren Ausbildung des Knochengerüstes, **Heilmittel** gegen Knochenbrüchigkeit, Verkalben, Schlempemauke ꝛc., **bestes Mittel** zur Steigerung der Milcherträgnisse ꝛc.

5 kg = Mark 1,75, 12½ kg = Mark 4,—, 50 kg = Mark 14,—, 100 kg = Mark 25,— in Originalpackung mit Schutzmarke versehen.

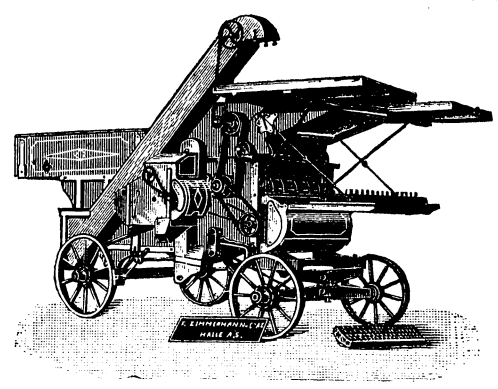
Knochenmehl-, Spodium-, Gelatine- & Leimfabrik, Brechelshof i. Schl.

Niederlagen in Breslau bei den Herren: **C. M. v. Zerboni,** Bismarckstr., **Herm. Meyer,** Friedr.-Wilh.- und Friedrich-Carlsstr.-Ecke; **Jos. Priemer,** Klosterstr.; **Hugo Stephan,** Bohrauerstr.; **Em. Kuppert,** Droguerie „zum rothen Kreuz", Adalbertstr.; **G. A. Neimann,** Alte Sandstr. [248—49

Wagen-Wärmung

Comfort und **Gesundheitsschutz** durch unsere vervollkommneten Special-Apparate. Mit eleg. Teppichbezug für **Halbchaisen** und **Schlitten 14 Mk.,** für **Coupés** und **Landauer 17 Mk.** Unkosten ca. 1½ Pf. die Stunde bei tägl. einmaliger Füllung. Gleichmässig temperirte Wärme. Auskunft und Anerkennungsschreiben zu Diensten. Tausende im Gebrauch. Vor werthlosen und schädlichen Nachahmungen der Apparate und Füllung wird gewarnt.

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft,
1424—30 **Dresden.**



Kleereiber „Matador"

für Dampfbetrieb mit Reinigung,

drischt und reibt den Klee, wie er geerntet wird, marktfertig.

Vor dem ausländischen Fabrikat ganz bedeutende Vorzüge hinsichtlich **Leistungsfähigkeit,** verbesserter **Construction, solider Bauart.**

„Matador" bauen wir in 3 verschiedenen Größen. Special-Prospecte gern zu Diensten.

F. Zimmermann & Co., A.-G., Halle.

1514—6] General-Vertreter für Schlesien:
Curt Riemer & Co., Maschinenfabrik, Breslau.

Mélotte-Milchcentrifuge für Handbetrieb.
Allein-Verkauf bei B. Hirschfeld, Breslau.

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Dr. H. Settegast, Geh. Regierungsrath, Professor. **Die Thierzucht.** 5. verbesserte Auflage in zwei Bänden.
— I. **Die Züchtungslehre.** Illustr. von den Thiermalern Rob. Kretschmer und Gust. Mützel. 15 Mk., in Halbfranzbd. 18 M.
— II. **Die Fütterungslehre.** Mit Abbildungen von A. Toller u. Rob. Kretschmer. Bearb. von Prof. Dr. H. Weiske. 6 Mk., in Halbfranzbd. 8,50 Mk.
— **Die Landwirthschaft und ihr Betrieb.** 10 Mk., in Halbfranzbd. 12 Mk.

Die Pferdezucht unter Anwendung der allgemeinen Vererbungsgesetze auf die praktische Züchtung. Nebst Anleitung zur Behandlung von Zuchthengsten, Zuchtstuten und jungen Fohlen, sowie zur Auswahl des Zuchtmaterials. Von J. H. Sanders. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung von H. von Nathusius-Althaldensleben. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Rathgeber bei der Fütterung der landwirthschaftlichen Nutzthiere. Ein Hülfsbuch für die Praxis von Dr. Bernhard Schulze, Director der agriculturchemischen Versuchsstation des landwirthschaftlichen Centralvereins für Schlesien. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Untersuchungen über den Stallmist. Von Professor Dr. Fr. Holdefleiß, Director des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Breslau. Zweite Auflage. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Ueber landwirthschaftliche Pachtverträge. Nebst dem Entwurfe eines Pachtvertrages über ein größeres oder mittleres Landgut. Nach den bestehenden Pachtrechtsverhältnissen kritisch untersucht von F. Bertrand, Herzoglich Croy'schem Domänenrath. 2,40 Mk., geb. 3 M.

Der landwirthschaftliche Ertragsanschlag, die Wirthschaftsorganisation und Wirthschaftsführung. Von Professor Dr. H. Werner. Zweite Aufl. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Der Sandboden, seine Cultur und Bewirthschaftung. Nebst einem Anhange über die Urbarmachung des Moorbodens. Von Dr. Ed. Birnbaum, früh. Director der Liegnitzer Landwirthschaftsschule. In Leinenband 5 Mk.

Mischung und Aussaat der Grassämereien, sowie Pflege und Ertrag der Grasculturen. Ein Handbuch für Land- und Forstwirthe, Bau- und Cultur-Ingenieure, sowie für Verwaltungsbeamte. Von J. Lehrke, Culturtechniker zu Kassel. Geb. 3 Mk.

Die Wiese, deren Technik, Pflege und ökonomische Bedeutung. Von Fr. W. Toussaint, Referent und ständiger Hilfsarbeiter im Ministerium für Elsaß-Lothringen. Mit 12 Holzschnitten im Text und 24 lithographischen Abbildungen der vorzüglichsten Wiesengräser. 4,50 Mk, geb. 5,50 Mk.

Verlag von **Wilh. Gottl. Korn** in **Breslau.**

Schlesisches Güter-Adreßbuch.

Verzeichniß der **sämmtlichen Rittergüter** und **selbständigen Guts-** und **Forstbezirke,** sowie solcher **größeren Güter,** welche innerhalb des Gemeindeverbandes mit einem Reinertrag von etwa 1500 Mark und mehr zur Grundsteuer veranlagt sind.

Fünfte Ausgabe
(abgeschlossen im November 1894).
Preis geheftet **9** Mark,
gebunden in Ganzleinen **10** Mark.

Das Buch verzeichnet die oben genannten Güter, einschließlich der zugehörigen Vorwerke mit den Namen der **Besitzer, Bevollmächtigten, Pächter** und **Gutsverwalter.** Ferner sind angegeben: die **Post-, Telegraphen-** und **Eisenbahnstationen** nebst deren Entfernung vom Gute, der Amtsbezirk, der Standesamtsbezirk und das Amtsgericht, die Gesammtfläche und die Fläche der einzelnen Culturarten, der Grundsteuer-Reinertrag, die industriellen Anlagen, sowie besondere Betriebs- und Zuchtrichtungen.

Jedem Kreise ist eine Beschreibung mit Angabe über Größe, Einwohnerzahl, Viehstand, Bodenbeschaffenheit und anderen statistischen Notizen vorausgeschickt, welche außer einer **Nachweisung der Kreisbehörden** auch eine Zusammenstellung der für die Landwirthschaft wichtigen größeren industriellen Betriebe enthält.

Zwei zuverlässige Register nach Orts- und Personennamen erleichtern den Gebrauch des Buches.

Mildes angenehmes Rauchen

gewähren meine „**Bonito**", „**Embarco**", „**Ventura**", „**Concordia**" und „**Pisania**" aus garantirt nur überseeischen, reifen Tabaken fabricirt. Je ein Kistchen — zusammen 500 Stück — dieser beliebten, mittelgroßen Cigarren versende ich portofrei für 20 Mark direct an Consumenten. [x

A. Schroeter, Hanau. (Errichtet 1859.)

Viele geehrte Herren Landwirthe beziehen schon seit langen Jahren ihren Bedarf an Cigarren und Rauchtabaken von obigem Hause, was durch zahlreiche der Expedition des „Landwirth" vorgelegte Anerkennungsschreiben auch bestätigt wird.

Kleereiber „Matador"

empfehlen wir zum

Lohndrusch.

„Matador"

drischt und reibt **jede Art Klee bei jedem Wetter** gut aus und liefert den Klee gereinigt in die Säcke.

Reflectanten werden bei der regen Nachfrage recht bald um gefl. Aufgabe gebeten. [1550—2

Curt Riemer & Co.,
Maschinenfabrik, Breslau.

Thomas-Phosphatmehl

eigener Mahlung, (1379—x
mit 14—15% citratlöslicher Phosphorsäure, liefert

Hüttenverwaltung Rosamunde-Hütte p. Morgenroth O.S.

R. Preuss,

Maurer- und Zimmermeister, gerichtlicher Taxator, Verfasser von „Wie baut der Landwirth praktisch und billig",

Breslau, Alexanderstr. 5a.

Revisionen, Jahresabschlüsse, Steuer-Einschätzungen, Unterricht in [7—8

landwirthsch. Buchführung bei **E. Jentsch.** Für landw. Buchführ. vereid. Sachverst. u. Revisor. **Breslau,** Augustastr. 14.

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau.

Im Frühjahr 1895 ist erschienen:

Der

Landwirthschafts-Lehrling.

Ein wohlmeinender Rathgeber beim ersten Eintritt in den praktischen Wirthschaftsbetrieb für Oekonomie-Lehrlinge, deren Angehörige und die Lehrherren, nebst einer kurzgefassten Anweisung zur Erlernung der Landwirthschaft.

Von **Dr. Eduard Birnbaum,**
Weil. Direktor der Landwirthschaftsschule zu Liegnitz.

2. Aufl., durchgesehen und verbessert von R. Strauch,
Direktor der landw. Winterschule zu Neisse.

Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

Das vorstehende Buch ist in vielen landwirthschaftlichen Fachblättern warm empfohlen und zum Theil glänzend besprochen worden.

Im Verlage von **Wilh. Gottl. Korn** in Breslau ist erschienen:

Schlesisches

Ortschafts-Verzeichniß

sämmtlicher Städte, Dörfer, Flecken und sonstiger Ortschaften und Wohnplätze in alphabetischer Ordnung.

Mit Angabe des landräthlichen Kreises, der Postanstalt, der nächsten Eisenbahnstation und deren Entfernung in Kilometern, sowie der Zugehörigkeit zum Amtsbezirk, Standesamtsbezirk, Amtsgericht und Landgericht.

Auf Grund amtlichen Materials neu zusammengestellte 3. Auflage.
Preis geheftet **4** Mark, gebunden **5** Mark.

Pa. Bau- und Düngekalk

x] aus den
Graf v. Tschirschky-Renard'schen Kalkwerken in Groß-Strehlitz O.-S.
Analyse: über 97 pCt. Aetzkalk.

Alleinverkäufer

Erhardt & Hüppe,
Breslau, Ohlauerstraße 8.

Stroh

in großen Posten kauft [217—8
H. Lampert, Breslau, Ohlauufer 37.

Inspectoren.

v. L. 160 Exped. der Schles. Ztg. (verh., poln. spr., 1. April).

Becker, Dom. Kuczkow b. Pleschen (unverh., poln. spr., 1. Januar).

Assistenten.

M. A. 483 Haasenstein u. Vogler, Berlin SW., 19.

Dom. Lorzendorf p. Mettkau.

Stellen-Angebote.

Per 1. Januar 1896 werden auf einer größeren Herrschaft Oberschlesiens

2 Wirthschafts-Assistenten

aufgenommen. [1546

Gesuche mit Zeugnißabschriften an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin** SW. **19,** unter **M. A. 483.**

Landw. Bücher-Revision,

Nachträge u. Reinertragsaufstell. übern. ein pens. Rentmeister und pract. Landw. unter höchst sol. Beding. Gef. Off. unter **R. 340 Licanitz,** Postamt Friedr.-Platz. [3—4

Ein **Rechnungsführer** und **Amtssekretär,** durchaus firm in allen einschlägigen, sowie Gutsvorstehergeschäft., gelernt. Landw., 24 Jahr alt, militärfrei, in ungekündigter Stellung, **sucht** für 1. April 1896 größeren Wirkungskreis. Off. sub **A. 24** postl. Münsterberg i. Schl.

Anbei eine Sonder-Beilage von D. Wachtel, Maschinenfabrik hierselbst, betreff.: „Neueste Kleedresch- und Enthülsungsmaschine „Nestor".

Druck u. Verlag v. W. G. Korn in Breslau.

Breslau, 20. Dezember 1895. Neunter Jahrgang. — № 51.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Meeres- und Herzensstürme.

Erzählung von Karl Greg.

[Nachdr. verb. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

Wie mir das Herz schlug! Ich danke Ihnen sehr, brachte ich hervor, aber ich habe kein Reitkleid hier, ich . .

Kein Reitkleid! Nun so befehlen Sie doch per Draht, daß mans Ihnen umgehend sende. Graf Brügge, was sagen Sie? „His Lordship" ist ein brillantes Damenpferd.

Der Onkel zog den Mantelkragen bis über die Ohren. Ich sage, daß man wohl daran thäte, zu Bett zu gehen. Gute Nacht noch einmal.

Aber der Attaché beharrte bei seinem Anliegen. Da stapfte der Onkel ungeduldig ein paar Stufen hinab. Wenn ich denn nur auf keinem gemietheten Sonntagsgaul Ihren Ehrenwächter abgeben soll, so reiten Sie in drei Teufels Namen, knurrte er.

Damit war die Sache erledigt und ich, wie immer, kaum einmal gefragt worden . . .

Mit stummem Gruße gegen Münich folgte ich dem Onkel.

Die Dunkelheit machte die Stufen unsichtbar, ängstlich tastete ich weiter.

Plötzlich fühlte ich mich beim Arme gefaßt. — Wenn Sie nicht fallen wollen, müssen Sie mir erlauben, Sie hinab zu geleiten, klang's aus Münich's Munde. Stützen Sie sich nur fest auf mich.

Vor unserer Wohnung reichte er mir die Hand. Der Onkel war im Hause; ein breiter Lichtschein strömte aus unserem Wohnzimmer über den kleinen Gartenfleck, in dessen sandigem Boden „Brennende Liebe" blühte.

Wir standen eine Weile Hand in Hand und sprachen etwas Gleichgültiges. Seine Stimme klang sehr warm, aber seine Finger waren kalt.

Das Meer rauschte ernst, monoton, und über uns jagten sich die Wolken. Ich sah auf und er folgte meinem Blick.

An einem Abend, wie dem heutigen, könnte man das Fürchten lernen, sagte er, meinen Sie nicht auch?

Das Fürchten? Ach, das brauche ich nicht erst zu lernen, entgegnete ich, an allen Gliedern zitternd. Gute Nacht, Baron! —

Zu Haus empfing mich ein Brief von Christian. Goswine's Ende sei stündlich zu erwarten, las ich zerstreut und warf das Schreiben bei Seite.

Meine Jungfer und einstige Gespielin trat ein und fragte nach meinen Wünschen. — Geh' nur, rief ich ihr kurz zu, ich . . . ich möchte sterben, aber . . . was stehst Du noch da . . . ich lachte dazwischen . . . oder tanzen, und dazu kannst Du mir nicht helfen, denn ich werde beides nicht thun. Geh', leg Dich schlafen.

Das Mädchen blickte mich verblüfft an und entfernte sich.

Auf dem Boden lag Christian's Brief; ich hob ihn auf und packte ihn mit beiden Händen, mich gleichsam an ihn klammernd. Ich beschloß, den Brief sofort zu beantworten; ich schrieb und schrieb in einem stillosen Durcheinander, in dem die Bitte, daß er kommen, sofort kommen möge, wohl zehn Mal wiederholt war. Als der Brief fertig war, las ich ihn über und erschrak vor der Zerfahrenheit, der er Ausdruck gab. Mußte Christian nicht denken, eine Fiebernde habe ihn verfaßt?

Noch einen kurzen, überzeugenden Blick über das Geschreibsel und ich zerriß es und setzte das Telegramm zur Beschaffung des Reitkleides auf und legte mich schlafen.

* * *

Zwei Tage verflossen, erst am dritten, Mittags, kehrte der Onkel von der Jagd zurück. Zu unruhige See hatte der Schaluppe frühere Heimkehr unmöglich gemacht.

Ich entwarf mit Kreide eine Skizze auf die gekalkte Wand meines Schlafzimmers; die Thür nach dem sogenannten Salon stand auf und der Onkel, auf dem Sopha ausgestreckt, berichtete mir von den Jagdergebnissen:

Colin habe Pech gehabt und Bardow sei zu nichts Vernünftigem zu gebrauchen; er habe Möven geschossen, und leere Weinflaschen, die er habe schwimmen lassen, als Scheibe benutzt. Er — der Onkel — dagegen habe zwei Robben erlegt und habe ihnen allen, d. h. dem Münich ausgenommen, einmal gezeigt, was 'ne Harke sei. Dieser Münich sei ein verflixter Kerl! Der habe einen Blick, um den ihn ein Aar, und eine Hand, um die ihn er selbst (der Onkel) beneiden könne. Um fünf Uhr, diesen Nachmittag, will er mich zu einem Ritt abholen, er hoffe sehr, daß das Reitkleid angekommen sei. Auf sieben Uhr habe man ein gemeinsames Diner bei Oterendorp festgesetzt.

Ich zeichnete weiter und sagte kein Wort. Jeder Fußtritt draußen ließ mein Herz höher schlagen. — Ob sie zu Haus mit der Ausführung meines Befehls gesäumt hatten, oder ob auf der Post eine Unordnung vorlag? —

Stunde um Stunde verrann; meine Skizze war fertig, der Onkel schlief. Da endlich klopfte es, und auf mein „Herein!" steckte ein Stephans-Jünger den Kopf durch die Thür: „Frau Gräfin Brügge", schnarrte er. Ich riß ihm den Carton aus der Hand, wühlte seinen ersehnten Inhalt aus, klingelte meiner Jungfer und hieß sie, mich umzukleiden.

Dein bester Moment, pflegte Christian, wenn ich mit ihm ritt, wohl zu sagen. — Ob er dasselbe finden würde? . . . . Ich betrachtete mich von allen Seiten und griff nach Gerte und Handschuhen.

Und meine guten Vorsätze —? Wie Streu zerstoben waren sie nicht; sie pflasterten vielmehr die abschüssige Bahn, auf die mein Fuß gerathen. —

Es hatt' eine Dam' einen Renner flink,
Ein rasches, rothes Roß . . .

Gefällt Ihnen, His Lordship, Milady?

Danke, ja. Ich streichelte den rothbraunen Hals des schönen Thieres und wir ritten schweigend zwischen Menschen und Strandkörben fürbaß.

Von der Victoria-Allee aus winkten uns Frau von Thalen und Graf Bardow zu.

Bald waren wir im Freien; der Fußgänger wurden weniger.

Nun einen Galopp, wenn's Ihnen recht ist. Come!

Vorwärts ging's. Der Strand war eben, wie eine Tenne und dehnte sich endlos vor uns aus. Der Hufschlag verhallte. Die Wellen rauschten heran, überstürzten und rollten sich unter uns aus. Das Meer schillerte grünlich-violet und der Himmel spannte sich lichtblau darüber hin. In der klaren Ferne schien eines sich mit dem anderen zu verlieren.

Rechts lagen die Dünen einsam und regellos; ihre langen, feinen Grashalme glänzten silbern.

Es mochten dreiviertel Stunden vergangen sein, als Münich, die Zügel verhängend, sein Pferd Schritt gehen ließ. Ich that ein Gleiches.

Sie reiten gut, sagte er, wer lehrte Sie's?

Mein Mann.

Jähe Röthe färbte sein Gesicht; er riß seiner Rappstute ins Maul und diese, obendrein die Sporen fühlend, stieg und courbettirte.

Sagen Sie mir's, Cousine Margit, begann er darauf, Sie sind glücklich, Sie . . . Sie sind zufrieden mit ihrem Loos?

Seine Frage erfüllte mich mit Unbehagen. Ich? — Sehr — natürlich sehr . . . was sollte ich auch nicht, entgegnete ich, den Kopf zurückwerfend, hastig. Aber sehen Sie doch diesen Seestern, und ich deutete zu Boden.

Er beugte sich auf sein kaum wieder ruhiges Pferd nieder und sah mit klarem, stahlhartem Blick zu mir her. Wenn ich Sie mit irgend etwas vergleichen sollte, sann er, so wüßte ich nichts, was Ihnen ähnlich wäre, außer einem Stern! Unerreichbar, verschleierten Lichtes, seine eigenen Bahnen ziehend.

So eine Art Unstern wohl, scherzte ich gezwungen. Lassen Sie uns jetzt umkehren, bitte.

Die Sonne stand im Westen und schien uns nun voll ins Gesicht. Ueber dem Meere flimmerte es blendend.

Und mit was würden Sie mich vergleichen? fragte er plötzlich.

Mit der Sonne, versetzte ich, ihn mit kurzem Blick umfassend. Sind Sie's zufrieden?

Aber er sagte nichts und der Rückweg verlief unter trappistischem Schweigen.

* * *

Eine halbe Stunde darauf betraten der Onkel und ich das für uns reservirte Zimmer bei Oterendorp.

Nun, Gräfin, wie gefällt Ihnen solch ein Strandausflug? empfing mich Frau von Thalen und im Flüstertone: Ein gefährlich Ding, mit dem Feuer spielen — en vendette, petite!

Sah rassig aus, meinte Bardow, mir Hut und Mantel abnehmend. Servirt? — Bon, habe Hunger.

Baron Münich trat herzu, bot mir den Arm und führte mich an meinen Platz. Er und Colin waren meine Nachbarn.

Mir gegenüber, zwischen dem Onkel und Bardow, saß Frau von Thalen, die von Zeit zu Zeit augenzwinkernd mir mit dem Fächer drohte. Die Unterhaltung war eine allgemeine; Colin und ich die einzigen, die sich wenig an ihr betheiligten.

Der schweigt heut wieder in sieben Sprachen, neckte ihn die Thalen. Sieh nur einer, unser Beef in schneeweißer Wolle. Sie lachte hell auf. Ist eigentlich so etwas wie morning dress, der echte Strandläufer, schadet aber nichts, es ist gut gemeint. Oder — sie blickte auf mich und mein weißes Kleid — trägt er gar mit Wissen und Wollen die Farbe jener minnigen Frave?

Nun lachten auch die andern und Bardow hob sein Glas. Of course! rief er. Es lebe das Rittmeisterchen, das exemplarischste aller Schwerenöther, es lebe der Rittmeister von . . . er stockte.

. . . der traurigen Gestalt, fiel Colin selbst in liebenswürdigster Indolenz ein. Die Gläser klangen. Treu, hold und gewärtig, wandte er sich an mich, for ever —!

Die Heiterkeit nahm zu, selbst der Onkel wurde von ihr angesteckt. Weine und Speisen waren nach seinem Geschmack; jetzt sprach er den Trüffeln in der Serviette schon zum dritten Male zu.

Baron Münich, die Jardinière, die in der Mitte des Tisches stand, zu sich hinziehend, suchte eine Malmaisonrose heraus und legte sie mir auf den Teller. Es giebt nur eine Blume und das ist diese, sagte er. Ist sie nicht das Ebenbild einer wahrhaft vornehmen Frau?

Bardow räusperte sich. Der Steckenpferde giebt's verschiedene, lachte er. Charlys ist die Vollkommenheit. Geschmackssache mein' ich . . . Nächst einer guten Kinderstube sei nichts so nothwendig, als der Umgang mit vornehmen Frauen, predigt unser Attaché. A propos — der Sprecher blinzelt zur Thalen hin — sind bei mir die Früchte dieser Fortbildungsschule schon bemerkbar?

Bei Ihnen! Die Gefragte seufzte auf. Wo Club und Rennbahn das Feld bestellen, da kann der Blumensamen, den Frauenhand ausstreut, nicht mehr gedeihen. Ich hätte gern etwas anderes zu trinken — und sie schiebt ihr Rothweinglas weit von sich.

Zu Befehl, Herrin! Heda, Kellner, Sillery Mousseux!

Bald steht der Eiskübel an Stelle der Jardinière; drei schlanke Hälse sehen daraus hervor.

Und hab ich recht gehört, Sie wollen morgen reisen, wendet sie sich wieder an Bardow und läßt einen Pfropfen knallen. Machen Sie doch die Pferde nicht scheu.

Nicht meine Sache, Baronin, ich reise wirklich.

Und was, wenn man fragen darf, zieht Sie nach dem Festlande? fragt sie pikirt weiter.

Er lacht. Der Selbsterhaltungstrieb.

Ich verstehe Sie nicht.

Er legt Messer und Gabel auf den Teller. Sehr einfach, sagte er. Ich soll auf dem diesjährigen Derby-Sieger eine Steeplechase in Charlottenburg reiten.

Und um eventuell ein Rennen zu gewinnen reisten Sie — bah . . .

Er nimmt seine unterbrochene Mahlzeit wieder auf. Sie denken, mir sei der Sport Vergnügen, versetzt er. Tempi passati! Erwerb, voila — — Er mischte sich Porter mit Sect. Ihr Wohl, schönste der Frauen, und er leert sein Glas.

Aber Sie bleiben doch, wende ich mich halblaut an Münich: Wieder wird er roth bis unter die Haarwurzeln. Ich fahre mit nach Hamburg, um mir den illustren Gaul, der dort von England kommend steht, einmal anzusehen; übermorgen bin ich zurück.

Ich sehe ihm in die Augen, dankbar, erleichtert. Mit einem Male wird mir's klar, was kokett sein heißt, ich bin kokett.

Dann nippe ich meinen Kaffee und lasse mir von Münich von den Tyroler Bergen vorschwärmen. — Neben uns stehen Frau von Thalen, Colin und der Onkel, und letzterer durch den ihm ungewohnten Genuß verschiedener Weine nahezu berauscht, hält über irgend etwas Vortrag. Es dauert nicht länge, so trifft sein Stichwort mein Ohr und entlockt mir ein herbes Lächeln.

Was giebt's? sagt Münich.

O nichts . . . sagen Sie mir nur bitte einmal, was das ist: Zeitgeist!

Er sieht mich verwundert an und beginnt dann mit einer gewissenhaften Auseinandersetzung, von der ich nicht viel verstehe.

Die Hände in den Taschen, die Cigarette zwischen den lustig gekräuselten Lippen, hört Bardow ihm zu. Plötzlich lacht er hell auf und mit theatralischer Geste gegen mich declamirt er:

„Und wollte mich denn zerschmettern
Des Zeitgeist's schreitender Fuß,
Ich würde Dich sterbend vergöttern,
Und sterben . . ."

Schweig! befiehlt der Attaché und schiebt ihn zurück, in Summa, Gräfin, ist Zeitgeist ein Schemen, dem man gern alles Kranke, Verzerrte, Schlechte meinetwegen, das aus einem selber stammt, aufs Conto schreibt. Wie Sie nur darauf kommen! —

Charly Münich fort — noch kaum einen Tag fort, wie doch die Stunden schleichen! Und wenn er zurückkehrte, was dann? Gift seine Gegenwart. Illusion das Glück seiner Nähe. Charly fort und doch unerträglich lang die Stunden, werthlos das Dasein.

Lange saß ich im Strandkorb, die Zeichnungen in den müssigen Händen. Meist war ich allein, denn der Onkel, sich seiner Jagdpassion hingebend, trieb sich auf der See umher und Frau von Thalen machte einen Ausflug nach Helgoland.

Der einzige, der sich ab und an nach mir umsah, war Colin Challis. Den Wünschen der minnigen Frave gewärtig, saß er, die langen Beine weit von sich gestreckt, im Sande zu meinen Füßen und fing sogar an, mir irgend etwas von Carlyle vorzulesen, dessen er in der Leihbibliothek habhaft wurde. Spät am Abend wurde mir ein schwarzberandeter Brief von Christian überbracht. Am achten Tage sei Goswine entschlafen, schrieb er. Er habe mir die Trauerbotschaft mündlich mittheilen wollen, sei jedoch durch den Nachlaß der Verstorbenen noch einige Tage nach der Bestattung in Berlin gefesselt und sehe sich veranlaßt, mich schriftlich zu informiren. Ueber die Trennung von mir, so schloß er, habe ihn die Ueberzeugung, der Verblichenen den Hintritt erleichtert zu haben, hinweggehoben. — So schnell wie thunlich werde er den Onkel ablösen, vielleicht sei es ihm möglich, mir zu meinem Geburtstage seine Glückwünsche persönlich zu bringen.

(Schluß folgt.)

Einiges aus dem Thierleben der nordischen Meere.

Von Dr. Schmeil.

I.

Was dem Bauer der Acker, das ist dem Fischer das Wasser. Je fruchtbarer der Boden, desto höhere Erträge giebt er dem Menschen, und je reicher ein Gewässer an niederen Organismen ist, desto ergiebiger sind auch die Schätze, die es den Menschen liefert; denn jene niederen Wesen bilden die Nahrung für die höheren, im Speciellen für die Fische, auf welche es bei der Teich- oder Flußwirthschaft und der hier in Betracht zu ziehenden Nutzbarmachung des Meeres in aller erster Linie ankommt.

Die Organismen des Wassers theilt man, je nachdem sie festsitzende resp. kriechende, oder activ oder passiv sich bewegende sind, in drei Kategorien ein. Die ersteren bilden das Benthos, das besonders aus den in der Uferregion wurzelnden Pflanzen und den zwischen jenen Pflanzen lebenden oder auf denselben festsitzenden Thieren besteht. Auch die am Boden kriechenden oder im Schlamm lebenden Wesen zählt man hierher. Die activ schwimmenden Thiere (Fische, Wale u. s. w.) bezeichnet man als Nekton, die im Wasser passiv treibenden als Plankton. Von der Menge des Plankton nun hängt die Rentabilität eines Landsees oder eines Meeresabschnittes direct ab. Je reicher ein Gewässer an Plankton ist, desto reichere Erträge an Fischen ꝛc. wird es dem Menschen liefern. Die sichere Bestimmung des Planktonreichthums ist für den Fischer demnach genau so wichtig, wie für den Landwirth eine genaue Untersuchung seines Ackers auf dessen Ertragsfähigkeit hin. Je fruchtbarer der Acker, desto höheren Werth hat er, und je größer der Planktongehalt eines Gewässers, desto werthvoller ist dasselbe.

Wie kann nun der Planktongehalt eines Sees oder gar eines Meeresabschnittes festgestellt werden? Alle die Millionen und Milliarden kleinster Lebewesen zu zählen, welche ein Gewässer enthält, ist nicht möglich. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß die Vertheilung der Planktonorganismen an allen Stellen eines bestimmten Wasserbeckens ungefähr gleich ist. Kennt man daher die Anzahl oder das Gewicht des Planktons einer bestimmten Wassermenge, z. B. eines Cubikmeters, so läßt sich leicht durch einfache Multiplication die Größe des Gesammtplanktons feststellen. Zu diesem Zwecke filtrirt man durch sinnreich construirte Gazenetze ein bestimmtes Wasserquantum und berechnet an der Hand der gefundenen Gewichtsmenge oder der constatirten Zahlen den gesammten Planktongehalt des Gewässers. So fand z. B. Zacharias für den 32 Quadratkilometer umfassenden Gr. Plöner-See in Holstein, daß dessen Planktongehalt am 7. April 1894 die Kleinigkeit von 39 000 Centnern betrug, d. h. also: an diesem Tage waren in dem See 39 000 Centner Fischfutter vorhanden! Die Zusammensetzung des Planktons ist für jedes Gewässer natürlich eine andere; immer aber besteht es aus Lebewesen, zu deren Erkennen unser kunstvoll gebautes Auge nicht mehr ausreicht, aus Thieren und Pflanzen, deren Größe sich nur nach einem oder einigen Millimetern bemißt, aus Gebilden, von welchen oft hundert aneinandergelegt erst eine Linie ausmachen, aus den denkbar zartesten Geschöpfen, deren ganze große Welt ein einziger Wassertropfen ist. Die Anzahl dieser Wesen in einem selbst kleineren Gewässer ist natürlich eine außerordentlich große. So fand man z. B. in einer Wassersäule von 10 m Höhe und 1 m Querschnitt 58 476 000 Individuen einer etwa ½ mm großen Infusorienart (Ceratium) und 700 000 Exemplare einer kleinen Krebsart (Diaptomus), die etwa die Größe von 1½ mm erreicht. Die Anzahl dieser Organismen ist oft so groß, daß durch dieselben ein Wasserbecken roth gefärbt wird.

Den Planktongehalt des Meeres festzustellen und daraus die Rentabilität bestimmter Meeresabschnitte zu berechnen hat man seit einigen Jahren begonnen.

Im Auftrage des Staates unternahm Prof. Hensen eine vier Monate währende Plankton-Expedition durch die Nordsee und den Atlantischen Ocean. Die Resultate dieser Untersuchungen sind zwar noch nicht abgeschlossen, werden uns aber sicher einen Einblick in den Reichthum des Meeres thun lassen, wie er vordem nicht möglich gewesen ist. Durch solche und ähnliche Untersuchungen werden den Fischern die Wege gezeigt werden, an welchen Orten sie sicheren Ertrag an Fischen zu erhoffen haben. Denn der Reichthum unserer nordischen Meere (der Nord- und Ostsee und des nördlichen Theiles des Atlantischen Oceans) wird erst zu einem geringen Theile planmäßig ausgenutzt. Millionen und aber Millionen von Mark liegen noch unbenutzt in jenen Gewässern und harren Dessen, der sie heben soll.

Welche Schätze sind es nun, die der Fischer der Küsten jener Gewässer zu erlangen trachtet? Außer der Auster und dem Hummer, dem Lachse, Aale, Stinte, dem Maifische, den Schollen und Butten und wie sie noch alle heißen mögen, den Schalen-, Panzer- und Schuppenträgern, sind es besonders zwei Thiere, welche in ungeheuren Mengen die Nordmeere beleben: der Hering und der Kabeljau. Diesen beiden wollen wir hier im Speciellen unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Hering tritt in allen nördlichen Meeren bald in größeren, bald in geringeren Mengen auf. Mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit erscheinen an den Küsten in gewissen Monaten des Jahres ungeheure Schwärme dieses geschätzten Thieres, um so schnell, wie sie gekommen, wieder zu verschwinden. Es ist ein seltsames Schauspiel: diese Schaaren glitzernder Fische, welche drängend der Küste zueilen, welche oft so dicht zusammen schwimmen, daß die unteren die oberen über den Wasserspiegel emporheben, daß ein in die Heringsmasse gestoßenes Ruder stehen bleibt, ja, daß selbst Boote in die Gefahr gerathen, über das Wasser gehoben und umgeworfen zu werden. Schon von ferne erkennt der Kundige das Herannahen der Heringszüge an einem hellen Widerschein am Himmel, welcher dadurch hervorgerufen wird, daß die Sonnen- resp. Mondstrahlen von den glänzenden Rücken der Thiere zurückgeworfen werden.

Die ausgestellten Wachen verkünden jauchzend das Ankommen der Thiere. „Die Fische kommen! die Fische kommen!“ Dieser Ruf erfüllt bald das ganze Dorf. Die Männer eilen zu den bereitliegenden Booten, fahren hinaus, den Ankommenden entgegen, und stellen ihnen ihre riesigen Netze entgegen. Unter Scherzen und Singen geht die Arbeit rasch von Statten; die Netze werden nach gewisser Zeit gehoben, die Fische ausgelöst und in das Boot geworfen. Aber nicht allein der Mensch, sondern auch viele Bewohner der See machen auf die wehrlosen Geschöpfe Jagd. Vor allen Dingen sind es die Kabeljaus, Dorsche und Haifische, diese Hyänen des Meeres, welche ihren ewig hungrigen Magen mit ihnen zu füllen suchen. Aber auch Fischsäugethiere stellen ihnen nach und verschlingen sie centnerweise. So kommt es, daß an der norwegischen Küste früher kindlicher Unverstand und Aberglaube in den riesigen Walfischen die Herantreiber der Heringschwärme erblicken konnte.

Unaufhaltsam drängt die wimmelnde Masse dem Ufer zu und fällt dort neuen Feinden in die Hände. An der Küste Norwegens sind oft ganze Fjorde, das sind bekanntlich jene schmalen, oft meilenweit in das Land sich erstreckenden Meeresarme, mit Fischen erfüllt. Schnell sperrt man durch Netze den Eingang derselben ab und hat so Millionen auf einmal gefangen. Mit Schaufeln und Hamen, Körben und Eimern werden die Thiere dann herausgeschöpft.

Am Lande harren die Weiber und Kinder der Beute. Schnell werden die Thiere ausgeweidet, in bereitstehende Tonnen geschichtet und eingesalzen. So ist es an allen Küsten, an welchen man auf unsern Fisch Jagd macht. Doch ist die Menge der Heringe, welche gefangen wird, gar sehr verschieden. In einigen Jahren ist der Fang so groß, daß man ihn kaum zu bergen vermag, in andern dagegen ist der Nutzen nur ein minimaler. Ja, es kommt vor, daß an gewissen Orten, an welchen die Fische früher in gewaltigen Zügen auftraten, jetzt kaum noch so viele erscheinen, daß sich ihr Fang lohnt. Endlich nach geraumer Zeit stellen sie sich wieder in stattlicher Menge ein. So ist es gekommen, daß blühende Küstenstriche verarmten und daß die Fischer vor die Entscheidung gestellt wurden, entweder zu verhungern oder ihre Heimath zu verlassen.

Wann soll man kleinen Kindern das Trinken von Wasser erlauben?

Diese unseren Müttern sehr wichtige Frage ist hygienisch folgenderweise zu beantworten: Es ist ein bei der Bevölkerung und selbst bei Aerzten feststehender Grundsatz, daß ein Kind vor Vollendung des ersten Lebensjahres nichts anderes als Milch oder allenfalls ein anderes flüssiges Nahrungsmittel bekommen darf. Dagegen wird auf folgende Erfahrungen von Kinderärzten aufmerksam gemacht: Das mit der Flasche aufgezogene Kind wurde etwas unpäßlich und hatte leichtes Fieber; es mag sich um Zustände handeln, die bei einem Kinde Durst verursachen. Das Kind schrie, und zur Beruhigung wurde demselben die Flasche gereicht, trotzdem es schon die ausreichende Menge Milch zu sich genommen. Die Ueberschreitung der gewöhnlichen Nahrungsmenge dauerte ein oder zwei Tage, dann trat Diarrhöe und Erbrechen auf, als directe Folge der wiederholten Ueberladung. Allein das Kind hatte gar nicht nach Nahrung verlangt, es war einfach durstig; ein paar Eßlöffel voll Wasser hätten genügt, und die unangenehmen Folgen wären vermieden worden. Man ist von der großen Wohlthat, welche man kranken Kindern durch das Trinken von Wasser erweist, so überzeugt, daß dasselbe nahezu bei jeder fieberhaften Krankheit verordnet wird; es ist überraschend, wie die Unruhe und verschiedene Symptome, die man dem Schmerz und dem Fieber zuschreibt, verschwinden, wenn kleine Wassermengen unmittelbar nach oder zwischen der Nahrung gereicht werden. Bei Sommerdiarrhöen ist in Folge der massenhaften wässerigen Ausleerungen der Verlust an Flüssigkeit für den Körper ein ungeheuer großer. In solchen Fällen nehmen die kleinen Patienten das Wasser mit großer Gier. Während der heißen Monate Juli und August wird das Brustkind leicht zu oft und zu lange angelegt und überfüttert. Würden dem Kinde ein paar Theelöffel Wasser gegeben und das Kind wie gewöhnlich gestillt, so wäre dasselbe zufriedengestellt. Giebt man während der sehr heißen Zeit ein- oder zweimal des Nachts etwas Wasser zu trinken, so wird damit die schädliche Gewohnheit, dem Kinde nachts Nahrung zu reichen, vermieden, das Kind schläft behaglich, und auch die Mutter kann die Nachtruhe genießen. Das Trinkwasser soll kühl, aber nie sehr kalt gegeben werden. Manche Kinder wollen anfangs durchaus kein Wasser nehmen, wenn es kühl ist; in solchen Fällen muß man es natürlich etwas erwärmen.

Verdeutschungen in der Gärtnerei.

Die „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins“, Nr. 12 vom Jahre 1895, bringt folgenden originellen und beherzigenswerthen Vers:

Der letzte Blumengärtner ist
Nun bald gewesen, weil Blumist
Für feiner gilt — und gar Florist!
Hat erst entwickelt der Florist
Sich zeitgemäß als Specialist,
Erleben wir auch noch Rosist,
Veilchist, Nelkist, Tulpist, Palmist,
Chrysanthemist und — andern Mist.

Aepfel-Namen.

Die Krone unter den deutschen Aepfeln gebührt dem edlen Borsdorfer. Dies gilt jedoch nicht von seinem Aeußeren, denn er leuchtet nicht, wie andere Aepfel, goldgelb und purpurroth durch das Geäst hindurch, sondern er ist ganz unscheinbar, und ihn hat Jean Paul im Auge gehabt, wenn er sagt, daß unter den Menschen gerade so wie unter den Aepfeln die glatten nicht immer die besten sind, sondern die rauhen, mit Warzen verunstalteten.

Ueber die Herkunft des echten deutschen National-Apfels ist schon viel gestritten worden. Nicht weniger als vier Ortschaften bewerben sich um den Ruhm, die Wiege dieser köstlichen Frucht zu sein. Aus diesem Grunde könnte man ihn den „Homer der Aepfel“ nennen. Den nächsten Anspruch, seine Vaterstadt zu sein, scheinen die beiden Ortschaften Borsdorf zu haben, das eine liegt bei Meißen, das andere bei Leipzig. Als dritte tritt Pforta bei Naumburg in den Mitbewerb, und weil der deutsche Sohn des Apfelbaumes in Oesterreich „Maschansker“ heißt, so concurrirt als vierte ein böhmisches Dorf um diese Ehre.

Das Land der Wenzelskrone besitzt wohl viele Schätze, aber keinen Marktflecken, der die angeführte Bezeichnung rechtfertigen würde. Diese läßt sich vielmehr darauf zurückführen, daß im 12. und 13. Jahrhundert auch der Meißener Kreis unter der Herrschaft der böhmischen Könige stand; in dem slawischen Idiom, das dazumal im Königreich Sachen gesprochen wurde, hieß der Meißener Kreis „Mischansky Kry“, woraus sich im Dialect „Maschansker“ bildete. Danach wäre er also ein Meißener Kind.

In neuester Zeit bricht sich die Ansicht Bahn, daß er aus dem vorhin genannten Pforta stammt. Man hat nämlich einen Bericht des polnischen Geschichtsschreibers Dlugosch (1415—1480) gefunden, nach welchem die von Herzog Boleslav von Breslau im Jahre 1175 nach Leubus (Schlesien) berufenen Mönche eine Sorte Aepfel mitbrachten, die man „Aepfel von Pforte“ nannte. Daraus hat sich Pfortsdorfer, Portdorfer und schließlich Borsdorfer gebildet. Die Frage, ob er Sachse oder Thüringer von Geburt ist, hat seit dem Jahre 1888 zu mannigfachen Controversen geführt, ohne endgültig gelöst zu sein. — In dem Kopfe eines Ethymologen wäre schließlich ein fünfter Abstammungsort für ihn zu suchen, er soll einst gegen Brustkrankheiten unter dem Namen Brustapfel verwendet worden sein, woraus sich durch Verballhornisirung der Name Borsdorfer entwickelt haben soll.

Das Forschen nach seiner Abstammung läßt sowohl die Obsthändlerinnen als auch unseren Gaumen ganz gleichgültig, darum sei diese hier nicht weiter erörtert. Das eine steht jedoch fest, daß ihn zuerst ein Mönch pflegte, der sich innerhalb der stillen Klostermauern mehr um die Triebe seiner zarten Schößlinge, als um das Weltgetriebe kümmerte. Der Borsdorfer gehört einem der ältesten Aepfelgeschlechter an, er führt darum auch das Adelsprädikat „Edelborsdorfer“; seiner erwähnt schon der Vater der deutschen Pomologie, Valerius Cordus, der im Jahre 1515 zu Erfurt geboren, im Jahre 1544 in Rom starb.

Keine andere Obstsorte erfreut sich solcher Popularität wie der „Edel-Borsdorfer.“ Er schmückt ebensowohl die Tafel des Gourmands, wie er den Wanderer erquickt; er ist zugleich ein Leckerbissen für Alte wie für Junge. Kein Wunder, wenn sich seiner auch die Kochkunst in ausgiebigster Weise bemächtigt hat.

Seine Verwendungs- und Zubereitungsarten sind zahllos. Als Apfelpaste, Apfelgelee, Apfelzucker à la Rouen wird er genossen. In der Normandie bereitet man sogar den Heringssalat mit Aepfeln. Auch anderswo macht man Salat aus säuerlichen Aepfeln und Orangen. Nicht zu gedenken der Compote und Marmeladen, zu denen der Apfel ebenso die Grundsubstanz liefert, wie zu Appert'schen Apfelzucker.

Im Eldorado der Kochkunst — in Frankreich — wird der Apfel in Torten, Beignets, Croquettes, en chalottes, en chartreuse, en chaussons, en crêpes, en pommes meringuées, en pommes au beurre u. s. w. verarbeitet. Daß man allenthalben, namentlich in Belgien, aus ihm Branntwein, Essig und Cider fabricirt, ist allbekannt. Zur vollsten Ausnutzung gelangt er in Amerika, wo man ihn in riesigen Dörr-Apparaten präparirt. Mittelst dieser wurden in einem Jahre nicht weniger als drei Millionen „evaporated apples“ auf den europäischen Markt gebracht.

Eine pomologische Berühmtheit neuester Zeit ist der Bismarck-Apfel. Er stammt aus einem von der Natur reich gesegneten Lande, aus der „Australia Felix“, und zwar aus der Colonie Victoria; er wurde daselbst vor 17 Jahren in dem Thale „Smoky Gully,“ etwa 180 km nordwestlich von Melbourne, in einer Gegend gezogen, die auch geologisch darum interessant ist, weil hier die Basalt- und Silur-Formation aneinander grenzen. Auf einem englischen Pomologen-Congreß wurde ihm der Name des eisernen Kanzlers verliehen.

Des mildesten Geschmackes, großer Saftfülle und herrlichsten Aromas erfreuen sich die Tiroler Aepfel, von denen die besten in der Umgegend von Bozen und Meran gezogen werden. Sie sind an ihrer länglich-spitzigen Form leicht kenntlich. Wenn es einen Apfel giebt, der diese im Geschmack übertrifft, so ist es die französische „Calville,“ von der jedoch — selbst in seiner Heimath — das Stück auf 1 bis 2 Frcs. zu stehen kommt. Von den zahlreichen französischen Apfelarten sei nur noch eine hervorgehoben, nicht ihres besonderen Werthes, sondern ihrer Eigenthümlichkeit wegen. Es ist dies der „Pomme fraise“ (Erdbeerapfel). Der Baum, der diese auffallend roth gefärbte Frucht trägt, wächst nach Art unserer Trauereschen; er läßt nämlich seine Zweige tief herabhängen, während sein Wipfel ein schönes Laubdach bildet, aus dem die Aepfel grell hervorleuchten.

Dieses jüngste Erzeugniß französischer Obstcultur beginnt sich unter dem Namen „Trauerapfel“ weithin Eingang zu verschaffen. — Auch in Deutschland giebt es einen Apfelbaum, der seine Zweige gleich jenem melancholisch zur Erde senkt. Es ist die zuerst bei Danzig gezogene, von den Obstkennern „Elise Rathke“ genannte Sorte; sie zeichnet sich auch dadurch aus, daß die starke, üppig hängende Krone des Baumes sich als Schirm über einen Rundtisch oder über eine offene Laube vortrefflich verwenden läßt.

Obwohl der Apfelbaum nur bescheidene Ansprüche an das Leben stellt, kommt er dennoch nicht überall vor, so fehlt er in dem unteren Theile Süd-Amerikas, in Neu-Seeland, in Süd-Afrika, in Madagascar und in den umliegenden Inseln. Merkwürdiger Weise giebt es daselbst auch keine Getreide-Pflanzen. Ueberhaupt ist die neue Welt von der Göttin Ceres nur spärlich mit unseren Früchten beschenkt worden. Während z. B. Spanien jährlich für 40 Millionen Mark Obst exportirt, liefert die fast zwanzig Mal so starke Union nur selten die Hälfte dieses Betrages für den Weltmarkt, worunter die oben erwähnten Dörr Aepfel eine große Rolle spielen; hingegen müssen nach Nord-Amerika alljährlich für ungefähr 70 Millionen Mark Obst importirt werden. Dennoch befindet sich daselbst der größte Obstgarten der Welt; derselbe liegt auf dem linken Ufer des Hudson (bei New-York) und enthält 24 000 Apfel-, 1700 Birn-, 4000 Kirsch-, 500 Pfirsich-, 200 Pflaumen- und ebenso viele Kastanien-Bäume. Er gehört Robert Mac Kustry und trug ihm an Aepeln allein im Jahre 1878 30 000 Barrels.

Die fruchtspendende Göttin hat ihre Gaben jedoch nicht so ganz ohne Wahl vertheilt. Wenn man die neueren vergleichenden Studien über dieses Thema zu Rathe zieht, so muß man überhaupt an ihrem persönlichen Eingreifen in dieser Angelegenheit zweifeln, denn die bezeichneten Forschungen haben ergeben, daß die Affen und Bären dabei eine wichtigere Rolle spielen als jene Göttin. Wo diese Thiere fehlen, da giebt es nämlich kein Obst. Neuseeland, Süd-Afrika und die anderen obstlosen Gegenden haben weder Affen noch Bären, denn wenn sie solche hätten, so sorgten sie auch für die Verbreitung dieser Früchte.

Unsere Pomologen scheinen genau zu wissen, welcher Apfel seiner Zeit im Paradiese am Baume der Erkenntniß wuchs, denn sie nennen den frühreifen, rothen Margarethen-Apfel auch „Adams- und Eva-Apfel.“ Köstlich muß auch „der alte Sondergleichen,“ „Old Nonpareil“ oder „die unvergleichliche Reinette“ sein. Mit dieser Sorte kann wohl nur „die Königliche von England“, oder „das Wunder der Normandie“, oder „Dümelow's Wildling“ concurriren.

Dichtern seien die „großen Casseler Aepfel“ empfohlen, weil sie in der Obstkunde „Deutsche Mignons“ genannt werden. — Philosophen empfehle ich die „Danziger Kantäpfel.“ Auch für „Prinzen-“ und „Trompeter-Aepfel“ werden sich Leute finden lassen.

Für Offiziers-Tafeln möchte ich die „Moltke-“, „Napoleon-“ und „Alexander-Aepfel“ empfehlen. Für Diplomaten eignet sich selbstverständlich der „Bismarck-Apfel.“

Allen übrigen, hier nicht speciell bedachten Menschenkindern wünsche ich, nicht in den „sauren Apfel“ beißen zu müssen.

Nähmaschinenarbeit und Gesundheit.

Wie die Stuttgarter „Gleichheit“ berichtet, hat unlängst der französisch Fabrikinspector Laporte auf den gesundheitsschädlichen Einfluß der Nähmaschinenarbeit hingewiesen. Er sagte u. a.: „Es ist selten, daß eine Arbeiterin an der Nähmaschine selbst wenn sie kräftig und von guter Constitution ist, lange ihrer Beschäftigung nachgehen kann, ohne brustkrank zu werden.“ Die Inhaberin einer Nähstube erklärte dem Fabrikinspector auf Befragen: „Nach Ablauf von zehn Jahren ist eine Maschinennäherin reif für das Hospital.“ In dem Bericht eines Arztes, der dem Gesundheitsrathe des Departements Seine angehört, und den Laporte citirt, heißt es: „Schon eine zweijährige Thätigkeit an der Nähmaschine genügt, um auch den stärksten Organismus eines Mädchens zu zerstören. Veränderungen der Lage der Unterleibsorgane mit all ihren Begleitungserscheinungen treten ein und noch einige Jahre weiterer Thätigkeit genügen, um die gesündeste Frau zu ruiniren.

Endivien den starken bitteren Geschmack zu nehmen.

Wegen seines etwas bitteren Geschmacks ist der Endiviensalat zuweilen nicht sehr beliebt. Dem kann auf leichte Weise abgeholfen werden. Nachdem man die Endivien zugerichtet und gewaschen hat, bringt man sie in eine Schüssel und schüttet lauwarmes Wasser darüber. In diesem lauwarmen Wasser läßt man den Salat 2—3 Minuten liegen, bringt ihn dann auf einen Durchschlag, damit das Wasser abtropfen kann, und richtet mit Essig, Oel, Salz, Pfeffer und Zwiebeln an. Selbstverständlich zieht das lauwarme Wasser einen Theil der schmackhaften, wenn auch bitteren Säfte aus den Endivien, doch nur auf diese Art ist dem gut gebl ichten Salat vollends die Bitterkeit zu nehmen.

Brennwerth der Hölzer.

Bekanntlich ist der Heizwerth des Holzes im Vergleich zur Steinkohle nur der halbe bis ein Drittel der letzteren. Selbstverständlich ist unter den einzelnen Holzsorten auch wieder ein großer Unterschied in Bezug auf Heizkraft, und deshalb sind die Ergebnisse interessant, die ein französischer Heizingenieur erhalten hat, der mit mit den einzelnen Holzsorten in Bezug auf ihre Heizkraft eingehende Untersuchungen und Experimente anstellte. Allgemein herrscht die Ansicht, daß die sogenannten „harten“ Hölzer das beste Brennholz abgäben, der französische Forscher hat jedoch mit Zahlen bewiesen, daß dies nicht ganz zutrifft, und kommt zu dem Schlusse, daß Lindenholz das beste für Heizzwecke sei, diesem folgen Tanne mit 0,99 Heizwerth in Bezug auf Lindenholz; Ulme, Kiefer und Zitterpappel stehen der Tanne nur wenig nach, dann kommen Weide und Ahorn, die etwa 0,95 von der Heizkraft des Lindenholzes besitzen; Birke und Eiche 0,94, Akazie 0,91 und Buche 0,90. Den Versuchen sind gleiche Gewichtsmengen und sonst ganz gleiche Verhältnisse zu Grunde gelegt worden. (D. Forst-Ztg.)

Blutende Wunden.

Der Landwirth kommt oft in die Verlegenheit, blutende Wunden stillen zu müssen, sei es an seinem eigenen Körper oder bei anderen Menschen oder auch Thieren. Die verschiedensten Mittel werden da mit mehr oder weniger Erfolg angewendet: Spinngewebe, Feuerschwamm bis zum glühenden Eisen und vieles Andere mehr, nur um zum Ziele zu gelangen, das Blut zu stillen. In letzter Zeit wurdt empfohlen, die blutenden Wunden mit frisch gebrannter Asche von Leinwand oder auch Baumwolle zu bestreuen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Rath thatsächlich sehr beachtenswerth ist, denn bald bildet sich nach Anwendung dieses Mittels eine Kruste, das Blut härt auf zu rinnen und die Wunde vernarbt bald. Weitere Proben ergaben, daß Asche von Flachs und Hanf (gehechelt) sowie weichen (natürlich trockenen) Kräutern dieselbe Wirkung hervorruft. Durch Asche von Gräsern, Holz, kurz Pflanzen, die reich an Kieselsäure sind, wird die Kruste spröde und nicht so hilfreich. Ausdrücklich wird bemerkt, daß die Asche frisch gebrannt sein muß.

Weihnachtsgebäck.

Pfeffernüsse. 250 g gesiebten Zucker mit 2 Eiern ¼ Stunde lang stark gerührt. Alsdann 250 g Mehl nebst etwas gestoßenen Nelken, Zimmt, Citronen- und Pomeranzenschalen, Pfeffer und Muskatnuß dazugeben. Dieses alles recht durcheinander gearbeitet, fingerdick ausgewallt, mit einem kleinen, runden Förmchen ausgestochen und 24 Stunden auf einem Blech in ein warmes Zimmer gestellt, alsdann umgekehrt und gebacken.

Zimmthäufchen. Man rühre 250 g gestoßenen Zucker mit 2 ganzen Eiern und 2 Dottern nebst 2 Eßlöffel voll Rum recht flink eine halbe Stunde lang nach einer Seite hin und mische dann 200 g leicht geröstete, fein gewiegte, süße Mandeln, die fein gewiegte Schale einer Citrone, einen Kaffeelöffel voll Zimmt und 150 g Mehl darunter, setzt nußgroße Häufchen davon auf Oblaten, die man auf ein Blech legt und sofort bei mäßiger Hitze gelb bäckt.

Mailänderli. 250 g Butter wird an die Wärme gestellt, bis sie weich geworden, dann rührt man sie mit 250 g fein gesiebten Zucker schaumig, schlägt nach und nach 4 Eigelb und 4 ganze Eier hinein und die fein gewiegten Schalen von einer Citrone. Ist die Masse schaumig, so wird 1 kg gesiebtes Mehl langsam eingerührt, alles auf's Wirkbrett herausgenommen, ca. 1 cm dick ausgewallt, mit kleinen Blechförmchen ausgestochen, mit Eigelb bestrichen und auf einem mit Butter bestrichenen Bleche bei guter Hitze gebacken.

Kleine französische Kuchen. 125 g Butter, 250 g Mehl, 250 g fein gestoßenen Zucker, 30 g Citronat, 10 g Orangenschalen, die Schale einer Citrone schneide man sehr fein und verarbeite dies alles mit einem ganzen Ei und zwei Eigelben zu einem Teige, der sich wergeln läßt; dann rolle man diesen Teig halb fingerdick aus, steche mit einer Form oder einem Glase runde Kuchen aus, lege sie auf ein mit Butter bestrichenes Blech und und backe sie schön gelb.

Weihachtsgebäck. 500 g ausgekernte Haselnüsse werden gerieben und mit 150 g Zucker, einem Stückchen zerriebener Vanille und 2 Eiweiß tüchtig gemischt. Aus dieser Masse formt man beliebige Figuren, setzt sie auf ein mit Wachs bestrichenes Blech und bäckt sie im heißen Ofen.

Hefentorte. 125 g Butter mit 4 Dottern flaumig abtreiben, salzen und 250 g Mehl einrühren, bis es fein verbröselt ist, 15 g Hefe mtt ¼ l lauwarmer Milch und etwas Zucker aufgelöst, leicht einrühren, daß es gerade zusammenhält, ⅔ des Teiges in das bestrichene Tortenblech drücken, mit Marmelade bestreichen, von dem Rest des Teiges ein Gitter darüber flechten, mit Ei bestreichen, die Torte an einem warmen Orte gut aufgehen lassen und langsam backen. Das Eiweiß verwende man zu Mandelhäufchen.

Schwarzbrottorte. 6 Eier, das Weiße zu Schnee schlagen, 125 g Mandeln stoßen, 125 g gestoßener Zucker, für 16 Pfg. Citronat fein verwiegen, 1 Handvoll Brosamen mit Kirschwasser vermischen, etwas Zimmet und Muskat dazu und alles gut durcheinander gemacht. Eine halbe Stunde nach einer Seite rühren und langsam in einer Form backen. (Schweiz. Familienblatt.)

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau

Hausfrauen-Zeitung.

Breslau, 29. Dezember 1895. Neunter Jahrgang. — № 52.

Wochenbeilage zur Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung „Der Landwirth".

Meeres- und Herzensstürme.

Erzählung von Karl Greg.

[Nachdr. verb. D. S. G.]

(Fortsetzung.)

Zu meinem Geburtstage! Mit zitternder Hand fuhr ich nach der Stirn. Wann war er nur —? Am vierzehnten natürlich und das Datum von heute! — der elfte, der zwölfte . . . nein der dreizehnte war heute — morgen also mein Geburtstag —!

Wie vor einem unübersteigbaren Hinderniß machten meine Gedanken Halt; die Kälte großer Angst beschlich mich.

Die Fenster standen auf, ein sehr starkes Rauschen und dann ein lang hinhallender, dumpfklauter Ton drang hinein . . . Der Dampfer von Cuxhaven — Charly!

Mit einem Satz sprang ich auf. Ich wollte hinaus an den Strand — ich wollte — mußte ihn noch einmal sehen, denn morgen . . . morgen . . .

Schon war ich draußen, als es mir einfiel, daß ich ja Trauer anlegen müsse. Ich kehrte zurück, um eine Viertelstunde später in Schwarz vom Kopf bis zu Füßen wieder über die Schwelle zu treten.

* * *

Auf der Marienhöhe traf ich Colin, der den Strand und den Steindamm mit mir abschlenderte, mit großer Umständlichkeit von einem altfriesischen Schenktisch sprach, den er zu erstehen gedenke und gelegentlich versicherte, daß mich die Trauer ausgezeichnet kleide.

Rothgoldig, mattglänzend, versank die Sonne im Westen. Eine abendliche Brise kräuselte die Meeresfläche uund schwellte die Segel der Böte.

Wie wär's mit einer Fahrt in See? meinte Collin. Ihr Onkel ist noch längst nicht zurück und der Abend so herrlich. Kommen Sie!

Unstät umherblickend, folgte ich ihm nach der Schiffsbuhne. Hoffen und Fürchten durchfieberten mich — von Münich nirgends eine Spur.

Colin, meinen Shawl tragend, half mir in die Schlupp und verhandelte mit den Schiffern. Vor mir, von der satten Schönheit des Sommerabends übergossen, lag das Meer. Wie im tiefen Schlaf dehnte es den Riesenleib, es athmete Frieden und Hoheit. Die Wellen schienen des Gespieles überdrüssig: müde strichen sie dem Strande zu.

Ich stand am Bug und blickte in die jaspisgrüne Fluth.

Komm herab, hier ist's so kühl . . . sangs zu mir empor. Ich athmete tief auf und hob die Arme. O, wer dem Meere ans Herz sinken könnte, ans weite, hochschlagende — und ruhen, schlafen.

Aber ich dachte nicht weiter, denn ein plötzliches, heftiges Schwanken der Schaluppe warf mich zur Seite. Wasser floß über Bord. Und ehe noch der Schreck überwunden und das Schiff wieder ruhig war, umfaßte mich jemand mit festem Griff. Er wars — Charly!

Verzeihen Sie, stammelte er, mich zu meinem Sitz führend. Vom Strande aus sah ich Sie einsteigen, wenn ich mit wollte, galt's schnell sein, und ich wollte mit! Sie sind in Trauer, Gräfin?

Meine Schwägerin starb, entgegnete ich, und sah zu, wie die Fluth unter unserem Schiffe hinrollte und wie das Land zurückwich.

Und wann kommt Graf Brügge, fragte er rauh.

Mein Mann, betonte ich, schreibt mir, daß er vielleicht schon morgen zu meinem Geburtstage hier sein werde.

Ach — für Sie sehr . . . Er setzte den Satz nicht fort, sondern wandte sich an Colin und erzählte diesem von Hamburg.

Die Rastlosigkeit, die mich in Charlys Nähe immer überkam, beschlich mich auch jetzt, und so bat ich mir in Ermangelung meines Skizzenheftes Colins Portefeuille zur Benutzung aus.

Dieser reichte es mir bereitwillig. Aber der Bleistift ist leider verloren gegangen, sagte er.

Da nehmen Sie meinen Krayon, bat der Oesterreicher, stand auf und setzte sich neben mich. Anch' io sono pittore! wenn auch nur mit dem Gefühl. Natur und Kunst haben einen Sklaven an mir.

Die Schiffer kauten Tabak, stärkten sich mit Doornkaat und stimmten dann ein Lied an. — Colin machte sich's nach Möglichkeit bequem, und unter meinen Händen entstand ein winziges Bildchen: See und Wolken und eine felsige Küste.

So ist's bei uns, sagte ich und strichelte weiter; Münich aber zog mir das Buch unter den Fingern fort: Lassen Sie's genug sein, bat er und reichte es mir wieder. So — dahin schreiben Sie: M. B. fecit. Ich that's und schweigend trennte er das Blatt aus dem Portefeuille und nahm es zu sich.

Der Nordseestrand, der eine echte Perle barg, sagte er, und legte mir das Tuch um die Schultern. Unfaßlich, daß Sie selbst beim Zeichnen Handschuh tragen.

Ich sah auf meine schwarz-bekleideten Hände und nestelte die Knöpfe auf.

Ich hasse den Handschuh, fuhr er fort. Er, mit dem jetzt vor allem die Damenhand verwachsen scheint, ist in Wahrheit nicht viel mehr als ein cache-misère. Die Empirezeit, die Wäscherinnen in Herzoginnen und Kellner in Könige umschuf, machte ihn zum nothwendigen Uebel.

Ich zupfte an den Fingern und ehe ich mich's versah, nahm Charly meine Hände, streifte ihnen die Handschuhe mit Gewalt ab, ballte sie zu einem Knäuel zusammen und warf sie in die Fluth.

Einigermaßen erstaunt über dieses spontane Gebahren, blickte ich auf meine Hände, die milchweiß sich von meinem Kleide abhoben. Was sah ich da! — Leer der Goldfinger meiner Rechten — mein Trauring fort! —

Mit den Handschuhen weggeschleudert! schrie ich. Mein Trauring!

Die Schiffer hielten mit Singen inne. Das bedeutet nichts Gutes meinte der eine und schüttelte den Kopf, und Colin erhob sich und sah nach der Stelle, die das Kleinod verschlungen. Something is rotten in the state of Danemark, murmelte er und setzte sich wieder.

Eine Weile war's still.

Gräfin, begann Charly dann — seine Stimme zitterte — befehlen Sie . . . ich springe nach . . .

Lassen Sie den Unsinn, versetzte ich kalt und trocknete meine Thränen.

Er faßte meine Rechte und preßte sie an die Lippen. Ich empfinge meine gerechte Strafe — ich stürbe für Sie —

Genug davon, sagte ich knapp, ihm die Hand entziehend, im übrigen, Herr Vetter, hat Niemand das Recht, sein Leben für einen anderen zu lassen.

Das Recht! Er zuckte die Achseln. Aber ist uns denn nicht der Wille gegeben?

Mit Vorbehalt ja!

Er lachte. Einen unterdrückten, durch Sitte, Moral, Religion und Gott weiß was unterdrückten Willen meinen Sie? Gut! Wenn er nun über die Schwingen hebt und die Schranken übersteigt?

Dann ist es Wahnsinn!

Er sah mich mit großen Augen verständnißvoll an. Haben Sie ihren Willen niemals gefühlt? fragte er.

Da bäumte sich's in mir und ich zerrte an meinen Ketten. Nie, kam es mir auf die Lippen, die anderen wollten und ich fügte mich! Aber ich drängte die Worte zurück und rief mit gemachtem Scherz: Einem armseligen Ringe nachzuspringen — ha, ha, ha — als wenn Ihnen nicht mehr am Dasein läge!

Er war sehr ernst. Früh sterben, begann er; im Augenblicke, wo das Glück seinen Höhepunkt erreicht hat, das dünkt mich bestes Gnadenpfand. Sterben im Frühling, wo alles knospt und blüht — ehe Gewohnheit wie Staub auf den Genuß, Uebersättigung wie Frühreif auf die Wünsche fallen; ehe die Blüthen verwehen und die Früchte auf eine Enttäuschung deuten. Mit einem Worte: sterben, ehe die Mittelmäßigkeit Perfection verdrängt.

Der Mond, der vor kurzem noch gleich einem Wölkchen im Weltenraume geschwebt hatte, färbte sich golden. — Wir machten kehrt; Colin wies mir neben sich einen geschützten Platz an und ich setzte mich seitwärts, blickte auf die dunkle, mondbeschienene Fläche und hörte den Schiffern, die von nahe bevorstehender Sturmfluth schwatzten, mit halbem Ohre zu.

Allmählich nahte das Ufer, schon drang die Musik vom Strandhotel zu uns herüber, erst nur in verworrenen Klängen, die im Rhythmus des Meeres verschwammen, bald aber als ein selbständiges, vernehmbares Ganzes. Aus Bizet's „Carmen" wurde gespielt:

Da standest Du vor meinen Blicken,
Klar fühlt' ich, es war um mich gethan,
Du meine Wonne, mein Entzücken!
Dein ist mein Herz und ewig Dir gehör' ich an.

Gräfin Margit! Ich fuhr herum und sah in Charly's bleiches, sehr erregtes Gesicht. Glauben Sie an die Liebe auf dem ersten Blick?

Nur mir verständlich hatte er gesprochen, mir gleichsam jedes Wort in die Seele raunend. Ein Athemzug noch aus tiefer, überlasteter Brust und ich hatte keine Kraft mehr zu verbergen, zu lügen. —

Ja, flüsterte ich zurück, ja.

Die Schaluppe legte an; Charly verabschiedete sich hastig und Collin geleitete mich nach Haus.

Hier fand ich den Onkel, der in eine Zeitung vertieft, vor dem zum Abendbrot hergerichteten Tische meiner wartete.

Ich bestellte den Thee, und mich neben ihn setzend, erzählte ich von Goswines Tode und Christians in Aussicht gestelltem morgenden Kommen; die Segelpartie, von der ich heimkam, berührte ich nur flüchtig.

Der Onkel legte die Zeitung beiseite und kratzte sich den Kopf. Ganz gut, daß es für mich aus ist, meinte er; es ist weiß Gott Zeit, daß ich zu Haus wieder nach dem Rechten sehe! Außerdem ist Christian auch besserer Schutz und bessere Gesellschaft für Dich, als ich alter Kerl! Ja, wenn die Jagd nicht wäre — zum Henker! Liegt mir freilich verdammt wenig d'ran, aber dem Zureden, dem widerstehe 'mal einer! — A propos, eins noch! Er richtete sich auf und rollte die Augen: „Ich möchte Dir doch rathen, Dich vor dem Münich etwas in Acht zu nehmen! Ein ganz netter Kerl soweit, aber leichte Waare, und bis über beide Ohren in Dich vernarrt."

Aber Onkel! . . . . Ich versuchte einen Einwand, jedoch die Stimme versagte mir.

Spar' Deine Worte, brummte er. Wer mi for dumm köfft, der hat sin Geld umsüß utgäben.

* * *

Es war Tag's darauf — mein Geburtstag . . .

Ich saß in meinem Zimmer, Stunde um Stunde — der Onkel war in der Schießbude, war auf See — ich saß, die Hände im Schooß und wartete — auf was? — auf meinen Mann, auf mein Verhängniß — was weiß ich . . .

Auf dem Tische neben mir lag ein Strauß Malmaison-Rosen mit Charly's Karte daran. Der süßlich-fade Geruch, der ihm entstieg, machte mir Kopfschmerzen.

Der Morgen und Mittag waren unter Regen verstrichen; der Nachmittag neigte sich dem Ende zu und das Wetter nahm noch keine Wendung zum Besseren. Vor einer Weile hatten sich der Onkel und Colin Challis zur Ankunft irgend eines Schiffes — das Christian, wie sie voraussetzten, benützen würde — nach der Landungsbrücke begeben. Ein Dampfer hatte sich vor wenigen Minuten gemeldet; wenn's der erwartete war, so konnte Christian in einer Viertelstunde hier sein. Das Fenster stand offen, doch wie ich auch hinaushorchte, nichts als die See und das Rauschen des Regens war vernehmbar. — Aber plötzlich knirschte das Pflaster unter schnellen Schritten, die Hausthüre flog auf und zu.

Frau Gräfin einen Moment zu sprechen? hörte ich's fragen. Das war Charly's Stimme.

Wenige Augenblicke darauf standen wir einander gegenüber. Er athmete rasch; Schatten lagen unter seinen Augen und sein Blick war glanzlos.

Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen, begann er.

Sie reisen? — Wohl ein plötzlicher Entschluß . . .?

Morgen, das heißt wenn der Sturm ausbleibt, der signalisirt ist.

Ich denke, längeren Urlaub zu nehmen und die Welt zu umsegeln.

Ach! — Mir schwanken die Kniee; aber scheinbar gleichgültig streckte ich ihm die Hand hin. So leben Sie wohl, sagte ich, und . . . und für die Rosen noch meinen Dank . .

Seine Brust hebt sich rascher, sein heißer Athem streift meine Stirn. Margit, Margit! stößt er hervor und dann liegt er vor mir auf den Knieen, seine Finger umklammern die meinen.

Entsetzt trete ich zurück, meine Hand gewaltsam befreiend. — Mein Herr, Sie werden mich augenblicklich verlassen, rufe ich. Sie sind von Sinnen, Baron!

Aber er rührt sich nicht.

Charly, ich befehle Ihnen, Sie gehen, fahre ich in wachsender Pein fort; der Onkel, mein Mann, Colin, sie alle können jeden Moment eintreten und dann . . . denken Sie nur . . . und dann —

Ein wilder Schmerzenston dringt zu mir auf. Ein Verbrechen, knirscht er, ein Verbrechen Dich ihm zu geben, dem alten, ungeliebten Mann, Margit, mein Abgott, erhör' mich, Margit, geh' mit mir . . .

Seine Augen hängen an meinen Lippen. Hat er die schlimmen Worte gesprochen? Gott sei's geklagt — er hat's. Doch nicht er, der vornehm stolze Charly, sondern ein todtwunder, delirirender Mann.

Namenloses Mitleid erfüllt mich. Mir ist's, als müsse ich ihn empor ziehen, ihm das wirre Haar aus der Stirn streichen, ihn zur Ruhe sprechen! Baron Münich! flehe ich, um Gottes Willen! . . . Aber er läßt mich nicht ausreden.

Sag', liebst Du mich? ruft er leidenschaftlich, faßt eine Falte meines Kleides und zieht mich an sich.

Schweigen Sie, fahre ich auf und erneute Angst treibt mir das Blut zum Herzen. Ich will alles verzeihen, vergessen . . . Sie sind . . . Sie sind ein Extrem . . . aber gehen Sie! Wie ein Papagei seine Worte, so bringe ich die meinen hervor. Fliehen Sie diese wahnsinnige Liebe — dasselbe Schicksal, das uns zusammenführte, hat uns schon für ewig getrennt!

Er springt auf. Ich lache dem Schicksal in's Angesicht, ruft er, bah — laß uns selbst unser Schicksal sein.

In königlicher Haltung, befehlend, bewußt, steht er vor mir, in seinen Augen glimmt ein Funken des alten Glanzes, die Ruhe sehr großer, moralischer Kraft glättet seine Züge.

So stehen wir Auge in Auge, kaum daß ein Athemzug die Stille durchdringt. Und allmählich beschleicht mich ein seltsames Empfinden: meine angespannten Glieder fallen in sich zusammen und nur mit Aufwand meiner letzten Kraft klammern sich meine Füße am Boden fest. Mein Kopf zuckt in den Nacken, meine Hand zeigt nach der Thür. Ich fühl's, ich widerstehe Dir nicht länger, stammelte ich. Geh' . . . ich beschwöre Dich . . .

Kein Laut kommt über seine Lippen; über dem sprühenden Auge senken sich die Lider — die Nüstern blähen sich weit — Nerv, das ganze. — Ein tiefer Athemzug noch, dann fällt eine Thür zu, und ich bin allein . . .

* * *

Ob Minuten, ob Stunden vergingen, ich wußte es nicht, mir schwand der Begriff: Zeit. — Abendschatten sammelten sich in den Ecken und krochen an den Wänden entlang. Die See brauste dumpf und die Tropfen klatschten wie vorher auf das Backsteinpflaster.

Wurden nicht wieder Stimmen laut — nicht Schritte —? Die Klinke bewegte sich, im Thürrahmen stand Christian . . . Schauffirt, von der Reise mitgenommen, sonst der Alte; die Wiedersehensfreude auf dem Gesicht.

Endlich, mein Kind! rief er herzhaft und trat näher. Der Onkel und Colin folgten ihm.

Langsam, zitternd erhob ich mich, streckte die Hände aus, schleppte mich vorwärts. Zwei, drei Schritte aber vor Christian stand ich wie gebannt — ich konnte nicht weiter. Die Arme sanken mir am Leibe herab und ich taumelte zu meinem Sessel zurück. — — —

Die Lampe stand auf dem Tisch und beschien die blassen, braunrandigen Rosen; ich saß zusammengekauert auf demselben Fleck; Christian durchmaß mit langen Schritten das kleine Gemach und der Onkel und Colin waren ihrer Wege gegangen.

Hat mein Frauchen sich nach mir gebangt? Bekommt ihm die Norderneyer Luft nicht? Hat es das Baden übertrieben? oder was fehlt ihm sonst? All' diese Fragen hatte Christian, mein Gesicht zwischen den Händen, unbeholfen zärtlich an mich gerichtet. Ein Kopfschütteln war meine Antwort gewesen.

Jetzt blieb er am Tische stehen, griff nach dem Boukett und las die Karte. Mechanisch, gedankenlos that er's. Wie gequält er dreinschaute. Nichts war ihm von jeher unerträglicher gewesen, als mich leiden zu sehen.

Klag mir's, mein Herz, begann er von neuem.

Ich kann's ja nicht.

Er sah mich lange an, legte den Strauß auf den Tisch und behielt die sich lösende Karte in der Hand. Du scheinst sehr nervös, mein armes Kind! Warum in aller Welt habt Ihr keinen Arzt befragt?

Wieder schüttelte ich den Kopf. Du hättest mit mir gehen, mich nicht von Dir lassen sollen, schluchzte ich. Christian . . meine Stimme erstickte. Er begriff so langsam, aber er mußte es erfahren, jetzt, jetzt endlich — zum ferneren Schweigen gebrach mir die Kraft.

Ich griff ihn beim Arm und zog ihn nahe zu mir heran. Daß es mein Gatte war, der das graue Haupt jetzt an meine Lippe neigte, vergaß ich momentan. Christian — er — er ist die Sonne, stotterte ich, halb wirr, und ich sah ihn schon damals im Opernhaus und konnte ihn nicht vergessen — und sagte Dir nichts — o, hätte ich Dirs gesagt! — Hör mehr noch, hör Alles, Du sollst, Du mußt — und ich sah ihn hier, und er gestand mir, daß er mich liebe, und ich hieß ihn gehen, und nun — nun glaub ich, ich ertrags nicht.

Als ich schwieg, richtete er sich auf und trat zurück.

Wer ists? fragte er tonlos.

Ich wies auf die Karte in seiner Hand.

Da durchrann ihn ein Zittern, sein Gesicht färbte sich purpurn, er faßte mich an den Schultern und schüttelte mich. Einen Andern liebst Du — Du — mein Weib, mein alles, schrie er. Verrätherin an Liebe und Treue Du . . Die Stimme versagte ihm, er ließ mich los, und in ohnmächtiger Angst sank ich in mich zusammen.

Tödte mich, wenn Du willst, schluchzte ich auf, aber schweig — schweig — schweig — Du bist mein einziger Freund und — ich schwöre es Dir — trotz allem hab ich Dich lieb . .!

Ein rauhes Lachen gab mir Antwort. Mit eiskalten Fingern griff er nach meiner Hand und schleuderte sie von sich, Lügnerin, preßte er hervor und stürzte zur Thüre hinaus.

* * *

Die Lampe brannte trübe, flackerte auf und erlosch. Wie spät mochte es sein? Mitternacht? weiter schon? — Vor einer Ewigkeit war der Onkel heimgekehrt; er hatte sich direkt auf sein Zimmer begeben.

Ich raffte mich auf, tastete nach meiner Schlafstube und legte mich, ohne mich zu entkleiden, auf mein Bett. Der Wind heulte und rüttelte an den Jalousien und die Nacht war schwarz.

Mit brennendem Kopfe und vor Kälte zitternden Gliedern lag ich da, müde allen Jammers, todtmüde. — Ab und an meldete eine Uhr die Zeit, ich zählte ihre Schläge nicht. Und allmählich wurde das Schwarz zu Grau und aus diesem dämmerte allerhand Schemenhaftes hervor, nahm Form an und wurde erkenntlich. Der Tag stahl sich herab und mit dem werdenden Lichte kehrte mir das Empfinden voll zurück.

Lügnerin, gellte es mir in den Ohren. Scheußliches Wort — und der mich so nannte, war mein Gatte, mein Christian!

Ich warf mich zur Seite, der Wand zu. Ich wallte dem jungen Tage nicht ins Antlitz schauen, mir graute vor ihm.

Ticktack, ticktack, summte die Dielenuhr, die mit immer mehr Schlägen die Zeit kündete. Im Hause wurde es lebendig.

Scheu, wie ein verfolgtes Wild kroch ich in mich zusammen und bedeckte mit den eiskalten Händen die heißen lichtscheuen Augen.

Lügnerin! O, wie tödlich mußte er getroffen sein, ehe er, mich gleichsam von sich schleudernd, so mich nennen konnte. — Ob er Recht hatte! — Ich war nicht fähig, mir darüber klar zu werden; aber unfaßlich wars, untragbar, und heftiger preßten sich die Hände gegen die pochenden Schläfen.

Schweren Schrittes kam jemand die Treppe hinab, schlich über den Korridor und trat in unsern Salon. Die Thür, die diesen von meinem Schlafzimmer trennte, stand auf — mein geschärftes Ohr erkannte Christians Tritt.

Reglos blieb ich liegen.

Da nahte es auf leisen Sohlen — kam bis zu mir heran. Mit sanfter Gewalt wurden meine Hände von den Augen herabgezogen, ich sah empor, ich sah in Christians Antlitz. Und er lächelte mich an mit dem Lächeln des Besiegten.

Ich war hart zu Dir, sprach er mit versagender Stimme, aber — ich — ich war ja stets so stolz auf Dich gewesen! — Min arm lütt Deern, wie jammervoll Dich friert! Komm wechsele die Kleider und deck Dich zu und schlaf; hast sicher auch 'ne schlechte Nacht gehabt!

Ich richtete mich auf, faßte nach seiner warmen Hand und barg den Kopf an seiner Brust. Christian! stammelte ich und hätte ebensowohl: meine Mutter zu ihm sagen mögen. Es wird vorüber gehen — hilf mir — glaub mir nur — —

Er fuhr mir mit leisen Fingern über den Scheitel. Ich will Dir helfen, und ich glaube Dir, nur schweig jetzt und schlaf, mein armes Kind.

Aber ich sprang mit einem Satze vom Bette auf und dehnte die steifen Glieder. Laß uns hinausgehen, bat ich, ich halts nicht mehr aus hier drin!

Hinaus; nach dieser Nacht — Du! — Es ist Sturmfluth obendrein, unmöglich —

Doch, doch, beharrte ich. Je mehr die Elemente toben, um so lieber solls mir sein! die Pein ist zu groß für das enge Gemach; laß uns hinaus.

Er widersprach nicht mehr; schweigend rieb er meine Stirn mit Kölnischem Wasser, schweigend ging er, kam mit einer Flasche Cognac zurück und flößte mir davon ein. Dann half er mir in meinen Regenpaletot, hieß mich den Biberkagen umthun und drückte mir den Filzhut in die Stirn. An seinem Arm verließ ich das Haus.

Der Sturm wüthete arg; zerrissene Wolken bedeckten den Himmel, hingen tief und jagten sich. Das Meer war schwarzgrau; Woge thürmte sich auf Woge und hochauf spritzte der Gischt. Ein Regenschauer prasselte hernieder.

Wir gelangten auf den Steindamm; kaum vermochte ich dem Nordwest Stand zu halten und fester noch hing ich mich an Christians Arm. Der Strand war kaum sechs Meter breit, aber dennoch stiegen wir hinab.

In der Vittoriahalle saßen etwa ein Dutzend Herren, die das interessante Schauspiel durch Gläser betrachteten, sonst ringums kein Mensch. Die Frühe und das Unwetter hielt jeden im Hause.

Laß uns nur immer weiter rechts gehen, der offenen See zu, bat ich.

's wäre besser, wir kehrten um, meinte er, um Deinetwillen.

Aber ich zog ihn mit mir fort. Komm, quälte ich, daheim ists nur noch schlimmer.

Er legte den Arm um mich und nahm mich mit in seinen Havelock. Tapfer ging es vorwärts.

Denkst Du noch an unseren letzten Tag zu Haus? fragte er plötzlich. Da stieg auch ein Wetter auf und Du kämpftest mit ihm.

Ich nickte. Aber nicht so hart wie heute; damals zogs vorüber.

Es war eine Galgenfrist, sagte er leise, und ich fühlte es, wie er seufzte.

Der Schaum spritzte weithin; nicht selten leckten die Wellen unsere Füße. Der Regen hatte nachgelassen; ein Sonnenstrahl brach durch das Gewölk, huschte über die Brandung und schwand.

Immer schmäler wurde der Strand; schon gingen wir hart unter den Dünen her. Tief athmend blieb ich stehen.

Umkehren? fragte er.

Noch nicht. Ich legte die Hand aufs Herz.

Christian — es schmerzt so sehr —

Er nickte und wir gingen weiter. Ich weiß es, mein Kind.

Du —! Wie eine Offenbarung kam es über mich. Liebst Du mich denn wie ich ihn . .

Schweig! Ich liebe Dich mehr . .

Ich neigte mein rothgepeitschtes, glühendes Antlitz und er fuhr fort: Ich wüßte kein Opfer, das ich nicht für Dich bringen, keine Qual, die ich nicht für Dich ertragen könnte! Erzähl mir . . er brachte die Worte gewaltsam hervor, von ihm . . sag mir . .

O, er ist schön, fiel ich ein.

. . und gut? fragte er, und ich fühlte seinen Herzschlag.

Ich besann mich eine Weile. Ja . . aber Du bist besser, viel besser, sagte ich dann. Sahst Du schon das Schiff dort — es scheint in Noth.

Er folgte der Richtung meiner Hand und musterte das Fahrzeug mit

fachkundigem Blick. Es ist verloren, wenn nicht Hilfe kommt, meinte er. — Wir bogen um einen Dünenvorsprung und gewahrten in geringer Entfernung eine Anzahl Leute, die ihr Augenmerk dem bedrängten Schiffe zurichteten. Wir gingen hinzu.

Was giebts? fragte Christian.

Ein Torfschiff, das auf eine Sandbank gerathen ist und durch die Fluth wieder flott wurde, entgegnete einer der Männer, die Hände in den Taschen, Gleichmuth auf dem Gesicht.

Und nun ist es leck, fuhr Christian fort, und Ihr seht zu, wie es sinkt, und rührt Euch nicht!

Die Schiffer zogen die Achseln bis zu den Ohren hinauf.

Des Todes ist, wer sich hinauswagt, meinte einer und der älteste unter ihnen, ein verwitterter Greis schüttelte bedächtig das Haupt. Wollte mein Leben wohl drangeben, wenns zu was nützte, sagte er. Aber seh nur einer den Seegang.

Kalte Ueberlegung spiegelte sich auf Christians Zügen. Er musterte das Rettungsboot, das man herbeigeschafft hatte und wandte sich wieder zu den Leuten. Ich möchte es wagen — wer geht mit mir? rief er.

Aber niemand meldete sich, Zeichen des Unwillens wurden laut, und ich faßte ihn beim Arm und beschwor ihn, von solchem Vorhaben abzulassen.

Er sah mir tief in die Augen. 's ist meine Pflicht, sagte er, koste es was es wolle, und zu den Leuten gewandt: noch einmal: sechs von euch fordere ich auf, jenen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen! Niemand rührt sich — gaffend steht Ihr da, und Ehre und Pflicht sind zum Henker gefahren. Vorwärts, Leute — Muth! Ich weiß Bescheid auf dem Wasser und so wahr mir Gott helfe, bringe ich Euch heim und jene Unglücklichen dazu.

Vier Burschen traten zögernd vor. Wir wollens wagen, sagten sie.

Und nun noch zwei — schnell, 's ist Zeit. Christian hielt Umschau, doch keiner rührte sich. Da zog er die Börse. Schaut her, ein fürstliches Entgelt schwöre ich jedem zu, der mit mir hinausfährt, rief er laut.

Jetzt gesellten sich noch zwei andere den vier ersten bei; sie waren Familienväter, aber das Geld für sie von um so größerer Anziehung.

Nun ans Werk! befahl Christian und warf Mantel und Rock ab.

Voll namenloser Angst blickte ich auf die brüllende, entfesselte See.

Komm wieder, um meinetwillen, stöhnte ich.

Er zog mich an sich, sah mich lange selbstvergessen an und nickte. Du hast ein Recht glücklich zu sein, sprach er unheimlich ruhig, ich selbst habe Dir's gesagt.

Ich verstand ihn nicht.

Küß' mich, bat ich ihn.

Er that's. Leidenschaftlich wie nie preßten sich seine Lippen gegen meine Stirn. Ich vergebe Dir, flüsterte er.

Da umschlang ich ihn fester. Sag's noch einmal! flehte ich, und er wiederholte feierlich: ich vergebe Dir . . .

Einen Moment noch hielt er mich umfaßt. Und kehre ich nun nicht zurück sagte er langsam, abgerissen, so werde glücklich . . . und kannst Du's nicht . . . werde gut.

Eine grauenvolle Ahnung beschlich mich. Was hatte er damit sagen wollen —? Aber schon war er fort und nichts rief ihn mehr zurück. —

Er saß an seinem Ruder, die Schiffer desgleichen, das Boot wiegte sich auf den kurzen Uferwellen. Vorwärts ging es; die Leute arbeiteten todesmuthig, maschinenhaft; er dachte für sie.

Der versteht's, hieß es. Nur immer tapfer voran, das Wrack sinkt, die Mannschaft klammert an den Masten — nur zu —

Wie eine Nußschale erschien das Boot, Berge von Wasser wälzten sich ihm entgegen.

Noch hat er's in der Hand, frohlockte einer, Hut ab vor ihm.

Die Wellen gleichsam ersteigend, schoß das Boot dahin. Es nahte dem Ziel. Ein Hurrahruf derer am Ufer übertönte die Brandung. Hatten ihn die Tapferen vernommen? Hochaufgerichtet stand Christian da und schwenkte die Mütze.

Und nun eine kleine Weile nur noch und er war zur Stelle. Die Schiffbrüchigen, den Zusammenstoß fürchtend, sprangen über Bord; Taue holten sie ein.

Gerettet! hörte ich es zwei- — dreistimmig hinter mir rufen. Abwarten! hieß es dazwischen. Jetzt läuft das Boot vor der Brandung her — da ist die Gefahr noch größer.

Die Rückfahrt begann; Woge auf Woge rollte unter dem Kiele fort. Das etwa zwanzig Mann tragende, an sich schwere Boot leistete trefflichen Widerstand. Ein neuer Windstoß fuhr heran; kaum daß wir am Ufer zu stehen vermochten.

's dreht bei! schrie der alte Schiffer, trat zu mir heran und faßte mich beim Arm.

Ich regte mich nicht; mit Falkenblicken verfolgte ich jeden Ruderschlag. Der Bug war tief ins Wasser gedrückt, das Heck emporgeworfen.

Gott helfe, stammelte der Alte, den Hut lüftend. End' über End' würd's schlagen, wäre der Bug nicht so hoch.

Wäre mein Mann nicht an Bord! versetzte ich und blickte muthvoll stolz in des Sprechers runzliges Antlitz.

Schon hemmten sie die Fahrt; schon wurden die einzelnen kenntlich.

Gottlob! stieß ich hervor, aber der Alte wiegte bedenklich den Kopf. Wenn's Einlaufen nicht wäre! und wieder murmelte er: Gott helfe.

Näher und näher kommt das Boot, die Uferwellen brechen sich vor ihm. Christian lenkt es meisterlich. Aber was ist das — es springt Jemand über Bord. Er selbst ist's, Christian! und zwei der Leute thun es ihm nach. Sie schleppen das Boot dem Strande zu, er schiebt, er stößt, und und wie er die Glieder zu härtester Arbeit anspannt, wie die Elemente toben — eitel Friede liegt auf seinem Angesicht. Sein Blick sucht mich — ich sehe es nicht, ich empfinde es blos. Da lassen seine Hände das Boot fahren; er sinkt zurück; die Fluth rafft ihn auf . . .

Die Mannschaft sieht's und hält mit rudern inne. Nun winkt es aus dem Wasser: Vorwärts, spricht die abwehrende Hand, was kümmert Ihr Euch um mich! Sein Kopf taucht auf, taucht unter. Welle auf Welle rollt über ihn.

Sie rudern zurück — sie werfen ihm ein Tau zu — er greift danach — faßt es — läßt es fahren —

Un dann ist er nicht zu sehen — Secunden, Minuten verstreichen, da wirft ihn eine Welle dicht am Heck empor, sechs, acht Arme greifen ihn und ziehen ihn ins Boot.

Sie kommen heran; Ketten klirren, Taue rasseln; die Geretteten springen über Bord, waten dem Strande zu; ein erneutes Hurrah erschallt.

Mit den Füßen im Wasser, dicht neben dem greisen Schiffer stehe ich — die Hände in einander gekrampft, lautlos. — Plötzlich aber halte ich mich nicht mehr. Christian! schreie ich auf und will dem Boote zu, jedoch der Alte zieht mich zurück. Sie kommen, sagt er.

Und sie kamen. Leblos lag er auf ihren Armen, schlaff hing sein Kopf herab.

Sie waren rauhe Schiffer, die vier, die ihn trugen, aber die Thränen rollten ihnen über die Wangen und sie sagten kein Wort.

Zu meinen Füßen legten sie ihn nieder; von seinen Händen rann das Blut und färbte das Uferwasser. Sein stilles, bleiches Antlitz war dem Meere zugekehrt.

Alles drängte herzu; der Alte aber kniete nieder, betastete, behorchte ihn — er suchte nach etwas, das sich nicht finden ließ.

Dann stand er auf und seine Lippen formten ein Wort, das klang wie: todt . . .

Wie betäubt stierte ich über die Brandung hinweg dem Wrack zu. Die Sonne brach durch; silbern glänzte der Schaum und die schwarzgrauen Wassermassen leuchteten wie Smaragd.

Und mich zogs geradeaus — mit dämonischer Gewalt, unwiderstehlich. — Ich schritt vorwärts — ein schweres Etwas hemmte meinen Fuß — sein Leichnam! — Da schrie ich verzweiflungsvoll. Zwei Arme ergriffen mich und was ich dann noch vernahm, war nur des Alten muthloses: Gott helf. . . .

* * *

Ticktack, ticktack summte die Uhr und schleppte die Stunden zum Ziel — ticktack summte sie das ewige Grabesgeläute der Zeit.

Die Augen weit offen, lag ich im Bett, trotz warmer Kleider und Decken frostgeschüttelt.

Das weiße Haupt gebeugt, thränenlos schluchzend, hatte der Onkel bei mir gestanden, dann ein fremder Mann, der, da er meinen Puls fühlte, wahrscheinlich ein Arzt war, dann Colin. Sie waren gegangen, denn Ruhe, Ruhe, hatte der Fremde befohlen.

Im „Salon", dessen Thüre nach meinem Schlafzimmer offen stand, saß die Jungfer. Von Zeit zu Zeit erschien sie auf der Schwelle, richtete ihre verweinten Augen auf mich und zog sich wieder zurück.

Der Sturm schien sich zu legen und es dämmerte leicht.

Da überfiel mich eine Mattigkeit, meine Lider senkten sich; Bilder stiegen vor mir auf.

Auf weiter, wildbewegter See trieb ein kleiner Kahn, darin saß ich und wußte nicht hin und nicht her und hatte die Ruder verloren. Trostlos blickte ich hinab in die Fluth und weinte und plötzlich ward's licht am Meeresgrunde, und ich sah viele schlanke Nixen mit einen goldenen Ringlein spielen.

„Sie hat die Treu' gebrochen . . ." klang's herauf, und dann brauste eine neue Woge, größer als alle anderen, heran und verschlang mich mit sammt meinem Kahn —.

Todesgrauen überkommt mich, ich kämpfe, ich ringe — umsonst — die Kraft verläßt mich. Und nirgends Luft, nirgends Licht, nur Wasser — Wasser —

Aber nur einige Augenblicke noch, dann ist die Pein vorüber. Und immer tiefer zieht's mich hinab, abgrundtief; neue Bilder tauchen um mich her auf, es sinkt, spricht und lacht und plötzlich fühle ich meine Finger erfaßt und ein Hexenblick trifft in den meinen. Zwei Herzen sehe ich in Deiner Hand und zwei Kreuze daneben, klingt es wie Schlangenzischen in mein Ohr: Hüte Dich, hüte Dich, Kind! . . .

Ich schnelle empor und blicke um mich; die spukhaften Gebilde sind verschwunden, neben mir aber kniet eine männliche Gestalt — ein Kopf ruht an meinem Bettrand —

Charly! stöhne ich und sinke zurück.

Er hält meine Hand in der seinen, er bedeckt sie mit heißen Küssen, preßt sie gegen die Stirn.

Geh', sage ich matt und heiser, laß uns das Leben für eine Strafe nehmen. Geh . . .

Lange sieht er mich an; Himmel und Hölle sprechen aus seinem Blick. Liebst Du mich? keucht er.

Meine Sonne . . . stammle ich.

Margit! So komm' ich wieder — Margit — wie verhaltener Jubel klingt es aus seinen Worten.

Mit letzter Kraft mache ich meine Hand frei. Das Herz bricht mir, schluchze ich, und nach der Thür weisend: geh . . .

* * *

Wochen strichen dahin, ich lebte und wußte kaum, daß ich's that. Man hatte mich nach Süderswort gebracht und behandelte mich schonend. Der Verlust ihres Gatten tödtet sie, hieß es, und von diesem Gesichtspunkte aus, fügte man sich mit langmüthiger Ergebenheit in das Unabänderliche.

Der Herbst zog ins Land, da versuchte der Onkel, dem der Doctor zugesetzt hatte, eines Tages mein Gewissen aufzurütteln. Es geht so nicht — es geht bei Gott nicht! Als ob Du keine Pflichten mehr hättest, schloß er seine Mahnrede.

Pflichten! Das Blut stieg mir bis unter das Haar. Hatte ich Pflichten? Ich wüßte nicht — aber ein Recht hatte ich, das Recht glücklich zu sein. Mit seinem grausen Opfer hatte er mir zu demselben die Thür geöffnet. Sollte es umsonst gebracht sein?

Christian, Christian, jammerte ich in jäh durchbrechendem Schmerz, und der Pfarrer, der zugegen war, trat feierlich auf mich zu und legte mir die Hand auf den Scheitel. Gott nahm ihn zu früh, Gottes Wege sind wunderbar, sagte er, und wischte sich die Thränen aus den Wimpern.

Ich blickte ihn über die Achsel an und schwieg, und eine rasende Verachtung und Bitterkeit gegen mich selbst regte sich in mir. Gott nahm ihn nicht; freiwillig ging er, für mich, für sein Weib — —

Aber die Selbstanklagen waren weit unerträglicher, als der erste dumpfe Schmerz. Gab es denn kein Mittel, sie aus dem Felde zu schlagen oder ihnen doch die Spitze zu nehmen? — Und wie ich sann und sann, ging der Engel der Hoffnung vorbei und berührte mich mit leisem Flügelschlag. Gleich einem züngelnden Flämmlein rann es mir durch den Körper und erhitzte mein Blut.

Wie im Fieber verbrachte ich von nun an die Tage, mein Schlaf wurde unruhig; ich träumte viel. Einmal sah ich zwei Augen, blau wie der Himmel, ernst, traurig — und als ich tief hinein sehen wollte, mich ganz in sie versenken, da wurden sie größer, wurden das Meer.

Charly! schrie ich im Erwachen, und rechnete die Stunden aus, nach deren Ablauf er möglicher Weise kommen, oder doch von sich hören lassen könne. Viele tausend waren's — wie sollt' ich's ertragen — —?

Der andere Morgen war kalt und windig und die Sonne schien gelb und glanzlos in die Fenster hinein. Der Onkel hatte sein Frühstück beendet; er durchflog rauchend seine Zeitungen und ich zerkrümelte eine Semmel und nippte an meiner Schokolade. Es war ein Morgen, wie sie es alle bislang gewesen, still und aussichtslos umfing er mich.

Sapperment! wie rasch kanns kommen, sagte der Onkel plötzlich.

Was? fragte ich, nur um etwas zu sagen.

Reisen, immer reisen, grad als jage sie der Böse, fuhr er fort. Das gehört dazu heutzutage. Auf afrikanischen Inseln hat er sich ein Fieber geholt und ist bald darauf an Bord gestorben.

Wer? fragte ich gleichgültig, apathisch.

Dein Vetter Münich, ein Jammer um den fixen Kerl.

Ich sage kein Wort, ich athme kaum; ich stiere den Onkel an und warte, warte, daß er die grauenvollen Worte widerrufe. Doch er liest und schweigt — Grabesstille. Der Sonnenstrahl auf den Parketarabesken ist ein paar Handbreit weiter gekrochen und leckt an meinem Fuß. Wie ein falsches kaltes Lächeln grinst er mich an. Was ist geschehen? frage ich mich und fahre über die Stirn, auf der kalter Schweiß perlt. Da singt es mir vor den Ohren, alles tanzt ineinander. Was geschehen ist? Dein Glück ist gestorben, durch dich in den Tod gejagt! Ein Schauder packt mich; ich will mich erheben . . mir schwindelt und ich weiß nichts mehr!

* * *

Eines Tages erwachte ich, d. h. mein Geist erwachte; meine Augen mußten längst offen gewesen sein, kannten sie doch jede Einzelheit des stark verblaßten, den Tod Alexanders darstellenden Gobelins, das die Wand meinem Bette gegenüber bekleidete.

Ich richtete mich halb auf. Die Stoffgardinen waren zurückgeschlagen; der nüchtern helle Winterhimmel sah durch die Tüllshawls. Schnee überall, fleckenlos wie ein Bahrtuch.

Der erste gute Tag; Dieu merci! sagte die Vervier, sich neben mich setzend.

Ich legte mich weiter zurück und sah fast feindlich zu ihr hin.

Hättet Ihr mich doch sterben lassen, sprach ich dumpf. Das volle Bewußtsein meiner Schuld und meines Schmerzes überkam mich, mit ihm aber eine krankhafte Stärke, und ich schwor mir, nie einen Wunsch, nie eine Klage je wieder laut werden zu lassen.

Ich erholte mich langsam. —

Das Weihnachtsfest kam und mit ihm Colin Challis als Gast.

Es war am Christabend und die Bescheerung der Leute vorüber. — Die Herren rauchten und sprachen; ich saß am Kamin und wenn mich die Gluth voll beschien, schüttelte mich der Frost. Mir gegenüber hing ein Spiegel in defecter, venetianischer Umrahmung und über ihm ein Roccoco-Dämchen, lächelnd, jung — Milch und Blut — sie führte ein rosenbekränztes Lamm an blauem Bande.

Ich betrachtete sie eine Weile und sah dann nach meinem Spiegelbild. Welch' ein Contrast! Mein Gesicht zeigte eine Todtenfarbe, von der Wittwenfarbe grell markirt; meine Augen waren rothberändert, mein Blick leer.

Die auf das Spiegelglas gemalten Heckenrosen rankten über mein schwarzes Kleid, über mein weißes Gesicht. Ein Blüthenreis auf einer Leiche. —

Ich sah hinweg, die Lichter verglommen und die Schatten ringsum nahmen zu.

Halb auf einem der langen, leeren Tische sitzend, ein Bein über dem anderen, den bläulichen Cigarrettendampf gerade zur gothischen Wölbung des Plafonds aufblasend, hörte Colin irgend einem Jagdmärchen des Onkels zu.

Splendid indeed, sagte er. Außer Ihnen habe ich nur den jungen Münich . . .

Der arme Teufel! fiel der Onkel ein. Ein tüchtiger Schütze! Schade, daß er so früh hat d'ran glauben müssen!

Ich richtete mich auf und stieß mit dem Feuerhaken den Kohlenbau um.

Wo ist sein Grab? fragte ich. Wie lange hatte mir die Frage auf dem Herzen gebrannt!

Man versenkte ihn doch wahrscheinlich nach Seemannsart mitten im indischen Ocean, versetzte Colin, und dann kam ein Diener und rief den Onkel hinaus.

Im Meer also! Etwas wie eine Erleichterung überkam mich; so war doch dieser stolze, schöne Leib in keine enge Gruft gezwängt, um an vergessener Stätte zu vergehen. Und auch das Meer soll seine Todten wiedergeben. — —

Colin trat näher und setzte sich mir gegenüber, dann sagte er: Ich sann und sann, was ich Ihnen wohl zu Weihnachten schenken könne; mir fiel nichts ein. Haben Sie nicht irgend einen Wunsch?

Ich! Nein.

Eine Weile war es still. Sie sind zwanzig Jahre, nicht wahr? fragte er weiter.

Ja, zwanzig Jahre.

Haben Sie Ihren Mann geliebt?

Ich blickte zur Seite. Mein Mann war der beste Mensch, ich war seiner nicht werth.

Secundenlang sah er mich scharf an. Zwanzig Jahre . . . wiederholte er dann. Das Schicksal war sehr hart mit Ihnen.

Ich schüttelte den Kopf.

Nein, nein — ich war sehr schlecht! Und ich grub das Gesicht in die Polster.

Wissen Sie wohl, daß Sie sich zu Tode quälen! — Sie antworten nicht; das soll mir sagen: Was wünsche ich denn anderes als den Tod! — Vor dem unmittelbaren Selbstmord bewahrt Sie Ihr Stolz, vielleicht auch die Furcht vor dem Richter droben; aber die todtbringenden Schlangen, Reue, Sehnsucht und Pein, oder wie sie heißen mögen, in ihrem Herzen zu nähren, das gestatten Sie sich, das erfüllt Sie mit grausamer Freude. Sterben, Vergessen, das ist Ihr Wunsch, und so groß ist er in Ihnen, daß Sie den Muth finden, ihn geheim zu halten. Alas, poor thing!

Er hatte langsam gesprochen, jedes Wort abwägend. Glauben Sie, Gräfin Margit, das Leben ist eine große, eine heilige Aufgabe und fordert in blinder Gerechtigkeit die Erfüllung derselben auch von Ihnen.

Ich sah scheu, ungläubig zu ihm auf. 's ist zu spät, murmelte ich.

Zu spät? — Mit zwanzig Jahren! — er sprach es leise und sehr warm. Es sühnt sich Alles im Leben.

Minuten verstrichen. Ich sah ihm tief in die Augen und es war mir, als wenn meine kranke Seele in der seinen gesunden könne. Dann reichte ich ihm die Hand. Ihr Wort ist meine Christgabe, sagte ich. — Ich danke Ihnen . . .

* * *

Was hatte ich denn verloren außer meinem Glück — nicht einmal meinen Ruf, meinen Verstand nicht, nur die Achtung vor mir selbst; wohlan — es gilt, sie wieder zu gewinnen.

Alles kämpfte ich nieder, nach einem Jahre sogar jene geistige und körperliche Lahmheit, die die Folge harter Schläge ist, und die die Welt „Melancholie" nennt.

Um die folgenden Weihnachten starb der Onkel. Du bist zu gutes Material; es mußte besser mit Dir werden, war so ziemlich das Letzte, was er sagte. —

Bald darauf bin ich mit der Vervier nach Görding gezogen und Jahre sind vergangen, ich habe die Welt umreist, war am Ganges, am Niagara und in allen europäischen Metropolen.

Es giebt viel Herrliches auf der Erde, doch sollte ich dem Herrlichsten eine Krone geben, ich gebe sie Dir, mein heiliges, blaues Meer.

Das Meer ist mein Freund; ich verstehe es ganz. — Es ist mein Fabulist im großen Stile; seine Mären sind traurig, aber echt, wahr — sie schluchzen und flüstern sich tief ins Herz, dort ein Echo weckend. Das Meer ist ein Tonkünstler von Gottes Gnaden; anbetend lausche ich seiner ewigen Sinfonie.

Sonst habe ich eine Antipathie gegen Musik und Romane.

Ich male viel, und doch nur die See und wieder die See.

Wie fangen Sie es nur an, dem Ewiggleichen stets neue Seiten abzugewinnen? fragte mich einst ein französischer Schriftsteller, zwei meiner Bilder, die im „Salon" ausgestellt waren, vergleichend.

Und wie fangen Sie es an, den Ewiggleichen — den Menschen — in tausend Nuancen Ihrem Lesepublikum vorzuführen? war meine Gegenfrage.

Der Mensch, Madame, hat seine Leidenschaften, seine Schwächen und Tiefen; der Mensch hat Laster und Tugenden.

Tout comme chez nous, Monsieur! — Das Meer kennt Sturm und Frieden, genau wie das Herz, und ebenso wie dieses birgt es Schlick und Perlen.

Der Franzose nickte. Die Natur verstehen, das ist's. Von ihr abschreiben könnten am Ende Viele! Wir zwei sind keine Handwerker, Comteß . . .

* * *

So bin ich dreißig Jahre alt geworden.

Wieder ist's Frühling; wie sonst hat die Nachtigall Einzug gehalten, klagt und jubelt ihr großes Liebesgeheimniß aus, und die kleinen, guten, unschuldigen Veilchen reißen die Augen weit auf, lauschen und verstehen nichts.

Eines Tages war Colin Challis in Görding erschienen; er hatte ein Regiment am Rhein bekommen und wollte mir Lebewohl sagen. Der Abschied von ihm stand mir als etwas Schweres bevor.

Es war kurz vor seiner Abreise und wir schlenderten durch den Park dem Teiche zu, auf dessen spiegelklarem Wasser ein Schwanenpaar seine Kreise zog. Mein Begleiter hatte sich mit Brot versehen und begann die Fütterung.

's ist hier gut sein, aber recht still, weltab . . ., sagte er, anscheinend nur auf die Brocken verschlingenden Thiere achtend. — Sie sind noch so jung, ob Sie die Einsamkeit nicht manchmal bedrückt? . . .

Ich lehnte an einer Weide, sah ihm zu und sagte weder ja noch nein. Er erwartete auch wohl keine Antwort. — Das Brot war verschlungen, er wandte sich zum Gehen.

Schade, daß Sie keinem Kinde das Leben geschenkt haben; welch herrliche Mutter wären Sie geworden, sagte er in seiner spontanen Art.

Ich erröthete wie ein junges Mädchen. Was Sie nur reden! Görding und Süderswort geben ein beträchtliches Stück Erde mit vielen großen und kleinen Kindern darauf. Ich hoffe ihnen allen so etwas wie eine Mutter zu sein.

Er sah mich voll treuherziger Bewunderung an. Es giebt zwei Arten von Herzensgüte, philosophirte er, die eine ist die angeborene; ich schätze sie nicht all zu hoch, denn sie hält nicht jeder Probe stand, ist auch, däucht mir, oft von Schwäche kaum zu unterscheiden; die andere dagegen ist bei großen Seelen die Frucht schweren Leidens. Dieser letzteren dürfen Sie sich rühmen, Gräfin . . .

Ich seufzte. Werde glücklich oder werde gut — das waren ja meines Mannes letzte Worte. Glücklich konnte, sollte ich nicht sein, nun muß ich doch in etwas seinem Wunsche nachkommen, war meine Entgegnung.

Wir schritten weiter. Bald senkten die Blutbuchen ihre knospenden Zweige über uns.

Haben Sie nie daran gedacht sich wieder zu verheirathen? fragte Colin, lüftete den Hut und strich mit nervöser Hast über sein kurzgeschnittenes, sammetweiches Haar; seine Nüstern zitterten.

Nie! Ich sagte es leise, aber fest. Werde auch nie daran denken . . .

Ein Schwarzdorn streute sein blühendes Reis über den Weg; er brach es und gab es mir. Wenn Sie einmal Rath oder Hilfe gebrauchen, so wenden Sie sich an Ihren . . . er lächelte unendlich fein, fast schmerzlich, an Ihren Ritter von der traurigen Gestalt. Ich . . . ich . . . er stockte und wir gingen rasch dem Schlosse zu.

Dann nahm er Abschied. Treu, hold und gewärtig . . . flüsterte er, meine Hand an den Lippen.

God bless you. — — —

* * *

Das war meine Geschichte!

Was nun noch vor mir liegt, sei es so oder so, lang oder kurz, es ist nur der Schluß — mehr nicht.

Ich sitze im Salon von ehedem! die Fenster sind geöffnet, in den Gardinen fängt sich der Frühlingswind.

Müde seines langen Schlafes schaut der Hof in den jungen Sonnenschein. Der Springbrunnen leiert wieder sein süßes, altes Lied und Amor lächelt ungläubig und überlegen dazu. Alles wie sonst und doch alles vorüber — Alles —

Wollte Gott, daß es so kam oder hat Menschenthun und Menschenfürwitz seinen Rath durchkreuzt . . .

Was frag ichs länger!

Vorwärts mein Lebensschiff — schieß Fahrt! —

Das Steuer der Muth, Arbeit der Mast, der Ballast Leid, die Segel Menschenliebe . . . Friede, die Flagge, halbmast gehißt . . .

Vorwärts mein seetüchtig Schiff!

Fern winkt der Hafen.

Ende.

Um das Schmelzen des Schnees auf den Dächern zu fördern, empfiehlt es sich, unmittelbar hinter dem Schneefange am Dachrand ein dünnwandiges Metallrohr anzubringen, welches einerseits in den Schornstein mündet, alsdann horizontal den ganzen Dachrand entlang läuft und schließlich nach oben wie ein Schornstein senkrecht in die Höhe geht. Durch dieses Rohr können die heißen Verbrennungsgase durchgeleitet werden, sodaß der Schnee abschmilzt, anderer nachrutscht und das Dach davon befreit wird. (Patentbureau Fr. Reichelt, Berlin.)

Redigirt von Heinrich Baum und Bernhard Wyneken in Breslau.
Verantwortlich gemäß § 7 des Preßgesetzes Heinrich Baum in Breslau.
Druck und Verlag von W. G. Korn in Breslau